Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zweiundvierzigster Band.

(Mit Portraits in Radirung von: Hermann Lingg, Leo N. Tolstoj, Charlotte Wolter.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 42. Bandes.

Juli. — August. — September.

1887.

Seite

J. Arminski in Essegg.
Von den Wegen des Lebens. 368

Berthold Auerbach.
Briefe an Wilhelm Wolfsohn. 288. 421

Walter Bormann in München.
Hermann Lingg. 49

G. P. Danilewskij in St. Petersburg.
Meine Fahrt nach Jaßnaja Poljana, dem Gute des Grafen L. N. Tolstoj. 194

Hedwig Dohm in Berlin.
Frau Tannhäuser. Eine Reisenovelle. 1

Heinrich Ehrlich in Berlin.
Die Entwickelung der dramatischen Musik in Italien. 409

Franz Eyssenhardt in Hamburg.
Peregrino Raro. 91

H. Fries-Schwenzen in Berlin.
Marit. Norwegische Novelle. 155

Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Merlins Wanderungen. Eine Dichtung. 229. 383

Paul Lindau in Berlin.
Der Mörder des Kaufmanns Max Kreiß. Das Muster eines Indicienbeweises. 100

Paul Lindau in Berlin.
Allerlei über Theater und was damit zusammenhängt. 240

Hermann Lingg in München.
Die Schlachtfelder. Freie Rhythmen. 88

M. Wilhelm Meyer in Berlin.
Ueber Finsternisse und ihre historische Bedeutung. 211

Otto Roquette in Darmstadt.
Das Capitel über die Frauen. Novelle. 309

Sigmund Schlesinger in Wien.
Charlotte Wolter. Die Tragödin einer Sturm- und Drangzeit. .. 352

Anton Springer in Leipzig.
Die deutsche Kunst und ihre historische Behandlung. 66

Leo N. Tolstoj in Jaßnaja Poljana.
Der erste Branntweinbrenner oder wie der Teufel das Brotränftel abgedient hat. Lustspiel. 274

Bibliographie 140. 299. 437

Bibliographische Notizen 148. 306. 443

W. C. W.

Band 42. — Heft 124.

Juli 1887.

Breslau.
S. Schottlaender.

Juli 1887.

Inhalt.

Seite

Hedwig Dohm in Berlin.
Frau Tannhäuser. Eine Reisenovelle 1

Walter Bormann in München.
Hermann Lingg 49

Anton Springer in Leipzig.
Die deutsche Kunst und ihre historische Behandlung 66

Hermann Lingg in München.
Die Schlachtfelder. Freie Rhythmen 88

Franz Eyssenhardt in Hamburg.
Peregrino Raro 91

Paul Lindau in Berlin.
Der Mörder des Kaufmanns Max Kreiß. Das Muster eines Indicienbeweises 100

Bibliographie. 140
Blätter für Kostümkunde. (Mit Illustrationen.) — Französische Bücher.

Bibliographische Notizen 148

Hierzu ein Portrait von Hermann Lingg.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.



Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLII. Band. — Juli 1887. — Heft 124.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hermann Lingg.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Frau Tannhäuser.

Eine Reisenovelle.

Von

Hedwig Dohm.

— Berlin. —

Rom.

Lieber Freund!

Nicht wahr, mit irgend einem bedeutenden Gefühl muß man doch die erste römische Feder in die erste römische Dinte tauchen? Ich thu's. Mein Gefühl ist Verwunderung, grenzenlose Verwunderung, daß ich überhaupt in Rom bin. Wie ich hergekommen — wenn ich die Geschichte in einem Roman lese — unsinnig würde ich sie finden, unmöglich. Ein Glück, daß Heiterkeit und Appetit bei mir unverwüstlich sind, sonst — wer weiß, ob ich nicht schon eine Rolle in der Statistik gespielt hätte, unter der Rubrik: Selbstmorde. Ich habe aber nun einmal kein Talent, der schönen Gewohnheit des Daseins vorzeitig zu entsagen, woraus Du aber nicht schließen darfst, daß ich nicht sehr, sehr unglücklich bin. Ach, an meiner Wiege ist es mir nicht gesungen worden, daß ich an unglücklicher Liebe dahinsiechen würde, denn ich sieche, wenn ich auch äußerlich etwas stärker geworden bin.

Daß es zu keinem tragischen Conflict gekommen ist, zu keinem Duell, keiner Gift- oder Wasserleiche, das danke ich Dir, Du lieber verständiger Mann, Sokrates Du! Ohne die Xantippe natürlich. Aber ein klein wenig Lob verdiene ich doch auch? Habe ich nicht die Fahne der ungeschminktesten Wahrheit hochgehalten?

Nicht umsonst habe ich mich im Licht Deines philosophischen Geistes gesonnt. Was hast Du mich gelehrt? „Mensch ärgere Dich nicht."

Du nimmst es nicht übel, wenn ich die Perlen Deiner Weisheit ein

Bischen berlinisch fasse. Und ferner hast Du gesagt: „Wie der Geist Gottes über den Wassern, schwebe über all unseren Schicksalen die heitere Vernunft." Die Reue hast Du einen Diebstahl an der Zeit genannt, und die Liebe, die hast Du mit einem Schopenhauer'schen Aperçu abgethan.

Und mit diesen und ähnlichen Lichtblitzen hast Du das clair-obscur meiner Seele erhellt.

Und einmal hast Du auch zu mir gesagt: „Marie, ich habe mich in Deine fröhliche Weltauffassung verliebt, Du bist von Temperament ein Philosoph. Du bist mein allerliebstes Atom, das in der Sonne tanzt, tanze nur immer so fort, und folge ganz Deiner blühenden, frohsinnigen Natur; nie werde ich Dir irgend einen Zwang anthun, und liebst Du mich eines Tages nicht mehr, so sage es, sage es, ich werde nicht mit der Wimper zucken, wir trennen uns dann a l'amiable." Das heißt, Du hast Dich natürlich wieder etwas anders ausgedrückt.

Darfst Du böse sein, wenn Deine Philosophie Schule bei mir gemacht hat?

Uebrigens bedaure ich es keinen Augenblick, daß ich vier Jahr mit Dir verheirathet gewesen bin. Freilich, seitdem Du Dich in die Geschichte der alten Baudenkmäler, in's Hieroglyphische und Sanskritische verbissen hattest, so daß Du kaum zum Mittagessen an die Oberfläche tauchtest, wobei es Dir dann ganz gleichgültig war, ob Suppenfleisch oder Fasan auf den Tisch kam, was für eine Hausfrau doch nicht angenehm ist, seitdem war's mir immer als wärst Du verreist, und Du reistest immer weiter und weiter, in Länder, deren Sprache ich nicht mehr kannte und ich stand, ganz Iphigenia, am Ufer, Dich Verlorenen mit der Seele suchend. Und bald erschienst Du mir nur noch im Licht eines Stilllebens, etwa von Holmberg gemalt — ein Gelehrter in seinem Arbeitscabinet, von Folianten umgeben — hochinteressant, als Ehemann aber — nirvanahaft.

Du hättest nie heirathen sollen, nie, oder höchstens ein häßliches, gelbes Hinduweib. Du siehst ja doch nicht, ob man hübsch ist. Dein Charakter aber — alle Achtung! Was würde ein anderer Mann gesagt und gethan haben, wenn seine Frau ihm Confidenzen gemacht hätte, wie ich sie Dir gemacht habe. Noch sehe ich die Scene vor mir, als wäre es gestern gewesen, und es sind doch schon 14 Tage darüber hingegangen.

Weißt Du noch, wie ich in Dein Zimmer trat mit dem Frühstücksbrötchen in der Hand, um mir Contenance zu geben? Du mit der Nase in den Büchern. „Was willst Du?" — „Mit Dir sprechen." — „Habe keine Zeit." — „Ich werde warten." — Ich setze mich, Du schreibst weiter, excerpirst, schlägst nach, immer so fort, und ich säße vielleicht heut noch auf jenem Stuhl, wäre ich nicht auf den sinnreichen Einfall gekommen, Dich mit Brotkügelchen zu bombardiren. Ein kluges Kügelchen traf eine Hieroglyphe in's Herz, riesiger Klecks. Das klärte Dich über die Situation auf. Du gabst mir eine Viertelstunde Audienz. Ich fiel gleich mit der Thür in's Haus. „Vetter Egon liebt mich leidenschaft-

lich, ich ihn dito, wir wollen uns heirathen, laß Dich von mir scheiden." Du hattest Dich abgewandt, und griffst nach einem Buch, das zu Boden gefallen war, und als Du wieder aufblicktest und mich ansahst — ein Bischen hast Du doch mit der Wimper gezuckt — so merkwürdig sahst Du mich an, da — da that mir beinah leid, was ich gesagt hatte, und wärst Du mir damals zu Füßen oder wenigstens um den Hals gefallen, so — wer weiß, am Ende hätte ich Dir das unermeßliche Opfer gebracht und auf Egon verzichtet. Du aber sagtest nur: „Laß mich nachdenken," und winktest mir fortzugehen, und als ich nicht gleich ging, winktest Du noch einmal, etwas streng, und — ich ging. Wie schnell, wie weise und wie edelmüthig hast Du nachgedacht, Du mein Sokrates! Du hast ja so viel Verstand, Du mußtest es natürlich finden, daß ich Egon liebe. Du weißt ja, daß wir uns als Kinder schon lieb hatten und für einander bestimmt waren, und daß die Heirath nur an einer Caprice meines Vaters, der an Egon irgend ein kleines Charakterdeficit entdeckt haben wollte, scheiterte. Es war dann jugendliche Uebereilung von mir, daß ich Dich heirathete. Du glaubst gar nicht, wie sie mir alle Deine Berühmtheit, besonders Deine zukünftige, anpriesen. Gewiß, Du gefielst mir, aber Du bist viel zu ernst und zu tief für mich. Wollte ich uns durch eine Fabel illustriren, so würde ich sie „Der Schmetterling und die Eule" nennen. Die beiden Thierchen kommen nie zusammen. Das eine lebt im Sonnenglanz, das andere in obscurem, nächtlichem Gemäuer. Egon, der lebt auch im Sonnenglanz. Was der für Esprit hat, und für Augen. Ich liebe ihn rasend, und wir wären Beide gewiß gestorben, wenn Du nicht so lieb gewesen wärst. Ich wußte es ja im voraus, daß Du mich nicht zu Dir zwingen würdest; daß Du aber so einfach und liebevoll auf die Scheidung eingegangen bist, das vergesse ich Dir nie.

Ich habe mich aber auch ganz correct benommen. Habe ich nicht? Was hätte eine vulgäre Frau gethan? Ihren Mann betrogen. Greulich! Und daß ich so ohne Murren auf all Deine Bedingungen eingegangen, und mich in das Land der Goldorangen habe verbannen lassen, das war doch auch recht vernünftig von mir, während es wiederum von Dir sehr hübsch war, daß Du Egon erlaubt hast, mir so oft zu schreiben als er will. Kannst Du es aber verantworten, daß Du mir nicht erlaubt hast, ihm eine Zeile zu antworten? Ich habe Dir aber einmal mein Ehrenwort gegeben, zu thun was Du verlangst, und ich werde es halten. Wie Du es willst, werde ich Dich alle vierzehn Tage einmal ausführlich über die künstlerischen, topographischen, landschaftlichen und seelischen Eindrücke, die ich von Rom empfange, orientiren, so bädekerhaft als möglich.

Warum willst Du mir denn aber keine Zeile schreiben? Das begreife ich nicht — das heißt — doch — ja, ich fange an es zu verstehen. Du bester, edelster Mensch, Du willst meine Gefühle nicht beeinflussen; das ist wieder sehr hübsch von Dir, aber gar nicht hübsch ist es, daß Du mich gerade nach Rom, in diese trostlose Einsamkeit, geschickt hast. Tante Friedel, als

dame d'honneur, mit ihrem Strickstrumpf und ohne ihre ausgezeichneten Büchsen mit Eingemachtem, zählt doch kaum.

Ueber unsere Pension, die pecuniären Fragen und einige andere Angelegenheiten hat sie Dir schon berichtet. Die arme Tante, sie kommt gar nicht aus dem Aerger und aus der Angst heraus, — Angst, weil alle Hunde hier ohne Maulkörbe umherlaufen, und Aerger, weil kein Italiener ein Wort deutsch versteht, wenn sie auch noch so laut und deutlich spricht. Und dann der Kaffee! seine grauschwarze Grundigkeit hat sie schon an den Rand von Thränen gebracht.

Wer soll auch hier seines Lebens froh werden! O, ich errathe, warum ich hier bin: Tannhäuser — Reue — Buße! u. s. w. Ich bin schlauer als Du denkst; dazu aber lieber Freund, habe ich nicht genug gesündigt.

Oder wolltest Du nur den Ernst meiner Gefühle für Egon prüfen? Dann hättest Du mich nach Paris schicken sollen. An den Deutschenhaß da drüben glaube ich nicht, er wird sich wohl nur auf die unangenehmen Deutschen beziehen. Rom ist kein Aufenthalt gegen Liebe. Aus der Feuerprobe dieser tödtlichen Langeweile hier wird die meine geläutert hervorgehen. Wenn ich auch heiter thue, meine Scherze sind feucht von Thränen. Lebe wohl, Rom ist greulich, und Egon, den liebe ich rasend, Dich aber achte ich wahnsinnig.

Deine treue Freundin
Marie.

Sokrates! Freund!

Ruf mich zurück! ruf mich zurück! Ich halte es ja doch nicht aus. Oder laß Egon hierher kommen. Es hilft Alles nichts. Ich werde ihn lieben bis zum letzten Athemzug, und ganz speciell bis zum letzten Athemzuge in Rom. O, dieses Rom! Sind das verlogene Menschen, die sich — via Bädeker — für dieses Nest begeistern. Ich glaub's nicht! Ich glaub's nicht!

Mein einziger Trost hier sind Egons Briefe; da erfährt man doch wenigstens, was in dem reinlichen, entzückenden, bezaubernden Berlin W. vorgeht.

Ich habe ein rosa Bändchen um die Briefe geschlungen, und darüber geschrieben: „Trost in Ruinen." Nimm es nicht übel, aber er schreibt wirklich sehr amüsant. Er erzählt mir den neuesten Börsenwitz. Habe ich gelacht! Denke Dir — nein, ich unterdrücke den Witz. Auf der Höhe Deiner antiken Baudenkmäler hast Du ja doch keinen Sinn für modernen Esprit.

Rom also! Rom! wie eine volle Woge rollt einem das Wort von der Lippe. Der Ort aber: steinernes Gerümpel, verblichene Scherben, marmorne Rasenlosigkeit, Risse, Sprünge, Trödel, zeitloser Kehricht, wüstes Gekreisch von Mensch und Esel, und über Allem der würzige Hauch ranzigen Oels — das ist Rom.

Und die Umgegend, die Campagna? eine wüste Steppe, wo der wilde Stier gedeiht und der beißwüthige Hund, der Räuber mit dem Dolch im Gewande und Moderluft. Und die elenden Gassen in der Stadt! Wenn ich mir einmal eine Güte anthun will, so fahre ich nach Makao, das ist ein funkelnagelneuer Stadttheil Roms in der Nähe des Bahnhofs, ganz acceptable Straßen, wie bei uns etwa die Steglitzer- oder Kurfürstenstraße. Wenn wir Bewohner der Regentenstraße einen Ausflug in die Steglitzerstraße machen wollten, um frische Luft zu schöpfen — lächerlich!

Bei der Regentenstraße fällt mir unser vis-a-vis, der Baron Fuchs ein. Weißt Du, was dem neuerdings in Nizza passirt ist? Egon schreibt es mir. Er lernt da eine reizende junge Dame kennen, die sich mit einem alten Herrn, der natürlich nur ihr Vater sein kann, dort aufhält. Sie machen einen gemeinschaftlichen Ausflug zusammen, er tanzt auf einem Balle alle Tänze mit ihr. Er ist total verliebt, und hält bei dem alten Herrn um die junge Dame an. Und der antwortet: Ich wechsle meine Maitressen nur alle zwei Jahr, fragen Sie in achtzehn Monaten wieder an! — Tableau! Sehr komisch — nicht?

Verzeih' die Abschweifung. Ja, was ich sagen wollte. Von den Säulen auf dem Forum bis zu den Tischen und Stühlen in unserer Pension wackelt und bröckelt Alles in Rom. Freilich an den gewölbten Plafonds der Zimmer in unserem Palazetto — welches Haus wäre hier nicht ein Palästchen — hüllen sich Freskoengel in rosige und bläuliche Schleier, die Beine aber an Tischen und Stühlen werden mit Strippe zu ihren Pflichten angehalten. Ach Gott, Alles ist hier antik: die abgestoßenen Teller, die henkellosen Töpfe, die schlüssellosen Thüren, die verrosteten Klingelzüge, antik scheinen auch die römischen Ochsen, nach den zähen Rostbeaf zu schließen, das sie auf den Mittagstisch liefern. Du weißt gar nicht, wie gut Du es mit Jetten hast, die so perfect kocht.

Antik sind auch die Fremden in unserer Pension, 20 ältliche Engländerinnen und ein Ehepaar auf der Hochzeitsreise, das zusammen 125 Jahr zählt, von denen auf die schöne schwerhörige Hälfte noch ein paar Jahre mehr kommen, als auf die wegen Podagra hinkende. Sie ist grundhäßlich, er gewesener Beau, sie sehr reich, er sehr arm, sie rasend eifersüchtig, er Don Juan außer Diensten, sehr malgré lui. Sie führt den Trousseau einer Neuvermählten mit sich, und erscheint zum Diner in halblangen Aermeln und coeurförmigem Ausschnitt; ab und zu inscenirt sie ein Schäferspiel Neuvermählter, sie flüstert ihm in's Ohr, giebt ihm kleine Schläge mit dem Fächer und schielt ihn über ihre Brille fort liebevoll an. Anfangs saß der wacklige Seladon neben mir und spielte den Charmanten — sie entbrennt in Eifersucht und läßt eine englische Tante mit einer Nachtmütze zwischen mich und ihn schieben. Er blinzelt über die Nachtmütze fort zu mir herüber.

Mein Nachbar auf der anderen Seite ist ein deutscher Baron, Mecklenburger, nicht ohne Geist; Monocle, Scheitel über den Hinterkopf, lächelnde

Blasirtheit mit Schopenhauer verbrämt, schlank und frivol, hört auf den Namen von Malwitz. Der hatte es gleich weg, daß ich mit meinem aschblonden Haar, grauen Augen und Grübchen in den Wangen etwas besonders Rares wäre, was ich daraus schließe, daß er es mir so oft als möglich sagt, ganz abgesehen von dem Veilchenstrauß, den er täglich bei mir absetzt, Unkosten allerdings nur 5 Pfennige, die zarte Symbolik aber der Gabe verleiht ihm Werth. Mitunter erinnert mich der mecklenburgische Herr an Egon. Er erzählt Anekdoten, nicht ganz so, aber beinahe so hübsch wie er. Nun ja, er macht mir den Hof, wobei ich Dir nur gestehen will — bitte, nicht die Augenbrauen runzeln — daß ich hier für ein Mädchen gelte. Tantchen hatte — ohne jede Nebenabsicht natürlich — in das Fremdenbuch: „Frau Hartung nebst Nichte" geschrieben. Kann ich dafür, daß man mich nun, je nachdem man Italiener oder Deutscher ist, Fräulein Hartung oder Signorina anredet. Eigentlich bin ich doch auch gar nicht mehr verheirathet, und Wittwe bin ich auch nicht. Was bin ich denn? Ist es nicht so viel schicklicher und bequemer? Eine Frau, die in Scheidung schwebt! Abscheuliche Position. Und dann dieses ewige Fragen: Warum in Rom? Wozu in Rom? Wieso in Rom? Siehst Du, Dir schadet es nichts, und mir macht es Vergnügen.

Das Unglück, wenn ich nun wirklich in die Lage käme, dem mecklenburgischen Reactionär einen Korb zu geben. Schon aus politischer Antipathie gegen ihn würde es mir Spaß machen.

Tantchens Nachbar ist ein Holländer, irgend ein van Schulz oder van Müller, ich kann den Namen nicht behalten, ein langer knochiger Herr mit starken und energischen Zügen und einem großen Kopf, der auf einem zu dünnen und zu langen Hals zierlich auf- und niederschwankt. Dieser Van (ich werde ihn der Abkürzung wegen nur „Van" nennen) zeichnet sich durch ein Notizbuch und ein Cello aus, die er immer in Bereitschaft hält. Er spricht alle vorkommenden Sprachen, ißt von allen Speisen, spricht mit allen Menschen, spielt mit allen Clavierpaukern und verbindet mit den buschigsten Augenbrauen das kindlichste Gemüth. Sein Beruf: Menschenfreund und Musikdilettant. Tantchen, obwohl er etwas älter ist als sie, bemuttert ihn.

Es scheint, die beiden Herren können sich nicht leiden. Der Holländer sieht immer beleidigt aus, wenn der Baron etwas Geistreiches sagt, und der Baron überhört die Aeußerungen des Holländers als durchaus geringfügige.

Ganz nach Deinem Wunsch durchstreifen wir täglich die Stadt nach allen Richtungen. Ich sperre die Augen auf und öffne die Thore meiner Seele, nicht nur um meinen Horizont zu erweitern, sondern hauptsächlich um Dir etwas Hübsches schreiben zu können. Ja, was denn? Das Amüsanteste, glaube ich, ist Tante Friedel, die sich hier zusehends an Körper und Geist embellirt; wenn das so fortgeht, hört sie nächstens auf, alt zu sein. Du weißt ja, wie ängstlich sie sonst war; jetzt, seitdem sie die Hoffnung aufgegeben hat, den Italienern das Deutsche beizubringen, entwickelt sie einen Löwenmuth.

Sie sagt den Eingeborenen die unverfrorensten Wahrheiten in's Gesicht — auf Deutsch.

Gleich in unserer Straße, der via sistina, da rekeln sich den langen lieben Tag die römischen Modelle in der Sonne, die Du ja sammt ihrer malerischen Tracht aus hunderttausend Feuilletons auswendig kennen mußt. Was thut unsere liebe Tante? Sie haranguirt sie folgendermaßen: „Ihr Nußknacker, Ihr Orangenesser, ist das eine Manier, die Schalen auf der Straße umherzuwerfen, daß anständige Fremde ausrutschen und sich Arme und Beine brechen müssen! Strickt doch, Ihr Faulpelze, damit Ihr einen ganzen Strumpf auf die Beine kriegt, und kämmt Euch, damit Andere nichts von Euch kriegen. Und was habt Ihr denn da auf den Füßen? Dieses chaotische Durcheinander von schmutziger Baumwolle, Lederriemen, Sohlen, Löchern, Fetzen und Bändern soll Schuhwerk sein? Ich danke." Und damit nahm sie ihre Kleider, um sie vor der Berührung mit den Modellen zu schützen, so eng zusammen, daß ihre Füße in ihrem ganzen respectablen Umfang zum Vorschein kamen. Die ganze Bande brach in ein Hohngelächter aus: „il piè! il piè! (Fuß). Und seitdem, so oft wir die Straße passiren — etwa drei Mal täglich — das ganze Nachechor hinter uns her: „Il piè!" Und das ist nun, so weit die via sistina reicht, Tantchens Beiname geworden.

Wie sie aber mich nennen? Sage ich's? Ich habe Dir Aufrichtigkeit geschworen — ich sag's. „Angelo del cielo" rufen sie hinter mir her.

Und ach, dieser „angelo del cielo" marschirt nun durch Dick und Dünn in diesen elenden Gassen umher, mit dem Riechfläschchen in der einen Hand, während Tantchen in der anderen Hand ein Flaçon mit Ungarwein trägt, beides als Schutzmittel gegen etwaiges Bacillengesindel, das gewiß hier seine schönsten Herde hat.

Und der Lohn für alle diese Strapazen? Nichts als zuweilen ein süßer Schreck, wenn ich in dunkle, feurige Augen blicke, die mich an seine Augen erinnern.

Zu unangenehm in diesen krummen Gassen sind die zahllosen Schlächterläden, immer einer neben dem anderen, als ob alle Römer die Bantingkur brauchten und kein milderndes Schaufenster von Glas ist zwischen uns und diesen Opfern des Carnivorenthums. Bis auf die Straße hinaus sind die Ladentische geschoben, auf denen Lungen, Lebern und andere mir ganz unbekanne blutige Eingeweidepiècen den Käufer anlocken sollen. Ganze Reihen abgeschiedener Lämmer hängen wie Damoklesschwerter über unseren Häuptern und nicht einmal ein paar Blumentöpfe zwischendurch beschönigen die Metzelei. Daß Schlächterläden so die Vorstellung von Blutthaten und Leichenfeldern erwecken können, habe ich erst in Rom erfahren müssen.

Als einmal gerade ein Schlächtermeister in seiner Thür stand, schrie ihn Tantchen entrüstet an: „Aber lieber Mann, so abgebrüht sind wir Berliner nicht, daß solche Lämmer unseren Appetit reizen könnten, der Anblick verekelt einem ja das saftigste Beefsteak. Müßt Ihr schon Euer Gewerbe auf offener

Straße treiben, steckt doch die Hängelämmer auf Spieße, und laßt sie Angesichts urbi et orbi braten anstatt bluten. So aber — da läuft man ja schnurstracks in den Gemüseladen nebenan, kauft Artischoken und . . ."

Da fiel ein Blutstropfen von einem Hängelamm auf ihren neuen Hut. Entsetzt flohen wir auf die andere Seite der Straße und wären beinah aus der Scylla in die Charybdis gerathen, das heißt in die geöffneten Arme von zerlumpten Bettlern. Davor schützte uns der Holländer; der kam unversehens durch die Straße und streckte nicht nur schützend seine Hände vor uns aus, er zog auch ein Taschentuch — gewiß eins von holländischer Leinwand — aus dem Rock und säuberte Tantes Hut, was ihrerseits ein gerührtes Erröthen zur Folge hatte.

Weißt Du, das Betteln, das ist hier eine wahre Tortur für die Fremden. Es verhärtet einem das Herz in der Brust, Ekel tödtet das Mitleiden, und wenn man giebt, so wirft man seinen Obolus hinter sich, nur um so schnell als möglich aus der verpestenden Nähe dieser Unglücklichen zu entkommen. Ehe man in eine Villa oder Kirche gelangt, muß man zwischen Bettlerreihen förmlich Spießruthen laufen.

Sie betteln nicht wie bei uns mit einem wehmüthigen Gemurmel und flehenden Blicken, sie betteln mit allen Gliedern ihres Körpers, mit Armen und Beinen, mit Lumpen und Wunden. Viele haben oder fingiren fürchterliche Gebrechen. An den Stellen, wo die meisten Fremden vorüberkommen, liegen stets eine Anzahl scheußlich geballter Klumpen, die sich auf allen Vieren fortwälzen und unter krampfhaften Verrenkungen wahnsinnig um einen Soldi kreischen. Das angeschossene Thier flieht in die Einsamkeit, um seine Wunde zu verbergen, diese Bettler schwingen ihre verstümmelten Arme und Beine wie Trophäen, und überbieten sich einander mit wildem Triumph in Bloslegung ihrer Gebrechen. Ich sah, wie ein Einarmiger einem Andern, dem beide Beine fehlten, anspuckte, weil er einige Soldi mehr erwischt hatte als er.

Man glaubt sich in Zeiten fernster Uncultur versetzt, wo Aussätzige und vom Teufel Besessene an der Tagesordnung waren. Und dieses physische Pariathum durchfrißt ganz Rom, und dahin schickst Du mich zartfühlende Berlinerin! Was habe ich Dir gethan! Ach Gott, ja, ich habe Dir ja was gethan.

Tantchen fuhr an jenem Tag die Bettler an: „In's Hospital mit Euch! Ich schäme mich in die Seele Eurer Regierung hinein, die Euch hier auf offener Straße crepiren läßt. Giebt es denn keine Siechenhäuser in Rom? oder wartet man auf die Cholera, damit die Euch da unten ein Unterkommen schafft?" Und damit stieß sie energisch mit ihrem Schirm auf das Pflaster, daß es hohl wie Grabeskollern klang.

„Wenigstens," meinte der Holländer, „könnte die Regierung dahin wirken, daß diesen Elenden täglich ein unentgeltliches Bad verabreicht würde. Der Gebadete müßte dann mit einem Schilde versehen werden, und nur wer diese Reinlichkeitsmedaille aufweisen könnte, hätte Anspruch auf Almosen.

Tantchen fand es noch einfacher, daß die bettelnden Herrschaften, Angesichts der Fremden, in eine der zahllosen römischen Fontainen sprängen, natürlich in einem decenten Badecostüm; die Fontainen meinte sie, wären doch nicht blos zum Plätschern da, und sie schloß ihre Rede mit einem Loblied auf die Berliner Polizei. Es sei eine liebe Polizei, solche Wirthschaft könne bei uns nicht aufkommen. Und darauf entwickelte sie mir den Plan, dem Polizeilieutenant unseres Reviers, der ihr einmal bei einer Dienstmädchen-Affaire behülflich gewesen war, eine Photographie vom Colosseum mitbringen zu wollen.

Dieser Plan aber fand ebenso wenig Anklang als der Vorschlag des Holländers, unverzüglich das Ghetto zu besuchen. Tantchen erklärte, ohne eine Stärkung nicht einen Schritt weiter gehen zu wollen. Ich schlug vor, in ein nahegelegenes Café zu treten. Sie wollte nicht, sie habe es ausprobirt, der einzig trinkbare Kaffee käme im café nationale vor. Wir gingen also dahin, und Tantchen bestellte sich Kaffee mit crema (Sahne). Merkwürdig dick war die Sahne; sie nimmt einen Löffel, kostet, stößt empört die Tasse fort, und streicht Italien aus der Reihe der Culturländer.

Der Holländer blättert in seinem Notizbuch. Da stehts: den Gebrauch der süßen Sahne zum Kaffee kennt man in Rom nicht. Was man in den Cafés als crema erhält, ist dicke oder saure Milch. Er giebt der Tante den Rath, sich künftig in die Cafés aus einer der zahlreichen Molkereien Roms ein Töpfchen Sahne mitzubringen, welcher Vorschlag aber von ihr als gar zu materiell verworfen wird.

Und während sie noch von dem Hofgarten in München schwärmt, wo man bei Lutze den besten Kaffee mit der besten Sahne trinkt, nur die Tassen wären viel zu klein, tritt der Baron ein, unendlich erfreut, uns zu treffen: Schon seit einer Weile hatte ich ihn gegenüber auf der Straße bemerkt, heftig sein Monocle auf das Café richtend, dann war er auf eine Blumenverkäuferin losgestürzt, und nun überreichte er mir den längstgewohnten Veilchenstrauß; er hätte geahnt, mich hier zu treffen. Ich lachte: ich lache immer, wenn mir nichts Geistreiches einfällt, was häufig der Fall ist. Und findest Du nicht auch, gegen ein unbequemes Liebeswerben giebt es keine bequemere Abwehr als ein harmloses Lachen? Erlauben die Stimmmittel, daß es silbern klingt — desto besser. Das Lachen sagt: ich weiß ja, daß Deine Liebe nicht ernsthaft ist, ich amüsire mich, Du amüsirst Dich, weiter hat es keinen Zweck. Uebrigens bleiben seine Huldigungen natürlich in den Schranken der Ehrerbietung. Würde ich sie mir sonst gefallen lassen? Er ist der reine Troubadour; z. B. bestelle ich in einem Restaurant ein Beefsteak, so läßt er sich ein Cotelette geben, und lasse ich mir ein Cotelette geben, so bestellt er ein Beefsteak. Warum? Im Fall mein Beefsteak schlecht ist, legt er mir sein Cotelette zu Füßen, und läßt mein Cotelette zu wünschen, so muß sein Beefsteak vor den Riß. Rührend, nicht?

Jedem Schnupfen meinerseits beugt er vor, indem er über die Bänke von Stein, auf die ich mich setze, seinen Paletot breitet. Sehr edel? Nicht?

Der Holländer brachte das Ghetto wieder auf's Tapet, und mit den beiden Herren, Muth und Jehovavertrauen bewaffnet, entschlossen wir uns zu dem Wagniß. Ich ging mit Herrn von Malwitz voraus, Tantchen mit dem Van hinterher, und mit einem Mal fiel mir ein: Faust und Grethchen, Martha und Mephisto; es war aber kein Garten, in den wir lustwandeln gingen, o nein, ganz im Gegentheil.

Es grauste mich an, das Ghetto, als käme ich — Herr Gott, ich glaube, es wächst mir ein leichter Flaum von Poesie auf der Lippe — auf einen Kirchhof des Menschenthums. Waren das Menschen — Häuser — Straßen? Das ganze Ghetto eine phantastische Kloake, eine menschliche, lebendige Ruine voll unheimlichen, kreiselnden, wirbelnden Lebens. Nichts als versteinerter Schimmel, Löcher, Höhlen, verfallende Steinklumpen, schwärzliche Mauern, Gestank und rastlose Menschen, die in ihrer wilden, scheuen Art etwas Gespensterhaftes haben, etwas krank Sehnsüchtiges.

„Ein architektonischer Höllenbreugel," sagte der Baron, und der Holländer setzte verbessernd hinzu: „Eine Menagerie wilder Steine."

Der Abfall von Monaten, Jahren, Jahrhunderten liegt aufgehäuft in den engen Gassen, ein sensationeller Unrath.

Wie Menschen diese Luft nur ein paar Stunden athmen können ohne zu ersticken, begreife ich nicht; und dahin schickst Du mich! Barbar!

Tantchen hielt sich, seitdem wir das Ghetto betreten hatten, permanent die Nase zu, und näselte nun in höchst komischer Weise, wenn sie etwas sagen wollte.

An manchen Häusern klettern schmale Hühnerstiegen von außen an dem bröckligen Mauerwerk empor; sie führen in halb demolirte Räume. Durch die leeren Fensterhöhlen sieht man struppige Köpfe sich unstät auf und abbewegen. Auch ein alter, schiefer Palazzo steht in einer engen Gasse. Ueber dem marmornen Altan hängen Lumpen.

In Höfe haben wir geblickt, nur wenig Quadratfuß groß und von hohem Mauerwerk eingefaßt. Auf den Mauerrändern und auf dem Pflaster des Hofes sickerte eine grünliche Jauche, Fensterlucken öffnen sich auf diesen Hof, dahinter die Schlafzimmer der Familie. Die Betten: eine Handvoll Lumpen auf einem alten Kasten. Auf einem solchen Kasten sahen wir einen sterbenden Greis.

„Mikrobenhaft," sagte der Baron.

„Kommahaft," verstärkte der Holländer.

Tantchen erkundigte sich aufgeregt nach der nächsten Badeanstalt, ich aber konnte vor schmerzlicher Verblüfftheit kein Wort hervorbringen.

Einmal standen wir vor einem geheimnißvollen, cyklopenhaft gewölbten Bogen, der in eine schwarzbraune Finsterniß führte. Ich setzte einen Fuß hinein, der Baron riß mich zurück. Tantchen hielt sich noch energischer die Nase zu und näselte: „'s riecht zum Himmel!"

Und denke Dir, Osterien (Gastwirthschaften) giebt es sogar in dieser Heimat des Urschmutzes. „Osteria“ stand auf einer niedrigen Thür in einer verwitterten Mauer. Oeffnete sich die Thür, so quoll ein giftiger Athem heraus. Die kleinen Fenster in der Mauer waren mit einer dicken Kruste von — ja, ich weiß nicht wovon befleckt.

Ein großer Theil der Wohnungen empfangen Luft und Licht nur durch die Hausthüren. Jeder kann in die dumpfen Gewölbe hineinsehen. Drinnen ein wildes Durcheinander: Küchengeräth zwischen Strohmatratzen, auf einer Matratze ein schnarchender Strolch, zerlumpte Wäsche auf Tischen und Stühlen, am Boden abgenagte Knochen; in Fett- und Wassertümpeln balgen sich kleine, struppige Kinder. Die beiden Hauptstraßen sind ganz angefüllt, die eine mit Millionen alter Schuhsohlen, die andere mit ebenso viel Lumpen. Riesenschränke voll Abhub. Auf kleinen Stühlen, in langen Reihen saßen alte Weiber mit krausschwarzen Haaren und rastlosen Augen und sortirten die Lumpen. Einige von ihnen glichen halb Vampyren, halb Prophetinnen.

„Das ganze Ghetto,“ meinte Herr von Malwitz, „ist wie die Hallucination eines, der am Säuferwahnsinn leidet.“

„Ich möchte das Ghetto eher einen irren Epilog zum Mittelalter nennen,“ corrigirte der Holländer.

Dein Glück, lieber Freund, daß ich keine Schriftstellerin bin, und auch sonst keine glühende Einbildungskraft besitze, ich könnte mir am Ende vorstellen, daß diese Sohlen Nachts, wenn der Mond scheint, sich an die Schuh und Stiefel hefteten, zu denen sie einst gehörten, und in das Schuhwerk schlüpften die Menschen, die es einst getragen und — ecco, der grause Geisterspuk wäre fertig. Der Holländer belehrte uns aus seinem Notizbuch, daß nicht mehr viel Juden im Ghetto wohnten. Ich glaub's, dafür spricht, daß die Bewohner, wenigstens so weit meine ethnographische Einsicht reicht, wenig jüdisch aussehen; meist grobe, plumpe, dicknasige Gesichter. Die besitzenden Juden haben längst den Staub — nein, den Schutt und Moder von ihren Füßen geschüttelt, zu dem ein socialer Rachegeist dieses Stadtviertel zertreten hat.

„Einem der Krösusse des Ghetto,“ so erzählte der Baron, „war vor einigen Jahren ein großes Unglück passirt. Seine schöne Tochter verschwand. Er setzte Himmel und Hölle und Geldsack in Bewegung, um sie wiederzufinden. Endlich fand er sie, in einem Kloster, getauft, katholisch, als Nonne.“

„Nur zu begreiflich,“ meinte der Holländer, „daß sie Antipathie empfand gegen eine Religion, wo selbst auf den Treppen der Synagoge ein so fürchterlicher Schmutz angehäuft liegt.“ Hier brach er plötzlich ab, zog schnell sein Notizbuch hervor, und zeigte dem Baron eine doppelt unterstrichene Stelle. „Gieb nie ein Almosen im Ghetto, sonst bist Du verloren.“ Es war zu spät. In halber Zerstreutheit hatte der Baron bereits einige Kupfermünzen in eine Schaar bettelnder Kinder geworfen.

„Schnell, schnell," flüsterte uns heiser der Holländer zu, und ohne recht zu wissen, welche Gefahr uns drohte, liefen wir eilig davon, das Geheul der Kinder, die sich in einem wilden Knäuel um die paar Soldi balgten, hinter uns lassend. Die Bande aber hatte Blut geleckt, sie war uns auf den Fersen, und wie die Reisenden in russischen Steppen den wilden Thieren, so sahen wir uns diesen Bettelwölfen preisgegeben. Wir blieben fest und gaben nichts. Sie begnügten sich nicht mehr mit dem Gekreisch um einen Sold — die ganze Rotte war wie von einer bacchantischen Wuth befallen — sie umzingelten uns, zupften an unseren Kleidern, klammerten sich an uns an. Schlugen die Herren mit ihren Stöcken eine Bresche in die lebendige Mauer, neue Schaaren füllten sie gleich wieder aus.

Da plötzlich packt mich einer der größeren Jungen an der Schulter, so gewaltsam, daß ich hintenüber falle, mitten in die Lumpenbagage hinein.

Nun hättest Du den Baron sehen sollen, wie seine Augen sprühten, wie er mich mit dem Ansprung eines Löwen aus dem Knäuel heraushob. Er hielt mich einen Augenblick schwebend in der Luft, wie eine Siegestrophäe, so daß ich ein Bischen zappeln mußte; ich wurde dunkelroth vor Zorn, konnte aber den Zorn nicht austoben, mein Mecklenburger war schon über den Buben her, den er gewiß todtgeschlagen hätte, wenn ich nicht für ihn gebeten hätte. Der Bube hatte wieder Egons Augen.

Tantchen meinte später, es wäre ihr so vorgekommen, als hätte der Baron, während er den Missethäter anfuhr, ihm etwas in die Hand gedrückt; sie muß sich aber wohl geirrt haben.

Nach dieser tollen Scene hielten sich die kleinen Strolche in einiger Entfernung von uns, die Verfolgung aber gaben sie nicht auf; immer springend und kreischend hinter uns her, aus dem Ghetto heraus, weiter und weiter über die Piazza di Venezia, bis in den Corso. Da brach unsere Energie, und wir gaben Jedem einen Soldi.

O Sokrates, die rasende, rasende Freude, die sie über diesen einen, einen Soldi an den Tag legten, die wäre wohl eine socialistische Thräne werth gewesen.

Das Ghetto also ist eine Sehenswürdigkeit von Rom? Ich glaube, Herr von Malwitz hat Recht, wenn er es eine Sehenswürdigkeit für Dichter nennt, die das Bedürfniß fühlen, sich von der Menschheit ganzem Jammer — um ihn gedruckt zu verwerthen — anpacken zu lassen. Der Holländer empfahl es für angehende Philosophen, die Menschenverachtung en gros brauchen.

Tantchen aber hielt diesmal keine Rede. All ihre grimmigen Gefühle concentrirte sie näselnd in den pathetischen Schrei: „Posaunen, Posaunen! Damit die Mauern fallen!"

Wir verließen das Ghetto mit einem Lächeln auf den Lippen über die Ungläubigen, die von der Darwin'schen Theorie — der Abstammung des Menschen vom Thier — nichts wissen wollen, und mit dem Schwur, diesen

greuelvollen Ort, wo selbst die strahlende Sonne nur wie ein wildes gelles Lachen aus einer gequälten Menschenbrust wirkt, nie mehr zu betreten. Daß die Regentenstraße tausend Mal schöner ist als das Ghetto, lasse ich mir von Niemand ausreden. Gute Nacht.

Marie.

Lieber Freund!

Von unserer Pension habe ich Dir noch so gut wie nichts geschrieben. Die ist noch das Gemüthlichste in Rom. Der Salon mit seinem flammend gelbrothen Cretonne auf allen Polstern und Tischen — blendend. Man ist drauf und dran, den Sonnenschirm dagegen aufzuspannen. Für poetische Gemüther — überall Grünes. Aus Korbgeflechten hängt es von den Wänden nieder, auf den Tischen tritt es als Blumentopf auf. Hinter dem Pianino, über dem Kaminspiegel, in dunklen Winkeln — Palmen. Die Palme ist hier, was bei uns früher — Gott hab ihn selig — der Gummibaum war.

Die Engländerinnen mit den großen ausgeschnittenen Schuhen, mit ihren wollengestrickten Tüchern, vielen Broschen und ihrer betriebsamen Lernhaftigkeit geniren mich nicht. Alle haben mich gern, merkwürdig, nicht wahr? Von dem mecklenburgischen Granden bis zu Pietro herunter. Das ist der Diener und zugleich Bräutigam von Celeste, dem Stubenmädchen. Er markirt mir immer mit den feurigsten Blicken das beste Stück Braten auf der Schüssel, und denke Dir, auch der hat Egons Augen, und mit diesen Augen schielt er — shoking! Celeste rächt sich für die Anbetung, die er mir zollt, durch absolute Schonung des Ungeziefers und Staubes in meinem Zimmer, und neulich vollführte sie sogar einen Racheact, mit dem eine Salondame Ehre eingelegt hätte. Ich spreche mit ihr im reinsten und fließendsten Italienisch; und was sagt sie darauf? „Merkwürdig," sagt sie, „wie das Deutsche und Italienische sich ähneln"! Sie fingirte zu glauben, daß ich deutsch spräche — unverschämt. Ich habe sie deshalb auch nicht einen Augenblick bemitleidet, als sie gestern schluchzend aus dem Zimmer der greisen Neuvermählten flog. Der Grund war klar, denn hinter ihr stand mit aufgehobener Rechten — ein Rachegeist — die beleidigte Gattin. Ihr Theurer hatte offenbar dem Mädchen nachgestellt.

Die hochzeitreisende Urahne setzt übrigens auch den Feldzug gegen mich fort. Sie hat sich mit ihrem Schatz an die andere Seite der Tafel placiren lassen, und einen Blumentopf vor sein Gesicht gestellt, um ihm meinen Anblick zu entziehen. Er hat ein paar Blätter auseinander gebogen und versucht nun durch die Lücke mit mir zu liebäugeln. Das wird wieder, wenn sie dahinter kommt, eine lustige Scene geben.

Du siehst, es giebt Leute, die eifersüchtig auf mich sind, wenn es auch nur Stubenmädchen, komische Alte und Mecklenburger sind. Dir freilich ist die krummste Hieroglyphe lieber als die schlankste Gattin. Uebrigens gegen

den Baron muß ich doch nächstens die Würde und Hoheit, die die Vertraulichkeit entfernen soll, herauskehren. Seine Neigung nimmt Dimensionen an . . . Er hat zuweilen Nüancen in der Stimme, und etwas Tiefes und Heißes im Blick, das mich an Egon erinnert.

Jeden Abend, wenn wir nach dem Diner in den Salon treten, finde ich auf dem weichsten Fauteuil, an der wärmsten Kaminecke einen Plaid, einen Bädeker, und die berüchtigste Daudet'sche Sappho, um die Engländerinnen, die einen horreur vor unsittlichen Büchern haben, von dem Lehnstuhl abzuschrecken.

Es ist auch ein Pianino da. Herr von Malwitz singt, nicht aufregend, aber angenehm. Neuerdings singt er mit Vorliebe den Rubinstein'schen Asra, augenscheinlich nur, um sich mit dem Asra-Jüngling an der Stelle, wo er vor Liebe stirbt, zu identificiren. Gestern z. B. ließ er seine Stimme an der betreffenden Stelle brechen; Unbetheiligte würden vielleicht sagen, sie schnappte über, weil es mir aber galt, sage ich, sie brach. Er stand auf, kam melancholischen Schrittes auf mich zu, und wollte etwas sagen, sagte aber nichts; dann sagte er doch etwas, aber blos: wozu? wozu? worauf er sich ebenso schleunig als effectvoll zurückzog, nachdem er einen blauen Blitz aus seinen Augen geschleudert, der seinen Zweck, mein Herz einzuäschern, gänzlich verfehlte.

Als ich später in mein Zimmer trat, duftete es ganz nach Veilchen, ohne daß ein einziges Veilchen zu sehen gewesen wäre. Tantchen fühlte sich davon ganz spiritistisch angeweht, und neigte zu der abergläubischen Vorstellung, daß durch die Decke hindurch — der Baron wohnte über uns — sein liebender Geist im Verein mit seinem starken Willen dieses veilchenhafte Duften bewerkstelligt hätte. Als ob es nicht Veilchenparfüms gäbe und dienstfertige Geister, sie in Umlauf zu setzen.

Der Don Juan a. D. warnt mich vor Herrn von Malwitz, und flüsterte mir zu — er flüstert mir immer etwas zu, wenn seine Greisin gerade die Brille putzt: „liaison dangereuse."

Die nächste Woche gehört den Ruinen, Gärten und Galerieen. Ach wie langweilig! und wie liebe ich Egon! wirklich, über alle Maßen; es verdrießt mich nur, daß Pietro Augen hat wie er, und ich hatte mir so viel auf seine Augen eingebildet. Das ist wieder eine Täuschung, die ich Rom verdanke, Du böser Sokrates. Dessen ungeachtet grüßt Dich freundlich

Marie.

Lächerlich, wie alle Welt hier meinem Egon ähnlich sieht. Dir gleicht keiner, nur der Sokrates, er ist aber doch noch häßlicher als Du.

Lieber Ernst!

Warum sind nur diese Villen mit den dazu gehörigen Gärten so berühmt? Warum begeistern sich die Fremden dafür? Wahrscheinlich weil in diesen Gärten keine Bäume sind, die Schatten geben, keine Bänke, die Lehnen

haben, und keine Wiesen, die gemäht, süß nach Heu duften; mit einem Wort, weil Alles ganz anders ist als daheim, und nicht halb so hübsch.

Wir waren — natürlich wieder zu Vieren — in den Gärten der Villa Medici und Wolkonski, Du erinnerst Dich, in dem Mendelssohn'schen Briefwechsel wird davon wahnsinnig geschwärmt.

Ich weiß nicht, mir kommt hier Alles so kirchhöflich vor; wohin ich auch gehe, überall gähnt mich eine schimmelige Ewigkeit an, überall etwas ein- oder ausgebuddeltes. Gestern z. B. in der Villa Wolkonski. Ja, ist denn das wirklich ein Vergnügen, durch lange Alleen zu lustwandeln zwischen Sarkophagen — wenn auch in einigen Petersilie gezogen wird — zwischen Columbarien, abgeschlagenen Armen und Beinen, steinernen Togafetzen und bröckligen Gliedmaßen.

An Mauern, Grotten, Wänden, Baumstämmen, überall sind kleine Trümmerreste eingefügt, oft so kleine, daß man archäologisch überbildet sein müßte, um das Ganze zu errathen, in das diese Stückchen hineinpassen.

Da giebt's Läppchen von Ohren, Nägel von Fingern, Nasenflügel, die Spitzen einer Locke, ein paar Federn aus einem Vogelflügel, die Falte einer Toga u. s. w.

„Eine steinerne Resterhandlung," sagte der Baron.

„O nein," entgegnete der Holländer, zierlich das Hälschen ringend, „marmorne Vergißmeinnicht der Weltgeschichte."

Tante erröthete vor Vergnügen und drückte ihm die Hand, so hübsch fand sie das Wort.

Denke Dir, diese Tante ist im vollen Zuge sich zu bekehren. Während sie in den ersten Wochen meine Abneigung in Bezug auf Rom noch überbot, steuert sie jetzt frisch im Fahrwasser aller übrigen, begeisterungssüchtigen Forestieri. Sie und ihr Verehrer haben jetzt ein gemeinschaftliches Reisehandbuch; er vergißt das seine mit verdächtiger Regelmäßigkeit, und da stecken sie nun die Köpfe zusammen in das Buch um Rom zu studiren. Eigentlich wundere ich mich, daß Herr von Malwitz noch nicht auf diese Form der Annäherung verfallen ist, er scheint auch selbst den Mangel zu fühlen. Er verfehlt nie, dringend dem Holländer seinen Bädeker anzubieten, den dieser jedes Mal ebenso dringend, unter Hinweis auf Tantchens Gsell-Fels, zurückweist.

Ich wollte ja aber von der Wolkonski sprechen. Zwischen den Steinklümpchen der erwähnten Alleen findest Du, um bunte Reihe zu machen, zahllose Feigencactusse. Alle sind wurmstichig und vermorscht und geberden sich in ihrer wilden Steifheit, mit ihrer Elephantenhaut, als wollten sie auch etwas antikes vorstellen. Und wie lächerlich sich ein Blatt an das andere setzt, als hätte eins dem anderen einen Nasenstüber versetzt, der dann plötzlich versteinert oder verblechert wäre. Botanische Mißbildungen sind's, die an Größenwahn leiden, durchaus ein Baum sein wollen, und es doch nur zu einem grotesken, knorrigen Gewächs bringen.

Der Besitzer der Villa ist entschieden von einer Scherbenmanie besessen.

Ein antiker Kopf mit dem üblichen Zubehör von Nase, Ohr u. s. w. würde ihm gar keinen Spaß machen. Das einzig Ganze in diesem Villengarten sind die Forestieri (Fremden), die aus diesem steinernen Bischens Begeisterung schöpfen.

„Wie gut ist man doch daran," sagte Tantchen, „daß man noch so leiblich ganz ist."

„Das kann ich von mir nicht sagen," entgegnete der Holländer, „mir fehlt, um ganz zu sein, die bessere Hälfte." Tante Friedel wurde dunkelroth, und klappte so schnell den Bädeker zu, daß einer seiner Finger darin blieb.

Natürlich benutzte auch mein Verehrer die günstige Gelegenheit, Anspielungen auf sein zerrissenes Herz zu machen, z. B. wünschte er, daß sein armes Herz auch eine marmorne Antiquität wäre, da es doch stückweis brechen müßte u. s. w.

Auf einem der schmalsten Wege des Gartens trafen wir mit den englischen Neuvermählten zusammen. Die Alte hatte gerade noch so viel Zeit, um ihren Herzallerliebsten mit ihrem Sonnenschirm vor unserm Anblick zu schützen.

Wir treffen das Ehepaar überall. Augenscheinlich forscht der galante Greis unsern Ausflügen nach und dirigirt sein Weib dann an den betreffenden Ort, während dieses hinwiederum zu glauben scheint, daß wir den Spuren ihres Gatten nachgehen. Sobald sie unsrer ansichtig wird, macht sie den ausgiebigsten Gebrauch von dem halben Kopf, den sie größer ist als ich, indem sie mich durch Blicke von oben herab ecrasirt. Unsere beiden Herren ignoriren den Engländer in ostentativer Weise, der Holländer nämlich, weil er denkt, seine Huldigungen gelten Tantchen, und der Baron, weil er sie auf meine Rechnung setzt.

In Bezug auf die Wolkonski will ich noch nachtragen, daß der eigentliche Garten nur aus Brennnesseln und Bohnenstangen besteht, und daß die paar Berge in der Ferne den Kohl auch nicht fett machen.

Am andern Tag waren wir in der Villa Medici, und obwohl wir vor unseren Cavalieren den Ausflug geheim gehalten hatten, waren sie doch da. Der Portier steckt dahinter, sie haben ihn bestochen; der holt uns die Droschken und weiß wohin wir fahren.

Natürlich fehlten auch in diesem Garten zerbrochene Sarkophage, eisige Marmorbänke, nasenlose Köpfe, Gestrüpp und schattenlose Pinien nicht.

Im vorderen Theil des Gartens giebt's allerdings keine Pinien, nur ganz niedrige Bäume, deren Wipfel in einander fließen und dämmerig düstre schmale Alleen bilden, Alleen wie grüne Kerkerzellen. Der Boden ist mit grünlichem Schimmel bedeckt, über den ab und zu verstohlene Sonnenstrahlen huschen.

Nun sollte man doch wenigstens von diesen Bäumen erwarten, daß sie Myrthen, Lorbeern oder Oleander wären — nein — Buchsbäume sind's! mögen die sich noch so lorbeerartig strecken, Buchsbaum bleibt Buchsbaum.

Kein Zwitschern eines Vogels — Grabesstille — nichts als Schimmel und Buchsbaum.

„Ein Aufenthalt für Nachtvögel und letzte Acte eines Trauerspiels," sagte der Baron. Da ausnahmsweise der Holländer nichts dagegen hatte, behauptete Tantchen, daß die letzten Acte ihr gerade die liebsten wären, und nachdem ich bemerkt hatte, daß dieser feuchte Dämmer ungesund sein müsse, schlug der Baron vor, uns den Eichenhain mit dem berühmten Belvedere aufschließen zu lassen.

Nach Hinterlegung eines zweiten Trinkgeldes öffnete sich uns der Eichenhain. So verkrüppelte Baumstämme habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Als stürzten sie alle, hülfeschreiend, in wilder Flucht durcheinander, so sehen sie aus, was Tantchen aber nicht abhielt zu declamiren: „Heraus in eure Schatten, rege Wipfel." Willst Du mit mir wetten, daß unter zehn Menschen, die diesen Hain betreten, neun sich dieses Citats schuldig machen?

„Da sind sie!" rief plötzlich der Holländer und brach mit Tantchen in ein dichtes Lorbeergebüsch ein, während Herr von Malwitz mich in eine Seitenallee zog. Ich hatte aber noch Zeit zu sehen, wie die Alte unversehens dem Alten triumphirend um den Hals fiel, worüber er vor Schreck wie angewurzelt stehen blieb, und ihm die Kußfinger, die er mir zuwerfen wollte, in der Hand stecken blieben.

Bis zum Belvedere sind wir gar nicht vorgedrungen. Ein Ziegenbock stand vor der Treppe, die empor führte; schneeweiß war er — eine raffinirte Koketterie — wahrscheinlich sollte er dem Hain etwas verzaubertes, mythologisches geben, oder kommt in der Mythologie kein weißer Ziegenbock vor? Sollte ich ihn mit der Hirschkuh der Genovefa verwechseln? Darauf kommt's ja nicht an. Tante Friedel fürchtete sich vor den Hörnern des Thieres und wollte umkehren. Die Herren erklärten den Ziegenbock für unschädlich. „Mag sein," meinte Tante, „aber wer setzt sich bei Tisch gern neben Jemand, der einen geladenen Revolver in der Tasche hat? Ich nicht. So ein Ding kann losgehen. Und dieser Ziegenbock ist doch nur ein unvernünftiges Thier, und hat seinen Revolver immer bei sich." Die Musik vom monte pincio nebenan klang zu uns herüber. Meine feige Anverwandte zog es plötzlich unaufhaltsam der Musik nach, und die Klügere — ich nämlich — gab nach.

Der pincio, der wäre ja nun so weit ganz nett — mit der Rousseau-Insel freilich, besonders zur Zeit der Eisbahn, ist er nicht zu vergleichen — aber er ist zu klein, eine wahre Tretmühle, in der man sich immer im Kreise dreht zwischen einem Gewimmel von Geistlichen, die durch die Mannigfaltigkeit ihrer Tonsuren und Gewänder, ihres Colorits, ihrer Sprache und Physiognomie allerdings eine recht bunte Staffage für diesen Spazierort abgeben, den einzigen in Rom, der zu Fuß zu erreichen ist. Die rothen Priester — es sind Deutsche — nehmen sich am besten zwischen den grünen Büschen aus. Im Allgemeinen glaube ich nicht, daß das Cölibat dieser Geistlichen der

Schönheitsentwickelung des Menschengeschlechts Abbruch thun wird. Die meisten sind häßlich, haben einen schlechten Teint, plumpe Füße und gehen einem selten aus dem Wege.

Der Tante Friedel wäre neulich auf dem pincio beinah ein Abenteuer begegnet. Wir waren zufällig allein an dem Tage, und Tantchen hatte sich, während ich weiterging, auf einer Bank niedergelassen. Bald aber kam sie athemlos hinter mir her gelaufen. „Unerhört,“ schrie sie mir von weitem entgegen, „ein Geistlicher! Erst ist er immer um meine Bank herumgeschlichen, Blicke hat er mir zugeworfen, um eine Gaskrone anzuzünden, und dann hat er mich angesprochen — so zudringlich!“ Da kam er heran, ein abgezehrter ältlicher Herr mit kleinen stechenden Augen. Er wendete sich jetzt an mich, er sprach französisch, ich verstand sein Murmeln nicht, die Eloquenz aber, mit der er seine zerrissenen Schuhe unter der Soutane hervorstreckte, war nur zu verständlich. Er bettelte. Das Abenteuer endete zu Tantchens Beschämung mit dem Baarverlust einer Mark.

Findest Du es nicht komisch, daß die Friedel mit ihren 40 Jahren noch an die Möglichkeit eines Abenteuers glaubt? Ich habe sie daraufhin genauer besichtigt, und ich gestehe, ihr frisches rothbäckiges Gesicht mit den braunen lebhaften Augen und das schwarze volle Haar haben mich etwas stutzig gemacht. Am Ende muß ich doch ein Auge auf sie und den Ban haben. Willst Du noch mehr von dem pincio wissen? Lehnt man sich über die niedrige Mauer, die ihn einschließt, und blickt auf die Landstraße, so sieht man gewöhnlich ganze Heerden kohlschwarzer Schweine vorübertreiben — ich mag gar keinen Schinken mehr essen — manchmal sind's auch Büffel, fast immer aber ist es etwas gefährliches, oder etwas was — nicht duftet.

Vom monte pincio steigst Du nieder zur piazza del popolo und vor der porta (Thor) del popolo, am Anfang der via flaminia, da steht eine leibhaftige Pferdeeisenbahn, die Dich zur ponte molle führt.

Via flaminia! Gott, wie historisch, wie immens interessant klingt das! Und was für eine Straße ist es! Eine gräßliche, schmutzige, proletarierhafte Gasse, alle fünf Schritt eine Schänke, das Pflaster mit Abfällen von Gemüse und Obst bedeckt, Frachtwagen, unermeßlicher Staub, wüster Lärm, armselige Häuser und überall Haufen von Proletariern, die müßig umherstehen und — spucken.

Vor einigen Tagen waren wir mit dieser Tramway nach ponte molle gefahren und von da weiter gewandert nach aqua acetosa, was wir doch unserem Goethe schuldig waren, dessen Lieblingsspaziergang bekanntlich dieser Sauerbrunnen war.

Der nicht allzu breite Weg war einsam an diesem Tage. Auf der einen Seite der Tiber, auf der anderen hohe, dichte Hecken. Unterwegs erzählte ich der Tante von der armen jungen Engländerin, die im vorigen Jahr diesen Weg geritten war; vor einer Heerde Schweine scheute plötzlich das Pferd, ging durch und Roß und Reiterin fanden in der Tiber ein Grab.

Kaum war ich in meiner Erzählung bei dem Wort „Schwein" angelangt, da wirbelte Staub auf — näher und näher kam's — eine unabsehbare Heerde dieser hassenswerthen Unthiere, und keinen Weg der Rettung — keinen. Ich hatte nur die Wahl: in die Tiber — über die Dornenhecke — oder mitten durch den schwarzen Graus. „Eher in den Tod, als da mitten durch," sagte ich zu Tante. Zum Besinnen war keine Zeit, schon grunzte es uns um die Ohren. Ich entdecke eine kleine Oeffnung in der Hecke und mit der Riesenkraft der höchsten Angst erweitere ich die Oeffnung mit meinen Händen, werfe mich glatt auf den Boden und krieche auf allen Vieren durch die Oeffnung, und im nächsten Augenblick stehe ich hochaufathmend auf einem schweinefreien Stoppelfeld. Nicht aber so viel Zeit blieb mir, um ein Dankgebet zu sprechen, eins der Ungeheuer hatte die Oeffnung geschnuppert, ein schwarzer Kopf zwängte sich durch die Bresche, das Uebrige folgte und gemüthlich trottete das freche Thier auf mich zu. Herzzerreißend muß der Schrei gewesen sein, der mir in der Kehle stecken blieb. Ich stürzte fort über Hecken und Gestrüpp, fiel hin, stand wieder auf, immer weiter, bis mir auf gedrangem Weg ein Räuber den Weg versperrte. Er trug das malerische Campagnolencostüm, ein sehr hübsches und ziemlich neues. Ich schwöre Dir, ich weiß nicht wieso, aber ich fürchtete mich nicht, obgleich der Bandit die Augen etwas rollte. Wir fixirten uns einen Augenblick schweigend.

„Que domanda?" („Was wünschen Sie?") fragte ich endlich.

„La borsa o la vita!" („Die Börse oder das Leben!") antwortete er wie aus einem Lustspiel heraus.

Ich gab ihm mein Portemonnaie, empfand aber einige Unruhe, da nur zwei Lire darin waren. Er zählte das Geld langsam, dann fixirten wir uns wieder einen Moment schweigend, er war offenbar betroffen von meiner Gelassenheit. Darauf begann er die Augen wie Feuerkugeln zu rollen, zog aus seiner neuen rothen Schärpe ein sehr blankgeputztes Messer und sagte: „non basta!" („Nicht genug!")

Unwillkürlich schrie ich auf. Wie auf ein Stichwort öffnete sich das Gebüsch; Jemand stürzte auf den Banditen los, Jemand entriß ihm Dolch und Portemonnaie und Jemand warf ihn zu Boden.

Daß mein Retter der Baron war, hast Du sicher errathen. Inzwischen war der Räuber entflohen und Tantchen mit dem Van, die meinen Schrei gehört, kamen herbeigelaufen. Ich erzählte mein Abenteuer. „Merkwürdig," meinte der Holländer, „wie der Bandit dem jungen Mann aus dem Marmorgeschäft bei uns nebenan glich; Sie wissen, Herr Baron, mit dem Sie heut Nachmittag gesprochen haben." — „Bewahre," sagte Herr von Malwitz, „keine Spur." Die beiden Herren tauschten während dieses Dialogs feindselige Blicke aus. Es ist klar, Holland will Mecklenburg bei uns discreditiren. Sonderbar bleibt es allerdings, wie oft der Baron mich rettet.

Wie kamen die Herren nach ponte molle? Diesmal habe ich Tantchen

im Verdacht des Verraths. Ein spätes Herz, das sich im vierzigsten Jahr entdeckt! Das wird Egon belustigen. Die nächste Woche gehört den Museen und Gallerien. — Du lieber Gott! Leb wohl!

Marie.

Also, lieber Ernst, die Gallerien und Museen! Die Begeisterung der Fremden dafür — glaube mir — Schwindel, naiver oder bewußter, und ich will Dir gleich von vornherein meine Schlußmeinung sagen: Diese Gallerien sind kein Kunstgenuß, sondern eine Strapaze. Vom Anschauen der Deckengemälde bekommt man Kopfschmerzen, von den steinernen Fußböden kalte Füße, und das Ganze ist ein Local für Erkältung. Tantchen weiß ein Lied davon zu singen. Vor dem Apoll vom Belvedere, wo es fürchterlich zog, hat sie sich eine dicke Backe geholt. Der Van fand, daß sie ihr sehr gut stehe, und seitdem will sie immer wieder in den Vatikan, wahrscheinlich um auch die andere Backe diesem Zustand unnatürlicher Geschwollenheit auszusetzen.

Viele dieser Bilder sind nichts weiter als erloschene Farben und ein Name. Ob die Farben in's bräunliche, bläuliche oder grünliche verblichen sind, das kann mir ja ganz gleich sein. So ein gelbbraunes Gemengsel z. B. wie die Schlacht von Wouvermann, welchem seelischen Bedürfniß kommt sie entgegen? Und nun gar die altchristliche Kunst! Die Gesichter dieser Madonnen und Heiligen — Holz, die Blumen — Papier, Himmel — Lackfarbe, Glieder — Leder, Locken — Hobelspähne, Ausdruck — Weihnachtsschaf. Etliche dieser Madonnen sehen wie Gänsemädchen aus, andere stellen vergilbte, ausgewaschene Mütter dar, die irgend etwas Unkenntliches, was ein Baby sein soll, an ihr, hinter complicirten Faltenwürfen gedachtes Herz drücken. Auf den meisten dieser Bilder: Wunden und Blut, knöcherne Greise, Leichname, und etwas Gespicktes, Gebratenes oder Geschundenes; unwillkürlich hält man sich die Ohren zu, es ist wie ein einziger, großer Schrei.

Auch der Baron schüttelte den Kopf und meinte, hier würden die Gallerien zur Morgue, und wir hielten Todtenschau.

Der opponirende Holländer wies begütigend auf den Ausdruck himmlischer Wehmuth in den Köpfen der Gemarterten, und da ich doch auch manchmal etwas sagen muß, erlaubte ich mir diese Wehmuth schläfrig zu finden, wie unter dem Einfluß einer Morphiumspritze hervorgebracht. Herr von Malwitz lächelte mir beifällig zu, als wäre ich geistreich gewesen, und sagte: auf allen diesen Bildern gäbe es Himmel, Hölle oder Fegefeuer, nur für die Erde wäre kein Raum, und sie wäre doch die Hauptsache, wenigstens für ihn, da dieser Weltkörper die Ehre hätte, von mir bewohnt zu sein. — Fade, nicht wahr? Es ärgert mich, daß er mich zuweilen an Egon erinnert, er hat auch so etwas berlinisches. Und Egon, den liebe ich, den Mecklenburger aber — gar nicht. Da gefällst Du mir noch hunderttausendmal besser. Wärst Du nur nicht gar so unberlinisch! Es grüßt Dich schönstens

Marie.

Lieber, guter Ernst!

Du denkst gewiß, daß ich aus Eigensinn, aus Seelentrotz mich erhabenen Eindrücken verschließe. Du irrst. Siehst Du gestern z. B. da habe ich mich auf einen Stein in's Colosseum gesetzt. Tantchen mußte auf die entgegengesetzte Seite rücken, so daß ich sie gar nicht sehen konnte. Und da habe ich ganz corinnahaft, mit Notizbuch und Bleistift in der Hand, die Schatten der Vergangenheit heraufbeschworen. Ist es meine Schuld, daß mir nicht der kleinste Gladiator erschienen ist, und auch sonst gar nichts, was eine Toga trägt oder eine imperatorenhafte Visage hat. Soll ich mich darum grämen? Ich finde es gar nicht so bezaubernd, wenn man sich so recht lebendig vorstellt: dort ist das Thor, durch das die Bestien in die Arena stürzten, hier die Stelle, wo sie etliche weißgekleidete, christliche Jungfrauen in Stücke rissen; dort drüben wurden aus der Tiefe die zerfetzten Leichname an's Licht geschleift — da hinten — vorüber, vorüber, wie es in Gedichten heißt, wenn dem Dichter der Athem ausgeht. Danken wir doch Gott, daß heut im Colosseum an Stelle der wilden Thiere die Forestieri getreten sind, die doch wenigstens zum größten Theil zahm sind.

Tantchen hatte in der Arena keine Ruhe. Die Steine waren ihr zu kalt, auch behauptete sie, es raschle und knistere hinter ihr, und einen centnerschweren Stein hatte sie im Verdacht, einen unwiderstehlichen Drang zu fühlen, ihr auf den Kopf zu fallen. Sie wollte durchaus in die palatinischen Ausgrabungen. Da doch für mein Notizbuch nicht der kleinste Gedankenschnitzel abfiel, that ich ihr den Willen. Als wir aber bei den ersten Mauerresten den Van und Herrn von Malwitz trafen, wußte ich, warum ihr die Steine zu kalt gewesen waren. Wir waren kaum einige Minuten umhergewandert, als Herr von Malwitz rief: „Da sind sie!" Und richtig, da saßen die Neuvermählten auf einem antiken Stein, er mit einer Zeitung auf den Knieen. Die Alte brauchte diesmal ihren Sonnenschirm selbst und fand im Augenblick keine andere Abwehr gegen uns als die Times, in die sie den Geliebten förmlich einwickelte, so daß nur seine Haar- und Stiefelspitzen daraus hervorlugten. Wir bemerkten auch, daß er die Ohren voller Baumwolle hatte, zweifellos ihr Werk, sie wittert überall Sirenen.

Tantchen war bald ganz in ihren Gsell-Fels mit dem dazu gehörigen Holländer vertieft, und mir blieb nichts übrig, als meine Gedanken mit Herrn von Malwitz auszutauschen, welche Procedur ich mit den Worten einleitete: „Was sind Ruinen?" — „Nicht wahr," antwortete er lebhaft, „Sie haben ganz recht. Soll ich eine Greisin bewundern, weil ich in ihren Zügen die Spuren ehemaliger Schönheit finde? Der Verfall von Schönheit erregt höchstens ein energischeres und achtungsvolleres Mitleid, als wenn etwas ganz Vulgäres zerstört wird."

Hat er nicht Recht, lieber Freund? Ich gestehe, mir gefällt auch ein ganzes Haus mit vergoldeten Ledertapeten, Renaissancemöbeln und türkischen

Teppichen viel besser als so ein bröckliges Stückchen Palast mit Unkraut, Schimmel und giftigen Spinnen möblirt. Wie hübsch ist doch unser Salon in der Regentenstraße. Wenn ich daran denke — Wehmuth schleicht mir in's Herz hinein. Brennt denn der neue Kamin ordentlich? Ich hatte ihn mir so leidenschaftlich gewünscht. Erinnerst Du Dich noch, wie ich so ahnungslos am heiligen Abend in's Weihnachtszimmer trat? Zwei Tage war es für mich gesperrt gewesen. Flammen schlagen mir entgegen. „Feuer! Feuer!" schrie ich entsetzt und Du, Du lachst wie ein Kind und rufst: „Feuer im Kamin!" Und da tanzte ich wie eine Wilde einen Freudentanz um das Feuer herum.

Konntest Du mir wohl je einen Wunsch abschlagen! Du bist ein schöner Pädagoge, und Du allein bist schuld, wenn ich so selbstsüchtig geworden bin. Als Kind hatte ich einen ganz guten Charakter. Ja, wovon sprach ich doch gleich? Richtig, von einem der sieben Hügel Roms, vom Palatin.

Herr von Malwitz meinte, die Ruinen könnten uns aber doch eine Lehre geben, sie sollten uns sein, was den Alten die Mumien bedeuteten, die man bei ihren Gastmählern in Abbildungen herumreichte: eine Aufforderung, in vollen Zügen aus dem Becher der Freude zu trinken. „Und was mich betrifft," fügte er hinzu, „ich trinke, trinke, und bin doch durstig, immer durstiger . . ."

Aha, dachte ich, jetzt holt er ihn sich — den Korb nämlich. Er wollte meine Hand ergreifen, ich zog aber vor, damit eine grüngoldene Eidechse zu greifen, und über ihre graziösen Windungen eine Lache aufzuschlagen. Mir war aber nicht ganz wohl dabei. Sollte er mich ernsthaft lieben? Er hatte an dem Tage noch nichts Geistreiches gesagt, und ich nahm mir vor: entschlüpft vor Sonnenuntergang kein bon mot, kein Funke von Esprit dem Zaun seiner Zähne, so kündige ich ihm den Ciceronedienst und verschwinde aus seinem Gesichtskreise.

Indem ich diesen Vorsatz faßte, wandte sich der Holländer zu Herrn von Malwitz.

„Fragten Sie nicht eben, was Ruinen seien?"

„Ich habe mir die Frage schon selbst beantwortet," antwortete schnell der Baron, „Stoppelfelder der Weltgeschichte sind's."

Da war's ja, das Aperçu, das mir meine Gemüthsruhe wiedergab.

Der Holländer wollte lieber anstatt Stoppelfelder Schatten sagen, die die Menschheit hinter sich wirft. Und Tantchen, die jetzt allzeit poetische, lispelte etwas von „Oden in Stein" und hielt es für sehr verdienstlich, das morsche Gestein mit historischem Geist zu erfüllen.

Historischer Geist in Rom! Wo in jede Fuge des Alterthums sich schmarotzerhaft das neueste, modernste Leben eingenistet. Der Holländer citirt z. B. aus seinem Gsell-Fels: „Hier der tarpejische Felsen, wo Brutus seine Söhne hinabstürzen ließ" — und ich blicke ein paar Fuß tief in eine schmierige Gasse hinab. „Hier ist Marcellus in's Theater gegangen," und ich sehe in einen alten Käseladen und in eine schwarzverrußte Schmiede.

„Hier hat Diocletian gebadet,“ und ich klettere eine hölzerne Treppe empor, die zu einem Bildhauer-Atelier führt, mit der Aussicht auf einen unsauberen Schuppen, in dem Wagen stehen, faules Stroh liegt und — manches Andere.

„Hier ist das Schlafgemach des Titus,“ und ich stehe in einem viereckigen, schlüpfrigen Kasten, an den Wänden einige lebhafte, schimmelige Farbenkleckse.

Siehst Du, ich kann mich nun einmal nicht für alte Steine und abgetretene Treppen, für unterirdische Kellerlöcher, Trinkgelder und Finsternisse — weiter sind die Ruinen doch nichts — begeistern.

Dagegen fühlte ich mich neulich auf dem Palatin recht berlinisch angeheimelt. Ein Herr mit einem Knaben wanderte mit uns durch das Gestein. Der Knabe sprang lustig voraus, blieb dann stehen und fragte: „Papa, darf ich mir hier auch etwas ausbuddeln?“

Uebrigens, so ganz resultatlos verlaufen meine Ruinenwanderungen doch nicht. Wenn gerade kein Aufseher in der Nähe ist, belecke ich die umherliegenden Marmorstücke. Behalten sie nach dieser Procedur ihre weißlichgraue Farbe, so werfe ich sie fort, sie sind dann eben gemeine, unbrauchbare Steine. Nehmen sie aber unter der naiven Befeuchtung eine rothe Farbe an, so habe ich ein Stück werthvollen marmora rossa erwischt, und keine Spur von Ehrlichkeit hindert mich, das Stück in die Tasche zu stecken und unter Hinzufügung einer Eidechse einen Briefbeschwerer daraus arbeiten zu lassen. Dieses Verfahren hat mich ein Schriftsteller aus Elbing gelehrt, der auf diese Weise seinen ganzen Bekanntenkreis mit köstlichen Geschenken versorgt. Tantchen leckt selten mit; ihr poetischer Zustand läßt das nicht zu. Dagegen pflückt sie auf allen sieben Hügeln Roms Blumen, und führt dabei den Namen Floras im Munde und raisonnirt auf den Berliner Thiergarten, wo man nicht das kleinste Gänseblümchen unter 6 Mark Strafe pflücken darf. Täglich kommt sie mit einem großen Strauß heim, nachher ist der Strauß aber ganz klein; ich wette, sie theilt ihn mit dem Holländer. Ich habe mit Niemandem etwas zu theilen. Egon, den ich liebe, der ist ja nicht da. Hast Du eigentlich Blumen gern? Es blühen hier wunderbare Anemonen. Ich hätte Lust, Dir welche zu schicken.

Deine treue Freundin
Marie.

Ja, lieber Freund, wir genießen Rom in vollen Zügen, wir schlucken den historischen Staub. Bald fahren wir durch die große Gräberstraße — ein bröckelnder Bau neben dem andern, Stein an Stein, bald kriechen wir durch irgend welche Thermen, wieder Steine; wir steigen in die Katakomben — Steine, nichts als Steine. Zuweilen ist mir, als legten sie sich schwer auf meine Brust, Grabsteine, und begrüben etwas in mir. Ach lieber Sokrates, die Marie in der via sistina ist nur noch der Schatten der Marie aus der Regentenstraße 13.

Tantchen aber, die gedeiht unter diesen — wie sie sagt — „himmlischen

Ruinen" wie ein Alpenveilchen unter Felsenriffen. In die obscursten Winkel und absurdesten Löcher dringt sie muthig vorwärts, steckest Du nur Deine Nasenspitze hinein, so riefest Du entsetzt: „Nachbarin, Euer Fläschchen Eau de Cologne!"

Apropos Fläschchen: dabei fällt mir ein, was Egon mir von dem Baron Vörlitz schreibt — Du hast wohl auch seine Todesanzeige in der Zeitung gelesen. Der hatte nur eine Leidenschaft: Burgunder. Seine ganze Lebensaufgabe war, seinen Körper so zu dressiren, daß er möglich viel Burgunder in sich aufzunehmen im Stande war. Da hat er kürzlich eine Ohnmacht. Die Aerzte sehen darin den Vorboten eines Schlaganfalls, und verbieten ihm den Burgunder bis auf den letzten Tropfen. Was thut mein Baron? Er schickt allen seinen Freunden eine Karte mit p. p. c. und schießt sich todt. Egon findet das genial. Du auch? Ich finde die Geschichte zu animalisch, und ich würde mich nie wegen weißer Rüben, die ich leidenschaftlich gern esse, todtschießen.

Hier, wo die Zeit so mit Jahrtausenden um sich wirft, kommt es einem ganz absurd vor, ihr in's Handwerk zu pfuschen, wie Tantchen sagen würde, den Parzen die Scheere aus der Hand zu winden. Tantchens Seelenzustand ist nämlich wieder um einige Grade gestiegen. Sie hat die Berlinerin völlig abgestreift und ist jetzt ganz mythologisch durchsetzt. Die wissenschaftliche Bildung ihrer Backfischjahre kommt zum Durchbruch, sie mißbraucht die Namen aller Götter und liest Lessings Laokoon mit Cellobegleitung.

Hast Du gewußt, daß die Tante eine so leidenschaftliche Patriotin ist, complicirt durch Vorliebe für's Militär? Neulich fand hier vor der Kirche del Gesu eine prunkvolle Procession statt. Die Augen einer dichtgedrängten Menge hingen an dem Schauspiel. Mit einem Mal läuft eine Bewegung durch die Masse, tausende von Köpfen drehen sich um, alles stürzt von dem Platz in die engen Straßen mit einem Hurrahgeschrei: „i prussiani i prussiani!" Und richtig, fürbaß schritten durch die Straße drei Berliner Kürassier-Lieutenants in ihrer Galauniform, mit dem silbernen Adler auf den blinkenden Helmen. Aus Läden und Cafés liefen die Leute in die Gasse, von den Zimmern an's Fenster, und ihre Kindesaugen hingen an den blanken Barbaren des Nordens wie an einem Wunder.

Tantchen glühte von Patriotismus bis in die Fingerspitzen. „Ich bin auch eine Preußin," jubelte sie in die Menge hinein, und wer weiß, ob sie nicht dem längsten Kürassier um den Hals gefallen wäre, wenn der Holländer nicht gar so ängstlich sein Hälschen gerungen hätte.

Ich habe gar keinen Patriotismus mehr. Selbst mein vielgeliebtes Berlin verblaßt in der Erinnerung, und auch all die Berliner, die mir so sehr gefallen haben. Rom aber — das ist eine merkwürdige Stadt.

Egon schreibt sehr oft, wöchentlich einen Brief, oder sind es zwei? Ich bin so verwirrt. Alles ist hier so vergangen, und doch so ewig, so zwecklos,

so universell und erdrückend. Die Ruinenhaftigkeit steckt an. In der allgemeinen Zerbröckelung zerbröckelt auch etwas in mir. Wo? was? ich weiß es selber nicht. Man wandelt nicht ungestraft unter Ruinen.

Uebrigens Deine alten Baudenkmäler, insoweit sie sich auf römische Baureste beziehen, interressiren mich jetzt einigermaßen. Schicke mir doch das Manuscript. Lebe wohl!

Marie.

Lieber Freund!

Du hast an Tantchen depeschirt, weil ich acht Tage über die festgesetzte Zeit nicht geschrieben habe. Ob ich krank bin? Nein, ich bin nicht krank. Ich weiß nur nicht, was ich Dir schreiben soll. Das heißt, ich bin doch leidend — eine Gemüthsmigräne habe ich und einen Kamin, der raucht; die treiben mich immer wieder in die Villengärten, in die Ruinen, und immer ärgerlicher komme ich nach Hause zurück. Diesem kolossalen Verfall gegenüber, wie zwerghaft nichtig erscheint mir Alles, was ich denke und gedacht habe, was ich thue und gethan habe. Ich bin ruinenkrank. Was soll ich, Dummbart, denn hier auf klassischem Boden? Der immense Gegensatz zwischen mir und Rom deprimirt mich, macht mich nervös. Ein umgekehrter Robinson Crusoe, bin ich aus meiner geistigen Uncultur hierher in eine Atmosphäre destillirtesten Geistes verschlagen, und ich sehe mich umsonst nach einem Freitag um, um mich zurecht zu finden. Du wärst so ein ganz passabler Freitag, auch könntest Du, Adler, mich Mücke auf Deinen Flügeln mit emportragen.

Denke Dir, ich habe historische Träume. Neulich erschien mir im Traum ein römischer Kaiser, ich glaube es war Caligula. Das Scheusal wollte mich als Brandfackel in's Jenseits befördern, wegen Untreue meinerseits. Ich erwachte schaudernd, und den ganzen Tag über war mir scheiterhaufenmäßig zu Muth.

Bist Du böse auf mich, Sokrates? sehr böse? Ich hätte es gern. Warum hast Du damals nicht wuthgeschäumt! Das wäre eine Erleichterung für mein Gewissen. Freilich — ach Gott — was liegt denn überhaupt an mir! Ich fühle mich so bei Seite gedrängt, in den Hintergrund geschoben, etwas anderes, besseres, größeres tritt in den Vordergrund. Was? ich weiß es nicht recht zu definiren: Etwas Allgemeines: Natur, Kunst, Schönheit, das Universum, die Ewigkeit. — Mein Sinn für Humor ist mir auch abhanden gekommen. Ich kann über Egons Briefe nicht mehr lachen. Aber natürlich liebe ich ihn, ich liebe ihn noch immer. Lebe wohl, Sokrates. Wer doch so weise wäre wie Du! Ich möchte so sehr gern wissen, ob Du böse auf mich bist!

Marie.

Lieber Ernst!

Weißt Du, worüber ich mich wundere? Daß sich der Baron noch keinen Korb geholt hat; ich hatte schon ein so liebenswürdiges und geistreiches „Nein“ in Bereitschaft. Ob er mich vielleicht für eine Erbin gehalten hat? Tantchens Erbin natürlich, und ob ihm jetzt, durch den liebenden Holländer, meine pecuniäre Zukunft in Frage gestellt scheint? — Ein häßlicher Verdacht. Die Sache ist ganz einfach. Er merkt, daß er nicht auf Gegenliebe stößt. Seit einigen Tagen ist er auffallend unruhig. Er weicht mir aus. Indessen waren wir doch gestern zusammen in der Villa Ludovisi, wo er nicht nur kein geistreiches, sondern überhaupt kein Wort sprach. Er blickte nur düster und schwieg schwermüthig. Erst als wir am Ausgang des Parks standen, sagte er:

„Ich gehe fort.“

„Nach Neapel?“ fragte ich.

„Nein, nur in ein anderes Hotel, wozu noch länger . . .“

Bei „länger“ brach er kurz ab, ergriff, ehe ich's verhindern konnte, meine Hand und drückte sie an seine, bei Gott, feuchten Augen. Es ist nur gut, daß ich mir ihm gegenüber nichts vorzuwerfen habe. Es ist mir lieb, daß er geht. Ich werde recht einsam sein, das will ich auch. Ich brauche keine Menschen; sie gefallen einem ja doch immer weniger, je näher man sie kennen lernt. Daß die Menschen nicht anders sind als sie sind, macht das Dasein nicht vergnügter. Ich bin auch nicht anders, gehöre auch so zur Masse. Du freilich, Du gehörst zu den Auserwählten, und wenn Du nicht gerade berufsmäßig in Hinterindien beschäftigt bist, wohnst Du in der Nähe der Sterne, und von da oben schaust Du auf uns Gesindel herab und lächelst wohlwollend ironisch. Ja, Du bist hochmüthig, hochmüthig bist Du. Herr Gott, rede ich einen Unsinn! Lebe wohl! Zu Deiner Höhe hinauf grüßt Dich aus dem Staube da unten

Deine Marie.

Freund! Sokrates! Ich schäme mich ja wie ein Pudel. Wie bringe ich es über die Lippen! Der Baron — erst wollte ich Dir die ganze Geschichte verschweigen. Aber nein — Unrecht heischt Sühne. Haarklein sollst Du Alles erfahren. Lache nur, lache über mich! Ich habe ja auch oft über Dich gelacht, weißt Du noch, zuletzt über Deinen neuen Ueberrock, der eine so komische gelbbraune Farbe hatte.

Um fünf Uhr hatte er mir noch ein Veilchensträußchen in die Hand gedrückt, mit einem Blick von brunnentiefer Melancholie. Am Abend wollte er die Pension verlassen. Eine Viertelstunde vor dem Diner trete ich in den Salon, wo sich um diese Zeit die ganze Gesellschaft zu versammeln pflegt; sie war fast vollzählig. Zwei neue Ankömmlinge erregen die Aufmerksamkeit, eine stattliche Dame von etwa 40 Jahren mit ihrer erwachsenen Tochter, die sehr blond und sehr hübsch ist, und mich lebhaft an Jemand erinnert, ich weiß nicht gleich an wen. Auch die Mutter kommt mir bekannt vor. In der That

trat sie gleich auf mich zu, und — denke Dir meinen Schrecken — redete mich mit „Frau Professorin“ an.

„Frau Professorin, Sie hier? Das ist ja charmant.“

Sie erinnerte mich, daß wir uns in Berlin in einer Gesellschaft beim Geheimrath Pätow getroffen hätten, ein einziges Mal — o strafbares Gedächtniß — fragte mich nach meinem Herrn Gemahl, für den sie immer eine giganteske Verehrung gehabt, erzählte mir, daß sie ihren Mann überrascht habe, der sie erst einen Tag später erwartet hätte, und was ich hier triebe? Ob ich durchgebrannt sei, oder an Husten, an Malerei oder Weltschmerz litte? Und das Alles redete sie mit überlauter burschikoser Ungenirtheit, ein Ton, in den manche Aristokratinnen verfallen, wenn sie über andere Mittel, sich von den Plebejern zu unterscheiden, nicht verfügen. Ich stand wie auf Kohlen. Ich fühlte Aller Blicke auf mir ruhen.

Da ging die Thür hinter uns auf, die Dame wandte sich um und rief lebhaft: „Kurt, denke Dir, ich treffe hier eine liebenswürdige Bekannte aus Berlin.“ Und Kurt — ist mein Baron. Kreideweiß ist er anzusehen, seine Augen blicken verstört in's Leere, und er ist im Begriff, die Flucht zu ergreifen. „Bleibe doch,“ ruft ihm die Gattin zu, „ich will Dich der Frau Professor Telmar vorstellen.“ Sie unterbricht sich aber sofort. „Was fällt mir nur ein, Ihr müßt Euch ja täglich in der Pension gesehen haben. Und ich wette,“ fuhr sie zu mir gewendet fort, „mein Kurt hat Ihnen den Hof gemacht, er ist ein Schlingel, aber Geschmack hat er.“ Die Züge dieses Schlingels hatten sich unter den Worten seiner Gattin wie mit einem Zauberschlag verwandelt. Er schien um einen Kopf zu wachsen; sein ganzes Gesicht war von einer Rosengluth der Vergnügtheit übergossen.

Seine Damen hatten sich einem jungen Italiener zugewendet, und er trat rasch, lachenden Auges, mit anmuthiger Sicherheit auf mich zu.

„Sind Sie mir böse,“ sagte er, „daß ich Ihren Scherz mit meinem Scherz beantwortet habe?“

„Bewahre,“ antwortete ich, und suchte in meinen Ton so viel verächtliche Indifferenz wie möglich zu legen. Sie sind ein recht passabler Schauspieler.“

„Meine Rolle war auch gar zu leicht,“ fuhr er fort, „ich spielte was ich fühlte, das heißt nicht ganz, ich fühlte tausend Mal mehr; was ich spielte, war nur ein zahmes Präludium zu dem Allegro, das in mir stürmte.“

Er ging den ganzen Abend nicht von meiner Seite; und zu meinem Schrecken sah ich, wie ganz verändert zum Bösen er sich mir gegenüber zeigte. Er war kolossal flott geworden. Keine sinnige Anspielung mehr auf sein krankes Herz, kein sentimentales Lächeln, kein beredtes Schweigen. Im Gegentheil, er gab mir zu verstehen, daß wir so eine Art Auguren wären, die, wenn sie zusammen kommen, heimlich lachen über den Aberglauben der Anderen, Aberglauben in Bezug auf Moral.

Ich verstand, was das Alles sagen wollte: Eine verheirathete Frau

ohne ihren Mann! Was sucht sie in Rom? Abenteuer. Eccomi! Sie findet nichts besseres.

Ich wagte nicht, ihn schroff zurückzuweisen, jetzt, da seine Frau angekommen. Was würden die Engländerinnen dazu gesagt haben!

Am Abend dieses fatalen Tages fand ich auf meinem Zimmer — keinen Veilchenstrauß, statt dessen ein Riesenbouquet von Rosen und Orangenblüthen, sie dufteten betäubend. Ich ersäufte sie in Tantchens Waschschüssel, worüber sie sehr böse war. Zum ersten Mal hatten wir einen kleinen lebhaften Wortwechsel, und ich fürchte fast, ich habe ihr den Van vorgeworfen, dem ich doch eigentlich sehr wohl will, wenn auch nur wegen der männlichen Giftblicke, die er mit dem Baron austauscht.

Ich erklärte Tantchen, daß ich am anderen Tag die Pension verlassen wolle. Es stellte sich heraus, daß wir eine Woche voraus bezahlt hatten. Wir mußten bleiben. Glaubst Du, daß es dieser zärtlichen Verwandten leid that? Bewahre. Sie summte still vergnügt ein Lied vor sich hin und dachte dabei aller Wahrscheinlichkeit nach an den Cellomann.

An dem ganzen unangenehmen Abenteuer bist Du schuld, Du Unweiser — Du gar nicht Sokrates. Wie konntest Du mich auch so allein und schutzlos in die Welt schicken! Alte Damen, die sich in Holländer verlieben, sind kein Schutz, ich wasche meine Hände in Unschuld, mein schlechter Ruf komme über Dich! Ich bin so wild, so wild! Ein ganzer Hexensabbath ist in mir los, ich reite noch auf den Blocksberg. Und dann bin ich auch wieder so zahm, daß ich am liebsten in ein Kloster ginge; es giebt ja hier genug. Wer weiß, ob Du mich jemals wiedersiehst. Man kann nicht wissen was geschieht, und ob wir überhaupt noch geschieden werden. Heute roth, morgen todt. Heut ein Palast, morgen eine Ruine. Ich bin zwar noch keine Ruine, aber doch wie eine Wohnung, die ausgeräumt ist für einen Umzug, es ist aber noch keine neue Wohnung da. Lebe wohl, ich lebe gar nicht wohl.

Marie.

Häßlichster Mann!

Da haben wir's! Ich bin verfehmt! In die Acht erklärt! Ich stehe am Pranger! Alle wissen jetzt, daß ich verheirathet bin. Natürlich legt man meiner unschuldigen Mystification die abscheulichsten Motive unter. Man wagt es, mich schlecht zu behandeln. Das hättest Du nie geduldet! Wenn ich in den Salon trete, unterbrechen die Damen ihr Gespräch, und ich höre gewöhnlich noch das Wort: Shoking! Will ich mich in die Unterhaltung mischen, so liest man lieber oder macht sich Notizen in's Tagebuch, oder zählt die Stiche an der Stickerei. Und von meinem Fauteuil, den sie bis dahin respectirt hatten, haben sie jetzt auch Besitz ergriffen. Celeste, wenn sie in mein Zimmer tritt, singt oder kaut und frühstückt mir ungenirt in's Gesicht, und ihr Pietro, der mir einst Sclave war, und nur ehrerbietig zu mir aufschielte, der schielt

jetzt verliebt zu mir nieder, und läßt sich von dem Juan a. D. als postillon d'amour gebrauchen, indem er mir in seinem Auftrag beim Dejeuner eine gelbe, und beim Diner eine rothe Rose zusteckt, und die angetraute Greisin des Alten lorgnettirt die Rosen und mich mit ungeschminktester Bosheit.

Die fromme Padrona (Wirthin) hat mir bei Tisch einen schwerhörigen Geistlichen aus Java zum Nachbarn gegeben, wahrscheinlich mit der Weisung, mich zur Buße anzuhalten. Als der aber zum ersten Mal die lasterhaften Sitten unserer Zeit in den Mund nahm, da unterbrach ich ihn in dem correctesten Englisch: „Mein Herr, ich verstehe kein Wort englisch," worauf ihm die lasterhaften Sitten im Halse stecken blieben, für immer, will ich hoffen.

Mir ist zu Muth wie einem Schulmädchen, das auf der Strafbank sitzt. Ich gehe nun gar nicht mehr in den Salon, hauptsächlich des Barons wegen. Es empört mich, erfüllt mich mit tiefster Beschämung, wenn er so nachlässig seinen Arm um meine Stuhllehne legt, oder mir flüsternd — er soll nicht flüstern — eine pikante Anekdote erzählt, ich will keine pikanten Anekdoten hören. Und seine Gluthblicke machen mir den Eindruck, als rauchte es im Zimmer, und ich möchte alle Fenster öffnen.

Ein solcher Liebhaber kann einem schließlich die Liebe überhaupt verleiden. Ob doch am Ende Freundschaft mehr werth ist als Liebe? Es kommt mir zuweilen vor, als wüchsen einem bei der Liebe die Empfindungen für irgend einen Gegenstand wie Kraut und Rüben wild durch einander, und nicht der Gegenstand, sondern die Liebe wäre dabei die Hauptsache, bei der Freundschaft aber ist es der Freund. Und kann man nicht auch dem Freunde herzlich gut sein? über alle Maßen gut sein?

Weiß Du, mir kommt ein Gedanke: ich bin vielleicht gar nicht so oberflächlich, wie Du immer gedacht hast. Gedacht hast Du es, leugne nicht. Ich bin Dein Kanarienvögelchen gewesen, das lustig in Deine Arbeit hineinpipste und Dich amüsirte, voilà tout.

Wie feilst und arbeitest Du nicht an Deinen wissenschaftlichen Büchern! das kleinste Detail führst Du auf's sorgfältigste aus. Die Menschen aber, die zu Dir gehören, die überläßt Du sich selbst, ihrer sogenannten Natur. Wenn sie in's Kraut schießen — immerzu! Dich geht's nichts an. Und doch — sind nicht die Menschen so gut wie die Pflanzen der Veredelung fähig? Glaubst Du, daß Dummheit heilbar ist? Ich möchte einen Eid darauf leisten, daß alles Böse, das ich gethan, nur von meiner Dummheit hergekommen ist.

Ich treibe mich jetzt in der Dämmerung viel auf dem pincio umher, was sehr ungesund sein soll, wegen der Fieberluft. Es wäre Dir ganz recht, wenn ich an der malaria in ein frühes Grab sänke, oder, wenn ich ohne Führer in die Katakomben stiege, in dem Gewirr der düstern Gänge umkäme und die Erinnerung meines grausen Endes den Rest Deiner Tage vergiftete. Mit Gift im Herzen

Deine bittere Marie.

Ich habe diesen Brief zwei Tage liegen lassen; es schien mir unrecht, damit vielleicht einen Stachel in Dein sanftes Herz zu drücken Am Ende bist Du ja doch unschuldig an meinem Abenteuer. Es ist mir lieb, daß ich's that. Inzwischen ist eine Wendung zum besseren eingetreten. Der Baron ist mit Frau und Tochter nach Neapel abgereist. Ich habe ihn fortgegrault. Wie ich's angestellt habe? schlau. Ich hatte ihm so beiläufig erzählt, daß in meiner Familie häufig Geistesstörungen vorgekommen wären. Darauf klagte ich, sobald er sich mir näherte, über beklemmenden Kopfschmerz, und wenn er dann mit mir sprach und seine Rede zu Ende geredet hatte, so fragte ich ihn: „Was sagten Sie?“ und sah ihn geistesverloren an. Als ich zum dritten Mal fragte: „Was sagten Sie?“ da kündigte er mir seine Abreise nach Neapel an, und gewiß ist er mit dem tröstlichen Bewußtsein geschieden, daß ich um seinetwillen am Rande einer Geistesstörung nachtwandle.

Das englische Ehepaar ist den Mecklenburgern auf den Fuß gefolgt, weil man — wie mir Celeste mit lächelnder Bosheit anvertraute — mit gewissen Leuten nicht länger in einer Pension bleiben wollte.

In der Pension scheint der Holländer eine tapfere Lanze für mich eingelegt zu haben, ich weiß nicht genau, was er der Bestie Verleumdung zur Befriedigung in den Rachen geworfen hat. Theils hat er, glaube ich, mit seinem Cello gestrikt, das für die musikalischen Genüsse der Pension unentbehrlich ist, theils scheint er Dich als einen ausgezeichneten Gelehrten fabelhaft herausgestrichen zu haben; er hat Dir auch die Absicht untergelegt, mich binnen kurzem in eigner Person von Rom abholen zu wollen — so zu lügen! Die ganze Pension sieht Dir nun mit Spannung entgegen. Der Holländer ist ein guter Mensch, ich habe es immer gewußt. Tantchen geht mit Symptomen heftiger Rührung umher, und das Geständniß ihrer heimlichen Verlobung mit dem Van schwebt ihr beständig auf den Lippen, das herbe Bewußtsein ihrer 40 Jahre aber drängt es zurück. Sie kann sich das Geständniß sparen; ich bin längst au fait.

Das wäre ja nun alles ganz schön, und doch . . . der acute Aerger bei mir ist einer chronischen Trübseligkeit gewichen. Ich bin blaß und müde, und habe gar keine Lust mehr zum Leben. Wie lange wird's dauern, und die Grübchen in meinen Wangen sind lange, lange Falten. Lebe wohl. Ich komme mir wie eine verlassene Ariadne vor. Freilich, ein kleines Hülfsverb unterscheidet mich von dieser mythologischen Dame: ich b i n nicht, — ich h a b e verlassen. Ob ich wie die andere Ariadne einen Faden finden werde, der mich aus dem Labyrinth meiner Gefühle nach Hause leitet? Nach Hause? Ich habe ja kein „Zuhause“ mehr. Lebe wohl. Weißt Du, in meiner Mißvergnügtheit ist der Türkenladen an der piazza barberina mein einziges Vergnügen. Ich handle Teppiche ein. Erschrick nicht; nur ganz kleine, die lächerlich billig sind, freilich auch ein bischen verschlissen und zerissen, aber von einer Farbenpracht, sage ich Dir, wahre Regenbogen oder Diamanten in Wolle. In Gedanken bringe ich sie immer in unserm Salon unter. Einen

legen wir auf unsere Truhe, und einen anderen vor den Kamin. Ich freue mich schon auf den Effect — aber nein — ich vergesse ja — was vergäße ich denn nicht! Lebe wohl, lebe endlich wohl!

Deine Marie.

Aber Ernst, Mensch, träume ich denn? Ist das wirklich! Ich kann von meinem Erstaunen noch gar nicht zu mir kommen. Das hast Du gethan, Du — Du Sokra . . aber nein, Sokrates sage ich doch nicht. Du hast wohl Angst gehabt, ich könnte Dich eines Tages mit meinem halben Dutzend schäbiger Türkenteppiche in der Regentenstraße überfallen? Da wolltest Du vorbeugen. Du hast es so gut gemeint, unendlich gut, die Geschichte hat aber doch einen Haken, ich möchte mich daran aufhängen.

Der Effect unserer ersten Begegnung war sensationell. Höre: Ich schrieb Dir schon, daß man in der Pension mildere Saiten mit mir aufgezogen hat. Gestern fordert man mich auf, an einer Reihe lebender Bilder theilzunehmen, die eine junge Engländerin arrangirte. Ich sträubte mich anfangs, gab aber schließlich den Bitten des liebenswürdigen Mädchens nach. Costüme für ganze Figuren waren nicht aufzutreiben. Die praktische Engländerin wußte sich zu helfen, und stellte nur solche Bilder, wo Schlafende oder Todte auf Chaiselongues, die ebenso gut Ruhebetten wie Särge vorstellen konnten, unterzubringen waren. Ueber die uncostümirten Partien der dargestellten Julia, Schneewittchen, Dornröschen wurde eine verhüllende rothe Bettdecke gelegt, die Köpfe aber richtete man durch phantastische Kränze, aufgelöstes Haar, weiße Schleier und geschlossene Augenlider ebenso billig wie poetisch her. Beim letzten Bilde „Rothkäppchen“ nahm man von der Chaiselongue Abstand. Ich hatte bereits zwei Scheintodte agirt und dachte auf meinen Lorbeern zu ruhen. Niemand wollte in dem letzten Bild den Wolf vorstellen. Schließlich gab ich mich dazu her. Für das Fell des Wolfes hatten sämmtliche Engländerinnen ihre Pelzkragen hergeliehen; und da diese Pelzkragen die verschiedensten Farbennüancen aufweisen, so erregte ich als zoologische Curiosität beim Aufziehen des Vorhanges allgemeines Entzücken.

Die Pelze rochen so merkwürdig, ich konnte nicht gleich darauf kommen, wonach, mir kribbelte es davon in der Nase. Da bemerke ich unter meiner schweren Garderobe, daß unter den Zuschauern etwas vorgeht; ein Hin- und Herschieben, ein bewegtes Flüstern und plötzlich höre ich Celesten, die seitwärts hinter dem Vorhang steht, ganz deutlich sagen: „il marito, il signore professore è arrivato.“ (Der Professor, ihr Mann ist angekommen.) „Also doch!“ dachte ich bei mir. Ich wunderte mich eigentlich kaum, daß Du gekommen warst, Du wußtest ja, wie elend mir zu Muthe war. Ich war so aufgeregt, daß mich unter all den Pelzen fröstelte.

So solltest Du mich wiedersehen! Auf allen Vieren — als Wolf! Es geschah mir recht; war ich doch als Wolf in den frommen Stall Deiner Häuslichkeit eingedrungen. Nun aber war mir gar nicht wölfisch zu Muth,

sondern ganz lammdumm, und ich fürchtete mich vor Dir. Ich nahm mir vor, Dir Alles zu vergessen, Dir nichts mehr nachzutragen. Und während so in meiner Seele die sanftesten und weichsten Gefühle sich immer mehr ausbreiteten, kribbelte es immer stärker in meiner Nase, und ich mußte all meine Körper- und Geisteskraft zusammennehmen, um nicht zu niesen. Der Vorhang fiel, wurde aber auf stürmisches Verlangen sogleich wieder aufgezogen. Meine Ungeduld wuchs, das Kribbeln auch. Ich konnte nicht mehr, und der Wolf nieste los: Abschi, abschi, abschi! drei-viermal hintereinander. Alles lachte. Ich sprang aus dem Bild heraus; ich wollte die Pelze abschütteln, kam aber damit nicht zustande. Da fassen zwei Hände die meinigen. „Ernst," rufe ich, Sokrates, ich weiß nicht, ob ich dabei lachte oder weinte, die Hülle sinkt, und vor mir steht — Egon. Abschi — abschi — abschi; ich niese mit Donnergepolter, immerzu, ohne Pause.

Ich lache, Egon lacht, die ganze Pension lacht, ein unauslöschliches Gelächter. Das war ein tolles, lustiges Wiedersehen, das übrigens, wie sich, später herausstellte, auf Celestes Rechnung kam; die rachedurstige Seele hatte Pfeffer in die Pelze gestreut.

Als die Wogen der Lustigkeit sich etwas gelegt hatten, nahm mich Tantchen bei Seite. Sie war außer sich, sie begreift nicht, wie Du Egon herschicken konntest; mein Ruf, schon etwas leck, müßte ja dabei Schiffbruch leiden. Egon wäre schon seit einer Stunde da; sie hätte lange mit ihm berathschlagt, und sie wären Beide übereingekommen — es bliebe ja nichts anderes übrig — und da ich ja doch auf dem Punkt stände, Egon mit Deiner Bewilligung zu heirathen — und die ganze Pension hielte ihn bereits für meinen Professor — wir ließen es dabei, Egon sollte für meinen Mann gelten.

Ginge ich nicht darauf ein, so müßten wir uns sofort durch ein fingirtes Telegramm abrufen lassen. Wir könnten dann keine Stunde länger in der Pension bleiben, obgleich wir 14 Tage voraus bezahlt hätten und sie nicht wüßte, woher sie das Reisegeld nehmen sollte. Von dem zurückbleibenden Ban aber, den jeder zwischen den Zeilen lesen konnte, sagte sie kein Wort. Ich war so geknickt, daß ich kaum eine Antwort gab, ich nieste nur und nickte. Du hast mir diese Suppe eingebrockt und ich muß sie aufessen. Das ist der Haken, von dem ich sprach.

Von Egon ist es unverzeihlich, daß er eingewilligt hat. Mir ist zu Muthe, als wäre der Baron noch gar nicht abgereist. Wie diese Atmosphäre der Lüge mir widersteht. Ich wage keinem Menschen mehr in's Gesicht zu sehen. Und das kann ich vollends nicht hören, daß sie ihn „Herr Professor" nennen. Der gute Egon — Professor! Ein lieber Lieutenant, der seinen Abschied genommen hat, und ab und zu, wenn seine Badereisen im Sommer und seine Wintervergnügungen in Berlin es ihm gestatten, auf sein Gut reist, um ein paar Worte über das Wetter mit seinem Pächter zu wechseln. Aeußerlich finde ich ihn verändert, nicht zum Vortheil; seine Augen sind in

Berlin viel schöner als in Rom, wo alle Welt seine Augen hat. Aber natürlich, ich liebe ihn noch immer, das versteht sich von selbst.

Hätte er mir nicht Deinen Brief gezeigt, ich würde nicht geglaubt haben, daß Du ihn herschickst.

„Gehen Sie nach Rom, Marie erwartet Sie."

Ich danke Dir, danke Dir tausend Mal, daß Du ihn geschickt hast, er ist ein lieber Mensch, und so frisch und vergnügt. Er ist für mich Berlin in Rom. Natürlich wird seine Gegenwart den wohlthätigsten Einfluß auf mein Gemüth haben, ich merke es schon. Wir wollen uns aber auch amüsiren und lustig sein und ausgelassen! In die Osterien wollen wir gehen und Marsala trinken, und tanzen wollen wir auf den Veillonen (Carnevalsbällen), ich bin ja das Atom, das in der Sonne tanzt. Was meinst Du, ob ich als Bajadere auf den Maskenball gehe? Ich werde Egon Rom zeigen. Ich kenne ja das melancholische Nest in- und auswendig. Hätte ich nur nicht Kopfschmerzen, so würde ich noch viel lustiger sein.

Marie.

Ich glaube doch, daß Du sehr böse auf mich bist.

Lieber Freund!

Müßte ich nicht in Glückseligkeit schwimmen? Ich schwimme ja auch oder ich schwämme vielmehr, wenn mein Kopf nicht so müde wäre; zuweilen ist mir, als hinge er ganz lose an einem Fädchen, und dann wieder sitzt er mir wie eine schwere Last auf den Schultern. Die Leute sagen, es wäre die römische Frühlingsluft, und warnen mich vor dem Fieber. Eine unbestimmte Angst beklemmt mich, so eine Art Seelen-Asthma, vielleicht ist's auch eine wirkliche körperliche Athemnoth. Ich halte mich jetzt viel mit Egon in den römischen Cafés auf; er meint, da lerne man Land und Leute am besten kennen. Hätte ich nur etwas mehr Interesse an den Leuten. Die schwarzen, feurigen, tellergroßen Augen der Italiener fangen an mir langweilig zu werden und ich sehne mich manchmal förmlich nach hellen, deutschen Augen, und wären sie auch noch so klein und wasserblau dazu. Was hast Du eigentlich für Augen? Graue, grüne oder gelbliche? Ich kann mich nicht darauf besinnen, Deine Augen gehen mir im Kopfe herum.

Tantchen mit ihrem Van und dem Bädeker sind natürlich immer bei unseren Ausflügen dabei; sie nehmen aber wenig Notiz von uns; nur wirft der Holländer zuweilen lange moralische und mißbilligende Blicke auf Egon, ich vermuthe, Tantchen hat ihn in's Vertrauen gezogen.

Ich habe Egon gesagt, daß, bis ich von Dir geschieden wäre, er mich nur als Cousine betrachten dürfe, oder wenn ihm das lieber wäre, als Landsmännin. Das sind wir doch Deiner märchenhaften Güte schuldig. Es gefällt ihm nicht, es thut mir leid, aber ich kann's nicht ändern. Mir gefällt es; es scheint, daß ich sehr viel Talent zur Cousine habe, und als

liebevolle Verwandte bestrebe ich mich, nach Kräften für Egons Vergnügen und Fortbildung zu sorgen. Wir schwelgen in Natur und Kunst.

Gestern Nachmittag waren wir im Colosseum. „Wunderhübsch," sagte er, als wir in die Arena traten, „nur ein Bischen viel Unkraut, hier müßte unsere Berliner Feuerwehr einmal acht Tage lang aufräumen." Ich opponirte. Ich habe jetzt immer eine Oppositionslust, die beinahe krankhaft ist. Wie kannst Du, sagte ich, diese durchgeistigten Brennnesseln, diese geläuterten Kuhblumen, dieses ganze farbenglühende Geschlinge, das sich in dythirambischer Lust um das Gestein schlingt, Unkraut nennen, dann wäre ja die ganze Botanik Unkraut. Ich weiß nicht recht, war das wirklich meine Meinung oder dachte ich: Das oder etwas Aehnliches würdest Du ihm geantwortet haben.

Der Baron — Egon wollte ich sagen — beantwortete meine Lobrede mit einem Compliment: Unter meinen Sonnenaugen verwandelten sich die einfältigsten Gänseblümchen in die gefülltesten Tausendschönchen und dergleichen.

Die Kraft dieser Sonnenaugen schien sich aber an den Treppen der Ruinen zu brechen, denn die nannte er morsche glitschrige Steinklumpen, die von feuchtem Schimmel trieften.

„Sie triefen von Poesie," antwortete ich gereizt.

„Sei nicht böse, Cousinchen," sagte er lachend, „mir fehlt nun einmal der ‚esprit de l'escalier'. Er reißt Witze im Colosseum! Das muß ich ihm abgewöhnen.

Die Sonne sank hinter den Albaner Bergen und er fragte mich, ob er rauchen dürfe. Und er rauchte und erzählte mir dabei die pikante Geschichte von Frau von Rüdesdorf, Du weißt, die naive junge Frau, deren Mann mit einer Dame der Halbwelt in die weite Welt ging, das heißt nach Italien durchbrannte. Drei Monate später erzählte Frau von Rüdesdorf ganz beseligt aller Welt, daß ihr lieber Mann, von Reue gefoltert, in ganz zerknirschtem Zustand zu ihr zurückgekehrt sei. Alle Welt wußte aber, daß seine Circe, abgekühlt durch seinen Geiz und seinen Stockschnupfen, ihm den Stuhl vor die Thür gesetzt hatte.

Egon erzählte die Geschichten ganz in seiner alten charmanten Art, nur kommen sie mir in den römischen Ruinen und Hainen deplacirt vor, wie der Wurst- und Käseladen in dem herrlichen alten Marcellustheater. Als die Geschichte zu Ende war, fühlte ich mich nicht wohl, eine brennende Sehnsucht nach Einsamkeit überkam mich. Ich bat Egon, einen Wagen zu holen, lehnte jede Begleitung ab und versprach, mich pünklich zum Diner in der trattoria Falcone einzufinden. Kaum aber war ich mit meinem Wagen aus Egons Gesichtskreis, so lohnte ich den Kutscher ab und stürzte mich in das Menschengewühl. Was ich wollte, was ich suchte, ich weiß es selbst nicht. Erst als ich Abends im Bette lag, da fiel mir ein, was ich gesucht hatte — Rom. Ich glaubte, den Weg nach Hause finden zu können; bald aber wußte ich nicht mehr, wo ich war. Ich gerieth in enge schmutzige Gassen. Ich kam an einem breiten Thorweg vorüber; Gemüse wurden darin feilgeboten; im

Hintergrund neigte sich eine armselige Madonna unter Glas und Rahmen über Kohlstrünke und Zwiebeln; eine ewige Lampe brannte unter dem Bilde und warf einen mystischen Schein auf den Grünkram und das dunkle Gebälk. Ein altes Weib kämmte, an der Wand lehnend, sein langes graues Haar.

Ein paar Schritte weiter sah ich in einen engen schwarzen Flur; er endete mit einem Bretterzaune, dahinter war eine Grotte von wüstem Gestein; ein uralter verwitterter Gott, unkenntlich vor grünem Schimmel, stand in der Grotte, die feinen Fäden des Venushaares fielen wirr wie grüne Haarsträhnen über das Götterhaupt. Wassertropfen rieselten langsam darauf nieder, und durch die Tropfen glänzte die Sonne.

Ich ging weiter und sah in einen kleinen unsauberen Hof. Eine niedrige, blendend weiße Mauer schloß ihn ab; jenseits der Mauer, hoch empor ragten zwei einsame Pinien; leuchtend klar hoben sie sich vom tiefblauen Himmel ab und wirkten in dieser Gasse voll wüsten Lärms wie ein Choral, der kreischende Blechinstrumente übertönt.

Es folgte mir Jemand; wie gejagt lief ich weiter; ich kam in immer engere, ödere Gassen. Einmal stand ich plötzlich vor einem Palast. Voll herrlichen Gleichmaßes fügte sich Fenster an Fenster, Säule an Säule. Die Fenster aber hatten zerbrochene Scheiben, elende Kinder lehnten ihre struppigen Köpfe hinaus; die verfallene Eingangsthür hing in ihren Angeln wie eine zerbrochene Harfe.

Die Schritte des Verfolgers trieben mich weiter. An unheimlichen Winkeln kam ich vorbei, wo unversehens eine schwärzliche Treppe emporstieg, düster wie Schaffotstufen, man sah nicht, wohin sie führte.

An dem Vorsprung eines armseligen Hauses hatte sich Kalk und Mörtel abgelöst, eine antike Säule brach hervor, wie eine Lilie aus wildem Gestrüpp. Es wurde dämmerig, und ich wanderte weiter wie im Traum, und merkwürdig — ich empfand keine Furcht.

Einmal gerieth ich in eine Sackgasse: zwischen hohen Kirchenmauern war ich wie gefangen; dichtes Gras wucherte aus dem Boden; unter einer Laterne hing ein vergilbtes Heiligenbild; davor, auf den harten Steinen, kniete ein Bettler.

Ich trat in die Kirche: flimmernde Kerzen, Weihrauchduft, uralte Mosaikbilder in dämmernden Nischen, eine murmelnde, knieende Menge. Beklemmender Geruch von Staub und Weihrauch trieben mich wieder hinaus.

In der Dämmerung schritt ich durch einen langen gewölbten Gang; zwei schlanke Signoras in schwarzem Sammet wandelten vor mir her; römische Krieger in wallenden weißen Mänteln schritten an ihnen vorüber. In dunklen Ecken standen Bettler und sangen ihre einförmige Litanei. Ein Kind mit Veilchensträußen lief den schönen Damen nach. Ich blickte in Gewölbe, tief, gewaltig und schwarz wie die Werkstätten von Cyklopen. Durch die offene Hausthür eines verwitterten Gemäuers sah ich Säulenreihen, die in erhabenen Rhythmen aufstiegen, als führten sie zu einem Tempel.

Was war denn das Alles? War das Rom? Was hatte ich denn bisher gesehen? Mit einem Mal wurde es mir klar, alle diese Häuser sind Palimpseste, wo unter vulgärem Kalk und Mörtel uralte Zaubersprüche zu lesen sind. Habe ich in früheren Briefen Rom schmutzig und prosaisch gefunden — bitte, radire es aus. Mir war es bei dieser Wanderung, als vernähme ich ein wundersames Concert, bei dem volle Orgelklänge sich mit den wehmüthig kläglichen Tönen der Pifferaris mischten.

Wie konnte ich Rom nur prosaisch finden. Die Stadt hat einen immensen künstlerischen Instinct. Die alten Mauern und die Veilchen, die weißen Mäntel und die antiken Säulen, Unrath und Lumpen, Götterbilder und rieselnde Cascaden, alles weiß sie zu einem Gesammtbild zu fügen von großer träumerischer und berauschender Harmonie.

Mein Verfolger hatte mich nicht aus den Augen gelassen; es war ein hübscher junger Mann, ziemlich anständig gekleidet. „Was wollen Sie?" fuhr ich ihn in ebenso grobem wie fließendem Italienisch an. Ich hätte es mir denken können. Er streckte die Hand aus. Ich gab ihm ein Geldstück, und fragte ihn, ob er mich in die trattoria Falcone führen wolle? Blitzschnell verwandelte sich mein Bettler in einen Cavalier; ich würde mich kaum gewundert haben, wenn er mir seinen Arm geboten hätte. Auf das Verbindlichste erklärte er sich bereit, nannte mir unterwegs die Namen aller Straßen, und vor der Thür des Restaurants verneigte er sich tief und sagte: „che simpatica signorina!" Ich wollte ihm noch ein Trinkgeld geben; er lehnte es aber mit dem graziösen Stolz eines Hidalgo ab.

Und dann aß ich mit den Anderen mein Beefsteak, meine Gedanken aber schweiften abseits, und wir waren alle einsilbig, bis ich die Verpflichtung fühlte, die Conversation wieder etwas zu beleben.

Ich fragte Egon, was für einen Eindruck ihm die Stadt mache?

„O einen charmanten," antwortete er; „ich lerne auch hier etwas, und lege den Grund zu reformatorischen Ideen, für die ich in Berlin Propaganda machen werde."

„Zum Beispiel?" fragte ich.

„Zum Beispiel die Regenschirme der römischen Kutscher," antwortete er. „Bei uns, wo es neun Monate im Jahre regnet, erhalten sich die Kutscher nur durch Schnaps über Wasser, hier, wenn ausnahmsweise ein Tropfen vom Himmel fällt — was doch ein Segen für den ungewaschenen Zustand der Rosselenker sein sollte — entfalten sie ihre riesigen Schirme, die so bequem neben dem Kutschbock angebracht sind und sich wie ein Dach über sie spannen." Hättest Du Egon für so praktisch gehalten? Niemand erhob Widerspruch. Es kam aber zu keiner Unterhaltung mehr, und als Tantchen sagte: „Wir wollen gehen," gingen wir alle gern. Egon findet, daß ich nicht mehr so liebenswürdig bin wie früher. Er hat gewiß recht. Ich fühle es selbst. Ich entberlinisire mich.

Morgen wollen wir in die Villengärten. Lebe wohl. Bist Du noch

immer in Hieroglyphen verliebt? Ein richtiger Berliner bist Du auch nie gewesen, Du hast immer etwas Togahaftes gehabt, so ein Gemisch von Berlin, Rom und Hinterindien. Ich bin auch nicht mehr Berlinerin und auch nicht Römerin. Ich schwebe in der Luft — ein leerer Ballon. Wo werde ich niedergehen? Vielleicht falle ich in's Weltmeer und hinterlasse keine Spur meines Daseins, keine Spur in keines Menschen Herzen.

Marie.

Mein lieber Ernst!

Ich weiß nicht wie es kommt, aber ich habe plötzlich eine Leidenschaft für die Einsamkeit, besonders gegen Sonnenuntergang ergreift mich dieser Hang, und ich spinne oft Intriguen, um ihm zu fröhnen. Du brauchst aber darum nicht zu denken, daß ich Egon nicht mehr lieb habe, ich habe ihn sehr lieb, natürlich liebe ich ihn, würde ich mich denn sonst um seinetwillen von Dir scheiden lassen — hast mir doch nichts zu Leide gethan — im Gegentheil. Es verdrießt mich nur, daß Egon italienische Schablonenaugen hat. In seinem Wesen freilich, da ist und bleibt er Berliner Vollblut.

Wir sind jetzt immer verschiedener Meinung. Wir streiten viel. Das kommt von der Frühlingsluft, alle paar Tage weht Scirocco. Wir waren wieder in der Villa Wolkonski. Die Rosen blühten schon. So weit das Auge reichte, nichts als Rosen. Volle Guirlanden zogen sich von Baum zu Baum, sie umschlangen die Stämme, wuchsen über die Krone hinaus, bis weit in den Aether hinein; sie glühten und blühten in vollen, leidenschaftlichen Büschen, sie bedeckten alle Gebäude und die hochragende römische Urmauer, die mitten im Garten steht, sie kletterten an den Treppen empor und krochen am Boden entlang — so viel Rosen, als wäre der jüngste Tag für die Rosen angebrochen, und alle, die je geblüht, wären wieder auferstanden. Die ganze Natur duftete nach Hochzeit und Liebe, Alles war wie trunken von Rosenduft, und ich sah und träumte, und sehnte mich, und ganz „zerflossen in Wehmuth und in Lust", warf ich Egon eine Rose zu, eine glühend rothe, er steckte sie in's Knopfloch, küßte mir die Hand und fragte, ob er eine Cigarrette rauchen dürfe. Und er rauchte, und lobte die schönen Pinien und Cypressen im Garten, gab aber doch einer deutschen Buche oder Linde den Vorzug, nicht nur, wie er sagte, ihres wirthschaftlichen Nutzens wegen — bei den Cypressen fiele natürlich das gute Schweinefutter der Buchnüsse fort, und von dem heilsamen und billigen Thee, den die Linden lieferten, könne ja bei den Pinien keine Rede sein. — Er zog die deutschen Bäume auch in poetischer Hinsicht vor. Er fand, es gäbe nichts Anheimelnderes als sich im Schatten einer breitblättrigen Buche — bei einer Landpartie etwa — zu lagern, und darunter von frisch gepflückten Kräutern eine Maibowle zu brauen, beim Zwitschern der Vögel und der jungen Damen. Die römischen Bäume nannte er unge-

nießbare Aristokraten, die sich ablehnend gegen die Menschen verhielten und nichts thäten, als ihre Nasen hochmüthig in den Aether strecken.

Ich gab ihm zu, daß ich mir allerdings eine Maibowle mit zwitschernden Backfischen nicht gut unter einer Cypresse denken könne, entschuldigte aber die Bäume damit, daß sie einen anderen Beruf hätten.

„Welchen?“ fragte er.

„Sich vom tiefblauen Himmel malerisch abzuheben,“ sagte ich, „unter ihren Kronen marmorne Götterbilder sitzen zu lassen. Es sind so ganz katholische Bäume, und sie kommen mir in ihrer unnahbaren Keuschheit immer wie Wegweiser zum Himmel vor, grüne Altarkerzen, die aufwärts flammen. Solchen Eindruck, dachte ich, würden sie Dir ungefähr gemacht haben.

„Ich kenne nur einen Wegweiser zum Himmel,“ sagte er, „das ist die Liebe.“ Und er plauderte weiter über diesen Gegenstand. Ich war zerstreut, und unwillkürlich kamen mir die Worte über die Lippen: „Was sagen Sie, Herr Baron?“ Ich erschrak darüber. Wie kann ich Egon nur mit Herrn von Malwitz verwechseln! Es ist mir schon einige Male passirt.

Wir stiegen auf das flache Dach der Villa und sahen hinüber in die Berge; ein leichter Schleier von Dunst umhüllte sie. Wie aus der Luft geboren, aus Duft gewoben, bildeten sie leichte Silhouetten und schimmerten in zartestem Perlmutterglanz.

„Hier wollen wir die Sonne untergehen sehen!“ rief Tantchen begeistert aus. Ich setzte es aber durch, daß wir zu diesem Zweck in die Villa Medici fuhren. Ich hatte meinen Plan. Ich mag keine Sonnenuntergänge mit Cigarrettenrauch.

Als wir die ersten düsteren Alleen jenes Gartens betraten, erwähnte Tantchen, daß ich diesen Theil des Gartens ein grünes Gefängniß genannt hatte. Egon fand es sehr richtig und setzte hinzu: „Und wir wollen es auch zu einem fidelen machen. Dieser Egon, er ist ja so nett, so sehr nett, aber immer auf berlinisch. War ich denn damals blind! Heut erschien mir das Gefängniß wie ein Tempel. Sahen denn die Anderen nicht, daß die Sonnenstrahlen durch das dämmernd dichte Grün wie gemalte Kirchenfenster wirkten? In dem mystischen Schweigen sieht man sich unwillkürlich nach dem weihrauchumdufteten Dreifuß und den Sibyllen um. Der Holländer, als hätte er meine Gedanken errathen, bemerkte: „Orakelhaft schön, würde der Baron gesagt haben.“ Der gute Van genirt sich auf eigene Hand geistreich zu sein.

„Rauche nur,“ sagte ich zu Egon, ehe er noch gefragt hatte, „ich will mich inzwischen verstecken, und ich wette, Du findest mich nicht.“

„Ich wette, ich finde Dich,“ sagte er lachend, „und wärst Du am Ende der Welt.“

„Vedremo,“ sagte ich, lief fort, rief den Gärtner, der den Schlüssel zu dem Eichenhain mit dem berühmten Belvedere hat, und gab dem Cerberus ein riesiges Trinkgeld, damit er Niemand mehr in den Eichenhain einlassen sollte. Er nickte verständnißvoll und verschwand. Die Thür des Haines

nämlich kann von Innen Jeder selbst öffnen; von Außen muß sie aufgeschlossen werden.

Ich setzte mich auf das flache Dach des Gemäuers, das den Hain von dem übrigen Garten trennt, und durch die schönsten Pinien Roms erblickte ich die herrlichen Umrisse des Gebirges. Unter mir, in seinem Atelier, sang ein Bildhauer zu den Meißelschlägen. Ich lehnte an eine Marmorgruppe, Amor, Psyche küssend.

Die Drei kamen herbei und sahen mich auf dem Dache sitzen. Ich rief ihnen zu, sie möchten nur den Gärtner suchen und sich den Hain aufschließen lassen. Sie gingen ihn zu suchen, ich wußte, der würde sich nicht finden lassen. Langsam wandelte ich durch die Allee, die zu dem Belvedere führt; nie habe ich Stimmungsvolleres gesehen als diesen Hain bei untergehender Sonne. Eine breite alte Treppe führt empor zu dem Belvedere. Auf den oberen Stufen ist das Dickicht von Lorbeeren und Oleander so dicht, daß man nicht sieht, wohin die Treppe führt. Man ahnt dahinter ein geheimnißvoll Göttliches.

Geistliche in weißen Gewändern kamen die Treppe langsam herab. Das machte die Täuschung, als wäre da oben ein Tempel, vollkommen. Rothe Sonnenstrahlen spielten wie Glorienschein auf ihren Gewändern.

Ich empfand ein Gemisch von poetischem Entzücken und olympischer Andacht. Ganz himmelfahrtsmäßig, so mit Engelsköpfen um mich herum, war mir zu Muth, als hieße ich gar nicht mehr Marie, sondern Maria. Heilige Schauer flutheten in mir auf und ab, und ich hätte gern ein paar Heilige gehabt, mich anzubeten. Ich kenne wohl einen Heiligen, der aber hat seine Götter in — Hinterindien, oder ist es Vorderindien?

Das Belvedere selbst ist ein unerhebliches kleines Gemäuer, aber der Blick in die Landschaft! als träumte man einen historischen Traum: die röthlich schimmernden uralten Mauern, zur Seite der weit sich hinstreckende Pinienwald, dahinter die Berge in zartvioletten, träumerischen Linien. Die Sonne sank tiefer, und die Berge, die in der Villa Wolkonski Blumenglocken glichen, zart als könnte ein Windhauch sie verwehen, sie erschienen jetzt tief schwarzblau wie Glocken von Erz, düster und drohend, und die Campagna schmiegte sich in zarten grünlichen Wellen ihnen an.

Ich stand da, trunken von dem Anblick — da mit einem Mal wurde ich in's irdische Sein zurückgerufen. Es roch nach — Kaffee, intensiv nach Kaffee.

Wo kam der Geruch her?

Wahrscheinlich aus dem benachbarten Kloster trinita di monte. Die Nonnen tranken Kaffee. Ich sog den Duft in langen Zügen ein, und mein thörichtes Herz schwoll von Heimatsgefühlen. Unser heimatlicher Kaffeetisch in dem gemüthlichen Erker stieg in meinem Geist auf. Ich sah durch das bunte Glasfenster das goldene Licht auf die stilgerechte Decke fallen, weißt Du noch, ich hatte sie Dir zum Geburtstag gearbeitet, und Du necktest mich damit, daß ich Dir immer Wirthschaftsgegenstände schenkte, und drohtest mir

zu meinem Geburtstag mit einem Rasirmesser. Und der Majolikateller mit den kleinen Kuchen, die Du so gern ißt, der stieg auch in meinem Geist empor. Du hast immer behauptet, daß ich den Engel darauf viel zu knusprig braun gemalt hätte. Das wird ein schöner Kaffee sein, den sie Dir jetzt zu trinken geben! Du armer Ernst! Und unser Kaffeetisch, und der zauberhafte Hain, die Marmorbilder, Deine hellen Augen und der dünne Kaffee, das alles floß ineinander und kam mir so rührend vor und so wehmüthig und so erhaben — ich mußte ein Bischen weinen.

Ich stieg die Treppe hinab. Unheimlich düster war jetzt der Hain. Inmitten des Weges stand unbeweglich der weiße Ziegenbock. Ein letzter verirrter Sonnenstrahl glänzte auf seinem Kopf. All die wahnsinnig verkrümmten Eichen schienen Daphnen im Augenblick der Verwandlung, wo noch in jedem Stamm und jedem Zweig der wilde Schreck der Verwandlung und die Angst der Verfolgung zittert. Lautlose Stille. Ich bin sonst so furchtsam. An jedem andern Ort, z. B. an der Rousseau-Insel im Thiergarten, hätte ich mich um diese Zeit, allein mit der mystischen Ziege, halb todt gefürchtet. Hier war Alles so weit, weit von aller Prosa des Lebens, so übernatürlich, traumbildartig, wie eine Erzählung Homers. Furcht wäre mir lächerlich vorgekommen.

Ich traf die andern vor der Thür, noch immer den Gärtner suchend; sie waren böse auf mich. Auf dem Heimweg sagte Egon:

„Marie, liebst Du mich nicht mehr?"

Ich antwortete nicht, ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Ich weiß nicht, ob ich ihn noch liebe. Mein Herz ist auch ein Palimpsest wie die Häuser Roms. Es ist etwas darunter und etwas darüber geschrieben; ich weiß nicht, welches die rechte Schrift ist. Wer hilft mir sie lesen? Du weißt ja, daß ich nicht einmal mäßig gut geschriebene Briefe lesen konnte, Du mußtest sie mir immer vorlesen. Ja — damals! Palimpseste entziffern — ich? — Ach Gott!

Marie.

Lieber Freund!

Ich fahre fort, Egon eine brave Cousine zu sein. Wir haben zusammen die Thermen und die palatinischen Ausgrabungen besichtigt. Weißt Du das Neueste? Ich bin verzaubert. Ich bin nicht mehr ich. Ich sehe, was ich nie gesehen, ich fühle, was ich nie gefühlt. Irre ich mich, oder habe ich wirklich erst vor zwei Monaten die Freude an den römischen Trümmern für affectirte Ruinensentimentalität erklärt? Wie konnte ich! In einer Art nervöser Aufregung wandere ich jetzt durch die historische Wildniß der Kaiserpaläste, wo alles wieder eins geworden ist mit der Natur, und die Zerstörung wie etwas künstlerisches Gewolltes erscheint; ich sehe, daß die Pracht der Kaiserpaläste versunken — in den Trümmern aber eine neue Welt der Schönheit

aufgegangen ist. Die Zerstörung erweckt hier keine Trauer, keine Wehmuth, sie erweckt eine Melancholie, die still und groß und selbstlos ist.

Diese ungeheuren Gewölbe, diese gesprungenen Mauern, die gigantischen Höhlen voll purpurner Finsterniß, die grandiosen Bogenfenster — sie sind fest wie Marmor. Wundersam durchgeistigt steigen die kolossalen Massen frei und kühn empor — verklärte Felsen. Sie strecken sich hin wie Riesensarkophage, in denen die Weltgeschichte ruht. Wenn die Sonne hell auf das Gestein fällt, so schimmert es zuweilen weiß wie Schnee, so silbern uralt.

Gelbe Blumen fallen wie goldene Locken über die Steine. Ueber offnen Riesenportalen leuchtet der tiefblaue Himmel. In der Treppe auf einem düsteren Gange ist eine Stufe ausgebrochen. Durch die Oeffnung sieht man in der Ferne eine Säule, von Sonnenglanz übergossen. Von einem lichtlosen Bogengang rieselt leiser Staub nieder. Der Gang endet mit einem grünen Hügel. Eine marmorne Nymphe sitzt davor, frisch und duftig, als lebte sie von ihrer Schönheit ein ewiges Leben. Leise gleitet der Wind über die Gräser des Hügels, sie zittern im grüngoldenen Schimmer über die steinerne Göttin; sonst Alles marmorstill und marmorschön.

Die Nymphe hat keinen Kopf, aber das Haar wallt ihr um den süßen Leib.

„Diese schöne Nymphe," sagt Egon, „erinnert mich an das häßliche, aber schön gewachsene Fräulein von Strecker."

„Wieso?" fragte ich.

„Wenn man die köpfte, wäre sie auch sehr schön."

Und wie der das sagte, sah er — schrecklich aber wahr — dem Pietro ähnlich, es kam mir sogar so vor, als schielte er. Ich eilte fort von ihm, zu einer Stelle der Ausgrabungen, wo sich zwischen den gewaltigen Pfeilern eines Gewölbes ein Blick in die Landschaft öffnete, über Gärten hinweg bis an die blauen Albanerberge.

Es ist mir in Rom aufgefallen, wie die Natur hier oft nur als Folie für die architektonischen Wunder erscheint. Sie zeigt sich als das Liebliche und Vergängliche, und die Säulen und die Trümmer stehen in der Landschaft als etwas Gewaltiges, Ewiges und ergreifen uns wie eine Sophokleische Tragödie.

Egon fand Alles schön und interessant, nur die vielen unterirdischen Gelasse flößten ihm Bedenken ein.

„Die reinen Abruzzen für den Banditen," sagte er.

Der immer begütigende Holländer milderte die Abruzzen in „Asyle für Obdachlose".

Er ist wirklich ein lieber Mensch, der Egon. Alles findet er schön und interessant, er raucht überall und ist ungemein praktisch, und würde an die Sehenswürdigkeiten noch viel mehr Witze knüpfen, wenn ich, bei der Annäherung dieser Gefahr, nicht immer warnend den Finger erhöbe. Wir sind auch wieder ganz herzlich miteinander, wenigstens so lange ich vergnügt bin, in den Cafés z. B., in den Trattorien, auf dem pincio, wenn Concert ist,

bei den Spazierfahrten in den borghesischen Gärten u. s. w. Immer bin ich natürlich nicht vergnügt, ja, wenn ich aufrichtig sein soll, ich bin es eigentlich recht selten. Findest Du nicht auch, daß die höchste Schönheit einen melancholisch macht wie das tiefste Leid, in der physischen Welt erregt ja auch die heißeste Gluth und die eisigste Kälte dieselbe Empfindung. Alles ist hier wie eine Offenbarung, davor kommt nichts Kleines und Alltägliches auf, z. B. der Gedanke: wie lasse ich mir mein kupferfarbenes Plüschkleid machen? der mich in Berlin intensiv interessiren würde, hier — einfach lächerlich. In weite Fernen schweift mein Blick, hinter mir, vor mir. Nur wie fernes Meeresbrausen bringen die Töne des Menschengewühls an mein Ohr, und ich fühle mich ganz als Atom, aber nicht als eins, das in der Sonne tanzt, nein, als ein Atom, das sich in dem großen universellen Staub auflöst. Ich begreife jetzt kaum, wie ich Dich mit dem Krimskrams meiner Filigrangefühlchen behelligen konnte. Oft denke ich an den Blick, den Du mir damals zuwarfst. „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir," das wolltest Du sagen, nicht? Nun bist Du froh, daß Du mich losgeworden. Du hast mich abgeschüttelt wie etwas fremdes. In Deinem Studirzimmer, da verkehrtest Du mehr oder weniger mit Göttern, und ich subalterne Dame riß Dich alle Augenblicke aus Deinen Himmeln. Gewiß ich nahm mich neben Dir aus wie eine Anekdote Egons im Colosseum.

Weißt Du, das erste Versehen unsrer Ehe war, daß ich Dich schon kannte, als ich noch ein Kind war. Ich war an Dich gewöhnt, ehe ich Dich verstehen konnte, und nahm Dich hin, wie das liebe Brot, als etwas Alltägliches. An dem großen Kurfürsten auf der langen Brücke, der doch ein eminentes Kunstwerk sein soll, bin ich auch immer vorübergegangen, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, weil ich ihn eben von Kindesbeinen an kannte, während ich hier in Rom drauf und dran bin, die unbekanntesten und mittelmäßigsten Torsos anzustaunen.

Es ist bald Mitternacht. Ein Nachtschwärmer singt schon wieder unter meinem Fenster: „la donna è mobile." Wie Hohn klingt's herauf. Gute Nacht!

Marie.

Lieber Ernst!

Wir hatten eine Fahrt in die Campagna verabredet. Egon, der beim Gesandten zum Diner geladen war, hatte zur festgesetzten Stunde seine Toilette nicht beendigt. Ich wollte nicht warten, wir fuhren fort, und ich hinterließ, daß wir uns im Gasthaus bei der ponte nomentana treffen wollten. Vor dem Gasthaus stiegen wir aus und wanderten in die Campagna hinaus. Ich war schon früher in der Campagna gewesen, ohne daß sie mir einen besonderen Eindruck hinterlassen hätte. Damals war ich wohl nicht in der richtigen Stimmung, nun war ich's. Die römischen Ueberreste in der Campagna stehen da, als hätte die Natur selbst sie hervorgebracht, und man

muß sie bewundern wie das gestirnte Firmament, wie das Meer oder das Gebirge. Phantastischen Riesenblumen gleich wachsen sie aus der Landschaft. Mitunter sind es nur ein paar verwitterte Steine, über die sich die Krone einer Pinie wölbt. Ein ander Mal erhebt sich groß und herrlich eine Mauer, und wir glauben ein Märchenland voll versteinerten Visionen zu schauen.

Wenn wir in Deutschland an schöne Gegenden denken, so verbinden wir damit vorzugsweise den Begriff „grün“, Wälder, Wiesen und blinkende Wasser schweben uns vor.

Die römische Campagna zeigt auf den ersten Blick nichts als öde, bräunliche Gründe und Hügel.

Hier und dort ragt eine einsame Pinie oder Cypresse empor, ein Hirt lehnt daran, und seine Lämmerheerde bildet einen silbernen Streif auf der bräunlichen Fläche. Schwerfällig wälzt der melancholische Tiber seine trüben Wasser durch die Landschaft und über die Götterbilder die noch in seiner Tiefe ruhen; man kann an das todte Meer dabei denken, so stumm und einsam sind die Ufer.

Die deutsche Landschaft scheint um der Menschen willen da zu sein, die römische um ihrer selbst willen. Die deutsche ist voll Gemüth und Romantik, voll sinniger Wehmuth, phantastischer Wildheit oder naiver Frische.

Die Campagna ist schön wie eine griechische Statue; sie trägt den Charakter der Einsamkeit, einer grandiosen, ergreifenden Monotonie, mitunter ist sie todesstill, dann hat sie etwas Banges, Verhaltenes, und wer dann ihres giftigen Athems denkt, dem mag sie wie der Kopf der Medusa erscheinen, tödtlich schön.

In die Campagna geht man wie in eine Galerie. Jeder Stein hat hier eine künstlerische Mission. In deutscher Landschaft rauschen die Bäume willkürlich, die Natur ist wie sich selbst überlassen; oft finden wir neben Kargheit eine Ueberstürzung von Effecten, überall tragische, schauerliche oder anmuthige Motive dicht nebeneinander. Hastig und oft leidenschaftlich läßt sie alles drüber und drunter wachsen. Ihre Schönheit hat etwas Ursprüngliches, Instinctives.

Die Campagna ist ganz durchgeistigt. Da ist Ruhe, reine architektonische Schönheit, edelstes Maß, nichts Vages, Verschwommenes oder Ueberstürztes.

So viel ich mich erinnere, habe ich früher nie von Landschaften geträumt. Von der Campagna träumte ich letzte Nacht.

Zwischen den Hügeln sah ich Sarkophage stehen, und durch die epheuumrankten Bogen der Wasserleitung marmorne Götter schreiten. Ungeheure Vasen sah ich aus den Gründen wie Blumen hervorwachsen, aus den Kelchen aber blühten die Sibyllen Michel Angelos hervor, und von den Lippen der heiligen Weiber tönte ein Requiem.

Was dieser schweigsamen Natur Leben giebt, ist das Licht. Könnte ich Dir doch von diesem Zauberspiel der Farben eine Vorstellung geben! von diesem wundersamen tiefen und zartem Violet, daß wie Purpur wirkt, und

wie ein Lobgesang der Engel sich auf die Erde niedersenkt, von dieser Rosengluth, die Nähe und Ferne überzieht und Tiefsinn und unaussprechliche Heiterkeit athmet.

Nein, wir im Norden haben keine Ahnung von der Gluth und Lauterkeit dieser Farben, von ihrem weichen Feuer und ihrer verklärten Pracht.

Himmel und Erde gehören hier mehr zusammen als bei uns. Deutsche Wälder verdecken den Himmel, die scharfgezeichneten Pinien und Cypressen lassen ihn in durchsichtiger Klarheit schärfer hervortreten.

Es war gestern in dieser Beleuchtung etwas seliges. Die Farben glühten, als ob der Genius der Liebe selber die Luft mit seiner Fackel entzündet. Wie trunken von ihrer eigenen Schönheit schmiegten sie sich wollüstig an den irdischen Boden, als gälte es einer Vermählungsfeier zwischen Himmel und Erde.

Wahrhaftig, ich glaube, es blinkte mir eine Thräne der Begeisterung im Auge. Gerade in diesem Moment kam Jemand durch die Bogen der Wasserleitung geschritten. Er blieb in der magischen Beleuchtung stehen. Der Jemand trug einen Frack und eine weiße Cravatte, auf dem Kopf einen Cylinder und im Auge das Monocle. So präsentirte sich — Egon, unter der grandiosen Mauer, wo ich eben von Sibyllen und Sarkophagen geträumt. O Gott, war der Anblick komisch! fast grotesk. Ich lachte laut auf, und als er mir die Hand reichte, lachte ich noch immer, wie ich seit den Pfefferpelzen nicht mehr gelacht hatte, und unter dem Lachen wurde es mir plötzlich sonnenklar: ich liebte Egon nicht! Ein Gefühl unendlicher Befreiung kam über mich; nein, ich liebe ihn nicht mehr, gar nicht mehr — keine Spur. Wie mich dieses Bewußtsein mit reinem Frohsinn erfüllte! Was war das nur gewesen — diese Liebe? Man sagt, in jedem Hause sei ein Skelet, so hat wohl auch jede Seele einen Kobold, der ab und zu nächtlicherweile ein bischen spukt, wenn aber der Hahn kräht, macht er sich aus dem Staube.

Jetzt weiß ich's, diese Liebe war nichts als ein Schnaderhüpfl meines Gemüths, vor der großen Symphonie Roms sind die kindischen Juchzer verklungen. Sage, Ernst, muß ich ihn denn nun heirathen, weil ich's ihm versprochen habe? Sage ja, sage was Du willst, ich thu's doch nicht. In Berlin konnte ich Egon lieben, in Rom — nein. Niemals wieder kann ich so ganz, so aus Herzensgrund Berlinerin werden. Von Roms Geist habe ich „einen Hauch verspürt". O Ernst, Dich verehre ich — Du — Lebe wohl!

Marie.

Liebster Freund!

Mein Seelenbarometer steht auf veränderlich. Antike Heiterkeit und moderne Schwermuth wechseln in mir. Jeden Tag erlebe ich etwas Bedeutendes. Egon ist trübe gestimmt. Seine Witze stehen auf dem Aussterbeetat. Ich rede ihm ein, das Fieber sei bei ihm im Anzuge, und er müsse auf acht Tage nach Capri gehen. Er will nicht.

Wir waren wieder in den Gallerien. Habe ich in früheren Briefen Schlechtes über die Bilder gesagt, radire es aus. Was für eine Wonne ist es, allmählich sehen zu lernen. Wo ich anfangs nur blutige Leiber, drapirte Glieder oder kalten Marmor sah, da sehe ich jetzt Götter, ich sehe Madonnen, ich sehe Märtyrer.

Einmal sah ich auch vor den Fresken des Rafael einen Malerjüngling stehen, ein schwarz und weiß carirtes Plaid um die Schultern drapirt, blonde Mähne, blaue begeisterte Augen, keine Manschetten. „Ein Berliner," sagte mir mein Instinct; die Ahnung wurde zur Gewißheit als der Jüngling unversehens in begeistertem Berlinisch ausrief: „Rafael, Du warst doch ein großer Knopp!"

Während wir im Lateran an den zahllosen Kaiserköpfen vorübergingen und Egon Conversation machte — er erzählt noch immer pikante Liebesgeschichten, bei denen man am Schluß „tableau" sagen muß — fiel mir ein: „Was ist denn eigentlich Liebe? Titus und Claudius und alle die Kaiser mit und ohne Nasen, sie haben geliebt, und sind nun alle todt seit Jahrtausenden. Wenn doch das Ende von Allem — Asche ist . . ."

„Du denkst ja schon wieder," unterbrach mich Egon vorwurfsvoll. Ich entschuldigte mich mit dem Scirocco, der gerade wehte. Egon freilich, der, ja der sitzt auf den Trümmern von Rom und raucht Cigarretten.

Wir schlenderten weiter durch das Museum, ziemlich gleichgültig. Ich habe noch nicht viel Sinn für Sculptur.

Ich ging an einer Statue, nur halb hinblickend, vorüber. Da war mir plötzlich als schritte mir die Marmorgestalt nach. Ohne daß ich mir dessen bewußt war, hatte sie mir einen Eindruck gemacht. Ich kehrte um, und lange, lange stand ich vor dem Sophokles.

In einem Moment begriff ich die Kraft und Größe der Sculptur.

Nicht der Zeus des Phidias, nicht die Juno Ludovisi hatten mich bewegt wie dieser Sophokles.

Er ist mehr als ein Kunstwerk. Das ist gemeißelte Tugend, eine ethische That. In diesem Antlitz, groß und süß, einfach und erhaben, in dieser ganz durchgeistigten, edelsten Gestalt ist eine hinreißende Beredtsamkeit: eine Bergpredigt voll unendlich tiefer, milder Weisheit.

Ich hatte eine Empfindung, wie sie einem wohl auf Bergeshöhen überkommt, wenn man den Sternen nah ist, die Brust sich weitet und der Blick groß und frei wird.

Ein geistiges Ozon strömt von dem Bildwerk aus.

Nein, nicht Alles wird Asche! Vor dem Sophokles begriff ich, daß es Gedanken giebt und Empfindungen und Thaten, die ewig sind und um deretwillen das Leben schön ist und reich, und zu leben eine Wonne. Der Sophokles ist schön, und Du bist häßlich, und doch ist eine Aehnlichkeit zwischen euch im Ausdruck des Gesichts. Es ist doch gewiß wahr, daß die Gesichter wie die Menschen werden.

„Was sagt Dir dieser Sophokles?“ fragte ich Egon.

„Daß er hoch beglückt ist,“ antwortete er, „Dir so sehr zu gefallen, und daß es sein dringendster Wunsch ist, als allerliebste kleine Tanagrafigur auf Deinem Schreibtisch zu thronen, was ich aber vielleicht aus Eifersucht nicht zugeben möchte.“

Ich bat Egon, mich allein zu lassen. Er ging widerwillig in den nächsten Saal.

Leute kamen ab und zu, sonst wäre ich niedergekniet vor dem Sophokles und hätte seine Füße mit meinen Thränen benetzt. Ach Ernst, Du weißt nicht was es heißt, wenn man sich selber verhaßt wird. Ja, ich hasse mich! Wie armselig, armselig bin ich! Wie kindisch, wie leichtsinnig bin ich in das Unrecht hineingetaumelt, nicht klüger als das Insect, das sich im Lichtschein verbrennt. Und daß ich ihn, um den ich Dich verließ, nicht einmal geliebt habe! wie schmachvoll! schmachvoll! Ich kannte Dich nicht! Da ich Rom erkenne, erkenne ich auch Dich, oder habe ich erst Dich erkannt und dann Rom — ich weiß es nicht. Als ich Dich heirathete, hatte ich Dich lieb, recht lieb, o ja, hochachtungsvoll ergebenst hätte ich unter meine Gefühle schreiben können, und jetzt — Alles zu spät! Ach Ernst, was ist denn leben! Der Sophokles hat gelebt, und Du und Deinesgleichen, Ihr lebt. Ich und meinesgleichen aber, wir vegetiren nur. Ihr seid die eigentlichen Menschen, und wir Schmarotzer saugen an Eurem Mark.

Bäte ich Dich, mir zu verzeihen, o ja, ja, Du würdest es thun, wie Du dem ersten Besten verzeihen würdest in Deiner starken Milde. Seinem Weib verzeihen aber heißt es wieder lieben. Und das kannst Du nicht. Zu spät!

Marie.

Ernst, lieber Ernst!

Wir werden uns nicht wiedersehen — nie. Das Fieber rast in mir, ich sterbe daran. Den Baron — Egon wollte ich sagen — habe ich halb mit Gewalt nach Capri geschickt. Er weiß, daß Alles zu Ende ist; es wird sein Herz nicht brechen. Er hat in der letzten Zeit Respect vor mir bekommen, das kann er nicht vertragen. Die Tante ist auch seit gestern fort, nach Albano. Sie läßt sich dort mit dem Holländer trauen.

Den ganzen Tag über habe ich zu Bett gelegen. Jetzt bin ich aufgestanden, weil ich Dir schreiben will. Ich muß! ich will Abschied von Dir nehmen. Sie sagen, ich habe mich erkältet. Nein, es ist etwas anderes, was mich verzehrt.

Gestern, oder war es vor acht Tagen, ich weiß nicht mehr, kam es in mir zum Ausbruch. Wir waren in S. Peter, um die Lamentationen und das Miserere singen zu hören. Es ist ja Ostern. Während der Lamentationen versank ich in vage Träumereien. Von der Kuppel strahlte die Sonne, unten im Schiff war schon Dämmerung. Hoch oben in einer Loggia wurden

die Lichter angezündet. Die Kerzen schimmerten bleich durch den dämmernd goldnen Sonnenduft, der von der Riesenwölbung niederschwebte. Ein traumhaftes Stillleben athmete durch die weiten Räume, und in meinem Halbschlaf war es mir, als lauschte ich einem Duett zwischen Unkenrufen und Nachtigallentönen.

Plötzlich fuhr ich auf. Was war das? Das Miserere begann. Hätte ich gefragt: „Wo bin ich?" und hätte man mir geantwortet: Im Himmel, ich würde mich nicht gewundert haben.

Das Miserere hat mich bis zum Wahnsinn erschüttert. Aus weiter Ferne schienen Anfangs diese Töne heranzuschweben, ein Glockenläuten hoch oben an der Burg des Herrn. Ich glaubte das säuselnde Rauschen von den Fittigen der Seraphim zu hören, und ihre heiligen Thränen in der eigenen Brust zu fühlen.

Tödtliche Süßigkeit durchdrang mich ganz, und ein namenloses Weh, das sich allmählich in Seligkeit auflöste.

Ja, Tod und Auflösung ist in dieser Musik und zugleich die Ahnung der Auferstehung.

Hätte sich nach den letzten verklingenden Tönen ein Kloster vor mir aufgethan, in das Kloster wäre ich gegangen, und die Thüren hätte ich fest, fest hinter mir geschlossen. Ich hätte mich geißeln mögen, und knien auf harten Steinen und die Hände hätte ich wund ringen mögen. Ja — eine Büßende bin ich — ein Tannhäuser — aber mein Stecken wird nicht grünen — nie. Grünen und blühen wird es nur noch auf meinem Grabhügel. Sterben, ohne Dich noch einmal gesehen zu haben! Nur einmal noch möchte ich meine Lippen auf Deine Hände drücken und Dir sagen: Ich liebe Dich! Ja, ich liebe Dich, nicht wieder, nicht von neuem — nein — ich liebe Dich zum ersten Mal, mit einer reinen, starken Liebe und einer brennenden Sehnsucht nach Dir im Herzen. Ich kann die Feder nicht mehr halten, es wird dämmerig — dann kommt die Nacht — die Nacht, und Du wirst nicht an mich denken, wenn ich gestorben bin. Oder — wirst Du's doch? Ach thu's, Du Lieber — ich denke nichts als Dich.

Marie.

O liebe, liebe Tante Friedel!

Laß Dich umarmen! Laß Dich küssen! Nun verstehe ich das zärtliche Lächeln, mit dem Du von mir Abschied nahmst und mich in meiner bitteren Herzensnoth allein ließest. Und ich konnte Dich auch nur einen Augenblick für eins jener lieblosen Scheusale halten, die man am besten in die Wolfsschlucht wirft.

Du wußtest ja Alles, und wie es kommen würde. Zwei Tage lag ich sehr krank am Fieber, ich glaubte zu sterben. Am dritten Tag war ich fieberfrei. Es hielt mich nicht im Bett. Ich stand auf und zog mich an: ein weißes Kleid. Ich sah mich in dem Spiegel, mein Gesicht war so weiß wie

das Kleid, ich mußte an Mignon denken. Und schwach war ich wie ein Kind. Ich wollte aber doch in die Villa Medici, sie ist ja nur fünf Minuten entfernt. Ich ließ mich von der Tochter des Portiers hinführen und schickte sie am Eingange des Eichenhains fort. Dann schlich ich bis an die Marmorsitze in der Mitte des Hains. Ich nahm den Hut ab und lehnte meinen müden Kopf an einen Baumstamm. Lautlos still war es. Ueber den Fußboden zitterten Sonnenstrahlen. Ich dachte an Ernst, an das, was ich gethan, an das, was nun werden sollte. Ich schluchzte auf. Ein Ruf wie aus weiter Ferne kam: Marie! Näher kam er: Marie! Marie! Ich zitterte. Hatte ich eine Hallucination? Ich sah nicht auf, ich sah mich nicht um, ich hielt den Athem an, ich wußte — jetzt würde etwas kommen, etwas Unerhörtes, Wunderschönes! Und es kam — Er! Ich lag in seinen Armen und weinte, weinte süße unaufhörliche Thränen. Ich erwartete den Tod und das Leben ist gekommen. Ich bin wie berauscht, ich werde nie wieder nüchtern werden. Ich will's auch nicht. Ueberall quellende Liebe und Frühling, Orangenblüthen, Sonne und Rosen. O Du heiliger, heiliger Hain, ja es giebt ein Glück, ein Glück, und ich habe es, ich halte es. In Rom habe ich ihn gefunden. O, Du ewige, heilige Stadt! Und er hat gewußt, daß ich ihn da finden würde, darum hat er mich ja hingeschickt. Ihr werdet mich gut verspotten, Du und Dein Van! Einen Beinamen werdet Ihr mir anhängen: Frau Tannhäuser. Immerzu. Ich komme Euch zuvor. Ich unterzeichne mich selber als Deine bußfertige und ach! so glückselige Nichte

Frau Tannhäuser.

Hermann Lingg.

Von

Walter Bormann.

— München. —

> *Was wäre das Dasein hienieden,*
> *Wäre dem Herzen nicht Kampf beschieden,*
> *Der Kampf mit Schmerz und Qual?*
>
> H. Lingg.

Ueberblicken wir einmal die Wendungen, welche die Dichtkunst in Deutschland seit ihrer Neugestaltung durch Martin Opitz genommen hat! Wie viele derselben sind es, die uns entgegentreten! Zuerst die Einführung fremder Formen und Muster, welche Gottsched dann hauptsächlich in Anlehnung an die Franzosen uns eigen zu machen strebte, indem er so mittelbar zur echten Antike zu gelangen vermeinte. Klopstock dann, der mit seinen religiösen Stoffen an die Richtung anknüpfte, die bereits durch Luther und das Kirchenlied ein wirkliches Eigenthum des Volkes geworden war. Die Einflüsse Friedrichs des Großen darauf und die unmittelbare Belebung durch die großartigen geschichtlichen Thaten, wie sie in Gleim, Ewald von Kleist und vor allem in Lessing zu Tage tritt. Plötzlich dann von diesem Geiste berufen unter den gleichzeitigen Einwirkungen der französischen Aufklärung und der Wundermacht Shakespeares, die hundert Jahre nach Columbus die ganze entdeckte Erde in den sie bewegenden Gefühlen und Leidenschaften des Menschenherzens nochmals entdeckte, jene Periode „des Sturmes und Dranges" voll ungebundenen natürlichen Empfindungstriebes, der auch dem Fühlen und Leiden der Gegenwart Sprache lieh. Damit war die Rückkehr der Dichtung zum Volke gefunden und der Gegensatz zur gelehrten Poesie ausgeglichen; jeder war Dichter, der, wer auch immer, ob Hoch oder Nieder, in

solcher Weise in das Gemüth des Volkes hineinzugreifen verstand. So viele Kraft und wahrhafte Größe aber hatte bei der Betheiligung höchst bevorzugter Geister diese Periode entwickelt, daß wie von selbst das Verlangen nach vollkommener Schönheit sich einstellte, welche einem so gewichtigen Gehalte genugthat. Es folgt die klassische Periode, vorbereitet schon durch den in Jamben geschriebenen Nathan, eingeleitet durch die Iphigenie und gewissermaßen auch durch den Carlos, der im Gewande des Verses dem nämlichen Bedürfnisse entgegenkam. Das sind drei große Gedichte, von denen das erste die Freiheit der Religion, das zweite ganz allgemein die Freiheit eines reinen Herzens, das dritte auf staatlichem Gebiete ebenfalls Freiheit begehrt. So blieb auch im Streben nach dem Schönen sich immerdar die Poesie darin treu, daß sie hohe Ideen gestaltete, welche mit dem Fühlen des Volkes zusammenhingen. Schon durch die Bevorzugung des Dramatischen war diese Kunst in stetige Berührung mit der Menge des Volkes gesetzt. Das höchste Vorbild ihrer Form aber, besonders nach Goethes Beispiel, war das Alterthum, wenn auch daneben der Einfluß Shakespeares auf das dramatische Schaffen Schillers niemals aufhörte. Um die einseitige Geltung des Alterthums zu brechen, erscheint da die romantische Schule, welche trotz allen ihren Grillen, trotz den philosophischen Wunderlichkeiten, welche dem Gemüthe des Volkes ganz fremd waren, dennoch auch eine wichtige nationale Aufgabe vollbrachte, indem sie die Schätze aus der Vergangenheit der deutschen Poesie wiederum belebte, das inbrünstige Gemüthsleben in seiner Berechtigung anerkannte und nicht zum Wenigsten ferner den von Goethe und Schiller bereits angeregten Natursinn auf das Innigste zu wecken verstand. Wie bald macht die Gegenwart durch die Ausbildung eines politischen Bewußtseins ihre Anforderungen geltend auch auf das Schriftthum, das augenblickliche Siege auf dem Kampfplatze des Tages davontragen soll! Dazu scheint es weit weniger des Gemüthes und der Phantasie, als vor allem des Geistes zu bedürfen. Das „junge Deutschland" schickt hierfür seine gewandten Kämpen, die blitzend das Wort als scharf geschliffene Klinge führen. Die Prosarede bekommt ein Uebergewicht über den Vers. Wie löblich da auch, wie unvermeidlich der Widerstand gegen alle leblosen, unvolksthümlichen Bestandtheile der Romantik war, gerade vor solchem Umschlage, der wiederum genug schädliche Wirkungen in sich trug, — verkenne man das nicht! — waren die heilsamen Einflüsse der Romantiker von doppeltem Segen.

Eine solche Uebersicht der verschiedenen auf einander folgenden literarischen Strömungen möchte die allerwichtigsten Aufschlüsse uns gewähren, wenn es darauf ankommt, einen bedeutenden neueren Dichter, wie Hermann Lingg, in seinem Werthe zu schätzen. Es möchte sich zeigen, daß er gleich einigen anderen hervorragenden deutschen Poeten unter den sogenannten Epigonen, was an allen diesen Strömungen echt und bildend war, in Geist und Form seiner Dichtungen unversehens wie eine lebendige Erbschaft übernahm, unbeschadet seines persönlichen dichterischen Charakters, der noch außer einer solchen natürlichen Mischung vorauswirkender literargeschichtlicher Anregungen erkannt

werden muß, um das ganze eigenthümliche Bild einer genialen Dichternatur zu gewinnen.

Seine größte Anerkennung genießt verhältnißmäßig Lingg als lyrischer Dichter, der in sieben Bänden seine reichen lyrischen Gaben ausstreute: Die „Gedichte“ erschienen in drei Bänden (Stuttgart, Cotta'scher Verlag, der erste Band in siebenter, der zweite in dritter Auflage), es folgten „Vaterländische Balladen und Gesänge“ (München 1869), „Dunkle Gewalten“ (Stuttgart, Göschen 1872), „Schlußsteine“ (Berlin 1878, Grote'scher Verlag), deren Titel erfreulicher Weise neuerdings der Band „Lyrisches“ (Wien und Teschen) berichtigt hat.

In der Lyrik wollen wir zuerst der Naturbehandlung Linggs näher treten. Wie für diesen Dichter seine Vorliebe für alle Zustände des Ueberganges überhaupt, so ist hier die häufige Darstellung des Wechsels von Tag und Nacht, des Umschwunges der Jahreszeiten merkwürdig und charakteristisch. Hier eine Probe:

Morgen im Gebirge.[1])

Noch ist es stille tiefe Nacht,
Die goldnen Sterne brennen,
Es glänzt der Mond in voller Pracht
Und kann sich gar nicht trennen
Vom Himmel in der Nacht.

Die Höhen sind so licht und rein,
Die Bergeselfen wirken
Und weben ihren Nebelreih'n
Im Schatten junger Birken
Um Felsen und Gestein.

In ihrem Sternenmeer entfacht,
Den Seelen aufgeschlossen,
Strömt überher mit aller Macht
Die Liebe ausgegossen
Vom Himmel in der Nacht.

Der junge Tag ist aufgewacht,
O Sieger, Licht und Töne
Umgeben Dich in voller Pracht,
Du steigst in Deiner Schöne
Vom Himmel in der Nacht!

Wie klingt aus den wenigen Strophen, welche das Ineinanderweben von Tag und Nacht zum Ausdrucke bringen, die Ganzheit der Natur unserem ganzen ausgefüllten Innern wieder! Alle diejenigen Gedichte — und ihrer sind nicht wenige — welchen Lingg den wahren Geist seiner Dichterseele eingehaucht hat, sind in so hohem Grade, wie man es nur bei voll begnadeten

[1]) Vtl. Ball. und Ges. S. 144.

Dichtern findet, bis auf das Kleinste und damit in Allem selber Seele, also bis in das Tiefste echte Poesie geworden. Seelenschwingen sind es, die überall in ihnen leise und mächtig, zart und gewaltig sich regen. Ja, ein solches Gedicht wie das mitgetheilte würde, wenn man es als „anmuthig" bezeichnete, doch nur recht unvollkommen gewürdigt werden. Um gerade die reine Natur in ihm zu erkennen, können wir nicht anders als mit dem Worte „zart" es benennen. Die Elfen geben ihm auch einen romantischen Zug, die wie andere Vorstellungen altgermanischer Mythologie Lingg öfters einzuführen liebt, ohne daß er künstlich solche Anschauungen wieder zu beleben trachtet; vielmehr erscheinen sie ihm unmittelbar lebendig als ein Theil der Naturseele, wie sie zuerst dem ahnenden Sinne des Volkes vorschwebten.

Ob ernüchtert immerhin nach den kurzen Träumen der Poesie der gewaltthätige Verstand ihre Gestalten wieder vertreibe, auch dann noch bleiben sie uns als liebliche Sinnbilder des Naturlebens von geheimnißvoller Bedeutung. Das Wunderbare, Mystische nimmt in der Poesie Linggs in verschiedentlichem Ausdrucke eine wichtige Stellung ein.

Neben das angeführte Gedicht mit seiner wahrhaft beglückenden und heiteren Stimmung könnten wir noch manche Morgenlieder setzen voll lebensfrischer, frommer und erhebender Gefühle (wie „Bergode" Vtl. S. 183, „Frühlingsmorgen" Ged. I. 84 und Ged. I. 122) oder von so bezaubernder Naivetät, wie den „Mondmythus" (Ged. I. 106).

Anstatt dessen wollen wir sogleich dem lichtvollen ein düsteres Bild folgen lassen, um die Gegensätze in Linggs Phantasie schnell zu veranschaulichen, und reihen ein Gedicht an, welches den Wechsel der Jahreszeiten schildert:

Herbstabend.[1]

Durch's Stoppelfeld auf Nebelstreifen
Weht traurig kalt Novemberwind.
Dort wankt am Wald mit Reisighäufen
Ein armes Weib und führt ihr Kind.

Dort sucht man die vergess'ne Traube,
Dort pflückt man Schleh' und Hagebutt',
Im Hofe pickt die wilde Taube
Ein Körnchen noch aus Stroh und Schutt

Und hier — gebeugt auf müden Füßen
Kehrt einer heim, arm und allein,
Um noch zum letzten Mal zu grüßen
Die letzte Seele, die noch sein.

Es ist dies kleine Gedicht, welches die Verlassenheit, die Armuth durch eine Reihe von Vorstellungen wiedergiebt, die gegenseitig durch Darstellung dieses einen Gedankens ein noch erhöhteres Leben gewinnen, für Lingg außer-

---

[1]) Ged. I, 138.

ordentlich charakteristisch; denn das Leid und die Noth des Daseins hat er so vorherrschend zum Gegenstande seiner Dichtung gemacht, daß man ihn deswegen einen „Dichter der Passion" genannt hat. Und dennoch muß sogleich ausgesprochen werden, daß Niemand weniger als Lingg ein Dichter des Pessimismus ist. Das ist beachtenswerth genug und muß einer weitverbreiteten Richtung unserer Zeit nachdrücklichst eingeschärft werden, daß dieser Dichter, welcher alle Ungerechtigkeiten und Härten des Erdenseins wie kein anderer unaufhörlich den Blicken entschleiert, von der Weinerlichkeit, die immer nur auf derselben Saite spielt, völlig frei ist, daß gerade er die Männlichkeit und Kraft bewahrt, die noch mitten in Schmerz und Klage den Glauben sich erhält, Weltfreude und Thatenlust, einen kernigen Lebensdrang für diese Welt und über diese Welt hinaus behauptet.

Um diese prophetenartige Glaubensstärke zu kennzeichnen, wollen wir unter den Gedichten, welche ebenfalls den Wandel der Jahreszeiten darstellen, an die „Weiße Weihnachtsrose" [1]) erinnern, als welche der Dichter die weiße Distel bezeichnet, die, wenn alles Pflanzenleben erstorben ist, still in Schnee und Eis die Sonnenwende der Weihnachtszeit erharrt, damit sie mit einem „Hoffnungstraum in das Grab sinke", um bald vom Frühling geweckt zu werden.

Das erste Lied „Johannissegen" [2]), in dem er in der Sommersonnenwende an die Abnahme der Tage mahnt, schließt er mit dem heiteren Wunsche:

> Das Feuer auf dem Berg verglühe,
> Es sink' der Sonne stolzer Lauf,
> Dein Wohlergehn! es blüh und blühe
> Mit jedem Tage reicher auf.

Im Frühling ruft er die „schwermüthige Liebe" herab unter den blühenden Flieder und in der „Winternacht [3]), wenn „Hirsch und Reh durch das Dickicht des dunklen Waldes tastet", gedenkt er der verborgenen Liebe, die entrückt dem Blick der Zeit, im Erdenschooße die Saat entfaltet [4]). Hier wird in dem phantasiereichen Liede „Akelei" [5]) das „Hinsterben des holden Mai" wehmüthig besungen, dort wird in Versen, deren Rhythmus zu dem schalkhaften Inhalt trefflich stimmt, St. Gertrud, die erste Gärtnerin, gescholten, daß sie an ihrem Ehrentage (27. März) „in weißem Kleide und nicht in grüner Seide" komme [6]). So gehen in mannigfaltigster Weise, bald in tiefernsten, bald in bezaubernd naiven Gedichten, überall Freude und Leid, das Trübe und Heitere bei ihm nebeneinander her, seine Welt ist ungetheilt, ist ganz.

Die „Weide am Bache" [7]) mahnt „die süße Braut" zu beten, bevor sie

---

[1]) Ged I. 69. — [2]) Ged. II. 129. — [3]) Ged. II. 173. — [4]) Ged. II. 150. — [5]) Ged. II. 166. — [6]) Ged. II. 153. — [7]) II. 221.

den Steg beschreitet, damit er unter ihrem Glücke nicht breche, der sicher alle Beladenen, den „sorgenschweren Wandrer", „den Täufling, dessen Loos ferne Kämpfe zahlenlos", und den „müden Gast der Erde" trägt! Da schauen wir das Antlitz des Dichters in seiner ganzen Strenge, es erhält einen dämonischen Zug, wenn er das reinste Menschenglück so nahe dem Verderben erblickt. Ja, das Dämonische — einen wie hervortretenden Rang unter den Stimmungen der Lingg'schen Dichtungen nimmt es ein, wie hängt es auch mit der schon dargelegten Eigenart derselben enge zusammen!

Denn wer dergestalt sein Auge für alles Wehe der Menschen öffnet, wer im Glücke noch der stets es bedrohenden Trübsal eingedenk ist, der wird in uns mannigfach ein Ahnen jener unheimlichen Gewalten aufrufen, die, trotz ihrer unwiderstehlichen Erdenmacht, jedes unschuldige Glück gebieterisch in Unheil wendend, düstere Leidenschaften in selige Freuden streuend, oftmals die Seelen berückend und verderbend, aber zugleich auch läuternd und befestigend, einen solchen Ursprung verrathen, den wir als überirdischen fühlen. Das Dämonische entfaltet eine volle sinnliche Natur, finster und grausenhaft, obwohl es zuletzt geschaffen scheint, allen Frieden und alles Glück des Himmels, der reinen Sphäre, von der es zuerst entstammte, herbeizuführen. Als eine „Spottgeburt von Dreck und Feuer" und als die „Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft", wird es von Goethe bezeichnet, der außerdem in Wahrheit und Dichtung der Erläuterung des Dämonischen mehrere Seiten widmet[1]).

Für die Naturdarstellung Linggs geben wir ein Gedicht als Beispiel, das uns diese sehr bemerkenswerthe Richtung unseres Dichters belegen möge. Des einheitlichen ästhetischen Genusses wegen geben wir es unverkürzt.

Schneenacht[2]).

Kalt ist die Nacht,
Brennend kalt;
Von todten Blitzen
Im Widerschein
Des Schneegefildes
Erglänzt der Himmel,
Hellleuchtend schaut
Das Nordgestirn
Auf's weiße Grab
Der Nacht herab.
„Feuer! Feuer!"
Es brennt im Dorf!
Weh! weh! kein Wasser
Die Brunnen todt,

---

1) Auch in den Gesprächen mit Eckermann wird fort und fort das Dämonische in den Kreis der Betrachtung gezogen. Weil Mephistopheles nicht positiv sei, will Goethe ihn dort nicht als dämonisch gelten lassen, obwohl er jenem doch das Wort in den Mund legte, daß er „stets das Gute schaffe." In diesen Unterredungen bezeichnet Goethe mit dem Dämonischen überhaupt mehr das Göttliche an sich gemäß der ursprünglichen Bedeutung des griechischen Wortes, während er in „Wahrheit und Dichtung" eine sich zuletzt in der Einheit der Gottheit versöhnende Zwiespältigkeit derselben annimmt nach dem Worte: Nemo contra deum nisi deus ipse.

2) Vgl. S. 132.

Die Bäche verschneit,
Die Quellen erfroren,
Der Eimer selbst
Gefriert in der Faust
Und in der Brust
Die Angst zur Verzweiflung.
Halbnackt und hülflos
Wärmt sich der Armgewordne,
Der Obdachlose
Am Feuer, das ihm
Sein Letztes verzehrt.

Draußen aber
Vor dem Dorf
Begegnen sich Zwei,
Eilen sich,
Einer hinein
Einer hinaus,
Scheu vorüber.
Mordbrenner der Eine
Schleppt den Raub
Hinaus zum Forst!
Und müder, müder
Von Schrecken gejagt
Versinkt er im Schnee,
Erliegt er fluchend
Der fremden Last
Und sinkt zu Boden
Zum letzten Schlaf.
Der Andere aber,
Der Wolf, der läuft,
Vor Hunger bellend
Zur Brandstatt, suchend
Im halbverkohlten
Schutte nach Blut,
Und hoch auflodernd
Stürzt Balken und Mauer
Ueber den Räuber
Und seine Beute.
Vom Kirchhof schaut
Ein großes Kreuz,
Schwarz, todesernst
Und still herab.
Im Widerschein
Des großen Brandes
Erglüht der Himmel,
Das Schneekleid fällt,
Von Baum und Busch
Und über den Wassern
Zerbricht das Eis.
Wie von des Frühlings
Hauche bewegt
Wiegt sich die Tanne
Und zürnend braust
Die befreite Welle
In die Nacht hinaus.

Bedarf es für den Eindruck eines solchen Gedichtes nur eines Wortes? Die kurzen freien Rhythmen sind in trefflicher Zusammenstimmung mit den rasch vorübergleitenden Bildern. Auch hier aber die Darstellung der obdachlosen Armuth, in der furchtbarsten Lage, da sie sich noch an dem Feuer wärmen muß, das ihre Habe verzehrt. Eben derselbe Dichter, der mit seiner Betrachtung der Natur wie hier noch oft solche dämonische Vorstellungen verbindet („Die Windsbräute“ Ged. I. 223, „Die Gottesackerwände“ Vtl. 97. „Nordische Sommernacht“ Ged. I. 33), begnügt sich dann wieder an den einfachen Bildern von einer Heckenrose, einer Libelle und Cicaden, um sich an der Harmonie der Natur zu beseligen [1]). Selten stellt er rein an sich die Natur dar, ohne die Empfindungen, welche sie in der menschlichen Brust weckt, hinzuzufügen. Zuweilen aber giebt er uns auch kurze Schilderungen, welche allein durch ihre Stimmung ohne besondere Gefühlsaussprache zu uns reden, indem da der Reiz auf der Verwandtschaft und Verwobenheit beruht, in der das Menschenherz und die freie Natur sich begegnen. Weil sich unversehens sonst der Ausdruck menschlichen Empfindens eindrängen würde, so vertragen solche Lieder keine längere Ausführung. („Sommermorgen im Gebirg“ Schlußst. 45, „Frühlingslied“ Schlußst. 27, „Sommernacht“ Ged. II. 137.)

[1]) Lyr. 24.

Julinacht[1]).

Schwüle, schwüle Julinacht —
Südwind küßt die Zweige,
Was Dich so stolz und elend macht,
Schweige, mein Herz, verschweige!

Ueber den See, der stille ruht,
Wehen die Wolkenschatten,
Ueber die stille schlafende Fluth,
Ueber die schimmernden Matten!

Hörst Du's, wie zur Hochzeitnacht
Flöte tönt und Geige?
Was Dich so stolz und elend macht,
Schweige, mein Herz, verschweige!

Mit einer träumerischen Naturdarstellung führt uns dies Gedicht zugleich auch in das Gebiet der Lingg'schen Liebespoesie ein. Es zeigt uns sofort den Charakter derselben; denn, wie das Leid und Wehe der Erde ihn sonst so hauptsächlich beschäftigt, so ist Entsagung, Sehnsucht, Scheiden in immer anderer Weise der vorherrschende Zug in seinen Liebesliedern. Und wie ist jenes Gedicht auch im Uebrigen ein echtes Kind der Lingg'schen Muse! Wohl schildert es ein Leid, aber doch auch ein Glück, voller Entbehrung ist es auch voller Stolz! Wie viele der kleinen Gedichte Linggs sind es doch, die dieses Entsagen oder ein schmerzliches heißes Darben der Liebe ausklingen! Von den Lippen der Kranken[2]) hört er sie „die noch einmal, ‚ehe die Maienlüfte wehen', ach! zum letzten Male den Geliebten zu sehen begehrt"; dann sieht er das allverlassene arme Mädchen, das ihm einst hold war, ohne Obdach im Wonnemai durch die milde Regennacht irren[3]):

„Kein Licht erglänzt, kein Stern erwacht,
Nur Deine Locken küßt der Wind."

Und welch unergründliches Leid tönt aus der Klage der Unglücklichen, die im Weißzeugnähen für ihr späteres Heim ihr Augenlicht beinahe opferte, und hernach von den gnädigen Verwandten des Bräutigams zur Cur in die Berge geschickt wird, um für immer den Abschied zu erhalten[4]). Es sei endlich nur noch an „Wandrers Weihnacht" [5]) erinnert, dies durch Form und Inhalt wunderbar ergreifende Gedicht, wo am Weihnachtsabend ohne Wort und Gruß der Liebende Abschied nimmt vom Traum seiner Jugend, und auf demselben Platze des Eisenbahnzuges, den eben das geliebte Mädchen verließ, durch die finstre kalte Schneenacht in weite Fernen entführt wird.

Streifen aber wenigstens muß ich hier noch ein Gedicht[6]), das zum Theil gleichfalls zu dieser entsagenden Liebespoesie gehört. „Wie schön wird einst dies Mädchen sein!" „Wie schön muß sie gewesen sein!" „So schön, so wirst Du immer sein!" lauten die drei Schlußverse von je drei Strophen,

[1]) Ged. II. 135. — [2]) Ged. I. 72. — [3]) II. 134. — [4]) I. 146 — [5]) II. 371 — [6]) III 158.

welche diese Gedanken seelenvoll ausspinnen und erklären, wieder mit einer Vermischung von „Schmerz und Wonne“.

Und hören wir den Dichter auch einmal das ungetrübte Glück der Liebe besingen:

„Ein Scherflein hab' ich doch gelegt,
O Noth, auf Deine Wunden!
Ein Fünkchen hab' ich doch gehegt,
Ein Röslein doch gefunden!

Den besten Dank, den einer wüßt',
Den hab' ich auch empfangen,
Die schönsten Lippen hab' ich geküßt
Und auch die blühendsten Wangen![1])

Ferner lese man die folgenden Zeilen, die zugleich von der Behandlung des Sonettes durch Lingg, in der er formstrenger als die meisten Neueren den weiblichen Reim festhält, eine Probe liefern[2]):

Erblick' ich sie mit Schmuck und Ziergehenken
Im falschen Haar beim falschen Kerzenschimmer
Die stolzen Damen all', so muß ich immer
An Dich, mein einsam Kind, mit Wehmuth denken.
Wie Du mit nichts prangst als mit den Geschenken,
Die die Natur Dir gab, wie Du im Zimmer
Allein jetzt weilst bei Deiner Lampe Schimmer,
Und sich in Wehmuth Deine Blicke senken.
Wenn ich das denk', wird seltsam mir zu Muthe,
Ich möcht' am Weg mich wie ein Bettler setzen
In Nacht und Frost, als käm' es Dir zu Gute;
Als könnte Leid an mir es Dir ersetzen.
O fühl's, daß ich für Dich im Stillen blute,
Daß Thränen mir um Dich das Auge netzen!

Unter den angeführten Liebesgedichten sind bereits manche von genrehaftem Charakter und es ließen sich noch viele hinzufügen. Im Genre hat Lingg nicht Weniges auch außerhalb des Gebietes der Liebespoesie gedichtet, aus dem Leben der Fischer und Schiffer, aus dem Klosterleben, dem Treiben der Soldaten, auch der Zigeuner, den Verrichtungen des Gärtners seine Stoffe entlehnend, mit einem Inhalte, der bald heiter, bald elegisch, bald ergreifend und sogar erschütternd ist. („Fortuna“ Ged. II. 134, „Sommerlied“ Lyr. 19, „Auf ein Gärtchen“ Ged. II. 179, „Klosterlied“ I. 98, „Die Schiffersfrau“ I. 79, „Der Wandschrank“ Lyr. 64.) Den letzteren Charakter in überwältigender Weise trägt das Gedicht unter dem anspruchslosen Titel „Fischerhütte“[3]). Durch die nebelige Nacht erglänzt das Licht

---

[1]) II. 154. — [2]) Sonett XLV in Ged. III. — [3]) Ged. II. 186.

der Hütte dicht neben dem alten Heidenthurme, es wacht die Mutter allein bei ihrem kranken Kinde, draußen ringt der Vater mit Welle und mit Sturm. Der Mutter sinken die Augen vor „Schlaf und Thränenpein“, während durch die Fenster die Winde wie Seufzer des Vaters tönen, der zum kranken Kinde heimverlangt, bis ihn der Rachen der Fluth verschlingt, bis sterbend das Kind die Hände hebt und mit dem Vater sich vereinigt! So theilt sich auch solchem schlichten Gegenstande wieder ein dämonischer Zug mit. Recht im Gegensatze hierzu steht das Gedicht „Die Genesene“[1]), welches nach einer lebhaften und rührenden genreartigen Schilderung des Leidens das überschwängliche Glück der Genesung feiert. Unter den genrehaften Gedichten sind nur wenige eigentlich humoristisch, aber unter diesen einige recht gelungene, wie „Die Stalllaterne[2])“, „In der Sommernacht“[3]) „Rolandsbrunnen“[4]).

Was die frohsinnigsten Lieder unseres Dichter beseelt, das ist der Preis der Rebe, deren Feuer, am Aether und im dunklen Erdenschooße geboren, in helldüstrer Gluth gleichsam auch seine großen dämonischen Sänge durchzittert. Es zieht sich eine lange Reihe schöner Lieder, welche den Wein verherrlichen, durch alle Bände seiner Gedichte, von denen wir nur die köstliche „Herbstfreude“[5]) noch aus der letzten Sammlung namhaft machen.

Der dämonische Geist, welcher sogar im Genre bei Lingg sich findet, prägt sich begreiflicher Weise bei den der Sage und Geschichte entlehnten Stoffen am häufigsten aus. „Die Willis“ behandelt die Sage von den Mädchen, die nächtlich aus ihren Gräbern zur Leidenschaft des Tanzes erwachen; bei Lingg zieht die Tänzerin den Geliebten mit hinunter in das Grab[6]). Ein Sagenbild in grellster Beleuchtung von ebensolcher Kraft ist „Der ewige Spieler“[7]); sanfter wieder, aber nicht minder die dämonische Unentrinnbarkeit schildernd durch die Gewalt der Liebe, ist „Tannhäuser“[8]); unbändig, satanisch ist „Das wilde Heer“[9]), nur mitleidsloses Entsetzen enthält „Der schwarze Tod“[10]). Welchen Reichthum gestaltender Phantasie Lingg besitzt, ersieht man aus der Verschiedenheit dieser Gedichte. Neben das bekannte Gedicht „Die Wasserfee“[11]), das Weichheit und Gewalt vereinend eine hohe rhythmische Vollendung besitzt und seiner sangbaren Art wegen von Rheinberger in Musik gesetzt wurde, setze man beispielsweise Gedichte von so realistischer Schärfe wie „Die Nothtaufe“[12]), „Das Goldkästchen“[13]) oder „Nach Californien“[14]). In den beiden letzten findet das Mitgefühl, das der Dichter sonst für die Noth an den Tag legt, sein Widerspiel in der Ausmalung wahnsinniger Gier nach dem Golde. „In Californien“ hat keine leichten Liedertöne, keine ineinander schillernden Farben, wie sie zum Stoffe der Sage passen, sondern alles Einzelne will die langsamer vorwärts schreitende Rede in festen Umrissen dem Blicke unterbreiten.

---

[1]) Ged. III. 231. — [2]) I. 102. — [3]) II. 234. — [4]) Vtl. 185. — [5]) Lyr. 49. — [6]) II. 198. — [7]) Vtl. 135. — [8]) Ged. I. 115. — [9]) I. 100. — [10]) I. 52. — [11]) II. 209. — [12]) III. 223. — [13]) II. 250. — [14]) III. 18.

Ganz der dämonischen Richtung gehört der Band „Dunkle Gewalten“ an. Zwei so bedeutende Erzählungen wie „Der Junker von Bergün“ und „Der Zieler“ zeigen darin abermals Gegensätze, die erste unser Empfinden bis zum tiefsten Grunde aufwühlend, aber in das Phantastische sich verlierend, wo nicht alle Fragen nach dem genauen Hergange von der übrigens unübertrefflichen Darstellungskunst ihre Beantwortung finden, die andere nicht minder dämonisch, aber voll der reinsten, verständlichsten Lebenswahrheit.

„Die Büste der Bacchantin“ [1]) und „Vor dem Medusenbilde der Glyptothek zu München“ [2]), das sind Gedichte, die gleichsam einen Weiheschauer ehrwürdiger Mysterien ausströmen, und mit ihnen vergleiche man dann „Die Bastille“ [3]), wo der rasende Volksjubel an eben der Stätte erschallt, an der kaum noch das hülflose Unglück weinte in den Banden der Tyrannei:

Auf Trümmer der Bastille
Die Trikolore pflanzt!
Es ist des Volkes Wille:
Hier wird getanzt! u. s. f.

Mit diesem Gedichte haben wir denn auch das Gebiet der Geschichte betreten. Es ist zu beklagen, daß wir durch Rücksichten auf den Raum verhindert sind, bei den geschichtlichen Gedichten Linggs uns länger aufzuhalten, denn Zahl und Bedeutung derselben ist außerordentlich. Wenn man so oft die Eigenthümlichkeit der lyrischen Epigonen hat in Frage stellen wollen, so sollte man bestimmt den neuen Gewinn zugeben, welchen dieselben durch die Einwebung der Geschichte auch in das kürzere Gedicht, die Poesie reich befruchtend und die Geschichte nach allen Seiten verlebendigend, hinzugefügt haben. Unter Goethes Gedichten ist noch kein einziges von geschichtlichem Inhalte, bei Schiller nur wenige, wie „Die unüberwindliche Flotte“ und „Graf von Habsburg“, bei Uhland, Rückert, Platen sind einzelne Anfänge. Einen besonders großen Reichthum geschichtlicher Bilder lieferte dann Grün in den „Spaziergängen“ im „letzten Ritter“, im „Schutt“ im „Prinz Eugen“ 2c. Es folgte Geibel mit seinem bedeutenden „Tod des Tiberius“ u. a. Gedichten, während Freiligrath das Natur- und Culturleben fremder Zonen versinnlichte. Der Einfluß dieser letzten Dichter auf Lingg ist deutlich zu erkennen; doch ist er an Mannigfaltigkeit großartiger geschichtlicher Gemälde ihnen überlegen und in der Vergegenwärtigung fremder Zonen ungleich wärmer als Freiligrath, da er auch solche Stoffe gern mit einem seelenvollen Inhalte durchhaucht. Von der ehrwürdigen Cultur Aegyptens an bis zu unseren Tagen hat seine Dichterschwinge Zeit und Erde überflogen.

Eröffnen wir denn ein leider nur zu kurzes Verzeichniß einiger der vorzüglichsten Gedichte: „Normannenzug“ [4]), „Dodona“ [5]), „Neapels Golf“ [6]), „Päſtum“ [7]), „Gesang der Titanen“ [8]), „Das letzte Schlachtlied der Vandalen

[1]) II. 260. — [2]) Vtl. 153. — [3]) Ged. II. 111. — [4]) Ged. I. 42. — [5]) I. 3. — [6]) I. 188. — [7]) I. 200. — [8]) II. 3.

in Afrika"[1]), „Des Kaiserheeres Romfahrt"[2]), ferner „Das Heerbannlied"[3]), voll von Mark und treffender Knappheit, „Das Mittelalter"[4]), wo der Stärke des Gefühlslebens in dieser Epoche Gerechtigkeit widerfährt, das rührende Gedicht „Der Kreuzritter"[5]), ein Preis innigster Heimatsliebe, da der heimkehrende Mann selbst die in Schutt liegende Burg der Väter nach den Heldenthaten, die er vollbracht, mit Glück und Dankbarkeit begrüßt, „Der Kinder Kreuzfahrt"[6]), „Konradins Einzug in Rom"[7]), mit den Gegensätzen der übermäßigen Festesfreude und des lauernden Unterganges, gleichfalls ganz dämonisch „Die Tanzwuth"[8]), und „Der Schmied von Kochel"[9]), dann das kurze, herrliche Lied „Plinganser"[10]). „Der Hochländer Kriegsmarsch"[11]) verherrlicht in rauschenden Siegesrhythmen den Entsatz der Engländer in Indien nach äußerstem Elend, der mit einem wehmütigen Opfer der Freude bezahlt wird. „Der Tod des Columbus"[12]) ist ein hehres Lied der Freiheit. In die Culturgeschichte vertiefen sich „Cyklopen-Mauern"[13]) und „Die Römerstraße".[14])

In allen diesen geschichtlichen Gedichten tritt überall der schon dargelegte Charakter Linggs hervor, sein Mitgefühl mit dem Wehe der Menschheit oder oft auch jener dämonische Ton. In manchen wird Schuld oder Leid und Schicksal als das gemeinsame Menschenloos besonders kurz zusammengefaßt, wie in „Kain"[15]) „Niobe"[16]), „Charfreitag"[17]), „Passionsblume"[18]). Die Umfassung des Weltganzen, die er in einem so kleinen Liede wie „Feierabend"[19]) zu bieten vermag, giebt er uns dann in großen Gedichten, wie im „Weltumsegler"[20]), oder in dem langen Gedichte zum Preise Schellings[21]), in welchem ein Ueberblick der ganzen Philosophie enthalten ist und auf das Streben der Menschen zum Wahren und Ewigen in allem Wandel, auf das die Natur ordnende Gesetz eine höhere Freiheit und das Dasein eines Gottes gegründet wird. Noch sein letzter Band „Lyrisches" zeigt uns mehrfach, wie sehr er diesen Plan im Geiste der Weltgeschichte allenthalben erkennt. Selbst die Rache in der Geschichte bedeutet ihm nur Herstellung des Rechtes. Die Weltgeschichte ist eine Sphinx, die, ob Todtenbein und Trümmerschichte sie umringen, doch zuletzt nur schlichten und schonen wollte.[22])

Als ein echter Dichter ist Lingg ein Seher, der in der schönen Form die Wahrhaftigkeit einer klaren Welterkenntniß ausdrückt, dem Schönheit unzertrennlich ist von der Wahrheit. Und mit dem traurigsten Erdenleide noch kennt er Versöhnung. Das erkenne man aus seinem wunderbaren „Gesang der Blinden"[23]), oder den erschütternden Versen, die „Im Irrenhause"[24]) überschrieben sind. Hinter den Erscheinungen der Natur will er immerdar den Geist erspähen, wie seine „Priesterin der Isis in Rom"[25]) in ihrer stolzen

---

[1]) II. 25. — [2]) II. 39. — [3]) II. 37. — [4]) III. 30. — [5]) II. 42. — [6]) I. 47. — [7]) Vtl 81. — [8]) Ged. I. 56. — [9]) II. 103. — [10]) Vtl. 83. — [11]) Ged. III. 69. — [12]) II. 62. — [13]) II. 20. — [14]) II 368. — [15]) II. 9. — [16]) II. 15. — [17]) III. 75. — [18]) III. 56. — [19]) II. 223. — [20]) I. 233. — [21]) I. 303. — [22]) III. 239. — [23]) I. 82 vgl. „Der Blinde an sein Kind" III. 217. — [24]) II. 358. — [25]) I. 24

Wehklage es verkündet, er glaubt auch, wie er oft sagt, an eine ewige Bestimmung, eine ewige Dauer der Menschenseele. Wäre wirklich da wieder Jemand, der so ernste Gedanken einem Dichter verwehren und sie als „reflectirt" verdächtigen möchte? Muß denn die ethische Betrachtung durchaus auf der Thätigkeit des Verstandes beruhen? Wenn sie echt ist, so entfließt sie ja doch allein dem tiefsten, vollsten Gefühle! Alles, was die rechte Art Hermann Linggs an sich trägt, ist, daß wir es noch einmal sagen, von warmer Seele durchdrungen. Um dafür die nächstliegenden Beispiele zu geben, verweisen wir noch auf die unendliche Liebe [1]), mit der er seiner Mutter gedenkt, auf die zarte Sorge [2]), mit der er sein schlummerndes Kind betrachtet.

Seine Begeisterung strömt auch in einer großen Zahl von Gedichten aus, welche er zur Feier großer Männer und anderen Festen verfaßt hat. Von ausnehmender Schönheit darunter sind die Gedichte auf Albertus Magnus [3]), Rafael [4]), Lessing [5]), Jean Paul [6]) und Uhland [7]).

Zuletzt erwähnen wir noch ein Festgedicht unter den lyrischen Sängen Linggs zum würdigen Abschlusse der langen Reihe. Es preist eine Gabe, welche schon Pindar die trefflichste nannte: das Wasser verherrlicht es in Versen, die so hell und freundlich und labend sind, wie die Quelle selbst, an deren erquickendem Strahle der Dichter die sinnigsten, lieblichsten, ernstesten Bilder vorüberführt. („Zur Enthüllung des Brunnens in Lindau." [8])

> Freundliche Quelle, wie Morgenkühle
> Labt Dein herrlich erfrischender Trank
> Und so bring' ich mit reinem Gefühle
> Allen, die Dich uns gaben — den Dank!

So spenden wir unsern Dank jetzt dem Dichter für die Wunderfülle seiner lyrischen Kunst!

Dieses Dankes bewußt gehen wir auch zu den übrigen Schöpfungen Linggs über. Leider ist es unmöglich, sie noch mit einiger Ausführlichkeit zu behandeln. Uns muß es genügen, daß wir hier von Linggs Lyrik und deren Reichhaltigkeit einigermaßen doch ein vollständiges Bild geliefert und damit das Interesse für die Kritik seiner Werke angeregt haben.

Daß ein Dichter, der in der Lyrik eine hervorragende Gestaltungskraft und außerdem so große, dämonische Züge besitzt, auch zum Schaffen auf dramatischem Gebiete berufen sei, ist von vornherein wahrscheinlich. Selbstverständlich aber werden wir uns da von keinerlei Voreingenommenheit bestimmen lassen und einzig an die Werke selbst uns halten dürfen. Freude und Genugthuung muß es in jedem Falle der Bühne und Schauspielkunst sein, einem lebenden und strebenden Dichter, der so Großes schuf, zum Erfolge

---

[1]) I. 76, I. 150. — [2]) II. 127. — [3]) Lyr. 209. — [4]) Lyr. 237. — [5]) Lyr. 202. — [6]) Ged. I. 295. — [7]) I. 298. — [8]) 261.

zu verhelfen, und selbst wenn frühere dramatische Werke nicht hinreichend gelungen erschienen, ist es Pflicht, die neuen Arbeiten stets mit gleicher Hingabe entgegenzunehmen und zu prüfen.

Lingg hat eine Menge dramatischer Werke geschaffen: Catilina, Clytia, Die Frauen von Salona (die letzteren beiden einactig), Violante, Macalda, Der Doge Candiano, Berthold Schwarz, Die Bregenzer Klause, Högnis letzte Heerfahrt (einactig), Die Walküren, Der Samum (Bruchstück). Weder auf die Vorzüge noch auf die Mängel, die uns an den einzelnen Stücken entgegengetreten sind, können wir uns einlassen. Ihre Stärke besteht meistens in der Fülle der angeregten Motive, ihre Schwäche häufig in einer mangelhaften Einheit, in einer Zersplitterung der Wirkungen.

Wir heben hier blos zwei Stücke als diejenigen hervor, die nach unserer Ueberzeugung unter richtigen Verhältnissen einer schönen Bühnenwirkung gewiß sind: „Der Doge Candiano" und „Die Bregenzer Klause".

Das erstere Stück hat diesen Erfolg schon früher bewährt. Es zeigt einen klar heraustretenden, mächtig fortreißenden Helden, eine dämonische Gestalt in der Mischung seines Frevelmuthes mit den edelsten Eigenschaften im Flusse einer wichtigen, packenden Handlung. Venedig ist der Schauplatz zur Zeit seines kräftigsten Aufblühens (952) und überstrotzende Kühnheit im Vereine mit wunderbarer Romantik breitet über das Ganze den Schimmer, in dem wir den wahrhaften Geist jener Epoche wiederzuerkennen glauben. Was man im Einzelnen einwenden könnte, fällt gegen die großen Schönheiten des Stückes sicher nicht in's Gewicht. Den Schluß des fünften Aufzuges hat der Dichter, da er mit Recht durch denselben nicht ganz befriedigt war, selbst nach dem Drucke noch abgeändert. Hoffentlich erinnern sich die Bühnenleitungen dieser herrlichen Dichtung wieder recht bald!

„Die Bregenzer Klause" sieht eben erst ihrer Veröffentlichung entgegen. Den Stoff dieses Schauspieles hat der Dichter nachher noch in einer trefflichen Novelle behandelt. Es ist darin ein echtes Schauspiel, wie Iphigenie, Nathan, Tell, Prinz von Homburg, daß es über eine entsetzliche Gefahr und erschütternde Wirkungen hinweg zu einem glücklichen Ausgange führt. Zudem bedeutet das Ende hier Erlösung und Frieden für alle Welt, für unser armes erschöpftes Vaterland nach den ewigen Drangsalen des dreißigjährigen Krieges. Diese rauhe, verwilderte Zeit mit ihrem Elend und Wehe ist es, was uns hier der „Dichter der Passion" vergegenwärtigt. Scharf weht die Luft, scharf sind die einzelnen Gestalten: der alte Wrangel, der unerbittliche Mann des Krieges, Marfisa, die Emissärin Mazarins, die als die Kriegsfurie selbst mit einer heimlich erwachenden Liebe im Busen doch dämonisch jeden aufsprossenden Keim des Friedens zertritt und endlich als ein Opfer der wüsten Zeit im Bodensee begraben wird, der alte Bauer Heltmann, der von unbezähmbarem Hasse gegen die Schweden beseelt ist. Auch in den beiden jungen Männern, die sich redliche Freunde sind, ist dieser Geist des unbarmherzigen Krieges zu spüren. Beide aber werden von einer Macht der Liebe geleitet, Reinhold

Wrangel ist von Pia Montfort, der einzigen sanften Gestalt des Stückes, zu weichem Empfinden fortgerissen und Falkenburg schmachtet, obwohl verschmäht, in den Banden jener unheimlichen Marfisa. Er ist, wie kriegeshart und jähe auch, in Vielem eine rührende Gestalt, soldatisch aufrichtig und nach vorhergehenden Zwisten versöhnlich und theilnahmsvoll gegen den Freund und dessen Liebesregung, als er die Falschheit des von ihm begehrten Weibes gegen ihn begriffen hat. Der Freund aber muß von der Kugel der Feinde fallen, befreit von dem Verhängniß einer Liebe zu dem Mädchen, das in ihm nur den Feind ihres Landes erblickt. Falkenburg ist, ohne es zu wissen, der Sohn des Bauern Heltmann; er bedroht mehrere Male das Leben des eigenen Vaters, bis in den Mauern seines zerstörten Geburtshauses er jenen erkennt und nach hartnäckigem Trotze weiche Gefühle auch für seine Heimat wieder in sein Herz Eingang finden, bis er im Augenblicke höchster Gefahr, da der Vater als Spion erschossen werden soll, denselben errettet und sogar den felsenstarren alten Wrangel rührt, bis von den Lippen der sanften Pia beim Klange der Weihnachtsglocken die Worte tönen: Friede auf Erden! Das Stück ist nicht in schwungvollen, hohen Versen geschrieben, sondern in äußerst einfacher Prosa, die in ihrer Schlichtheit doch allenthalben wunderbar treffend das rechte Wort findet, im Einklange mit der Handlung und den handelnden Personen und für diesen Gegenstand die glücklichste war: kernig, lebhaft und daher höchst dramatisch.

Auch für den Theatererfolg wird die straffe Einheitlichkeit dieses Stückes sein größter Vortheil sein, und man braucht ihm weniger gute Schutzgeister, als die Abwesenheit der schlimmen Geister zu wünschen.

Es bleibt noch die ganze epische Poesie Linggs übrig. „Die Völkerwanderung!“ Eine auch nur annähernde Würdigung dieser großartigen Gesänge auf dem vergönnten Raume zu bieten, ist nicht möglich. Das Erstehen der jungen germanischen Welt auf den Trümmern der alten Cultur ist es, eine Zeit bedeutsamster Uebergänge, was hier die Phantasie eines Epikers bei unendlicher Mannigfaltigkeit sehr glücklich beschäftigt. Wenn man selbst, wie uns scheint, mit Recht behaupten muß, daß die Abrundung dieser Gesänge zum Ganzen nicht vollständig gelungen sei, so wäre es mehr als Engherzigkeit, sich deshalb den Genuß an einer Reihe von Gesängen trüben zu lassen, deren Charakter gemäß der ursprünglichen Natur, die in ihnen waltet, nicht als glänzend oder prachtvoll, auch nicht schlechtweg als erhaben, sondern, wie wir für die Naturunschuld anderer Gedichte allein die Bezeichnung des Zarten fanden, gleichfalls nur mit einem einzigen Ausdruck treffend gekennzeichnet werden kann: sie sind gewaltig! Man verschone uns auch mit manchen an sich berechtigten Ausstellungen über einzelne Nachlässigkeiten der Form an einer Dichtung, die im Uebrigen eine so große Meisterschaft der Sprache verräth, wenn man uns damit im Geringsten den Genuß verkümmern will. Für jeden Empfänglichen ist das auch geradezu unmöglich. Viele dieser Gemälde werden sich uns unauslöschlich einprägen. Man wird

ewig an den Austritt gedenken, wie die stolzen Gothen, um ihr höchstes Gut, ihr Schwert, zu behalten, Weib und Kind den Römern als Geiseln lassen und so stolz, so treu und groß, die Weiber von ihnen Abschied nehmen. Der gewandte jugendliche Audogar, der anfangs so willfährig im Dienste Roms sich bewährt und später als selbstbewußter Mann Stelico gegenübertritt! Stelico, Alarich, Attila! Und Geiserich! Dessen dämonische Schwimmfahrt zwischen zwei Welttheilen mit dem Bruder, das furchtbare Ende dieses Bruders, das selbst einen Geiserich zu Thränen zwingt. Bild auf Bild in langer Reihe!

Es würde auch unsres Amtes sein, Hermann Lingg als Novellisten noch zu würdigen, zumal da man gerade seinen Novellen bisher, wie uns scheint, lange nicht die Beachtung geschenkt hat, die ihnen gebührt. Wir müssen uns wieder auf einige spärliche Worte beschränken. Eine schmelzende Weichheit, durch die so oft das gefällt, was heutzutage Novelle heißt, soll man bei Lingg nicht suchen. Rührseligkeit ist so wenig seine Sache wie die Pikanterie der Fäulniß. Wer an einer Novelle wie Kleists „Erdbeben von Chili" keine Freude haben kann, der wird sie auch an keiner Novelle Linggs empfinden. Wen dagegen eine solche echte Novelle, die außergewöhnliche Vorgänge in rascher Gegenständlichkeit abbildet, wirklich erfreut, der wird auch an gar manchen Novellen Linggs einen wahrhaften Genuß haben wie an der „Bregenzer Klause" (im Bande „Von Wald und See") oder an den fesselnden „Byzantinischen Novellen", (beide Novellensammlungen bei O. Janke, Berlin), welche wieder das Culturleben einer Zeit des Ueberganges veranschaulichen, oder an „Nur einmal" (veröffentlicht in der Deutschen Revue").

Wenn wir in der Rückerinnerung an unsere einleitenden Worte die sämmtlichen Dichtungen Linggs überschauen, dann müssen wir anerkennen, daß er von Klassicismus sowohl wie Romantik heilsame Einflüsse in sich aufgenommen hat und überdies in seinem Mitgefühl mit aller Noth und allem Elend, in seinem Abscheu gegen Willkür und Druck und prahlenden Ueberfluß auch als ein Freiheitsdichter der Gegenwart erscheint. Was er endlich durch seine besondere Eigenart zu allem diesen hinzuthat, das haben wir gleichfalls erwähnt.

Im Allgäuer Gebirgsland an den Ufern des Bodensees zu Lindau ist Hermann Ludwig Otto Lingg am 22. Januar 1820 geboren. Die stolzen Berge regten wohl mehr in ihm noch an, als seinen Natursinn, sie förderten auch, was im gleichartigen Treiben großer Städte leicht verloren geht, die auf sich selbst ruhende Eigenart. Das Gymnasium besuchte er in Kempten. Nach dem Wunsche des Vaters, der Advokat war, studirte er Medizin in München, Freiburg, Berlin und Prag. 1843 ward er zum Doctor promovirt. 1846 wurde er baierischer Militärarzt, Anfangs zu Augsburg, darauf in gleicher Stellung zu Straubing und Passau. Gesundheitsrücksichten veranlaßten ihn, seinen Urlaub und dann seinen Abschied zu nehmen. Er machte einige

Reisen nach Italien und lebte erst in seiner Allgäuer Heimat, dann zu München immer mehr der Poesie, der er von frühem Alter an vertraut war. Geibel leitete die erste Ausgabe seiner Gedichte ein. Maximilian II. setzte ihm ein Jahresgehalt aus. Ludwig II. nahm ihn in die Verdienst-klasse des Ordens vom heiligen Michael auf, ebenso erhielt er den Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst, welchen das Capitel dieses Ordens selbst verleiht. Auf der Brust des berühmten Dichters ward zum doppelten Schmucke die einfache Kriegsdenkmünze von 1870—71, welche er sich durch seine Mithülfe in Frankreich erwarb.

Seit mehr als 3 Jahrzehnten ist ein kleines Haus mit Gärtchen in der Nymphenburger Straße zu München sein Heim: da erfreut er sich still der Herzen, die ihm die liebsten und treuesten sind.

Treu aber soll auch das ganze Volk im weiten deutschen Lande ihn im Herzen tragen und sich selbst ehren, wenn es ihn ehrt! Nehme recht bald eine Verlagsbuchhandlung eine Gesammtausgabe seiner Werke in die Hand, um sein Verständniß in immer weitere Kreise zu leiten. Unsere Zeit blutet an tausend Wunden, die nicht bloß mit Gesetzesparagraphen und Handels-verordnungen geheilt werden. Es giebt andere Heilquellen. Sie fluthen aus dem Volksherzen selbst. Möge man sie finden: hier fließen sie voll und rein!

Die deutsche Kunst und ihre historische Behandlung.

Von
Anton Springer.
— Leipzig. —

Mehrere Menschenalter hindurch erfreute sich die italienische Kunst einer viel größeren Gunst deutscher Forscher als die heimische Weise. Von Rumohr und Passavant angefangen, zieht eine gar stattliche Reihe deutscher Historiker an uns vorüber, welche alle der Erforschung und Verherrlichung italienischer Kunst den besten Theil ihres Lebens und ihrer Kraft gewidmet haben. Wie arg schrumpft daneben das Häuflein von Männern zusammen, welche in ernst wissenschaftlicher Weise die deutsche Kunst erörterten. Von den italienischen Künstlern wurden nicht nur die Hauptmeister mit sichtlicher Vorliebe in unserer Literatur, einzelne sogar wiederholt geschildert. Auch die Männer zweiten Ranges erfreuen sich eingehendster Behandlung. Ein Deutscher hat das wichtigste Urkundenbuch der italienischen Kunstgeschichte herausgegeben. Einem deutschen Kunstgelehrten dankt die Welt den besten Führer durch die Kunstschätze Italiens. Wie nahe uns die italienische Kunst am Herzen liegt, beweist am besten die leidenschaftliche Art, in welcher Streitfragen, sobald sie jene betreffen, durchgekämpft werden. Ob man das „Venezianische Skizzenbuch Rafaels" für echt oder unecht erklärt, ist förmlich zu einer Parteisache geworden. Verglichen mit diesem Feuereifer, sobald es sich um italienische Kunstinteressen handelt, erscheint unser Verhältniß zur heimischen Kunst ziemlich kühl. Siebzig Jahre sind vergangen, seit der wackere Fiorillo den ersten Versuch einer zusammenfassenden deutschen Kunstgeschichte wagte. Das jüngere Geschlecht, schreibelustig aber lesescheu, ist ihm

noch immer zu großem Danke für den Bienenfleiß verpflichtet, mit welchem er die urkundlichen Belege für das deutsche Kunstleben im frühen Mittelalter sammelte. In der Vorrede zu seinem Buche klagt er, daß die Arbeit weit über die Kräfte eines einzelnen Mannes gehe, weil die deutsche Kunstgeschichte bis jetzt ganz vernachlässigt geblieben, und erwartet von „Specialuntersuchungen“ in allen Provinzen Deutschlands die endgültig richtige Gestaltung der deutschen Kunstgeschichte. Mit der gleichen Klage und einem ähnlichen Wunsche mußte bis vor Kurzem noch jeder Historiker vor seine Leser treten. Unsere Archive sind selbst jetzt noch ziemlich wortkarg, sobald es sich um Kunstinteressen handelt, unsere alten Denkmäler fesseln noch lange nicht genug die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. In Italien haben die Archivvorstände seit Menschengedenken an der Kunstforschung regsten Antheil genommen. In Frankreich wird bei der Ausbildung der Archivisten auch auf den Erwerb kunsthistorischer Kenntnisse Rücksicht genommen. Man kann nicht behaupten, daß bei uns die gleiche Regel waltet, und Kunstliebe und Kunstverständniß in unsere Archivräume so häufig, als es zu wünschen wäre, bereits eingezogen sind. Während in Italien selbst entlegene und unbedeutende Bildwerke der photographischen Wiedergabe werth erachtet werden, haben wir gar arge Noth, uns von hervorragenden Denkmälern einigermaßen genügende Abbildungen zu verschaffen. Mit der Architektur ist es noch am besten bestellt. Und dennoch hat von den drei mittelrheinischen Domen, unserem Stolze und bestem Ruhme, erst der Mainzer Dom eine wissenschaftlich historische Würdigung — diese allerdings in mustergültiger Weise — erfahren. Noch fehlen gute Aufnahmen über den Bamberger, Naumburger Dom und über zahlreiche, besonders süddeutsche Baugruppen des Mittelalters. Daß sich in den letzten drei Jahrhunderten eine reiche Bauthätigkeit auf deutschem Boden entfaltet hatte, ist erst in den jüngsten Tagen geradezu entdeckt worden. Man kann danach die Lücken unserer Kenntnisse auf den anderen Kunstgebieten, wo die Einzelwerke weniger in das Auge fallen und diese erst mühsam an entlegenen Orten aufgespürt und nur mit Anwendung großen Scharfsinnes in Zusammenhang gebracht werden, ermessen. Begreiflich, daß das Ziel zusammenfassender Schilderungen nicht lockte, und wo solche Versuche gemacht wurden, dieselben vollständig mißlangen. Ernst Försters Geschichte der deutschen Kunst (4 Bände, 1851 bis 1860) gehört zu den schlechtesten Büchern, welche die kunsthistorische Literatur producirt hat. Und das will viel sagen!

Die höhere Werthschätzung der italienischen Kunst in den früheren Jahrzehnten hängt mit dem Gange unserer Kunstbildung zusammen. Nächst der Antike schwebte uns die Renaissance als höchstes Kunstideal vor Augen. Hier fanden die Künstler die beste Schule, hier suchten die Kunstgelehrten nach den Regeln und Gesetzen, welche der Kunstentwickelung überhaupt vorstehen, die Vollendung der Kunst bedingen. Rom war Jahrzehnte lang die Lieblingswerkstätte unserer Maler und Bildhauer, nach Italien pilgerte selbstverständlich und vornehmlich, wer sich Kunstkenntnisse erwerben wollte. Diese Zustände

warfen einen hellen Widerschein auf die kunstgeschichtliche Literatur, welche mit Vorliebe die italienische Musterkunst schilderte, über den Renaissancekreis hinaus sich selten wagte. Sie ließ sich nicht allein stofflich von den herrschenden künstlerischen Anschauungen leiten, sondern war auch in der Auffassung und Abschätzung der Künstler und Kunstperioden von denselben abhängig. Wie sich für die ausübenden Künstler die Größe der antiken Kunst in Phidias, die Herrlichkeit der Renaissance in einigen auserwählten Helden einigte, so erblickte auch der Historiker immer nur einzelne absolute Höhenpunkte. Was voranging, galt als unmittelbare Vorbereitung auf dieselben, was folgte, erschien als Verfall. Die gleichzeitige populäre Geschichtschreibung, welche ebenfalls bei der Darstellung der mannigfachen Ereignisse fest bestimmte Zielpunkte in das Auge faßte, förderte diese Richtung. Hier war es die politische Tendenz, in der Kunstgeschichte die ästhetische Lehre, welche das Urtheil färbten. Erst als in der Staatengeschichte ein anderer, der streng objective Standpunkt siegreich durchdrang und als die wichtigste Pflicht des Historikers anerkannt wurde, die Thatsachen zu erklären und zu erzählen, nicht aber sich zum moralisch-politischen Richter über längst vergangene Zeiten aufzuwerfen, kam analog auch in der Kunstgeschichte die strengere historische Methode zu Ehren. Die Kunstwerke wurden nicht mehr ausschließlich auf ihren ästhetischen Gehalt geprüft, die Zeitalter nicht mehr mechanisch in Perioden des Aufschwunges und des Verfalles eingetheilt. Es wird ihnen vielmehr das Recht zu einem selbständigen Leben eingeräumt, das Ziel der künstlerischen Thätigkeit nicht aus der Gegenwart in eine fernere Zukunft hinausgerückt. Bei dem Rückblick auf das vergangene Kunstleben zeigt sich eine reiche Entwickelung, aber jede einzelne Entwickelungsstufe tritt verhältnißmäßig geschlossen auf und befriedigt die Zeitgenossen. Wir glauben nicht mehr an ein absolutes, unbedingtes Kunstideal, sondern hegen die Ueberzeugung, daß jede Kunstweise eine zeitliche und räumliche Begrenzung, innerhalb derselben aber ihr volles Recht besitze. Die veränderten historischen Anschauungen übten zunächst Einfluß auf die Behandlung der italienischen Renaissancekunst. Die Aufmerksamkeit der Forscher wandte sich den Voraussetzungen zu, unter welchen die italienische Renaissance allmählich zur Blüthe erwuchs. Die großen Kunsthelden werden nicht aus ihrer Umgebung herausgerissen und auf isolirtem Sockel der Bewunderung der Menschheit vorgehalten. Das Streben geht vielmehr dahin, ihre tiefen Wurzeln im umgebenden Boden nachzuweisen. Der Heroencultus kommt dabei nicht zu kurz. Die Persönlichkeit der großen Meister giebt doch immer schließlich die Entscheidung. Aber auch die nicht italienischen Kunstweisen und die älteren Perioden kamen nun zu größerem Rechte. Unbefangener, billiger wurde die Kunst des Mittelalters beurtheilt, der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die in der italienischen Renaissance üblichen Darstellungskreise und Kunstmittel keine absolute Geltung in Anspruch nehmen dürfen.

Ein tiefgehender Umschwung in der praktischen Kunstthätigkeit kam der neuen Richtung der kunsthistorischen Studien kräftig zu Hülfe. Seitdem in

den Coloritwirkungen ein Hauptreiz der malerischen Werke begrüßt, auf frische Lebendigkeit und Wahrheit der Schilderung immer größerer Nachdruck gelegt wurde, so daß die überlieferten Begriffe von Schönheit eine Verschiebung erlitten, ließ sich die alte Begrenzung dessen, was musterhaft ist und eingehende Würdigung verdient, nicht länger aufrecht halten. Wir sind auch in der Kunstgeschichte universeller in unseren Interessen und unseren Sympathien geworden. Und auf der anderen Seite hat wieder die Hebung des Nationalbewußtseins viel dazu beigetragen, daß überall die heimische Weise eine größere Beachtung fand. So wurde auch allmählich der Boden für eine umfassende deutsche Kunstgeschichte vorbereitet. Vor einem Menschenalter wäre sie noch auf unüberwindliche Hindernisse gestoßen und hätte auf die ernste Theilnahme nur einer kleinen Gemeinde rechnen können. Gegenwärtig kommt ihr die Empfänglichkeit weiter Kreise entgegen. Die Schwierigkeiten freilich sind noch nicht alle überwunden, mag auch das größte Hinderniß, die Stumpfheit des Auges bei Forschern und Betrachtern für die eigenthümlichen Formen unserer Kunst, glücklich beseitigt sein.

Im richtigen Zeitpunkt erfaßte eine unserer vornehmsten und thätigsten Buchhandlungen den Plan zu einer deutschen Kunstgeschichte, wie sie in so stattlichem Umfange und so reicher Ausstattung noch vor kurzem kaum geträumt wurde.*) Und fügen wir gleich hinzu: in so gediegener Ausführung. Die besten Kräfte wurden für das Unternehmen gewonnen. Friedrich Lippmann, welcher die Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes zu schreiben zugesagt hat, Julius Lessing, welcher die Schicksale des deutschen Kunstgewerbes erzählen will, sind hervorragende Autoritäten in ihrem Fache. Wilhelm Bode genießt nicht allein als feiner Kenner der holländischen Malerei einen europäischen Ruf, sondern hat sich auch als Forscher auf dem Gebiete der Plastik glänzend bewährt. Ihm ist die deutsche Sculptur längst kein fremder Boden mehr. Robert Dohme, der Geschichtschreiber unserer Architektur, hat durch mannigfache Schriften und Aufsätze seine vielseitigen Baukenntnisse dargethan. Hubert Janitschek, welcher zu den rüstigsten jüngeren Kunstgelehrten zählt, suchte zwar bisher sein Arbeitsfeld erfolgreich vorwiegend in Italien, doch zeigen ihn seine karolingischen Studien auch in der nordischen Kunst trefflich bewandert. Gerade sein weiter Umblick wird ihn am sichersten vor der Klippe bewahren, welche einen ausschließlich im Kreise der alten deutschen Malerei thätigen Schriftsteller bedroht. Wir wollen und sollen nicht durch ihre Ueberschätzung fehlen, nachdem wir so lange durch Unterschätzung gegen sie gesündigt haben. Die Entwickelung der deutschen

*) Geschichte der deutschen Kunst. I. Die Baukunst von R. Dohme; II. Die Plastik von W. Bode; III. Die Malerei von H. Janitschek; IV. Der Kupferstich und Holzschnitt von F. Lippmann; V. Das Kunstgewerbe von J. Lessing. Mit zahlreichen Illustrationen im Text, Tafeln und Farbendruck. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Malerei zeigt einen starken Gegensatz zu jener der italienischen Kunst; um ihn vollkommen zu verstehen und zu würdigen, muß man auch die letztere genau kennen.

Bessern Kräften konnte die große Aufgabe nicht vertraut werden. Liegt auch erst ein einziger Abschnitt (Sculptur) fertig vor — jene über den Kupferstich und die Kunstgewerbe, auf welche wir besonders gespannt sein dürfen, fehlen sogar noch vollständig — so reicht doch was bereits gedruckt ist hin, um die Ueberzeugung zu begründen, daß unsere Literatur durch das Werk eine namhafte Bereicherung erfahren wird und wir alle aus demselben viel und wichtiges lernen können. Die Klage, unsere Kunst sei in der historischen Wissenschaft nicht gebührend vertreten, sie werde nicht hinreichend gewürdigt, muß fortan verstummen. Einzelheiten möchte man anders wünschen. Hier und dort hat sich ein kleiner Irrthum in die Feder geschlichen*). Die Ausgabe des Werkes in Lieferungen, aus praktischen Gründen wohl nicht zu vermeiden, zwang zu rascher Niederschrift und hinderte in manchen Fällen das bedächtige Ausfeilen der Form, das ruhige Abwägen der Vorstellungen. Das sind Dinge, welche nicht der einzelne Autor verschuldet, welche vielmehr der äußeren Entwickelung unserer Literatur überhaupt zur Last fallen. Die im Buchhandel herrschende Sitte der Lieferungsausgaben, die Sucht ferner, alle Bücher wenn möglich für den Weihnachtsmarkt fertig zu stellen, übt auf Stil und Inhalt derselben einen größeren Einfluß, als man gemeinhin glaubt. So erklärt sich der so häufig über das Knie gebrochene, gewaltsame Abschluß erzählender Dichtungen, der fast regelmäßig wiederkehrende Mangel an Gleichmaß in der Gliederung des Stoffes, weil es an der Zeit zum prüfenden Ueberblicke des Ganzen gebricht, die Zufluchtnahme in der Eile zu allgemeinen, minder scharfen, wenig sagenden Ausdrücken und die mißbräuchliche Wiederholung derselben**). Nur wenige Bücher der letzten Jahre entziehen sich vollständig dem Einfluß des äußern Betriebes. Auch unser Werk zeigt insofern Spuren desselben, als entweder eine namhafte Ueberschreitung des angekündigten Um-

*) Einzelne Flüchtigkeiten und Schreibfehler, wie die Verwandlung des würdigen Königs der Juden Ezekias in einen Bildschnitzer des zehnten Jahrhundert, die Angabe, die Kreuzigungsgruppe in Wechselburg sei aus Thon gebrannt u. s. w. werden gewiß noch am Schlusse des Werkes berichtigt werden. Auch die irreführende Bezeichnung des Leipziger Psalters als eine sächsische Handschrift, während sie doch in Hennegau (Soignies) geschrieben und illuminirt wurde, beruht nur auf dem Irrthum des unkundigen Berichterstatters, welchem der Verfasser vertrauen zu dürfen glaubte.

**) Zu den am weitesten verbreiteten Wucherworten der letzten 5 Jahre gehört die „Eigenart" und das „Eigenartige". Kaum ein Zeitungsblatt kann man zur Hand nehmen, ohne auf das Wort zu stoßen. In jeder Abhandlung, jeder auch kleinen Schrift kehrt es mit ermüdender Regelmäßigkeit wieder. An sich läßt sich gegen das, wenn ich nicht irre, von Goethe eingeführte Wort nichts einwenden, es wird aber in 5 Fällen unter 10 mißbräuchlich herangezogen, um sich der genauen Analyse eines Charakters, einer Situation, eines Kunstwerkes zu entziehen. Die Flagge: „Eigenart" deckt nur zu häufig die Trägheit des Schriftstellers.

fanges droht oder die Schlußcapitel einzelner Abschnitte eine empfindliche Kürzung erfahren müssen. Doch das mindert nicht den Werth des Gebotenen und kann bei einer hoffentlich bald kommenden neuen Auflage leicht verbessert werden. Eine andere Frage heischt eingehende Ueberlegung und klare Antwort: Wie läßt es sich rechtfertigen, daß die Lösung der Aufgabe nicht in eine Hand gelegt, sondern mehreren Gelehrten anvertraut wurde und wir gleichsam ein Sammelwerk empfangen?

In der historischen Literatur hat sich die Theilung der Arbeit bereits eingebürgert. Es ist aber doch etwas anderes, wenn die Geschichte einzelner Zeitalter und Völker von verschiedenen Männern geschrieben wird, als wenn die Entwickelung der Kunst eines Volkes von mehreren Forschern selbständig zur Darstellung gelangt. Die Vortheile einheitlicher Geschichtschreibung dürften jedermann einleuchtend sein. Die Ereignisse werden von einem und demselben Standpunkt beurtheilt, der Stoff leichter und bequemer gegliedert, die Wechselbeziehungen zwischen Menschen und Dingen klarer und ungezwungener dargelegt. Als der Plan einer „Geschichte der deutschen Kunst" berathen wurde, hat man gewiß diese Vortheile und auf der anderen Seite alle Schwierigkeiten, welche aus der vertheilten Arbeit hervorgehen, reiflich erwogen. Die gothische Sculptur ist z. B. eigentlich nur im Zusammenhange mit der Architektur erfaßt vollkommen verständlich; die Erzählung von dem Wirken unserer größten Meister wie Dürer und Holbein greift in die Geschichte des Kupferstiches und Holzschnittes tief ein, die alten Goldschmiede können eben so gut den Plastikern wie den Decorationskünstlern eingereiht werden, in der Geschichte der deutschen Renaissance kann die Baukunst von dem Kunstgewerbe eigentlich nur gewaltsam getrennt werden. Wenn trotzdem das Werk in selbständige Abschnitte getheilt, und jeder Abschnitt von einem andern Kunstgelehrten verfaßt wurde, so sprachen dafür gewichtige Gründe, welche die Vortheile einer einheitlichen Darstellung in Schatten stellen. Ganz abgesehen davon, daß sich keine einzige wissenschaftliche Kraft gefunden hätte, fähig das ganze Gebiet der deutschen Kunst gleichmäßig zu beherrschen, daß im besten Falle ein größerer oder kleinerer Theil des Buches nur als der Widerhall fremder Arbeit tönen würde, so ruft der Stand unserer Kenntnisse gebieterisch nach einer gesonderten Schilderung der einzelnen Kunstgattungen und stellt bei jeder dem Geschichtschreiber andere Aufgaben. Verhältnißmäßig am meisten wurde bereits auf dem Gebiete der Architektur vorgearbeitet. Die Beschreibung der Bauthätigkeit in den verschiedenen deutschen Landschaften, welche im letzten Jahrzehnt dank einzelner Behörden und Vereine große Fortschritte gemacht hat, Elsaß, Hessen, Nassau, Westfalen, Sachsen, Holstein u. s. w. umfaßt, gewährt dem Historiker eine gute Grundlage, die Entwickelung der Baukunst zu studiren. Das Alter der Mehrzahl der Denkmäler ist richtig bestimmt; es fehlt auch nicht an Detailaufnahmen und an der von Fachmännern gegebenen künstlerischen Würdigung einer größeren Zahl von Monumenten. Dem Historiker bleibt die Aufgabe, die Einzelbeobachtungen zu einem anschaulichen Bilde zusammen zu fassen, die

Denkmäler so zu gruppiren, daß der stetige Fortschritt in der Anwendung der Bauformen kenntlich wird, und endlich die vielfach sich kreuzenden Einflüsse der verschiedenen Bauschulen nachzuweisen. In diesem Sinne hat Dohme die Geschichte der deutschen Baukunst (bis jetzt bis zum Schlusse des Mittelalters) geschrieben. Den ganz kurz und knapp gefaßten Analysen der Einzelwerke läßt er ausführlichere Schilderungen des Charakters der Bauweise in den verschiedenen Provinzen und den auf einander folgenden Menschenaltern folgen und betont insbesondere die Entwickelung der Stilarten. Auch auf die Uebertragung und Verpflanzung der Bauformen von einer Landschaft in die andere legt er großen Nachdruck. Die Cluniacenser und Cistercienser, die Lombarden und Franzosen als Bewahrer der technischen Kunde und Träger der Baubewegung spielen bei ihm eine wichtige Rolle.

Andere Ziele treten in der Geschichte der deutschen Plastik in den Vordergrund. Die zusammenfassende Darstellung muß hier zunächst gegen die Einzelforschung zurückweichen. Die Denkmäler selbst, theils noch auf ihren ursprünglichen Standorten an und in den Kirchen erhalten theils in Sammlungen bewahrt, sind zwar schon oft aufgezählt worden, doch mangelt in sehr vielen Fällen die kritische Würdigung ihres Kunstwerthes, die Gruppirung der stilistisch verwandten Arbeiten und für die spätere Zeit die genaue Prüfung der künstlerischen Individualitäten. Ein Theil der Sculpturen, die frühmittelalterlichen wurden in Bausch und Bogen als barbarische abgethan, bei einem andern begnügte man sich mit einer allgemeinen Charakteristik durch schmückende Beiwörter. Nur ein geübtes und geschultes Kennerauge, wie es Bode besitzt, vermochte in die stilistischen Merkmale der Werke tiefer einzudringen und die Mannigfaltigkeit der Formensprache vollkommener als es früher geschah zu entdecken. Wie sehr das genauere Studium der Formen die richtige historische Anschauung fördert, dafür bietet Bodes Buch ein treffliches Beispiel. Gewöhnlich wird die ganze Plastik vom Anfange des dreizehnten bis zum Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts der gothischen Periode eingeordnet, aus keinem anderen Grunde, als weil die Herrschaft der gothischen Architektur innerhalb dieser Zeitgrenzen dauerte. Ob die beiden Kunstgattungen während dieser ganzen dreihundert Jahre der gleichen Strömung der Phantasie, der gleichen Richtung des Formensinnes entstammen, blieb unerörtert. Mit Recht drängt Bode die gothische Plastik in einen viel engeren Zeitraum zusammen, läßt bis über die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hinaus die romanische Sculptur blühen und schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine neue Weise der künstlerischen Auffassung und Darstellung sich Bahn brechen. Ein bis dahin dunkler Punkt in der Geschichte unserer Kunst wird alsbald in klares, helles Licht gestellt.

Die schwierigste Rolle spielt der Gelehrte, welcher die Geschichte der deutschen Malerei schreiben muß. Hier gilt es, zunächst das Material, welches vielfach vergessen, zum Theil noch gar nicht bekannt war, herbeizuschaffen, äußerlich und innerlich zu ordnen, die Werke auf ihren künstlerischen Gehalt

hin zu prüfen, die Merkmale für das historische Urtheil festzustellen, was den einzelnen Landschaften und Zeitaltern angehört, zu bestimmen. Langwierige Vorarbeiten ragen in die Ausführung hinein und bedrohen zuweilen den reinlichen Charakter der letzteren. Gewiß wird jeder Historiker eine nicht allzugroße Belastung durch das Zusammentragen des Stoffes wünschen. Aber abgesehen davon, daß nun einmal für die Geschichte der deutschen Malerei niemand die Bürde ihm abgenommen hat, läßt sich hier die bis in das Einzelnste eingehende Forschung von der Darstellung am wenigsten trennen. Erst wenn man an die letztere schreitet, merkt man die Lücken unserer Kenntnisse und entdeckt den Werth der einzelnen Werke für die Entwickelung der deutschen Malerei. Nur unter dem Zwange historischer Schilderung gelangt man dazu, die entscheidenden Eigenschaften einer künstlerischen Schöpfung zu erfassen, durch Vergleichung und Verbindung Reihen und Gruppen herzustellen, die einzelnen Künstlergestalten in Schulen zu vereinigen. Und so haben sich auch in dem vorliegenden Buche Forschung und historische Composition gegenseitig unterstützt. Janitscheks Erzählung reicht vorläufig bis zum zwölften Jahrhundert. Die Einzelforschung herrscht vor, da die Unterlage für das historische Urtheil, fast ausschließlich die Werke der Miniaturmaler, erst sorgfältig geprüft werden mußte. Daß Janitschek zu denselben Schlüssen gelangt, wie Bode in der Geschichte der deutschen Plastik, daß er gleichfalls die karolingisch-ottonische Periode zusammenfaßt, und aus gleichen Wurzeln hervorgehen läßt, daß auch bei ihm vom zwölften Jahrhundert an der nationale Stil beginnt, welcher zu einer ersten Blüthe der deutschen Malerei im folgenden Zeitalter führt, weckt das größte Vertrauen zu der von beiden Forschern verfolgten Methode. Unabhängig von einander haben sie sich dieselben Anschauungen von dem Gange der deutschen Kunst gebildet.

Man muß sich die äußeren Schwierigkeiten bei dem Niederschreiben einer wissenschaftlich befriedigenden Geschichte der deutschen Kunst stets vor Augen halten, um den Muth und die Kraft der Männer, welche sich zum gemeinsamen Werke zusammen gethan, zu würdigen und der kühnen Unternehmung gerecht zu werden. Und wenn es nur bei den äußeren Schwierigkeiten, bei dem Mangel an brauchbaren Vorarbeiten, bei der Noth, den Rohstoff herbeizuschaffen u. s. w. sein Bewenden hätte. Nicht minder groß, ja viel größer sind die Schwierigkeiten, welche der Natur des Gegenstandes selbst entspringen, mit dem Wesen, den Schicksalen unserer alten Kunst eng verknüpft sind.

Der Anfang historischer Weisheit ist allwegs die Begeisterung. Packt ein Held durch die Größe seiner Thaten, den hellen Schein seines Ruhmes unsere Phantasie, nimmt eine Zeit durch die Fülle und die Bedeutung der Ereignisse unseren Sinn gefangen, dann naht auch die Lust, mehr zu erfahren und alles genau zu wissen. Man versucht die Züge des Helden nach der Natur zu zeichnen, man will hören, wie die Dinge so herrlich geworden, wie sich Alles so wunderbar gefügt. Die stolzen Empfindungen wandeln sich

allmählich in bedächtige Vorstellungen. Mit Ruhmesgesängen hat die Geschichtschreibung begonnen.

Mit dem besten Willen findet man nun in den Schicksalen der deutschen Kunst nicht allzuhäufig den Anlaß zu lodernder Begeisterung. Kein günstiger Stern waltet über derselben; gar oft wird namentlich die elementare, unmittelbar überwältigende Kraft des Eindruckes bei den Bildwerken vermißt. Es bedarf einer längeren, fleißigen Betrachtung, um den künstlerischen Reizen, welche sie denn doch auch besitzen, gerecht zu werden. Ein berühmter Kunstkenner Italiens hat die Völker mit den Vögeln verglichen. Wie diese in Singvögel und Raubvögel zerfallen, so theilen sich auch die Nationen in solche, welchen die Natur den Sinn für das Schöne eingepflanzt hat, und in solche, welche es vornehmlich auf die Entfaltung der Stärke abgesehen haben. Zu Letzteren, zu den Raubvögeln, gehören die nordischen Völker. Selbst für einen Scherz ist der Vergleich übertrieben. Immerhin dürfen wir das Korn Wahrheit in ihm nicht hochmüthig übersehen. Zuweilen beschleicht uns in der That das Gefühl, als ob das deutsche Volk in den bildenden Künsten nicht den reinsten, nicht den liebsten Ausdruck für seine Empfindungen und Stimmungen gesucht, als ob bei ihm der Formsinn aus äußeren und inneren Gründen nicht jene Ausbildung gewonnen hätte, welche den Aufschwung der Sculptur und Malerei bedingt. Unsere Phantasie bohrt gern in die Tiefe, wohin fest umrissene Gestalten nicht leicht folgen oder wo die Empfindung in sinnige Gedanken übertragen wird. Musik und Poesie scheinen denn doch, alles in allem genommen, unsere wahre Herzenskunst zu sein. Wenigstens sagen uns alte und neue Erfahrungen, daß unsere Künstler es selten verschmähten, einen starken Ton auf den poetischen Gehalt, auf den Gedankenreichthum in ihren Werken zu legen, und daß sie gerade dadurch die gebildeten Kreise fesselten. Ebenso ist der enge Anschluß an Richtungen in der Dichtkunst nirgends so auffällig als in unserer Malerei. Dennoch gehören überall die bildenden Künste zu dem unentbehrlichen Hausrathe im Volksleben. Und so haben sie denn auch bei uns reiche Pflege gefunden und einzelne Prachtblüthen getrieben. Der Himmel bewahre uns davor, an der Größe eines Dürer, Holbein, Vischer u. s. w. zu zweifeln. Immer bleibt für den Historiker, welcher das ganze vergangene Kunstleben unseres Volkes schildern will, die Schwierigkeit bestehen, daß ihm die Empfänglichkeit des Lesers nicht auf halbem Wege entgegenkommt, er vielmehr bei diesem das Verständniß erst wecken, ihn gleichsam erziehen muß.

Mit zwei Thatsachen hat der Geschichtschreiber der deutschen Kunst zu rechnen. Zuerst mit der geringen Zahl voll lebendiger Persönlichkeiten unter unseren Künstlern. Wie plastisch treten uns im alten Vasari die verschiedenen Individuen seit Giottos Zeiten entgegen. Jedes hat seine eigenen Geschicke, jedes eine andere Physiognomie, einen besonderen Charakter. Ein deutscher Vasari würde, fürchten wir, viele und große Lücken zeigen. Die Behauptung, daß in der älteren deutschen Kunst die Persönlichkeit selten zu ihrem vollen Rechte gelangt,

erregt in einzelnen Kreisen gewiß argen Anstoß. In der jüngsten Zeit haben sich Kunstkenner der Erforschung der Malerschulen des fünfzehnten Jahrhunderts mit Eifer zugewandt und die einzelnen Meister schärfer zu sondern versucht. Es ist ihnen auch gelungen, die Unterschiede in der Farben- und Formengebung auf einzelnen Gemälden nachzuweisen, die Gruppen zu spalten. Die technische Individualität fällt aber keineswegs mit der künstlerischen Persönlichkeit zusammen. Die Letztere giebt sich erst kund in der besonderen Stimmung, welche aus den Schöpfungen des Künstlers spricht, in der eigenthümlichen Art, wie er die Natur auffaßt, in der Vorliebe für bestimmte Gegenstände der Darstellung und in der Neigung, einzelne Töne in der Schilderung zu wiederholen. Wären die künstlerischen Persönlichkeiten unter unseren alten Bildhauern und Malern so häufig, wie von manchem übereifrigen Forscher behauptet wird, so würde es nicht eine so große Mühe kosten, die Werke des Meisters und die Arbeiten seiner Werkstätte auseinanderzuhalten. Nur die peinlichste technische Untersuchung verleiht in einzelnen Fällen darüber Gewißheit. Man braucht nicht, um eine künstlerische Persönlichkeit zu erfassen, das äußere Leben des Meisters genau zu kennen. Von Giorgione wissen wir blutwenig und dennoch sind wir wohl im Stande, aus seinen Gemälden die persönliche Empfindungsweise, den Seelencharakter herauszulesen. Daß unsere Künstler schlechthin aus groberem Stoffe wären erschaffen worden, solches zu behaupten, liegt uns fern. Im Zeitalter der Reformation treten uns alsbald prächtige Künstlernaturen, geschlossene Persönlichkeiten entgegen. Wie große Ereignisse kamen, welche die Volksgeister erschütterten, den einzelnen Mann vor eine bestimmte Auffassung des Lebens stellten und zu einem selbständigen Denken leiteten, hob sich auch sofort das künstlerische Bewußtsein und gewannen die Arbeiten der Maler und Bildhauer ein persönliches Gepräge. Man erspäht hinter dem Werke den Schöpfer, welcher seine Gedanken und Empfindungen in dasselbe gelegt hat, mit seiner Persönlichkeit dafür einsteht. Es erstarkt eben die Herrschaft individueller Bildung auf deutschem Boden später als in dem culturfatten Italien. Bis zum Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts stand unsere Kunst fast ausschließlich im Dienste der Kirche und schuf Andachtsbilder. Keine lebensfrischen Legenden weckten hier wie in Italien die Phantasie und reizten die Gestaltungskraft des Künstlers. Die kleinen figurenreichen Tafeln verlangten zuerst eine deutliche Darstellung, führten deshalb leicht zu Uebertreibungen. Selten wurde dem Maler Gelegenheit geboten, die Erfindungsgabe, den feineren Formensinn zu erproben. Das so wichtige Vermittelungsglied der Kunstliebhaber fehlte, welche ein persönliches Verhältniß zum Künstler und seinem Werke haben und dadurch auch den Künstler zum Herauskehren seiner Persönlichkeit bewegen. Und so könnte noch vieles andere angeführt werden, was den matten persönlichen Wiederschein der alten deutschen Bildwerke erklärt. Der Kunsthistoriker muß bei diesen Verhältnissen schwere Entsagung üben. Die Biographien, die Würze der geschichtlichen Erzählung treten zurück, die kritisch-technischen Bilderbeschreibungen nehmen den weitesten Raum

ein. So wichtig und wesentlich die letzteren auch sein mögen, den Reiz psychologischer Schilderung ersetzen sie nicht.

Die zweite Schwierigkeit, welche sich der historischen Behandlung der deutschen Kunst entgegenstellt, ist die geringere Stetigkeit in ihrer Entwickelung. Wiederholt wird die letztere abgebrochen oder doch durch fremde Einflüsse von dem ursprünglichen Ziele abgelenkt. Es sei gestattet, auf diesen Punkt hin den Gang der deutschen Kunst zu untersuchen. Nichts liegt näher und erscheint berechtigter, als sie auf dem Untergrunde der ursprünglichen germanischen Anschauungen aufzubauen. Dennoch äußert sich die Einwirkung der letzteren auf die bildenden Künste nur in ganz beschränkter Weise. Wir begreifen es. Zweimal stieß das jugendliche Germanenthum auf fremde Culturen, welchen es sich unterordnen mußte. Wenn die Römer nur in einzelnen Landstreifen ihre künstlerischen Formen einbürgerten, so drang das Christenthum und mit ihm zum zweiten Male römische Bildung tiefer in die nationale Welt. Architektur und Plastik empfingen von diesen beiden Factoren ihre Gestalt. Blos im Kreise der Ornamentik wahrt der heimische Sinn sein Recht auf Selbständigkeit und überträgt mannigfachen Zierrath von Geschlecht zu Geschlecht. Und man kann diese Einschränkung nationaler Formengebung auf ein einziges Kunstgebiet, das ornamentale, welches sich überdies nur in der Miniaturmalerei kräftiger behauptet, kaum beklagen. Ein Blick auf das Schicksal der irisch-keltischen Kunst zeigt uns, wohin nationale Sprödigkeit im vorigen Jahrtausend führte. Die Iren besaßen, als sie mit der christlich-römischen Formenwelt in Berührung kamen, eine eigenthümliche, vorwiegend lineare, von Schönschreibern ausgebildete ornamentale Kunst. Jetzt trat an die Künstler auch die Aufgabe heran, Figuren, wie die Evangelisten, die Mutter Gottes, Engel, zu zeichnen. Eingeschlossen in engbegrenzten heimischen Anschauungen, vermochten sie nicht den Werth der fremden Formen zu erfassen, versuchten dieselben in den ihnen allein geläufigen rein ornamentalen Stil zu übertragen. Sie zeichneten die Figuren nicht nach, sondern schrieben sie nach, d. h. sie gaben sie in demselben Stile wie ihre Initialen, ihre kalligraphischen Schnörkel wieder. So entstanden jene entsetzlichen Bilder, welche die menschliche Gestalt in eine Fratze verwandeln und jede Möglichkeit eines künstlerischen Fortschrittes aussperren. Denn hier wurde Barbarei auf Halbbildung gepfropft, organisches Leben gewaltsam auf den Stand des rein elementaren zurückgedreht. Da haben die germanischen Stämme in England, Frankreich und dem südwestlichen Deutschland einen klareren Blick für das nun einmal unabwendbare Geschick bewiesen. Sie nahmen die römisch-christliche Formenwelt an, lebten sich allmählich in dieselbe hinein, schlossen selbst auf ornamentalem Gebiete ein Compromiß, indem sie mit dem ursprünglichen linearen Flechtwerke und Geriemsel den Blattschmuck verbanden.

Die karolingische Kunst besaß vorwiegend einen internationalen Charakter. Aus den verschiedenen Landschaften des westlichen Europa wurden die Kräfte wie zur Hebung der wissenschaftlichen und poetischen Cultur, so insbesondere

auch zur reicheren Kunstpflege herangezogen. Es hält daher schwer, den Antheil, welchen das Deutschthum an der karolingischen Kunst besitzt, festzustellen, um so schwerer, als unter den Nachfolgern Karls des Großen die Kunst bei entschieden gesteigerter Tüchtigkeit das nationale Element stärker zurückdrängt, sich den altchristlichen römischen Traditionen enger anschließt. Die erhaltenen Denkmäler sind überhaupt ein unsicherer Wegweiser. Sie gehören vorwiegend dem Kreise der Hofkunst an und gestatten keinen gewissen Rückschluß auf das Maß der Kunstbildung im Volke. Wir werden uns z. B. hüten, die Schöpfung des Aachener Münsters dem deutschen Baugeiste zu vindiciren. Wohl aber hat derselbe fruchtbare Folgerungen aus dem Dome gezogen, die hier geschauten Formen in mehr oder weniger selbständiger Weise zu verwenden gelernt. Aehnlich wurden andere Werke benutzt, welche aus den Hofschulen der Karolinger hervorgingen, wie die Bilderhandschriften. So erstand in allmählicher Entwickelung in der ottonischen Zeit — von der Mitte des zehnten bis gegen die Mitte des elften Jahrhunderts — auf deutschem Boden eine Kunstweise, welche sich einerseits an die karolingischen Muster anschließt, andererseits aber schon Züge aufweist, wodurch sie sich von der Thätigkeit der anderen Völker zu unterscheiden beginnt. Sind diese Unterschiede auf eine eigenthümliche nationale Denk- und Empfindungsweise zurückzuführen, welche sich jetzt wieder regt und offener an das Tageslicht dringt, nachdem das Volk eine römisch-christliche Schule durchgemacht hat? Die allgemeine Voraussetzung spricht zu Gunsten dieser Annahme. Doch darf der Ausdruck nationalen Bewußtseins nicht in der Formsprache gesucht werden. Diese erscheint fast durchgängig angelernt. Wohl aber werden sich Spuren des besonderen Stammcharakters außer in der Ornamentik auch in der Vorliebe für die Darstellung bestimmter Gegenstände, in der häufigen Wiedergabe gewisser Empfindungen, in der Auffassung und Wendung der überlieferten Scenen und Ereignisse nachweisen lassen. Manche Beobachtungen deuten ein Fortleben uralter Phantasierichtungen an. Sie leben eine Zeit lang gleichsam tief begraben und verborgen, durchbrechen aber, wenn einmal die Sonne wärmer scheint, die Hülle. Wenn wir z. B. sehen, daß Dürer den Psalmentext in der gleichen Weise in greifbare Bilder umwandelt, wie sechshundert Jahre vor ihm ein Zeichner angelsächsischen Stammes, daß hier und dort das Wort mit sinnlicher Kraft unmittelbar verkörpert, die todte Vorstellung als lebendige Handlung erfaßt wird, so müssen wir an eine Fortdauer uralter nationaler Erinnerungen glauben. Solcher Beispiele wird eine Kunstforschung, welche auch das Psychologische in den Bildwerken in Betracht zieht, noch mehrere andere anführen können. Sie wird mannigfache Beziehungen zwischen der Poesie und den bildenden Künsten erkennen und gewisse Grundströmungen, welche beiden gemeinsam sind und von Zeit zu Zeit immer wieder Geltung erlangen wie den Humor, die Neigung zum Phantastischen u. s. w. entdecken. Solches Aufsuchen und Auffinden nationaler Stimmungen, welche in unserer Kunst bald stärker, bald schwächer anklingen, bleibt vorläufig ein Problem. Eine Thatsache dagegen ist der Aufschwung der deutschen

Kunst im Zeitalter der sächsischen Kaiser. Noch überwiegt der Einfluß der Ueberlieferungen, noch waltet ein unmittelbarer Zusammenhang mit der karolingischen und weiter mit der altchristlichen Kunst. Aber gleichzeitig regt sich auch schon ein selbständiger Geist in den künstlerischen Schöpfungen. Alemannische und rheinisch-hessische Klöster, die wichtigsten Stätten der Kunstpflege, reichen sich die Hand, zu den Sitzen alter ererbter Cultur gesellen sich die für die christliche Gesittung neu gewonnenen Stämme. Sie alle stehen enger zusammen als die süd- und nordfranzösischen Landschaften und bilden ein größeres einheitliches Culturreich, aller provinziellen Besonderheit zum Trotze, als Italien. Wir begrüßen in der ottonischen Periode den ersten Höhepunkt deutscher Kunst. Der weitere Weg führt aber nicht aufwärts. Kann auch nicht ein unbedingter Rückschritt der deutschen Kunst in der Zeit von 1050 bis 1150 behauptet werden, so doch ein Stillstand auf wichtigen Gebieten derselben. Die großen Baugedanken, welche in den rheinischen Domen zu Speier, Mainz und Worms verkörpert wurden, entstammen noch der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts. Das folgende Menschenalter vermochte nur auszuführen, was die frühere kaiserherrliche Zeit mit kühnem Muthe, den die ganze Welt anstaunte, entworfen hatte. Seit der Mitte des elften Jahrhunderts stockt die Entwickelung des Formensinnes. Das Ornament büßt den feinen Schwung ein, die Falten der Gewänder werden steif, die Köpfe häßlich und leer, die Bewegungen ungelenk, der Ausdruck grob, die Composition entbehrt auch den leisesten Hauch lebendiger Frische. Noch auffälliger erscheint die plötzliche Ablenkung der Phantasie von der bisher eingeschlagenen Richtung. Hell war bisher der Ton der Schilderung, naturfrisch die Stimmung, durchsichtig klar die Auffassung. Als Beispiel möge an die Parabel-Illustrationen im Echternacher Evangelium (Gotha) erinnert werden. Das Alles ändert sich mit einem Male. Dumpf und trübe erscheint nicht nur die Farbe, sondern auch die Empfindung, finster der Ausdruck der Menschen, dunkel und verworren der Vorstellungskreis. An derben Männerkämpfen haben auch die Künstler der karolingisch-ottonischen Periode Freude gehabt. Nun streiten aber nicht Mann gegen Mann im offenen Felde. Die Hölle hat sich aufgethan, scheußliche Spukgestalten sind ihr entstiegen, sich gegenseitig bedräuend oder den Menschen angreifend. Auch seltsame Mischbildungen, aus verschiedenen Thiergattungen zusammengesetzt, treten auf und lehren uns eine merkwürdige Abkehr des Formensinnes vom Natürlich-Wahren kennen.

Wie ist diese ganze Erscheinung zu erklären? Auf einen Niedergang der nationalen Kunstfähigkeiten kann man nicht schließen. Denn seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts nimmt die deutsche Kunst aus eigener Kraft des Volkes einen neuen Aufschwung und diese neue Kunst knüpft, was bisher übersehen wurde, in manchen Punkten an die ottonische Periode wieder an. Was dazwischen liegt, macht mehr den Eindruck einer durch äußere, nicht im Schooße des nationalen Bewußtseins ruhende Einflüsse bedingten Unterbrechung. Oder sollte die Ansicht im Rechte sein, nach welcher die durch die karolingische Cultur

zurückgedrängten altgermanischen, in ihren Wurzeln heidnischen, phantastischen, alles Formenmaß überschreitenden Vorstellungskreise im elften Jahrhunderte endlich Ausdruck fanden. Merkwürdiger Weise haben zwei französische Jesuiten, die Herren Martin und Cahier diese Hypothese am eifrigsten vertreten, in den Räthselbildern der romanischen Sculptur überall Anklänge an die Edda gewittert. Sie waren aber nicht im Stande überzeugend darzulegen, wie sich die alten Mythen unversehrt in den bildenden Künsten erhalten konnten, während sie doch in der Volkssage und in der Dichtung eine so starke Umwandlung, oft bis zur Unkenntlichkeit erfahren hatten, und welches Interesse gerade die Kirche hatte, diese heidnischen Empfindungen zu pflegen. Unbefangene Forschung hat denn auch dargethan, daß die grausigen Räthselbilder, wenn man von den Drachen als Schatzhütern an mittelalterlichen Schmuckkästchen und einigen wenigen anderen Nachklängen uralter Sagen und von abgeschliffenen, dadurch schwer verständlichen antiken Motiven (Sirene, Gorgo, Alexanderfahrt u. a.) absieht, dem Einflusse einer bestimmten kirchlichen Richtung ihren Ursprung verdanken. Auch die Kunst wurde in den Streit zwischen Kaiser und Papst hineingezogen. Sie hat den Kampf nicht entscheiden helfen, nur schwere Wunden davongetragen. Unter den Waffen, welche die Kirche gegen das Kaiserthum schmiedete, befand sich die Herrschaft über die Volksphantasie. Die von ihr erhobenen Ansprüche gewannen eine natürliche Berechtigung, wenn das Volk in der innersten Seele aufgerüttelt, von tiefster Angst um sein Heil gepackt wurde und die Rettung von der allein mächtigen Kirche erwartete. Daher wurde das weltliche Leben in den schwärzesten Farben ausgemalt, als steter Kampf mit teuflischen Mächten geschildert. Wie diese den armen Menschen unaufhörlich bedrohen, und nur durch geistliche Gnadenmittel und Hingabe an die Kirche vertrieben werden, hören wir in den kirchlichen Dichtungen und Mahnungen jener Zeit, davon erblicken wir den Wiederschein in den bildenden Künsten. Die Heiligen verändern den Charakter, sie sind alle asketische Mönche mit gefurchten Wangen, abgemagerten Leibern geworden. Der freundliche Naturton in den Schilderungen macht einer phantastischen Auffassung der Dinge Platz. Stärker als zuvor tritt auch der lehrhafte Zweck der künstlerischen Darstellung in den Vordergrund. In den Landschaften, wo die Congregation von Cluny, dieser tapferste Streiter gegen das Kaiserthum, ihre Herrschaft ausbreitete, im südwestlichen Deutschland tritt diese Richtung der Phantasie am stärksten auf; das giebt einen deutlichen Fingerzeig, wo wir ihren Ursprung zu suchen haben.

Erst seit der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erstarkt die deutsche Kunst zu einem frischen Leben. Die Hindernisse, welche der Entfaltung ihrer Kunst im Wege waren, sind gehoben, das Kaiserthum strahlt wieder glänzend, durch alle Kreise des Volkes strömt Muth und fröhliche Lust. Der Charakter dieser Kunstperiode darf als bekannt vorausgesetzt werden. Der Aufschwung der Architektur und der malerischen Künste in den Rheinlanden, die Blüthe der Sculptur in Sachsen, Thüringen und Franken sind oft erzählt worden.

Nur haben sich die Forscher nicht recht noch einigen können, ob sie der Kunstweise von 1150 bis 1250 eine selbständige Bedeutung zuschreiben sollen, ob in derselben ein älterer Stil ausklingt oder ein neuer, der gothische, vorbereitet wird. Die Bezeichnung: Uebergangsstil hat sich die größte Beliebtheit erworben. Dennoch sträubt sich gegen seine Annahme ein berechtigtes Gefühl. Kein Zeitalter lebt für die Zukunft und sorgt für ferne Enkel, sondern sucht die Gegenwart auszunützen, hält hoch, was diese bietet. Am wenigsten darf man der Phantasie die Selbstverleugnung zumuthen, daß sie blos Keime pflanzt und das Pflücken der Blüthe, den Genuß der Frucht kommenden Geschlechtern überläßt. Nachträglich merkt man vielleicht, daß sie ihre Schöpfungen nicht zur Reife brachte, aber ihre Absicht und ihr Ziel war es gewiß nicht, sich mit Anweisungen auf die Zukunft zu begnügen. Viele Mißverständnisse wären in der historischen Betrachtung beseitigt worden, wenn man den Begriff des „Ueberganges" nicht auf die Kunst der Zeit von 1150 bis 1250 angewendet hätte. Die Franzosen benennen ihre Kunst während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nach den gerade herrschenden Königen. Warum folgen wir nicht für das frühere Mittelalter ihrem Beispiele und bezeichnen die Kunstperiode nicht nach unseren Kaiserdynastieen? Der Name: karolingisch-ottonische Kunst hat sich bereits eingebürgert. Für die Periode 1150 bis 1250 empfiehlt sich die Taufe: Hohenstaufenkunst. Bleibt auch die persönliche Einwirkung der Hohenstaufenkaiser ausgeschlossen, so entwickelt sich doch während ihrer Herrschaft auf poetischem und künstlerischem Gebiete eine reiche Thätigkeit, welche einen geschlossenen Charakter, gemeinsame Grundzüge aufweist und durch den Gang der öffentlichen Dinge mitbedingt wurde. Kölns hervorragende Stellung am Schlusse des zwölften Jahrhunderts wird nur verstanden, wenn man die Rückwirkung seiner politischen Rolle auf die inneren städtischen Zustände und die gleichzeitigen Strömungen in dem geistigen Leben miterwägt.

Mit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ändert sich wieder das Bild der deutschen Kunst. Durch die Aufnahme des sogenannten gothischen, ursprünglich französischen Stiles gewinnen namentlich die Bauformen eine neue Gestalt. Aber bereits sind die heimischen Kunstkräfte erstarkt genug, um sich nicht dem fremden Einflusse unbedingt zu unterwerfen. Der französische Kathedralstil findet nur im Westen und Süden Deutschlands offenen Eingang, im Norden brach sich seine Herrschaft an der Eigenthümlichkeit des Landes und der bereits zu einer gewissen Selbständigkeit entwickelten Phantasie der Anwohner. Die constructiven Theile der Gothik, welche allerdings einen großen Fortschritt gegen die frühere Uebung bedeuteten, wurden festgehalten, dagegen der üppige Schmuck, der berückende Reichthum und Zierrath theils beschränkt, theils entfernt. Wir haben allen Grund, die norddeutsche Backsteingothik als eine nationale Schöpfung zu feiern und in der Geschichte unserer Kunst in den Vordergrund zu stellen, mag auch zunächst die künstlerische Wirkung gegen die prachtvollen Dome im Westen und Süden Deutschlands zurückstehen. Für das historische Urtheil ist die Entwickelungsfähigkeit entscheidend. Und

darin überragt die norddeutsche Architektur ihre mit glänzenden Mitteln ausgestattete Nebenbuhlerin. Zum ersten Male tritt im dreizehnten Jahrhundert Norddeutschland auf den Plan.

Seitdem wandelt es ruhig und stetig seinen Weg. Bedarf es äußerer Anregungen, so holt es dieselben von den stammverwandten Niederlanden. Die Entwickelung erscheint abgeschlossener und folgerichtiger, daher fehlen auch die Sprünge, welche den künstlerischen Fortschritt in Süddeutschland wiederholt von der einmal eingeschlagenen Richtung ablenken. Der Uebergang vom romanischen Stil zum gothischen, und ebenso jener von der Gothik zur sogenannten Renaissance vollzieht sich in friedlichster Weise, ohne jeden gewaltsamen Bruch mit der Vergangenheit. Für den Forscher, welcher nur Formstudien treibt und den Blick von einzelnen Kunstwerken nicht erhebt, mögen diese Thatsachen ein geringeres Interesse besitzen. Wer aber außerdem noch die Stellung der Kunst im Volksleben zu betrachten liebt und in ihr den Wirkungen des nationalen Geistes nachspürt, entdeckt in der stärker gesammelten Kraft, in der stetigen, wenn auch langsameren Entwickelung einen Charakterzug, welcher die wichtige Rolle des norddeutschen Landes in der späteren Geschichte unseres Volkes erklären hilft.

Die stolze Pracht, der üppige Reichthum der gothischen Architektur blendet nicht allein die Augen des Laien, sie läßt auch manchen Kunstkenner den Schaden übersehen, welchen Plastik und Malerei während ihrer Herrschaft erlitten. Der Mangel an großen Flächen hemmte die freie Entfaltung der Wandmalerei. Sie hatte in dem unmittelbar vorhergehenden Zeitalter einen vielversprechenden Aufschwung genommen, ging nun aber, wenigstens was die Erfindung und behäbige Anwendung anbelangt, entschieden zurück. Die Glasmalerei bot dafür keinen genügenden Ersatz, da sie den Künstler in Bezug auf die Composition einschränkte, eine reiche Gruppirung erschwerte und durch die technische Vollendung des Materials die größte Wirkung übte. Nur scheinbar günstiger gestaltete sich das Loos der Sculptur. Zwar hatte ihr die Schwesterkunst, die Architektur, ein weites Arbeitsgebiet überwiesen. Hunderte von Statuen beleben die gothischen Dome, in den Bauhütten wirken rüstig zahlreiche Steinmetzen, in gleicher Weise für figürliche Darstellungen wie für ornamentale Werke geschult. Der massenhafte Verbrauch von Einzelstatuen hindert die Künstler, ihre persönliche Empfindung, ihre Individualität in den Werken auszuprägen, über eine technisch gute Leistung hinauszugehen. Der unmittelbare Anschluß an die Architektur verleiht der Plastik nothwendig einen decorativen Charakter. In der That beobachtet man an den Domsculpturen des vierzehnten Jahrhunderts nicht nur eine gewisse Eintönigkeit, sondern auch in der Haltung und Bewegung, in dem Faltenwurfe der Figuren eine starke Abhängigkeit von der architektonischen Umgebung. Sie von der letzteren wirksam abzuheben, darauf erscheint das Augenmerk der Bildhauer vorzugsweise gerichtet.

Enge Schranken sind namentlich der Entwickelung des Reliefstiles gesetzt.

Den Reliefbildern wird z. B. als Hauptraum das spitzbogige Feld über den Portalen zugewiesen. Nun überragt aber die Höhe des Bogenfeldes so sehr die Breite, daß eine Ausfüllung desselben mit einer großen Gruppe — es müßte denn die Kreuzigung sein — mannigfache Schwierigkeiten bereitet. Die Eckfiguren würden gegen die Gestalten in der Mitte in den Maßen arg zurückstehen. Man half sich durch die Anordnung mehrerer Bilderstreifen über einander. Auf diese Weise hat auch die monumentale Sculptur dazu beigetragen, daß die formale Phantasie in kleinen, spannenlangen Figuren für alle ihre Gebilde einen genügenden Ausdruck erblickte. Die Kunst sollte erzählen, den Gläubigen die Ereignisse der heiligen Vorzeit anschaulich vorführen. Dafür fand sie, da die breiten Wandflächen in der Gothik fehlten, den passendsten Raum in den Altären. In gedrängter Weise, in kleinem Maßstabe schildern die Flügelaltäre die biblischen Scenen; die Mittel dazu bietet halb die Malerei, halb die Sculptur; die Reliefs reihen sich äußerlich an die Gemälde an; die Bemalung oder Vergoldung der ersteren, die geringe Vertiefung der letzteren lassen beide Darstellungsweisen einigermaßen verwandt, ihre Mischung weniger störend erscheinen. Auf die feinere Ausbildung des Formensinnes haben diese Vorgänge keinen guten Einfluß geübt. Der kleine Maßstab erschwerte das genaue Studium der Einzelgestalten, die Nachbarschaft der Reliefs verlockte die Maler, die Gruppen im Vordergrunde zusammenzudrängen. Diese Schranken der Entwickelung wären rascher beseitigt worden, wenn nicht sowohl die ausübenden Künstler wie das Publikum, für welches sie arbeiteten, auch innerhalb derselben sich wohl und befriedigt gefühlt hätten.

Gar oft wurde schon darüber Klage geführt, daß unsere nationale Bildung in den verschiedenen Perioden stets nur in einem einzelnen Volkskreise tiefe Wurzeln gefaßt, unsere Dichtung und Kunst bald an diesen, bald an jenen Stand vorzugsweise sich gewandt habe. So bildet auch seit dem vierzehnten Jahrhundert das Bürgerthum den Mittelpunkt des künstlerischen Lebens, aber nicht so sehr das Patriziat, das sich eines weiten Umblickes erfreut, mannigfachen Interessen huldigt, auch dem ritterlichen Wesen nicht abhold ist, als das zünftige Kleinbürgerthum. Dieses setzt den Künstlern andere Ziele und verlangt von ihnen die Lösung anderer Aufgaben als höfische und aristokratische Kreise. Es legt auf die gediegene Tüchtigkeit der Ausführung einen besonderen Nachdruck und wünscht vor Allem Deutlichkeit der Schilderuug. Ihm mißfällt nicht das Derbe und selbst Uebertriebene der Empfindung, ihm gefällt auf der anderen Seite das fein Zierliche. Für die Mitteltöne in der Charakteristik und im Ausdruck fehlt die frische Freude, für das schöne Ebenmaß in Gedanken und Formen das volle Verständniß. Von diesen Anschauungen sich loszureißen, wurde nach den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen dem Maler und Bildhauer noch viel schwerer als dem Dichter. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn sie ihre freie Persönlichkeit nur selten zur Geltung bringen, der Mehrzahl nach im Zunftbanne leben.

So fest waren aber doch nicht die Schranken, daß sie der Zeitströmung und der säcularen Stimmung den Eingang verwehrt hätten. Auch in die deutsche Kunst drang im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts eine kräftigere Zugluft. Die Natur wird schärfer beobachtet und genauer wiedergegeben, das Bildwerk als ein Spiegel des Lebens erfaßt und dieser um so höher gepriesen, je treuer er die Gegenstände wiederscheinen läßt. Man hat diesen gesteigerten Naturalismus dem Einflusse der niederländischen Malerei zugeschrieben, also auch hier wieder den Sieg eines fremden oder doch halbfremden Elementes behauptet. Dieses Mal aber mit Unrecht. Wir begreifen die engeren Wechselbeziehungen zwischen den benachbarten niederrheinischen Landschaften und den Niederlanden, obschon auch hier manches Gemälde als einheimische Arbeit gilt, welches niederländische Künstler geschaffen haben. Wenn jedoch der niederländische Einfluß auch auf die schwäbischen und fränkischen Schulen ausgedehnt, die ganze deutsche Kunst in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts von niederländischen Meistern abhängig dargestellt wird, so genügt es nicht, das Aufkommen landschaftlicher Hintergründe und den vordrängenden Zug größerer Naturwahrheit als Beweise anzuführen. Um uns den Vorgang glaubwürdig zu machen, daß erst das Studium der Niederländer die schwäbischen und fränkischen Meister in eifrige Verehrer der Natur umgewandelt habe, müßte man auch in vielen Einzelheiten den unmittelbaren Einfluß der ersteren darthun. Der Zug der Zeit ging im fünfzehnten Jahrhundert überall auf den Realismus, auch in Deutschland. Er zeigt sich hier, um nur die Ereignisse auf künstlerischem Gebiete zu berühren, in der Veränderung der gothischen Bau- und Zierformen, dem Astwerk an den Portalen z. B., in den derber und kräftiger ausgearbeiteten Köpfen der Statuen, in dem stärkeren Heranziehen der Zeittracht auch bei biblischen Schilderungen u. s. w. Jedenfalls hat hier eine gesunde, unbefangene Detailforschung noch viele Aufgaben zu lösen. Sie wird gut thun, auch Dinge zu erwägen, welche dem kunsthistorischen Gesichtskreise zunächst ferner liegen, unter anderem auch die Frage beantworten müssen, ob die socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse den Malergesellen Studienreisen und Wanderungen in fremde Länder in so reichem Maße gestatteten, daß ihre Rückkehr in die Heimat eine Umwälzung der bis dahin herrschenden Weise hervorrief. Erst wenn die Archive der alten Reichsstädte auch der kunsthistorischen Forschung sich öffnen und Nachrichten über den äußeren Kunstbetrieb uns bringen werden, dürfte sich das Dunkel über die Entwickelung der deutschen Kunst im fünfzehnten Jahrhundert etwas lichten. Die *eine* Thatsache steht fest, daß die Meister am Anfang des folgenden Jahrhunderts, namentlich Dürer, ein scharf ausgeprägtes nationales Antlitz zeigen.

Leider währt diese Blüthe der nationalen Kunst nicht lange. Auch jetzt wieder beobachtet man eine Ablenkung von dem bereits glücklich zurückgelegten Wege, ja was noch schlimmer ist einen längeren Stillstand. Ueber den Einbruch der italienischen Renaissance in unsere heimische Weise dürfen wir nicht eine

besondere Klage führen. Wir theilten dieses Schicksal mit allen anderen nordischen Völkern, und wir wissen, daß dasselbe durch den Gang der Weltgeschichte unabweisbar war, zur Naturnothwendigkeit sich gestaltete. Die Renaissance verklärte die alten Geistesmächte; indem sie dieselben von allem Stofflichen befreite, in vollendet schöner Form wiedergab, verflüchtigte sie auch dieselben und schuf Raum für eine neue Geisteswelt. Abschließend und vorbereitend zugleich, bildet die Renaissance einen heilsamen, verhältnißmäßig ruhigen Uebergang von einer weltgeschichtlichen Periode zur andern. Wenn wir nur wie die Niederländer aus dem Uebergange den Weg zur nationalen Kunst wiedergefunden hatten! Darüber erheben wir leider die Klage mit größerem Recht, daß seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die Entwickelung unserer heimischen Weise stockt. Wer trägt die Schuld an dieser peinlichen Aehnlichkeit des Verlaufes unserer Kunst und unseres schönsten Stromes? In weiten Kreisen wird die Reformation verantwortlich gemacht. Wie unbillig dieser Vorwurf, beweist am besten das Schicksal der Malerei in Holland. Wenn die in der Reformation wurzelnde Bildung in der That kunstfeindliche Elemente in sich bärge, auf welche Art erklärt man dann den Aufschwung der holländischen Malerei nach der Trennung des Volkes vom alten Bekenntnisse und die Schöpfung neuer Ziele und Aufgaben der Kunst daselbst? In Wahrheit trifft die gegentheilige Behauptung zu. Nicht die Reformation hat den Stillstand der deutschen Kunst verschuldet, sondern ihr unvollständiger Sieg. Die schroffe Trennung der Nation nach Bekenntnissen bedeutete gleichzeitig eine scharfe Spaltung der Cultur. An eine gemeinsame Arbeit, an ein Heranziehen aller Volkskräfte im Dienste der Kunst war nicht zu denken. Die Gedankenkreise, die Empfindungsweise, die Lebensziele gingen zu sehr auseinander. Das traf besonders hart die Malerei. Ohne Zweifel sind die süddeutschen Stämme für ihre Pflege besonders gut ausgestattet. Die landschaftliche Natur, die Ueberlieferung, die reichere Sinnlichkeit, die größere Wohlhabenheit, das Behagen an fröhlichem Lebensgenusse, alles half hier die malerische Phantasie anzuregen, den Kunstsinn und Kunstfreude zu wecken.

Als hier die reformatorische Bewegung zurückgedrängt, in mehreren Landschaften mit Gewalt unterdrückt wurde, stockte natürlich der Kunstbetrieb im Volke. Weltliche und geistliche Fürsten holten aus der Fremde, insbesondere aus Italien den Ersatz. Früher zogen deutsche Künstler gerade so wie niederländische über die Alpen, um sich dort auszubilden; jetzt wandern Schaaren italienischer Künstler nordwärts. So trat Deutschland zum zweiten Male in Wechselbeziehungen zur italienischen Kunst. Dieses Mal nicht zu seinem Vortheile. Denn es fehlte die innere Verknüpfung mit der heimischen Art; nur auf der Oberfläche gewann die italienische Kunst als höfische und kirchliche Manier einen breiten Raum. Dem Umstande, daß die Niederlande vor der Ueberfluthung durch fremde Künstler bewahrt blieben, danken sie wesentlich den Wiedergewinn ihrer künstlerischen Selbständigkeit im siebzehnten

Jahrhundert. Die Herrschaft des italienischen Stiles erscheint in den Niederlanden nur als eine Uebergangsstufe. Die flandrischen und holländischen Künstler, welche nach Rom, Florenz, Venedig pilgerten, verloren doch nicht vollständig den Zusammenhang mit dem heimischen Volksboden, sie unterdrückten nicht die nationale Empfindungsweise, welche neben ihrer Richtung bald verdeckt, bald sogar ganz unverhüllt sich in zahlreichen Bildwerken kundgab und führten der nordischen Kunst manches neue fruchtbare Element zu. Ohne das eingehende Studium italienischer Meister hätte z. B. Rubens schwerlich seine volle Größe erreicht. Beruht doch seine künstlerische Bedeutung wesentlich auch auf der organischen Verknüpfung italienischer Kunstauffassung mit der heimischen Art. Uns ging es nicht so gut. Hier waren die persönlichen Träger der fremden Kunstweise selbst Fremde und daher selten in der Lage, jene der nordischen Phantasie entsprechend in einzelnen Zügen umzuändern. Die niederländischen Romanisten*) blieben, auch wenn sie in Italien ihre Ideale aufsuchten, Söhne ihres Heimatlandes. Die in Deutschland thätigen italienischen Meister gaben ihre welsche Natur nicht auf, traten mit den deutschen Genossen in keine engeren Beziehungen.

Die deutsche Kunst rang auch unter diesen ungünstigen Verhältnissen nach Selbständigkeit. Eine Tugend hatte sie sich aus den besseren Zeiten glücklich gerettet: die gediegene, tüchtige Technik. Diese verlieh den Muth, der fremden Kunstweise, nachdem der erste verblüffende Eindruck der letzteren sich gemildert hatte, entgegenzutreten und zwar auf dem Gebiete, auf welchem der Sieg am schwersten zu erringen war, in der Architektur. Die deutsche Baukunst gewinnt in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts wieder ein volksthümliches Aussehen. Es wird die nun einmal eingeführte italienische Renaissance nicht gewaltsam beseitigt, wohl aber mit zahlreichen, der heimischen Tradition entlehnten Elementen versetzt. Daß sich solche aber noch lebenskräftig erwiesen hatten, dankte man dem Kunsthandwerke, in welchem sich dieselben erhalten hatten. Ein gewichtiges Zeugniß für den wieder beginnenden Aufschwung der nationalen Kunst gewährt der niederländische Vasari, der alte Karl van Mander. In seinem „Schilderboeck" (1604) klagt er, daß die moderne, d. h. italienische Bauweise, welche in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhundert, geherrscht hatte, in späteren Jahren wieder der „hochdeutschen" weichen mußte, von welcher man sich schwerlich mehr werde befreien können. Von einem ähnlichen Erstarken der anderen Kunstgattungen am Schluß des sechszehnten Jahrhunderts wissen wir leider nicht zu berichten. Im Portraitfache begrüßen wir aber

*) Dieser Name empfiehlt sich besser, als der in kunsthistorischen Handbüchern gangbare: Manieristen. Die letztere Bezeichnung schließt ein ästhetisches Urtheil in sich, welches keineswegs völlig zutreffend ist, jedenfalls nicht auf alle Maler, welche sich den italienischen Stil anzueignen suchten, gleichmäßig paßt. „Romanisten" war der Name der Gesellschaft, welche die Italienfahrer, die Künstler, welche in Italien studirt hatten, in Antwerpen gegründet hatten; er darf daher auch in der Kunstgeschichte zur Charakterisirung der gleichen Künstlergruppe eingeführt werden.

noch nach Dürer und Holbein einzelne tüchtige Meister, die wahre deutsche Volkskunst, der Holzschnitt, treibt bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts seine kräftige Blüthe. An das Portrait würde vielleicht wie in Holland auch bei uns die weitere Kunstentwickelung angeknüpft, der Holzschnitt sich in malerischer Richtung neue Bahnen geöffnet haben, wenn die äußeren Verhältnisse sich dauernd günstig gestaltet hätten. Der dreißigjährige Krieg schnitt grausam alle Hoffnungen ab. Abermals wurde bei der Verwüstung des Landes und Verarmung des Volkes die rege Kunstpflege mehrere Menschenalter lang unterbrochen. Als am Schlusse des Jahrhunderts das Kunstinteresse zunächst in höfischen Kreisen wieder erwachte, nahm man zu fremden Kräften die Zuflucht. Ein letzter Rest von Kunstsinn hatte sich in die Werkstätten der Handwerker gerettet und hielt den guten Ruf technischer Tüchtigkeit in einzelnen Zweigen der decorativen Kunst aufrecht. Aber schließlich verschwand er auch in Handwerkskreisen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts war von einer deutschen Kunst, welche sich der Poesie, der Wissenschaft hätte ebenbürtig zur Seite stellen können, keine Rede. Um „den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen", reiste Goethe 1786 nach Italien. Jetzt begreifen wir die sonst unerklärlichen Anfänge der modernen deutschen Kunst im Zeitalter Winckelmanns und Carstens. Man hat denselben die Flucht aus dem Volksthum, die Verwechslung des allgemein Poetischen mit dem besonderen Künstlerischen, den dilettantenmäßigen Charakter vorgeworfen. Es ist richtig, daß der zündende Funken, welcher die starre über unserem Kunstleben lagernde Decke sprengte, erst von außen in die Künstlerkreise geworfen wurde, daß der künstlerischen Bewegung die poetisch-literarische voranging und der poetische Gehalt des Bildwerkes nur zu häufig über die Formmängel desselben hinweg sehen ließ, diese sogar für die meisten Betrachter unbemerkt blieben. Aber es ist ebenso richtig, daß auf einem anderen Wege die Wiederbelebung des beinahe völlig abgestorbenen nationalen Kunstlebens nicht erreicht werden konnte. Eine formenreiche, farbenprächtige Kunst wird nicht improvisirt. Sie setzt eine stetige Ueberlieferung voraus, diese war aber nicht vorhanden. Wohl aber waren unsere besten Kreise — wir dürfen wieder Goethes Namen erwähnen — von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ohne Kunstbildung eine höhere menschliche Bildung nicht erreicht werde. Von diesem Standpunkte gingen Künstler und Kunstfreunde an das Werk einer beinahe völlig neuen Gründung unserer Kunst. Seitdem sind mehrere Menschenalter vergangen. Wie in jüngeren Tagen mit wechselndem Erfolge der Versuch gemacht wurde, den leider durch unabwendbare Umstände gerissenen historischen Faden wieder zu knüpfen, für die Kunst in unserem Volksthume festere Wurzeln zu suchen und zugleich das technische Vermögen und den lebendigen Formensinn zu stärken, ist sattsam bekannt.

Die Geschichte der deutschen Kunst, das müssen wir ehrlich und offen bekennen, ist kein gleichmäßig hell und sonnig beleuchtetes Bild. Einzelne Lichtpunkte wechseln mit schweren dunklen Schatten ab. Wer an ihr Studium

schreitet in der Hoffnung von Genuß zu Genuß zu gleiten, wird manche bittere Täuschung erfahren. Desto lehrreicher ist ihre historische Erforschung. In den wechselvollen Geschicken der deutschen Kunst spiegelt sich gar deutlich das Schicksal des deutschen Volkes wieder. Ohne Kenntniß der Wandlungen in dessen staatlichen und nationalen Leben kann man ein volles Verständniß unserer Kunst nicht erreichen. Morelli-Lermolieffs Gleichniß von den Vögeln müssen wir richtig stellen. Auch in Deutschland gab es fröhliche Sängerschaaren. Aber mitten im Gesange wurden unsere singenden Vögel von bösen Raubvögeln gestoßen; ihnen wurden die Federn gerupft und sie gezwungen, in das heimliche Nest zu flüchten und hier schweigsam sich zu ducken, bis Flugkraft und Sangeslust wieder erstarkten. Leider sind diese Stoßvögel nicht immer aus weiter Fremde gekommen, sondern häufig auf heimischem Boden gezüchtet worden.

Die Schlachtfelder.

Freie Rhythmen.

Von

Hermann Lingg.

— München. —

Welch rauher Tag ist angebrochen?
Hört Ihr die Hämmer pochen?
Sie hämmern Eisen Tag und Nacht,
Sie schmieden an den Feuerröhren,
Sie schmieden immer für die Schlacht
Und hämmern immer für's Zerstören.

Und wie von jeher Auserwählte
Unter den Menschen waren, Reichegründer,
Ländererob'rer und schmerzgestählte
Kreuzlastträger und Heilverkünder,
Also sind auch auf Erden
Immer und immer die Stätten geblieben,
Wo Loose der Welt entschieden werden,
Die Schädelstätten, wohin wie Flug und Heerden
Die Völker werden zur Schlacht getrieben,
Gedrängt von den elementaren uralten
Der Erde mit einerschaff'nen Gewalten.

Seit Jahrtausenden
Machen die heranbrausenden

Kriegswogen auf denselben Feldern Halt,
Wo sie von jeher Blut vergossen,
Wo sie gelagert mit Wagen und Rossen:
Dünn' Gras wächst dort, Gras der Haide,
Der Strom wälzt traurig seine Fluth,
Und nichts ist als nur Wald und Weide,
Und Sausen des Windes in Abendgluth.
Wo sie mit Keulen und Bogen
Einst zur Entscheidung genaht,
Kommt jetzt die Granate geflogen,
Regnet die Kugelsaat;
Vom Boden aus den verscharrten
Ringpanzern und zerknickten Standarten
Steigt empor manch schemenhaft Panier,
Und dann erklingt's von verscholl'nen Namen,
Von Namen Jener, die nicht mehr zu Worte kamen,
Die, wie der Urwelt Flügelthier,
Eingesargt sind in alten Gesteinen,
Namen Derer, die umjauchzte Throne
Zuerst über dem Wahlfeld aufgestellt
Und die Besiegten gebeugt zur Frohne.

Ach und wo wäre nicht Blut geflossen?
Auf Perserschilden ruht Griechenspeer,
Römerschwert liegt unter Partherrossen,
Am Tiber Rüstung vom Gothenheer.
March- und Lechfeld, lombardische Fluren,
Leipzigs zweimalige Völkerschlacht,
Marn' und Rheinstrom, überall Spuren
Stürzend und neu errung'ner Macht.
Und — „wo?" geht durch die Welt ein Fragen,
Wo wird die nächste große Schlacht geschlagen?

Die jetzt darüber schreiten, zwei Wandrer
Sie sagen — „siehst Du!" zu einander
Hier und hier, und bei jedem Schritt
Nehmen wir Stücke von Kronen mit.
Wir schreiten über große Thaten
Und über Ereignisse weg, die Saaten,
Woraus wir selbst mit unserer Zeit
Und allem, was wir sind, entstunden,
Und so gehn wir, an Todte gebunden,
Ueber uns selbst weg in Dunkelheit.

Aber horch! Wer ruft? Fährmann heran!
Fährmann, ruft es, komm', ich richte,
Die Norne ruft, die Weltgeschichte.

Führ' mich über in Deinem Kahn.
Führ' mich über,
Kriegslust gährt
Ueberall auf,
Haß ist genährt,
Kugel im Lauf. —
Hol' über, fernher schallt
Geschützdonner — ich will in's Land —
Adlerflug rauscht,
Heerbanner wallt,
Die Luft durchfuhr,
Ein Leuchten, ein Feuerbrand.
Ich seh' eine Hand,
Und die ist roth, und roth ist die Spur
An des Jahrhunderts wankenden Schwellen,
Blutroth streift es den Wüstensand,
Es setzt die männermordende Schlacht
Im Abgrund fort und erschüttert die Wellen
In der Meerestiefe purpurener Nacht.

Peregrino Raro.

Von

Franz Eyssenhardt.

— Hamburg. —

Daß die spanische Inquisition auch sehr heilsame Wirkungen gehabt hat, sollte man nach den Berichten über ihre Ketzerverfolgungen nicht annehmen. Vielleicht dürfte sich dies aber doch einmal herausstellen, wenn ihre Proceßacten in größerem Umfange und nach unparteiischer Auswahl veröffentlicht würden. Für die folgende Mittheilung liegt uns ein vor Kurzem veröffentlichtes Manuscript der Hamburger Stadtbibliothek vor, welches das Plaidoyer des Fiscals des heiligen Tribunals, die Vertheidigung des Angeklagten, und endlich das Urtheil enthält. Für die Sittengeschichte und die Kenntniß der Culturzustände der Zeit sind diese trockenen Proceßacten von unschätzbarem Werthe: den gezierten und unwahren Liebesgeschichten der Zeit gegenüber enthalten sie vielfach den untrüglichen Accent wahren Lebens und aufrichtiger Leidenschaft, und unterscheiden sich darin ebenso stark von der gleichzeitigen Literatur wie in dem Stile. Gegen die Zierlichkeit der Satzbildung, wie sie damals geübt wurde, steht der gigantische Satz — denn formell ist der Bericht über den Hergang des Processes, welcher in der Handschrift vierunddreißig eng beschriebene Folioseiten einnimmt, ein einziger Satz — in einem ebenso starken Gegensatze wie die Aufrichtigkeit der Ausdrücke zu den conventionellen Redensarten der Romane.

Francisco Garcia de Calderon war ein angesehener Benedictinermönch in Madrid und führte einen Lebenswandel, der wahrscheinlich nicht wesentlich von dem seiner Standesgenossen abwich: wenigstens wurde er in demselben durch Niemand behelligt. Er scheint ein berühmter Kanzelredner gewesen zu sein, und wurde vermuthlich als solcher vielfach außerhalb von Madrid

beschäftigt. Abgesehen von anderen in den Proceßacten erwähnten Reisen, lernte er auf einer Reise in einer nicht näher bezeichneten Stadt bei Gelegenheit der Beichte ein Mädchen kennen, für welches er eine Leidenschaft faßte, die über den Tod der Geliebten hinaus dauerte. „Er ließ sie," sagte der Ankläger später, „wie ein Wesen von heroischer Tugend und ungewöhnlicher Keuschheit und Reinheit begraben; in dem schönen Begräbnisse ließ er einen Platz frei, um dort später selbst beigesetzt zu werden. Nach einigen Monaten ließ er das Grab öffnen und den Leichnam neu in Seide kleiden. Weil die Verwesung noch nicht weit vorgeschritten war, behauptete er, dies sei ein Wunder und bezeuge die Heiligkeit der Verstorbenen." In der mystischen Erregtheit und Verschwommenheit, in welche ihn dieser Todtencultus versetzte, glaubte er offenbar die Verstorbene nicht höher ehren zu können, als wenn er sie nach dem Tode als wunderthätig hinstellte.

So predigte er über sie und berichtete seinen Zuhörern weitläufig die durch sie bewirkten Wunder und Zeichen. Den Schlüssel zu ihrem Grabmale hatte er immer am Halse hängen, vertheilte ihre Kleider unter die Gläubigen und rieth seinen Beichtkindern, sich ihrer Fürbitte zu empfehlen. Ja, die Sache ging so weit, daß er ihren Gürtel zu einem erkrankten Mitgliede des königlichen Hauses bringen ließ, welches denn auch durch die Berührung desselben von seiner Krankheit genas. Schließlich wußte er es durch den Nuntius fertig zu bringen, daß ein päpstliches Breve erging, in welchem ein informatorisches Verfahren über die durch die Verstorbene bewirkten Wunder angeordnet wurde, damit eventuell die von dem Mönche beantragte Heiligsprechung erfolgen könnte.

Der nächste Anklagepunkt zeigt, daß Francisco die Geliebte zu vergessen anfing. Es wird ihm vorgeworfen, mit zahlreichen seiner Beichtkinder Liebesverhältnisse unterhalten zu haben. Außerdem war ihm der Erfolg, den er bei der Verherrlichung der Verstorbenen gehabt hatte, so zu Kopfe gestiegen, daß er keinen andern Beichtiger aufkommen lassen wollte und sogar so weit ging, zu behaupten, wer nicht bei ihm beichte, könne nicht selig werden.

Sinnlichkeit, pfäffische Eitelkeit und mystische Erregung brachten ihn nun dahin, den Theil seines Verstandes, welchen ihm das sinnverwirrende Leben, welches er führte, noch etwa gelassen hatte, fast gänzlich zu verlieren. Er war der Gründer und Beichtvater des Nonnenklosters San Placido in Madrid, dessen Priorin, Donna Teresa de Silva, erst sechsundzwanzig Jahre alt war. Die Zahl der Nonnen betrug dreißig.

Im Jahre 1628 war eine dieser Nonnen vom Teufel besessen, und sagte dabei voraus, es würden noch mehr Nonnen in denselben Zustand gerathen. Daß Francisco an dem ersten Einzuge des Teufels schuld war und daß er das Weitergreifen der hysterischen Zustände hervorgerufen hat, behauptet die Anklage nicht. Sehr bald ergriff fünfundzwanzig andere dieselbe Krankheit. Geschickt machte sich Francisco die Sache zu Nutze. Die erste Besessene (die dritte war die Priorin) hatte er pflichtmäßig beschworen; da

nun die Exercitien auf so viele andere Nonnen ausgedehnt werden mußten, speiste er Mittags und Abends in dem Kloster, brachte auch gewöhnlich einen großen Theil der Nacht in demselben zu und behandelte die geweihten Räume wie seine eigene Wohnung.

Aber selbst dieser Unfug würde ihm vielleicht noch nicht den Hals gebrochen haben, wenn nicht die Teufelsbeschwörungen mit psychologischer Naturnothwendigkeit in ein Gebiet herübergestreift hätten, welches den Mönch zu Falle bringen mußte. Man kann nicht fortwährend den Teufel beschwören, ohne daß der Teufel sich äußert, und die Hysterie der armen Nonnen äußerte sich, wahrscheinlich unter dem Einflusse der Fragen des Beichtvaters, in gefährlichen Nachrichten, welche der in ihnen wohnende Dämon aus dem Jenseits überbrachte.

Auch hier war das Hauptagens wieder die Eitelkeit: jedes der armen Weiber wollte einen bedeutenderen, geistreicheren Teufel haben als die anderen. So sagte eine Nonne, die einen besonders „eleganten und witzigen" Teufel hatte, zu dem Beichtvater: „Francisco, wenn Du die Teufel zu vertheilen hättest, so gäbest Du meinen Teufel gewiß Donna Fulana*), die Du lieber hast als mich, damit sie einen hübscheren hätte: denn ihr Teufel ist sehr ungezogen." Freilich war der hier so lebhaft gelobte Teufel der bedeutendste von allen. Er hatte, wie die anderen auch, einen Namen bekommen, und hieß Peregrino Raro. Ein anderer hieß Corchete (Gerichtsdiener). Der letztere versuchte es mit Peregrino Raro aufzunehmen, und machte sich besonders dadurch bemerkbar, daß er auf eine bloße Anrufung mittheilte, was sich in diesem Augenblicke in England begab. Auf die Dauer kam er aber gegen Peregrino Raro doch nicht auf, und zwar aus einem leicht ersichtlichen Grunde.

Peregrino war ein Schmeichler, und that alles, um dem Beichtvater angenehm zu sein. Der Fiscal der Inquisition sagt von ihm: „Peregrino Raro bildete eine Apostelgemeinschaft von elf Nonnen. Die Zahl zwölf wollte er vermieden wissen, damit kein Judas unter den Aposteln sei. Er bezeichnete diejenigen Nonnen, welche Apostel sein sollten, behauptete, dieselben besäßen den wahrhaftigen apostolischen Geist, und vertheilte die Gaben des heiligen Petrus, des heiligen Paulus und des heiligen Johannes unter dieselben. Diese Apostel, so weissagte er, würden die Welt durchziehen und bekehren, und als zweite Erlösung die erste Erlösung des Menschengeschlechtes vollenden und ergänzen. Francisco sollte seiner Aussage nach das hauptsächlichste Werkzeug dieser Bekehrung sein, für einen zweiten Christus gelten und als Erlöser betrachtet und so bezeichnet werden. Die Apostel sollten nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt Klöster nach ihrer neu zu ordnenden Ordensregel gründen und sämmtlich den Märtyrertod erleiden."

---

*) Fulano, Fulana, spanische Bezeichnung einer bestimmten Person, deren Namen man nicht kennt oder nicht sagen will.

Wie angenehm mußten diese Nachrichten dem Mönche sein, der seinem bisherigen Lebensgange nach nicht sehr für das Märtyrerthum qualificirt war, und dieses nun blos für seine Werkzeuge in Aussicht genommen sah. Ihm blieb etwas ganz anderes vorbehalten. „Gott hatte es," berichtet der Ankläger, „den in dem Kloster von den Besessenen gemachten Prophezeihungen gemäß so angeordnet, daß nach dem Tode unseres heiligsten Vaters, des Oberhauptes der Christenheit, ein großer Cardinal, mit welchem der Angeklagte Verbindung und Freundschaft unterhielt, Papst werden, den Angeklagten zum Cardinal machen, und dieser ihm dann auf dem päpstlichen Stuhle nachfolgen sollte. Einmal Papst, sollte er die von den Besessenen vorausgesagten Wunder erfüllen, die Christen zur Eroberung des heiligen Landes ermahnen und Jerusalem unter dem wunderthätigen Beistande seines Schutzengels einnehmen. Nach der Einnahme Jerusalems würde der Angeklagte den apostolischen Stuhl von Rom nach Jerusalem verlegen und dort noch dreiunddreißig Jahre leben. In Jerusalem, oder dicht dabei, würde eine von den besessenen Nonnen, die der Angeklagte sehr schätzte, den Märtyrertod erleiden. Sehr zur Eroberung Jerusalems würde ein Mitglied des königlichen Hauses von Spanien beitragen, welches zu jener Zeit König sein werde, ferner ein anderes Mitglied desselben, welches zur Zeit der Prophezeihungen noch ein Kind war, und der noch ungeborene Sohn eines großen Herrn. Die beiden letzterwähnten Kinder würden Benedictinermönche werden und auch wesentlich zur Eroberung Palästinas beitragen."

Was konnte Francisco mehr wünschen? Die armen Nonnen nahmen für sich den Märtyrertod und gaben ihm die dreifache Krone. Die spanischen Köpfen geläufige Idee der Weltherrschaft gestaltete sich für ihn zu einer geistlichen Eroberung, und warum sollte er nicht hoffen dürfen, wie einst die Borja nach Rom zu ziehen, da er mit den vornehmsten Kreisen Fühlung hatte? Nicht nur eine Infantin und eine Prinzessin gehorchte ihm blindlings, auch in den maßgebenden politischen Kreisen muß er sich weitgreifenden Einfluß gesichert haben. „Die Besessenen," sagte der Ankläger, „gingen mit ihren Weissagungen in allen möglichen weltlichen Angelegenheiten immer weiter, besonders insofern dieselben hochstehenden Männern oder Ministern angenehm und schmeichelhaft sein konnten. Bei derartigen Leuten suchten sie auf Anstiften und Anrathen des Angeklagten Einfluß und Ansehen zu gewinnen, wie derselbe denn auch die Wege zu finden wußte, auf welchen derartige Nachrichten und Voraussagungen anzubringen waren. Ebenso wie sie schon einem Cardinale die Papstwahl versprochen hatten, versicherten sie einen großen Gelehrten, der keine Nachkommenschaft hatte, es werde ihm ein Sohn geboren werden, der die höchsten weltlichen und kirchlichen Ehren zu erlangen bestimmt sei."

Mit pfäffischer Schlauheit wußte Francisco jeden Widerstand zu brechen. Der Angeklagte brachte es dahin, daß eine Besessene einen Freund des Angeklagten, dem die Vorgänge in dem Kloster — von denen er übrigens nur

den kleinsten Theil erfahren hatte — widerwärtig waren, und der sich den Aussprüchen des Angeklagten nicht fügen wollte, willfährig machte. Zu diesem Zwecke mußte der andere Mönch anhören, wie der Teufel aus jener Nonne sprach: „Höre Du, Fulano, unterwirf Dich endlich dem Manne Gottes," womit sie den Angeklagten meinte. „Finde Dich darein, seinen Willen zu thun, denn das ist göttlicher Wille und Befehl." Durch weitläufige derartige Ermahnungen brachte sie den Mönch denn auch dahin, sich dem Angeklagten zu Füßen zu werfen und nach seinem Willen eine Reise nach Rom zu unternehmen, auf welcher er, nach der Behauptung des Angeklagten, wie ein Gesandter Gottes empfangen, die größte Gunst erfahren und mit dem Cardinalshute geschmückt zurückkehren werde. Den Zustand, in welchem der Abgesandte zurückkam, schildert der Ankläger mit spanischer Deutlichkeit, und berichtet, daß er nach der Heimkehr umsonst versucht habe, den Beichtvater der Nonnen von seinen Irrthümern zurückzubringen.

Peregrino Raro war übrigens in seinem Sinnen und Trachten nicht nur auf die Eroberung der Welt und die Erneuerung des Glaubens gerichtet, er beschäftigte sich auch mit scheinbar kleinlichen und unbedeutenden Dingen. So schnitt er eigenhändig ein anderes als das gewöhnliche Muster für die Sandalen der Benedictiner zu, welches einen so großen Eindruck auf den Schuhmacher hervorbrachte, dem es zur Nachachtung übergeben war, daß er, wie der Ankläger sagt, entweder aus Zufall oder wegen der Seltsamkeit des Schnittes sagte: „Es ist unmöglich, daß das ein Anderer als ein Teufel zugeschnitten hat." In jeder Beziehung erwarb sich Peregrino Achtung, und man kann es den Nonnen nicht verdenken, daß sie ihn als Caballero und Vuesa Merced (Euer Gnaden) anredeten: war er doch wirklich kein dummer Teufel, sprach nur von Dingen, die er verstand, und ließ sich auf keine undeutlichen Meinungsäußerungen, wie etwa Klopfen oder dergleichen ein, was freilich überhaupt bei seinen anständigen spanischen Collegen im siebzehnten Jahrhundert nie beobachtet worden ist. Damals wußten die Teufel noch ihre Zunge zu gebrauchen, eine Kunstübung, die ihnen offenbar erst mit dem Aufhören der Inquisition abhanden gekommen ist, so daß sie nun in den schmählichen Verfall gerathen sind, den wir alle kennen und bejammern.

So hoffnungsvoll auch die Einrichtung des Apostolates war, so scheint es doch, als ob die Zahl elf für höhere Zwecke zu groß gewesen sei. Es bildete sich also ein kleinerer Ausschuß von sechs Nonnen, welche der Beichtvater confirmadoras (Bestätigerinnen) nannte. Sie hatten die Aussprüche der Besessenen gewissermaßen zu controliren und die wichtigsten auszuwählen, denn — so gräbt sich jeder Verbrecher sein eigenes Grab — Francisco war auf das eifrigste bemüht, dem heiligen Tribunal, wenn die Zeit gekommen war, das ganze Actenmaterial über sein Thun und Treiben zur Verfügung zu stellen.

„Etwa drei Jahre lang," sagt der Ankläger, „ging der Angeklagte mit den Geistern um und unterhielt sich mit ihnen. Ueber alle möglichen

Gegenstände fragte er sie nach ihrer Meinung, besonders in Betreff zukünftiger Dinge, die menschlicher Weise nicht zu erfahren waren und welche Gott allein wissen konnte. Was er dabei hörte, glaubte er nicht allein, sondern handelte auch darnach, und ließ sich dadurch in seiner Leitung der geistlichen Angelegenheiten des Klosters, sowie in andern wichtigen Sachen bestimmen. Ja, er hielt diese Nachrichten so werth, daß er Alles, was er in dem erwähnten Zeitraum von den Geistern hörte, eigenhändig aufzeichnete oder durch andere niederschreiben ließ. Auf diese Weise wurden etwa sechshundert Bogen vollgeschrieben, und dieses Manuscript mit großer Andacht und Verehrung aufgehoben, als enthalte es Aeußerungen göttlicher Eingebung."

Alles was wir bis jetzt von Franciscos Treiben gesagt haben, ist in der Anklageschrift enthalten. Auf das, was uns als das Wichtigste erscheint, geht die Anklage nicht ein, vielleicht weil sie die Sache nicht als tadelnswerth ansah. Francisco erzählt sie selbst in seiner Vertheidigung, weil er sie sich zum höchsten Ruhme anrechnet.

„Als ich," sagte er, „nach Beendigung meiner Studien in dem Kloster meines Ordens in Salamanca lebte, und voll von dem Wunsche war, die alte strenge Regel des heiligen Benedict in einem Kloster meiner Gründung wieder einzuführen, hörte ich, als ich, nachdenklich über die Abwesenheit eines geistlichen Freundes, in tiefen Gedanken eine Treppe hinabging, eine Stimme, die mich in meinem Vorhaben ermunterte.

Als ich mich dann später in einer gewissen Stadt aufhielt und immer noch voll von dem Wunsche jener Gründung war, bestimmte ich eine sehr reiche und kinderlose Frau, deren Beichtvater ich war, dazu, die Kosten der Sache auf sich zu nehmen. Später bereute sie jedoch ihren Entschluß wiederum und meine Drohungen halfen nichts.

Darauf ging ich nach Madrid und suchte die Gemahlin eines Granden dazu zu bestimmen. Hierbei war besonders die Dienerin einer Freundin dieser Dame wirksam, welche vom Teufel besessen war und von mir beschworen wurde. Wie sehr aber auch der in ihr wohnende Dämon die Gründung des Klosters als ein gottgefälliges Unternehmen anpries, so zerschlugen sich doch nach einigen Tagen auch diese Verhandlungen, und der Teufel fuhr aus dem Mädchen aus.

Nun faßte ein junges Mädchen, die Tochter reicher Eltern und Verlobte eines vornehmen Mannes, den Entschluß, den Freuden der Welt zu entsagen und Gott zu dienen. Sie theilte mir ihren Entschluß mit und wurde von mir in der Beichte darin bestärkt. In der Folge wußte sie ihren Verlobten dazu zu bestimmen, die Gründung des Klosters mit seinem eigenen Vermögen zu unterstützen. Alle Schwierigkeiten, welche sich der Sache entgegenstellten, wurden auf wunderbare Weise hinweg geräumt, das Kloster gegründet und die ursprüngliche Ordensregel des heiligen Benedict zur allgemeinsten Zufriedenheit und Bewunderung darin befolgt.

Die Dienerin, welche einst, als sie noch kein Ordensgelübde gethan hatte,

besessen gewesen war, lebte ebenfalls als Nonne in dem Kloster. Ein Jahr nach der Gründung desselben zeigte es sich, daß eine Nonne besessen war. Dabei prophezeite dieselbe, daß auch andere Nonnen in denselben Zustand gerathen würden. Und so geschah es innerhalb weniger Tage, wobei die früher besessen gewesene ehemalige Dienerin als ihren Dämon Peregrino Raro nannte."

So hatte also Francisco seinen Zweck erreicht. Die Nonnen standen unter seiner absoluten Herrschaft und ihrer Discretion war er sicher. Die meisten mochten Vermögen mit eingebracht haben, und die ehemalige Dienerin wußte ihren Mangel an irdischen Schätzen durch die für den Beichtvater unschätzbaren Aeußerungen Peregrinos aufzuwiegen.

Aber wenn der Mensch etwas Großes erreicht hat, so will er sich vor seines Gleichen mit seinen Erfolgen sehen lassen: der Beifall und die Bewunderung der Nonnen konnte dem Mönche unmöglich genügen. Die Laienwelt in die Geheimnisse des Klosters einzuweihen, war er natürlich zu klug: nach außen wurden nur die wunderbaren Prophezeiungen im Allgemeinen ruchbar und klug verwendet. Aber einem geistlichen Gevatter, einem Mönche wie er selber, konnte er doch Antheil an seinem Ruhme gönnen, und so weihte er den später nach Rom geschickten Freund in die Sache ein.

Der Ankläger sagt nach dem bei dem Inquisitionsgerichte üblichen Verfahren nichts von dem Denuncianten, aber aus den später, nach Beschluß des Processes, und bei Wiederaufnahme des Verfahrens gethanen Aeußerungen der Aebtissin geht mit der größten Wahrscheinlichkeit hervor, daß der Denunciant eben jener andere Mönch war. Die Priorin behauptete nämlich, die ganze Anklage sei erlogen und der Angeber sei ein Neider und Feind Franciscos gewesen.

Dem nach Rom gesandten Mönch mochte der Aerger über das Fehlschlagen seiner Gesandtschaft, die ihm an dem päpstlichen Hofe statt Belohnung und Anerkennung nur aufrichtiges Gelächter über seinen bornirten spanischen Fanatismus eingetragen haben dürfte, das Gedächtniß für die Erinnerung an seine Pflicht, alles, was an Ketzerei streift, dem heiligen Tribunale anzuzeigen, in wirksamer Weise schärfen. Er beschloß also, sich dem Vorwurfe, den der Fiscal der Inquisition gegen Francisco in den Worten formulirte, er habe die Ketzereien, die unter seinen Augen vorgingen, weder gemißbilligt noch dem heiligen Tribunale denuncirt, nicht auszusetzen, und wurde zum Denuncianten.

Neben allen anderen Thorheiten hatte Francisco, offenbar von seinem bösen Gewissen getrieben, eine unverzeihliche Narrheit begangen, die ihm schon allein jede Hoffnung auf Rettung abschnitt. Als letzten Anklagepunkt führte nämlich der Fiscal der Inquisition an, er habe eine üble Meinung von der Einrichtung und Gründung des heiligen Tribunals und seiner Art, Gerechtigkeit zu üben, gehabt. „Ja er behauptete unter anderen Albernheiten, es sollte überhaupt keine Inquisition geben. Als ihm einst der Rath gegeben wurde,

in einer gewissen Stadt Spaniens den Umgang mit mehreren, wegen Ketzerei bestraften Nonnen zu vermeiden, kehrte er sich nicht daran, und sagte: „es kommt nichts auf diese Bestrafung an; denn das Inquisitionstribunal ist das ungerechteste und roheste Gericht, welches es überhaupt giebt.“

Drei Jahre hatte der Unfug gedauert, da wurde, im Jahre 1631, dem Mönche von der Inquisition in Toledo der Proceß gemacht. Das Verfahren dauerte zwei Jahre, während welcher Zeit der Angeklagte drei Mal in der grausamsten Weise gefoltert wurde. Aus den erwähnten Proceßacten geht dies nicht hervor, da der Bericht solche, zu dem informatorischen Verfahren des heiligen Tribunals gehörige Kleinigkeiten als selbstverständlich nicht erst erwähnt: wir wissen es nur durch den Historiker Lafuente, welcher den Proceß kurz erwähnt, und neben einem dem Hamburger ähnlichen Manuscript der Nationalbibliothek zu Madrid noch andere handschriftliche Quellen eingesehen hat.

Endlich sprach Don Diego Serrano de Silva im Jahre 1633 „nach Anrufung des Namens Christi“ das Urtheil. In demselben heißt es: „Wollten wir der Strenge des Gesetzes folgen, so könnten wir Franz Francisco Garcia Calderon zu großen und schweren Strafen verurtheilen. Doch wollen wir Milde und Mitleid üben und befehlen, daß dem Angeklagten das Urtheil in unserem großen Audienzsaale in Gegenwart sämmtlicher Angehörigen unseres Gerichtes vorgelesen werde. Es haben diesem Acte ferner sechs Domherren des Domes von Toledo, sämmtliche Pfarrer der Parochialkirchen, sowie die Oberen der Klöster von Toledo mit ihren Mönchen und vier Professoren der Universität von Toledo beizuwohnen. In Gegenwart all dieser Personen hat er eine ernstliche Vermahnung zu vernehmen und seine Irrthümer abzuschwören. Darauf ist er für immer und für alle Tage seines Lebens in der Zelle eines später zu bezeichnenden Klosters einzumauern, und darf nur einmal im Jahre, nämlich zu Ostern, das Abendmahl nehmen. Wird er nach dem ihm zum Aufenthalte bestimmten Kloster abgeführt, so wird er gegeißelt und der Secretair der Inquisition liest ihm das Urtheil vor. Ist er in dem Kloster angekommen, so wird er wiederum gegeißelt und ein Commissar und ein Notar des heiligen Tribunals lesen ihm wiederum das Urtheil vor, dessen Ausführung sie bezeugen und bescheinigen.“

Auch der erwähnte spanische Historiker ist der Ansicht, daß das heilige Tribunal einen sehr viel härteren Spruch habe fällen können. Wir gönnen ihm die Freude darüber, daß der Mönch mit so außerordentlicher Milde behandelt worden ist, und sind ihm für eine Nachricht über das Schicksal der anderen Betheiligten dankbar.

Donna Teresa de Silva war mit Verbannung bestraft worden. Es ist als selbstverständlich anzunehmen, daß sie die Zeit dieser Verbannung in einem ausländischen Kloster zugebracht hat. Nach Ablauf von vier Jahren wurde zu ihren und der andern Nonnen Gunsten der Proceß wieder aufgenommen, das erstinstanzliche Urtheil umgestoßen, und die Nonnen als unschuldig anerkannt.

Auch Lafuente ist von der Schuldlosigkeit der heiligen Mädchen überzeugt und hält sie für grausam verleumdet, vergißt aber leider dabei mitzutheilen, was aus Francisco geworden ist: waren die Nonnen nicht verführt, sondern unschuldig angeklagt, so konnte ja der Beichtvater der ihm zur Last gelegten Verbrechen ebensowenig schuldig sein. Ueber ihn findet sich aber keine Nachricht, und wir müssen annehmen, daß er eingemauert blieb, während Donna Teresa de Silva wiederum in ihr geliebtes, von ihr selbst gestiftetes Kloster einzog, und als unangenehme Folgen allzu lebhaften Verkehrs mit dem Jenseits nur einen vierjährigen Aufenthalt in „Europa", wie die Spanier wohl den außerspanischen Theil unseres Erdtheils bezeichnen, und die Unbequemlichkeit für sich und ihre Nonnen einen anderen Beichtvater zu suchen, davonzutragen hatte. Hoffentlich hat ihr der Ketzerrichter, der dem Namen nach mit ihr verwandt gewesen zu sein scheint, dabei eben so gute Dienste geleistet wie bei der Wiederaufnahme des Verfahrens zu ihren Gunsten.

Der Mörder des Kaufmanns Max Kreiß.

Das Muster eines Indicienbeweises.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

I.

Seit den Verhandlungen gegen Tickhoff hat kein Mordproceß in unserer Hauptstadt eine so allgemeine und tiefe Erregung hervorgerufen und einen so stürmischen Andrang zum Schwurgerichtssaal veranlaßt, wie der in den Tagen vom 20. bis 25. Mai unter Leitung des Landgerichtsdirectors Krause vor dem Geschworenengerichte des Landgerichts Berlin I verhandelte gegen den Buchhalter Hermann Günzel, der angeklagt war, am 9. April d. J., Ostersonnabend, in vorgerückter Abendstunde, wahrscheinlich kurz vor oder nach zehn, den Kaufmann Max Kreiß in dessen in der Adalbertstraße 60/61 belegenen Wohnung ermordet und beraubt zu haben.

Mordprocesse sind für Berlin leider ebensowenig etwas Außerordentliches wie für die andern großen Hauptstädte. Sie bieten daher auch im Allgemeinen, wenn sie wie bei Gronack, Schunicht, Keller, nichts anderes sind als die entsetzlichen Bluttthaten, verübt von den verkommensten und rohsten der Menschen an unglücklichen Opfern, die in fast allen Fällen der wenigbegünstigten Klasse der Menschheit angehören, wenn der Verbrecher entweder auf frischer That oder unmittelbar nach deren Verübung betroffen wird oder so unzweifelhafte Spuren seines Verbrechens hinterläßt, daß er selbst sich nach kurzem Leugnen zu seiner ruchlosen That bekennen muß — sie bieten kaum noch ein anderes Interesse als das der Verurtheilung des Schuldigen und seiner Ausschließung auf ewige Zeiten aus der bürgerlichen Gemeinsamkeit.

Daß aber die Ermordung des Kaufmanns Kreiß eine ungewöhnliche Theilnahme hervorrufen konnte, findet seine Erklärung sowohl in der Persönlichkeit und Lebensstellung des Opfers, als auch in der Persönlichkeit des des Mordes Angeklagten, endlich und hauptsächlich jedoch in den sachlichen Schwierigkeiten, die bei dem hartnäckigen Leugnen des Angeklagten, der an dem Ort des Verbrechens keine nachweisbare Spur von sich zurückgelassen hat, zu überwinden waren.

Der ermordete Kaufmann Max Kreiß lebte in zwar bescheidenen, aber durchaus geregelten Verhältnissen. Er stand an der Spitze eines Glaswaarengeschäftes, Kreiß & Co., dessen Erträgnisse mehr als genügend waren, um ihn von allen materiellen Sorgen um das Dasein zu befreien. Er befand sich also in der gleichen Lage mit den Tausenden der kleineren Berliner Geschäftsleute. Er war ein tüchtiger, gebildeter, einsamer Mann, der in der seinem jähen Ende kurz vorhergehenden Zeit auch körperlich leidend gewesen war und sich deshalb immer mehr von der Geselligkeit, an der er wohl niemals besonderes Gefallen gefunden zu haben scheint, zurückgezogen hatte.

Der des Mordes beschuldigte Hermann Günzel hat das sechsundzwanzigste Lebensjahr eben vollendet. Er gehört der großen Klasse der stellungslosen Commis an, die die verräucherten Schenken der entlegeneren Stadttheile bevölkern, jener Halbproletarier mit Spazierstock, die in selteneren Fällen wegen Ueberfüllung des Marktes zur Arbeitslosigkeit gezwungen und zu unverdientem Elend verurtheilt sind, gewöhnlich aber aus Faulheit, Leichtsinn, schlechtem Willen den an sie gestellten Anforderungen nicht genügen, sich erwerbslos umhertreiben, von einer Kneipe in die andere ziehen, in schlechte Gesellschaft gerathen, Schulden machen, und von der Noth schließlich auf die Bahn des Verbrechens gedrängt werden.

Zur Gesellschaft dieser Verbummelten und Verkommenen gehört Hermann Günzel, der durchaus nicht unfähig gewesen wäre, sein Brot redlich zu verdienen, der im Gegentheil sogar mit nicht geringer Gewandtheit und einem Maße mittlerer Bildung ausgestattet ist, die ihm bei ernstlichem Wollen ohne Zweifel den Kampf um das Dasein siegreich hätte bestehen lassen. Günzel hat es in keinem der Geschäfte, in denen er angestellt gewesen ist, lange ausgehalten. Von dem ermordeten Kreiß, in dessen Diensten er ebenfalls nur sechszehn Tage, vom 21. Januar bis 6. Februar 1886, gestanden hatte, war er in Unfrieden geschieden. Er war wegen einer Ungehörigkeit plötzlich entlassen worden, strengte eine Klage wegen einer von Kreiß noch zu zahlenden Gehaltssumme an und gewann seinen Proceß. Als Angestellter im Geschäfte von Bodenburg, Maschinenöl- und Talgschmelzerei, hatte er am 16. Januar d. J. das Unglück, den linken Arm zu brechen, und mußte den Arm einige Zeit in der Binde tragen. Zuletzt war er als sogenannter Stadtreisender beim Droguenhändler Ebeling in der Dresdenerstraße beschäftigt. Er gab auch diese Thätigkeit bald auf, da sie ihm ein zu kärgliches Einkommen ge-

währte — er war nur mit einem Antheil an den von ihm bewerkstelligten Verkäufen betheiligt — und war seit Anfang Februar d. J. stellenlos.

Es ging ihm jämmerlich. In der ersten Zeit freilich war er vor dem Alleräußersten geschützt. Er hatte bei Frau Kaul in der Dresdenerstraße 5 Schlafstelle und Frühstückskaffee für monatlich 10 Mark 50 Pfennige, und obwohl er gar kein Einkommen hatte, war er doch im Stande, die Ansprüche seiner Wirthin dadurch zu befriedigen, daß er eben Geld entlieh, von gutmüthigen Verwandten, von vertrauensvollen Bekannten. Vor Allem aber brauchte er nicht zu hungern und auch nicht zu dursten. Durch Schwindeleien aller Art, die schließlich in einer schweren Urkundenfälschung gipfelten, hatte er einen Gastwirth, Namens Schoßtag, bethört, und in dessen Wirthschaft mit der Zeit für beinahe 120 Mark Speisen und Getränke verzehrt, ohne dafür zu zahlen. Als der Wirth hinter Günzels Schliche kam, setzte er sich auf gut berlinerische Art mit ihm auseinander und warf ihn zur Thür hinaus.

Da Günzel nun sein bisheriges Stammlocal zu meiden hatte, traten die Nahrungssorgen immer bedrohlicher an ihn heran. Er versetzte seinen guten Anzug und seine Uhr, er lieh Geld von seinem wenig bemittelten gutherzigen Schwager, dem Tischler Ostermann in Rixdorf, von dessen Frau, seiner armen Schwester, die für ihren Bruder sogar den Trauring hergab, von seinem Schlafgenossen bei Frau Kaul, von aller Welt. Sein alter Anzug war völlig abgerissen, seine Stiefel in auffällig schlechtem Zustande, er hungerte, und nun hatte er auch seiner Wirthin das Geld für Miethe und Frühstückskaffee schuldig bleiben müssen, und diese, die nicht in der Lage war, die Zahlung zu stunden, bedrängte ihn. Sie sowohl wie seine andern Gläubiger vertröstete er immer mit dem bestimmten Versprechen, das Geld zu Ostern zu bezahlen.

In schadhafter Bekleidung, mit leerem Magen, mit leerer Börse, bedrängt von Gläubigern, ohne Erwerb, in tiefem Elend, mit der Aussicht, in wenigen Tagen, wenn er das Geld nicht schaffe, von seiner Wirthin an die Luft gesetzt zu werden und dann an die Thür des Asyls für Obdachlose klopfen zu müssen — so sah Hermann Günzel am Heiligabend, an dem Max Kreiß ermordet wurde, dem Osterfest entgegen.

Günzel ist mittelgroß. Seine Figur ist nicht übermäßig kräftig, aber sie ist durchaus normal mit verhältnißmäßiger Breite der Brust und macht den Eindruck des Straffen und Strammen. Seine Hände sind groß und knochig, und als er im Gerichtssaal zu einer ärztlichen Feststellung seine Arme entblößen mußte, zeigten diese eine nicht gewöhnlich starke Musculatur. Er brüstete sich wohl auch gelegentlich mit seiner Körperkraft und machte sich in einem Wirthshause anheischig, eine halbe Tonne Bier, die über 150 Pfund wiegt, vom Boden auf den Stuhl zu heben. Es gelang ihm freilich nicht, er hob die Tonne nur einige Centimeter vom Boden auf und mußte dann sein Beginnen aufgeben. Er erklärte das Mißlingen seines Versuchs damit, daß jetzt sein Arm infolge des Bruches die frühere Kraft noch nicht wiedergewonnen habe. Immerhin war dieser gebrochene Arm doch schon wieder

genügend erstarkt, um es Günzel zu ermöglichen, die anderthalb Centner schwere Last vom Boden aufzuheben, wie er denn überhaupt schon seit Anfang März nirgends eine Klage über seinen Arm geführt, Billard und Kegel gespielt hat u. s. w.

Sein Gesicht ist nicht uninteressant. Es ist fast bartlos, ein kaum bemerkbarer Flaum bedeckt die Oberlippe. Seine halbdunklen Haare sind ungewöhnlich voll. Er trägt sie ziemlich lang, ohne Scheitel, aus dem Gesicht gekämmt, und sie stauen sich auf dem kurzen und breiten Schädel anspruchsvoll zu einer hohen Tolle auf. Die Stirn ist gut entwickelt, die Nase scharf geschnitten, ziemlich groß, der Mund energisch. Die kleinen Augen sind lebhaft, dunkel, häßlich. Günzel sieht aus wie der Charakterspieler einer herumreisenden Schauspielergesellschaft. Seine Gesichtsfarbe, die wahrscheinlich während der Haft und infolge der ungewöhnlichen Aufregungen bei den Verhandlungen sich wesentlich verändert hat, ist gelbgrau. In den Augenblicken der stärksten Aufregungen, wenn die belastendsten Aussagen gegen ihn gemacht wurden, nahm das Gesicht eine unheimliche fahle olivengrüne Färbung an. In seltenen Fällen röthete es sich. Dies geschah namentlich bei der Vernehmung seiner Angehörigen und seiner Braut. Dann nahm auch sein Auge, das gewöhnlich stechend und gehässig um sich blickte, einen freundlicheren Ausdruck an. Es muß noch erwähnt werden, daß Günzel sich auch schriftstellerisch versucht hat. Er hat verschiedene lyrische Gedichte verfaßt und auch an einem Drama „Cagliostro" seine Kräfte messen wollen. Diese dilettantenhaften Erzeugnisse sind nicht der Rede werth.

Die Blutthat in der Adalbertstraße — derselben Straße, in der beiläufig bemerkt auch der unglückliche Briefträger Cossäth von Sobbe ermordet worden ist — entspricht genau dem Bilde, das sich bei dem Begriffe des Mordes der geängstigten Phantasie der Frauen als Schrecken darstellt: Der Mörder schleicht sich in der Dunkelheit in das Haus ein, kauert auf der Treppe, die nach oben führt, oder verbirgt sich auf dem Boden und erspäht nun den geeigneten Moment, um in die Wohnung des nichtsahnenden Opfers einzudringen. Das Opfer wird niedergeschlagen, beraubt, der Thäter entkommt. Am Orte der Schreckensthat wird nichts gefunden, das auf diesen hinweist. Erst ganz allmählich geben gewisse zunächst nebensächlich erscheinende Umstände der Nachforschung eine bestimmtere Richtung; und nun fügt sich Umstand an Umstand, der beweist, daß der eingeschlagene Weg der richtige ist, und jede neuermittelte Einzelheit bestätigt dies. Alle Wahrnehmungen schießen zusammen zu einer gewaltigen festgegliederten Anklage, zu einem unzerreißbaren Netze, in dem schließlich keine Masche mehr locker ist, in dem sich nun der Schuldige verstrickt und verzappelt, aus dem ihn nichts mehr befreien kann. . .

Bei diesen Persönlichkeiten und bei diesen Verhältnissen, hier, wo kein lebender Mensch die That bezeugen konnte und der unzweifelhafte Thäter das Verbrechen mit aller Entschiedenheit bis zum letzten Augenblicke bestritt,

wo sich nur die stummen sachlichen Zeugen zu dem Schuldbeweise zusammenzufinden hatten, war die fieberhafte Aufregung, mit der die Oeffentlichkeit den Verhandlungen folgte, wohl begreiflich. Wenden wir uns nun zu dem Verbrechen selbst.

II.

Die Adalbertstraße liegt im südöstlichen Theile von Berlin. Sie läuft parallel mit dem Canal, welcher das Engelbecken mit dem Thorbecken verbindet. Die Dresdenerstraße, in welcher Günzel wohnte, mündet am Kottbuser Platz in spitzem Winkel in die Adalbertstraße. Die Reichenberger-, Oranien-, Naunyn- und Waldemarstraße, in denen die wichtigsten Zeugen ihre Wohnungen haben, durchschneiden die Adalbertstraße rechtwinklig. Am nördlichen Ende der Adalbertstraße, zwischen der Waldemarstraße und dem Bethanienufer, liegt das Krankenhaus Bethanien mit seinen großen Gärten und davor östlich der Mariannenpark. Die Straße am Canal vom Mariannenpark bis zur Spree ist das Mariannenufer.

Unweit des Unglückshauses, in dem Sobbe den Briefträger mordete, auf der andern Seite in der Adalbertstraße, auf dem Grundstücke, welches die Nummern 60 und 61 trägt, jenseits des Canals, zwischen dem Engelufer und der Melchiorstraße, wohnte der Kaufmann Max Kreiß. Das Grundstück ist auf eine in Berlin nicht gewöhnliche Weise bebaut. Die ziemlich alten Gebäude füllen nicht die Breite der Straßenfront; rechts und links sind vielmehr Seitengebäude, welche zwischen sich einen größeren Vorhof freilassen; daran stößt dann rechtwinklig das Quergebäude, das einen Durchgang zu dem zweiten Hofe offen läßt. Zwischen den beiden Seitengebäuden, in der Mitte des Grundstücks, der Straße zu, liegt ein kleines Portierhaus; rechts und links zwischen diesem und den beiden Seitengebäuden sind die Durchfahrten freigelassen, die durch ein eisernes Gitter geschlossen werden können und Abends auch regelmäßig geschlossen werden. Das Gitter ist aber mit großer Leichtigkeit zu übersteigen. In den Gebäuden sind verschiedene Fabriken und Lagerräume: Lederfabrik, Metallhändler, Farbenfabrik, eine Blechemballagefabrik u. s. w. Da befanden sich auch die Geschäftsräume und die Wohnung des Kaufmanns Max Kreiß, und zwar im ersten Stock des rechten Seitengebäudes.

Zu dieser Wohnung führt vom Hofe aus ohne Thür oder sonstigen Verschluß eine theilweise mit Wellblech bedachte Treppe. Vom Treppenvorflur links gelangt man in die Wohnung des Kreiß. Nach rechts zu im Quergebäude, eine halbe Treppe höher, ist die Wohnung der Stockmar'schen Eheleute. Die Wohnung des Herrn Kreiß ist von diesem Vorflur durch eine Doppelthür abgeschlossen. Die Außenthür ist zweiflüglig, von Holz, mit Riegeln und Schloß versehen. Die Innenthür hat oben Glasfenster und öffnet sich nach innen. Sie hat eine gewöhnliche Klinke. Beim Oeffnen derselben aber schlägt ein Bügel an eine ziemlich hell klingende Glocke. Durch

diese Thür gelangt man auf den Corridor der Kreiß'schen Wohnung, auf dessen rechter Seite sich zwei Thüren befinden. Eine dritte Thür ist geradezu.

Die Kreiß'sche Wohnung besteht aus vier verschiedenen Räumen. Der größte derselben, nach der Adalbertstraße zu, mit zwei Fenstern nach der Straße und einem Fenster nach dem Vorhofe, ist der Lagerraum. An diesen schließen sich in der Richtung auf das Quergebäude drei ziemlich gleich große Räume; zunächst der Musterraum mit einem Fenster nach dem Vorhofe und einer Thür nach dem Corridor, dann das Comptoir, ebenfalls mit einem Fenster nach dem Vorhofe und einer Thür nach dem Corridor, und endlich das Wohnzimmer, dessen beide Fenster nach dem Quergebäude zu liegen. Die Wohnstube hat keinen Eingang vom Corridor aus. Die sämmtlichen Räume: der Lagerraum, der Musterraum, das Comptoir und die Wohnstube, sind durch Thüren miteinander verbunden. In der Wohnstube stand auch das Bett des Ermordeten.

Von diesen Räumen hat für unsern Zweck nur das Comptoir eine besondere Bedeutung. Wenn man in dasselbe vom Corridor aus eintritt, so ist links der Ofen; hinter der Thür, die zum Musterraum führt, ebenfalls auf der linken Seite, der Ladentisch, und daneben das Geldspind. Von diesen nur durch eine geringe Entfernung getrennt steht in der Nähe des Fensters ein Doppelpult, an dem Herr Kreiß und auch Günzel gearbeitet haben, und zwar saß Günzel so, daß er es sehen mußte, wenn sein Chef den Geldschrank öffnete und verschloß. Kreiß trug den Schlüssel immer in der linken Hosentasche. Der Geldschrank ist von einfachster Einrichtung und kann mit dem Schlüssel von Jedermann ohne Weiteres geöffnet werden.

Am Sonnabend vor Ostern, 9. April, verließen etwa um halb neun Uhr die beiden Hausdiener des Herrn Kreiß, Harzmann und Sacha, die Wohnung ihres Principals. Max Kreiß war längere Zeit leidend gewesen. Er war um diese Zeit damit beschäftigt, die Inventur aufzunehmen, und sein Bruder, der Kaufmann Herr Jean Kreiß, und dessen Ehefrau waren ihm bei dieser Arbeit behülflich. Sie waren auch an jenem Sonnabend bis neun Uhr mit ihm zusammen. Nachdem Frau Jean Kreiß für ihren Schwager noch das Abendbrot bereitet hatte, verließ ihn das Ehepaar mit dem Versprechen, am andern Morgen wiederzukommen. Sie ließen ihm, da er eben ganz allein in der Wohnung war und sich noch immer nicht ganz wohl fühlte, wie schon öfters ihren kleinen Hund zurück, und Jean Kreiß sagte seinem Bruder, bevor er sich verabschiedete, er möge doch den Hund vor der Nacht noch einmal auf den Hof führen.

Am Ostersonntag früh, etwa um die neunte Stunde, kamen die beiden Hausdiener Harzmann und Sacha zur Arbeit. Sie fanden die Holzthür, die vom Vorflur zum Corridor der Kreiß'schen Wohnung führt, noch geschlossen. Es fiel ihnen nicht besonders auf, da Max Kreiß wie gesagt in letzterer Zeit vielfach gekränkelt hatte und oft ziemlich lange im Bett blieb. Sie wollten ihren Herrn deshalb auch im Schlafe nicht stören, blieben auf der Treppe und

unterhielten sich. Etwa um elf Uhr kamen der Bruder und die Schwägerin, Herr Jean Kreiß und Frau, um ihm bei der Arbeit der Inventur weiter behülflich zu sein. Jean Kreiß klopfte und klingelte, erhielt aber keinen Bescheid. Da er fürchtete, daß seinem noch lange nicht genesenen Bruder etwas zugestoßen sein möchte, forderte er den Hausdiener Harzmann auf, auf das Wellbach, das die vom Hofe aufführende Treppe bedeckt, und von dem aus man ohne Mühe durch das Fenster in die Kreiß'sche Wohnung gelangen kann, zu steigen. Unmittelbar über diesem Dach ist eines der Fenster der Kreiß'schen Wohnstube, in der bekanntlich auch sein Bett stand. Harzmann klopfte an die Scheiben. Von drinnen kam keine Antwort. Da entschloß er sich, eine Scheibe einzudrücken, und stieg durch das Fenster ein.

Sehr bald darauf öffnete Harzmann mit dem Ausdruck der äußersten Bestürzung die Doppelthür, vor der Jean Kreiß mit seiner Frau und dem Hausdiener Sacha wartete, und theilte diesen in großer Aufregung mit, daß sich der Principal erschossen habe, er liege in seinem Blute im Comptoir. Die Verwandten und der Diener eilten nun in die Geschäftsstube, und es bot sich ihnen da ein schrecklicher Anblick dar.

Unmittelbar an der Thür, die zum Musterraum führt, hart am Ofen, lag die Leiche des Max Kreiß in einer großen Blutlache, die Füße nach dem Ofen zu, den Kopf nach der Thür. Auf den ersten Blick war zu erkennen, daß sich Harzmann geirrt hatte, daß nicht ein Selbstmord, sondern ein Mord vorlag. Der Schädel des Unglücklichen war zerschmettert, und um seinen Hals war eine Hanfschnur geschlungen und festgezogen. Neben der Leiche lag eine zertrümmerte Lampe, und in nächster Nähe vor der Thür zum Musterraum war auf dem Fußboden ein großer Petroleumfleck. An den Wänden und den der Leiche nächstliegenden Gegenständen fanden sich vielfache Blutspritzungen. Die Leiche war vollkommen bekleidet. In der linken Hosentasche, in der Kreiß den Schlüssel zum Geldschrank zu tragen pflegte, waren blutige Spuren. Ebensolche befanden sich an der Schnur des inneren Rouleaus. Außer diesem, das aus sehr dünnem und durchsichtigem Stoff gefertigt ist, war an dem einzigen Fenster des Comptoirs nach außen hin noch ein sogenanntes Wetterrouleau (oder Marquise) angebracht. Um diese äußere Marquise zu schließen, mußte man mit der besonderen Vorrichtung umzugehen wissen, da sie sich sonst, wie die Zeugen aussagen, leicht „verhedderte". Das Wetterrouleau wurde übrigens gewöhnlich nicht herabgelassen. Das war aber jetzt der Fall, und zwar war es augenscheinlich von unkundiger Hand gewaltsam herabgezerrt; es war eingerissen. Offenbar hatte der Mörder, dessen blutige Spuren an der Schnur des inneren Rouleaus zurückgeblieben sind, die Marquise schließen wollen, um den Thatort der späteren Beraubung von den Blicken der Nachbarn abzusperren; und da er mit dem Mechanismus nicht vertraut war und ihm das nicht gleich gelang, hat er das Rouleau gewaltsam herabgerissen. Das eiserne Geldspind im Comptoir war ordnungsmäßig verschlossen; der dazu gehörige Schlüssel fehlte. Als Jean Kreiß dasselbe mit dem in seinem

Besitze befindlichen Reserveschlüssel öffnete, ergab sich, daß die Baarschaft im Betrage von etwa 700 Mark fehlte, — insbesondere auch eine Brieftasche, in der sich, wie Jean Kreiß sofort mit Bestimmtheit angab, ein Hundertmarkschein, ein Zwanzigmarkschein und ein Fünfmarkschein befanden. Auch die Taschenuhr des Kreiß war verschwunden.

In dem Wohnzimmer nebenan, rechts vom Comptoir, stand auf dem Tische der Rest des Nachtmahls, das seine Schwägerin ihm bereitet hatte, ferner eine leere und eine volle Bierflasche, ein mit Bier halbgefülltes Glas, und daneben lag aufgeschlagen eine Nummer der „Fliegenden Blätter“. Das Bett war unberührt. Der kleine Hund hatte sich verkrochen und schlich, als er seinen Herrn erkannte, unter einem Möbel hervor.

Im Comptoir nahe dem Geldschrank fand man zwei Zettel, die nach der Angabe der in Betracht kommenden Zeugen nicht im Besitze von Max Kreiß gewesen waren. Es war eine Steuerquittung für das erste Quartal 1886 auf den Namen des Schuhmachermeisters Haberland und ein Abonnementsbillet für das Nationalpanorama, auf dessen Rückseite ein Stempel gedrückt war mit der Aufschrift: „Centralspeiseanstalt von P. Schirlitz, C., Beuthstraße 10.“ Darunter war mit blauer Tinte geschrieben: „K. Bethge.“ Auffallend war es Herrn Jean Kreiß, daß eine Stehleiter, die gewöhnlich im Lagerraum stand, jetzt dicht an die Glasthür des Comptoirs gerückt war, so daß man von dort aus den eisernen Bügel, welcher an die Glocke schlug, biegen und es so bewerkstelligen konnte, daß die Thür beim Hinausgehen geöffnet wurde, ohne daß die Glocke anschlug.

Die Leichenschau ergab, daß Max Kreiß durch mehrere wuchtige Schläge mit einem stumpfen ziemlich scharfkantigen Werkzeug, also mit einem Beil oder einem Hammer, erschlagen worden war. Stirn, Schädeldach und Scheitelgegend auf der linken Seite waren zertrümmert. Die Wunden waren absolut tödtliche. Die Sachverständigen nahmen an, daß dem Sterbenden im Todeskampfe die Hanfschnur um den Hals geschlungen sei, um dessen Röcheln zu ersticken. In der Hand der Leiche wurden einige Haare vorgefunden, die mit den Haaren des Ermordeten selbst große Aehnlichkeit haben.

Alles wies darauf hin, daß der Mord von einer Person begangen sein mußte, die dem Ermordeten einmal näher gestanden hatte, die Wohnungsverhältnisse und die Gewohnheiten des Mannes kannte. Es blieb einstweilen unaufgeklärt, wie der Verbrecher sich eingeschlichen hatte. Durch die Thür, die vom Vorflur zum Corridor führt, konnte er, so lange Kreiß in der Wohnung war, kaum gelangt sein, da der Anschlag der Glocke Kreiß gewarnt haben würde. Jedenfalls wußte der Verbrecher aber, daß Kreiß eine gewisse Summe baaren Geldes in seinem Geldspinde aufbewahrte, und daß Kreiß den Schlüssel in der linken Hosentasche trug, denn aus dieser war der Schlüssel, wie die blutige Spur nachwies, genommen worden. Der Schrank war ohne Gewaltthätigkeit geöffnet, seines Inhalts beraubt und wieder geschlossen worden.

Es lag für die forschenden Behörden die traurige Nothwendigkeit vor, vor allen Dingen die dem Ermordeten Nächststehenden, also seine Familienangehörigen, zu vernehmen. Und ein niederträchtiges und völlig unbegründetes Gerücht hatte die von dem Morde Schwerstbetroffenen in der That zunächst belastet. Es stellte sich aber sofort mit sonnenklarer Sicherheit die völlige Nichtbetheiligung der Verwandten an dem Morde heraus. Ebenso waren die beiden Hausdiener sogleich im Stande, über ihr Verweilen am Vorabende durchaus befriedigenden Aufschluß zu geben, und auch gegen diese lag nicht der geringste Anlaß zu einem Verdachte vor. Das Gleiche galt vom Schuhmachermeister Haberland, einem braven Handwerker, der keinen Aufschluß darüber zu geben vermochte, wie der Steuerzettel, den er sofort als ihm zugehörig anerkannte, ihm abhanden gekommen und an den Ort des Verbrechens gelangt sei. Der Gastwirth Schirlitz theilte mit, daß er vielen seiner Gäste derartige Einlaßkarten zum Nationalpanorama für die Hälfte des Kassenpreises überlasse. Ob sich unter denselben ein Mann Namens Bethge befunden habe, vermöge er nicht anzugeben. Die nachforschenden Behörden waren übrigens von vornherein überzeugt, daß die rechtmäßigen, die früheren Besitzer der in der Wohnung von Max Kreiß gefundenen Zettel mit dem Verbrechen nichts zu thun haben würden. Es wäre in der That unerhört, daß der Verbrecher, der bei der Verübung des Verbrechens eine so große Schlauheit an den Tag gelegt hatte, die plumpe Dummheit begangen haben sollte, gewissermaßen seine Visitenkarte am Orte der That zurückzulassen. Sie nahmen vielmehr und, wie sich später herausgestellt hat, mit vollem Recht an, daß sich der eigentliche Thäter diese Zettel auf irgend welche unaufgeklärte Weise angeeignet und an dem Schauplatze seiner Blutthat absichtlich zurückgelassen habe, um die Nachforschung zunächst auf eine falsche Fährte zu bringen.

Nachdem nun die Verwandten und Bediensteten des Ermordeten aus der Reihe der Verdächtigen unbedingt auszuschließen waren, und es gleichwohl als erwiesen anzusehen war, daß der Thäter Max Kreiß und die Kreiß'sche Wohnung sehr wohl gekannt haben müsse, wurde die Untersuchung auf die früher von Kreiß beschäftigten Persönlichkeiten ausgedehnt. Und da stellte sich denn der Nachforschung sogleich die Persönlichkeit des Hermann Günzel, der nach kurzer Zeit von Kreiß weggeschickt worden war, der gegen Kreiß einen Proceß angestrengt und gewonnen, der vor dem Morde mit den bittersten Geldsorgen gekämpft und unmittelbar nach dem Morde für seine Verhältnisse sehr bedeutende Ausgaben gemacht hatte, als eine solche dar, die der blutigen That wohl verdächtig erscheinen konnte.

Der polizeiliche Beamte, Criminalcommissar Damm, fand Günzel, als er sich am Mittwoch den 13., also drei Tage nach der Entdeckung des Mordes, in dessen Wohnung zu Frau Kaul begab, nicht zu Hause und hörte sogleich, daß Günzel während der Feiertage fast gar nicht im Hause gewesen war, hörte dazu soviel höchst bedenkliche Dinge, und die Verdachtsmomente häuften sich derart, daß die sofortige Verhaftung des Günzel beschlossen wurde. Am folgen-

den Morgen in aller Frühe, Donnerstag 14. April, wurde Günzel aus dem Bett geholt und zu einer ersten polizeilichen Vernehmung nach dem Molkenmarkte gebracht. Von da wurde er in das Untersuchungsgefängniß nach Moabit abgeliefert und dem in Criminalsachen besonders bewanderten Untersuchungsrichter Landgerichtsrath Hollmann überantwortet.

III.

Günzel leugnete Alles. Er behauptete, in gar keinem Zusammenhange mit der That zu stehen.

Bei seinen ersten Vernehmungen durch die Criminalbeamten und den Herrn Untersuchungsrichter gab er auf die beiden wesentlichsten Fragen: was er am Sonnabend vor Ostern und während der Osterfeiertage angefangen habe, und wodurch er auf einmal in Besitz von nicht unbeträchtlichen Baarmitteln gelangt sei, zunächst folgende Auskunft:

Am Sonnabend Vormittag habe er sich, wie schon mehrfach, nach dem Bureau der „Vossischen Zeitung" begeben, um unter den Anzeigen nachzusehen, ob für ihn eine geeignete Stellung zu finden sei. Darauf sei er zu einem Schuhmacher gegangen, um ein Paar Stiefel zu kaufen, die dieser ihm aber, da er sie auf Credit begehrte, nicht habe mitgeben wollen. Er habe den Schuhmacher gebeten, sie bis zum Abend zurückzustellen. Dann sei er zu seiner Schwester, Frau Ostermann in Rixdorf, gegangen, wo er um zwölf Uhr Mittags angekommen sei. Dort habe er, da seine Strümpfe zerrissen waren, sich Strümpfe geholt und den rechten Fuß gekühlt, der durchgelaufen gewesen sei. Um halb zwei habe er bei seinem Schwager mit seiner Schwester und Stiefschwester zu Mittag gegessen, und seine Stiefschwester habe ihm dann noch ein Paar Butterbrode geschnitten, die er zugleich mit den Strümpfen, die er abgelegt hatte, in ein Packet gewickelt und mitgenommen habe. Nun habe er sich nach der Oranienstraße begeben, um sich um eine Stellung zu bewerben, habe da aber bemerkt, daß mehrere junge Leute vor der Thür standen, und daß die Sache für ihn hoffnungslos sei. Er sei sodann nach der „Vossischen Zeitung" zurückgekehrt, wo er zwischen sechs und sieben die Anzeigen durchgelesen habe.

Da habe er denn bemerkt, wie ein Herr, der seine Droschke vor der Expedition halten ließ, sehr eilig in das Bureau eingetreten sei und am Schalter verschiedene Briefe abgeholt habe. Der Betreffende, der es wie gesagt sehr eilig hatte, habe unbemerkt zwei Briefe fallen lassen, die Günzel aufgehoben habe. Letzterer habe dann gesehen, wie der Herr mit einer Dame, die draußen in der Droschke auf ihn gewartet habe, davon gefahren sei. Der eine Brief habe eine chiffrirte Adresse getragen, und diesen habe nun Günzel in der Expedition abgegeben; der andere sei aber nur ein zusammengefaltetes Papier gewesen, und in diesem hätten sich ein Hundertmarkschein, zwei Coupons und eine Visitenkarte mit dem Namen „Fritz von Wolten" befunden. Ueber die Coupons lauten seine Aussagen widerspruchsvoll. Ein-

mal behauptet er, er habe sie weggeworfen, weil er geglaubt habe, daß ein Zeitungsjunge ihm folge; ein andermal sagt er, daß er sie zunächst bei sich behalten habe und dann um zehn Uhr nach der Breitenstraße zurückgekehrt sei, um den Versuch zu machen, die Coupons zu wechseln. Er habe nicht gleich daran gedacht, daß um diese Zeit die Geldwechsler bereits geschlossen haben.

Nach dem Funde des Hundertmarkscheins sei er spazieren gegangen und zwar stundenlang, trotz seiner wunden Füße — denn er war angeblich schon den ganzen Nachmittag gelaufen: nach Rixdorf, von Rixdorf nach der Breitenstraße, Oranienstraße, wieder Breitestraße, um schließlich über die Linden durch die Passage, Friedrichstraße, Zimmerstraße, Oranienstraße nach seiner in der Dresdenerstraße belegenen Wohnung sich zu begeben.

Der Criminalcommissar Damm machte ihn darauf aufmerksam, wie es doch sehr auffällig erscheinen müsse, daß Günzel den ganzen Nachmittag und Abend ohne einzukehren spazieren gegangen sei. Darauf sagte er, er habe allerdings in der Zimmerstraße in einer Destillation einen Schnaps getrunken, und endlich erzählte er noch, daß er in der Wirthschaft von Hennig, die im Erdgeschosse desselben Hauses liegt, in dem Günzel bei Frau Kaul in Schlafstelle war, Dresdenerstraße 5, vor dem Schlafengehen ein Glas Bier getrunken und dazu ein Caviarbrödchen gegessen habe. In dem kleinen Local seien noch verhältnißmäßig viel Gäste gewesen, unter Andern hätten vier Karten gespielt. Das sei kurz vor zwölf gewesen. Er habe da die Zeitungen gelesen und sich dann in die Wohnung der Frau Kaul begeben. Das Hennig'sche Local wird um zwölf geschlossen. Günzel ist aber erst viel später, nach halb eins, wie seine Stubenmitbewohner bezeugen, in seiner Schlafstelle eingetroffen.

Bei diesen ersten Vernehmungen wußte aber Günzel für die Verwendung der Zeit von acht Uhr Abends bis Mitternacht nichts Anderes anzugeben, als daß er durch Berlin gelaufen und kurz vor zwölf bei Hennig eingekehrt sei.

Es wurde ihm sowohl von den Criminalbeamten, als auch ganz besonders von dem Untersuchungsrichter vorgehalten, daß es für ihn von äußerster Wichtigkeit sei, über diese entscheidenden Abendstunden des stillen Sonnabend die genaueste Auskunft zu geben, also namentlich auch die Locale zu bezeichnen, in denen er sich etwa aufgehalten habe. Er hatte darauf keine andere Antwort, als eben die, daß er gegen Abend in einer Destillation in der Zimmerstraße einen Schnaps getrunken und kurz vor Mitternacht bei Hennig in der Dresdenerstraße ein Glas Bier und ein Caviarbrödchen verzehrt habe.

Günzel mochte empfinden, daß diese Angaben, die über sein Verbleiben während der verhängnißvollsten Stunden gar keinen Aufschluß geben, doch nicht genügen würden. Und so rückte er denn acht Tage nach seiner Verhaftung, und nachdem er bereits zahlreiche Verhöre hatte bestehen müssen, plötzlich mit der Angabe heraus, daß er, wie er sich jetzt erst besinne, am Charsamstag um die zehnte Stunde, wenige Minuten vor oder nach zehn, in

das Sadau'sche Local, Ecke Breitestraße und Schloßplatz, gegangen sei und dort etwa zwanzig Minuten verweilt habe. Er irrte sich zunächst im Namen und nannte es das Sauer'sche Local; aber im Uebrigen waren seine Angaben über die innere Einrichtung dieser Wirthschaft richtig. Er bezeichnete auch den Tisch, an dem er gesessen haben wollte, ganz genau. Er behauptete, daß er eine Jauer'sche Wurst und ein kleines Glas Weißbier zu sich genommen und dafür 25 Pfennige gezahlt habe.

Diese Erklärung Günzels war von der allergrößten Bedeutung, denn genau um die Zeit, während der Günzel im Sadau'schen Local gewesen zu sein erklärte, war, wie es fast zweifellos erscheint, der unglückliche Kreiß ermordet worden. Alle Einzelheiten, die sich also auf das behauptete Verweilen Günzels im Sadau'schen Local um die zehnte Abendstunde bezogen, wurden demgemäß mit größter Genauigkeit verzeichnet und auf ihre Richtigkeit hin geprüft.

Günzel, der, wie sich bei den öffentlichen Verhandlungen gezeigt hat, um seine Lügen glaubhaft erscheinen zu lassen, immer dasselbe Mittel anwendet: eine Anzahl charakteristischer kleiner nebensächlicher Einzelheiten anzuführen, — wie also die Dame, die in der Droschke auf den unentdeckbaren Fritz von Wolten wartet, wie die Kartenspieler bei Hennig — machte auch ganz bestimmte Aussagen über die Persönlichkeiten, die sich zu der von ihm angegebenen Zeit im Sadau'schen Local befunden, und über Vorgänge, die sich da abgespielt haben sollten.

Er will daselbst zwei Droschkenkutscher gesehen haben und versichert auf das Bestimmteste, daß er die Wirthin Frau Sadau, die hinter dem Buffet stand, gefragt habe, wohinaus der Weg nach dem Hofe gehe.

Von dem Sadau'schen Local will er dann, wie er schon früher angegeben, auf dem bereits bezeichneten Wege über die Linden u. s. w. langsam seiner Behausung zugegangen, bei Hennig kurz vor Mitternacht eingekehrt sein und sich dann auf seine Stube begeben haben.

Den Sohn der Wirthin, Comptoirdiener Kaul, und den Tischler Off, die mit ihm dasselbe Zimmer theilten, habe er allerdings noch wach gefunden. Er habe dem Sohne der Wirthin die noch schuldigen 5 Mark 90 Pfennige und dem Off die von diesem entliehenen 2 Mark gezahlt. Er habe das Geld von dem Erlöse des verpfändeten Traurings seiner Schwester besessen. Seine Schwester habe ihm außerdem noch 9 Mark zur Einlösung des Traurings gegeben, und am Sonnabend Abend habe er noch 12 Mark gehabt. Dann habe er das Packet, in dem sich die Butterbrode und die zusammengelegten Strümpfe befanden, in die Ofenröhre, die von ihm mehrfach zur Aufbewahrung von Gegenständen benutzt worden sei, gelegt, sich seiner Oberkleider entledigt und sich zur Ruhe begeben. Er bestreitet nicht, daß er seinem Stubengenossen Kaul, der noch gelesen, das Licht vor der Nase ausgeblasen habe. Er motivirt diese auffallende Handlung damit, daß er be-

hauptet, man habe von gegenüber in's Fenster sehen können. Uebrigens habe er, als Kaul ihn darüber zur Rede gestellt, das Licht wieder angezündet.

Er sei am anderen Morgen nicht früher als gewöhnlich aufgestanden, habe so etwa um die achte Stunde, nachdem er das Packet wieder an sich genommen, das Haus verlassen und dann bei dem Destillateur Föllmer am Kottbuser Platz den Hundertmarkschein gewechselt. Diese letztere Angabe bezeichnete er später als einen Irrthum seinerseits. Er habe den Hundertmarkschein bei Föllmer wechseln wollen, aber er besinne sich jetzt, er habe ihn gewechselt in der Kleiderhandlung von Simon in der Oranienstraße 161. Er habe daselbst einen im Schaufenster ausgehängten Ueberzieher für 24 Mark gekauft und auf seinen Schein von dem Lehrling, der ihn bediente, 50 Mark in Gold, einen Zwanzigmarkschein, einen Fünfmarkschein und eine Mark wiederbekommen.

Um Günzels weitere Angaben zu verstehen, muß man annehmen, daß er auch um diese frühe Stunde beim Pfandleiher gewesen sei und den dort versetzten Anzug mit der versetzten Uhr eingelöst habe, denn er sagt später, daß er in Rixdorf seine Sachen ausgepackt und sich umgezogen habe. Bei dem Pfandleiher will er durch einen Irrthum für seinen Anzug und die Uhr, für deren Einlösung er eigentlich 33 Mark zu zahlen hatte, nur 12 Mark 50 Pfennige gezahlt haben, nur die Versatzsumme für die Uhr; der Anzug, den er gleichfalls auslösen wollte, sei ihm aus Versehen ausgehändigt worden, ohne daß dafür die Bezahlung verlangt worden wäre. Der Pfandleiher sei gerade durch andere Geschäfte in Anspruch genommen gewesen.

Nun sei er nach Rixdorf zu seinem Schwager hinausgefahren, um diesem eine Abschlagszahlung zu machen. Nach seiner Behauptung will er nach acht dort angekommen sei. Eine frühere Stunde wäre auch undenkbar, da er sonst unmöglich die Besorgungen hätte erledigen können. Er schuldete seinem Schwager 83 Mark. Er habe ihm 25 Mark bezahlt und zwar in den beiden Papierscheinen von 20 und 5 Mark. Vorher habe er auch noch, da seine Stiefel vollkommen unbrauchbar geworden seien, sich Stiefel angeschafft und eine Unterhose, ein Hemd und später einen Stock gekauft. Er habe, da er natürlich von dem Funde des Hundertmarkscheins nichts habe verlautbaren lassen wollen, gesagt, daß er von einem seiner Bekannten, Namens Friedrich Müller, an den er eine Geldforderung zu haben behauptete, eine Abschlagszahlung erhalten habe. Den eben gekauften Ueberzieher habe er, damit sein Schwager nicht merke, daß er soviel Geld habe, und dann eine höhere Abschlagszahlung verlange, in einer Restauration zur Aufbewahrung gegeben. Die schmutzige Wäsche habe er bei seiner Schwester gelassen; diese habe für ihn schon mehrfach Kleinigkeiten gewaschen.

Er würde die Wohnung seines Schwagers, wenn seine Angaben richtig wären, nach zwölf verlassen haben. Dann sei er noch einmal umgekehrt, weil er sein Taschentuch vergessen hatte. Darauf sei er wieder nach Berlin gegangen. Am Rollkrug habe er bemerkt, daß er sein Portemonnaie vergessen

habe, und also noch einmal umkehren müssen. Inzwischen sei es aber halb zwei Uhr geworden, und um zwei Uhr habe er sich mit seiner Braut, die einer Taufe in der Thomaskirche beiwohnte, verabredet. Er habe also die Pferdebahn nach dem Oranienplatze genommen und sei nun in der Nähe der Thomaskirche, die unweit der Adalbertstraße liegt, auf- und abgegangen. Da habe er auch einen Auflauf bemerkt, sich aber nicht darum gekümmert, weil er gedacht habe, es handle sich um eine Hochzeit. Am Nachmittag habe er dann mit seiner Braut eine Partie nach dem Grunewald gemacht.

Am zweiten Feiertage sei er nach Rixdorf zurückgekehrt, habe Kegel gespielt und den Nachmittag wiederum mit seiner Braut verbracht.

Soweit die Angaben Günzels über die Verwendung seiner Zeit am Charsamstag, am ersten und zweiten Osterfeiertag.

IV.

Die Untersuchung hatte nun denselben Weg, den Günzel ihr bezeichnet hatte, einzuschlagen und dem des Mordes Verdächtigen Schritt für Schritt zu folgen. Ihre Ermittelungen sind Günzel nicht günstig gewesen. Es ist vielmehr in unzweifelhafter Weise festgestellt, daß er in allen wesentlichen Punkten gelogen hat.

Daß er in den Nachmittagsstunden zwischen fünf und sechs in der Expedition der „Vossischen Zeitung" sich nicht aufgehalten habe, läßt sich freilich nicht beweisen. Aber ungefähr zu derselben Zeit, um die sechste Stunde, ist er, wie durch die Aussage der Zeugin Riesack festgestellt ist, in der Naunynstraße 26, also sehr weit von der Breitenstraße und in nächster Nähe der Adalbertstraße, gewesen.

Er versichert, einen Hundertmarkschein mit der Visitenkarte des Fritz von Wolten gefunden zu haben. Trotz aller Bekanntmachungen hat sich kein Verlierer gemeldet — die gegentheiligen Angaben sind jenen schlechten Späßen beizuzählen, die bei keinem Criminalprocesse fehlen. Der Expedition der „Vossischen Zeitung" ist keinerlei Anzeige darüber zugegangen, daß am Sonnabend vor Ostern ein Hundertmarkschein verloren gegangen sei. Die Visitenkarte des Fritz von Wolten ist natürlich nicht vorhanden, ebensowenig hat eine Person, die diesen Namen trägt, ermittelt werden können.

Erscheint es nun schon in hohem Maße verdächtig, daß der Angeklagte, der bei seinen gut entwickelten Verstandesgaben sehr wohl wußte, wieviel für ihn darauf ankam, nachzuweisen, daß er am Abend zwischen zehn und elf in einem bestimmten Locale gewesen sei, und der außerdem noch von den zuständigen Beamten auf die besondere Wichtigkeit einer solchen Aussage in eindringlicher Weise aufmerksam gemacht worden war — erscheint es also verdächtig, daß Günzel die wichtige Thatsache seines behaupteten Aufenthaltes im Sadau'schen Locale vier Tage nach vollbrachter That ganz vergessen hat, vierzehn Tage später aber sich plötzlich dieser bedeutungsvollen Einzelheit erinnert, so ist bei der bewiesenen Unwahrheit aller andern von ihm gemachten

Angaben über seinen Aufenthalt im Sadau'schen Locale der Schluß durchaus gerechtfertigt: daß er an jenem Abende zu der von ihm bezeichneten Stunde — derselben, in der der unglückliche Kreiß erschlagen worden ist — nicht bei Sadau gewesen sein kann.

Kein Zweifel, daß er das Local kennt. Er ist ja viel in Berlin herumgebummelt; er ist gewiß auch oft in der Expedition der „Vossischen Zeitung" gewesen, weshalb sollte er von da nicht auch einmal in das nahegelegene Local des Sadau eingekehrt sein? Das also ist in hohem Grade wahrscheinlich. Nur ist er nicht an jenem Abende dort gewesen. Und darauf allein kommt es an. Er hat aber gerade dies Local für sein Alibi gewählt, weil es vom Orte der That weit entfernt ist.

An jenem Abend und zu jener Stunde haben sich in dem Sadau'schen Local unter Anderen verschiedene von den nahewohnenden Hofjuwelieren Gebrüder Friedlaender beschäftigte Personen befunden. Diese wollen allerdings einen jungen Mann eine Jauersche Wurst haben essen sehen. Und das mag auch sehr wahrscheinlich geschehen sein; denn der Consum einer Jauerschen Wurst und einer „kleinen Weißen" gehört in Localen dieser Art zu dem allergewöhnlichsten. Die beiden Droschkenkutscher aber, die Günzel aufgefallen sind, sind von den drei Gästen nicht bemerkt worden. Außerdem hat der junge Mann, der die Jauersche Wurst gegessen hat, an einem ganz anderen Tische gesessen, als an dem, an dem Günzel gesessen zu haben behauptete. Günzel will für seinen Verzehr 25 Pfennige gezahlt haben, während der Preis für die angeblich entnommenen Nahrungsmittel bei Sadau 30 Pfennige beträgt. Günzel will Frau Sadau gefragt haben, wie man auf den Hof gelangt; und als ihm Frau Sadau zum ersten Mal gegenübergestellt wird, behauptet er mit vollster Bestimmtheit: „Ja, das ist die Frau, die ich gefragt habe, und die mir Bescheid gegeben hat." Und er bleibt steif und fest bei seiner Behauptung stehen. Das ist aber eine offenbare Lüge, denn Frau Sadau ist vom Charfreitag bis zum dritten Feiertag gar nicht in Berlin gewesen. Nun lenkt er ein: dann müsse er sich freilich geirrt haben, dann wäre es eben eine andere Person gewesen, vielleicht die Schwester des Wirthes. Diese hat sich am Charsamstag Abend nun allerdings in Berlin aufgehalten, ist auch zu Hause gewesen, aber nicht im Schanklocal, sondern in der Küche. Sie glaubt auf das Bestimmteste versichern zu können, daß an jenem Abend Niemand an sie die betreffende Frage gestellt habe. Weder von den drei Gästen des Sadau'schen Locals, die sich gemeldet haben, noch von dem Wirthe, noch von der Wirthsfrau, noch von der Schwester des Wirthes kann Günzel recognoscirt werden, obwohl er ein sehr auffälliges Aeußere hat, ein Gesicht, das man kaum wieder vergißt, wenn man es einmal gesehen hat. Aber das würde ja wenig beweisen. Das Wesentliche ist, daß er nach seiner Angabe an einem andern Platze gesessen hat, als der unbekannte Wurstesser, den die drei Gäste zufällig bemerkt haben wollen, daß er eine geringere Summe für seinen Consum bezahlt haben will, als diese thatsächlich beträgt, daß er mit

Bestimmtheit behauptet, eine Frage an Frau Sadau, die gar nicht in Berlin gewesen ist, gestellt zu haben, daß die Droschkenkutscher, die er gesehen haben will, von keinem Andern im Locale bemerkt worden sind.

Ebenso unwahr ist seine Behauptung, daß er, nachdem er langsam seinem Stadtviertel zugewandert sei, schließlich kurz vor Mitternacht noch bei dem Gastwirth Hennig in der Dresdenerstraße eingekehrt sei und dort ein Glas Bier getrunken und ein Caviarbrödchen gegessen habe.

Man denke sich zunächst einen Mann mit durchgelaufenen Füßen, der den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend mit kurzen Unterbrechungen durch die Straßen von Berlin läuft, der aus Rixdorf zwei Butterbrode mitgebracht hat und dessenungeachtet zunächst bei Sadau eine Jauersche und dann bei Hennig ein Caviarbrödchen zu sich nimmt, und die Butterbrode, die mit den Strümpfen in widerwärtiger Nachbarschaft in Papier eingeschlagen sind, beständig mit sich herumträgt, ohne daran zu denken, sie zu verzehren, der später die Butterbrode mit hinaufnimmt in seine Wohnung, sie dort in die Röhre legt und am andern Morgen dieselben Butterbrode wieder nach Rixdorf zurückbringt, woher er sie geholt hatte!

Der Gastwirth Hennig bestreitet überdies auf das Allerbestimmteste, daß Günzel, den er sehr gut kannte, am Abend vor Ostern in seinem Locale gewesen sei, und hält gegenüber den Einzelschilderungen, die Günzel von seinem Verweilen in der Gaststube des Hennig giebt, die bestimmte Behauptung aufrecht, daß sich diese ganze Schilderung auf einen früheren Abend, auf Vorgänge, die acht oder vierzehn Tage vorher gespielt haben, beziehe. Da Hennig sehr kurze Zeit nach der Verhaftung Günzels vernommen worden ist, konnte ihm der Abend vor dem Feste noch vollkommen gegenwärtig sein, und er hat in der That über die Vorgänge in seinem Local am Abend vor Ostern die bestimmtesten und umfassendsten Angaben gemacht. Günzel ist entschieden nicht dagewesen.

Daß er etwa um halb eins sich zur Ruhe begeben hat, stimmt mit den Aussagen der betheiligten Zeugen überein. Er giebt auch zu, den Wunsch ausgesprochen zu haben, um sechs Uhr geweckt zu werden.

Nun aber weichen die Angaben seiner beiden Stuben- und Schlafgenossen von den seinigen vollkommen ab.

Günzel will am Ostermorgen erst kurz vor acht seine Wohnung verlassen haben. Seine Stubengenossen wissen aber ganz genau, daß er bereits kurz nach fünf Uhr aufgestanden sei und etwa ein Viertel nach sechs das Zimmer verlassen hat, nachdem er das Packet aus der Ofenröhre, dessen Inhalt die Beiden neugierig gemacht, wiederum zu sich gesteckt hatte.

Die Aussagen der beiden Zeugen finden ihre vollkommene Bestätigung in den davon unabhängigen Aussagen anderer Zeugen. Zu derselben Zeit nämlich, zu der Günzel nach Aussage des jungen Kaul und des Off das gemeinsame Zimmer verlassen — es stimmt auf die Minute —, ist eine Zeitungsträgerin, die im vierten Stock eine Zeitung abzugeben hatte, einem jungen

Manne auf der Treppe begegnet, der eine Zeitung von ihr entliehen und ihr dafür zehn Pfennige gezahlt hatte. Die Zeitungsfrau kann die Zeit ganz genau bestimmen: es muß sechs ein viertel Uhr oder sechs Uhr zwanzig Minuten gewesen sein. Sie hat mit dem jungen Manne, den sie sich allerdings nicht näher angesehen hatte, ein auffälliges Gespräch geführt und mit ihm zusammen das Haus verlassen; dieser ist dem Kottbuser Thor zugegangen, also in der Richtung auf Rixdorf.

Günzel ist denn auch thatsächlich nach den ersten und bestimmtesten Aussagen des Schwagers und der Schwester um sechs dreiviertel Uhr in Rixdorf bei der Schwester gewesen, und er hat um diese Stunde bereits mit einem Zwanzig- und einem Fünfmarkschein die Abschlagszahlung von 25 Mark an seinen Schwager geleistet.

Wenn Günzel bei seinen Aussagen alle diese Vorgänge auf spätere Stunden verschiebt, so hat er dafür seinen sehr guten Grund. Er mußte ja den Hundertmarkschein, der außer den 12 Mark, die er als Darlehen von seiner Schwester zu besitzen behauptete, sein einziges Vermögen bildete, den glücklichen Fund in der „Vossischen Zeitungs"-Expedition — er mußte diesen Hundertmarkschein unbedingt gewechselt haben, um die Zahlung an seinen Schwager zu rechtfertigen! Daß die Zahlung in den Frühstunden erfolgt war, konnte er nun freilich nicht in Abrede stellen; aber so früh durfte es nicht sein, denn zu der Zeit war noch kein Laden offen. Nun hat er aber thatsächlich auch am ersten Feiertag, wenn auch zu späterer Stunde, den Hundertmarkschein gewechselt, beim Ankauf eines Paletots. Er mußte also den Ankauf dieses Paletots im Simon'schen Geschäft auf eine frühere Stunde verlegen, als seine Ankunft in Rixdorf.

Deswegen erklärt er auch auf das Bestimmteste, daß er bereits vor acht Uhr oder spätestens um acht den Ueberzieher in der Oranienstraße bei Frau Simon gekauft habe. Nun ist aber durch untrügliche Zeugnisse, die auf ganz feste, nicht zu erschütternde Grundlagen gestellt sind, in unwiderleglicher Weise nachgewiesen worden, daß dieser Ueberrock erst in der Mittagsstunde verkauft und daß bei dieser Gelegenheit allerdings der Hundertmarkschein gewechselt worden ist. Die Besitzerin des Geschäfts, Frau Simon, behauptet bestimmt, daß sie erst um zehn Uhr in's Geschäft gekommen ist, und erinnert sich der Thatsache, daß sie auf einen Hundertmarkschein 76 Mark herausgegeben hat, und zwar drei Zwanzigmarkstücke, ein Zehnmarkstück und zwei Dreimarkstücke, ganz genau. Der Geschäftsführer der Frau Simon, Hollander, weiß ebenfalls bestimmt, daß der Verkauf gegen zwölf Uhr stattgefunden hat, ebenso der Lehrling, der den Rock verkauft hat. Auch dieser ist seiner Sache ganz sicher, daß er nur Gold und Silber, aber kein Papiergeld auf den Hundertmarkschein herausgegeben hat.

Es ist also als unzweifelhaft erwiesen anzusehen, daß Günzel etwa ein viertel nach sechs Uhr seine Behausung verlassen und sich nach Rixdorf begeben hat. Dort hat er die 25 Mark an seinen Schwager gezahlt, bevor

er den Hundertmarkschein, den er gefunden zu haben behauptet, gewechselt haben konnte. Er muß also außer dem Hundertmarkschein noch wenigstens 25 Mark gehabt haben. Den Schein hat er erst später in der Mittagsstunde gewechselt.

Er behauptet nun, daß er das Haus seines Schwagers verlassen und dann ein erstes Mal umgekehrt sei, weil er sein Taschentuch vergessen, und ein zweites Mal, weil er sein Portemonnaie vermißt habe.

Zwischen dem Augenblick, da er das Haus seines Schwagers zum ersten Mal verlassen und dann wieder umgekehrt ist, scheint nur kurze Zeit verflossen zu sein. Es ist anzunehmen, daß er in dieser Zeit nur die nöthigsten Einkäufe gemacht hat, namentlich den des Hemds, vielleicht auch der Stiefel.

Darauf ist er zu seinem Schwager zurückgekehrt, wieder fortgegangen, nun längere Zeit fortgeblieben und hat seine etwas auffällige nochmalige Rückkehr in das Haus des Schwagers mit der Behauptung begründet, er habe sein Portemonnaie vergessen. Diese längere Zeit dürfte er dazu verwandt haben, den Ueberzieher zu kaufen und beim Pfandleiher seinen Anzug einzulösen. Es ist zu bemerken, daß die Wohnung des Pfandleihers und der Verkaufsladen der Frau Simon in sehr kurzer Zeit mit der Pferdebahn von Rixdorf aus erreicht werden können, so daß er ganz bequem, nachdem er sich bereits der Wäsche und der Stiefel, die er am Sonnabend getragen, entledigt hatte, von Rixdorf nach der Gegend des Oranienplatzes fahren, dort die nicht zeitraubenden Geschäfte der Auslösung seiner Kleidungsstücke und des Ankaufs des Ueberziehers erledigen, mit der Pferdebahn zu seinem Schwager zurückfahren und sich umkleiden konnte, um, wie er behauptet und wie es auch richtig sein kann, gegen halb zwei Uhr das Haus seines Schwagers definitiv zu verlassen und das Rendez-vous mit seiner Braut innezuhalten.

Er hatte aber Veranlassung, am zweiten Feiertag noch einmal nach Rixdorf hinauszugehen, und er hat als Grund für diesen erneuten Besuch angegeben, daß er nun gemerkt habe, er habe in seinem grauen Anzuge, den er am Sonnabend getragen, den Hausschlüssel stecken lassen. Allerdings wird er mit dem grauen Anzuge zu schaffen gehabt haben. Er hat jedenfalls am zweiten Feiertage die Hose ausgewaschen — sie war noch feucht, als sie von dem Criminalbeamten im Spind der Schwester, ganz hinten versteckt, vorgefunden wurde — und Rock und Weste, die ihm unverfänglich erschienen, mit nach Hause genommen.

Der Alibibeweis, den Günzel anzutreten versucht hat, ist also vollständig mißlungen. Er ist zur Zeit der That, um die zehnte Stunde des Sonnabend, nicht bei Sadau gewesen. Er ist auch vor zwölf Uhr nicht bei Hennig gewesen. Er ist nicht im Stande, irgend eine Person zu nennen, mit der er am Sonnabend Abend von neun Uhr an bis um halb eins, als er sich in seiner Schlafstelle einfand, zusammengetroffen wäre. Er ist nicht im Stande, irgend einen nachweisbaren Umstand anzuführen, der bewiesen hätte, daß er sich in den angegebenen Stunden zu irgend einem Augenblicke an einem un-

verfänglichen Orte, den man ruhig eingestehen kann, befunden habe; und es muß immer wieder hervorgehoben werden, daß man bei seinen ersten Vernehmungen von ihm Auskunft über Vorgänge verlangte, die erst wenige Tage alt waren, daß er auch nicht ein einziges Mal gesagt hat: „ich weiß nicht mehr, was ich zu der Zeit gethan habe,“ sondern immer in der Lage zu sein behauptete, ganz genau anzugeben, in welcher Weise er die verfänglichen Stunden verbracht habe.

Ferner waren seine Angaben über die Vorgänge am Morgen des ersten Feiertages durchweg nachweisbar unrichtig. Er hatte wenigstens anderthalb Stunden früher, als er angegeben, die Kaul'sche Wohnung verlassen. Er hatte den Hundertmarkschein nicht wechseln können, bevor er seinen Schwager in Rixdorf aufsuchte und diesem 25 Mark zahlte. Er hat diese 25 Mark in aller Frühe gezahlt und erst gegen Mittag den Hundertmarkschein beim Ankauf des Paletots gewechselt. Seine Behauptung, daß er zweimal die Wohnung seines Schwagers verlassen habe und zweimal umgekehrt sei, weil er beidemal etwas vergessen habe, ist im höchsten Grade verdächtig. Vielmehr darf mit voller Sicherheit angenommen werden, daß er die beiden Ausgänge — wie wir sie besser nennen wollen — dazu benutzt hat, um sich neue Kleider zu verschaffen und dann bei seinem Schwager sich der Wäsche und der Kleider mit den verdächtigen Flecken zu entledigen.

An der Wäsche, die er am Ostersonntag früh in Rixdorf abgelegt und in die schmutzige Wäsche der Schwester geworfen hatte, sind deutliche Blutspuren constatirt worden. Ganz hinten im Kleiderschrank der Frau Ostermann versteckt fand man die dem Angeklagten gehörige Hose, die er am Heiligabend getragen. Sie zeigte noch verschiedene Blutspritzungen. Der obere Theil war offenbar ausgewaschen, man sah verwaschene Flecke, und bei der Berührung des Tuches fühlte man noch die Feuchtigkeit. Auch am Rock des Angeklagten sind kleinere Blutspritzungen, die ihm leicht entgangen sein können. Er hat wahrscheinlich nur den großen Blutfleck auf der Hose gesehen und zu beseitigen gesucht. Die Stiefel des Angeklagten, die er am Abend des Verbrechens getragen, sind, wie er selbst sagt, von ihm weggeworfen und nicht wieder aufgefunden worden. Diese haben vermuthlich die stärksten Spuren des Blutes gezeigt.

V.

Erschien somit Günzel, der in den Diensten des Ermordeten gestanden, der die Einrichtung der Wohnung kannte und wissen mußte, wo Kreiß den Schlüssel zu seinem Geldschrank trug, der über sein Thun und Lassen am Abend vor Ostern auch nicht eine wahre Mittheilung zu machen in der Lage war, der am Ostersamstag mittellos war und in der Frühe des ersten Feiertags seinem Schwager einen Zwanzig- und einen Fünfmarkschein gegeben, in der Mittagsstunde einen Hundertmarkschein gewechselt — man erinnert sich noch, daß dem Ermordeten eine Brieftasche geraubt war, in der sich ein

Hundert-, ein Zwanzig- und ein Fünfmarkschein befanden —, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als am ersten Feiertage sich vollständig umzukleiden und kein einziges der am Tage vorher noch von ihm getragenen Kleidungsstücke wieder angelegt hatte, der nun neue Stiefel, neues Hemd, neue Unterhosen und den vom Pfandleiher ausgelösten vollständigen Anzug mit dem dazu neuerstandenen Ueberzieher trug; dessen alte Kleidung, die er am Tage vorher getragen, überall Blutspuren zeigte, über die Günzel eine genügende Erklärung zu geben nicht vermocht hat — er behauptet, das Blut an seiner Manschette sei daher gekommen, daß er ein Geschwür gehabt, das er mitunter blutig gekratzt habe, und die Blutflecke an seinen Kleidungsstücken rührten von einer Prügelei her, die mit aller Bestimmtheit sowohl von dem Wirthe des Locals, wie von den angeblich an der Prügelei betheiligten Zeugen in Abrede gestellt wird — erschien nach allen diesen furchtbaren Anzeichen der Angeklagte des begangenen Verbrechens in höchstem Grade verdächtig, so kamen noch andere Momente hinzu, um ihn unter der Wucht der nachgewiesenen Verdachtsgründe völlig zu Boden zu drücken.

Bei der Untersuchung der Kleidungsstücke des Günzel fand man ein zusammengenähtes Chemisette, das innen ausgepolstert war. An der einen Seite war es offen, so daß es eine Art gepolsterter Tasche bildete. In dieser Tasche waren Rostflecke.

Es wurde ferner festgestellt, daß Frau Kaul etwa Mitte März ihr Handbeil vermißt hatte. Sie fand es eines Tages ganz unten unter Günzels Wäsche in dessen Kommodenkasten. Sie nahm es wieder an sich. Das Beil verschwand wiederum. Man wurde nun aufmerksamer und bemerkte, daß das Beil am Morgen immer da war, im Laufe des Nachmittags aber immer verschwand. Günzel wurde deswegen von der Wirthin und deren Sohn direct gefragt, was er denn mit dem Beil anfangen wolle? Er gab darauf zur Antwort, daß er Regale bei seinem Principal damit einzuschlagen habe. Ein andermal sagte er, er habe Fässer damit geöffnet.

Er nahm aber auch noch ein Beil von seiner Schwester mit sich fort, und seine Stiefschwester holte es bei ihm ab. Dieser sagte er zur Erklärung für die Wegnahme des Beils, daß er einen Koffer habe öffnen müssen. Noch von anderer Seite befragt, was er denn mit dem Beil eigentlich wolle, behauptete er, er wolle sich damit die Absätze seiner schiefgelaufenen Stiefel gerade klopfen.

Endlich in der Untersuchungshaft wiederum befragt, was ihn dazu habe veranlassen können, das Beil der Frau Kaul und das seiner Schwester wochenlang mit sich herumzuschleppen, gab er eine Antwort, die man komisch nennen könnte, wenn in dieser grausigen Tragödie von Komik die Rede sein dürfte: er sagte, er habe sich mit dem Beil vergiften wollen! Er war thatsächlich in Besitz von Cyankali und sagte nun, daß er das Cyankali auf dem Beil habe zerreiben wollen. In der öffentlichen Gerichtsverhandlung hat er diese letzte Erklärung wiederholt, und als ihn der Vorsitzende darauf

aufmerksam machte, daß man doch nicht vierzehn Tage brauche, um Cyankali zu reiben, sagte er, er sei sehr oft gestört worden und sei noch unbeholfen mit seiner Hand gewesen. Die früheren Angaben seien erlogen, weil er doch nicht habe sagen können, daß er mit Selbstmordgedanken umgegangen sei. Er habe sich mit seiner Braut überworfen gehabt und daran gedacht, sich zu vergiften.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Günzel das Beil in der von ihm gefertigten Chemisettetasche auf bloßem Leibe getragen hat. Er hat die Tasche ausgepolstert, weil ihn sonst das Eisen drückte. Seine Stubengenossen haben gesehen, daß er eines Abends, als er nach Hause kam, vor die Kommode getreten ist, seinen Kasten aufgezogen, seine Beinkleider aufgeknöpft und dann etwas herausgenommen, das er unten in der Kommode verborgen hat. An derselben Stelle hat Frau Kaul später das Beil gefunden. Günzel behauptete, als ihm dies entgegengehalten wurde, es würden wohl seine Schlittschuhe gewesen sein.

Auf die Frage, weshalb er denn das Chemisette zu einer gepolsterten Tasche umgestaltet habe, erklärte er, es sei keine Tasche, es sei nur gepolstert, und er habe das gethan, um sich eine stattlichere Figur zu geben. Wie die Rostflecke in die Tasche hineingekommen sind, vermag er sich nicht zu erklären. Aus diesen Thatsachen erhellt zur Genüge, daß Günzel sich schon seit langer Zeit mit dem Gedanken getragen hat, ein Verbrechen wie das an Kreiß begangene auszuführen.

Mit diesen Beilen ist aber das Verbrechen nicht begangen, sie sind zur Stelle. Dagegen hat man doch sehr starke Anhaltspunkte für den Schluß auf das Werkzeug, dessen sich Günzel bedient haben wird. Jenem Gastwirth Schoßtag, bei dem Günzel als Stammgast täglich verkehrte, und dem er eine hohe Zeche schuldig geblieben ist, fehlte eines Tages — es war ebenfalls im März, als der Wirth diese Wahrnehmung machte — ein ziemlich großer Hammer, der immer am Schenktisch gelegen hatte, und zwar so, daß derselbe sehr leicht von einem Gaste entwendet werden konnte. Günzel erinnert sich auch dieses Hammers, er spricht einmal davon, er hat ihn also unbedingt gesehen. Natürlich leugnet er, ihn mitgenommen zu haben. Aber der Hammer ist fort und nie wiedergefunden worden. Und die schrecklichen Wunden, die dem unglücklichen Kreiß beigebracht worden sind, sind derart, daß sie nach der Aussage der Sachverständigen sehr wohl von Schlägen mit einem Hammer herrühren können.

So wurden denn die bestimmten Anzeichen, die auf Günzel als auf den Mörder des Herrn Kreiß hinwiesen, noch wesentlich verstärkt durch die hohe Wahrscheinlichkeit, daß Günzel sich schon lange mit Mordgedanken getragen, daß er sich mit einem Mordwerkzeuge bewaffnet hatte, und daß dasjenige, mit dem Kreiß getödtet worden ist, ein solches war, wie es der Gastwirth Schoßtag in dem von Günzel gekannten Hammer besessen hatte, in jenem Hammer, der verschwunden war und den Günzel bei seinem täglichen

Verkehr in der Schoßtag'schen Wirthschaft sich sehr wohl hatte aneignen können.

Vorgreifend wollen wir hier noch bemerken, daß Günzel während der Vernehmung vor dem Untersuchungsrichter diesem einen Blaustift weggenommen hat, um damit einige Kassiber herzustellen, die seine Unschuld betheuern und einen Andern als den Verüber der That zu verdächtigen bestimmt sind. Wer in einer so ernsten Situation einen Blaustift bei dem Untersuchungsrichter wegnimmt, wer sich heimlich „für alle Fälle" von seinem Prinzipal Cyankali aneignet, der kann auch einem Gastwirth einen Hammer entwenden. Die Gewandtheit dazu besitzt er jedenfalls, und der Gedanke des Diebstahls schreckt ihn nicht!

So war denn von den Criminalbeamten und dem Untersuchungsrichter alles Material gesammelt und mit großem Scharfsinn gesichtet, um die Kette zur verhängnißvollen Anklage gegen Günzel wegen Ermordung des Kaufmanns Max Kreiß zu schmieden und festzuhämmern. Und selten ist es möglich gewesen, eine Anklage fester zu begründen, als in diesem Falle.

Freilich hört man vielfach die Behauptung aufstellen: Es hat ja Niemand das Verbrechen gesehen, der Thäter leugnet es, und wenn auch die Verdachtgründe sehr starke sind, ein Irrthum ist doch möglich. Auch in der Rechtsprechung, namentlich bei Criminalfällen, sind ja bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen die Irrthümer nicht ausgeschlossen, und sie werden dann immer besonders verhängnißvoll: sie können zum Justizmorde führen.

Gewiß ist in diesen Fällen, in denen es sich um Leben und Tod handelt, die allerstrengste Gewissenhaftigkeit, die allerpeinlichste Prüfung jedes belastenden und jedes entlastenden Momentes eine heilige Pflicht. Aber unsere Behörden haben dieser Pflicht bis auf's Aeußerste genügt. Jede Aussage des Angeklagten, auch die unsinnigste, auch die auf handgreiflicher Lüge beruhende, ist sorgsam geprüft worden. Es ist aber nachgewiesen und unzweifelhaft nachgewiesen, daß Günzel während des ganzen Processes auch *nicht über einen einzigen Vorgang* die Wahrheit gesagt hat; er hat immer gelogen, vom ersten Worte, das er gesprochen, bis zum letzten! Soll man glauben, daß sechzig unbescholtene, anständige, unbetheiligte Leute, die gar keine Berührung mit einander haben, sich zu dem verbrecherischen Werke zusammenfinden, unter dem Zwange des Eides ein Lügengewebe zu spinnen, um einen Unglücklichen zu vernichten? In dieser Beziehung ist ja dieser Proceß ein einziger zu nennen: daß nämlich nicht *ein* Entlastungszeuge den Angeklagten entlastet hat; im Gegentheil: *alle* Zeugen, wie sie sind, sowohl die von der Staatsanwaltschaft wie die von der Vertheidigung geladenen, haben gleichermaßen, mittelbar oder unmittelbar, für die Schuld des Angeklagten zeugen müssen.

Ja, aber Zeugen irren sich, wirft man ein. Sie machen unter Umständen unrichtige Aussagen, nicht aus Bosheit, nicht aus Niedertracht, unwillkürlich;

sie bilden sich unter Umständen in ihrem Kopfe eine feste Vorstellung von Vorgängen, die sie genau beobachtet zu haben glauben, und die trotzdem sachlich nicht richtig sind. Sie halten diese Vorstellung für die Wahrheit und glauben dieselbe mit reinstem Gewissen beschwören zu können; und sie irren unter Umständen doch! Es kommen ja die unglaublichsten Sachen in dieser Beziehung vor. Die Wirthin, bei der Sobbe gewohnt hatte, schilderte denselben als einen ziemlich großen schlanken Mann, blond — und Sobbe war kaum mittelgroß, breitschultrig, mit einem schwarzen Barte und schwarzen Haaren. Als die Wirthin gefragt wurde, wie sie denn darauf gekommen sei, eine so falsche Schilderung zu geben, sagte sie treuherzig: „Jetzt sehe ich, daß mein Miether anders aussieht, als ich mir gedacht hatte. Ich habe immer geglaubt, er wäre blond." Gewiß ist also äußerste Vorsicht geboten, wenn es sich für den Richter darum handelt, das Maß der Glaubwürdigkeit, das den einzelnen Aussagen zu geben ist, zu bestimmen; und der gewissenhafte Richter wird in allen Fällen wohlthun, namentlich in einem Falle wie dem vorliegenden, eher zu wenig als zu viel von dem zu glauben, was den Angeklagten belastet. Gewiß sind diese Einwände voll berechtigt!

Aber darauf ist doch zu erwidern, daß da, wo sich aus den verschiedensten Kreisen, die mit einander absolut nichts zu schaffen haben, von den verschiedensten Zeugen, die sich nie im Leben gesehen, nie mit einander verkehrt haben, über grundverschiedene Dinge Angaben gemacht werden, deren Bedeutung diese selbst kaum fassen können, und wo sich nun alle diese Angaben streng logisch zusammengliedern und zu einem einzigen festen unerschütterlichen Ganzen harmonisch sich vereinigen, daß da entweder die Gesammtzeugenschaft von einem epidemisch contagiösen Irrthum befallen ist — und diese Annahme ist doch als ausgeschlossen anzusehen — oder daß die Glaubwürdigkeit der Zeugen in allem Wesentlichen erhärtet erscheint.

Die beiden Stubengenossen wissen genau, daß Günzel am ersten Feiertag nach sechs, etwa ein viertel auf sieben, seine Stube verlassen hat. Die Zeitungsfrau begegnet um ein viertel auf sieben auf der Treppe einem Manne, der das Haus verläßt, und mit dem sie sich unterhält. Kein anderer Bewohner des Hauses Dresdenerstraße 5 hat um diese Zeit das Haus verlassen. Eine halbe Stunde drauf ist Günzel bei seinem Schwager in Rixdorf. Soll man nun annehmen, daß die beiden Stubengenossen, alle andern männlichen Bewohner des Hauses Dresdenerstraße 5, die Zeitungsfrau, der Schwager, daß sie allesammt sich geirrt haben? Das ist undenkbar. Und gerade so verhält es sich mit allen andern Einzelheiten.

In dem vorliegenden Falle war aber den Zeugenaussagen noch eine ganz besondere Wichtigkeit beizulegen. Man hört freilich oft von Diesem und Jenem die Bemerkung: „Wie kann ich wissen, was ich an dem und dem bestimmten Tage, und wäre es auch ein besonders auffälliger wie der Osterheiligabend, gethan, mit wem ich gesprochen, was ich gesehen habe?" Dieser Einwand ist ja ebenfalls zutreffend. Aber man darf nicht vergessen, daß sich

diesmal die Verdachtsmomente gegen Günzel mit ganz ungewöhnlicher Schnelligkeit häuften, so daß zwischen der Verhaftung des Verdächtigen und der vollbrachten That nur ein Zeitraum von fünf Tagen lag. Damals aber waren die Vorgänge denen, die ein besonderes Interesse an der Sache hatten, weil sie eben auf die Thäterschaft Günzels schlossen, noch ganz frisch in der Erinnerung. Damals war es diesen noch ein Leichtes, sich alle Umstände zu vergegenwärtigen, die in Betracht kommen konnten. Die ersten Aussagen der Verwandten, der Stubengenossen, der Wirthin, der Zeitungsträgerin, der Verkäuferin des Ueberrocks, des Lehrlings, haben den vollsten Anspruch auf Glaubhaftigkeit, und bei diesen erscheint die Gefahr einer unwillkürlichen phantastischen Ausschmückung ausgeschlossen.

Aber auch die andern Zeugen, die später zur Charakterisirung des Günzel herangezogen worden sind, um Wahrnehmungen über frühere unwillkürlich gemachte Beobachtungen und Vorfälle zu geben, verdienen sicherlich vollen Glauben. Darunter verstehe ich die Schankwirthin, die ihn beobachtet hat, als er in der Adalbertstraße in auffälliger Weise vor dem Hause des Kreiß auf- und abschlenderte; die Hausbewohnerin Stockmar, die ihn schon im Februar auf der Treppe der Kreiß'schen Wohnung gesehen; deren Ehegatten, der ihn ebenfalls auf dem Grundstück getroffen hat; den Cigarrenmacher, mit dem er im Mariannenpark spazieren gegangen ist, und dem gegenüber er geäußert hat: Man müsse einen reichen Juden todtschlagen, aber man dürfe sich dabei nicht kriegen lassen. Aber selbst wenn in diesen Aussagen ein unwillkürlicher Irrthum mitwirken sollte, so wäre das ohne Belang.

Denn noch viel wichtiger als alle Zeugenaussagen sind die Indicien. Und es ist eine alte criminalistische Erfahrung, daß Rechtsirrthümer immer nur herbeigeführt worden sind durch Zeugenaussagen, niemals aber durch Indicien. Der lebende Zeuge kann sich irren, der sachliche Zeuge, das Indicium, irrt nicht, lügt nicht. Das Beil, das der Angeklagte tagelang mit sich herumschleppt; die gepolsterte Tasche mit dem Rostfleck; die blutbesudelten Kleider und Wäsche; jene drei Geldscheine von 100, 20 und 5 Mark, die am Sonnabend Abend dem Ermordeten geraubt werden, und die sich in merkwürdiger Uebereinstimmung befinden mit dem Hundertmarkschein, den Günzel bei Frau Simon wechselt, dem Zwanzig- und Fünfmarkschein, die er am Sonntag früh seinem Schwager zahlt; der Kleiderwechsel, die unerklärlichen Ausgaben — sie irren nicht!

Und nimmt man dazu die äußerste Noth, die den Elenden zur Verzweiflung treiben mußte, das Gift, das er sich zu verschaffen gewußt — nicht um sich wegen eines Zerwürfnisses mit seiner Braut zu ermorden, sondern viel wahrscheinlicher um sich zu vergiften, wenn er bei der That betroffen würde —, sein Versprechen, seine Gläubiger zu Ostern zu befriedigen, sein Verhältniß zu dem Ermordeten; nimmt man dazu endlich den Charakter dieses Menschen, wie er sich während der Verhandlungen offenbart hat: vergegenwärtigt man sich diesen Mann von seltenster Verlogenheit und eisernster

Willenskraft, der die zermalmenden Anklagen des Staatsanwalts anhört und ihm ruhig in's Auge blickt, der bei der Verurtheilung zu lebenslänglichem Zuchthaus keine Miene verzieht, der eine Fälschung begangen, eine Erpressung versucht, sich fremdes Gut angeeignet, und schließlich, um eine theatralische Wirkung auf die Geschworenen auszuüben, im entscheidenden Augenblick auch noch einen Meineid leistet und bei Gott dem Allmächtigen schwört, daß er unschuldig sei — erwägt man die That, die Umstände und veranschaulicht man sich den Menschen, so wird man zu dem Schlusse gelangen müssen: Günzel hat Max Kreiß erschlagen, Günzel und kein Anderer hat gemordet und geraubt!

Der sachlichen Momente sind so viele, so schwerwiegende, so eng zusammenhängende, die Zeugenaussagen sind diesmal unter so ungewöhnlich günstigen Bedingungen erfolgt — die Vernehmungen der Zeugen haben unmittelbar nach der That beginnen können, und vom Tage des Verbrechens bis zu den öffentlichen Verhandlungen sind kaum sechs Wochen verstrichen —, Alles fügt sich in so wunderbarer Wohlordnung an- und ineinander, daß es möglich ist, auf Grund dieser individuellen und sachlichen Angaben die Vorgänge, wie sie aller Wahrscheinlichkeit nach gewesen sein müssen, in einer vollkommen zusammenhängenden Darstellung zu schildern. Und dieser Versuch soll hier gemacht werden. Die unausbleiblichen Wiederholungen wolle der Leser verzeihen.

VI.

Zu Anfang des Jahres 1887 erging es dem Handlungsdiener Hermann Günzel herzlich schlecht. Er war schon im Jahre vorher oft längere Zeit ohne Stellung und Erwerb gewesen. Er hatte sich schon von diesem und jenem seiner Verwandten und Bekannten zur Bestreitung der allernothwendigsten Ausgaben Geld borgen müssen. Da hatte er noch das Unglück, sich den Arm zu brechen. War er schon früher durch Leichtsinn und Trägheit in schlechte Verhältnisse gerathen, so wurde er jetzt ohne sein Verschulden auf längere Zeit, wenigstens auf einige Wochen, erwerbsunfähig. Gegen die alleräußerste Noth war er indessen noch geschützt, er brauchte nicht zu hungern.

Er hatte die Bekanntschaft des Wirthes Schoßtag gemacht und sich dessen Vertrauen erworben. Er hatte diesem nämlich erzählt, seine Eltern beabsichtigen um die Osterzeit nach Berlin überzusiedeln und eine Gastwirthschaft zu kaufen, und es würde sich wohl so machen lassen, daß diese sich für den Ankauf der Schoßtag'schen Restauration entschließen würden. Der Wirth, den die Aussicht auf ein gutes Geschäft etwas leichtgläubig gemacht hatte, schenkte diesen Worten Glauben. Günzel, der eine nicht gewöhnliche Redegewandtheit besitzt, führte eine ganze Reihe von Einzelheiten an, die seinen Mittheilungen den Schein der Wahrheit gaben. Und wenn die Eltern zu Ostern kommen würden — so hatte Günzel erzählt — so würden sie auch viel Geld mitbringen und natürlich seine Schulden bezahlen.

Daraufhin ließ sich der Wirth herbei, seinem Stammgast, der früher regelmäßig gezahlt hatte, in letzter Zeit die Zahlung zu stunden. Als aber das Schuldconto Günzels allmählich zu einer ungewohnten Höhe aufstieg, wurde der Wirth doch mißtrauisch, und Günzel war nun darauf bedacht, dem Wirth die Ueberzeugung beizubringen, daß er, abgesehen von der verwandtschaftlichen Hülfe, auch noch für die nächste Zeit auf eine Einnahme zu rechnen habe, die mehr als genügend sei, um die Schuld zu tilgen. Er erzählte ihm, daß der in einer Actiengesellschaft angestellte Friedrich Müller ihm die Zahlung von 300 Mark versprochen habe, wegen eines Dienstes, den Günzel in einem Proceß mit einem Eide zu leisten im Stande war. Schoßtag kannte den Müller und brachte wohl auch einmal das Gespräch auf diese angebliche Forderung von 300 Mark, und Müller machte eine Bemerkung, die den Wirth insofern beruhigte, als er daraus entnahm, daß an der Sache wirklich doch etwas Wahres sei. Müller glaubte wohl selbst damals noch daran, daß er Günzel die 300 Mark werde zahlen können, und er gab ihm, vielleicht als Vorschuß auf diese Summe, vielleicht aus anderen Gründen, ab und zu einige Mark.

Günzel hatte bei Frau Kaul in der Dresdenerstraße 5 eine Schlafstelle. Er theilte die Stube mit dem Sohn der Wirthin, dem Comptoirdiener Kaul, und dem Tischler Off. Da mußte er die wöchentliche Miethe regelmäßig berichtigen, denn Frau Kaul war selbst in dürftigen Verhältnissen und konnte nicht warten. War er nun, wie fast immer, völlig mittellos, blieb ihm gar kein anderer Ausweg, und mußte das Geld gezahlt werden, so schlug er den Weg nach Rixdorf ein. Da wohnte in der Hermannstraße seine Schwester, die mit dem Tischler Ostermann verheirathet war. Die guten Rixdorfer hatten freilich auch nicht viel, sie hatten sogar kaum das Allernöthigste, aber es waren eben gutmüthige Leute, und sie ließen sich immer wieder herbei, dem Bruder, resp. Schwager, dessen Nothlage ihnen bekannt war, und der auch hier seine volle Beredtsamkeit anwandte, um Geld zu bekommen und um die pünktliche Zurückzahlung in sichere Aussicht zu stellen, ein paar Mark zu geben. Auch da wuchs mit der Zeit die Schuld so hoch heran, bis zur Höhe von über 80 Mark, daß Günzel einsah, viel werde da nicht mehr zu holen sein.

So verdüsterte sich seine Lage immer mehr. Er schlenderte rathlos am Wasser entlang, am Mariannenufer, durchstreifte den Park bei Bethanien, immer und einzig von dem einen Gedanken beschäftigt: wie kommt man zu Geld?

„Man müßte einen reichen Juden todtschlagen," sagte er in einer solchen Stimmung gelegentlich dem Cigarrenmacher Werner. Und das war in diesem Falle mehr als die übliche und geschmacklose Redensart, deren sich der Eine oder Andere schon vor Günzel bedient hat, ohne deshalb zum Mörder zu werden. Denn als ihn Cigarrenmacher Werner darauf aufmerksam machte, daß ihm das nicht viel nützen würde, fügte er hinzu: „Ja, aber man darf sich nicht dabei kriegen lassen."

Im Munde eines Mannes, der sich wirklich schon mit düstern Gedanken trug, hatte diese Redensart eine ernstere Bedeutung. Und er trug sich mit düstern Gedanken . . .

Er hatte sich zu jener Zeit bereits das Cyankali aus dem Droguenhandel, in dem er beschäftigt gewesen war, angeeignet, und er wollte davon Gebrauch machen. Im schlimmsten Falle wollte er sich selbst das Leben nehmen. Sich — oder vielleicht auch einem Anderen. . . .

Dieser furchtbare Gedanke reifte allmählich. Er war ausgereift an dem Tage, da Günzel das Beil in der Küche seiner Wirthin zum ersten Mal heimlich fortnahm und zu sich steckte.

War aber dieser Gedanke einmal gefaßt, so drängte sich ihm auch sogleich die Frage auf: Wer soll das Opfer sein?

Und da stieg ihm die Erinnerung auf an jenen Max Kreiß, der ihn nach vierzehn Tagen an die Luft gesetzt, der ihm die Zahlung seines Gehaltes verweigert, gegen den er einen Proceß hatte anstrengen müssen. Der Mann hatte ja Geld, und Günzel wußte, wie man zu diesem Gelde gelangen konnte. Der Geldschrank, in dem immer für die Verhältnisse Günzels erheblichere Summen aufbewahrt wurden, war ohne besonders künstliche Vorrichtung hergestellt und konnte mit einfachem Drehen des Schlüssels geöffnet werden. Und Günzel wußte, daß Kreiß diesen Schlüssel stets in der Tasche bei sich trug.

Es war um die Mitte des Februar, als Günzel mit seinem Plane, Kreiß zu ermorden und zu berauben, fertig war. Sein gebrochener Arm war inzwischen vollkommen geheilt, und zu dem Schlage mit dem Beil bedurfte es auch nur eines Armes. Er trug das Beil jetzt beständig bei sich. Das Eisen drückte ihn. Aus dem alten Chemisette fertigte er sich eine ausgepolsterte Tasche, die groß genug war, um das Eisen des Beils in sich aufzunehmen, und ganz dazu angethan, den Druck zu vermindern.

Aber Frau Kaul vermißt ihr Beil, sie findet es wieder bei Günzel, und zwar versteckt unter der Wäsche in der Kommode. Sie fragt ihn, was er denn mit dem Beile wolle? Er giebt irgend eine Antwort: er wolle Regale aufschlagen. Die Wirthin nimmt ihr Eigenthum wieder in Beschlag. Das Beil verschwindet wiederum. Sie fragt noch einmal. Nun wird ihm die Sache doch bedenklich, er muß ein anderes Beil haben.

Er geht nach Rixdorf zu seiner Schwester und holt sich deren Beil.

„Wozu brauchst Du denn ein Beil?"

„Ich habe einen Koffer zu öffnen."

Auch dieses Beil behält er verschiedene Tage, bis seine Stiefschwester es aus seiner Wohnung abholt.

Inzwischen umkreist er die Stätte, die er sich zur Vollbringung seiner grausigen That ausersehen hatte. Er geht so oft vor dem Hause auf und ab, bald auf der Seite des Wohnhauses, bald auf der gegenüberliegenden, daß es der Frau eines Gastwirthes, die da in der Nähe wohnt, schließlich

auffällt. Denn Günzel ist eine auffällige Erscheinung. Das bartlose scharfgeschnittene Gesicht mit dem vollen Haar prägt sich der Erinnerung leicht ein.

Immer um dieselbe Zeit, Mitte Februar, trifft Frau Stockmar, die eine halbe Treppe höher als Kreiß in dem Quergebäude wohnt, auf der Treppe, die nach dem Boden hinaufführt, einen Unbekannten.

„Was wollen Sie denn hier?" fragt sie.

„Ich wollte da oben etwas nachsehen," antwortet der Betreffende, auf den das volle Licht der Gasflamme fällt, und den Frau Stockmar in Günzel mit aller Bestimmtheit wiedererkannt hat, und er entfernt sich schleunig.

Er wird noch mehrmals in dem Hause betroffen, immer um dieselbe Zeit. Damals hatte er unzweifelhaft ein Beil bei sich, entweder das der Frau Kaul oder das seiner Schwester.

Aber da sowohl Frau Kaul wie Frau Ostermann wußten, daß er das Beil mit sich geführt hatte, war es ihm doch bedenklich, dieses Werkzeug noch ferner mit sich herumzutragen. Da lag nun bei Schoßtag am Schenktisch, an dem er täglich vorüberging, ein schwerer eiserner Hammer, der zu der That, über der er brütete, gerade so geeignet war wie das Beil. Und diesmal fing er es schlauer an: er stahl den Hammer und verbarg ihn gut.

Inzwischen war seine Lage immer verzweifelter geworden. Er war zwar als Stadtreisender auf ganz kurze Zeit beschäftigt gewesen, aber er verdiente dabei so gut wie nichts, und er gab die Stelle auf. Nun drängten aber die Gläubiger und drängten bitter.

„Zu Ostern zahle ich," vertröstete er einen Jeden.

Immer zu Ostern!

Aber dem Wirth Schoßtag wuchs die Geschichte doch nun allmählich über den Kopf. Günzels Rechnung belief sich bei ihm auf 119 Mark 50 Pfennige. Er verlangte bessere Bürgschaften, als diese ewige Vertröstung auf Ostern, auf den Ankauf seiner Wirthschaft durch Günzels Eltern, als die durch nichts bewiesenen Ansprüche an Friedrich Müller wegen der von diesem an Günzel zu zahlenden 300 Mark.

„Die Sache stimmt am Ende nicht," sagte Schoßtag. „Wer weiß, ob Sie das Geld von Müller kriegen."

„Ich habe ja einen Schuldschein."

„Einen richtigen Schuldschein? Den möchte ich wohl sehen."

„Ich werde ihn Ihnen morgen zeigen."

Günzel fälschte nun einen Schuldschein, in dem sich Müller verpflichtete, 300 Mark an Günzel zu zahlen, und er setzte Müllers Namen darunter.

Wie die schlauesten Leute bisweilen die größten Dummheiten begehen, so war es auch bei Günzel der Fall. Günzel überließ diese Fälschung Schoßtag und bedachte nicht, daß dieser sich bei Müller erkundigen werde, wie es um die Sache in Wahrheit stehe. Da nun Günzel in dem Processe nichts von Belang hatte aussagen können, da der Proceß für die Partei, an der Müller Interesse hatte, verloren ging, so dachte Müller gar nicht daran,

die 300 Mark zu zahlen, und erklärte Schoßtag, als dieser wegen der Angelegenheit mit ihm sprach, daß Günzel keine Forderung an ihn habe, und daß der Schein gefälscht sei.

Darauf begaben sich die Beiden, Schoßtag und Müller, in Günzels Wohnung. Sie fanden den, den sie suchten, überschütteten ihn mit Schmähungen und gaben ihrer Entrüstung auch handgreiflichen Ausdruck. Wahrscheinlich hat es dabei auch Ohrfeigen gesetzt. Schoßtag verbot dem Schwindler und Fälscher sein Local, und damit war Günzel in seiner schon genügend verzweifelten Lage die letzte feste Stütze entzogen. Er wußte nun thatsächlich nicht mehr, wovon er leben sollte. Er war am Verhungern.

In der Verzweiflung machte er noch einen doppelten Erpressungsversuch. Er behauptete, daß er von Schoßtag in entsetzlicher Weise mißhandelt worden sei; das Trommelfell sei ihm gesprungen, und er habe eine Gehirnerschütterung davongetragen. Und Müller gegenüber drang er auf die Zahlung der 300 Mark, da es diesem sonst übel bekommen würde, wenn er an geeigneter Stelle Anzeige davon machen würde, daß ihm für eine Zeugenaussage eine Belohnung in Aussicht gestellt sei, und daß er darauf auch bereits Geld erhalten habe. In diesem Sinne schrieb er an die Beiden. Aber weder Schoßtag noch Müller ließen sich einschüchtern. Der Erpressungsversuch war mißlungen, und Günzel mochte sich doch bei seiner Klugheit klarmachen, daß diese unvorsichtigen Briefe nun leicht für ihn bedenkliche Folgen haben konnten.

Dabei hatte er noch immer kein Geld, und die Noth stieg und stieg. Von seinem Schwager konnte er kaum noch etwas bekommen. Seine gutmüthige Schwester gab ihm sogar ihren Trauring, den er versetzen möchte. Dann ließ sich noch der Eine oder Andere zu einem gelegentlichen Darlehn herbei, so der Schuhmacher Riesack und Günzels Schlafgenosse, der Tischler Off. Aber die Wirthin konnte er in der letzten Woche vor Ostern nicht mehr bezahlen, und sie drängte. Und die Andern drängten. Und das Osterfest stand vor der Thür . . .

Keine Hülfe!

Und so setzte sich in dem Gehirn des Verzweifelten nun der Entschluß fest: die That muß geschehen und gleich!

Es war der Ostersonnabend, 9. April. Rathlos lief der Unglückliche durch Berlin. Vielleicht war er auch noch in Rixdorf. Vielleicht ließ er sich an jenem Tage noch ein Butterbrod mitgeben, da er nicht wußte, wie er seinen Hunger am Abend stillen würde. Vielleicht ging er auch noch einmal wie schon so oft nach der „Vossischen Zeitung“, um nachzusehen, ob er eine Stelle finden würde. Aber nichts! Nochmals klopfte er beim Schuhmacher Riesack an, der ihm schon eine Kleinigkeit geliehen hatte, der ein gutmüthiger Mensch zu sein schien. Riesack war nicht zu Hause. Das war um die sechste Stunde und in der Naunynstraße, einer Querstraße der Adalbertstraße. Es mußte bald dunkel werden. Der Mariannenpark, in dem

er so oft auf- und abgeschlendert war, war in nächster Nähe. Da mochte er das Hereinbrechen der Dunkelheit abwarten.

Und nun, um die achte Stunde etwa, da die Straße noch sehr belebt war, nahm er den ihm wohlbekannten Weg und trat in das ihm wohlbekannte Haus ein. Er kannte die Gewohnheiten des Hauses und wußte schon, wie er sich bei dem Portier auf geschickte Weise vorbeidrücken konnte. Und wäre er da Einem aufgefallen, so wäre er um eine Lüge, die seine Harmlosigkeit bezeugt hätte, gewiß nicht verlegen gewesen.

Da stieg er denn vorsichtig die ihm wohlbekannte Treppe, die zur Kreißschen Wohnung führt, hinan. Er schlich bei der bekannten Holzthür vorüber, eine Treppe höher nach dem Boden zu. Da drückte er sich in einen Winkel, just wie an jenem Abend, an dem ihn Frau Stockmar überrascht hatte. Den Hammer von Schoßtag hatte er bei sich — und andere Sachen auch.

Und nun wartete er und horchte.

Wahrscheinlich mag er ursprünglich den Plan gefaßt haben, abzuwarten, bis Kreiß eingeschlafen sei, um dann aus dem Flurfenster auf das Wellbach zu steigen, die Scheibe des Wohnstubenfensters einzudrücken und auf demselben Wege, auf dem am Morgen nach dem Morde der Hausdiener Harzmann in das Zimmer des Unglücklichen stieg, gewaltsam einzudringen. Er brauchte aber diese Gewalt nicht anzuwenden.

Er hörte um die neunte Stunde, wie der Bruder und die Schwägerin von Max Kreiß sich entfernten. Nach einer Weile hörte er auch Stockmar nach Hause kommen . . .

Nun darf er sich ziemlich geborgen fühlen. Nun ist kaum noch eine Störung zu erwarten. Nur noch Geduld, bis Kreiß schläft! Noch brennt seine Lampe im Wohnzimmer . . .

Der erst vor Kurzem von der Krankheit genesene Max Kreiß, der den Tag über mit der Inventur eine sehr anstrengende Beschäftigung gehabt hat, sitzt auf seinem Sopha, verzehrt sein einfaches Abendbrot und trinkt dazu ein Glas Bier. Um sich aufzuheitern, liest er die „Fliegenden Blätter“. Das Hündchen seines Bruders, das in letzter Zeit oft bei ihm geblieben war, weil es als wachsam galt, macht sich bemerkbar, und Kreiß denkt nun daran, daß er das kleine Thier, das sich wedelnd an ihn drückt, noch vor Schlafengehen auf den Hof führen müsse.

Da hört Günzel, der noch immer oben auf der Lauer steht und sich jetzt vielleicht schon dem Thatorte ganz sacht genähert hat, die verrätherische Klingel der innern Glasthür anschlagen. Die Außenthür von Holz wird geöffnet. Er hält den Athem an und lauscht. Kreiß führt den Hund nach dem Hofe hinunter, und da er gleich wiederkommen wird, da die zehnte Stunde bereits geschlagen hat und kein Mensch mehr in das Haus kommt, läßt er die Thür ruhig offen. Sobald Kreiß die Treppe hinabgestiegen ist, kriecht Günzel, der nicht ahnen konnte, daß es ihm so leicht gemacht werden würde, aus seinem Versteck hervor, huscht durch die offene Doppelthür des Vorflurs,

durch die offene Thür des Comptoirs, das halb beleuchtet wird von der Lampe, die im Nebenzimmer rechts auf dem Tisch vor dem Sopha steht, eilt an dem Ofen vorbei, verbirgt sich in dem dunklen Musterraum hinter der Thür und wartet.

Kreiß kommt ahnungslos mit dem Hündchen zurück. Er schließt die Thür. Die Glocke ertönt wieder. Kreiß setzt sich nieder und lächelt über die Späße der „Fliegenden Blätter".

Da hört er plötzlich ein Geräusch. Absichtlich oder unabsichtlich hat der Verborgene sich gerührt. Günzel darf nicht länger zögern. Die That muß schnell vollbracht sein. Er muß zu einer Stunde, die nicht auffällig ist, wieder zu Hause sein.

Kreiß horcht auf, erhebt sich, nimmt die Lampe und tritt in das Comptoir. Er sieht sich um. Er durchschreitet den kleinen Raum bis zur gegenüberliegenden Thür, die zum Musterraum führt.

Und in demselben Augenblicke springt ein Mensch aus dem Dunkel hervor und versetzt dem Unglücklichen mit dem Hammer einen furchtbaren Schlag der die Schädeldecke zertrümmert und ihn besinnungslos zu Boden streckt. Die, Lampe fällt aus seinen Händen, das Becken der Lampe zerbricht, und das Petroleum ergießt sich auf die Dielen.

Nun ist es dunkel. Fällt trotzdem aus dem Corridor ein genügend starker Lichtschein? Oder hat der Thäter, der das Verbrechen mit der kühlsten Ueberleguug vorbereitet, der einen Hammer, einen Strick, wahrscheinlich auch das Gift und irreleitende Documente zu sich gesteckt hat, auch Fürsorge dafür getroffen, daß er Licht machen könne? Wer kann es sagen!

Aber Günzel hat gesehen, hat gut gesehen, und trotz der zertrümmerten Lampe ist es im Zimmer hell, viel zu hell! Die Nachbarn wachen noch, sie können in's Zimmer blicken. Das Zeug des Vorhanges ist zu dünn, man kann vielleicht doch durchsehen, und die ungewohnten Bewegungen, die jetzt vorgenommen werden, könnten auffallen.

Herunter das Wetterrouleau! Aber der da am Boden stöhnt noch und röchelt, und er soll ein stiller Mann werden. Und noch ein paar fürchterliche Schläge auf den Schädel und, da das Röcheln noch immer andauert, die Schnur um den Hals geschlungen und festgezogen.

So, jetzt ist Alles still, todtenstill. Aber die Hand ist blutig, und blutig die Manchette; und da und da ist wohl auch ein Tropfen Bluts angespritzt. Da liegt ein Stück Zeitungspapier, da wird die blutige Hand abgewischt.

Und nun das Rouleau geschlossen! Es will nicht herunter, es leistet Widerstand. Ein gewaltsamer Ruck, ein krampfhaftes Zerren, und es senkt sich tief genug und zerreißt.

Nun kann Niemand mehr in das Zimmer sehen, und nun faßt die blutige Hand des Mörders in die linke Hosentasche des Ermordeten. Und sie findet den Schlüssel.

Der Schrank wird geöffnet. Da liegt die Brieftasche. Er steckt sie zu

sich. Und da Gold, viel Gold, blinkende Goldstücke in der Schwinge! Und Silber! Er füllt damit seine Taschen. Nun hat er Alles genommen. Er schließt die Thür des Schrankes, die nur angedrückt zu werden braucht, um in's Schloß zu fallen. Und das Entsetzliche ist vollbracht!

Da werden noch ein paar Zettel hingelegt, ein Steuerzettel, ein anderer Zettel mit einem Namen. Wenn man die bei der Leiche findet, so wird man nach den Besitzern der Zettel fahnden, und Niemand weiß, daß der Mörder sie besessen hat. Und die Uhr mit Kette wird auch noch geraubt.

Aber wie nun entkommen? Das kleine Hündchen ist zwar nicht zu fürchten! Das hat sich verkrochen. Aber die Glocke an der Glasthür schlägt an. Der Bügel ist indessen leicht zurückzubiegen. Der Mörder holt aus dem Musterraum die Stehleiter. Ehe er jedoch zu dieser mühevolleren Arbeit zu schreiten braucht, fällt sein Blick auf einen Stock des Verstorbenen. Vielleicht läßt sich mit dem schon die Glocke anhalten. Der Versuch wird gemacht und gelingt. Geräuschlos wird die Glasthür geschlossen, vorsichtig die hölzerne Außenthür angedrückt, daß das Schloß einschnappt. Und nun ist Alles gut. Der Geldschrank ist geschlossen, die Wohnung ist geschlossen, der Mörder befindet sich auf dem Vorflur und hat seinen Raub in der Tasche.

Behutsam schleicht er die Treppe hinab. Er ist auf dem Hofe. Ohne vom Portier bemerkt zu werden, übersteigt er den niedrigen Thorweg mit Leichtigkeit. Und nun geht er ruhig seines Wegs wie jeder andere Harmlose, als ob nichts geschehen sei. Kein Mensch achtet auf ihn.

Aber das geraubte Gut muß geborgen, es müssen auch verschiedene andere Dinge beseitigt werden. Das Gold blinkt und klingt; er darf es nicht bei sich behalten. Und das Gold ist widerstandsfähig, Jahrhunderte lang kann es verscharrt bleiben, es verliert nichts an seinem Werth.

Im Mariannenpark und sonstwo giebt es stille Plätze, und in der elften Stunde ist es da menschenleer. Mit einem Hammer läßt sich gut schaufeln. Es braucht ja kein tiefes Loch zu sein. Er allein weiß, wo der geraubte Schatz liegt, und er hat sich schon ein Plätzchen ausgesucht, wo es so leicht Niemand vermuthet, und wo er allein es jederzeit finden kann. Er will also nur das Allernothwendigste bei sich behalten, nur das Papiergeld, die 125 Mark, und dann vielleicht noch ein Goldstück und das Silber. Mehr gewiß nicht. Eben nur das, was absolut nöthig ist, um die drückendsten Schulden zu zahlen, die nöthigsten Anschaffungen zu bestreiten, und um lustige Ostern mit der Braut zu verbringen, nicht mehr. Was er später braucht, kann er ja jederzeit holen. Schon mit den 125 Mark, die er in Papier besitzt, kommt man weit. Soviel hat er seit Jahren nicht zusammen besessen.

Und nun ist auch dies Geschäft besorgt, Gold und Uhr sind geborgen. Und nun weg mit dem Hammer, der in den Canal fliegt, weg mit der blutigen Manchette, dem Vorhemd und der Cravatte, und weg mit dem Schlüssel!

Die Spuren der furchtbaren That sind beseitigt, und nach den entsetzlichen Anstrengungen fühlt sich der Mörder ganz erschöpft und er bedarf der Samm-

lung. Er muß sich beherrschen. Aber er besitzt die Gabe der Selbstbeherrschung in seltenem Grade. Er muß sehr bald nach Hause kommen, es ist schon Mitternacht. Seine Schlafgenossen dürfen ihm nicht das Geringste anmerken.

So beginnt der Tag der Auferstehung, als der Mörder sein Handwerk beendet hat.

Da hat er aber noch immer den Stock des Ermordeten, mit dem er die Thürglocke zum Schweigen gebracht, in der Hand. Er hat in der Aufregung vergessen, sich dieses Stockes zu entäußern, und dieser Gegenstand könnte zum Verräther werden. Vielleicht zeigt er auch Blutspuren. Er bemerkt das erst, als er in das Haus getreten ist. Er stellt den Stock vor der Wohnung in eine dunkle Ecke. Er will am andern Morgen in aller Frühe vor allen Andern aufstehen, das Haus verlassen und wird dann den Stock mitnehmen.

Um halb eins tritt Günzel in sein Zimmer. Zu seiner Ueberraschung, zu seiner unangenehmen Ueberraschung findet er seine beiden Stubengenossen noch wach.

„Woher kommst Du denn so spät?“ fragt einer.

„Ich bin bei meinem Schwager gewesen. Er hat lange auf sich warten lassen. Wir haben noch ein Glas Bier getrunken,“ antwortet Günzel. „Ich bin Ihrer Mutter auch noch Geld schuldig,“ fügt er hinzu und bezahlt Kaul die schuldigen 5 Mark 90 Pfennige.

„Und Dir auch noch, Off,“ und er zahlt ihm die 2 Mark.

Die Beiden sehen zu ihrem Erstaunen, daß Günzel ein ziemlich volles Portemonnaie hat. Dem Off fällt das auf.

„Du bist wohl bei einem Goldonkel gewesen?“ sagt er.

Günzel antwortet nicht mehr darauf. Mit einer gewissen auffälligen Vorsicht legt er ein schmales Packet, das wohl eine Brieftasche enthalten könnte und das thatsächlich die Brieftasche enthält, in die Ofenröhre hinter den Cigarrenkasten.

Die Andern werden nun neugierig, und Günzel bemerkt, daß er der Gegenstand einer besonderen Aufmerksamkeit ist. Es ist ihm unbequem, daß er soviel angesehen wird. Vielleicht ist doch noch ein Tropfen Blut zu sehen. Er bürstet seine Kleider, und richtig, da an der Hose ist ein großer Fleck!

Da tritt er ohne ein Wort zu sagen an das Bett des Kaul und bläst diesem die Lampe vor der Nase aus.

„Sind Sie verrückt geworden?“ sagt dieser, „ich lese ja noch.“

Günzel macht sich klar, daß er eine Dummheit begangen hat. Jetzt darf er nichts Auffälliges begehen.

„Ich habe nicht gewußt, daß Sie noch lesen, ich werde die Lampe wieder anstecken.“ Er thut es.

„Ich muß morgen früh wieder hinaus nach Rixdorf,“ fügt er hinzu, „wollen Sie mich um sechs Uhr wecken?“

Aber er braucht nicht geweckt zu werden. In der Nacht wälzt er sich

unruhig auf seinem Lager hin und her, der Schlaf flieht ihn, und es sind keine fünf Stunden vergangen, so ist er schon wieder auf den Beinen und macht sich zum Ausgehen zurecht. Zwischen fünf und halb sechs Uhr steht er auf. Er zieht sich leise an, macht sich an seinem Koffer zu schaffen und nimmt das Packet aus der Röhre.

Off wacht und sieht nun, wie Günzel, als er das Packet einwickelt, zittert, heftig zittert, mit den Händen schlägt.

Da mochte sich dem Mörder wohl der fürchterliche Vorgang des Abends vorher vergegenwärtigen!

Kurz nach sechs Uhr verläßt er das Zimmer und nimmt den Stock, den er draußen hat stehen lassen. Als er die Treppe hinabsteigt, begegnet ihm eine Zeitungsträgerin, die von unten kommt und im vierten Stock eine Zeitung abzugeben hat.

„Wollen Sie mir eine Zeitung verkaufen?"

„Ich habe keine übrig."

„Dann borgen Sie mir wohl ein Exemplar, bis Sie wieder herunterkommen?"

„Jawohl." Sie giebt ihm die Zeitung und steigt die Treppe hinauf. Günzel entfaltet das ganze Blatt und durchsucht es. Als die Zeitungsfrau wieder zurückkommt, legt er das Blatt zusammen und giebt es ihr zurück mit den Worten: „Es steht noch nichts drin von dem Morde."

„Was denn? Ist denn schon wieder ein Mord geschehen?"

„Jawohl, in der Adalbertstraße."

Er giebt ihr 10 Pfennige. Sie verlassen zusammen das Haus. Günzel schlägt die Richtung nach dem Kottbuser Thor ein. Er schlendert weiter bis zur Kottbuser Brücke, und das Wasser, das soviel schon von ihm zu verbergen hat, nimmt auch den Stock auf, dessen er sich noch zu entledigen hat. Dann begiebt er sich nach Rixdorf und ist um dreiviertel sieben bei seinem Schwager.

Dem zahlt er auf die Schuld, die die Gesammthöhe von mehr als 80 Mark beträgt, auf Abschlag 25 Mark, und zwar den Zwanzig- und den Fünfmarkschein aus der geraubten Brieftasche. Schwester und Schwager sind einigermaßen verwundert.

„Merkst Du was?" sagt die Schwester zu ihrem Manne.

„Woher hast Du denn soviel Geld?" fragt Ostermann.

„Müller hat mir von den 300 Mark, die er mir schuldig ist, eine Abschlagszahlung gemacht. Ich bekomme bald noch mehr, und dann gebe ich Euch auch noch was."

Aber es ist ihm lästig, daß er noch immer an der Wäsche, die er trägt, leichte Blutspuren hat. Er verläßt also die Seinigen bald und kauft in der Nähe irgendwo vor allen Dingen Hemd und Stiefel. Er zieht die neuen Stiefel gleich an und die alten wirft er weg. Die Wäsche wechselt er bei

seiner Schwester, und nun bei genauerer Betrachtung seines Anzugs sieht er auch hier und da kleine Blutspritzer.

Er verabschiedet sich noch einmal und nimmt am Rollkrug die Pferdebahn bis zum Oranienplatz. Da ist in nächster Nähe das Pfandleihhaus, in dem er seinen guten Anzug versetzt hatte. Den löst er mit seiner Uhr ein.

Ebenfalls unmittelbar dabei ist auch der Laden von Simon. Da kauft er einen Ueberzieher und wechselt bei dieser Gelegenheit den Hundertmarkschein.

Was soll er nun mit den alten Sachen anfangen? Bei der Schwester sind sie am sichersten geborgen. Er kehrt also schnell zurück, fährt wieder bis zum Rollkrug, und erscheint zum Erstaunen seiner Schwester noch einmal.

Für die nochmalige Wiederkehr giebt er als Erklärung an: er habe sein Portemonnaie vergessen.

Er hat es nicht vergessen, denn er hat eben den Hundertmarkschein gewechselt. Nun kleidet er sich um, vollständig. Er nimmt noch schnell von dem Mittagsmahl eine Kleinigkeit zu sich und eilt dann wieder mit der Pferdebahn nach der Gegend zurück, in der er wohnt — in der auch der Mord begangen ist —, denn seine Braut erwartet ihn an der Thomaskirche.

Da konnte er allerdings durch die Adalbertstraße gehen, und er sieht da einen Auflauf. Der Mord war bekannt geworden. Er fragt aber nicht, weshalb die Leute sich da zusammenrotten, er braucht nicht zu fragen. „Ich dachte, es wäre eine Hochzeit,“ sagt er später. Und nun trifft er seine Braut und verbringt mit ihr einen vergnügten Nachmittag im Grunewald.

Am anderen Tage kehrt er nach Rixdorf zurück. Die Schwester ist erstaunt darüber.

„Bis Du schon wieder da?“

„Meine Wirthin ist zur Kindtaufe gegangen, und ich kann nicht in die Wohnung,“ sagt er. Er hat in der That einen guten Grund, um nach Rixdorf zurückzukehren; denn gestern hat er keine Zeit gehabt, den verdächtigen großen Blutfleck am Schenkeltheil der Hose zu beseitigen. Heute gelingt es ihm. Er wäscht sie aus mit der Seife, die er eigens mitgebracht hat, und dann versteckt er die Hose ganz hinten im Schrank. Nun, meint er, ist jede Spur verwischt.

Freilich mag er unheimliche Stunden während der Feiertage und der beiden folgenden Tage verbracht haben, und es mußte ihn durchschauern, wenn er von dem Morde sprechen hörte — und man sprach von nichts Anderem in Berlin —, wenn die Verwünschungen über den Mörder an sein Ohr schlugen. Wie mag er die Zeitungen durchstöbert haben, ob sie irgend etwas brächten, das darauf hinwiese, wie man dem Mörder auf der Spur sei. Aber was er las, konnte ihn nur beruhigen. Man suchte immer nach den Besitzern der räthselhaften Zettel, und er hatte nichts Verdächtiges mehr an sich. Das Geld war geborgen. Jeder Tag, jede Stunde war für ihn ein Gewinn. Die That mußte sich immer mehr verdunkeln. Nur noch einige Tage, und Alles war gut!

VII.

Schon viermal hatte sich Günzel in sein Bett gelegt, schon viermal war er aufgestanden, ohne daß Jemand irgend einen Verdacht gegen ihn zu hegen schien. Nur noch ein paar Tage weiter, und vorläufig die äußerste Vorsicht, keine auffälligen Ausgaben. Er mochte sich klarmachen, daß er in der furchtbaren Aufregung, die der That unmittelbar folgte, schon viel zu viel Geld ausgegeben hatte, und zwar über hundert Mark. Einen Hundertmarkschein konnte er allenfalls gefunden haben. Ein solcher Fund gehörte ja nicht zu den Unmöglichkeiten. Aber jetzt nur um keinen Preis mehr eine Handlung, die irgendwie vom Gewöhnlichen abwich!

Und so legte er sich denn zum fünften Mal zur Ruhe. Und da am fünften Morgen wurde er von einem fremden Manne geweckt, der ihm in dienstlichem Tone befahl, sich anzukleiden und ihm zu folgen. Er wußte ganz genau, um was es sich handelte. Er folgte dem Criminalbeamten nach dem Molkenmarkt und bildete sich ein, daß das einfache Ableugnen und Lügen genügen würde. Bei aller Klugheit besaß er die unglaubliche Dummheit, zu meinen, daß ihm, da er nicht auf frischer That ertappt war, da ihn Niemand unmittelbar vor, während oder nach der That unter verdächtigen Umständen gesehen und da man bei ihm keinen Gegenstand gefunden, der dem Beraubten zugehört hatte — daß ihm deswegen auch nichts bewiesen werden könne.

Weit verbreitet ist ja in den Kreisen der mäßig Gebildeten und der Ungebildeten der Irrthum, daß es zur Ueberführung der Schuld eines Augenzeugen oder zum Mindesten eines unwiderleglichen Beweisstückes, das aus dem Besitze des Opfers in den Besitz des Verbrechers übergegangen ist, unumgänglich bedürfe. Das Geld, das in gleichartiger Gestalt überall verbreitet und überhaupt dazu bestimmt ist, von Hand zu Hand zu gehen und den Besitzer zu wechseln, mußte Günzel für völlig unverfänglich halten. Er bedachte nicht, daß ihm die größere Seltenheit der kleinen Bankscheine, zwanzig und fünf Mark, verhängnißvoll werden konnte. Er konnte auch nicht wissen, daß der Bruder des Ermordeten sich zufälligerweise genau des Umstandes erinnerte, daß ein Zwanzig- und ein Fünfmarkschein am Sonnabend geraubt worden waren, und er setzte jedenfalls voraus, daß sich die Behörden, wenn sie nach seinen Ausgaben forschten, mit dem von seinem Schwager gegebenen Bescheide, er habe von Günzel 25 Mark erhalten, zufrieden geben würden. Daß man die weitere Frage stellen würde, in welchen Münzsorten die Zahlung erfolgt sei, und daß dadurch die Uebereinstimmung zwischen der Münzsorte der an Ostermann gezahlten Summe und des an Kreiß begangenen Raubes nachgewiesen werden konnte — daran hatte Günzel, der Alles bedacht zu haben glaubte, doch nicht gedacht!

Es hat sich hier in der That der in der Geschichte der Criminalprocesse unglaublich seltene, vielleicht kaum dagewesene Fall ereignet, daß das Geld

in den gewöhnlichsten und gangbaren Werthzeichen zu einer schwerwiegenden Belastung für den Beschuldigten geworden ist.

Der geraubten Uhr mit der Kette hat er sich wohlweislich entäußert. Diese verrätherischen Gegenstände sind aber unzweifelhaft zugleich mit dem geraubten Golde irgendwo verborgen. Er hätte sie wohl später einmal, nachdem das baare Geld verausgabt und die Erinnerung an das Verbrechen in der Adalbertstraße schon verblaßt sein würde, zu irgend einem Pfandleiher getragen.

Während seiner nur fünf Wochen währenden Untersuchungshaft hat er bei allen Vernehmungen die von ihm einmal eingenommene Haltung des hartnäckigen Ableugnens beibehalten. In seiner Zelle mag es ihm aber doch allmählich klar geworden sein, daß die Gerechtigkeit klüger ist als das Verbrechen. Mit Schaudern mußte er nach seiner jedesmaligen Vernehmung die Wahrnehmung machen, wie sich die ihn belastenden Momente zu immer erdrückenderer Wucht zusammenballten; und in seiner Rathlosigkeit verfiel er beim Grübeln darüber, was er wohl noch zu seiner Rettung ersinnen könne, auf ein Mittel, von dem er sich vielleicht einbildete, daß er es erfunden habe, daß es neu und deshalb noch wirksam sei.

Mit verstellter Handschrift fertigte er eine Anzahl von Schriftstücken an, die dazu bestimmt waren, dem Untersuchungsrichter in die Hände gespielt zu werden. In diesen Kassibern, zu deren Urheberschaft sich Günzel theilweise selbst bekannt hat, wurde betheuert, Günzel sei unschuldig an dem Verbrechen. Der Verdacht wurde auf Ungenannte gelenkt und wiederum — naturam expellas — in der Günzels ganzem Lügensystem anhaftenden Eigenthümlichkeit: unter Hinzufügung von charakteristischen kleinen Einzelheiten, die der Angabe eine größere Wahrscheinlichkeit zu geben bestimmt waren. Er schrieb auch auf einen abgerissenen Fetzen das Bruchstück eines Briefes, der den Anschein erwecken sollte, als rühre er von dem eigentlichen Verbrecher her. Der Brief war aus einem Hafenorte datirt, und der Untersuchungsrichter sollte annehmen, daß der Schreiber über das Meer entwischt sei. Günzel glaubte sehr schlau gehandelt zu haben! In Wahrheit hat er die größte und für ihn verhängnißvollste Dummheit begangen. Gerade diese Art von Kassibern sind allen criminalistisch erfahrenen Männern längst bekannt, und noch niemals hat ein Unschuldiger einen derartigen Kassiber verfaßt. Mit gutem Recht durfte daher der Staatsanwalt hervorheben, daß, wenn irgend etwas dazu angethan sei, die schon sonnenklare Schuld des Angeklagten noch augenscheinlicher zu machen und die Schlinge noch fester zu ziehen, es gerade diese von ihm fabricirten Kassiber sein würden.

Auch vor dem Gericht hat Günzel sein Benehmen nicht verändert. Wenn er sich nicht zur Schuld bekennen wollte, blieb ihm auch in der That nichts Anderes übrig, als bei seiner einmal eingenommenen Haltung nun zu verharren. Er hatte sich so verrannt, daß es nun keinen andern Ausweg für ihn mehr gab, als das reumüthige offene Geständniß; und daß er seine

Sache dadurch nicht bessern könnte, war ihm klar. Jetzt also war er dazu gezwungen, unzweifelhafte Thatsachen mit frecher Stirn in Abrede zu stellen und eben so unzweifelhafte Lügen zu behaupten. Einen besondern Scharfsinn in der Erfindung seiner Lügen hat er nicht bekundet; erstaunenswerth ist nur, daß die Quelle seiner Lügen nie versiegte, daß er allezeit bereit war, auf jede gestellte Frage irgend eine Antwort zu geben, und immer in gewandter Form. Diese Gewandtheit ist ihm denn auch von vielen der Zuhörer anscheinend hoch angerechnet worden, meines Erachtens viel zu hoch! Denn darauf allein läßt sich die Redensart zurückführen, die man hier und da wohl gehört hat: daß der Angeklagte einen „günstigen Eindruck“ mache. Auf diejenigen, die sich von dieser Suada nicht bethören ließen, mußte der Angeklagte im Gegentheil wirken wie ein durch und durch verkommener gemeiner Mensch.

Die Geschworenen hatten auf die beiden Hauptfragen zu antworten: ob Günzel den Kaufmann Max Kreiß „mit Ueberlegung“ getödtet (gemordet), und: ob er ihn beraubt und bei dem Raube getödtet habe?

Die erste Frage, die Tödtung betreffend, haben die Geschworenen mit der Einschränkung bejaht, daß Günzel den Kaufmann Max Kreiß zwar getödtet, aber „ohne Ueberlegung“ getödtet habe. Die zweite Frage haben sie bejaht.

Die Tödtung eines Menschen wird, wenn die Tödtung nicht mit Ueberlegung ausgeführt wird, als Todtschlag mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft. Die Beraubung eines Menschen wird, wenn bei dem Raube durch die gegen das Opfer verübte Gewalt der Tod desselben verursacht worden ist, mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren oder mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft. Der Staatsanwalt stellte den Antrag, über Günzel das höchste Strafmaß zu verhängen. Dementsprechend hat auch der hohe Gerichtshof Günzel zu lebenslänglichem Zuchthaus und dauerndem Ehrverluste verurtheilt.

Der Wahrspruch der Geschworenen entzieht sich natürlich der Kritik. Eine sachgemäße ruhige Erörterung desselben wird indessen gewiß nicht verübelt werden können. Die Frage, die zur Entscheidung lag, war ebenso einfach wie deren Beantwortung folgenschwer. Diejenigen, die über diese Angelegenheit ein Urtheil abzugeben berufen waren, hatten sich nur die Meinung darüber zu bilden: ist der Angeklagte diejenige Persönlichkeit, die Max Kreiß um's Leben gebracht und beraubt hat oder nicht? Wenn er der Thäter war, dann war er auch der Mörder, nicht der Todtschläger; dann war er, so hart es das Gewissen der Geschworenen bedrängen mochte, unbedingt wegen Mordes mit dem Tode zu bestrafen. Denn daß Günzel sein Verbrechen auf das Reiflichste durchdacht, langsam vorbereitet und mit vollster Ueberlegung ausgeführt hat, erscheint über allem Zweifel erhaben.

Aber da nun der Mörder nicht auf frischer That ertappt worden ist, so mögen die Geschworenen, die menschlichen Regungen zugänglich sind und

zugänglich sein sollen, doch vor der äußersten Consequenz der Verurtheilung wegen Mordes zurückgeschreckt sein. Sie mögen sich gesagt haben, daß, wenn es auch zu den allergrößten Unwahrscheinlichkeiten gerechnet werden müsse, doch noch immer die allerentfernteste Möglichkeit construirt werden könne, daß Günzel, der ganz genau wußte, daß er von dem lebenden Kreiß niemals den Schlüssel zu dem eisernen Geldschrank erlangen konnte, trotz Beil, Hammer, Blutflecken und Geld doch nicht der Mörder sei. Sie haben es, da sie von der Schuld Günzels wohl überzeugt waren und überzeugt sein mußten, für ihre Pflicht gehalten, diesen Menschen, einen der gefährlichsten Verbrecher, die je vor den Schranken gestanden haben, dauernd unschädlich zu machen, aber sie haben ihn nicht dem Beile des Scharfrichters überliefern wollen. Und auch in diesem Falle haben die Geschworenen mit der Wirkung ihres Spruches anscheinend den Wünschen der großen Mehrheit ihrer Mitbürger entsprochen.

Landgerichtsdirector Krause hat sich in den fünf überlangen Sitzungen, welche von den Verhandlungen in Anspruch genommen wurden, durch seine ruhige streng sachliche Leitung auf das Glücklichste bei uns eingeführt; er hat bekundet, daß er das riesige Material vollkommen beherrschte; er hat Licht und Schatten gleich vertheilt und der Anklage denselben breiten Spielraum gewährt wie der Vertheidigung. Nicht einen Augenblick hat ihn die Ruhe verlassen, und das war bei dem Verhalten des Angeklagten, dessen beständiges Lügen auch den Geduldigsten nervös machen mußte, der immer bestrebt war, das Einfachste zu verwirren, keine Kleinigkeit.

Staatsanwalt Otto, der sich schon durch seine hervorragende Wirksamkeit in den Processen gegen Conrad und Dickhoff als eine staatsanwaltliche Kraft erster Ordnung bewährt hat, hat in seiner Begründung der Anklage ein wahres Meisterwerk geliefert. Mit unanfechtbarer Logik hat er Stein zu Stein zu der unerschütterlich festen Grundlage gefügt, auf der in klarer und anschaulicher Gliederung die fürchterliche Anklage sich aufbaute. Mit wunderbarer, eindringlicher, ergreifender Beredtsamkeit, deren mächtiger Wirkung sich Niemand entziehen konnte — auch nicht der Angeklagte, so unempfänglich zu bleiben er sich auch den Anschein gab —, hat der Staatsanwalt die Schuld Günzels nachgewiesen und aus tiefster Ueberzeugung das Haupt des Mörders gefordert.

Nicht minder verdienstlich ist die Thätigkeit des Vertheidigers, Rechtsanwalts Wronker, der für die verlorene Sache mit unermüdlichem Eifer, mit scharfem Verstande und glänzender Beredtsamkeit eingetreten ist. Schritt auf Schritt ist er der Beweisführung des Staatsanwalts gefolgt und hat alle Momente geltend gemacht, die irgendwie dazu geeignet erschienen, die Betheiligung seines Schutzbefohlenen an dem Morde als nicht erwiesen hinzustellen. Alles, was zu Gunsten des Angeklagten vorgebracht werden konnte, hat er gesagt.

Auch die Geschworenen haben während dieser Verhandlungen ihre ernsteste Theilnahme und ihr vollstes Verständniß in ungewöhnlicher Weise durch sachgemäße Fragen und bedeutungsvolle Anregungen bekundet. Ihrer

einsichtsvollen Mitwirkung ist es zu danken, daß manches Zweifelhafte klargestellt worden ist.

Bevor sich die Geschworenen in das Berathungszimmer zurückzogen, erhob sich der Angeklagte und schwor bei Gott dem Allmächtigen, daß er unschuldig sei. Und nachdem er das Urtheil, das ihn für alle Zeiten aus der bürgerlichen Gemeinsamkeit ausschließt, vernommen hatte, ergriff er noch einmal das Wort, um zu erklären, daß er über das Urtheil entrüstet sei und sich bei demselben nicht beruhigen werde. Der Vorsitzende sah sich genöthigt, den Angeklagten auf das Ungebührliche seines Verhaltens aufmerksam zu machen.

Damit hat dieser Proceß sein Ende erreicht, der in seiner Art als ein Muster angeführt werden kann. Selten ist es in der That gelungen, einen vollkommeneren und überzeugenderen Indicienbeweis zu erbringen, als in diesem Falle. Es ist möglich gewesen, mit nahezu unwiderleglicher Bestimmtheit nachzuweisen, wie der Mordgedanke in Günzel aufgekeimt und langsam zur That gereift ist. Man hat die Bewegungen des Schuldigen vor der That in allen Entscheidungspunkten genau verfolgen können. Die Untersuchung ist in der Lage gewesen, ihm sozusagen Schritt auf Schritt nachzugehen. Das Werkzeug, mit dem der Mord verübt worden ist, ist nicht gefunden worden. Man weiß gleichwohl, ohne sich bei den Sachverständigen Rath zu holen, wie es beschaffen gewesen sein muß. Man kennt die Beile, die Günzel mit sich herumgeschleppt, und kennt den Hammer, den Günzel in Schoßtags Wirthschaft gesehen hat und der verschwunden ist. Niemand hat Günzel in das Haus hineinschleichen und aus dem Hause entkommen sehen, aber die Probe am Orte der That, wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck zu gebrauchen, ist von Frau Stockmar und deren Mann belauscht worden. Das dem Erschlagenen geraubte Gut ist in derselben Gestalt so allgemein verbreitet, daß auch hier der Nachforschung jeder Anhalt zu fehlen schien. Und doch sind die unscheinbaren gewöhnlichen Kassenscheine zu fürchterlichen Anklägern geworden. Niemand hat gesehen, was im Dunkel der Osternacht in dem unheimlichen Seitengebäude der Adalbertstraße sich ereignet hat, und man weiß Alles. „Die Sonne bringt es an den Tag“ . . .

LIBER

Illustrirte Bibliographie.

Blätter für Kostümkunde. Historische und Volks-Trachten. Neue Folge. Herausgegeben von A. von Heyden. Berlin, Franz Lipperheide.

Die Kostümkunde im weitesten Sinne ist erst in unserem Jahrhundert ein Gegenstand ernster wissenschaftlicher Behandlung geworden. Je mehr man von der Betrachtung der Geschichte als einer Wechselfolge von Krieg und Frieden sich entfernte, je mehr man neben den Thaten der Herrscher die Entwickelung des Volksgeistes zu erforschen lernte, je mehr mit einem Wort die Weltgeschichte sich zur Culturgeschichte gestaltete, um so mehr gewöhnte man sich, auch in der mannigfaltig wechselnden Tracht der Völker und der Jahrhunderte ein Element zu sehen, das im engsten Zusammenhange mit den natürlichen Bedingungen und Anlagen eines Stammes und den geistigen Strömungen eines Zeitraumes steht. Mit den Fortschritten geschichtlicher Bildung wuchs auch dem Laien das Verständniß dafür, daß jede Zeit — wie in den bildenden und redenden Künsten — so auch in der Tracht ihren eigenen Ausdruck findet, und es wäre heute nicht mehr möglich, Römer-Tragödien moderner Dichter in einem beliebigen Kostüm auf die Bühne zu bringen. Was vor einem Jahrhundert nicht einmal als fremdartig empfunden wurde, wäre heute lächerlich.

Man kommt unwillkürlich, wenn man von der Kostümkunde sprechen will, auf die Bühne. Denn sie ist es vornehmlich, welche die Ergebnisse der Forschung praktisch verwerthet. Freilich wird im Allgemeinen nicht die peinliche Genauigkeit angestrebt und nicht erreicht werden können, mit welcher einzelne besonders begünstigte Institute zu Werke gehen. Aber eine vernünftige Theaterleitung wird doch stets mit den zu Gebote stehenden Mitteln der für die Zeit und den Charakter eines Stückes, einer Persönlichkeit festgestellten äußeren Erscheinung möglichst nahe zu kommen suchen.

Unter den Vorlagen nun, welche dem Bühnenleiter und bildenden Künstler heute zur Verfügung stehen, nehmen die Blätter für Kostümkunde*) in zweifacher Hinsicht die

---

*) Blätter für Kostümkunde. Historische und Volks-Trachten. Unter Mitwirkung von Otto Brausewetter, C. Breitbach, Adolf Burger, Ludwig Burger, Franz Defregger, Julius Ehrentraut, W. Gentz, Alois Greil, W. Hasemann, Ferd. Keller, Vinc. St.-Lerche, San Lulvès, J. Makloth, Heinr. Mücke, Bernhard Plockhorst, Ernst Rietschel, Rudolph Jechick, Franz Skarbina, Eugen Stieler, Franz Thelen, Paul Thumann u. A. herausgegeben von A. von Heyden. Neue Folge. Band I und II und Heft 13 bis 17. Berlin. Franz Lipperheide.



Persischer Gelehrter. XV. Jahrhundert.
Aus: Blätter für Kostümkunde. Berlin. Franz Lipperheide.



Walachin aus Orsova, Ungarn.
Aus: Blätter für Kostümkunde. Berlin. Franz Lipperheide.



Walachin aus Rustkitza.
Aus: Blätter für Kostümkunde. Berlin. Franz Lipperheide.

hervorragendste Stellung ein, in Bezug auf die Zuverlässigkeit der Quellen, und auf die wahrhaft künstlerische Darstellung.

Die neue Folge der Blätter für Kostümkunde erscheint seit dem Jahre 1875 in halbjährigen Heften. Sie haben aber bei der Herausgabe des dritten Heftes unter der Leitung des Professors A. von Heyden eine große Umgestaltung erfahren. Von einer großen Zahl von Künstlern werden die Bilder entworfen. Jeder arbeitet auf einem besonderen Gebiet, mit dem er, sei es durch die nationale Abstammung, sei es durch längeres Studium, besonders vertraut ist. Zu jedem Bilde wird eine genaue Beschreibung gegeben, die stets auf die Quelle hinweist, aus der es geschöpft ist, deren Glaubwürdigkeit prüft und meist von dem Künstler selbst abgefaßt ist. So wird die größte Zuverlässigkeit erreicht, die überhaupt möglich ist.



Weibliche Kopftrachten der Renaissance.
Aus: Blätter für Kostümkunde. Berlin. Franz Lipperheide.

Die Darstellungen wechseln zwischen Zeit- und Volkstrachten. Gerade in unserer Zeit, wo unter dem Einflusse der nivellirenden Bildung die charakteristischen Eigenheiten großer und kleiner Stämme so schnell schwinden, hat man sich mit verstärktem Eifer dem Studium der Volks-Individuen gewidmet. Volkslied, Volkssprache, Volkssitten 2c. werden ernst bearbeitet. Heyden hat darum auch mit Recht der Volkstracht einen so großen Raum in den Blättern für Kostümkunde gewährt. Sie verdient es nicht blos der ethnographischen Bedeutung wegen, sondern in gleichem Grade auch wegen des außerordentlichen Schönheitssinns, der aus den meisten von dem Volke geschaffenen Kostümen spricht.

In den Zeittrachten haben sich die Blätter für Kostümkunde „die Beschränkung auferlegt, im Allgemeinen nicht in die Zeit vor dem späteren Mittelalter zurückzugehen" und „nur bisher anderweit noch nicht Veröffentlichtes zu bringen". Naturgemäß wird der deutschen Tracht ein gewisser Vorrang eingeräumt; aber auch den andern Völkern wird vernünftig Rechnung getragen.

Die Aufgabe, die sich der Herausgeber und Verleger gestellt haben, ist klar gefaßt — und sie ist trefflich durchgeführt. Nicht verdrängen wollen die Blätter für



Incroyable. Zeit des Directoriums (1795—1799.)
Aus: Blätter für Kostümkunde. Berlin. Franz Lipperheide.

Kostümkunde werthvolle Werke wie die von Hefner-Alteneck, Mercuri, Lechevallier-Chavignard u. A., sondern ergänzen — liegt es doch auch im Wesen der Kostümkunde, daß sie nie genug getreue Bilder nach zuverlässigen Quellen haben kann!

Besonders zu loben ist die Vorführung solcher Gestalten, die aus dem oder jenem Grunde uns vorzugsweise nahe stehen: Don Carlos, der große Kurfürst, Friedrich der Große und viele andere historische Persönlichkeiten, welche auf der deutschen Bühne dichterische Verwerthung gefunden haben. Die Beschreibung geht hier auf die kleinsten Einzelheiten ein und wird durch Abbildungen von Theilen und Schnittmustern belebt und wesentlich erläutert.



Weibliche Kopftracht der Renaissance.
Aus: Blätter für Kostümkunde. Berlin. Franz Lipperheide.

Das ganze Werk wird durch einen lehrreichen Aufsatz des Herausgebers über „Weibliche Kopftrachten zur Zeit der Renaissance in Florenz“ eingeleitet.

Die Kostümbilder selbst — in den zwei ersten Heften Stahlstiche, vom dritten an Holzschnitte auf das allersorgfältigste colorirt — können sich in der Ausführung mit dem Besten messen, was auf diesem Gebiete geleistet wurde. Wir sind leider nicht in der Lage, unseren Lesern von der prächtigen Wirkung der farbigen Bilder eine Vorstellung zu geben, da wir auf das Colorit verzichten müssen. Immerhin aber wird man aus unseren Proben auf diese Wirkung schließen können.

Die Blätter für Kostümkunde sind jedem, der überhaupt dem Gegenstande Interesse zuwendet, auf's Wärmste zu empfehlen, und da jedes Blatt einzeln käuflich ist, kann auch jeder Künstler leicht im einzelnen Falle sich aus dieser gediegenen Sammlung Rath holen. A. V.

Französische Bücher.

Seit unserm letzten Bericht (vergl. Band XL, Heft 118) ist wieder eine Reihe namhafter Publikationen des französischen Buchhandels zu verzeichnen, die in Bezug auf die äußere Ausstattung nirgends ihresgleichen finden dürften. Sie umfassen vorwiegend das weite Gebiet des neuern französischen Romans und liefern durch ihr Erscheinen einen Beweis dafür, daß das Publikum in Frankreich doch wesentlich andere Anschauungen sowohl über das Aeußere wie auch über den Preis der Bücher hat als bei uns. Alles überragt an Eleganz die von der „maison Quantin“ in Paris veranstaltete Luxusausgabe des bekannten Sensationsromans „La dame aux camélias“ von A. Dumas fils. Es sind fast 40 Jahre verflossen seit dem ersten Erscheinen desselben, und nun erhält er ein so prächtiges Gewand, daß der Verfasser selbst in der launig geschriebenen Vorrede dieser Ausgabe versichert, ein schöneres werde ihm niemals zu Theil werden. Im größten Quartformat, auf schwerstem Papier, in großem, vornehmem Druck umfaßt der Text fast 250 Seiten. Jedes Capitel beginnt mit einer halbseitigen, sich an den Text anlehnenden Illustration, die in wechselnden Tönen nach Entwürfen von Lynch durch drei Meister des Kupferstichs: Champollion, Gaujean und Massé gestochen sind. Dazu kommen noch 10 Radirungen auf besonderen Blättern. Als Charakteristik der Illustrationsweise kann das nur in zwei Farben (Roth und Schwarz) ausgeführte Titelbild gelten: „Diese Frauengestalt, so durchaus schön, in der Fülle der Gesundheit, mit einem Körper, der schon unter der erwachenden Leidenschaft voll erblüht ist, diese unter ihrem Reize doch so müden Züge, in denen ein aufmerksames Auge schon die Vorboten des Leidens wahrnimmt, diese Vereinigung von Kraft

und Schwachheit, das ist die Camelienbame in Wirklichkeit." Der Preis von 50 Francs ist bei dem Werthe des Prachtwerkes kein hoher zu nennen. In gleichem Verlage erscheint die ebenfalls elegant ausgestattete „bibliothèque des chefs-d'oeuvre du roman contemporain", welche starke Octavbände mit schönem Druck und schwerem Papier zum Preise von 25 Francs liefert; jeder Band enthält etwa 10—12 Beilagen feinsten Kupferstiches. Die einheitliche Gestaltung des Ganzen macht diese Bände zum Schmucke jeder Privatbibliothek. Die jüngst erschienenen Bände enthalten George Sands berühmten Roman „Mauprat", dessen romantische Schilderungen einen heute wie eine Mär aus längstvergangenen Tagen anmuthen — der Künstler J. Le Blant hat das Costüm der Zeit in seinen Bildern gut getroffen —; ferner gewissermaßen als Gegenstück der eben genannten Dichtung den 1865 zuerst veröffentlichten Roman der Gebrüder Goncourt: „Germinie Lacerteux"; auch hier ist es dem Verleger gelungen, für die Wiedergabe des krassen Realismus im Text den geeigneten Zeichner in Jeanniot zu finden: seine Darstellung Jupillons, des echten Pariser „gamin", ist musterhaft. Die Verfasser haben für diese Ausgabe eine zweite Vorrede geschrieben, die interessante Einzelheiten über die Entstehung des Werkes mittheilt. Endlich der neueste Band der Sammlung: „Monsieur le ministre" von Jules Claretie führt uns in das moderne Paris. Der Autor verfügt neben der Gabe fesselnder Erzählung über prickelnden, schlagfertigen Humor; auch er hat eine besondere Vorrede für diese Ausgabe geschrieben, die an witzigen Einfällen fast überreich ist. Die Zeichnungen von Adrien Marie sind Charakterbilder der vornehmen Pariser Welt, bei denen die genaue Ausführung des Detail dem Kupferstecher nicht selten große Schwierigkeiten darbot, aber auch er hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Wir werden mit Freuden von dem weiteren Fortgang dieser prächtigen Büchersammlung berichten. — Ein namhaftes Verdienst um die engere Heimat hat sich die außerordentlich rührige „maison Quantin" erworben durch die Herausgabe des Prachtwerks „Les environs de Paris", wiederum eines Foliobandes von 600 Seiten mit 500 Illustrationen (Preis 30 Francs). Gerade die Umgegend von Paris, zumal die lieblichen Seineufer, bieten Landschaftsbilder, die dem Stadtbewohner wenig, dem Ausländer so gut wie gar nicht bekannt sind: dazu kommt die Fülle historischer Erinnerungen und monumentaler Bauten. Der Verfasser des Textes, Louis Barron, und der Maler Gustave Fraipont, haben sich vorzüglich mit einander eingearbeitet, so daß man nirgends den Eindruck gewinnt, daß einer den andern zu verdrängen sucht. Ersterer theilt seinen reichen Stoff in dreißig Ausflüge, die beim „bois de Boulogne" beginnen und zugleich die wichtigsten Punkte der Karte berücksichtigen; letzterer hat nicht blos einen Blick für Schlösser, Kirchen und Ruinen, sondern auch für Land und Leute und für die wunderherrlichen Baumgruppen und Flußlandschaften. Als schätzenswerthe Beigabe des Buches nennen wir noch die von Erhard frères gestochene sehr genaue Karte der ganzen Umgebung von Paris. Auch dieses Werk bildet die Fortsetzung einer größeren Sammlung, die unter dem Titel: „le monde pittoresque et monumental" erscheinen und etwa 15 Bände umfassen soll. Der erste Band, welcher im vorigen Jahre herauskam, schilderte „England, Irland und Schottland".

Genau 25 Jahre sind verflossen, seitdem ein liebenswürdiger französischer Dichter, der Graf Hyacinthe du Pontavice de Heussey, sein letztes Werk, die „poèmes virils" veröffentlichte, um sich in die Einsamkeit seiner bretagnischen Heimat zurückzuziehen, wo er 1876 im Mai starb. Nunmehr haben treue Freunde eine Ausgabe seiner „oeuvres complètes" (avec deux portraits de l'auteur par H. Manesse, 2. volls. Paris, maison Quantin 1887) veranstaltet, die hoffentlich den Namen des Dichters bekannter machen wird als er bisher war. Der erste Band enthält die beiden Hauptsammlungen seiner Gedichte, „études et aspirations" (1858—1859) und „sillons et débris" (1860). Heussey ist kein auf der Oberfläche des Alltagsleben sich bewegender Poet, ihn ziehen mehr die philosophischen und religiösen Stoffe an: die Gedichte „Christ" (S. 222), „Idéal" (S. 278), „La lande" (S. 321) und andere zeigen dies, aber er ist ein Meister der Form, der seine Gedanken fast ohne Correctur auf das Papier warf. Einige Jugendgedichte, die im zweiten Bande stehen, sind solche erste Entwürfe. Außer den schon genannten „poèmes virils", unter denen das George Sand gewidmete, edel empfundene „la soeur" genannt sein mag, enthält dieser Band noch die ebenfalls formvollendeten Uebersetzungen von Aeschylus Promethus und Byrons „Manfred" und „Lara", endlich Einiges aus dem Nachlaß. In der vorangeschickten biographischen Bemerkung der Herausgeber stört der Druckfehler, welcher Heusseys

Geburtstag auf den 28. October 1814 (anstatt 1812) schiebt. Sonst ist die Ausgabe musterhaft und vornehm gehalten.

Die Vielseitigkeit des mehrfach genannten Pariser Verlegers beweist eine Serie von Kinderbüchern, die sich sämmtlich durch reichen Bilderschmuck auszeichnen. Für die ganz Kleinen ist ein Büchlein berechnet, welches unter dem Titel „les bébés d'Alsace et de Lorraine", der nicht gerade geschmackvoll gewählt ist, mit wundervollen farbigen Bildern (von Firmin Bouisset) erschien. Die Zeichnungen sind von köstlichem Humor, der nirgends gezwungen erscheint; derartige Stoffe, wie „la course des cigognes" oder „la danse des singes" lassen sich freilich in Worten nicht beschreiben, so treffend ihre Wirkung für das Auge des Kindes auch sein mag. Für das erste Lesebedürfniß der Kleinen soll weiterhin die „bibliothèque enfantine" sorgen, allerliebst kleine Bändchen mit zahlreichen Bilderchen in Holzschnitt, als deren besonderen Vorzug wir die außerordentlich deutlichen und großen Buchstaben — es stehen nur 21 Zeilen auf der Seite — anführen. Vorzüglich seien die kleinen Geschichten von Madame L. Hameau: „Bébés en vacances" empfohlen. Wiederum eine etwas höhere Altersstufe versorgt die „bibliothèque de l'éducation maternelle", deren Bände, ebenfalls in glänzendster Ausstattung, nur je 2,25 Francs kosten; sie enthalten meist abgeschlossene launige Erzählungen: als eine der besten sei die humoristische Geschichte „Mademoiselle Trymbalmouche" von Mad. N. Balleyguier angeführt, die durch Ed. Ziers humoristische Bilder noch mehr Leben erhält. Innerhalb eines Jahres haben die Kinderbücher bereits die weiteste Verbreitung nicht nur in Frankreich, sondern auch im Auslande gefunden.

Wer sich ein rechtes Bild von dem literarischen und künstlerischen Leben und Treiben in Paris, von der Menge berühmter Namen machen will, die Frankreich in jüngstverflossener Zeit besaß und zum Theil noch besitzt, dem seien zwei Werke aus der Feder eines der ersten französischen Kritiker, Albert Wolff, empfohlen, die im Vorjahr bei Victor Havard in Paris erschienen sind. „La gloire à Paris" enthält 34 kleine Aufsätze über schriftstellerische und musikalische Größen, unter anderen über Heinrich Heine, den jüngeren Dumas, Thiers, Zola, Daudet u. s. w., aber auch über Berlioz, Offenbach, Rossini und Meyerbeer, Bizet, und Fournier, Sara Bernhardt und — Pater Hyacinth. Der Schriftsteller schreibt mit einem leidenschaftlichen Enthusiasmus, aber mit Sachkenntniß und Geist. Die andere Schrift behandelt in ähnlicher Weise unter dem Titel „la capitale de l'art" die Bildhauer und Maler; hier lesen wir Namen, wie François Millet, Meissonier, Gustave Doré, Paul Baudry und Hans Markart (sic!). Wolffs Urtheile über die Genannten sind stark subjectiv, aber aufrichtig und von feinem ästhetischen Geschmack, nebenbei in Frankreich sehr geschätzt, so daß seine Schriften bereits zahlreiche Auflagen erlebt haben. Die Beherrschung der französischen Sprache ist bei diesem Deutschen geradezu staunenswerth.

Bibliographische Notizen.

Vor Zeiten. Novellen von Theodor Storm. Berlin, Gebrüder Paetel.

Unter dem Gesammttitel „Vor Zeiten" hat Theodor Storm die bereits früher in Einzelausgaben erschienenen und auch in diesen Blättern besprochenen fünf Novellen: „Eckenhof", „Zur Chronik von Grieshuus", „Renatte", „Aquis submersus", „Ein Fest auf Haderslerhuus", zu einem stattlichen Bande vereinigt. Alle die genannten Dichtungnen, deren Stoffe längst entschwundenen Zeiten entnommen sind, stammen aus dem letzten Lebensjahrzehnt des Dichters, der noch in diesem Jahre seinen siebzigsten Geburtstag begeht. Sie bezeichnen zugleich den Höhepunkt seines dichterischen Schaffens überhaupt, wenn man von Storms lyrischen Gedichten absieht. Einst nannte man ihn mit Vorliebe den Dichter von „Immensee", aber wie weit hat er diese seine erste Leistung auf novellistischem Gebiete durch spätere Werke übertroffen! Man kann bei Storm, wie nur bei wenigen Dichtern, einen steten Fortschritt wahrnehmen, bis er in einem Alter, das bei den Meisten ein völliges Versiegen der Poesie mit sich führt, die reifsten und schönsten Früchte seiner Muse hervorbringt. Nicht zum wenigsten verdankt Storm

diese seltenen Erfolge seiner weisen Beschränkung, durch die er sich so recht als Meister bekundet: er hat nie etwas gedichtet, wozu ihn seine Natur nicht ganz befähigte, er ist niemals auf das Gebiet des Dramas oder des Romans hinübergegangen, und hat dadurch alle seine Kräfte dem kleinen lyrischen Gedicht und der Novelle vorbehalten, in welchen beiden Formen er die deutsche Literatur mit unvergänglichen Meisterwerken bereichert hat. Die vorliegende Sammlung ist ein Buch, das in keiner, unsere poetische Literatur auch nur annähernd vertretenen Hausbibliothek fehlen darf. kj.

Die deutsche Malerei der Gegenwart auf der Jubiläums-Ausstellung der k. Akademie der Künste zu Berlin 1886. Photogravüre-Ausgabe. Mit begleitendem Text von Ludwig Pietsch. München, Franz Hanfstängel.

Seitdem wir unseren Lesern Kenntniß gegeben von dem Erscheinen dieses interessanten Lieferungswerkes (s. Heft 113), ist es bis zum 12. Hefte fortgeschritten und naht sich demnach dem Abschluß. Es ist ein würdiges Erinnerungszeichen an ein für die deutsche Kunst bedeutsames Jubiläum. Die Wahl der vorgeführten Bilder ist eine zutreffende. Nicht nur die bedeutendsten Werke, sondern auch die charakteristischen Repräsentanten gewisser Richtungen werden reproducirt. Und die Ausführung dieser Reproduction in Photogravüre ist eine sehr schöne. Eines besonders gelingt dieser Vervielfältigungsmanier, die Wiedergabe des Tones, der Stimmung. Der Text bietet, neben einer Betrachtung des einzelnen Bildes, biographische Notizen über den Künstler, sein Schaffen in der Vergangenheit, und häufig auch allgemeinere Betrachtungen, die dem Verständniß wesentlich dienen. av.

Nothwörterbuch der englischen und deutschen Sprache für Reise, Lectüre und Conversation. Theil IV. Land und Leute in Amerika, zusammengestellt von Carl Naubert, Geheimer Rechnungsrath in der Kaiserlichen Admiralität. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Auch für den, welcher nicht gerade europamüde ist, bietet dieser Theil des bekannten englisch-deutschen Nothwörterbuchs unendlich viel Belehrung; jeder Zeitungsleser sollte es sich anschaffen, denn nicht selten begegnet ihm etwas „Amerikanisches", was er nicht richtig auffaßt. Dieses eigenartige Wesen mit seinen Specialbegriffen: „bar-room, cowboys, minstrel, Mormonen, Yankee" und unzähligen andern wird mit kurzen knappen Worten erklärt; aber auch die umfassenderen Artikel über Frauen und Frauenschutz, Mädchenerziehung, Schulwesen, Zeitungen, Hotelleben, Klima, amerikanische Küche, Beamtenthum und Carneval (letzterer ist geradezu musterhaft) sind sehr verständig abgefaßt; endlich sei noch der Mittheilungen über die verschiedenen Bevölkerungen der Vereinigten Staaten gedacht, über die man die Angaben unter „Chinesen, Irländer, Indianer, Kreolen" u. s. w. nachschlagen mag. Vollständiges Material soll nicht geliefert werden, aber Wesentliches ist nirgends vergessen worden. Zur Umarbeitung empfehlen wir dringend nur den Artikel „Literatur". In Deutschland, wo man, von andern ganz zu schweigen, Edgar Allan Poe, Bayard Taylor, Mark Twaine und Bret Harte fast bis in den Himmel erhebt, wirken Worte wie die folgenden doch höchst befremdlich: Amerika ist kein Land der Bildung, kein Land der Fortbildung für Fremde. Die amerikanische Literatur, auch die sogenannte klassische, wird einem deutschen Leser bald verleidet. Trinker heilt man, wie gesagt wird, dadurch, daß allen Speisen und Getränken, welche ihnen gereicht werden, Alkohol in kleineren Gaben zur allmählichen Erregung von Ekel beigemengt ist. So ist der gesammten jüngeren amerikanischen Literatur stets eine Dose von nationaler Selbstberäucherung hinzugefügt, die nie vergessen, nie vermißt wird. Mag es ein Epos, eine politische Abhandlung oder eine über chemische Probleme sein, immer kommt der Pferdefuß der fixen Idee, nach welcher der Amerikanismus das Universum, zum Vorschein. Von dieser hassenswerthen Untugend ist Longfellow ebensowenig freigeblieben, als „Colonel" Drambotten, der weggejagte Druckerjunge und derzeitige Chefredacteur der „Garotte" im Süden. fv.

Auserlesene Gemälde der Galerie Schack in München. Mit Text von Dr. Oskar Berggruen. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Ein höchst verdienstliches Unternehmen der an Verdiensten um die moderne Kunst so reichen Wiener Gesellschaft. Adolf Friedrich Graf von Schack hat in dem so anmuthigen, wie instructiven Buche

„Meine Gemäldesammlung" die Entstehung seiner Galerie erzählt und die Grundsätze auseinandergesetzt, die ihn bei Bestellungen und Ankäufen leiteten. Es waren vornehmlich die: nur Bilder neuerer deutscher Künstler zu erwerben und von talentvollen jüngeren Malern Copien hervorragender Meisterwerke der Vergangenheit anfertigen zu lassen. So gelang es ihm, die Sammlung von etwa 300 hervorragenden Werken zusammenzubringen, die seit langen Jahren in dem Palaste des Dichters, Literarhistorikers und Kunstkenners für Jedermann zugänglich ist. Schacks Sammlung ist demnach an sich schon eine Auslese, und aus dieser hat die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst hinwiederum dreißig ausgelesen, um ihnen in meisterhaften Radirungen (und Lichtkupferstichen) eine noch weitere Verbreitung zu geben. Künstler, wie Hecht, Halm, Raab, Kühn, Krauskopf, Leemann haben ihre Kraft daran gesetzt, die Orginale Böcklins, Bodes, Cornelius, Feuerbachs, Genellis, Hagns, Henneberge, Lenbachs, Neuberts, Rottmanns, Schleichs, Schwinds, Spitzwegs und Steinles wiederzugeben. Der einleitende Text orientirt über die Sammlung im Allgemeinen wie über die einzelnen Maler, die in dem Album berücksichtigt sind. Für jeden, der die Freude hatte, die Galerie Schack zu besuchen, oder der sich eines der anmuthendsten Capitel aus der Geschichte der modernen Kunst in die Erinnerung zurückrufen will, sind die „Auserlesenen Gemälde" eine hocherfreuende Gabe. av.

Culturgeschichte des deutschen Volkes. Von O. Henne am Rhyn. Mit 131 Tafeln und Farbendruck und 536 Abbildungen im Text. 2 Bde. Grote'sche Buchhandlung.

Nach dem Erscheinen der zweiten Abtheilung der „Culturgeschichte des deutschen Volkes" haben wir in einem ausführlichen Referat die Bedeutung des Werkes gebührend hervorgehoben; jetzt, wo dasselbe vollendet vor uns liegt, wollen wir nicht versäumen, das Interesse der Leser noch einmal auf dasselbe hinzulenken. Die Methode, das Verständniß der Vergangenheit zu erleichtern durch die Vorführung von Abbildungen, ist auf dem Gebiete des geschichtlichen, und namentlich des culturgeschichtlichen Unterrichts in dem von Henne am Rhyn gebotenen Umfange bisher noch nirgends angewandt worden. Was man im naturwissenschaftlichen Unterricht seit langer Zeit mit großem Erfolge erprobt hat, hat man bei der Erklärung historischer Erscheinungen nur allzusehr vernachlässigt. Man hat mehr auf das Gedächtniß als auf die Vorstellungskraft gewirkt, und dadurch den empfänglichen Geist der Jugend von einem Gegenstande abgeschreckt, der seiner Phantasie gar keine Nahrung zu bieten schien. Aber man zeige einmal der Jugend einen päpstlichen Ablaßbrief oder ein gegen Luther gerichtetes Flugblatt oder die Handbibel des Reformators oder die andern Abbildungen zur Geschichte des 16. Jahrhunderts; und man wird sich überzeugen, daß nicht blos die Anschauung von den Dingen selbst klarer und kräftiger, sondern auch der Zusammenhang der Dinge leichter begriffen und leichter festgehalten wird. Wir stimmen dem Verleger vollkommen bei, wenn er in seinem Prospecte sagt: „Diese gediegenen Illustrationen sind nicht nur ein zierendes Ausstattungsmittel, sondern sie sind in ihrem streng historischen Charakter zum eigentlich schildernden Element des Buches geworden und bieten ein Anschauungsmaterial dar, wie es Lehrende und Lernende schöner, passender und reichhaltiger sich nicht wünschen können." Ueber dem Lobe der Illustrationen dürfen wir nicht vergessen, daß das Buch in einem streng wissenschaftlichen Geiste geschrieben ist und sich durchaus auf die Resultate der neueren historischen Forschung stützt. Daß das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert etwas compendienartig dargestellt ist, hat seinen Grund ebensowohl in der Ueberfülle des Stoffes, wie in der räumlichen Beschränkung, welcher sich der Verfasser unterwerfen mußte. Wir wünschen dem schönen Buche aufrichtig die weiteste Verbreitung. lp.

Dunst. Roman von Karl Frenzel. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.

So sehr auch in letzter Zeit unsere Romanschriftsteller das eigenartige Leben Berlins zum Gegenstand ihrer Schilderungen gemacht haben, ist doch eine Bewegung, die zwar ganz Deutschland erregt, ihren Schauplatz aber vornehmlich in Berlin hat, noch nicht in den Bereich der Romanschöpfungen gezogen worden: die Socialdemokratie. Frenzel macht in seinem jüngsten Roman diesen Versuch. Er schildert einen von Natur befähigten, aus

der besitzlosen Klasse hervorgegangenen jungen Mann, Hermann Gierig, von seinem ersten Auftreten als Führer der Partei bis zu seinem unglückseligen Ende durch Selbstmord. Gierig ist, wie so viele Parteiführer, eben keine ganz ehrliche Natur. Er redet sich allmählich in eine idealistische Anschauung hinein, deren Grundlage doch nichts Anderes ist, als die Ichsucht und der Neid gegen die besser Gestellten. Er wird auch, sobald er durch die Gunst einer nicht mehr jungen Wittwe, die den hübschen talentvollen Jüngling liebgewinnt, in behaglichere Verhältnisse kommt, seinen Anschauungen untreu. Von seinen Anhängern verlassen und von seiner Gönnerin verstoßen, weil sie von seiner Untreue überzeugt wird, giebt er sich schließlich selbst den Tod.

Gierig, wie seine Gönnerin, Sibylle Brand, sind interessante und gut gezeichnete Charaktere. Der Zeichner Herbert Blum, der als der Erzähler eingeführt wird, und der Zeitungsschreiber Sally Lewin ebenfalls treffende, der Berliner Gesellschaft entnommene Gestalten, die unser Interesse fesseln. Frenzel hat in diesem Roman von Neuem sein Geschick in der Verwerthung von Thatsachen und Ideen bewiesen, die die jüngste Gegenwart bewegen, und eine künstlerisch abgerundete Erzählung aus ihnen gestaltet.

sm.

Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie, Production. Geschildert von Friedrich von Hellwald. 2 Bände. Mit 455 Illustrationen. Leipzig, Schmidt & Günther.

Wenn das Hellwald'sche Werk über Frankreich, welches mit der jüngst erschienenen 57. Lieferung seinen Abschluß gefunden hat, das handliche Format unserer Reisehandbücher besäße, dann würde ich den interessanten Boden unseres Nachbarvolkes nicht mehr ohne dasselbe betreten. Aber da es sich nun einmal als Folioband oder richtiger in zwei Foliobänden vorstellt, wird man schon — boa gré, mal gré — auf seine Begleitung verzichten müssen. Die eigenartige Behandlung eines an sich trockenen Gegenstandes, wie es die topographische Schilderung eines Landes ist, macht die Lectüre des Werkes zu einer interessanten und belehrenden. An jedem wichtigen Orte Halt machend, erzählt uns Hellwald das Wichtigste über Charakter und Sitten der Einwohner, über die Höhe der Industrie und des Handels, über die hervorragendsten Sehenswürdigkeiten, und knüpft daran mit einer gewissen Vorliebe die Erinnerung an bedeutende Persönlichkeiten oder historische Ereignisse. Nichts ist interessanter als nach vollbrachter Reise an der Hand eines so kundigen Erzählers noch einmal im Geiste sich an die Stätten versetzen zu lassen, die man aus eigener Anschauung kennt, und unterstützt von den zahlreichen und gut ausgeführten Ansichten der Städte, Schlösser, Kirchen und Brücken die Vorstellungen eines treulosen Gedächtnisses zu beleben. Aber auch Denjenigen, welche Frankreich noch nicht kennen, sondern sich aus Büchern über die topographische und wirthschaftliche Beschaffenheit unseres Nachbarlandes zu unterrichten genöthigt sind, wüßten wir für diesen Zweck keine bessere Publication zu empfehlen.

Grundriß der Edelsteinkunde. Ein allgemein verständlicher Leitfaden zur Bestimmung und Unterscheidung roher und geschliffener Edelsteine. Von P. Groth. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, einen allgemeinen, in dem die wichtigsten physikalischen, besonders optischen Eigenschaften der Mineralien, welche zur Bestimmung von Edelsteinen dienen können und die bisher noch in keinem populär gehaltenen Werke Berücksichtigung gefunden haben, auseinandergesetzt werden, und in einen speciellen, welcher die Eigenschaften, das Vorkommen, die Bearbeitung u. s. w. der einzelnen Edelsteine behandelt. Hieran schließt sich noch eine Uebersichtstabelle zur Unterscheidung und Bestimmung geschliffener Edelsteine. Der Name des Verfassers, die leicht verständliche Sprache und die elegante, sachgemäße Ausstattung dürften dem Werke, welches vielen als willkommenes und unentbehrliches Hülfsmittel erscheinen wird, auch bei dem großen Publikum eine weitere Verbreitung sichern.

Er und Sie. Marit Skjölte. Norwegische Dorfgeschichten von Kristofer Janson. Deutsch von P. J. Willatzen. Bremen, M. Heinsius.

Bei der Ueberfülle der literarischen Production in Deutschland selbst hat ein Zurückgreifen auf fremde Literaturen nur dann eine Berechtigung, wenn damit thatsächlich ein Gewinn für unsere heimische erreicht wird. Die beiden vorliegenden

Dorfgeschichten erheben sich durchaus nicht über gleichwerthige deutsche Erzeugnisse desselben Genres, so daß wir von der Nothwendigkeit der Uebersetzung nicht überzeugt sind.

„Er und Sie“ sind in so trockenem, moralisirendem Ton geschrieben, daß man vor gähnender Langeweile gar nicht zur Würdigung der anerkennenswerthen Tendenz gelangt; weit ansprechender ist die zweite Geschichte Marit Skjölte. Dieser schroffe, nordländische Frauencharakter ist dem Dichter vorzüglich gelungen und paßt zu der geschilderten Localität der starren Felsen und des rauhen, unwirthlichen Klimas; dazu ist die knappe Form, welche er gewählt hat, durchaus in Uebereinstimmung mit der Wortkargheit der norwegischen Frauencharaktere, hier ist nicht ein Wort zu viel, welches den Gesammteindruck stören würde.

Durchaus nicht tadelfrei ist die Uebersetzung, in welcher uns nicht nur fremdartige Wendungen, sondern sogar sprachliche Schnitzer aufgefallen sind. mz.

Frauenlehn. Roman von Doris Freiin von Spaettgen. 2 Bände. Breslau, S. Schottlaender.

Die Verfasserin wird für diesen, wie für ihren Roman „Sphinx“ beifällige Aufnahme bei dem großen Lesepublikum finden. Sie selbst stellt ihr großes Erzählertalent lediglich in den Dienst des Lesebedürfnisses. Sie versteht es, die Fabel zum Ausgangspunkt des Interesses zu machen, Conflicte herbeizuführen und zu lösen. Die Gabe zu unterhalten muß der Verfasserin in hohem Grade zugesprochen werden.

Briefe eines Unbekannten. Zwei Bände. Mit einem Portrait und einer biographischen Skizze. Zweite Auflage. Wien, Verlag von Carl Gerolds Sohn.

Die Briefe eines Unbekannten sind die Briefe eines Verstorbenen. Der „Unbekannte“ war in den aristokratischen Kreisen Wiens eine gern gesehene Persönlichkeit, „liebenswürdig durch Humor und Geist, blendend durch Phantasie und Wortreichthum, angenehm durch Herzensgüte und Treue, fesselnd durch sein Wissen auf allen Gebieten des menschlichen Denkens und Strebens und bezaubernd als Musiker und Dichter“. So war, nach der Schilderung seines Freundes, Alexander Warsberg, der Mann beschaffen, von dessen Correspondenz ein anderer Freund, der als Dichter bekannte Graf Rudolf Hoyos, zuerst einen einzelnen Band unter dem obigen Titel veröffentlichte. Der Band wurde über Erwarten schnell vergriffen. Die Veranstaltung einer zweiten Auflage gab dem Herausgeber Veranlassung, dem ersten Band einen zweiten hinzuzufügen und die Ausgabe mit einem Porträt und einem Lebensabriß zu bereichern. Das Bild ist allerdings nicht sonderlich ausgefallen und was es dem Physiognomiker verschweigt, erzählt ihm die von der Feder Warsbergs frisch entworfene Skizze. Aber wer war denn eigentlich der interessante „Unbekannte“? Die Antwort darauf ist nicht so einfach, denn Villers — das ist sein Name — führte Jahrzehnte hindurch ein so abenteuerliches Leben, daß man vielfach an den erdichteten Helden eines wechselvollen Romans erinnert wird. Seine Wiege stand in einem russischen Kerker; seine Eltern waren Franzosen; erzogen, oder richtiger verzogen ward er in Dresden, er wird aus dem väterlichen Hause verstoßen und bequemt sich dazu, in Leipzig Buchdrucker zu werden. Mit wenigen hundert Francs geht er nach einiger Zeit nach Paris, und spart sich das Geld vom Munde ab, weil eine unbegrenzte Theaterleidenschaft ihn beherrscht. Seine Beschäftigung mit der Botanik und Chemie verschafft ihm die Freundschaft einflußreicher und hervorragender Männer der Wissenschaft. In Paris macht er auch die Bekanntschaft Liszts, den er eine Zeit lang auf seinen Reisen begleitet. Da wird es diesem seltsamen Menschen auf einmal klar, daß der Mangel einer regelrechten Schul- und Universitätsbildung ein großes Hemmniß in seinem Fortkommen sei. Und Villers, obwohl im Anfang der dreißiger Jahre stehend, geht nach Offenbach am Main und setzt sich unverdrossen auf die Schulbank. Nachdem er die Schule absolvirt hat, geht er zur Universität; um aber die Kosten eines theuren Studiums bestreiten zu können, nimmt er die Stelle eines Hofmeisters bei zwei Altenburgischen Prinzen an. Die Verbindungen, die er bei dieser Gelegenheit anknüpfte, und seine glänzenden Fähigkeiten öffneten ihm schnell den Weg in den sächsischen Staatsdienst. Es hat seiner abenteuerlustigen Natur durchaus zugesagt, daß er als Legationssecretair nach Frankfurt, Paris und London kam und in den aristokratischen Cirkeln seine geistigen Vorzüge leuchten lassen konnte. Aber was man so häufig bei ausgesprochenen Weltkindern beobachtet hat,

das Ende vom Liede war, daß er, von den Staatsgeschäften befreit, das Leben eines Einsiedlers geführt hat, und zwar in Wien, wohin er sich in's Privatleben zurückgezogen hatte.

So vielgestaltig wie der äußere Mensch war auch der innere Mensch beschaffen. Davon legt jede Seite dieser beiden stattlichen Bände ein vollgültiges Zeugniß ab. Es giebt keinen Gegenstand der Kunst, der Wissenschaft, der Literatur, des politischen und wirthschaftlichen Lebens, der hier nicht mehr oder minder ausführlich besprochen wird. Wenn irgendwo, so paßte auf diese Correspondenz das Motto: de omnibus rebus et quibusdam aliis. Und doch will es uns scheinen, als ob man dem Verstorbenen mit dieser umfangreichen Publication nur einen sehr zweifelhaften Liebesdienst erwiesen hat. Etwas weniger wäre in diesem Falle mehr gewesen. Villers ist auf vielen Gebieten nicht über die Sturm- und Drangperiode hinausgekommen, und außerdem hat die Universalität seines Geistes seiner Tiefe Abbruch gethan. Es sind viele Briefe aufgenommen, die nach Form und Inhalt so unbedeutend sind, daß sie kaum den Abdruck lohnen; und vergebens fragt man sich, nach welchen Grundsätzen die Auswahl vorgenommen ist. Denn man wird doch nicht behaupten wollen, daß das gänzlich Unbedeutende für die Charakteristik eines bedeutenden Menschen von Wichtigkeit sei? lp.

Robert Schumanns Klaviercompositionen, mit Vorwort, Fingersatz, Vortragsbezeichnungen und instructiven Erläuterungen versehen von Dr. Otto Neitzel. Köln, Verlag von P. J. Tonger.

Es war vorauszusehen, daß nach Schumanns dreißigstem Todestage verschiedene Verlagshandlungen eine neue, billige Ausgabe seiner Werke vornehmen und dieselben auf diese Weise dem größeren Publikum zugänglich machen würden. Eine hervorragende Stelle unter diesen nimmt die uns vorliegende Neuausgabe ein und zwar wegen der minutiösen Sorgfalt, welche der Herausgeber, Dr. Otto Neitzel, den Vortragszeichen, dem Pedalgebrauch und dem Fingersatze gewidmet hat. Die ganze Folge von 10 Heften schreitet von den leichtesten Stücken zu den schwereren fort und bietet durch die instructiven, vortrefflich charakterisirenden Erläuterungen dem werdenden Musiker willkommenen Anhalt für den Vortrag und das Verständniß jedes einzelnen Musikstückes. Die häufig doppelt vorkommende Fingersatzbezeichnung, sowie die in Fußnoten beigegebenen Erleichterungen für kleinere Hände werden besonders dem schönen Geschlechte angenehm sein. Gegen die Sorgfalt der Ausführung, die Schönheit, Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit des Stiches fallen kleinere Druckfehler kaum in's Gewicht und dürften bei nochmaliger Revision leicht zu beseitigen sein; Band IV, Waldscenen Nr. 3 fehlt im achten Tact die halbe Tactpause, im sechsten Tact vom Schluß eine 8tel und 4tel Pause; in Band II, Nr. 7 im ersten Tact muß das zweite f ein 8tel sein ꝛc. Jedenfalls ist mit Herausgabe der Klavierstücke allen Verehrern Schumanns, dieses ersten Lyrikers unter den Tonsetzern, eine Gabe geboten, welche durch die Fülle der belehrenden Anmerkungen die höchste Anerkennung verdient und in keinem musikliebenden Hause fehlen sollte. Möge diese Sammlung dazu beitragen, das Verständniß für Schumanns Tonschöpfungen und den reinen Genuß, den dieselben gewähren, in immer weiteren Kreisen zu verbreiten.
thf.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Baltz, Johanna, Düsseldorfer Musikantengeschichten vom Jahre des Heils 966 bis auf den heutigen Tag. Festgabe zum niederrheinischen Musikfeste 1887. Düsseldorf, Felix Bagel.

Beust, Carl Freiherr von, Bunte Blätter. Gedichte. Vevey, B. Benda (Emil Schlesinger).

Bleibtreu, Carl, Vaterland. Drei Dramen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Bobertag, Elisabeth, Aus meiner Dichtermappe. Breslau, Josef Max & Co.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte Auflage. Supplementband. Heft 1—5. F. A. Brockhaus, Leipzig, Berlin und Wien.

Chroust, Dr. Anton, Beiträge zur Geschichte Ludwigs des Bayers und seiner Zeit. I. Die Romfahrt. 1327—1329. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

De Pène, Henry, Zu schön. Roman. Nebst einem Briefe von Octave Feuillet. Einzig autorisirte Uebersetzung. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden.

Ein schöner Sonnenuntergang. Frei aus dem Englischen übertragen von L. W. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Erckert, R. von, Der Kaukasus und seine Völker. Nach eigener Anschauung. Leipzig, Paul Frohberg.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. XIII. Heft. Moderne Kunstliebhaberei. XIV. Das Zeitalter der Deutlichkeit. XV. Die Corruption im Kleinen. Wien, Carl Graeser.

Göller, Adolf, Zur Aesthetik der Architektur. Vorträge und Studien. Stuttgart, Conrad Wittwer.

Greif, Martin, Heinrich der Löwe. Schauspiel in fünf Acten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

— Die Pfalz im Rhein. Schauspiel in fünf Acten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Hartleben, Erich, Zwei verschiedene Geschichten Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Hehn, Victor, Gedanken über Goethe. Berlin, Gebrüder Borntraeger. Ed. Eggers.

Hoesig, Fritz, Oliver Cromwell. Erster Band. I. Theil. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Hüffer, Hermann, Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. Vornehmlich nach dem literarischen Nachlass und ungedruckten Briefen der Dichterin. Mit drei bildlichen Beilagen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1886–1887. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; Mechanik; Astronomie und mathematische Geographie; Meteorologie und physikalische Geographie; Zoologie und Botanik, Forst- und Landwirthschaft; Mineralogie, Geologie und Erdbebenkunde; Anthropologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel und Industrie; Verkehr und Verkehrsmittel. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit einer Karte und 25 in den Text gedruckten Holzschnitten. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung.

Kohut, Dr. Adolph, Die deutsche Sappho (Anna Luise Karschin). Ihr Leben und Dichten. Ein Literatur- und Culturbild aus dem Zeitalter Friedrichs des Grossen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Levin, Julius, Moderne Modemaler (Karl Gussow, Karl Becker, Knut Eckwall, Nathanael Sichel.) Mahnruf an Künstler und Publikum. Berlin, Walther & Apolant.

Müller, Hans, Griechische Reisen und Studien. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Nach Golgatha. Dichtungen zur Leidensgeschichte Jesu Christi. Verfasser: „Von Mara nach Elim." Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Pauli, Karl, Die Befreiung der deutschen Bühne vom Drucke der Geldspeculation. Berlin, Otto Dreyer.

Petersen, F. C., Aus Frankreich. Bilder und Skizzen. Berlin, J. Zenkers Verlag.

Pompecki, Bernhard, Die Anfangsbuchstaben in der deutschen Rechtschreibung. Königsberg in Pr., Hartung'sche Verlagsdruckerei.

Psychodramen-Welt. Material für den rhetorisch-declamatorischen Vortrag von Richard von Meerheimb. Vierte, stark vermehrte Ausgabe der gesammten Monodramen neuer Form, nebst Biographie und Bildniss des Autors und Illustration: „Tristan und Isolde" zu „Das hohe Lied vom deutschen Weibe". Berlin, Oskar Parrisius.

Quednow, M., Harte Zeiten. Historische Erzählung aus den Tagen des grossen Königs. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Rothwisch, Dr. Ernst, Die Bewegung im Weltraum. Kritik der Schwerkraft und Analyse der Axendrehung. Berlin, F. Schneider & Co. H. Klinsmann.

Scheffel, J. V. von, Reisebilder. Mit einem Vorwort von Johannes Proelss. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Schmidt, Dr. med. Constantin, Die Heilung der durch Morphiumgenuss verursachten Nervenzerrüttung und Willensschwäche. Eine psychologisch-medizinische Aufgabe. Berlin C. und Neuwied, Heusers Verlag (Louis Heuser).

Schomaecker, Hanna, Bunte Märchen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Schwab, Gottfried, Allerlei Bergfahrten. Gedichte. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Sievers, Dr. W., Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta. Mit 8 Abbildungen von Prof. A. Göring. Leipzig, Gressner & Schramm.

Steger, Gottlieb, Ein Cäsar. Rolf. Epische Dichtungen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Tolstoi, Graf Leo, Die Macht der Finsterniss. Dramatisches Sittenbild aus dem russischen Volksleben in fünf Acten. Deutsch von August Scholz. Berlin, S. Fischers Verlag.

Vischer, Friedrich Theodor, Festspiel zur Uhland-Feier. Aufgeführt im königl. Hoftheater zu Stuttgart 24. April 1887. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Vogt, J. G., Die Geistesthätigkeit des Menschen und die mechanischen Bedingungen der bewussten Empfindungsäusserung auf Grund einer einheitlichen Weltanschauung. Vorträge. Leipzig, M. A. Schmidt.

Voss, Richard, Michael Cibula. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Zapp, Arthur, Die Rose von Sesenheim. Eine Erzählung aus Goethes Liebesleben. Berlin, Siegfried Cronbach.

Zell, B. W., Nachbarskinder. Roman. Berlin, Albert Goldschmidt.

Zola, Emile, Therese Raquin. Drama in vier Acten. Deutsch von J. Savits, königlicher Theater-Regisseur, München. Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, S. Fischers Verlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 42. — He

Nord und

Eine deutsche Mo

August 18

August 1887.

Inhalt.

Seite

H. Fries-Schwenzen in Berlin.
Marit. Norwegische Novelle. 15

G. P. Danilewskij in St. Petersburg.
Meine Fahrt nach Jaßnaja Poljana, dem Gute des Grafen L. N. Tolstoj 19

M. Wilhelm Meyer in Berlin.
Ueber Finsternisse und ihre historische Bedeutung. 21

Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Merlins Wanderungen. Eine Dichtung. 22

Paul Lindau in Berlin.
Allerlei über Theater und was damit zusammenhängt 24

Leo N. Tolstoj in Jaßnaja Poljana.
Der erste Branntweinbrenner oder wie der Teufel das Brotränftel abgedient hat. Lustspiel. 27

Berthold Auerbach.
Briefe an Wilhelm Wolfsohn. 28

Bibliographie. 29
Länderkunde der fünf Erdtheile. (Mit Illustrationen.) — Friedrich Hebbels Tagebücher.

Bibliographische Notizen. 30

Hierzu ein Portrait von Leo N. Tolstoj.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.



Leo Tolstoy.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLII. Band. — August 1887. — Heft 125.

(Mit einem Portrait in Radirung: Leo N. Tolstoj.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Marit.

Norwegische Novelle

von

H. Fries-Schwenzen.

— Berlin. —

Er saß am Steuer.

Ein schwacher Südwest blähte die Segel. Sich leicht zur Seite neigend, durchschnitt das Boot die Wellen, indem es ein flüsterndes Plätschern und Plaudern von seinem Bug aus ertönen ließ.

Hoch oben zogen weiße, streifige Wolken langsam durch das klare Blau. Rings herum ragten in großartiger Starrheit die mächtigen Berge empor, an deren felsigen Wänden die herabfließenden Gletscherbäche im Sonnenschein erglänzten.

Durch die heiße Stille ertönte der ferne dumpfe Donner mächtiger Wasserfälle, die tief im Lande lagen.

Neben dem Mast saß eine junge Dame im hellen Sommerkleide, das anmuthige Gesicht doppelt hübsch in dem warmen Schatten ihres rothen Sonnenschirmes. An ihrem rechten Zeigefinger hatte sie eine lange Angelschnur, die im Wasser hinter dem Boote herlief.

Jetzt zog sie die Schnur langsam ein.

„Es nützt doch nichts,“ sagte sie mit einem Seufzer, „das Boot hat zu wenig Fahrt, schade! Ich hätte so gern einmal einen Lachs gefangen. Aber mein Gott, so reden Sie doch, Fridtjof!“

„Zu Befehl, Fräulein Bergljot!“ sagte der junge Mann lächelnd und warf seinem hübschen vis-à-vis unter dem rothen Schirm einen sehr freundlichen

Blick zu. „Ich begreife den albernen Lachs nicht. Wäre ich an seiner Stelle, so würde es mir das allergrößte Vergnügen machen, an Ihrem niedlichen kleinen Haken anzubeißen."

„Ach!" machte sie unwillig und warf ihm die Schnur zu, „das war eine Stadtreminiscenz, Fridtjof, eine allerliebste Phrase. Blos um zu entschuldigen, daß Sie so stumm dasaßen wie ein Fisch. Nun haben wir doch auf Ihr Drängen und Quälen meine arme Mama aus der Stadt auf's Land herausgezerrt, damit wir einmal von Salonphrasen und Salonfesseln frei wären. Und waren das nicht schöne, sonnige Tage, in ganz anderer Umgebung, als inmitten langweiliger Steinhäuser und Trottoirs?"

„Freilich giebt's hier andere Umgebung — eben nur andere Coulissen!" versetzte er, „aber es war doch dasselbe Stück, das sich zwischen ihnen abspielte. Nun, jetzt hat es ja leider sowie so ein Ende, sobald ich übermorgen wieder auf den Exerzierplatz muß."

„Sagen Sie nur nicht: ‚leider‘," bemerkte Bergljot lachend, „Sie haben sich schon verrathen. Ihr brummiges Gesicht galt vorhin also nicht der Trennung, sondern dem Umstand, daß Ihnen auch dies idyllische Schäferleben auf dem Lande noch nicht ländlich genug ist. Ich aber finde es so gerade nett. Sie sollten unter die Indianer gehen, Fridtjof!"

„Was wollen Sie?" unterbrach er sie, „auf dem Lande in einem Hotel ist man doch wie ein Singvogel, der in einem Walde im Käfig hängt. Freilich ein bischen mehr Natur als sonst, aber man sieht sie doch nur durch die Käfigstäbe. Sie befriedigt nicht, sondern reizt nur, wie eine Sardelle, den Appetit zu —"

Er hielt plötzlich inne und neigte lauschend den Kopf.

Die scharf einsetzenden Töne einer Geige durchschnitten die Luft und zitterten über den Fjord hin. Das klang so laut und ausgelassen, so keck und herausfordernd in einer jauchzenden und wirbelnden Volkstanzweise, als wären Fridtjofs Wünsche plötzlich zu Klängen geworden, die lachend und jubelnd das Boot umschwirrten.

Schweigend deutete Bergljot auf den ziemlich entfernten Strand, wo die alte Kirche stand, und ein Damm in das sonnige Wasser hinauslief. Dort wurden jetzt eine Menge Boote ausgelegt, von denen die vordersten auf die nachfolgenden warteten, bis der Zug vollständig war. Dann schossen sie unter Gesang und Spiel vorwärts, ein jedes von zwei Paar Rudern getrieben.

Der fröhliche Zug näherte sich ihnen rasch.

Voran das geschmückte Brautboot, an dessen Bug der alte Spielmann stand und seinen ausgelassenen Hochzeitsmarsch geigte. Im Hinterende saß der Verlobte mit seiner jungen Braut. Sie trug die schwere goldene Krone auf den Flechten, und Mieder wie Schürze waren reich mit Gold gestickt. Fröhliches Gelächter, hier und da das Aufschreien eines überraschten Mädchens, Gewehrschüsse, welche donnernd von den Bergwänden widerhallten, so zogen sie vorüber, Boot an Boot — und Alles überbietend der unermüdliche

Geigenbogen, welcher in immer übermüthigeren Sprüngen auf den Saiten hüpfte. Von Hand zu Hand ging die Branntweinflasche und Krüge schweren Hardangerbieres, das aus einem riesigen Faß gezapft wurde. Von Mund zu Mund aber, immer lauter, Scherze und Gesänge, Jubelrufe und helltönendes Gelächter. Wie Koboldkichern scholl das vom Gebirge zurückgeworfene Echo, als würden, auch in der Tiefe der Felsen ausgelassene Stimmen laut, die dem Hochzeitszuge der glücklichen Menschen ihren verhallenden Geistergruß senden wollten.

Die Beiden im Segelboot saßen regungslos da. Selbst der leichte Südwest hatte sein Spiel mit den Wellen unterbrochen und den warmen Athem lauschend angehalten, wie um nicht zu stören; schlaff hingen die weißen Segel herab.

Fridtjofs Augen starrten weitgeöffnet, gebannt in das vorübergaukelnde Bild des Hochzeitszuges, der, umflimmert und umsponnen von den tanzenden heißen Mittagsstrahlen der Sonne, wie in einen zitternden Goldschleier gehüllt, an ihnen hinglitt.

Ferner und ferner klang das Gelächter und das herausfordernde Locken der Geige, bis nur noch ein vereinzelter Schuß, ein leise ersterbendes Echo über das stille Wasser herübertönte.

*

Am nächsten Tage wanderten Fridtjof und Bergljot nach dem Hochzeitshofe.

Schon an dem bunten Treiben auf der Landstraße konnten sie merken, daß sie nicht mehr weit entfernt von ihrem Ziele waren.

Eine Reihe abgespannter Karren und Karriolen standen im Graben neben dem Weg, von welchem etwas weiter zurück eine Staubwolke sich erhob, die von einem Wettfahren zwischen zwei betrunkenen Bauern herrührte.

Freudenrufe und lautes Gespräch tönten von dem etwas höher gelegenen großen Hof zu ihnen herüber, und in unterbrochenen Sätzen klang dazwischen die Geige. Das weißgemalte Haus, welches für die festliche Gelegenheit neu gestrichen war, leuchtete in der Nachmittagssonne, deren Glanz von den vielen Fenstern zurückgeworfen wurde. Es sah aus, als stände das ganze Haus in hellen Flammen.

Sie waren an die niedrige Pforte gekommen, von welcher ein Kiesweg durch den ziemlich großen Obstgarten zum Hof hinaufführte.

Zwischen den Obstbäumen tummelten sich Erwachsene und Kinder, auf dem Rasen lagen Männer beim Kartenspiel und Toddy. Unter einem Apfelbaum saß ein Pärchen in so zärtlicher Umarmung, daß Bergljot verschämt die Augen niederschlug. Es war ein fröhliches Bild ländlicher Freude und Ungebundenheit, von den warmen Strahlen der Sonne beschienen, die verstohlen durch das Laubwerk blickte, um hier eine leichtsinnig sich auflösende Haarflechte, dort eine glühende Punschnase zu beleuchten.

Vor dem Wohnhause trafen sie die Braut, eine derbe stattliche Bauernschönheit mit glänzenden, hellblauen Augen; sie hatte noch immer ihre Krone auf dem Kopf.

Freundlich und ungezwungen reichte sie Bergljot die Hand, während Fridtjof sich mit einem etwas steifen Kopfnicken begnügen mußte.

„Schön, daß Ihr kommt!“ sagte sie, „jetzt wollen wir auch bald zu Tisch gehen.“

In der Stube, in welche sie zuerst traten, hatten sich die älteren Leute versammelt. Die Frauen saßen in ihren steifen schwarzen Röcken und großen weißen Hauben gravitätisch auf Bänken und Stühlen, mit irgend einer Handarbeit beschäftigt oder sich in leisem Tone unterhaltend. An einem kleinen Tisch spielten vier ältere Bauern Karten, ein paar jüngere Männer standen hinter ihnen und sahen zu. Der strenge Geruch des auf dem Lande gebräuchlichen Kautabaks, der aus kurzen Pfeifen geraucht wird, füllte das Zimmer. In dichten Wolken lagerte sich der blaue Rauch um die silbergrauen Köpfe der Alten. Ein junger Bauer verließ den Spieltisch und näherte sich etwas linkisch den Ankommenden.

„Das hier ist mein Bräutigam, — Du siehst, wir haben nachträglich noch feine Gäste bekommen, Knut!“ sagte die Braut und holte ein großes, buntbemaltes, hölzernes Gefäß voll Hardangerbier. „Sie müssen doch unser Hochzeitsgebräu schmecken!“ fügte sie hinzu. Dann rief sie zum offenen Fenster hinaus: „Marit! rufe Du Alle zum Essen zusammen und vergiß nicht den Pastor zu wecken, er schläft im Fremdenzimmer!“

Fridtjof bog sich neugierig aus dem Fenster und sah sich plötzlich vor zwei großen, blauen bestrickenden Augen, die in's Zimmer hereinschauten. Sie blickten sich einen Augenblick überrascht an. Dann bemerkte er, wie Stirn und Wangen des jungen Mädchens immer tiefer errötheten. Er stand noch da und schaute ihr nach, wie sie dem Garten zuging, als Bergljot ihre Hand auf seine Schulter legte.

„Wollen Sie mich zu Tisch führen?“ fragte sie.

Er bot ihr etwas zerstreut seinen Arm.

Der Speisesaal war ein großer Raum, durch dessen ganze Länge eine Tafel gedeckt war, während noch eine Anzahl kleinerer Tische hie und da zur Aushülfe bereitstanden. Felle von Bären und Rennthieren, sowie das Geweih des Elens schmückten rund herum die Wände. An dem einen Tischende hatte das Brautpaar Platz genommen, neben demselben, in fettem Behagen förmlich glänzend, der Pfarrer des Ortes. Ihm gegenüber saß der Vater der Braut, den Fridtjof sofort erkannte; war er doch auf dem Exercierplatz wegen seiner phänomenalen Feldwebelhände bekannt, von welchen man behauptete, daß jede derselben eine Patronentasche bergen könne. Jetzt sah er sich mit einem von Wein und Freude strahlenden Gesicht im Kreise seiner Gäste um, die in der lebhaftesten Stimmung ihren Platz an der langen Tafel suchten.

Fridtjof hatte sich neben Bergljot und einen jungen Touristen gesetzt, den sein Weg gestern am Hochzeitshofe vorübergeführt.

„Sie glauben nicht, wie mich das Alles anheimelt,“ sagte er zu Fridtjof, „es war immer mein Wunsch, eine Bauernhochzeit von A bis Z mitzumachen,

doch konnte ich denselben bisher noch nie erfüllen, obgleich ich selber in Hardanger geboren bin. Aber mein Alter pflegte zu sagen, er würde mir lieber Toddy, Tabak und Karten gestatten, als ein einziges solches Hochzeitsfest, weil ich hier in eine Atmosphäre wildester Sinnlichkeit gerathen würde."

„Wohinein würden Sie gerathen?" fragte Bergljot und bog den Kopf vor.

Der Student räusperte sich und begann die pädagogischen Grundsätze seines Vaters von Neuem zu erörtern, als Fridtjof ihn unterbrach: „Der Herr meinte, bei einer solchen Bauernhochzeit würde dem von uns besprochenen Singvögelchen endlich der Käfig geöffnet."

„Ja, nicht wahr?" sagte Bergljot lebhaft, „was für eine amüsante Ungenirtheit! Eben so lustig wie unsere Stadtgesellschaften steif sind.

„Ganz gewiß," versetzte der Student, „bei uns darf man höchstens zu Hause seine Gefühle im Négligée zeigen, in Gesellschaft muß man hingegen elegant vermummt erscheinen, hier ist es umgekehrt, der Gesellschaftsanzug derselben ist so stark decolletirt, daß er fast zum Négligée wird."

Ein schallendes Gelächter ertönte vom anderen Tischende. Das junge Mädchen, welches die Braut Marit genannt hatte, war von ihrem Nachbar, einem stämmigen Gesellen, zudringlich umgefaßt worden. Aber ehe der Angreifer sich's versah, hatte ein wild blickender Bursche ihn mit einem Faustschlag zu Boden gestreckt. Marit stürzte, dunkle Gluth auf den Wangen, aus dem Zimmer. Der Student fuhr unermüdlich fort, Fridtjof vertrauliche Rippenstöße zu verabreichen.

„Sahen Sie die Prinzessin?"

„Ein Prachtmädel, was?" sagte er, als Marit hinausgegangen war, „ganz anders als die Uebrigen. Als ich noch in Hardanger war, wurde sie von dem Pfarrer zum Unterricht seiner beiden Töchter hinzugezogen, weil sie etwas so besonderes hatte. Diese großen träumerischen Augen besaß sie schon damals. Sie machte immer den Eindruck einer Gebirgsblume, die in's Thal in ein Gemüsebeet gerathen ist. Paßt nicht so recht her."

„Das scheint mir auch, aber wie kommt nur die derbe Karen zu einer Schwester mit solchem vornehmen Gesichtchen," bemerkte Fridtjof.

Der Student neigte sich ganz zu ihm hinüber und flüsterte in Angst vor Bergljots Gehörsorganen ihm ganz leise etwas zu.

„Das hat auch Anlaß zu viel Gerede gegeben," fügte er nachher hinzu. „Deshalb heißt sie ja auch hier im Dorfe ‚die Prinzessin'."

Inzwischen hatte sich der Pastor erhoben und eine zugleich erbauliche als auch erfreuliche Ansprache begonnen. Aber er war nicht weit gekommen, als der wilde Geselle, der Marit vorhin allzu kräftig vertheidigt hatte, schwankend aufstand und mit lallender Zunge sagte:

„Laß nur gut sein, Pastor!" und dabei schlug er dem Prediger mit seiner breiten, nervigen Hand vertraulich auf die Schulter.

Jetzt erhob sich ein neuer Tumult, der den verblüfften und beleidigten Redner erst recht nicht zu Worte kommen ließ. Eine ältere Frau, mit energischen Zügen und kalten, klugen Augen sagte laut mißbilligend dazwischen:

„Per Hougen hat wieder zu viel getrunken. Warum ladet man solchen wilden Menschen ein, der gehört zu seinen Bären, nicht in das gesittete Dorf. Es ist eine Schande, ihn hereinzulassen, in eine Stube mit dem Herrn Pastor. Ich habe Per Hougen noch nie an einer Kirchenschwelle gesehen."

„Aber an Huldr glaubt er und allerlei Teufelszeug!" schrie der vorhin von Per geschlagene Bursche hämisch, „voll Aberglauben steckt er und Sünde, aber in die Kirche fürchtet er sich hineinzugehen, — ich hab's gesehen! ich hab's selber gesehen!"

„Ein wüster Kerl!" sagte Bergljot, „aber unter seinen struppigen Haarmassen ist er hübsch. Und er hat doch Marit vorhin vertheidigt."

„Marit läßt er von Niemandem anrühren,' versetzte der Student, „ich sah, wie er gestern Endrid Flaa zu Boden schlug, so daß der arme Bursche noch heute Blut spuckt. Er liebt Marit auf seine Weise, gegen sie ist er niemals roh. Ihre vornehme, stille Art bezwingt den wilden Bärenjäger."

„Wie romantisch!" sagte Bergljot entzückt, „gewiß bändigt ihn ihre Schönheit und demüthig legt er ihr seine Bären zu Füßen wie unsere Cavaliere uns ihre Blumenbouquets und Cotillonorden. Glückliche Marit! Aber wie wird er denn im Dorf geduldet, wenn er sich so schlecht aufführt?"

„Weil man ihn fürchtet," versetzte der Student, „er ist der stärkste Raufer und beste Tänzer. Per ist eine unbändige Kraft, welche die Sitte des Dorfes durchbrochen hat, um als Nomade sich ein freies Jägerleben zu schaffen."

„Aber Marit kann doch nicht auch Nomade werden, wenn sie ihn heirathet," sagte Bergljot bedenklich.

Der Student lachte laut auf.

„Sie wird ihn niemals heirathen," sagte Fridtjof mit einem Male in so bestimmtem Tone, daß Bergljot ihn groß ansah, „aber Eines haben sie gemeinsam: sie passen beide nicht in diesen engen Rahmen des Dorfes hinein. Darum hat Per ihn zerbrochen und darum schaut auch Marit mit so großen, traurigen Augen aus demselben heraus."

Während sie so mit einander redeten, hatte der Pastor sich zu einer neuen Rede ermannt, in welcher er das junge Paar leben ließ und scherzhaft andeutete, daß Karen der guten, alten Sitte nicht treu geblieben sei, indem sie ihre Brautkrone nicht schon nach der Trauung mit der Frauentracht vertauscht, sondern zum Fest aufbehalten habe. Bravoklatschen und Jubelrufe folgten seinen Worten; man wollte Karen in der Frauenhaube sehen.

Dies gab das Signal zur Aufhebung der Tafel. Die Männer drängten sich erst an den Tabaktisch und dann ging Jeder, die dampfende Pfeife im Mundwinkel, nach irgend einem schattigen Plätzchen im Garten, um sich von

---

*) Huldr = Waldfee.

den Mühen eines soliden Mittagsfestes mit dem nöthigen Zutrunk beschaulich erholen zu können.

Als die Braut mit ihrem Geleit von Frauen und Mädchen, denen sich auch Bergljot angeschlossen, in ihr festlich ausgeschmücktes Gemach trat, sahen sie Marit in dem geschnitzten Armsessel sitzen, und, das Kinn in die Hand gestützt, zum Fenster hinausschauen.

„Aber Marit! schon wieder hat sie sich hinausgeschlichen und träumt!" rief ihre Schwester in freundlichem Schelten. Marit war aufgesprungen und rückte für Karen den Stuhl vor den kleinen, altmodisch eingefaßten Spiegel, dessen halb erblindetes Glas nur unvollkommen seinen Dienst verrichtete. „Sogar heute muß sie fortlaufen von den Andern, gleich jeden Scherz übelnehmen und hier im Winkel träumen! Komm, hilf mich herausputzen."

Marit nahm eifrig der Schwester die Krone ab und steckte ihr die große, weiße Frauenhaube auf. Das lachende, frische Gesicht der Braut hob sich darunter voll und rosig ab, ein Bild der Gesundheit und des Behagens, und das blinde Spiegelchen zeigte die ganze Reihe kräftiger weißer Zähne und des rothen Zahnfleisches im vollen Munde.

Und ebenfalls lächelnd blickte von der einen Seite des Spiegels das Portrait der Mutter, mit einem Kranz vergilbter Immortellen umgeben, auf die Töchter nieder, während von der anderen Seite Hans Bolstad in der Würde seiner Corporalsuniform gleichsam wie erstarrt mit der stereotypen Grimasse herabblickte, welche in großen Augenblicken sein Gesicht zu überkommen pflegte.

Auf einem Stuhl neben dem kleinen Tisch unter dem Spiegel lag der abgelegte Brautschmuck.

„Nur recht fest und ordentlich, — lieber noch eine Stecknadel, Marit, — so!" Die junge Frau erhob sich, um sich bewundern zu lassen.

Eine Alte mit faltigem, gutem Gesicht, die im Hause die Mutter vertrat, nahm aus der rothbemalten, den Namen des jungen Paares tragenden Wäschetruhe eine Schürze und band sie ihr vor.

„Gott segne es Dir, mein Kind," sagte sie dabei und wischte mit der rauhen Hand ein paar Thränen von der dürren, faltigen Wange, „und möchtest Du sie in Zufriedenheit tragen. Zufrieden und demüthig im Kreise stehen, den Gott uns zugewiesen hat, das hält das Glück am festesten. Merke Dir das, und Du auch, Marit." Allmälig siegte die Freude über die Rührung, und sie rief mit strahlendem Gesicht: „Ist sie nicht schön wie ein Apfel, das Kind!"

Und immer wieder wurde die junge Frau herumgedreht und betastet und vertrauliche Bemerkungen machten sie erröthen und lachen.

Ein junges, schmächtiges Mädchen näherte sich dem Brautschmuck; ehrfurchtsvoll und zugleich neugierig streckte sie vorsichtig einen Finger aus und berührte das glatte Metall der Krone. Als aber von ihrem Finger ein

matter Fleck darauf blieb, zog sie sich tief erröthend und erschreckt zurück. Da griff gerade Karen lebhaft nach ihrer abgelegten Krone.

„Komm, Marit, wir wollen Dich jetzt als Braut schmücken," rief sie heiter und ohne auf das Sträuben des jungen Mädchens zu achten, welches sich gegen die Ausgelassenen wehrte, die sie festhielten, „komm! vielleicht ist es eine Vorbedeutung! Ich möchte Dir damit so gern diesen schönsten Tag in Deinem Leben schenken, etwas Schöneres kann Dir ja auch die eigene Schwester nicht wünschen!"

Aber Marit hielt ihre beiden Hände bittend entgegen, sie war blutroth im Gesicht und ihre schönen Augen hatten einen geängstigten Ausdruck.

„Sei doch kein Kind!" rief die Schwester vorwurfsvoll und sie erhob die Krone und setzte sie fest auf Marits blonde Flechten.

Doch ebenso rasch riß diese sich los, nahm den schweren Schmuck ab und warf ihn heftig auf den Stuhl. Ihr ganzes Gesicht hatte sich verändert. Ihre Augen blitzten durch Thränen und ihre Unterlippe zitterte.

„Ihr sollt mich zu Frieden lassen, ich will keine Krone!" sagte sie.

Da bemerkte die ältere Frau mit den kalten, klugen Augen und scharfen Zügen, welche über Pers Gottlosigkeit bei Tisch gescholten, plötzlich laut und langsam:

„Marit ist zu vornehm für den Bauernschmuck, sie will warten, wie die Prinzessin im deutschen Märchenbuch des Pfarrers, bis ihr Prinz kommt, der sie mit einem Kuß aus ihrem Schlaf weckt, aus ihren Träumen. Ja, Marit! ich zweifle gar nicht, daß Du Deinen Prinzen finden wirst, aber ob Du ihn auch festhalten kannst, mein Kind, — das ist die Frage. Bleibst eben doch eine Bauerndirne. Und wenn der Kuß nicht eine Prinzessin aus Dir zaubert, dann — dann bist Du nach demselben noch weniger wie eine Bauerndirne."

Es war todtenstill im Zimmer geworden. Die Schwester war einen Schritt zurückgetreten, um, verletzt und gekränkt, die Brautkrone aufzuheben. Die Andern schwiegen und sahen Marit neugierig an.

Diese stand ganz allein mitten in der Stube und brach plötzlich in Thränen aus.

Die Worte der alten Frau wirkten beklemmend. Sie waren wie ein Urtheilsspruch gewesen. Marits Art war vom bäuerischen Gefühle gerichtet worden.

Da trat Bergljot rasch an die Weinende heran, küßte sie herzlich und führte sie mit sich aus dem Zimmer.

Marit ließ sich willenlos fortziehen. Ihr Herz schwoll vor Dankbarkeit zu der freundlichen jungen Dame, die sie geküßt und umschlungen hatte.

Sie waren in den Garten getreten, der im heißen Scheine der Nachmittagssonne dalag. Im Schatten eines riesigen Apfelbaums, dessen von unreifen Früchten belastete Zweige ein förmliches Dach bildeten, lag ein großer Heuhaufen, der warmen Duft ausströmte.

Bergljot ließ sich auf ihm niedersinken und zog Marit zu sich herab.

„Da sieh, Deine Zöpfe haben sich aufgelöst," sagte sie zu ihr, „komm, ich will sie Dir ordnen."

Sie ließ das schwere blonde Haar liebkosend durch ihre Finger gleiten. Marit saß ganz still mit ihren glühenden, thränenfeuchten Wangen. Sie hatte ein körperliches Wohlgefühl bei der Berührung der weißen, feinen Hände.

„Wie lockig Dein Haar ist, hast Du nicht einen Kamm bei Dir, Marit?"

Das Bauernmädchen schüttelte den Kopf.

„Es schadet auch nichts, ich habe einen," sagte Bergljot, zog ein feines Schildpadkämmchen aus einem kleinen Leder-Etui und begann Marits Zöpfe zu glätten.

„Wie häßlich sie gegen Dich sind, in der Stube drinnen," äußerte sie dabei, „Du mußt Dich unter ihnen recht einsam fühlen, nicht wahr?"

„Ja!" sagte Marit schüchtern.

„Man hat mir bei Tisch erzählt, daß Du eine bessere Erziehung genossen hast als sie," fuhr Bergljot fort, „möchtest Du nicht lieber in der Stadt leben, Marit?"

„In der Stadt? ach nein!" sagte sie erschrocken, „was sollte ich da?"

„Eine allerliebste kleine Dame solltest Du eigentlich sein," entgegnete Bergljot, „Du hast gar nicht das Aussehen der Hiesigen. Die Beschäftigungen und Vergnügungen in der Stadt würden viel besser zu Dir passen, als Heuen und Melken. Deine Hände würden ganz schnell weiß werden. Sie sind so zierlich."

Marit sah auf ihre kleinen, braunen Hände herab und dann lachte sie vor sich hin.

„Ach nein!" sagte sie gleich darauf ernsthaft, „ich würde vor Heimweh sterben. Ich könnte nie fort aus den Bergen, und so von allem Andern. In der Stadt möchte ich nie leben."

„Aber wirklich, die Frau hat ganz Recht, einen Bauer könntest Du niemals heirathen!"

Marit schüttelte lebhaft den Kopf.

„Niemanden!" sagte sie leise.

„Wo ist denn Dein Flechtenband? Ich habe Dich jetzt so schön geflochten!"

„Mein Flechtenband?" ich weiß nicht, — ich habe es wohl vorhin verloren," entgegnete Marit zerstreut und, an ihrer Schürze zupfend, fügte sie hinzu:

„Der Lieutenant, mit dem Du gekommen bist —"

„Ja? was ist mit dem?"

„Er ist doch wohl — ist er nicht Dein Bräutigam?"

Bergljot lachte.

„Nein, so wenig wie Per der Deine," sagte sie.

„Ach sieh! da kommt er," rief Marit, „und bringt Dir Blumen!" fügte sie leise hinzu.

Fridtjof kam von der Wiese her in den Garten geschritten und auf die jungen Mädchen zu.

„Da findet man Sie ja endlich, Fräulein Bergljot," rief er herantretend, „sehen Sie, welche Fülle von Glockenblumen!"

Bergljot nahm sie ihm aus der Hand.

„Geben Sie her, das Band können wir brauchen, — aber, das ist ja Dein rothseidenes Flechtenband, Marit!" und sie schlang es vom Strauß los und glättete es. „Wie Sie es gemißhandelt haben, Fridtjof!"

„Ich habe es auf der Wiese gefunden," sagte er und betrachtete das Bild vor sich. Malerisch hoben sich die Mädchen vom dunkelgrünen weichen Hintergrunde des Heuhaufens ab, Bergljot mit ihrer anmuthigen Sicherheit das rothe Band am schweren Zopf befestigend, Marit in ihrem dunklen Rock und rothen Mieder, das weiße Oberhemd mit den großen, silbernen Sylser*) geschlossen, das Gesichtchen in Gluth getaucht — ganz hülflose Lieblichkeit. Beide blond mit großen, blauen nordischen Augen. Aber wie verschieden war der Ausdruck dieser Augen! Aus Bergljots Blicken leuchteten wie ein plaudernder sprühender Springquell der lebhafte heitere Geist. Marits träumerische Augen glichen einem tiefen stillen Gebirgssee, in welchem schweigende Felsen gleich ernsten Gedanken sich spiegeln und es nur ahnen lassen, daß er zu Zeiten das Bild des ganzen Himmels fassen kann.

Marit erhob sich hastig. Sie klopfte das Heu von ihren kurzen Röckchen und, sich zu Bergljot wendend, sagte sie, noch stärker erröthend:

„Ich darf drinnen nicht auf mich warten lassen. Wo viel Feier, ist auch viel Arbeit. Ich danke Dir auch schön. Auch für das Kämmchen."

„Aber beim Tanzen sehen wir uns!" rief Bergljot ihr nach.

Fridtjof hatte sich neben sie gesetzt und steckte sich eine Cigarrette an.

„Was sprachen Sie denn mit der Kleinen?" fragte er.

„Interessirt Sie das?" sagte sie und nahm ihm den breitkrämpigen Filzhut vom Kopf und begann denselben mit den Glockenblumen zu bestecken.

„Sie fragte mich zum Beispiel, ob Sie mein Bräutigam wären."

„Ach! und was haben Sie geantwortet?"

„Ich habe geantwortet, daß es Gott sei Dank noch nicht bis dahin mit uns gekommen sei."

„Warum denn: Gott sei Dank!" sagte er pikirt.

Sie sah ihm in die übermüthigen Augen.

„Weil Sie ein unzuverlässiger Mensch sind, mein Bester!" entgegnete sie mit einem Lachen, welches nicht ganz aufrichtig klang. „Denken Sie auch manchmal daran, daß ihr Name: ‚Friedensdieb' heißt?"

---

*) Sylser = große, flache Silberknöpfe aus Filigranarbeit.

„Das meinen Sie doch nicht so ernst, Bergljot? Glauben Sie, ich würde, wo ich liebte, keine Treue kennen?"

Sie drehte seinen Hut zwischen den Händen und blinzelte mit einem Auge, um den Effect des Glockenblumensträußchens beurtheilen zu können.

„Treue!" sagte sie, „Treue und Untreue bei Frauen ist Sache ihrer Natur und unterscheidet sich scharf voneinander. Von den Männern aber sagen erfahrene Leute, daß Treue bei ihnen das Resultat der Untreue sei. Ihrer müde geworden wenden sie sich ihrem Gegentheil zu, etwa wie man einen abgenutzten Rock wendet, um ihn länger tragen zu können. Und Sie sind noch in der Periode der Untreue, — voilà tout!"

„Das ist ja eine beängstigende Lebenserfahrung, die junge Mädchen in der Stadt einheimsen!" sagte er spöttisch. „Ob Marit wohl auch so denkt?"

„Nein!" versetzte sie ernst. „Vergessen Sie das aber ja nicht! Wir Damen aus der Stadt mit unserer beängstigenden Lebenserfahrung spielen bisweilen mit kleinen Liebes-Affairen wie mit Knallbonbons. Aber was für uns nur ein Knallbonbon war, könnte für Marits Herz ein wohlgezielter, scharfgeladener Büchsenschuß sein."

„Aber wie sonderbar Sie mit einem Male sprechen, Bergljot. Sie sind doch sonst nicht so pathetisch. Wie hat denn die kleine Marit Ihnen das angethan?"

Sie war aufgestanden und setzte ihm den geschmückten Hut auf den dunklen lockigen Kopf.

„Ich habe sie liebgewonnen!" sagte sie.

Die Geige begann wieder zu spielen, und sofort eilten einzelne Paare nach dem Heuschober, der oberhalb des Stalles gelegen war, und zu welchem eine Brücke aus dicken Mastbäumen führte. Als Fridtjof und Bergljot hier ankamen, war der Tanz schon in vollem Gang.

Lange Bänke standen an der Wand, eine alte Flagge, deren Farben durch Witterung und Wäsche längst abgeblaßt waren, bildete mit breiten, übereinandergesteckten Zweigen die Decoration der Mittelwand.

Ueber einen Querbalken hatte man einen Reitsattel geworfen und rittlings auf diesem sitzend, mit den Füßen an den Strebepfeiler des Gebälks gestützt, den etwas gebeugten Rücken gegen den senkrechten Balken gelehnt, saß der alte, blinde Spielmann. Lustig geigte er darauf los. Ein Paar nach dem andern flog an Fridtjof und Bergljot vorüber, welche an die Scheunenthür getreten waren.

Gleich darauf schwang Fridtjof das junge Mädchen in einem wirbelnden Rheinländer.

Laut jubelten die ausgelassenen Töne der Geige vom hohen Balken herab, Staub flog auf und immer stärker dröhnte der Boden von den schwerbeschuhten Füßen der Tanzenden. Fridtjof hatte seine Dame dem Studenten abgetreten; mit gekreuzten Armen lehnte er an der Wand unter der Flagge und beobachtete mit Behagen das bunte Bild ländlicher Ungezwungenheit.

Dort drüben zog ein stämmiger Bursche ein nicht allzu widerwilliges Mädchen auf seinen Schoß herab. Bier und Branntwein gingen fleißig von Hand zu Hand. Fridtjof griff durstig nach dem Krug und leerte ihn in wenigen Zügen. Die junge Dirne neben ihm, zwischen deren strotzenden Wangen die Nasenspitze beinahe verschwand, lachte laut zu den galanten Ungezogenheiten ihrer bäuerischen Curmacher. Da kam der Student vorüber. Schon glühte sein Gesicht in einem Feuer, welches seinen Vater vermuthlich zu den schwärzesten Besorgnissen veranlaßt haben würde. Es dauerte nicht lange, dann streckte auch er begehrlich die volle gepflegte Hand aus nach der verlockenden Wange. Aber bevor seine Finger sie noch berührt hatten, war die junge Bäuerin auch schon aufgesprungen.

„Ei sieh doch 'mal, ist der Kerl verrückt?" sagte sie, dabei mit einem feindseligen Blicke an ihm herabsehend, „wenn Du kneifen willst, probire es doch an Deinen eigenen Damen und laß ein ehrliches Mädchen in Ruhe. Verstehst Du?"

Damit wies sie auf Bergljot hin und drehte ihm den Rücken.

Fridtjof sah, wie diese wieder mit dem Studenten davontanzte. Sie schien mit einem Rest von Stadtprüderie sich nur mit dem Studenten und allenfalls einem der beiden Schullehrer des Ortes abzugeben, die sich unter den Bauern befanden. Er machte sich im Stillen darüber lustig, als er plötzlich Marit vor sich sah.

Er ging auf sie zu und reichte ihr die Hand. Sie legte ihre beiden hinein. Und er umschlang sie kräftig und warm mit dem rechten Arm und sie flogen über den Tanzboden der Scheune.

Aber Marit tanzte nicht wie andere Bauernmädchen. Ihre Bewegungen waren so voll Sicherheit und natürlicher Grazie, als ginge ihr ganzes Wesen in Musik auf.

Vor dem offenstehenden Scheunenthor machten sie Halt und sogen die frische Abendluft ein, die belebend in den erstickend heißen Raum drang. „Wollen wir ein wenig hinausgehen, Marit?" fragte er.

Sie nickte.

„Ich will nur erst meiner Schwester sagen wo sie mich findet, wenn man mich braucht," sagte sie und ging schräg über den Tanzboden.

Er sah ihr berauscht nach. Welch' einen elastischen Gang sie hatte und wie anmuthig sich der Oberkörper auf den runden Hüften wiegte. Und was für vornehme kleine Dinger diese Füßchen mit den zart geformten Knöcheln waren.

Ein Brautjunker bot Fridtjof den Krug. Er griff hastig darnach und trank.

Bergljot tanzte an ihm vorüber und nickte ihm vertraulich zu. Aber es ließ ihn kalt. Die lautern wilden Stimmen des Tanztumultes wirkten stärker auf seine erhitzten Nerven als Bergljots Reiz.

Da kam Marit zurück. Sie blickte ihn auf dem ganzen Wege durch

die Scheune hindurch an, und ihre Augen lächelten. Die Wirkung ihres Wesens freilich ward durch die wildern und lautern Stimmen für ihn nicht übertönt, es sprach zu ihm in seinen leisesten Nüancen, wie durch die bacchantischen Klänge einer grellen Tanzmusik ein schwermüthiges, süßes Volkslied und bestrickte sein Herz berauschend zugleich und wehmüthig.

Hand in Hand traten sie in den Garten. Er ließ sie einen Augenblick los, um sich am Anblick ihres Ganges zu erfreuen, dann holte er sie wieder ein, nahm wieder ihre Hand und drückte sie heftig, fast schmerzhaft, in der seinigen zusammen.

Die Sonne stand niedrig über dem Fjord. Groß und roth, einen Purpurschein über die Berge und das glitzernde Wasser werfend, glühte sie warm und liebevoll durch die Wipfel und Gebüsche im Garten.

Plötzlich zuckte Marit zusammen. Nicht weit von ihnen regte sich im Grase eine menschliche Gestalt.

Der ganzen Länge nach ausgestreckt lag Per, das Haupt mit dem verwirrten Haar in die Hand gestützt. Seine Augen sahen blutunterlaufen aus den dichten Brauen und Wimpern hervor, aber Fridtjof fiel es auf, wie tief und schön sie in normalem Zustand aussehen mochten. Er war bartlos aber unrasirt, sein ganzes Aeußere machte einen verstörten, unordentlichen Eindruck.

„Marit," lallte er mit einer Zunge, die nicht mehr gehorchen wollte, „liebe Marit, komm doch her zu mir, ich will Dir ja so gern etwas sagen."

„Ich will nichts hören," sagte sie. Dann flehte er sie an:

„Um Jesu Christi Barmherzigkeit willen," er hatte sich mit Mühe erhoben und stand schwankend vor ihr. Marit hatte Fridtjofs Hand losgelassen und ging zu dem Betrunkenen heran.

„Was willst Du?" sagte sie kurz.

„Ich wollte Dich nur bitten. Siehst Du, liebe Marit —" Er schwankte hin und her. Fridtjof konnte nur wenige abgerissene Worte verstehen wie: „Nicht mit dem feinen Stadtherrn — siehst Du, liebe Marit, Du bleibst doch ein Bauernmädchen. Da hinaus kann doch unsereiner nicht, Marit!"

Sie stand gerade aufgerichtet vor Per und sah ihn verächtlich an.

„Du hast es doch leider gekonnt, Per," sagte sie, „brüste Du Dich nicht mit der Bauernsitte, Du zerreißt sie stündlich! Das Dorf muß sich Deinetwegen schämen."

„Mag sein," sagte er lallend, „aber ich bin ein Mann und da geht's wie ich will, aber Du, Marit — bist ein Weib, siehst Du, und Du magst träumen so viel Du willst —"

„Ich bin ein Mann —" mehr konnte Fridtjof nicht hören. Mit gespanntem Interesse beobachtete er die Gruppe vor ihm. Er begriff sehr wohl, das Per an Marit hing, er, der aus den Fesseln der Bauernsitte in's Wilde, in's Rohe zurückstrebte, liebte sie, die höher geartet, sich gleichsam aus derselben Beschränktheit nach oben hinaussehnte. Trotz aller Rohheit war er doch in seiner großen starken Kraft, welche die Anderen in erzwungener Achtung

zu unterjochen wußte, Marit ebenbürtiger als diese. Er war wie sie kein gewöhnlicher Mensch.

Endlich machte Marit dem Gespräch ein Ende, indem sie, dem Betrunkenen den Rücken zukehrend, sich an Fridtjof wandte.

Per entfernte sich gesenkten Hauptes. Da trat Bergljot in den Garten, sie drohte scherzend mit dem Finger, als sie Fridtjof bei Marit stehen sah.

„Ich möchte jetzt gehen," rief sie ihm zu, „Sie können ja zurückkommen, wenn Sie mich begleitet haben. Willst Du mir Deinen Cavalier abtreten, Marit?"

Diese war verlegen zur Seite getreten und sah Bergljot schüchtern an.

„Adieu, Marit!" sagte Fridtjof und leiser fügte er hinzu: „Ich komme bald wieder."

„Aber, mein Gott, warum gehen Sie denn so früh," bemerkte er verdrießlich, als das Gartenpförtchen hinter ihnen zuschlug und sie auf die Landstraße hinaustraten.

„Ich habe es Mama versprochen," entgegnete sie, „und übrigens —"

„Was: Uebrigens?"

„O, es begann einen etwas gar zu zärtlichen Charakter anzunehmen, — ich habe Manches gesehen!"

„Ach wirklich! Was haben Sie denn gesehen, Fräulein Bergljot?"

„Nein, wissen Sie, das kann ich Ihnen wahrhaftig nicht erzählen, aber etwas Schreckliches war es. Und dann, dies starke Bier, und die Hitze, und Alles, man wurde ja selbst so sonderbar zu Muth dabei. Sie werden natürlich wieder hingehen?"

„Wenn so schreckliche Dinge da vorkommen, wage ich es auch nicht." Seine übermüthigen Augen leuchteten.

„Ach Sie," lachte Bergljot.

Er sah sie an. Ihre Wangen glühten. Der eine Zopf, der am Hinterkopfe befestigt gewesen, hatte sich im Tanzen gelöst und ihre Toilette, welche für so strapaziöse Vergnügen nicht berechnet gewesen, war in arge Verwirrung gerathen.

„Uebrigens ist es schön, wenn Sie nicht wieder hingehen," bemerkte sie, „dann können wir heute zum letzten Mal noch eine Fahrt auf den Fjord hinaus machen, nicht wahr?"

„Rudern? Noch so spät? Aber wirklich, ich bin müde, Fräulein Bergljot. Und die Hitze hat mir Kopfschmerzen gemacht."

„Das sind freilich Gründe genug, früh zu Bett zu gehen," sagte sie. „Vielleicht ist Mama so gut, Ihnen einen Fliederthee zu kochen. Aber Marit wird auf Sie warten."

„Ach, die verfluchten Kopfschmerzen," dachte er verdrießlich. „Ja, Marit wird auf mich warten! Die kleine, naive Marit, sie ist ja nicht so klug und schlau und wohlerzogen, um vor der Aufregung, die sie anzustecken droht, Reißaus zu nehmen wie Bergljot. Wenn Bergljot schon längst in ihren

Kissen liegt und vielleicht noch im Träumen den Tanz fortsetzt, der ihre Phantasie erhitzte, — aber diesmal nur mit Offizieren und höheren Beamten — dann wird die kleine, naive Marit noch mit beiden Kinderaugen groß in die Sommernacht hineinschauen und von einem Glücke träumen, das sie nie erreichen wird."

„Nun da seid Ihr ja endlich, Gott sei Dank!" rief ihnen Bergljots Mutter von der Veranda des Hotels entgegen, welches dicht am Fjord lag, „aber Kind, wie siehst Du denn aus! Wie Du glühst!"

Fridtjof betheiligte sich nicht an dem nun folgenden Durcheinandersprechen und Erzählen, an welchem sämmtliche Hotel-Insassen, die aus den Zimmern herbeikamen, den herzlichsten Antheil nahmen. Er schritt an das andere Ende der Veranda, zündete eine Cigarrette an, lehnte sich im Schaukelstuhle zurück und mit den ersten Rauchwölkchen, welche sich emporringelten, zogen auch seine Gedanken schnell wieder zu Marit zurück. Bergljot hatte er ja nun cavaliergemäß an das Mutterherz, in die zu ihr passende Umgebung, aus dem Hochzeitstreiben, zurückgeleitet. Ihm fiel ein, wie sie alle Beide, Marit wie Bergljot, ganz gleich schlecht in den Rahmen einer Bauernhochzeit hineingepaßt hatten. Aber Bergljot glich die bäuerische Umgebung einer unvortheilhaft gewählten Toilette, welche das sinnliche Gefallen abkühlt. Ihre Bewegungen wie ihr Wesen waren für den Anstand des Salons gemacht, sie hatte jetzt etwas von einem Seidenkleide an sich, das durch thaufrisches Gras geschleift worden war.

Marit dagegen — auch sie paßte nicht hierher. Doch hier besaß der Widerspruch zur Umgebung etwas Tragisches. Ihre träumerische Melancholie bildete einen rührenden und ergreifenden Contrast zum derben Behagen der lauten Zechfröhlichkeit, ihr ganzes Wesen war wie eine stumme, süße Bitte.

„Aber Fridtjof!" rief Bergljot zu ihm herüber, „Sie wollten ja gleich zu Bette gehen! Wissen Sie auch, daß Rauchen geradezu sündhaft bei solchen Kopfschmerzen ist?"

Er sprang auf und warf heftig die Cigarre in den Garten hinunter.

„Gute Nacht allerseits," sagte er mit einem feindseligen Blick auf die Spötterin und ging fort.

In seinem Zimmer angekommen riß er das Fenster auf. An der Hinterthür des Hauses sah er an ein paar flatternden Rockzipfeln der Mägde, daß ihm der Ausgang ebenso versperrt war wie die Veranda. Die Damen müssen ja bald zu Bett gehen, dachte er. Er entschloß sich etwas zu warten, und die Ellbogen auf die Fensterbank gelehnt, schaute er hinaus.

Der kleine Hof lag in dem bläulich violetten Schatten des Abends da. Dicht hinter ihm erhob sich ein steiler Felsen, über welchem rosige Wolkenstreifen im Glanz der untergehenden Sonne schwammen. Der Felsen berührte die Rückwand des Hauses, an der Fridtjofs Fenster lag. Das Blut strömte wallend durch seine Adern, seine Schläfen klopften. Ungeduldig ging er auf den Flur und lauschte. Die Damen waren noch in der Veranda.

Rasch entschlossen trat er an's Fenster zurück, schwang sich auf das Gesims und kletterte gewandt wie eine Katze hinaus.

Ein kleiner Fußsteig, von verkrümmtem und sonnenversengtem Gebüsch fast versteckt, lief den Felsen hinab und mündete in der Landstraße.

Fridtjof triumphirte über seine gelungene Flucht und eilte so rasch er konnte vorwärts. Bald lag der Hochzeitshof vor ihm. In dem gedämpften, röthlichen Licht der eben untergegangenen Sonne trat er jetzt mehr als ein geschlossenes Ganzes heraus, das ihm aus dem tiefen Schatten der dunklen Tannen und wehenden Obst- und Birkenwipfel verheißungsvoll zu winken schien.

Die Geige lockte und jauchzte bis auf die Landstraße hin; die Abendluft strich warm an ihm vorüber, es war, als durchbebe ein sinnlicher Hauch die ganze Natur und machte jedes Blatt am Wege zittern!

In dem Garten traf er sofort Marit, die hier auf ihn gewartet hatte.

„Bitte," sagte sie, „geh' nicht in die Scheune, Per hat ausgeschlafen und ist wild geworden."

„Ach was, kleine Marit, komm, wir wollen tanzen!" rief Fridtjof in heller Freude. Er umschlang sie und trug sie fast auf den Armen zur Scheune.

Sie tanzten allein und tanzten lange.

Per Hougen stand mit gekreuzten Armen und schaute ihnen zu. Seine Oberzähne hatten sich tief in die Lippe geklemmt, daß sie blutete.

Als sie aufhörten, griff Fridtjof nach einem Glase Punsch und leerte es auf einen Zug.

„Trinke nicht zu viel!" sagte Marit bittend. Er sah sie erstaunt an, aber es kam ihm so rührend vor, daß sie ihn warnen und behüten wollte; — wie lieb war sie ihm, als sie so dastand und ihn mit ihren großen Kinderaugen ansah. Er hätte sie auf die Arme nehmen und weit — weit forttragen mögen.

Aber sie war auch nicht mehr dieselbe Marit von vorhin. Ihre etwas blassen Wangen hatten Farbe bekommen, die Lippen glühten heiß wie im Fieber und ihre zarte Brust hob und senkte sich stürmisch.

Plötzlich entstand eine Bewegung unter den Andern. Ein alter Bauer zog seine Joppe, die er in der Hitze abgelegt hatte, wieder an und sagte:

„Per beginnt; also ist es Zeit aufzuhören."

„Ach laßt ihn doch!" rufen andere Stimmen.

„Er kann ja doch nicht. Er ist betrunken!"

„Per will Hallingen tanzen;" sagte Marit.

Dieser hatte richtig Rock und Weste abgeschleudert, er nahm seine Mütze und warf sie in eine Ecke.

Als die Leute sahen, daß er Ernst machte, dachte Niemand mehr an's Fortgehen. Eine lautlose Stille löste den Lärm ab, Jeder drängte sich auf Bänken und Schemeln auf den besten Platz, den er erreichen konnte, um besser zu sehen.

Marit und Fridtjof standen in der zweiten Reihe. Er hob sie auf eine Bank und hielt ihre Hand in der seinen.

Ein großer Bauer stellte sich in die Mitte, nahm den Hut ab, steckte ihn auf einen Stock und hob denselben so hoch als er vermochte.

Per machte ein paar Schritte vorwärts und blieb stehen.

„Er will Dich ausstechen,“ flüsterte Marit, „er giebt sein Schönstes zum Besten.“

Jetzt fiel die Geige, mit ein paar Sätzen, schneidig und übermüthig, wie ein Kampfruf ein, — und gleich darauf jubelte „Hallingen“ von der Violine so ausgelassen und wild, daß alle Mädchen zusammenzuckten.

Per, den die allgemeine Aufmerksamkeit, Ehrgeiz und Eifersucht etwas ernüchtert hatten, sammelte alle seine Kraft und fing an zu tanzen.

Mit schlaff herunterhängenden Armen und mit gleichgültiger Miene bewegte er sich vorwärts, die Füße sicher im Tact mit der Geige führend; dann warf er sich zur Seite, schlug die Beine quer unter sich, sprang in die Höhe und tanzte weiter vorwärts, während er dann und wann neckisch zu der mindestens acht Fuß hoch hängenden Mütze hinaufblickte. Nun schlug er wieder die Beine quer unter sich, tanzte „Hallingen“ vorwärts und seitwärts, sprang wieder auf, that, als dächte er an garnichts — doch in der nächsten Secunde wirbelte sein Körper hoch in der Luft, rund herum, und mit der Fußspitze fegte er die Mütze vom Stock, so daß sie durch die offene Scheunenthür flog. Ein geräuschvoller Beifall füllte einen Augenblick den Raum, dann wurde es wieder still; man hörte nur die Geige, deren Töne jetzt ganz wild wurden, und die tactfesten Fußtritte des kräftigen Tänzers. Nun schlug er Rad, um und um, den ganzen Boden entlang, bis er sich der Stelle näherte, wo Fridthof mit Marit stand.

Der junge Mann fühlte einen heftigen Händedruck, aber im nächsten Moment flog ihm der Hut vom Kopfe — auch durch das Scheunenthor.

Fridtjof wurde ganz bleich; seine Faust ballte sich und er sprang vor, auf Per zu. Aber Marit umklammerte ihn mit beiden Armen.

„Du darfst nicht,“ sagte sie außer sich, „komm, wir wollen nach dem Garten gehen!“

Der alte Bauer brachte ihm höflich seinen Hut, stäubte ihn mit dem Hemdsärmel ab und bemerkte:

„Sie sind doch zu gut, um sich mit dem Kerl zu schlagen.“

Per war mitten auf dem Boden stehen geblieben und starrte Fridtjof ungeduldig an, dieser wollte wieder auf ihn zuspringen, aber jetzt drängten ihn die Bauern sammt Marit aus der Scheune.

Pers wild aufgerissene Augen folgten ihm. Dann lachte er heiser und plötzlich fiel er nieder. Der Branntwein hatte ihn umgeworfen.

Ein paar handfeste Burschen ergriffen den Ohnmächtigen und trugen ihn hinter die Scheune, wo das Heu aufgeschichtet lag.

Marit war mit Fridtjof in den Garten getreten und ihre Finger um-

klammerten seine Hand, als fürchte sie jetzt noch, Per könnte ihm etwas anthun.

„Gott sei Dank!“ sagte sie, „Du durftest Dich nicht mit ihm schlagen!“

„Nicht schlagen, — nur ihn züchtigen!“ entgegnete er noch bebend vor zorniger Wallung. Sie lächelte.

„Das ist ganz dasselbe,“ sagte sie, „er hätte Dich auch züchtigen können, Per ist stark! Uebrigens hätte er in blinder Wuth gleich den Tolleknív*) gezogen,“ ihre Stimme zitterte plötzlich, „— und Du wärst am Ende jetzt schon todt!“

„Hätte Dir das leid gethan, Marit?“

Sie schwieg, aber ihre Hand drückte die seine noch fester.

Seine Schläfen klopften.

„Wir wollen uns dort unter den Apfelbaum setzen, wo Du mit Bergljot gesessen hast,“ sagte er und führte sie hin, „Du hast mich nun selbst in den Garten gebracht, Marit.“

„Weil ich für Dich fürchtete,“ entgegnete sie, „das Dunkel schützt Dich!“

„Schützt uns!“ sagte er leise und setzte sich dicht zu ihr in's Heu.

Sie saß ganz still und zupfte an den Heuhalmen, in denen noch die ganze Sonnengluth von vorhin steckte und die einen warmen Duft ausströmten. In Marits Gliedern bebte noch der überstandene Schreck.

„Marit!“

Er nahm ihr Köpfchen zwischen seine Hände, wendete sich ihr Gesicht zu und wollte sie auf den Mund küssen. Aber sie machte ihren Kopf frei und kehrte ihn ab. Ihre Augen standen voll Thränen.

„Liebe, süße, kleine Marit!“ sagte er leise stammelnd und er nahm ihr Gesichtchen wieder zwischen die Hände.

„Ich habe Dich so —“

„Horch! was war das?“ flüsterte sie ängstlich, „mir deucht, ich hörte etwas klirren! — Nein, es war doch nichts.“ Leidenschaftlich umschlang er das zitternde Mädchen und neigte seinen Mund auf den ihren.

„Ma — Marit!“ rief eine Stimme laut.

Sie fuhren zusammen und ließen einander los.

Das war Säbelklirren.

Eine große Gestalt trat auf den mondbeschienenen Weg.

„Marit, bist Du hier, mein Kind? Wer ist denn bei Dir? — Ah! Herr Lieutenant!“ — Der Feldwebel, der in voller Uniform vor den Bestürzten stand, salutirte in strammer Haltung.

„Entschuldigen Sie, Herr Lieutenant, wenn ich störe, aber das Mädchen ist meine Tochter.“

„Nun, was ist denn dabei,“ sagte Fridtjof, „es war heiß in der Scheune, darum gingen wir hierher, um uns abzukühlen.“

---

*) Kurzer Dolch.

„Jawohl, Herr Lieutenant, ich verstehe es ja ganz gut, aber, wie gesagt, sie ist meine Tochter und, — ja was fällt Dir denn ein, Marit, es ist spät, komm, beeile Dich etwas."

Er richtete sich steif auf und legte die Hand an die Mütze.

„Wünsche wohl zu ruhen, Herr Lieutenant."

Dann machte er militärisch Kehrt und ging mit Marit davon.

Als sie sich wenige Schritte entfernt hatten, wandte sie sich um und sah Fridtjof mit einem langen Blicke an. Es ging ihm warm durch das Herz.

Jetzt wandte sie sich noch einmal um. Derselbe Blick, — als ob sie ihm noch etwas sagen wollte.

Unwillkürlich sprang er auf, um ihr nachzueilen.

Aber nein, — sie ging ja mit ihrem Vater.

Und dann verschwanden sie hinter den mondbeschienenen Baumstämmen.

Ueberrascht, enttäuscht, ärgerlich, mit dem verdoppelten Gefühl des Durstes Desjenigen, dem man den Becher von den Lippen zieht, starrte Fridtjof ihnen nach. Diese zweimal auf einanderfolgende Störung heute Abend hatte sein Blut in wallende Hitze gebracht.

Mit zusammengekrampften Fäusten ging er unter dem Apfelbaum auf und ab. Monoton und schwerfällig tönten die harten Fußtritte eines vereinzelten Paares vom Tanzboden zu ihm herüber. Nur hier und da hüpfte noch schläfrig, in häufigen Pausen, der Geigenbogen über die Saiten. Er ging aus dem Garten und näherte sich vorsichtig dem Heuschober. Lautes Schnarchen wurde aus einem neben dem Tanzboden befindlichen Theile der Scheune hörbar, in welchem einzelne Paare im Heu ihr Nachtquartier gefunden hatten.

Nicht weit davon mochte Marits Schlafstübchen liegen. Aber wo? Auf Bolstad gab es verschiedene Gebäude.

Fridtjof ging langsam nach Hause, noch immer die herabhängenden Hände zu Fäusten geballt, als hielte er in Gedanken fest, was ihm in Wirklichkeit entflohen war.

Von den angrenzenden Wiesen stieg ein feuchter, kühler Nebel empor und legte sich weißlich über die wüste, staubige Stätte des Hochzeitsbodens. Ein ganz schwacher Schimmer vom Tageslicht hing noch in der Luft.

Am Ausgang der Scheune lag jetzt der alte Spielmann und schlief; über seine Glieder hatte man eine zerrissene Pferdedecke geworfen.

Der Mond erhob sich langsam über das Dach der gegenüberliegenden Häuser, lugte dem Alten in das schlafende Gesicht und zitterte auf seinem spärlichen, wirrgewordenen, grauen Haar, das ihm an den Schläfen niederhing.

Ein schwüler Geruch von Branntwein, grobem Stiefelleder und schlechtem Tabak ruhte wie ein Dunst über dem verödeten Hochzeitsboden und vermischte sich mit dem warmen Duft, den die heiße Julinacht draußen ausströmte.

Da knisterte es in den Büschen. Zwei vorgestreckte, tastende, kleine

Hände theilten die dichtblättrigen Zweige der Fliederbüsche und, die großen Augen weit geöffnet, trat Marit auf den mondbeglänzten Gartenpfad hinaus.

Ihre dicken Zöpfe hatten sich gelöst und hingen in lockigen Strähnen über den Rücken herab.

Sie ging wie eine Nachtwandlerin, trotz der weitgeöffneten Augen, und, wer sie jetzt so sah, mußte zweifeln, ob sie wache oder im Banne einer Vision wandele.

Ueber dem Verwirrten und Unordentlichen ihres Anzugs aber und der sonderbaren Versunkenheit ihres Ausdrucks ruhte es dennoch wie ein zarter, schüchterner Zauber, wie der Duft und Hauch der schweigenden Sommernacht, welcher über der wüst verödeten Stätte des lärmenden Rausches ruhte und träumte.

Marit trat bis an den großen Apfelbaum vor und ihre Hand tastete durch das Dunkel, während sie den Kopf wie lauschend vorbeugte. Aber nur der Nachtthau an den niederhängenden Zweigen blieb an ihren Fingern hängen.

Da ließ sie sich unter die breit vorspringende, knorrige Baumwurzel niedersinken, lehnte sich gegen den zerwühlten Heuhaufen zurück, und faltete kindlich die Hände, wie Jemand, der ergeben wartet.

Der Nachtwind bewegte flüsternd den Wipfel über ihr und einmal fiel klatschend ein grüner, unreifer Apfel vom schwankenden Ast in das weiche, hohe Gras zu ihren Füßen.

Und monoton, in regelmäßigen Pausen tönte das Schnarren der Ackerixe von den Wiesen herüber.

Aber Marit hörte es nicht.

Ihr Köpfchen war zurückgesunken, ihre Augen hatten sich geschlossen.

Am östlichen Himmel stieg ein ganz bleicher, fahler Schein auf. Aber noch immer schwamm der Mond in ungeschwächtem Glanze über den flüsternden Wipfeln.

Hinter der Scheune regte es sich. Ein lautes Gähnen wurde hörbar. Per war aus seinem Schlaf erwacht und reckte die Glieder. Er schüttelte das Heu und die Strohhalme aus dem Haar, in dessen verwirrten Strähnen sich dieselben festgezaust hatten.

Leise schlich er in die Scheune hinein. Mit über die Brust verschränkten Armen stand er eine Weile und betrachtete ein verlobtes Paar, das in einer zärtlichen Umarmung begriffen eingeschlafen war. Dann entdeckte er ein Restchen in einer Branntweinflasche, die ohne Korken auf einer Bank stand. Er griff darnach und führte sie begierig an die Lippen, allein als der Branntweingeruch ihm in die Nase stieg, hielt er inne. Die Strohhalme hingen ihm noch in den Haaren, seine Augen waren stark blutunterlaufen, er sah wüst aus, wie er da stand, ungewiß ob er trinken sollte oder nicht. Da fiel sein Blick nochmals auf das verlobte, glückliche Paar, ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, er führte die Flasche zum Munde und

trank. Als er sie bis zum letzten Tropfen geleert hatte, spuckte er aus — „Pfui!“ sagte er, warf die Flasche durch das offene Scheunenthor und ging sodann selbst nach dem Garten zu. Er murmelte hin und wieder ein Wort für sich hin, als er über den Rasen dahinschwankte. Da plötzlich fuhr er zusammen. Vor ihm ruhte Marit.

Ein dumpfer Ton kam aus seiner Brust, wie der Laut eines verwundeten Thieres. Auch seine Fäuste ballten sich wie vorhin Fridtjofs, doch so als ob sie auf etwas losschlagen wollten in der dunklen Leere der Nacht.

Dann stürzte er vor ihr hin und seine Lippen verzogen sich in wollüstigem Schmerze, daß die weißen Zähne hervorblinkten. Die Brust arbeitete zitternd. Pers Augen bohrten sich in die vor ihm ruhende Gestalt mit dem Blicke eines Raubthiers in eine schutzlos ihm preisgegebene Beute.

Der Mond schien hell auf Marits Gesichtchen herab und küßte die heißen, rothen, wie dürstend halbgeöffneten Lippen und versteckte sich dann neckend in einer Wolke.

Sie lächelte im Schlaf. Ihre Brust hob und senkte sich in tiefen, warmen Athemzügen. Und noch immer ruhten, kindlich gefaltet die Hände im Schooß. Nur die Glieder hatten sich in der widerstandslosen Ohnmacht des Schlafes langgestreckt, so daß der Fuß mit dem Ansatz des Beines unter dem kurzen Tuchrock freilag.

Per zitterte am ganzen Leibe und durch die flüsternden Wipfel über ihm und durch die gesammte Natur ging es wie ein heißes Vibriren und Verlangen. Leise strich der Nachthauch durch die Blätter und hier und da sank, vorzeitig verbrannt und entnervt von der Gluth der Sommersonne, ein welkes Blatt flüsternd zu Boden.

Er hockte neben ihr.

„Marit!“ sagte er leise, „Marit! hörst Du nicht?“

„Nein, sie hört nicht. Wie bist Du so schön im Schlafe, Marit! Aber warum schläfst Du hier unten im Garten? Hast Du Ihn hier gesucht? Jesus Christus, was hat er Dir gethan, Marit!“

Er kroch auf allen Vieren vorsichtig an sie heran und fixirte sie.

„Wie lächelst Du so sonderbar! Allmächtiger Gott, warum hast Du noch nie so zu mir gelächelt! Sie sagen von Dir, Du träumtest immer. Wovon träumst Du jetzt, mein Mädchen? Ah! ich weiß es! Von dem Verfluchten! von dem Verfluchten! Darum lächelst Du auch und denkst, es sieht Dich Niemand, denkst, es ist Dein Geheimniß! Aber ich sehe Dich, Marit! Sieh her, ich krieche an Dich heran, ganz dicht — ganz dicht — und belausche Dein Geheimniß!“

Er vergrub ächzend den Kopf in ihrem Rock, seine Nägel gruben sich in den weichen Boden zu ihren Füßen ein und sein ganzer, starker Körper erzitterte in wahnsinniger Aufregung.

„Gott im Himmel!“ flüsterte er und sah sie an, „wie ihr kleiner Mund bebt, er bittet Dich, sie nicht anzurühren. Du bist so roh, Per sagt er.“

Die Thränen stürzten ihm aus den Augen.

„Ich will ja nicht roh sein, Marit, gar nicht mehr roh," sagte er stammelnd, siehst Du, wenn ich Dich nur hinauftragen könnte in die Jägerhütte oben. Es sind nur Bärenfelle und grobe Flinten da, Marit, aber roh ist es nicht, und Du brauchtest Dich nicht zu fürchten. Und zwischen den Felsen wachsen auch kleine Blumen, ganz zarte, kleine für Dich, Marit. Und ich würde vorsichtig gehen, um sie nicht zu treten. Liegst Du da wie meine Heilige, Marit! Die Hände hat sie zum Nachtgebet gefaltet. Zum Nachtgebet?"

Er sprang auf und seine Zähne knirschten.

„Um wen hast Du gebetet!" schrie er mit erstickter, heiserer Stimme, „um wen? Um den Verfluchten, um den glattnasigen Kerl hast Du gebetet! Aber ich lasse Dich ihm nicht, ich lasse Dich ihm nicht, ich nehme Dich —"

Seine Arme griffen durch die Luft und berührten Marits Glieder.

Da flimmerte ein leuchtender Mondstrahl aus der Wolke durch den Wipfel des Apfelbaums.

Er erreichte Marits Antlitz nicht, nur einen matten Schein warf er darüber hin und spann eine zitternde Glorie um ihr gelöstes, lockiges Haar.

Es war, als ob eine unsichtbare Faust ihn zu Boden schlüge. Er lag auf seinem Gesicht. Die Hände, die nach Marit greifen wollten, falteten sich zum Gebet.

„Und vergieb uns unsere Schuld, und führe uns nicht in Versuchung!" stammelte er mit bebender Stimme. Es wurde ganz still. Selbst die Akerixe hörte auf zu schnarren.

Per hielt seinen Gottesdienst.

Der blasse Schein am östlichen Himmel stieg höher empor und umsäumte die weißen, kleinen Wölkchen mit einem rosigen Streifen.

Das Athmen und Wehen des erwachenden Tages ging durch den Garten.

Da beugte sich der Bärenjäger tief herab.

Er faßte den Saum von Marits grobem Rock und drückte seine Lippen darauf.

Und er erhob sich, und ging hinweg.

Als er aus dem Garten trat, begegnete ihm im ersten, unsichern Dämmerschein ein einzelnes Pärchen, das in dem Heu der Scheune seinen Rausch ausgeschlafen hatte.

Er sah wüst aus mit dem zerzausten Haar und den blut- und thränenunterlaufenen Augen.

„Gott bewahre, wer dem wilden Kerl allein in der Nacht begegnet," sagte das Mädchen und drückte sich zitternd in den Arm ihres verschlafenen Begleiters.

Die Sonne stieg langsam höher und schien hell in den staubigen Tanzboden des gestrigen Festes hinein, der in dem grellen Licht entnüchtert da lag. Zwei barfüßige Mägde in ganz kurzen Röcken, mit noch ungekämmten

Haaren und schlaftrunkenen Gesichtern, sausten mit ihren breiten Reisigbesen über den Boden der Scheune. Papierschnitzel, Flechtenbänder, Glasscherben, alle die traurigen Restchen der Tanz- und Zech-Fröhlichkeit wurden zusammengekehrt. Dann und wann fand Eine von ihnen etwas, was sie brauchen konnte, und steckte es dann in die Tasche. Wie ein Leichentuch hing melancholisch die zerfetzte Flagge über ihnen und die abfallenden, trockenen Nadeln der Tannendecoration rieselten auf sie nieder. Von der Scheune aus konnte man sehen, wie die Leute auf dem Nachbarhofe zu der anstrengenden Arbeit eines heißen Sommertages gingen. Die Sensen und die weißen Kopftücher der Mädchen blinkten in der Sonne.

Menschen wie Empfindungen schienen ihr Festkleid abgelegt zu haben, um in ihr Alltagsröckchen zu kriechen.

Die eine der Mägde beschattete mit der Hand die Augen gegen die blendende Sonne, und schaute hinüber nach dem Viehweg, der, durch die Felder laufend, in den Hofplatz ausmündete.

„Wer kommt denn da gelaufen?“ sagte sie, „Herr Jeses, hat die Eile! Seh' ich aber recht, ist es Kari!“

„Kari ist ja auf Svartefjeld, auf der Senne,“ erwiderte die Andere.

„Ich weiß wohl, aber es ist nun doch Kari, die da kommt, es muß was passirt sein da oben.“

Die Leute hatten jetzt Kaffee getrunken und traten auf den Hof heraus, holten ihre Sensen und Harken, und wollten gerade fort, als die Sennerin ganz außer Athem ankam. Sie erzählte, daß der Bär dagewesen sei und eine Ziege vor ihren Augen geraubt habe.

Karen und Knud Ringö traten nun auch auf den Hof heraus und bestimmten, daß ein Junge nach Per Hougen geschickt werde, damit dieser sofort nach Svartefjeld ziehe, um das gefährdete Vieh zu schützen. . .

Auf der freundlichen Veranda des kleinen Hotels am Fjord beleuchtete inzwischen die Morgensonne einen zierlich gedeckten Frühstückstisch und spiegelte sich im blanken Geschirr des Kaffeezeugs.

Bergljot saß neben ihrer Mutter am Tisch und begrüßte den herantretenden Fridtjof mit einem etwas spöttischen Kopfnicken.

„Mein Gott, Herr Lieutenant, Sie sehen nicht wohl aus,“ sagte sie, „Sie müssen eine schlimme Nacht verbracht haben!“

„Das habe ich auch,“ versetzte er, „ich war nämlich die ganze Nacht wach, und meine Kopfschmerzen sind eigentlich noch schlimmer als gestern.“

„Wollen Sie vielleicht jetzt etwas Fliederthee?“

„Lassen Sie mich doch mit Ihrem Thee in Ruhe,“ sagte er verdrießlich, „einen großen Spaziergang muß ich machen.“

„Vielleicht nach Volstad,“ bemerkte sie, „erkundigen Sie sich doch, ob Marit nicht auch Kopfweh bekommen hat. Solche Hochzeit kann Einem schon etwas in den Kopf setzen.“

Bergljot sprach etwas gereizt. Gestern hatte sie Marits freilich voll

Liebe und Sorge gedacht, denn die träumerischen Kinderaugen hatten es ihr angethan, aber die offenbaren Huldigungen auf ihre Kosten reizten sie denn doch.

Fridtjof dachte nur an das Eine, wie er in Marits Nähe kommen solle. Er durfte sie nicht besuchen, auch war sie ja sicher nicht daheim, aber finden mußte er sie.

„Genießen Sie den letzten Tag, welchen Sie noch hier sind, recht, Herr Lieutenant,“ sagte Bergljots Mutter gutmüthig, und zählte bedächtig die Maschen an ihrem Strickzeug.

Der letzte Tag! Fridtjof sprang ganz aufgeregt auf. Jede Stunde war ja ein unersetzlicher Verlust! In ihm allein dauerte das Hochzeitsfieber noch fort, der Kuß, den er Marit fast geraubt hätte, zitterte gleichsam beständig auf seinen Lippen wie ein sengendes Feuer. Er hatte seine Feier nicht beenden können, seine Werktagsstimmung war noch nicht gekommen und der Gedanke an die drohend nahe Stunde der Diensteinberufung entsetzte ihn wie eine unerträgliche Unnatur.

Fast ohne zu merken wie er ging, hatte er schon wieder den Hochzeitshof vor sich, er schritt darüber hinaus. Rechts blieb der dunkle Tannenwald liegen, links dehnten sich die fruchtbaren Felder, auf denen die Ernteleute thätig waren mit Sicheln und Sensen.

Die Sonne lag heiß und brütend auf den breiten Wiesen, die Leute hatten ihre Bekleidung bis auf das Allernöthigste abgelegt und beugten sich mit perlenden Stirnen über die Arbeit.

Anheimelnd und friedlich drang der Laut von dem Schärfen der Sense durch die warme, zitternde Sommerluft, und der wundervolle Duft des eben gemähten Heues füllte dieselbe mit Wohlgeruch. Die Erntearbeiter mit ihren nackten Armen und sonnenverbrannten Gesichtern, die kurzen, bunten Röcke der Mädchen und die weißen, beschattenden Kopftücher belebten den Vordergrund, eine vorzügliche Staffage für das friedlich-ländliche Bild abgebend, welches in frischen sonnigen Farben vor Fridtjof lag.

Tief und warm im Ton, ernst und schweigend in der lautlosen Luft hob sich der dunkle Tannenwald vom satten Grün der Wiesen ab; sprudelnd und in der Sonne glitzernd eilte der Fluß zornig an ihm vorüber wie ein Widerspruch gegen die friedliche Ruhe in der Natur.

Im Hintergrunde reihte sich Berg an Berg; nur hier und da öffnete sich dem Blick ein tiefer Einschnitt, durch welchen er weiter dringen konnte in das sonnendurchzitterte Blau der unbegrenzten Ferne.

Da blieb Fridtjof mit klopfendem Herzen stehen.

War das nicht Marit, die dort, den großen Tragkorb vor sich, saß, und ihre Hand gedankenvoll über das struppige Fell des Wolfshundes zu ihren Füßen gleiten ließ?

Jetzt blickte sie auf, — so konnte doch nur Marit blicken!

Mit einem Satz schwang er sich über den morschen Lattenzaun und ging auf sie zu.

„Guten Tag, Marit!“ rief er, „ich bin so froh, so froh, daß ich Dich gefunden habe. Ich hätte Dich schön lange suchen können, da Du Dich wie ein Heimchen in's Gras versteckt hast!“

Sie war blutroth im Gesicht.

„Guten Tag!“ sagte sie einsilbig und beugte den Kopf so, daß er nur das große weiße Tuch zu sehen bekam. Der Wolfshund hob den struppigen Kopf und ließ ein bissiges Knurren hören.

Fridtjof blieb befremdet stehen und seine unbeachtet gebliebene, ausgestreckte Hand senkte sich wieder.

„Warum bist Du denn so unfreundlich heute,“ sagte er verletzt und ganz traurig.

„Ich bin gar nicht unfreundlich,“ sie rupfte heftig die Grasbüschel zu ihren Füßen sammt Erde und Wurzel heraus, scheinbar ihre ganze Aufmerksamkeit diesem wichtigen Geschäfte widmend.

„Aber, Marit! gewiß bist Du unfreundlich! Gestern warst Du doch so lieb, — was soll denn das sein?“

Sie antwortete langsam:

„Ja, das war eben gestern!“

Und er schnell:

„Ist denn ein Tag nicht so gut wie der andere? Hast Du mich denn gestern belogen?“

Sie arbeitete eifrig weiter. Es war schon ein großer, schwarzer Flecken da entstanden, wo ihre Hand so thätig gewesen. Dann sagte sie noch langsamer:

„Nein, — gestern war Hochzeit, —“ sie wurde noch röther, — „ich weiß auch nicht warum, ich war selbst so — so dumm.“

Jetzt war nichts mehr zu rupfen da, sie fing deshalb an die Perlen der Stickerei an ihrer Schürze zu zählen.

„Dein Vater hat Dir wohl nachträglich noch eine kleine Moralpredigt gehalten und mich dabei ordentlich schlecht gemacht, was, Marit?“

Jetzt sah sie zum ersten Mal empor, das war derselbe wunderbare Blick wie gestern! Dann antwortete sie ernst und sicher: „Nein, er hat mir nichts gesagt, was ich mir nicht gleich selbst hätte sagen müssen.“

„Was zum Beispiel?“

„Ach, das wissen Sie ja selbst ebensogut!“

„Sie!“ rief er befremdet, warum sagst Du denn plötzlich Sie? Das ist ja gar nicht Sitte auf dem Lande!“

„Ja, zu einem Lieutenant muß man Sie sagen!“

„Warum denn?“

„Ja, — es schickt sich so besser.“

„Nein höre mal, Marit, heute bist Du entsetzlich langweilig. ‚Sie‘

zu sagen, kannst Du Deinem Vater, dem Feldwebel, überlassen. Du sollst mich so lieb ‚Du' nennen, wie gestern. Und nun sei recht nett und freundlich gegen mich."

Sie mußte über seine kategorische Forderung lächeln.

„Kannst Du denn noch lachen, Marit?"

„Ja!" sagte sie und lachte.

„Nun noch mehr! So, das ist recht! Wollen wir nicht spazieren gehen, Marit?"

Sie wurde plötzlich ernst.

„Nein," sagte sie bestimmt.

„Warum nicht?"

„Nein, ich will nicht!"

Sie nahm den Korb in die Hand und machte Miene sich zu erheben.

„Was hast Du denn da in Deinem Korb?"

„Nichts, — ich habe den Leuten ihren Kaffee gebracht, aber jetzt muß ich gehen!"

Sie erhob sich und klopfte das Heu von ihren Röcken.

Unterdessen war der Wolfshund allmählich ganz freundlich geworden, jetzt steckte er sogar seine feuchte Schnauze in Fridtjofs Hand.

„Sieh mal, wie liebenswürdig das Thier geworden ist!" sagte er und streichelte sein Fell. Sie zupfte verlegen an dem Zipfel ihrer Schürze. Dann ergriff er ihre Hand und fragte: „Willst Du mich heute Abend treffen, Marit?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Ich kann nicht, ich muß diesen Nachmittag noch zur Senne." Sie erzählte ihm die Geschichte von dem Bären. „Per ist schon mit der Riffel und dem Bärenhund hinaufgestiegen. Aber ohne Aufsicht kann man das Vieh doch nicht lassen."

„Warum gehst denn Du gerade hin?"

„Ich bin nicht furchtsam," sagte sie, „und dann — auch gern allein in den Bergen."

„Aber da wirst Du einen Begleiter schon brauchen können, kleine tapfere Marit. Wo liegt denn Deine Senne?"

„In Svartefjeld oben."

„Svartefjeld? Da will ich gleich mitgehen. Ich muß ja doch morgen zum Dienst nach dem Exercierplatz."

„Das ist ein großer Umweg und selbst dann könntest Du nur bis zum oberen Fichtenwald," sagte sie abgewendet, „und das giebt eine beschwerliche Wanderung."

„Desto besser, Marit; Du wirst mich doch nicht fortstoßen, wenn ich Dich ein wenig begleite?"

Sie überlegte.

„Wenn Du ganz vernünftig sein willst," sagte sie zögernd.

Sein Herz klopfte ungestüm über den Sieg.

Sie zupfte wieder verlegen an dem Schürzenband.

„Und — und keine solchen Dinge — wie gestern," sagte sie stockend.

„Was denn für Dinge? Es ist schon gut!" rief er lachend. „Ich verspreche Dir Alles! Aber wo wollen wir uns denn treffen, Marit?"

Jetzt näherten sich ihnen ein paar Frauen mit Harken und Sensen in lebhaftem Gespräch.

Marit machte eine unmerkliche Bewegung mit dem Kopf nach rechts und gleichzeitig erhob sie die Augen mit den schweren Wimpern in derselben Richtung.

„Die kleine Hütte mit dem Sodendach am Fuß des Berges," sagte sie.

„Die am Fjord, mit der Birke auf dem Dach?"

Sie nickte.

„Wann wirst Du sein?"

„Um 6 Uhr."

Sie stand auf, nahm den Korb auf und näherte sich den Frauen, während sie das Kopftuch tief in das Gesicht zog.

„Noch ein paar solche Tage und das Heu ist trocken!" rief ihr die eine der Frauen entgegen.

Fridtjof war über den Zaun gesprungen und schlug den Weg nach Hause ein.

Die erregte, fast schmerzhafte Spannung seiner Nerven hatte sich momentan in die Freude der Erwartung und dem Glücksgefühl des Sieges aufgelöst. Er warf seinen Hut übermüthig in die Luft und beschleunigte aufgeregt seine Schritte, als könne er die Zeit damit verkürzen helfen, welche die Morgenstunde von 6 Uhr Nachmittags trennte.

Bei seiner Ankunft im Hotel sah man sofort die verwunderliche Wirkung der Morgenluft auf seine Kopfschmerzen von heute Nacht. Seine Freude äußerte sich in aller nur denkbaren Liebenswürdigkeit, die so ungeheuchelt und guter Laune war, daß selbst Bergljot ihm Alles verzieh, und der letzte Tag verlief in allgemeiner Zufriedenstellung.

Es fand auch Niemand etwas Sonderbares darin, daß er einen halben Tag früher abreisen wollte, um seine Fahrt mit einer Fußwanderung über Svartefjeld zu vereinigen.

Um ½6 Uhr war sein Ranzen gepackt, auf den Rücken geschnallt und, den Alpenstock in der Hand, verabschiedete er sich von den Damen.

„Solch' ein strahlendes Gesicht haben Sie nicht mitgebracht, wie Sie mit fortnehmen," sagte Bergljot und sie schüttelten einander die Hände.

„Ich sehe Sie ja in der Stadt wieder," versetzte er, wie entschuldigend, „und dort giebt es wieder andere gemeinsame Vergnügungen, Bälle und Ausfahrten, Champagner statt Hardangerbier, und Cotillonorden anstatt Glockenblumen — und dann giebt's wieder zarte Scharmützel und —"

„Knallbonbons!" sagte sie und nickte, „ja, für das gemeinsame Ver-

gnügen sind unsere Beziehungen recht gemacht. Es war hier sehr amüsant, und wird auch in der Stadt sehr amüsant sein. Auf Wiedersehen, Fridtjof!"

„Adieu, Fräulein Bergljot!"

Sie sah ihm lächelnd nach.

„Er ist doch ein loser Patron!" dachte sie. „Nun hat er Marit auch schon verwunden. Und wer weiß, bei welcher hübschen Sennerin er heute Abend seine Milch verzehrt und seinen Käse ißt."

Inzwischen war Fridtjof über die Flußbrücke geschritten und näherte sich dem Häuschen mit der Birke auf dem Dach. Von demselben streckte sich eine Steinmauer am Fuße des Berges entlang und etwa fünfzig Schritt von der Hütte entfernt stieg steil zwischen hellblättrigen Birken und mächtigem Steingeröll der Pfad in die Höhe.

Fridtjof schlenderte vor der Steinmauer hin und her und setzte sich schließlich auf ein abgebröckeltes Felsstück im Schatten derselben. Ganz so fröhlich wie vorhin war er schon nicht mehr; die kurze Unterredung mit Bergljot hatte seine von der Gegenwart berauschte und erhitzte Phantasie über dieselbe hinaus und in die Zukunft hinein gerichtet. Er sah sich wieder in der Stadt, mit Bergljot und andern jungen Mädchen im Tanz hinwirbelnd, aber umsonst suchte sein Auge in den glänzenden Sälen seine kleine Marit. Das Gewissen wurde in ihm rege, stärker aber als das Gewissen erhob sich das Erbarmen wider die erhitzte Leidenschaft seines eigenen stürmischen, übermüthigen Herzens.

Er stellte sich Marit in allen möglichen Gefahren und Aengsten vor und sich selbst als ihren Beschützer und Ritter, aber immer barg er sie dabei schirmend in den eigenen Armen und an der eigenen Brust. Seine aufgeregte Sinnlichkeit verschmolz immer wieder mit dem Mitleiden.

Aber wo blieb denn Marit? Er zog die Uhr. Freilich war er viel zu früh gekommen, aber jetzt zeigte der Zeiger schon eine Viertelstunde nach sechs! Sollte etwas auf Volstad passirt sein, das sie hinderte zu kommen?

Die Erwartung und Besorgniß, im Stich gelassen zu werden, übertönte Alles in ihm.

Er schaute sich um.

Der blaue Fjord gab mit gewissenhafter Genauigkeit die Felsen und Birken, das Gestrüpp und das zerbröckelte Gestein in seiner stillen, regungslosen Fluth wieder, kein Lüftchen regte sich, nur eine Hummel flog summend um Fridtjofs Haupt.

Da klang es wie ein langgezogener, hoher Ton vom Berge zu ihm herüber, er wurde von einem kurzen Triller abgeschnitten, der sich in die Tiefe arbeitete, dann kam ein noch höherer Ton und schloß mit einem hellen, lockenden Triller.

Er stand lauschend und ganz benommen. Das sonnenbeschienene Gestein und die hellen glitzernden Birken schwammen allmählich in ein Lichtmeer vor seinem Blick zusammen. Er rieb sich die Augen. Dann entdeckte er endlich

hoch oben auf einem vorspringenden Stein Marit mit ihren weißen Hemdsärmeln. Sie schwenkte ihr Bündelchen.

Er winkte mit dem Hut und stürzte hinauf.

Aber als er etwas später an die Stelle kam, an welcher er sie gesehen, war sie verschwunden. Vergebens durchforschte sein ungeduldiger Blick den ganzen Pfad aufwärts, der wie ein heller, dünner Streifen sich hinauf schlängelte.

Da lockte es von Neuem. Diesmal so leise, so sehnsüchtig, daß ihm das Herz schwoll. Marit tauchte hinter einem Felsgeröll auf. Aber sie war ebenso entfernt wie vorhin.

So hübsch wie Fridtjof auch dies graziöse Necken, und so rührend wie er Marits Verlegenheit fand, die in diesem Spiel einen Uebergang aus ihrer ablehnenden Haltung von heute Morgen suchte, wünschte er doch, es möchte schnell ein Ende finden.

Prasselnd rollten die abgelösten Steine unter seinen kletternden Füßen hinab und der Schweiß floß ihm vom Antlitz, indeß Marit vor ihm den Berg hinauf flog.

„Sie will Deine Kraft auf die Probe stellen," dachte er, „und sie soll schon noch den Kürzeren ziehen. Von einer jungen Dirne wird sich ein tüchtiger Bergsteiger doch nicht beschämen lassen."

Schon war sie ihm aus den Augen geschwunden, dann erschien sie wieder. Ihre schlanke Gestalt zeichnete sich bald auf einer sonnenbeleuchteten Felswand, bald auf dem hellen Grün des Birkenlaubes ab. Leicht übersprang sie einen quer über das Geröll liegenden Baumstamm und kletterte emsig die Bergwand hinauf.

Sein Herz pochte ungestüm, das Blut stieg ihm zu Kopf, lange konnte er diese Anstrengung nicht mehr aushalten. Da blieb Marit stehen. Er sah wie sie die Hände gegen die hochathmende Brust preßte. Und dann setzte sie sich erschöpft auf ein großes, moosbewachsenes Felsstück und schirmte die hinausblickenden, geblendeten Augen mit der Hand.

Mit ein paar mächtigen Sätzen hatte er sie erreicht.

Sie deutete auf den Fichtenwald, der sich dunkel und schweigend dicht unter ihnen nach rechts hinzog.

„Hier geht Dein Pfad," sagte sie „zwei Stunden weiter kommst Du an eine Hütte, wo man Dir den Weg zum Dampfschiff weiter zeigen wird."

Er lachte und setzte sich neben sie.

„Das hat wohl auch morgen noch Zeit," sagte er und ergriff ihre Hand.

Sie waren beide zu athemlos um viel zu reden.

Tief unter ihnen lag der Fjord im Sonnenglanz, über dessen Fläche langsam, dicht am Ufer, ein Boot wie ein kleiner, dunkler Punkt hinglitt.

Das Dorf ruhte gleich darüber; das Läuten der Kuhglocken klang bis zu ihnen herauf. Von einem Husmandsplatz*) ertönte ein wehmüthiger Gesang.

Sie konnten die Sängerin in ihren weißen Hemdsärmeln unterscheiden, die eine Kuh aus ihrer Hand Salz fressen ließ.

Eine Måltrost**) setzte sich in den Wipfel einer Fichte unter ihnen und fing an zu flöten und plaudern, bald sehnsüchtig liebevoll, bald neckisch ausgelassen, als müsse sie für die beiden Stummen reden, die mit hochklopfenden Herzen und heißen Wangen, Hand in Hand, da oben auf dem Abhang saßen. Allmählich bekam ihr Geschwätz für sie beide Sinn und Verstand. Fridtjof war als sage sie:

„Schelm! Schelm! Ist sie nicht schön? Nimm einen Kuß! Nimm ihn schnell! Ich weiß, Du darfst, Du darfst es!"

Fridtjof warf einen kleinen Stein nach der Lockerin.

„Warum thust Du das? Sie sang so schön!" sagte Marit weich.

Fridtjof erzählte ihr, warum er sie verscheucht habe. Sie lächelte.

„So habe ich ihren Gesang nicht aufgefaßt," sagte sie, „die Drossel spricht immer aus, was man heimlich denkt; was kann der Vogel dafür, daß Du unlautere Gedanken hast."

„Wie hast denn Du ihr Geschwätz verstanden, Marit?"

Sie wurde roth.

„Siehst Du wohl!" sagte er und umschlang sie stürmisch, „die böse Drossel!"

Und ehe sie sich's versah, hatte Fridtjof sie geküßt.

Marit erhob sich rasch. Ihr ganzes Gesicht flammte in Scham und Röthe.

„Du vergißt Dein Versprechen," sagte sie, aufquellende Thränen zurückdrängend. „Leb' wohl —, ich muß weiter gehen!"

Aber sie ging nicht weiter, denn Fridtjof schlang seinen rechten Arm um sie und hielt sie fest.

„Sieh einmal," versetzte er und seine linke Hand glitt über das bemooste Felsstück, auf dem sie saßen, „wie viele Glockenblumen hier stehen! Und wie üppig, dunkel und voll sie sind, ganz anders als die kleinen, schüchternen Blümchen unten. Das machte die freie Bergluft. Ach, welch' ein schöner Falter! Und wie er die blauen Blumen küßt! Schau' doch her!"

Marit blickte zögernd dorthin.

„Die Leichtsinnigen!" rief Fridtjof lachend. „Und der Sonnenstrahl blinzelt ungezogen dazu und verkriecht sich nicht einmal im Nadelholz. Freilich, dazu hat er ja nur ihre Glocken erschlossen; komm doch her, kleine Menschenblume!"

---

*) Kleines, meistens armseliges Pächterplätzchen, das zu einem größeren Hofe zu gehören pflegt.

**) Måltrost ist eine Art Drossel, von deren übermüthigem Geschwätz, welches für ein norwegisches Ohr leicht Sinn und Menschenverstand erhält, der norwegische Bauer viele Geschichten zu erzählen weiß.

Er zog sie auf den Sitz herab.

Die vertriebene Drossel kam wieder, setzte sich in respectvoller Entfernung auf einen Ast und schwatzte und kicherte.

Diesmal scheuchten sie den Vogel nicht. Fridtjof vergaß immer wieder sein Versprechen, und Marit erinnerte ihn nicht mehr daran.

„Marit," sagte er, „jetzt mußt Du mir erzählen, was die Drossel eben zu Dir gesagt hat?"

Sie sah träumerisch in's Thal.

„Die alte Aagot bei dem früheren Pfarrer erzählte von einem Märchen, in welchem ein Prinz ein Mädchen durch seinen Kuß aus ihrem Schlaf und ihrer Verzauberung weckt. Man hat, weil ich so viel vor mich hin träumte, gespottet, daß ich auf diesen Prinzenkuß warte, um zu erwachen. Vorhin, als die Drossel so laut schwatzte, dachte ich an das Märchen und da sagte sie immerzu:

„‚Er ist Dein Prinz, — er ist Dein Prinz! — paß' auf, — er küßt — küßt — küßt Dich!'"

„Ja, ich will Dein Prinz sein!" rief Fridtjof leidenschaftlich, indem er das Mädchen in seine Arme schloß, und einen langen, heißen Kuß auf ihren Nacken drückte.

Und sie wehrte ihm nicht.

Das erste Glühen und Zittern hatte einer weichen Hingebung Platz gemacht. Das Weib in Marit war im ersten Kusse aus seinem Schlummer erwacht.

Sie saßen wieder lange still.

Fridtjof berauschte sich an ihren Zügen und Augen.

Da krachte etwas im Gestrüpp. Es war, als würden kleine Zweige abgebrochen.

Beide fuhren zusammen.

Jetzt konnte man auch tappende Schritte sich entfernen hören.

Fridtjof lauschte mit zurückgehaltenem Athem.

„Der Bär!" entfuhr es ihm.

„Der Bärenjäger!" sagte sie mit erstickter Stimme.

Sie war sehr blaß geworden.

„Der Bärenjäger!" wiederholte sie noch einmal leise.

„Hast Du ihn erkannt, an den Schritten?" fragte er sie.

Marit schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht, aber es muß so sein!" murmelte sie.

„Was muß so sein?" fragte er unruhig.

Sie schwieg und sah gerade vor sich hin.

In ihrem Blick war etwas, was ihn ängstigte, etwas, als ob sie eine Vision habe.

Dann sagte sie traurig:

„Wir waren so glücklich, ich hatte sie Alle da unten vergessen," sie

deutete mit der Hand in das Dorf hinab. Jetzt weiß ich plötzlich, daß ich dorthin gehöre. Daß gerade Per mich daran erinnern mußte. Das mit der Prinzessin ist ja doch nur ein Märchen! Ich bin auch nach Deinem Kuß noch ein Bauernmädchen."

Fridtjof sah sie unruhig an. Er verwünschte im Stillen den Bärenjäger. Nicht weil er seinen eifersüchtigen Zorn für sich oder Marit fürchtete — an diese Seite der Sache dachten sie jetzt beide nicht — aber weil er sie durch seinen leisen Schritt wie durch einen rohen Lärm aus ihrem Traum an ein märchenhaftes Glück aufgestört hatte. Marit war nachdenklich geworden.

„Wäre es lieber der Bär gewesen!" dachte Fridtjof ingrimmig. „Mit der rohen Gewalt würden wir schon fertig werden. Nur nicht der Bärenjäger, nur Niemand aus dem Dorfe!"

Grollend schaute er in den finsteren Fichtenwald hinab. Dann wurde eine Hand auf seine Schulter gelegt und Marits Stimme fragte leise flüsternd:

„Bist Du mir böse?"

„Ich Dir böse? Nein!"

Er ergriff ihre Hand und sagte bewegt:

„Ich dachte schon, daß diese Stunde Dir leid thäte, in der wir so glücklich waren?"

Sie sah ihn an — voll, groß — und schüttelte den Kopf.

Der träumerische Ausdruck ihrer Augen war geschwunden. Marit war sich der Wirklichkeit bewußt geworden. Jetzt leuchtete aus ihren Blicken der feste Entschluß, allein ihrer Liebe zu folgen.

Er fühlte das plötzlich und es durchrieselte ihn warm.

„Küsse mich, Marit," sagte er leise und verlangend, „damit ich weiß, daß es Dir nicht leid ist und Du mir nicht böse bist. Gieb mir, was ich vorhin mir genommen habe! Bitte, bitte, Marit, küsse mich nur ein Mal. Ich möchte so gern nur einmal von Dir geküßt sein!"

Da nahm sie seinen Kopf zwischen ihre kleinen gebräunten Hände und beugte ihn zurück.

Er hatte die Augen geschlossen und lächelte.

Sie lächelte nicht.

Eine tiefe Röthe verbreitete sich langsam über ihr Gesicht, als sie ihre Lippen den seinen näherte.

Sie küßte ihn, — leise, schüchtern, — wie ein zitternder Hauch glitt es über seinen Mund hin.

Dann stand sie schnell auf.

„Komm jetzt!" sagte sie hastig und begann vorauf zu steigen. Er ließ sie einige Schritte voran gehen und blickte ihr nach. Wie ein Kind war sie vorhin durch die Felsen geklettert; und wie gerade und vornehm ging sie jetzt. Mit einem Kinderspiel hatte sie vor wenigen Stunden begonnen,— jetzt stand sie dicht vor dem tiefsten Ernst ihres Lebens. Dies Bewußtsein lag in ihrem Gange ausgedrückt.

Fridtjof stand auf und folgte ihr.

Er hatte an seine Siegeskraft geglaubt, welche der Bauernmoral überlegen sein würde, als er hinauf ging. Vorhin, als er an der Steinmauer auf Marit gewartet, hatte in diesem Gedanken das Mitleid mit seiner Leidenschaft gerungen.

Jetzt überkam ihn etwas wie Demüthigung und Scham, als er ihr nachblickte. Er kam sich nicht mehr wie der Ueberlegene vor — Marit war auch nicht leichtsinnig — er erblickte vielmehr in Marits Fügsamkeit ein Verhängniß, welchem ihr Wesen anheimgegeben war und das sie mit ihrem ganzen Wesen ihm zutrieb. Ein Verhängniß, in dessen Hand er oder an seiner Statt ein Anderer, immer zum Werkzeug geworden wäre.

Darin lag irgend etwas, was ihn unwillkürlich entlastete. Und mit dem schwindenden Mitleid überkam ihm zugleich die ganze Fülle eines großen Glückes.

Allmählich änderte sich der Charakter der Gegend um die beiden Bergsteiger. Immer steiler und kühner wurden die Formationen der Felsen. Die Fichte, welche Anfangs kühn mitgeklettert war, blieb rathlos zurück, die langen krummen Zehen krampfhaft in den Steinboden bohrend, und blickte verwundert der Birke nach, die leichtfüßig weiter kletterte. Allmählich konnte man aber auch der Birke die Anstrengung anmerken, sie beugte sich immer mühseliger, bis sie sich zuletzt wie ein kleiner grimmiger Zwerg an jeden Riß festbiß und mit gekrümmtem Rücken kümmerlich weiter schleppte. Und hoch oben mußte schließlich die Zwergbirke einer Art Haidekraut das Feld räumen, dessen Herrschaft aber auch von kurzer Dauer war, denn bald kam die große weiße Schneehaube und bedeckte das Uebrige.

„Sieh mal, der sonnenbeschienene Flecken, den Du durch die Kluft dort erblicken kannst, ist meine Senne!“ sagte Marit. „Wir haben noch eine andere und größere Senne da drüben auf Bolstadfjeld; — da sind immer zwei Sennerinnen und ein Schäferknabe, aber ich liege immer hier auf Svartefjeld, weil ich hier ganz allein sein kann, ich brauche keinen Schäferknaben, da die Kühe nie so weit weg laufen, daß sie mein Locken nicht hören könnten.“

Sie waren auf die Hochebene hinaufgelangt und hatten eine weite Aussicht nach allen Richtungen, aber ringsherum ragten hohe Nuter*) in die Wolken hinein.

Als sie die kleine Senne erreicht hatten, stand die ganze Viehheerde in einem Haufen, die ängstlichen Thiere drückten sich an die Wand des Stalles, als sie jedoch Marit kommen sahen, muhten sie, und ein paar Kälber sprangen ihr sogar entgegen. Sie fing gleich an das Vieh zu zählen und öffnete die Stallthür.

„Gott sei Dank! sie sind alle da, bis auf die eine Ziege,“ sagte sie erleichtert, indem sie Kühe, Kälber und Ziegen in den Stall hineinließ.

*) Schlanker Berggipfel.

„Aber der Bär muß wieder in der Nähe gewesen sein," fuhr sie fort, zu Fridtjof gewendet, „sonst wären sie kaum von selbst nach Hause gekommen."

Sie holte jetzt einen rostigen Schlüssel aus ihrer Tasche hervor und öffnete die niedrige Thür zur Senne. Fridtjof warf Ranzen und Hut ab und setzte sich an das kleine Fenster, in welches die Berge blickten. Ihm gegenüber an der Wand stand eine schwerfällige Bettstelle. Am Heerd hing über dem ausgegangenen Feuer der Kaffeekessel, den die Sennerin Kari am selben Morgen im Stich gelassen. Ein kleiner Spiegel mit trübem Glas im Fenster und auf dem groben Tisch einige alte Zeitungen und eine billige Ausgabe von Björnsons Erzählungen. Der Fußboden war sauber mit Sand bestreut. Marit, die in ihre Vorrathskammer gegangen war, kam jetzt mit einer großen Schüssel saurer Milch und Fladbröd*) zurück, die sie auf den Tisch stellte. Sie nöthigte ihren Gast zum Essen, aber sie selbst genoß nur wenige Bissen, denn sie hatten unterwegs lange gezaubert und die Kühe warteten längst.

Sie erhob sich auch bald, um in den Stall zu gehen.

Fridtjof ging langsam hinterher und stellte sich in die Thüröffnung, um die idyllische Scene, die sich bot, besser betrachten zu können.

Marit hatte ihre Hände in einen wassergefüllten Eimer getaucht und abgetrocknet, ehe sie zu melken begann. Als sie fertig war, trug sie die Milch in die Sennhütte hinein und begann dieselbe zu seihen und in die dazu bestimmten Holzgefäße abzugießen.

Fridtjof wartete geduldig. Er hatte sich auf den niedrigen Schemmel gesetzt und ließ von den Kälbern seinen Rock und die Aermel beschnuppern.

Wie seltsam dies Alles ihm vorkam! Er saß hier im warmen Dunste des Stalles und sie verrichtete ihre gewöhnliche Alltagsarbeit, ohne jede Hast und Aufregung, als wäre das Alles ganz natürlich. Es war als hätten sie jahrelang hier miteinander gehaust und gehörten sich an von Ewigkeit.

Gluthroth sank die Sonne hinter die Berge. Die Abendglocken aus dem nächstgelegenen Kirchlein klangen in der dünnen, stillen Luft feierlich herauf. Fridtjof sah, wie Marit das Milchgefäß vor sich hinstellte und die Hände faltete.

Er blickte hinweg, nach unten, in die Dämmerung des Thales. In seinen Adern lebte und pulsirte das aufgeregte Blut. Es war keine Andachtsstunde für ihn.

Aber wie dauerte das so lange — lange. Fridtjofs Liebe ward ungeduldig. Er erhob sich und näherte sich der Thür, an welcher Marit lehnte. Wie zart hoben sich ihre Glieder vom geschwärzten Holze ab.

„Du bist ganz fertig und läßt mich so lange warten!" sagte er mit liebevollem Vorwurf.

---

*) Fladbröd = Flachbrod, ist ein sprödes, dünnes geröstetes Brod, das in ganz Norwegen auf dem Lande gebräuchlich ist.

Sie antwortete nicht und sah ihn nicht an. Mit dem aufgehobenen Arm am Holzgerüst lehnend, hatte sie das Gesicht an demselben verborgen. Nur das kleine geröthete Ohr blieb sichtbar.

Fridtjof umschlang sie leidenschaftlich. Er sah jetzt, daß sie weinte. Ihre Lippen zitterten.

„Marit! liebe Marit!“ sagte er erschreckt, „was ist Dir?“

Und er wandte ihr Gesichtchen sich zu und küßte die Thränen von den Wangen.

„Es sind die Abendglocken!“ sagte sie leise.

Er schwieg beklommen.

Vorhin hatte Pers Schritt drohend ihr Glück zerstört und sie daran erinnert, daß sie sich ungestraft niemals würde dem Boden entringen dürfen, in dem sie wurzelte. Das hatte ihre Liebe nur trotzig und bewußt gemacht.

Jetzt rief sie ein anderer Ton, — nicht drohend — nur lockend und mahnend. Die Heimat rief sie mit ihrem weichsten und trautesten Klange.

Aber es war zu spät für Marit.

Sie bereute und schwankte auch nicht mehr.

Sie nahm nur Abschied.

Schweigend ging sie in die Hütte.

Als sie wiederkam, bemerkte Fridtjof verwundert, daß sie sich in ihren Sonntagsputz gekleidet hatte. Das weiße Hemd war vorne ganz mit Sylжer bedeckt.

„Warum hast Du Dich denn umgekleidet, Marit,“ fragte er, überrascht durch diesen jähen Uebergang von der frommen Stimmung zur weltlichen, „glaubst Du nicht, daß Du mir ebenso lieb im Alltagsröckchen bist?“

Sie blickte ihn gerade an und erwiderte:

„Glaub's schon; aber Du kennst wohl selbst die Sitte, daß alle Mädchen auf der Senne oben am Sonnabend, wo sie ihren Schatz erwarten, den Putz anlegen, wenn sie mit der Arbeit fertig sind. Und selbst wenn sie keinen erwarten, sitzen sie in ihrem Putz und träumen davon. Siehst Du, so habe ich manchen Sonnabend gesessen und auf Dich gewartet, obwohl ich Dich nicht kannte. Und nun will ich's im Wachen gerad' so halten. Ich mein', so ist es würdiger.“

„Dann wollen wir noch einen Gang auf den Svartekollen thun,“ sagte er, „willst Du? und von oben der alten Welt unten Gute Nacht zurufen.“

Als sie Hand in Hand hinaufstiegen, zitterte der letzte glühende Sonnenstreifen am Bergeshange und versank hinter dem Gletscher.

Aber als sie ganz oben angelangt waren, lohte es noch einmal purpurn hinter dem Eise auf und färbte die Wolken, die sich über den Bergen zu phantastischen Gestalten zusammenballten.

Und mit peinlicher Genauigkeit spiegelte der Fjord da unten all diese Herrlichkeit wieder, während die Inseln und das Dorf, weich verschwommen im kalten Schatten des Abends sich dunkel von dem im glühenden Reflex

leuchtenden Flammenmeere abhoben. Der Fjord öffnete sich nach rechts, und so weit das Auge dringen konnte, erhoben sich zu beiden Seiten mächtige Berge, welche einheitlich und groß im Ton, gewaltig in der Form und immer edel in den Umrissen, coulissenartig hinter einander vorschossen, bis schließlich Alles im schimmernden Duft der leuchtenden Ferne zu einem Lichttraum verschwamm.

Und dorthin strebten die Blicke und Gedanken der Beiden auf der nackten Spitze des Svartekollens. Wie müde Vögel blieben die Gedanken auf den Bergesfirnen haften, um dann weiter zu schweben — und immer weiter, bis auch sie in einen zitternden Traum versanken, von dem die Lippen nicht sprachen.

„Mein Gott, wie schön und großartig ist es hier," sagte Fridtjof, ergriffen von der schweigenden Gewalt der Natur. „Ist es nicht wie ein gewaltiger Tempel, in welchen ein jeder Ton der gestrigen Hochzeitsfeier wie eine Entweihung herauftönen würde? Sind hier nicht auch die Gefühle entbunden von allem Menschenwerk, das dort unten, im Bann der kleinen Schranken, eine Brautnacht zur Hochzeitsfeier stempelt? Ein heiligerer Hochzeitstempel ist es hier, schweigend, einsam und groß, und nur auf den höchsten Firnen, wie eine einsame Brautfackel, die Gott selbst entzündet hat, das aufsteigende, lohende Alpenglühen!"

Marit sah ihn still und bewundernd an. Sie wußte Anfangs nichts zu sagen, aber ihre Lippen zitterten und ihre Augen leuchteten auf im Feuer einer wahren Begeisterung. Dann sprach sie langsam:

„Ich liebe Dich für alle meine Lebenszeit!" Sie fand kein anderes Wort. Dieses enthielt ja Alles: Schönheit und Heiligkeit, Liebe und Leben und den höchsten Ausdruck des Geistes und der Begeisterung in einem Mädchenherzen.

Er faßte tief bewegt ihre kleine, hartgearbeitete Hand und bedeckte sie mit seinen Küssen.

Da fuhr der Wind ihnen kühl in den Rücken. Hinter ihnen lag, schon vom Licht verlassen, kalt und bleich eine breite Schneefläche im Schatten der Nacht.

Es schauderte Marit.

„Komm," sagte er, „laß uns heimgehen." Und sie gingen zurück, eng umschlungen.

An der niedrigen Thür der Hütte aber beugte er sich und hob sie auf seine Arme und wie ein Kind trug er sie in die Senne hinein.

Einige Stunden später schreckte Marit in der Nacht vom Schlafe auf. Sie hatte ein bleiches verzerrtes Gesicht an der Fensterscheibe ihrer Kammer gesehen. Ein paar unheimliche, tiefe — tiefe Augen hatten sie angestarrt.

War es eine Vision gewesen? Sie wußte es nicht. Auch nicht, wessen Züge es trug. Aber es war dasselbe Grauen, das sie überschlich, wie vorhin, Abends, als es im Gebüsch hinter den Beiden gerauscht. Aber diesmal war das Grauen tiefer. Diesmal grub es sich kalt ein in ihre Seele, wie die Ahnung des Verhängnißvollen in ihrem Leben und ihrer Liebe.

Ueber das gleiche Fenster dämmerte bleich der erste Morgenschein. Die

Berggipfel, die gestern gelobt und geglüht hatten in mystischem Glanze, starrten in harten Umrissen, nackt und steinern, unerbittlich und unversöhnlich, wie Gesetz und Schicksal zum Himmel auf, an welchem noch blaß der Morgenstern flimmerte.

Marit beugte sich über den Schlummernden, große, helle Tropfen fielen auf seine Brust. Und sie küßte ihn, — leise — wie gestern; nicht reuig, nur traurig; nicht mit der Gluth der Sinnengewalt, sondern so, wie man einen Sterbenden küßt.

Er wachte auf, und schlaftrunken griff er nach ihrer Hand.

„Du weinst, — warum weinst Du — liebe — Marit," stammelte er und sein Haupt sank widerstandslos gegen das hohe Kissen. Er war wieder entschlummert.

Sie starrte noch immer schweigend auf ihn herab.

Er durfte wohl schlummern, — seine Liebe war nicht ihre Liebe, das fühlte sie in diesem Moment.

Er hatte sie mit dem Instinct der Sinne geliebt. Sie liebte ihn mit dem Instinct ihrer ganzen Natur. . .

*

Die Sonne war schon seit mehreren Stunden aufgegangen. Da oben, über dem Abhang, stand die Birke und lachte im Morgenlicht. Ihr hellgrünes Laub hing über die senkrechte Felswand hinab, und wenn die frische Brise, die vom Fjord wehte, es in eine schaukelnde Bewegung setzte, tauchte es dann und wann in den tiefen Schatten hinab, den der dunkle finstere Fichtenwald auf die Felswand warf. Denn da unten standen die Fichten so dicht, daß nur hier und da das leuchtende Blau des Fjords hindurchschimmerte.

Ein einzelner Sonnenstrahl hatte mühsam den Weg zwischen den vielen Baumstämmen und durch das dunkle Grün des Nadelholzes gefunden.

Er vergoldete einen dicken Fichtenstamm und ließ sich endlich auf einen großen bemoosten Stein nieder.

Da gab es helle Freude über den Sonnenstrahl! Das sammetweiche Moos breitete sich lachend aus. Die niedlichen Glockenblümchen winkten ein paar Schmetterlinge zu sich her; eine Drossel, die sehr musikalisch war, bemerkte die Freude auf der Moosbank und spielte einen Tanz auf.

Indeß die Freude währte gar nicht lange. Der Sonnenstrahl mußte weiter und bald lag der bemooste Stein wieder im tiefsten Schatten.

Die blaue Glocke schaute thränenden Auges dem flüchtenden Strahl und dem gaukelnden Falter nach, der sie geküßt.

— — — — — — — — — — — — — — —

Den Ranzen auf dem Rücken, schritt Fridtjof den abschüssigen Steg hinab, der durch den sonnigen Birkenwald, dicht am Abhang vorbei, in die Tiefe führte.

Oftmals schaute er sich um, obwohl nichts mehr zu sehen war dort oben,

als der warme, zitternde Dunst der Sonnenwellen. Sein Gang war leicht und elastisch, er fühlte sich so leicht, so frei, so stark! Und seine Brust erweiterte sich in tiefen, kräftigen Athemzügen in der feinen, leichten Luft des Gebirges.

Nur im Auge glänzte ein nasser Schimmer, aber einem der Milliarden von Thautropfen gleich, in denen tausend helle Sonnenstrahlen sich brechen.

Er rührte vom Abschied her. Marit hatte ihn ein Stück Weges begleitet, er hatte sie weinen sehen. Aber schon trocknete seine Thräne der Morgenwind.

Ein jauchzender Schrei tönte in lockenden langgezogenen Trillern zu ihm herab und erstarb in der stillen Morgenluft. Laut aufjubelnd erwiderte er den Ruf aus der vollen Kraft seiner Brust.

„Marit!“ schrie er ausgelassen, „Dein bis an den Tod!“

„Tod!“ tönte es von einer senkrechten Bergwand in der Nähe wieder, an deren Fuß sich grobes Geröll und kleines Laubholz befand. Verwundert, fast erschrocken, wendete Fridtjof den Blick dorthin; das Echo war auffallend deutlich gewesen. Allein, er konnte nichts erblicken.

Aber von oben schwamm es wie eine Antwort auf seine Worte, wie ein klagender Ton zu ihm herab, arbeitete sich in einem Triller in die Tiefe und erstarb in einem schmerzlichen Seufzer. Es fiel ihm ein, daß Anfang und Ende seiner Bergwanderung mit diesem lockenden Ruf begonnen und geendet hatten — der Zuruf des spielenden Kindes — der Abschiedsschrei des verlassenen Weibes. Bei diesem letzten Gedanken erfaßte ihn ein schmerzliches Gefühl. Aber er suchte ihn unwillig zurückzuweisen.

„Unsinn!“ sagte er halblaut, „in fünf Wochen bin ich ja wieder hier. Sobald der Dienst vorüber ist, kehre ich wieder, und dann bleibe ich noch einen ganzen Monat hier.“

Was war das? Es hatte im Laub dicht bei ihm geraschelt — ihm war auch, als höre er Schritte im Gestein.

„Wer da!“ rief er laut. Keine Antwort.

Fridtjof war keine feige Natur.

Oftmals schon hatte er dem Tode in's Antlitz geschaut. Aber jetzt überlief ihn ein Schauder. Ihm war als wäre der Abschiedsschrei vorhin in seinem Weh und seiner Anklage zu einem Gespenst geworden, das ihm hinab folgen wollte in sein Leben.

Langsam ging er weiter. Kaum eine Minute später sah er deutlich, daß es sich hinter einem großen Steine im dunkeln Gestrüpp regte.

„Wer da!“ rief er noch einmal laut. Es blieb still.

Ganz außer sich sprang er auf den Stein zu.

„Heraus sollst Du, oder —“

Da knallte ein Schuß.

Der Jüngling sprang hoch, überstürzte sich im Fall und schmetterte lautlos herab in den Fichtenwald zu seinen Füßen, im schweren Sturze Aeste und Steine mit sich reißend.

Seine Finger krallten sich convulsivisch in den bemoosten Felsen, dicht an demselben Ort, wo er gestern mit Marit gesessen. Eine Hand voll Glockenblumen blieben darin stecken.

Auf den breiten Felsrücken über dem Fichtenwald war der Bärenjäger getreten.

Er beugte sich tief hinab; sein Gesicht war ganz entstellt.

Das Röcheln des Sterbenden klang dumpf zu ihm empor.

Da erhob er den Arm und ballte die Faust über dem Abgrund.

„Schänder!“ rief er laut. „Nicht nur Verführer, — nein, ehrloser Dieb! Ich verfluche Dich, denn meinen Segen hast Du mir genommen! Mein einziges, kleines, armes Heiligenbild hast Du mir gestohlen! Dieb! Dieb!“

Und: „Dieb!“ hallte es aus den Bergwänden wie ein Geisterruf auf Fridtjofs Sterbelager nieder.

Und leise, — leise klang es noch einmal von oben, ein sehnsüchtig schluchzender, klagender Laut.

Das gefiederte Völkchen war bei dem Schuß erschrocken aufgeflogen. „Was ist das? was ist das?“ schrieen sie alle durcheinander. Die Drossel war die Einzige, die Bescheid geben konnte. „Es ist der Mensch von gestern!“ erzählte sie aufgeregt, indem sie von einem Zweig zum anderen hüpfte. Aber da Alles ruhig verblieb, schwatzte sie weiter: „Er kam mit seiner Geliebten von der Hochzeit da unten im Thale — ich habe sie begleitet, begleitet! Sie wollten Glockenblume und Schmetterling spielen, wie wir es hier thun — warum auch nicht?“

Da unten wogte der Fjord schäumend und weiß, und der Wind fuhr klagend durch den Wald. Die schlanke Birke schwankte im Nordwinde und verbarg ängstlich fragend ihre Krone unter die bärtigen Aeste der alten Fichte. Aber diese stand schweigend und streng da und zeigte mit ihren steifen stachligen Zweigen hinab auf den Sterbenden, dessen Blut eine stumme, traurige Antwort auf die flüsternde Frage gab. In dessen warmer Fluth ertranken Glockenblumen und frische grüne Grashalme.

Der Schmetterling flatterte ängstlich über der Blutlache hin und her. Endlich setzte er sich auf eine höhere Blumenstaude, sah blinzelnd der Sonne in's Gesicht und gaukelte — und gaukelte. . .

Meine Fahrt nach Jaßnaja Poljana,
dem Gute des Grafen L. N. Tolstoj.

Von

G. P. Danilewskij*).

— St. Petersburg. —

Es war im vorigen Herbst, das Wetter ruhig und schön. Leichte weiße Wölkchen tauchten auf und verschwanden wieder über den grünen Hügeln, Thälern und den sich bereits gelbfärbenden Wäldern, des Krapiwnaer Kreises im Gouvernement Tula. Die Sonne trat soeben hervor; es war Mittag, der Mittag des 22. September.

Der Courierzug der Kursker Bahn, den ich benutzte, hielt. „Station Jassenki! Zwei Minuten!"

Ich stieg aus, brachte mein Gepäck in Ordnung und setzte mich in eine bereitstehende Tarantaß.

Jeder, der den Namen des beliebtesten russischen Dichters, des Schöpfers von „Krieg und Frieden", „Anna Karenina" u. A. m. kennt, Jeder, dem dieser Name theuer ist, wird verstehen, mit welchen Gefühlen im Herzen ich dem Einladungstelegramm des Herrn von Jaßnaja Poljana, das er mir auf meiner Durchreise zukommen ließ, Folge leistete.

Die Ausländer, und besonders die Engländer, veröffentlichten mit Vorliebe die Ansichten der Wohnhäuser und Wohnungseinrichtungen ihrer Schriftsteller, Künstler und Staatsmänner.

In der „Graphic", „Illustrated London News" und andern Zeitschriften sind schon längst sehr gute Photographien und Beschreibungen der Wohnhäuser Tennysons, Dickens, Gladstones, Walter Scotts, Collins und Anderer erschienen. Nicht nur die Arbeitszimmer, die Empfangs- und Speisezimmer

*) Autorisirte Uebersetzung von Ludwig Stein und S. Markós.

dieser besten Diener Englands waren hier zur Anschauung gebracht, auch die Orte ihrer gewöhnlichen Spaziergänge, die Bänke unter ihren Lieblingsbäumen, die umliegenden Felder und Bäche wurden dem Enthusiasten im Bilde gezeigt. Man empfindet unwillkürlich Bedauern darüber, daß unsere Künstler die russische Gesellschaft noch nicht mit den Ansichten der Güter Gogols, denen der Akfakows, Ostrowskijs, Chomjakows, Fets, Tolstois und Anderer bekannt gemacht haben.

Diese Gedanken tauchten während der Fahrt nach Jaßnaja Poljana in mir auf.

Auch jene sonderbaren und widerspruchsvollen Gerüchte und Erzählungen kamen mir in's Gedächtniß, welche in letzter Zeit in der Gesellschaft und in der Presse über den Grafen L. N. Tolstoi verbreitet wurden. Noch kürzlich konnte man in dem zur Unterstützung des literarischen Fonds (für arme Schriftsteller) herausgegebenen Briefwechsel Turgenjews lesen, daß der Verfasser des „Adligen Nestes“ vor seinem Tode mit Bleistift einen rührenden Brief an den großen Tolstoi geschrieben habe. Von Bougival aus soll sich der sterbende Turgenjew im Juni mit folgenden eigenartigen letzten Worten an Tolstoi gewendet haben:

„Theurer Leo Nikolajewitsch! Lieber Freund! Kehren Sie zurück zu Ihrer literarischen Thätigkeit! . . . Mein Freund! Großer Schriftsteller der russischen Erde, schenken Sie meiner Bitte Gehör! . . .“

Die verschiedenartigsten Gerüchte vom Grafen L. N. Tolstoi wuchsen, wie bekannt, endlich zu den märchenhaftesten Sagen an. Die fremdländische Presse fing diese Sagen gierig auf und ging noch weiter.

In einem Hefte des bekannten Pariser Journals „Le livre“ (Nr. 70, 1885, S. 549) erschien unter der Ueberschrift „Rußland“ sogar folgende ungeheuerliche Nachricht:

„Man versichert, daß Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi wahnsinnig geworden, und daß man ihn in ein Irrenhaus unterbringen werde! (Anm. d. Uebers.: diese Notiz wurde auch vom „Berliner Tageblatt“ seiner Zeit veröffentlicht.) Ferner wird in dem Bericht versichert, daß Tolstoi der Feder entsagt habe, sich in der Anfertigung von Stiefeln und Kleidern übe, ꝛc.

Für uns Russen sind derartige Gerüchte über Personen, welche einen selbständigen, großen Geist besitzen, nichts Seltenes.

In dem Gribojedow'schen Drama „Verstand schafft Leiden“ hören wir folgenden Dialog:

„Von Sinnen? — Ja, ich weiß, ich hab's gehört!
Wie sollt' ich nicht es wissen?
Man nahm ihn fest, verbarg ihn erst,
Und führte dann ihn nach dem Irrenhause!
Und doch war er soeben hier im Zimmer . . .“
„Man hat ihn jedenfalls bereits herausgelassen!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Mir fällt da bei, wie ich einst unter dem Eindrucke ähnlicher falscher Gerüchte mit O. M. Bodjanski zu Gogol fuhr; doch von dieser Begegnung ein ander Mal. Die Gerüchte s. Z. über Gogol und über Tschaadajew lehnen sich eng an die Tragikomödie Tschazkis*) an, deshalb dürfen wir uns, wie gesagt, nicht wundern, wenn auch über unsere zeitgenössischen Autoren derartige Sagen im Umlauf sind.

Lustig tönten die Schellen; die gesättigten Pferde trabten munter vorwärts; hügelauf, hügelab ging die Fahrt. Da bemerkte ich Häuser.

„Was ist das für ein Dörfchen?" fragte ich den Kutscher.

„Kotschaki!"

„Herrschaftlich?"

„Nein, kaufmännisch!"

„Und was ist das dort für eine Besitzung, dort auf dem Hügel . . . siehst Du, das Haus mit dem grünen Dache, gleich hinter dem Walde? . . ."

„Jaßnaja Poljana . . . Das Haus gehört dem Grafen Leo Nikolajewitsch."

Die Tarantaß lenkte von der Chaussee ab und fuhr auf dem breiten Gutswege nach dem Hügel zu.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich will hier einige Worte über meine frühere, erste Begegnung mit Tolstoi einschalten.

Wir wurden in Petersburg Ende der 50er Jahre in der Familie eines bekannten Künstlers einander vorgestellt.

Der Verfasser der „Sebastopoler Erzählungen" war damals erst als junger, schlanker Artillerieoffizier nach Petersburg gekommen. Ein sehr gutes Porträt aus jener Zeit befindet sich in der bekannten Gruppe Brizkis, wo mit dem jungen Tolstoi auch Turgenjew, Gontscharow, Grigorowitsch, Ostrowskij und Drushénin photographirt sind.

Als wäre es heute, sehe ich noch, wie Graf L. N. Tolstoi in's Zimmer trat, gerade, als der Herrin des Hauses von Jemandem das neueste Werk Herzens vorgelesen wurde.

Lautlos ließ sich Leo Nikolajewitsch hinter dem Stuhl des Vorlesers nieder, wartete stumm die Beendigung der Vorlesung ab und begann dann, erst zaghaft und zurückhaltend, dann immer kühner und hitziger werdend, sich gegen Herzen und gegen den allgemeinen Enthusiasmus, den man damals dessen Werken entgegentrug, auszusprechen. Er sprach so beredt, mit solcher Ueberzeugungskraft, daß ich später in dieser Familie nie mehr ein Herzen'sches Werk gesehen habe.

Man darf dabei nicht vergessen, daß dieses Urtheil des jungen Tolstoi bedeutend früher ausgesprochen wurde, als das Urtheil der Mehrheit der

*) Tschazki ist der Held des Lustspiels: „Verstand schafft Leiden."

russischen Gesellschaft, die sich ja bekanntlich später gänzlich von Herzen und seinen Werken lossagte.

Noch eines Vorfalls möchte ich gedenken, welcher zeigt, wie Graf Tolstoi in seinen Ansichten selbst über anerkannte Autoritäten seiner Zeit vollkommen Recht behielt.

Es war 10 Jahre später. Ende der 60er Jahre erschien zuerst in der Zeitschrift „Russki Wjestnik“, dann in Buchform der berühmte Roman des Grafen „Krieg und Frieden“.

Bald darauf brachte der „Woenny Sbornik“ („Militärische Rundschau“) eine Kritik dieses Werkes von A. S. Norow unter dem Titel: „Krieg und Frieden, 1805—1812, vom historischen Standpunkte und nach den Erinnerungen eines Zeitgenossen betrachtet.“

Als ich aus dem Süden nach Petersburg zurückkehrte, besuchte ich im Herbst des Jahres 1868 A. S. Norow in Pawlowsk. Norow, bei welchem ich kurz vorher als Secretär fungirt hatte, las mir seine Kritik von „Krieg und Frieden“ vor.

Begeistert von den Schönheiten des Romans, hörte ich mit Aerger der Vorlesung Norows zu und stritt mit ihm fast bei jeder seiner Bemerkungen.

Auf meine Erwiderungen wiederholte Norow nur immer dies Eine: „Ich selbst war Theilnehmer der Schlacht bei Borodino und ein naher Zuschauer der Bilder, die uns Graf Tolstoi so unrichtig schildert! Als lebender Zeuge des großen, vaterländischen Krieges konnte ich diesen Roman nicht zu Ende lesen, ohne daß mein patriotisches Gefühl tief beleidigt worden wäre, diesen Roman, der historisch sein soll!“

Ich sagte ihm darauf, daß nicht immer directe Theilnehmer und Zuschauer großer historischer Ereignisse diese letzteren richtiger wiederzugeben im Stande seien, als spätere Forscher, und daß auch dem Romancier die verschiedenartigsten und besten Quellen heutzutage zu Gebote stehen. Uebrigens hänge die künstlerische Wahrheit des Tolstoi'schen Werkes wohl kaum davon ab, ob diese oder jene Colonne während der beschriebenen Schlacht links oder rechts vom Feldherrn gestanden habe 2c.

Am meisten sprach sich Norow gegen eine Stelle des Romans aus.

„Graf Tolstoi,“ sagte er, „erzählt, wie Fürst Kutusow in Zarjewo-Saimischtsche die Armee empfangend, sich mehr mit der Lectüre des französischen Romans ‚Les chevaliers du Cigne‘ als mit der Meldung des wachthabenden Generals beschäftigte. Ist es denkbar, daß Kutusow, die Armee Napoleons vor sich sehend und sich zu einer großen, furchtbaren Schlacht vorbereitend, Zeit gehabt habe, diesen Roman zu lesen, überhaupt an einen Roman zu denken?“

„Aber weshalb wäre dies unmöglich?“ erwiderte ich dem Kritiker. „Vielleicht war es Berechnung seitens Kutusows, um mit seiner angenommenen Ruhe auch seine Umgebung zu beruhigen und anzuspornen! Und außerdem liegt in jedem Menschen mitunter das Streben, sich durch Lesen eines Buches

oder durch ein von dem erregenden Thema ablenkendes Gespräch die revoltirenden Gefühle zu beruhigen, und sich durch diese geistige Ablenkung wenigstens auf einen Augenblick der schweren und verhängnißvollen Wirklichkeit zu entziehen.

Ich führte Norow Beispiele aus dem Leben großer Männer, wie Cäsars, Peter I., Alexanders von Macedonien und Anderer vor; ich brachte ihm die Thatsache in Erinnerung, daß Alexander der Große im persischen Feldzuge niemals den Homer von sich legte, daß er inmitten der Fehden mit den asiatischen Nomadenvölkern mit seinen Freunden in Griechenland correspondirte, und sie bat, ihm die Werke der griechischen Dramaturgen zuzusenden.

Endlich verwies ich Norow auf die Beschreibungen der letzten Tage zum Tode Verurtheilter, von denen einige noch wenige Stunden vor dem Tode mit den Gefängnißdienern ein Gespräch über Theater oder andere Neuigkeiten anknüpfen, andere enthusiastisch ihre Lieblingsdichter lesen.

„Das ist Alles möglich, mein Lieber; doch zu anderen Zeiten und mit anderen Menschen!“ entgegnete mir Norow. „Wir aber waren im Jahre zwölf keine Abenteurer wie Cäsar und Alexander, und noch weniger waren wir Erzeuger von Charlatans, welchen Namen man wohl den während der französischen Revolution guillotinirten Clubisten beimessen müsse!

„Vor, bei und nach Borodino brannte in uns Allen, von Kutusow bis zum letzten Secondelieutenant der Artillerie, wie ich damals ein solcher war, das hohe, heilige Feuer der Liebe zum Vaterlande, und trotz dem Grafen Leo Tolstoi sahen wir unseren Beruf als einen heiligen Beruf an. O, unsere Kameraden hätten Denjenigen schön angesehen, der während des Feldzuges sich durch Lectüre zu unterhalten gewagt hätte und obendrein durch französische Romanlectüre!“

A. S. Norow ist zwei Monate nach Veröffentlichung seiner Kritik von Tolstois „Krieg und Frieden“ gestorben.

Im Januar 1869, nach dem Begräbnisse des Kritikers, wurde ich von einer Zeitung beauftragt, dessen Nekrolog zu schreiben; doch wie erstaunte ich, als ich, nach Daten und Quellen zur Biographie Norows suchend, in der Familie W. P. Poliwanows, eines Neffen des Verstorbenen, ein kleines Büchlein aus Norows Bibliothek fand, betitelt: „Aventures de Roderik Random, 1784“, auf dessen Umschlag von Norows eigener Hand geschrieben stand: „lu à Moskau, blessé et fait prisonnier de guerre chez les français, au mois de Septembre 1812.“

Der alte Magnat hatte also im Jahre 1812 als Secondelieutenant der Artillerie selbst französische Lectüre getrieben, doch das hatte er wohl im Jahre 1868 vergessen und sich mit der Zeit ein eigenes Bild des Jahres zwölf entworfen.

Man kann allerdings nicht behaupten, daß Norow gerade bei Zarjewo-Saimischtsche, wo Kutusow seine „chevaliers du Cigne“ las, den Roman Roderik Randoms unter dem Kopfkissen hatte, doch läßt sich entschieden nicht

leugnen, daß der strenge Kritiker bei Borodino und während der Besetzung Moskaus selbst französische Lectüre gepflogen.

Ich schrieb mir dies merkwürdige Zusammentreffen damals auf und heilte es später dem Grafen Leo Nikolajewitsch Tolstoi mit.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Tarantaß fuhr das Dörfchen Jaßnaja Poljana entlang, bog links zwischen zwei schmalen Thürmchen ein und befand sich jetzt in einer breiten Allee schöner, hoher Birken. Auf dem Hügelchen am Ende dieser Allee steht das gräfliche Gut.

Das steinerne, zweistöckige Haus in Jassuaja Poljana, in welchem Graf L. N. Tolstoi jetzt schon ca. 25 Jahre (seit 1861) fast ohne Unterbrechung wohnt, ist ein Umbau des alten väterlichen Hauses. Das große Haus seines Vaters, in welchem der Verfasser von „Krieg und Frieden" im Jahre 1828 geboren worden war, war von dem Dichter abgebrochen und unweit davon ein neues Gebäude errichtet worden. Die alte Baustelle ist jetzt mit Linden bewachsen und zeigt noch hie und da Steine des früheren Grundes.

Hier, unter den Linden, stehen einfache Bänke und ein Tisch, an welchem letzteren die Familie des Grafen im Sommer Mittag speist und ihren Thee einnimmt. Die am Zweige eines alten Eichenbaumes aufgehängte Glocke ruft die Mitglieder des gräflichen Hauses aus Garten und Haus hierher unter die Linden zusammen.

Auch die Einwohner Jaßnaja Poljanas und die Bewohner der Umgegend versammeln sich öfter hier an der Glocken-Eiche, um mit dem Grafen ihre dörflichen und privaten Angelegenheiten und Bedürfnisse zu besprechen. Der Dichter kommt zu den Leuten heraus, unterhält sich mit ihnen und steht jedem Einzelnen mit Rath und That zur Seite.

Doch erntet der Graf für seine Aufmerksamkeit und sein Wohlwolleu zuweilen schnöden Undank. So hatte er vor 15 Jahren nicht weit von seinem Hofe eine kleine Allee junger Weihnachtsbäume gepflanzt. Die Bäumchen schossen lustig empor, waren fast schon zwei Mann hoch und berechtigten ihren Pflanzer zu den schönsten Hoffnungen. Da ging der Graf eines Tages in der Allee spazieren, um sich an seinen Bäumchen zu ergötzen, und kehrte sehr traurig in's Haus zurück: mehr als zehn seiner geliebten schönen Bäume waren unbarmherzig mit der Wurzel herausgerissen und gestohlen worden. Nicht nur über das Ereigniß an und für sich ärgerte sich der Dichter, sondern noch mehr darüber, daß er sich *überhaupt ärgerte*.

Als er hörte, daß der Thäter ein Hausdieb sei, der die Bäume zu den Feiertagen insgeheim nach der Stadt gebracht habe, bat er nur um das Eine, den traurigen Fall nicht mehr zu erwähnen, damit er nicht zu den Ohren der Gräfin, seiner Frau, käme.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Tarantaß bog um den linken Flügel des Hauses und hielt vor einer niederen Treppe, die in die unteren Räume führte. Aus dem Vorzimmer trat mir Leo Nikolajewitsch entgegen. Nach den ersten Begrüßungen führte er mich in sein Cabinet.

Obwohl ich den Grafen lange Jahre nicht gesehen, hatte ich ihn doch sofort an seinen lebendigen, einschmeichelnd nachdenklichen Augen und an seiner großen eigenartigen Figur erkannt, welche letztere auf dem bekannten Bilde von J. N. Kramskij so künstlerisch-ähnlich wiedergegeben ist.

Ich entsinne mich noch, wie acht Jahre vorher auf der Pariser Weltausstellung in der Abtheilung für russische Malerei dies prächtige Bild von Allen bewundert wurde, dies Bild, auf welchem Graf L. N. Tolstoi in seinem langen, dunklen Barte und in einer dunklen Arbeitsjacke aus einfachem Stoff dargestellt ist.

In demselben Barte, in derselben Jacke sah ich jetzt den Grafen vor mir.

Graf L. N. Tolstoi ist jetzt 57 Jahre alt, doch ungeachtet der grauen Haare, die hie und da in seinem schönen langen Barte hervortreten, wird ihn wohl kaum Jemand so alt schätzen.

Das Antlitz ist jugendlich frisch, die Bewegungen, der Gang ungemein lebhaft, Stimme und Sprache sind die eines Jünglings.

Beim Eintritt in das Haus in Jaßnaja Poljana kamen mir unwillkürlich die wohlbekannten Bilder aus der „Kindheit" und der „Jugend" des Besitzers dieses Hauses in's Gedächtniß: Die verstorbene Mutter des Autors, wie er sie uns in dem großen blauseidenen Tuche schildert, sein Lehrer Karl Iwanowitsch mit dem Fliegentödter in der Hand, der Kammerdiener Foka, die komische, alte Schlüsselfrau Natalja Sawischna, Onkelchen Nikolaus, das Factotum des Hauses mit seinen Stiefelputzinstrumenten, die Musiklehrerin Mimi und der fromme jurodivyj (eine Art Pope) Namens Grischa, während dessen rührenden Abendgebetes die Kinder sich mit Schrecken und Begeisterung in der dunkelsten Kammer versteckten. („Die Kindheit" und die „Jugend" Tolstois sind vorzügliche Schilderungen der eigenen Jugendzeit des Dichters. Anm. d. Uebers.)

Der Graf führte mich durch den vorderen Theil seines ziemlich geräumigen Cabinets hinter eine spanische Wand. Hier standen Bücherspinde, lagen Manuscripte und Werke auf Tischen und Stühlen; hier, hinter dieser spanischen Wand war das Tusculum des großen Tolstoi.

Wir setzten uns an den Arbeitstisch des Dichters, er in seinen gewöhnlichen Arbeitssessel, ich in einen anderen Sessel ihm gegenüber; der Tisch trennte uns. Wir zündeten uns Cigarretten an und begannen die Unterhaltung.

Doch erst will ich das Cabinet des Grafen noch etwas näher beschreiben:

Ein hohes, etwa 10 Ellen langes und 5 Ellen breites Zimmer wird durch eine Wand, an der 2 lackirte, weiße Bücherspinde aus Birkenholz stehen,

in zwei Abtheilungen getheilt, in einen Empfangs- und Toilettenraum und einen Arbeitsraum.

Die Fenster und die Glasthür des Zimmers führen auf einen nicht hohen, mit Steinen gepflasterten Gartenflur.

Das Möblement in beiden Räumen ist alt, anscheinend nicht nur väterlich, sondern sogar noch großväterlich.

In dem Empfangsraum steht an der Wand ein weiches, breites und langes Sopha, mit grünem Wachstuch überzogen, darauf ein grünes Kissen. Auf dem runden Tische vor dem Sopha liegen englische, deutsche und französische Bücher aufgeschlagen; am Tische und an den Wänden stehen etwa ein halbes Dutzend Sessel. Auf dem Stehpult an der Glasthür, die nach dem Garten führt, sieht man wieder Bücher. Rechts vom Fenster steht eine birkene Commode, über dieser ist ein Spiegel und über dem Spiegel sind an Hirschgeweihen die Handtücher aufgehangen.

An der Wand hinter den Bücherspinden hängen verschiedene Sachen: der Ueberzieher, ein runder, weicher Hut des Grafen und eine Sense zum Grasschneiden. Im Winkel hinter dem Stehpulte lehnen einige einfache Naturstöcke als Stütze bei Spaziergängen.

Die Wand über dem Divan ist mit einer Collection in Kupfer gestochener, photographischer und Aquarellportraits behängt, welche Bilder theils Verwandte, theils Bekannte des Grafen vorstellen; da ist seine Frau, sein Vater, seine Brüder, seine älteste Tochter; da sind die Bilder seiner Freunde, unter denen uns die photographische Gruppe Levitzkis mit Grigorowitsch, den Ostrowskijs und Anderen, dann einzelne Portraits: Schopenhauer, A. A. Fet, N. N. Strachow u. A. in die Augen fallen. Links in der Ecke steht eine große Gypsbüste des verstorbenen älteren Bruders des Grafen, Nikolaus.

Auf dem Fenster neben dem Divan liegen unordentlich allerlei Instrumente, wie sie die Schuhmacher brauchen, umher; unter dem Fenster steht ein einfacher Holzschemel und davor ein Kasten, bedeckt mit allen Utensilien des Schuhmachergewerkes, mit Lederstücken, Nägeln &c.

Im Arbeitsraume, hinter der Scheidewand, steht rechts am anderen, nach dem Garten zu gelegenen Fenster der Schreibtisch des Grafen, links eine eiserne Bettstelle mit Betten für etwaige Gäste. Die Bretter der Bücherspinde die mit ihren Glasthüren nach diesem Theil des Zimmers gewendet stehen, sind vom unten bis oben mit alten und neuen, fremdländischen und russischen Büchern bestellt. Hinter dem Arbeitssessel des Grafen ist in der Wand noch ein Bücherbrett befestigt, auf dem die Bücher für den augenblicklichen und öfteren Gebrauch stehen: Handbücher, Wörterbücher, Anzeiger &c. Hier wie in den Spinden sehen wir gebunden und ungebunden, alt und neu die Werke Spinozas, Voltaires, Goethes, Schlegels, Rousseaus; da sind neben sämmtlichen russischen Schriftstellern die Werke Auerbachs, Shakespeares, de Sismondis und anderer ausländischer und russischer Größen geistlicher und weltlicher Richtung.

Die Lebensbeschreibung der Heiligen „Tscheti - Minëi“ (das Werk eines Geistlichen, voll von Fanatismus und Aberglauben. Anm. d. Uebers.) sehen wir friedlich neben der russischen Uebersetzung der fünf Bücher Mosis von Mandelschtam, „Die Weltanschauungen der Talmudisten“ mit deutschen, französischen und englischen Commentaren stehen in einer Reihe mit geistlich-moralischen Werken der in- und ausländischen Literatur und mit den einfachsten, billigsten Volksausgaben. Da sehen wir „Progress and Poverty, by Henry George“ (1884), God and the Bible, by Matthew Arnold“ (1885), „Israel Sack“ (1885), „The twenty essays of Ralph W. Emerson“ (1877), „Litterature and Dogma, an essay towards a better appetension of the Bible, by M. Arnold“ (1877) und Andere mehr.

Den einfachen, ungefähr 1 1/2 Ellen langen, mit grünem Tuche bedeckten Schreibtisch des Grafen kennt man durch das neueste, meisterhafte Bild von der Hand des Professors N. N. Geh. Auf genanntem Bilde ist der Graf schreibend, an seinem Arbeitstische sitzend dargestellt.

Links und rechts von dem Schreibzeug liegen Handschriften, Bücher und Broschüren; hier liegt das Evangelium in der griechischen Ausgabe Tischendorfs und die neueste Ausgabe des hebräischen Textes der Bibel. Auf dem Fenster am Schreibtisch liegen einige Portefeuilles mit Handschriften und wieder Bücher.

Der obere Theil des Fensters ist mit einem grünen, wollenen Tuche verhangen. Draußen vor dem Fenster steht eine große Blumenvase mit frischen, vom Froste noch unberührten Blumen.

Hinter der Vase im Garten sehen wir eine kleine Säule mit Stricken für das sogenannte Spiel „Giganten-Schritte“. Eben jetzt dringt ein Trupp Knaben aus Jaßnaja Poljana in den gräflichen Garten ein und läuft zu dieser Säule; Niemand stört die fröhlich spielende Jugend.

Vom Fenster aus haben wir jedoch nicht nur die Aussicht nach dem sich bis zum Bache herunter erstreckenden Garten, sondern auch rechts und links auf eine malerisch schöne Landschaft. Rechts sehen wir die Baumspitzen der Birken-Allee, auf welcher der Weg zum Hause führt, links eine Allee alter, großer Linden. An dem breiten, ebenen, nach dem Bache herunterführenden Gartenwege, an dem einige hohe, schöne Weihnachtsbäume stehen, entlang, schweift das Auge weiter auf die Chaussee, auf weite Felder, Hügel und grüne Wälder, und auf die Schienen der Eisenbahn, über denen von Zeit zu Zeit der Rauch der Moskau-Kursker Züge emporsteigt.

An diesem Fenster, in diesem großväterlichen Sessel mit dem abgeriebenen, verschossenen, grünen Wachstuchkissen schrieb Graf L. N. Tolstoi seine berühmten Werke. Hier, an diesem einfachen Tische saß der große Dichter, am Tage in die blaue Ferne schauend, denkend und entwerfend, und Nachts dann zündete er die Lichter in den antiken Bronceleuchtern an und schrieb die Geschichten der Natascha Rostow, des Andrei Bolkonsky und des Pierre Betuchi.

Hier erzählte er das Liebesleben der Kittja Schterbazkaja und ihres

Levin, hier malte er uns die Bilder der Wronsky und Stiwa Oblonsky, skizzirte er uns das Pferd „Frou-Frou“, den Hund „Laska“ und schilderte uns so beredt das tragische Schicksal der „Anna Karenina“.

Meine Unterhaltung mit dem Grafen — wir sprachen von Vergangenem und Gegenwärtigem — unterbricht ein schöner, rother Jagdhund, der hineinläuft und sich zu seines Herrn Füßen legt.

„Ist das Laska?“ frage ich, an Anna Karenina denkend.

„Nein, Laska ging verloren; dieser hier geht mit meinem ältesten Sohne auf die Jagd.“

„Und gehen Sie selber nicht auf die Jagd?“

„Ich habe es längst aufgegeben, wenn ich auch täglich in der Umgegend durch Feld und Wald streife . . . Welcher Genuß, nach geistiger Anstrengung bei einfacher physischer Arbeit ausruhen zu können! Täglich, je nach der Jahreszeit, grabe ich die Erde, haue und säge ich Holz, oder arbeite mit der Sense oder anderen Instrumenten.“

Ich gedachte des Kastens mit den Schuhmacher-Instrumenten unter dem Fenster des Empfangsraumes.

„Und die Arbeit mit dem Pflug . . .,“ fuhr der Graf fort, „Sie wissen gar nicht, was das für ein Vergnügen ist! Welch herzstärkender Genuß! Du gehst, die Erde aufwerfend und Furchen ziehend, und bemerkst nicht, daß eine, zwei, drei Stunden vergangen sind; das Blut kreist fröhlich in den Adern, der Kopf ist klar, Du fühlst die Füße kaum unter Dir! Und welchen Appetit bekommt man und dann, welchen Schlaf! Wenn Sie nicht müde sind, wollen wir bis zum Mittagessen ein wenig spazieren gehen und Pilze suchen; es hat kürzlich hier geregnet, und ich glaube, es wird schon gute, weiße Pilze geben.“

„Mit Vergnügen!“ sagte ich.

Der Graf setzte seinen runden, weichen Hut auf und nahm ein Töpfchen für die Pilze mit; ich suchte mir einen der Stöcke am Schreibpult aus, nahm auch meinen Hut, und so gingen wir ohne Ueberzieher hinaus. Am Thore des hinteren Hofes stand ein Reck zum Turnen.

„Ist das auch für Sie?“ fragte ich den Grafen, auf das Reck zeigend.

„Nein, das Reck ist für meine jüngeren Kinder; ich habe hier andere Uebungen!“ antwortete Tolstoi, und wies mit dem Finger auf zusammengeworfene Haufen frischgehauenen Holzes.

Kein Wunder, daß der Graf bei beständiger physischer Arbeit seine Gesundheit behielt. Es mag wohl auch der Umstand viel zu dem Wohlbefinden des Dichters beitragen, daß er den größten Theil seines Lebens in diesem gesunden Dorfe verbrachte.

In seiner Kindheit seine Mutter, eine geborene Fürstin Wolkonskaja, verlierend, wurde Tolstoi im Jahre 1837 in seinem neunten Jahre nach Moskau in das Haus seiner Großmutter gebracht. Kurz darauf lebte er wieder, bis zum Jahre 1840, in Jaßnaja Poljana. Dann besuchte er die Universität Kasan, hörte erst Orientalia, dann Jurisprudenz, diente sodann

1851—55 im Kaukasus, an der Donau und bei Sebastopol, und wohnt nun seit 1861, fast ohne es zu verlassen, in Jaßnaja Poljana. Von 57 Jahren verbrachte er folglich 35 Jahre in dem heimatlichen Dorfe, in der frischen, gesunden Landluft.

Durch den vom Grafen selbst gepflanzten Obstgarten gelangten wir auf das freie Feld und gingen langsam nach dem nahen Walde.

Die Sonne trat bald hervor, bald versteckte sie sich wieder neckisch hinter leichten Wolken. Die frische Luft war mit würzigem Duft erfüllt. Hier und da fiel ein gelbes Blatt von einem Baume herab, doch kein Lüftchen bewegte sich, die Natur athmete eine feierliche Stille.

Ich ging neben dem Grafen und beobachtete mit Freude seinen leichten Gang, die Lebendigkeit seiner Rede und den einfachen Reiz seiner so gut erhaltenen, kräftigen Natur.

„Und er, sagt man, sei für die Kunst verloren!" dachte ich bei mir, „ihn schildert man als einen trockenen, finsteren Mystiker und Asketen! . . . Seht ihn an diesen Mystiker! . . ."

Der Graf sprach mit Wärme über die Kunst im Allgemeinen, über die russische Literatur und deren bessere Vertreter. Tief bedauerte er den Tod Turgenjews, das Ableben Melnikows, Petschorskijs und Dostojewskijs.

Als er von der sensiblen, liebevollen Seele Turgenjews sprach, drückte er sein herzliches Bedauern darüber aus, daß dieser Rußland ergebene, auf so hoher Stufe der Kunst stehende Schriftsteller die besten Jahre seiner reifen Arbeit, im Auslande fern von wahren Freunden und ohne die Freuden einer eigenen liebenden Familie verleben mußte.

„Er war bis zu seinem Lebensende ein unabhängiger, rastlos forschender Geist," sagte Tolstoi von Turgenjew, „ich habe ihn immer hoch geehrt und ihn warm geliebt, trotz unseres einstigen, von mir längst vergessenen Streites. Er war ein echter, selbständiger Künstler, der sich nie erniedrigte, den beeinflussenden Bedürfnissen der Minute zu dienen, er konnte sich irren, doch seine Irrthümer waren aufrichtig, wie er selbst!"

Sehr freundlich sprach der Graf auch von Dostojewskij, den er einen unvergleichlichen Psychologen und einen vollständig unabhängigen Schriftsteller nannte. Man habe lange Zeit die selbständigen Ueberzeugungen Dostojewskijs in einigen Schichten der literarischen Welt nicht anerkennen wollen, sie ihm nicht einmal verzeihen wollen, etwa in derselben Weise, wie ein Deutscher die Worte Carlyles von der Sonne nicht verzeihen könne, „an der man nicht zu jeder beliebigen Zeit eine Cigarre anzustecken im Stande ist!"

Als Leo Nikolajewitsch auf Gogol, den er in seinem Leben niemals gesehen, und auf die jetzt lebenden Schriftsteller Gontscharow, Grigorowitsch und andere jüngere zu sprechen kam, erwähnte er auch der sogenannten Volksliteratur.

„Vor mehr als dreißig Jahren," sagte er, „als einige heutige Schriftsteller — unter ihnen auch ich — erst zu arbeiten anfingen, zählte man

in dem hundert Millionen großen russischen Reiche die des Schreibens und Lesens Kundigen kaum nach Zehntausend, jetzt aber, nach der Vermehrung der dörflichen und städtischen Schulen sind aus den Zehntausend schon Millionen geworden und diese Millionen russischer Bürger stehen vor uns wie hungrige Vögel mit offenem Munde und sagen zu uns: „Ihr Herren! Ihr russischen Schriftsteller! Werft uns Nahrung in unseren offenen Mund, Eurer und unser würdige geistige Nahrung! Schreibt für uns, die wir nach einem lebendigen literarischen Worte lechzen; befreit uns von all den märchenhaften Jeruslaws, Lasarewitsch, den Milord Georges und wie die heutige Marktnahrung sonst heißen mag!

Das einfache, ehrliche, russische Volk verdient es, daß wir den Ruf seines guten und aufrichtigen Herzens beantworten!"

Ich dachte viel über diese Worte Tolstois nach und entschloß mich, meine Kräfte nach Möglichkeit auf diesem Gebiete zu versuchen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wir kehrten aus dem Walde zurück; der Graf hatte nur einige wenige gute Pilze gefunden.

„Wie warm und angenehm die Luft ist, und wie würzig die Blätter duften!" sagte Leo Nikolajewitsch, als wir uns einer alten, halbzerstörten Brücke näherten, die über den schmalen Waldbach führte.

„Wie merkwürdig ist die Kraft der unmittelbaren Eindrücke der freien Gottesnatur! Ich liebe und schätze die Künstler, die ihre Begeisterung an dieser mächtigen und ewigen Quelle schöpfen, in der allein die Wahrheit zu finden ist!"

Bei diesen Worten des Grafen erinnerte ich mich an seine Erzählung: „Sebastopol im Mai, 1885." „Die Heldin dieser Novelle," sagt Tolstoi am Schlusse dieser Erzählung, „die Heldin, die ich mit aller Macht meiner Seele liebe, welche ich mich in ihrer ganzen Schönheit zu schildern bemühte, und die entzückend schön war, ist und sein wird, die Heldin ist — die Wahrheit!"

Wir sprachen von verschiedenen Kunstgattungen der Literatur, der Malerei und der Musik.

„Kürzlich las ich ein Buch," sagte unter Anderem der Graf, an der morschen Brücke des Baches stehen bleibend, „es waren die Gedichte eines jungverstorbenen, spanischen Poeten. Außer dem merkwürdigen Talent dieses Dichters interessirte mich auch ungemein seine Lebensbeschreibung. Sein Biograph bringt eine Erzählung über ihn von einer alten Frau, seiner Kinderfrau. Unter Anderem, sagte sie, habe sie mit Unruhe bemerkt, daß ihr Zögling nicht selten schlaflose Nächte verbrachte, daß er seufzte, laut mit sich selber sprach, beim Mondenschein hinaus in den Wald ging und dort ganze Stunden verblieb.

Einst des Nachts glaubte sie sogar, er sei von Sinnen. Der junge Mann stand nämlich auf, zog sich im Dunklen an und begab sich zum nächsten

Brunnen. Die alte Frau geht ihm besorgt nach. Sie sieht, wie er mit dem Eimer Wasser aus dem Brunnen schöpft und dieses langsam auf die Erde schüttet. Dies Experiment wiederholt er einige Male.

Die Alte fängt an zu weinen und schreit: „Er ist von Sinnen! Er ist von Sinnen!"

Und der junge Mann hatte dies nur gethan, um zu sehen und zu hören, wie in einer stillen Nacht beim Mondenschein das Wasser fließt und rauscht; er brauchte das für sein neues Gedicht. So rief er künstlich in seinem Innern die ihm nothwendigen poetischen Eindrücke hervor, in derselben Weise etwa, wie der Maler bei seiner Arbeit die Modelle zu Hülfe zieht, sie in die nöthige Lage stellt und ihnen die nothwendigen Kleider anzieht.

Wenn ich unsere russischen oder auch ausländischen Schriftsteller lese, fühle ich unwillkürlich, wer von ihnen der Natur und seiner Aufgabe getreu war und wer falsch malt!

Manche unserer modernen und vielgelobten Schriftsteller, besonders von den ausländischen, vermag ich nicht zu lesen; und wenn ich mir die größte Mühe gebe, ich komme nicht über die erste Seite hinaus. Und wenn man mir mit strenger Bestrafung, mit der Ruthe drohte, ich könnte ein gedrechseltes Werk nicht lesen!"

— — — — — — — — — — — — — — —

In einem kritischen Aufsatze N. N. Strachows über „Krieg und Frieden" ist der Gedanke ausgesprochen, daß wenn man Dostojewskij einen idealistischen Psychologen nenne, Graf Leo Tolstoi ein seelischer Psychologe genannt zu werden verdiene!

„Krieg und Frieden" erhebt sich, nach den Worten des verehrten Kritikers, bis zu den höchsten Gipfeln menschlicher Gedanken und Gefühle, bis zu Gipfeln, die dem Menschen im Allgemeinen unzugänglich sind. Graf Leo Tolstoi ist ein Dichter im wahrsten und besten Sinne des Wortes. Er eröffnet uns die geheimsten Regungen des Lebens nnd des Todes; sein Ideal ist neben der Einfachheit das Gute und das Wahre. Er selber sagt: „Es giebt keine Größe da, wo Einfachheit, das Gute und die Wahrheit nicht wohnen!"

Das Emporheben des Guten und Einfachen gegenüber der Lüge und dem Prunk, das ist ja auch der hauptsächlichste und größte Gedanke des Romans „Krieg und Frieden".

Wer die hohen, hehren Freuden des Geistes zu schätzen, wer an dem Genialen sich zu ergötzen versteht und seine Seele an den Producten eines wahren großen Geistes zu ermuntern und zu stärken liebt, der freue sich, daß er in einer Zeit lebt, in der er die Werke Leo Nikolajewitsch Tolstois lesen kann!"

Mich mit dem Grafen unterhaltend, erinnerte ich mich unwillkürlich an diese Aussprüche seines besten Commentators.

Wir näherten uns wieder dem Gute und gingen an den jungen, selbstgepflanzten Bäumen des Grafen vorbei. Die hübschen frischen Aepfel- und

Birnenbäumchen mit ihren breiten Zweigen standen regelmäßig wie auf einem Schachbrette.

Einige Bauernmädchen mit Sensen in den Händen kamen uns entgegen; der Graf unterhielt sich mit ihnen, eine Jede beim Namen nennend.

„Wissen Sie, was die Dirnen thun?" wendete er sich im Weitergehen an mich, „sie schneiden die Brennnesseln, damit ich während des Winters Obstbäume pflanzen kann, es ist dies das beste Mittel gegen Hasen und Mäuse, welche die Brennnessel nicht lieben und vor deren Geruch schon fliehen."

Jetzt waren wir am Hause. Ich sah nach der Uhr. Wir waren 3½ Stunde gegangen und hatten wohl 6—7 Werst (ca. 1 Meile) zu Fuß zurückgelegt. Der Graf schien nach diesem Spaziergang noch jünger und wäre seinem Aussehen nach wohl noch viel weiter gegangen. Doch es war bereits die 6. Stunde.

Die Frau des Grafen, Sophija Andrejewna, war aus Tula zurückgekehrt, wohin sie die von ihr und ihrem Gatten durchgesehenen Correcturen der neuen Ausgabe eines Werkes des Dichters zur Post gebracht hatte, und wartete mit dem Mittagessen auf uns.

„Sind Sie nicht ermüdet?" fragte Leo Nikolajewitsch, mich fröhlich ansehend und munter die Treppe nach der oberen Etage seines Hauses hinaufsteigend. „Für mich sind täglicher Spaziergang und körperliche Arbeit nothwendig wie die liebe Luft und in dieser Beziehung ist das Landleben im Sommer für mich ein paradiesisches: ich ackere die Erde, schneide Gras, ergehe mich im Walde und was derartiger angenehmer Beschäftigungen noch mehr sind. Im Herbst allerdings, zur Regenzeit, da ist es schlimm hier bestellt. In den Dörfern giebt es keine Trottoirs und künstlichen Wege; da ist die Zeit, wo ich, wie auch sonst bei schlechtem Wetter, zu Hause weile und Stiefel verfertige und ausbessere.

Eine anstrengende geistige Arbeit ohne Bewegung und ohne zeitweilige Verwerthung meiner physischen Kräfte ist für mich undenkbar.

Habe ich mir einen Tag nicht meine gewohnte Bewegung gemacht, so bin ich des Abends in der Regel weder im Stande zu lesen und zu schreiben, noch einem Anderen mit Aufmerksamkeit zuzuhören; es dreht sich dann Alles bei mir im Kopfe; in den Augen flimmern Sterne, und die Nacht verbringe ich gewiß schlaflos und unruhig!"

In dem kürzlich von ihm in Moskau gekauften Hause, in der Dolgochamownitscheskoi-Gasse, beschäftigt sich Leo Nikolajewitsch auch des Morgens gewöhnlich mit Holzhauen für die Ofenheizung, schöpft Wasser aus dem entfernten Brunnen und bringt dieses auf einem Handschlitten in einem Fasse in die Küche seines Hauses.

„Was doch die Berichterstatter und besonders die russischen Alles erzählen!" dachte ich, den einfachen Worten des berühmten Schriftstellers zuhörend. „Welchen Unsinn überliefern sie der Welt! Tolstoi habe die Feder gänzlich beiseite gelegt und beschäftige sich nur noch mit Kleider- und Stiefel-

nähen, verkehre nur noch mit dem Volke, indem er Holz auf dem Worobjowi-Berge haue . . .! — — — — — — — — — — —

In der oberen Etage des Hauses in Jaßnaja Poljana befindet sich die Familienwohnung und das Speisezimmer des Grafen. An der hölzernen Aufgangstreppe steht eine alte, englische Uhr; rechts kommen wir nach dem Saal.

Hier im Saale steht direct neben der Thür ein Clavier; das Instrument ist offen, die Noten der Oper „Ruslan und Ludmilla" liegen aufgeschlagen auf dem Notenhalter. Zwischen den Fenstern hängen zwei alte hohe Spiegel in Broncerahmen, in der Mitte des Zimmers steht ein langer Speisetisch. Die Wände sind mit Portraits der Ahnen des Grafen behangen. Aus den mit der Zeit dunkelgewordenen Rahmen schauen, als lebten sie, die Vertreter des 17. und 18. Jahrhunderts hervor: Männer in Uniform, behängt mit Bändern und Orden, Frauen in Spitzen und mit gepuderten Haaren.

Ein Portrait besonders zieht die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich. Es ist das lebensgroße Bild einer jungen hübschen Nonne in ihrem Klosterkleide; sie steht betend vor einem Heiligenbilde.

Auf meine Frage, wer dies sei, erklärte mir Leo Nikolajewitsch, es sei die Frau eines seiner Ahnen, die, ein Gelübde erfüllend, in das Kloster ging.

In dem neben dem Empfangszimmer gelegenen Cabinet der Gräfin zeigte man mir ein vorzügliches Portrait des Hausherrn, auch von der Meisterhand J. N. Kramskijs. Dies Bild ist der Familie besonders theuer.

Die Gemahlin des Grafen trat ein; der älteste Sohn, Sergei, welcher in diesem Jahre die Moskauer Universität absolvirt hatte und der erst seit einigen Tagen von dem väterlichen Gute in Samara zurückgekehrt war, war soeben von der Jagd heimgekommen und erschien ebenfalls im Speisezimmer. Auch die übrige Familie des Grafen versammelte sich allmählich: die erwachsene ältere Tochter Tatjana, die zweite Tochter Marie und die jüngeren Söhne. Alle, auch die Kleinen, setzten sich an den Tisch.

Im Ganzen hat der Graf noch acht Kinder; der zweite und dritte Sohn besuchten während meiner Anwesenheit in Jaßnaja Poljana die Schule in Moskau; der kleinste, neunte Sohn starb im verflossenen Januar.

Der sanfte und liebende Gemahl und Vater, Graf Leo Nikolajewitsch, wie er so unter seinen erwachsenen und kleinen, lustig plaudernden Kindern saß, erinnerte mich unwillkürlich an den sympathischen Helden seines ausgezeichneten Romans „Das Familienglück".

Bescheiden in seinen persönlichen Bedürfnissen, läßt Leo Nikolajewitsch seine Familie Nichts entbehren, umgiebt sie mit der zärtlichsten Fürsorge.

Einst nannte unsere Kritik den großen Humoristen und Satyriker Gogol „den russischen Homerus". Wenn man jedoch von den russischen Schriftstellern wirklich einen „Homer" zu nennen berechtigt wäre, so könnte, wie auch A. P. Miljukow schon richtig bemerkt, dies Niemand anders sein, als Graf L. N. Tolstoi. In der „Ilias" wird das kriegerische Bild des alten

Griechenlands besungen, in der Odyssee das ruhige, häusliche Glück. Graf L. N. Tolstoi schildert uns in seinem „Krieg und Frieden“ gleichzeitig die kriegerische und die friedliche Seite des russischen Lebens. Doch die Hauptkraft des Grafen liegt in seinen Schilderungen der friedlichen Familienbilder. In den einzelnen Capiteln von „Krieg und Frieden“, von „Anna Karenina“ und in dem ganzen Roman „Familienglück“ sehen wir Tolstoi als den echten, wahren, großen Dichter des friedlichen, stillen Familienherdes.

Der Anfang des Abends wurde in allgemeiner Unterhaltung verbracht; dann kam von der Station die Correctur-Fortsetzung der neuen Ausgabe der Werke des Dichters an. Die Gräfin nahm die Arbeit in die Hand, während Leo Nikolajewitsch und ich nach unten in den abgetheilten Empfangsraum des Arbeitszimmers gingen.

Auf meine Frage erzählte mir der Graf enthusiastisch von seinen Beschäftigungen mit der griechischen und der hebräischen Sprache, denen er es zu verdanken hat, daß er die Bibel und das Evangelium im Originaltext zu lesen im Stande ist. Wir sprachen von den neuen Forschungen auf dem Gebiete des Christenthums, vom wahren Glauben, Fanatismus, Aberglauben &c.

Die Urtheile Leo Nikolajewitschs über diese Themata sind nicht neu; sie spiegeln sich in fast all seinen Werken, von der „Jugend“ an, bis zu der „Beichte des Kolja Irtenjew“.

Dann kamen wir auf zeitgenössische Ereignisse zu sprechen. auf den letzten orientalischen Krieg, auf die Bauern-Bank, die Steuern, die Branntweinfrage, um endlich wieder bei der Literatur anzulangen. Bis nach Mitternacht unterhielten wir uns.

Es würde mir schwer fallen, gleichzeitig mit der äußeren Beschreibung des ja für Jeden zugänglichen Jaßnaja Poljana genau und richtig das Geistige des interessanten und eigenartigen Grafen L. N. Tolstoi und der von uns berührten Fragen wiederzugeben; nur Eines weiß ich genau und richtig, daß ich nämlich die Rede eines rechtschaffenen, bescheidenen und tief überzeugten Mannes gehört habe.

Unter Anderen sprach Tolstoi auch seine Verwunderung über eine Erscheinung unseres russischen Lebens aus. Ich bringe seine Gedanken darüber, ohne selbst für die Richtigkeit dieser Gedanken bürgen zu wollen.

Nach der anscheinend tiefen Zersplitterung des alten gutsherrlichen Grundbesitzes der Edelleute bemüht man sich in einem Theile unserer Gesellschaft, den Bauer zum Ankauf der adligen und anderer Besitzungen zu bereden. Und warum das? Damit es in der Welt gar keine Gutsbesitzer mehr geben soll? Es stellt sich ja heraus, daß man nur künstliche neue Bauern-Gutsbesitzer in's Leben ruft. Und noch mehr! Man zog auch den früheren Leibeigenen, den daran am Wenigsten denkenden Staatsbauern fast gewaltsam heran und machte aus freien Gutsbenutzern, aus Pächtern freien Staatsbesitzthums unfreie Beherrscher des Grund und Bodens, oder mit anderen Worten wieder Gutsbesitzer. Und wer bürgt uns dafür, daß der neue Bauern-Gutsbesitzer nicht

mit der Zeit für seine schwere landwirthschaftliche Arbeit, für die Noth und die Entbehrungen des Landlebens, daß der Bauer, sage ich, nicht seine alten Privilegium zurück zu erreichen suchen wird, daß er nun auch seinerseits Adliger werden will?

Wir haben ein Beispiel an China, an der Türkei und an den meisten Staaten des alten Orients. Hier ist aller Grund und Boden staatlich; jeder Stand darf ihn auf diese oder jene Weise ausnutzen, indem der zeitige Pächter einfach dem Staate seine Steuer bezahlt, und nur Derjenige kann sich und dem Staate ein ergiebiges Einkommen verschaffen, der durch persönliche Kraft oder vermittelst des Capitals und fremder Arbeitskräfte den Boden bebaut.

Die Aufmerksamkeit der West-Europäer und besonders der amerikanischen Gelehrten, wie Georges und Anderer ist schon längst auf diese Art der Bodencultivirung gerichtet.

— — — — — — — — — — — — — — —

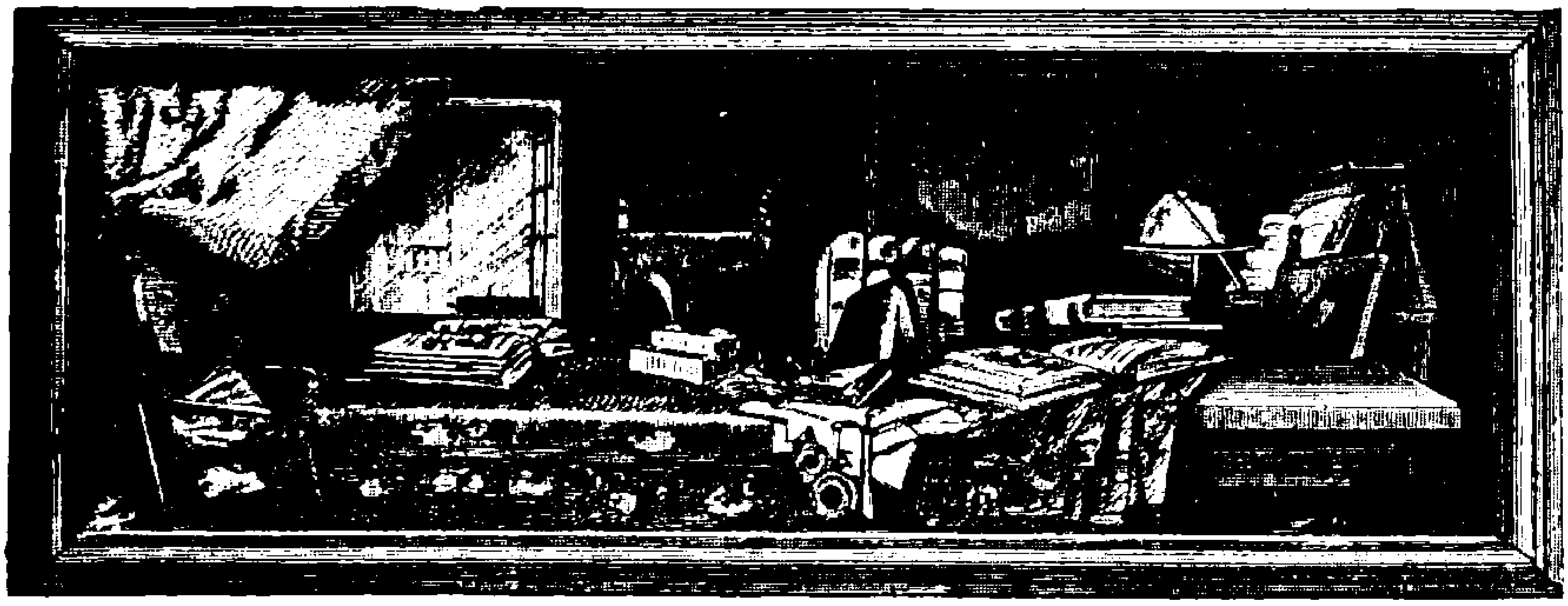
Ich schlief im Cabinet des Grafen in dem Gastbett hinter der Scheidewand.

Am anderen Morgen machte ich mit Leo Nikolajewitsch wieder einen Spaziergang durch den Park und nahm dann in der Familie das Frühstück ein.

Nach einem allseitigen herzlichen Abschiede führte mich der gräfliche Wagen sodann nach Tula, von wo ich per Eisenbahn weiter nach Moskau fuhr.

Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi blieb nach dieser unserer neuen Begegnung in meinen Augen trotz aller von ihm gefabelten Sachen derselbe große, mächtige Künstler, als welchen ihn Rußland erkannte und kennt.

Tolstoi ist vollständig gesund, besitzt noch seine volle künstlerische Kraft und wird sein Vaterland noch mit manchem, „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“ ebenbürtigen Werk beschenken! Ich sage noch mehr: Wie die Schaffenspause nach seiner „Kindheit“, „Jugend“ und den „Sebastopoler Erzählungen“, in welcher Pause er nichtsdestoweniger sich mit Pädagogik beschäftigte und außerdem das „Jaßnopoljaner Journal“ redigirte, wie diese Schaffenspause nicht etwa Apathie oder eine Schwächung seiner künstlerischen Kräfte war, sondern nur die nothwendige Ruhezeit, während welcher in ihm die Bilder zu „Krieg und Frieden“ erstanden, so scheint auch Graf L. N. Tolstoi jetzt, indem er seine freie Zeit den Volkserzählungen widmet und den Originaltext der Bibel und des Evangeliums durchstudirt, sich zu neuen, künstlerischen großen Werken vorzubereiten, und seine jetzige Stimmung ist nur eine neue Stufe, nur ein Vorarbeiten zu anderen, noch höheren Bildern seines großen Schöpfungsgeistes!



Ueber Finsternisse und ihre historische Bedeutung.

Von

M. Wilhelm Meyer.

— Berlin. —

Vor Kurzem ist als dritter Band der Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien ein Werk erschienen, dessen Bedeutung weit über den Kreis der Wissenschaft, aus welcher es hervorwuchs, hinausgreift, und eben deshalb ein vielseitiges Interesse, ganz besonders aber die Bewunderung jedes Gebildeten zu erwecken angethan ist. Das Werk betitelt sich kurz „Canon der Finsternisse", von Hofrath Professor Th. Ritter von Oppolzer.

Das Riesenwerk, welches so ungeheuere Arbeit repräsentirt, als sie bisher wohl kaum jemals auf einen verhältnißmäßig so kleinen Raum und eine so geringe Zeit der Ausführung zusammengedrängt geleistet worden ist, dient durchaus nicht in erster Linie dem Astronomen zu Nutz und Frommen, sondern fast ausschließlich nur dem Geschichtsforscher. Da man sich allgemein für die Bewegungen und die Schicksale des unruhigen Menschenvolkes auf diesem kleinen Planeten mehr zu interessiren pflegt als für die großen Bewegungen, welche diesen letzteren nach unabänderlichen Gesetzen mit sammt all dem Volke durch das endlose Weltall führt, so wird es wohl von allgemeinerem Interesse sein, über jenes Werk, seinen Zweck, seinen Werth und die wesentlichen Fortschritte, welches es für die endgültige Festlegung der Zeitrechnungen aller Völker bezeichnet, ausführlicher zu berichten. Ich werde zu dem Ende zunächst von den Finsternissen im Allgemeinen das Nöthige vorausgehen lassen müssen.

Die Erscheinungen von Sonnen- und Mondfinsternissen sind von allen himmlischen Ereignissen die auffälligsten und mußten deshalb namentlich von den Urvölkern, welche viel unmittelbarer mit der Natur in Contact blieben als die civilisirte Menschheit, die sich den Blick zum gestirnten Himmel mit

Palästen verbaut hat, schon sehr früh mit Furcht und Staunen als abnorme Phänomene erkannt werden. Es ist ja sogar constatirt worden, daß der Eintritt einer Sonnenfinsterniß von der Thierwelt mit höchst beängstigender Beklemmung empfunden wird, daß die Vögel scheu und schreiend umherflattern, und alles seine schirmenden Schlupfwinkel aufsucht, ja daß selbst die Blumen ihre Kelche schließen, wenn plötzlich das Licht der Sonne abnimmt, wenn der kaum eine Minute zuvor noch in heiterster Bläue strahlende Himmel eine bleischwere Farbe annimmt, als habe mit einem Male eine gewaltige, drohende Gewitterwolke das ganze Firmament überzogen, während die Sterne darin aufleuchten, als wenn es Abend werden sollte, und die Sonne schwarz und schwer am Himmel hängt, umgeben von einer mysteriös silbern leuchtenden Strahlenkrone, die man nie vorher gesehen hatte.

Wir können es wahrlich begreifen, daß die Naturvölker, deren Wohl und Wehe so unmittelbar von den Wohlthaten des ewig unerreichbar sie umkreisenden Sonnenkörpers abhing, diesen als ihre oberste Gottheit anbeteten, und deshalb in die verzweifeltste Todesangst gerathen mußten, sobald sie die alles belebende Kraft ihres Gottes so plötzlich, wie vom Dämon des Bösen überwunden, hinsinken sahen. Und ging selbst das schreckliche Ereigniß vorüber, ohne daß auf Erden ein Unheil eintrat, so mußte es sich dennoch den Gemüthern zu tief in die Erinnerung einprägen. Denn die Ueberzeugung von der vollkommenen Unnahbarkeit, von der Unbesieglichkeit des höchsten Wesens, von der unbedingtesten Zuversicht in seine Allmacht war erschüttert. Es gab von nun an eine gute und eine böse Gottheit und beide führten seit Beginn der Welt einen schrecklichen Vernichtungskampf gegen einander, dessen Ausgang offenbar über das Schicksal der Menschheit entscheiden mußte.

So erscheint es psychologisch vollkommen erklärt, ja nothwendig, daß mit dem Auftauchen der ersten religiösen Regungen im Menschenherzen auch der erste Anstoß zur näheren Beachtung der Sonne, also zu astronomischen Beobachtungen gegeben werden mußte, und daß wir von allen Völkern, von denen sichere Ueberlieferungen überhaupt auf uns übergingen, sehr frühe Aufzeichnungen beobachteter Sonnenfinsternisse vorfinden.

Da bei allen diesen Menschen kein Zweifel darüber obwaltete, daß der Eintritt einer Sonnenfinsterniß den plötzlichen, durch List und Ränke errungenen Sieg des bösen Elementes über die Macht des Guten bedeute, eine Idee, die handgreiflich nahe lag, so mußte man auch überzeugt sein, daß diese böse Macht ihre momentane Oberherrschaft ausnützen und ihren verderblichen Einfluß auf die Schicksale der Menschheit üben würde. Was war also natürlicher, als daß man alles große Unheil, welches ohngefähr um die Zeit einer Sonnenfinsterniß auf Erden eintrat, verderbliche Kriege, Volksaufruhr, der Tod eines Herrschers oder eines sonst hervorragenden Mannes, sofort ursächlich in Zusammenhang mit der schrecklichen Himmelserscheinung bringen mußte, so daß man fortan in der Ueberlieferung beide Ereignisse gleichzeitig festhielt. Die Epoche des betreffenden historischen Ereignisses wurde selbstverständlich

in der jeweilig herrschenden Zeitrechnung angegeben, deren genaue Beziehungen zu der unsrigen aus der Ueberlieferung niemals mit Sicherheit ermittelt werden kann. Ja selbst der Beginn unserer christlichen Zeitrechnung hüllt sich in unsicheres Dunkel, so daß viele Forscher noch bis vor kurzer Zeit überzeugt waren, daß eigentlich alle unsere Jahreszahlen, wollte man wirklich von Christi Geburt an rechnen, um sechs oder sieben Einheiten vermehrt werden müßten.

Geht man noch weiter zurück und kommt man namentlich auf die chinesischen Geschichtsschreiber, so wird die Unsicherheit noch bei Weitem größer, obgleich doch diese Völker wichtige Daten nach ihrer sorgfältig gepflegten Zeitrechnung sehr genau festzulegen pflegten. Es wird deshalb unmöglich, mit den Hülfsmitteln der Geschichtsforschung allein die absolute Zeit, wann, von der Gegenwart zurückgerechnet, die überlieferten Ereignisse stattfanden, zu bestimmen.

Wenn aber leider die Gesetze, nach welchen die Menschen ihre Reiche gründeten und ausbildeten und nach denen ihre Zeitrechnung geregelt wurde, inzwischen oftmals umgestürzt werden mußten, so oft eben diese Reiche versanken und neue auferstanden, so sind dagegen die Gesetze, nach denen Sonne und Mond ihre Bewegungen mit strengster Consequenz ausführen, so ewig und unveränderlich, wie das gewaltige Sonnenreich selbst. Wie heute sich diese beiden großen Himmelskörper bewegen, so bewegten sie sich auch vor Jahrtausenden und es bereitet dem Astronomen keine größeren Schwierigkeiten, den Ort, welchen diese Himmelslichter morgen um eine bestimmte Sekunde annehmen werden, voraus zu bestimmen, als anzugeben, wo sich dieselben heute vor zweitausend Jahren befanden.

Man ist folglich auch im Stande, die Zeit der ehemals stattgehabten und uns überlieferten Sonnenfinsternisse nach unserer Zeitrechnung genau anzugeben. Ist aber einmal auch nur ein einziger historischer Moment zugleich in der damals herrschenden Zeitrechnung und in der unsrigen festgelegt, so schiebt sich auch gleichzeitig die ganze Aera der damit im Zusammenhange überlieferten Ereignisse an die richtige Stelle. Alle historischen Daten einer vielleicht viele Jahrhunderte langen Entwickelungsperiode der Menschheit können also darnach endgültig berichtigt werden, und man begreift nun unmittelbar, wie wesentliche Dienste in dieser Richtung der Astronom dem Geschichtsschreiber leisten kann.

In praktischer Hinsicht aber befriedigten solche Dienstleistungen bisher nur verhältnißmäßig wenig. Da dem Geschichtsforscher die zwingende Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der mathematischen Analysis, mit welcher ihm der hülfreiche Astronom historische Aufklärungen zu verschaffen suchte, gewöhnlich mangelt, wie es denn am Ende ganz begreiflich ist, daß man von einem Anderen nicht gern etwas für wahr nimmt, wenn es sich der eigenen Controle vollkommen entzieht, oder gar weitere Schlüsse und langwierige Untersuchungen auf einem Fundamente aufbauen mag, das man nicht selbst errichtet hat, so ließ er die gelegentlichen, überhaupt sehr seltenen Einwände der astronomischen

Rechenmeister fast ganz außer Acht, während andererseits die Rechner sich zu diesen immer sehr zeitraubenden Untersuchungen über historische Finsternisse um so weniger entschließen mochten, als der Erfolg solcher Arbeiten von vorn herein recht problematisch erschien.

Einen ersten Versuch, diesem Dilemma abzuhelfen, machte am Ende des vorigen Jahrhunderts der französische Astronom und unermüdliche Rechner Pingré, von dem ein Zeitgenosse charakteristisch erzählt, daß er für Vier zu arbeiten pflegte. Er berechnete alle Finsternisse, welche sich in der Zeit von 1000 v. Chr. bis 2000 n. Chr. überhaupt in civilisirten Gegenden ereignet hatten, resp. noch ereignen mußten, und gab diese Arbeit in seinem ohne Zweifel höchst verdienstvollen Werke „L'art de vérifier les dates" den Historikern in die Hand, welche sich nun nach ihrem eigenen Ermessen diejenigen Finsternisse aus dem Verzeichniß wählen konnten, welche den betreffenden Ueberlieferungen am besten genügten. Die kritische Arbeit war dadurch getheilt; der Astronom hatte geleistet, was im Bereiche seiner Competenz lag, und dem Historiker blieb für seine Fachkritik freie Hand.

Aber das Pingré'sche Werk repräsentirte leider nur eine gute Idee; die Ausführung war, wenngleich es der Autor an Sorgfalt nicht fehlen ließ, einerseits wegen der damals noch sehr unvollkommenen theoretischen und praktischen Grundlagen der Rechnung, andererseits auch wegen der Größe der Arbeit, welche die Kräfte selbst dieses Mannes, „der für Vier arbeitete", überstieg, doch sehr mangelhaft geblieben. Die Angaben, wo die Finsternisse sichtbar waren, mußten sehr allgemein, auf große Ländergebiete hinweisend, gehalten werden, ließen also für die historische Kritik große Zweifel übrig. Ueberhaupt war die ganze Anlage des Werkes für die Historiker, welche begreiflicher Weise keine Rechenkünstler sein können, noch immer viel zu unbequem, um zu endgültigen Untersuchungen die Hand zu bieten.

Trotzdem hatte sich bis jetzt Niemand an die Neubearbeitung und die weitere Ausführung eines solchen allgemeinen Verzeichnisses aller Finsternisse gewagt, weil die Arbeit offenbar eine ganz ungeheure werden mußte, für welche die Kräfte eines Einzelnen auf keinen Fall ausreichen konnten. So entschloß man sich beispielsweise noch 1883, in Ermangelung eines Besseren das alte Pingre'sche Verzeichniß als Theil eines größeren englischen Werkes noch einmal neu abzudrucken.

Inzwischen hatte sich längst der verewigte Wiener Astronom Theodor von Oppolzer, dessen beinahe übermenschliche Energie aus allen seinen Werken hervorleuchtet, entschlossen, einen „Canon der Finsternisse" auszuarbeiten, der ebenso vollständig wie durchaus exact sein und dem Historiker unmittelbar als Nachschlagebuch dienen konnte. Die Riesenaufgabe beschäftigte den seltenen Mann beinahe während seiner ganzen astronomischen Carrière. Es mußte für eine solch ungeheure Arbeit die Theorie für einen gewissermaßen fabrikmäßigen Gebrauch umgearbeitet werden. Was hierzu im Einzelnen nöthig

war, kann nur der astronomische Fachmann beurtheilen. Genug! Nach vieljährigem Nachdenken und eisernem Fleiße war der Plan zu dem Riesenwerke und die für die speciellen Rechnungen nöthigen Tafeln für all jene complicirten Bewegungen und Einflüsse der Himmelskörper auf den Eintritt der Finsternisse, die sogenannten „Syzygientafeln für den Mond" vollendet, und es konnte nun an die Massenberechnung der Finsternisse selbst geschritten werden. Diese in eigener Person zu übernehmen, wäre eines so genialen Geistes, der in der gleichen Zeit der Wissenschaft unendlich wichtigere Dienste leisten konnte, unwürdig gewesen. Er bestellte sich eine Anzahl von Rechnern, denen er die mechanische Fertigstellung des Werkes nach seinem fest bis in alle Details vorgezeichneten Plane übertrug. Die Namen dieser zehn Rechner, wie sie in der Vorrede des Werkes selbst aufgeführt wurden, sind die folgenden: Dr. Ferd. Anton (derzeit Adjunct der Sternwarte in Triest), F. K. Ginzel (jetzt am Recheninstitute der Berliner Sternwarte angestellt), Dr. E. Freiherr von Haerdtl, Dr. Norbert Herz (Director einer Privatsternwarte in Wien), Dr. Franz Kühnert (am Büreau der k. k. österr. Gradmessung), Dr. Ed. Mahler (ehemals Privatassistent des Prof. v. Oppolzer), Dr. M. Wilhelm Meyer (Schreiber dieser Zeilen), H. Freiherr von Rühling (am Bureau der k. k. österr. Gradmessung), Dr. Bernh. Schwarz (gegenwärtig Assistent der Sternwarte zu Prag), Josef Strobl, den Professor von Oppolzer besonders für diese Rechnungen engagirt hatte. Außerdem sind noch die Herren Dr. Robert Schram und A. Steinmaßler an dem Werke thätig gewesen, der erstere, gegenwärtig an v. Oppolzers Stelle Vorstand des Büreaus der k. k. Gradmessung, besonders durch theoretische Arbeiten bereits bei der Aufstellung des Planes.

Alle diese Rechner besoldete Oppolzer reichlich aus seinen eigenen Mitteln. Sie füllten im Laufe mehrerer Jahre schließlich nicht weniger als zweihundertzweiundvierzig dicke Foliobände mit im Ganzen zehn Millionen Ziffern an, welche zur Berechnung der 8000 Sonnen- und 5200 Mondfinsternisse nöthig waren, die im „Canon" für die Zeit von 1207 v. Chr. bis 2163 n. Chr. angeführt sind und von denen jede von zwei verschiedenen Rechnern, und schließlich noch ein drittes Mal nach einer verkürzten Methode berechnet wurden. Der Canon selbst giebt nur die Resultate dieser Rechnungen auf 376 Seiten wieder, die etwa anderthalb Millionen Ziffern enthalten. Gleichzeitig sind dem Werke 160 Weltkarten mitgegeben, auf welchen die Sichtbarkeitszonen sämmtlicher centralen Sonnenfinsternisse eingezeichnet wurden, so daß nunmehr nur ein Blick auf diese Karten genügt, um sofort diejenigen Daten für historische Finsternisse aufzufinden, welche der betreffenden Ueberlieferung entsprechen.

Die Lebensaufgabe des hochbedeutenden Mannes, dessen unerschütterliche Willenskraft dieses Werk schuf, das noch nach langen Jahrhunderten unbeschadet aller Fortschritte, welche die Wissenschaft zu verzeichnen haben wird, eine „Richtschnur" und felsenfeste Grundlage für viele nachfolgende Arbeiten werden

muß, war damit erfüllt. Ein seltsames Geschick wollte es, daß, während das Werk bereits unter der Presse war, Theodor von Oppolzer von derselben Krankheit darnieder geworfen wurde, für deren Heilung sein berühmter Vater, Johann von Oppolzer, vor zwanzig Jahren einen Preis ausschrieb. Die Krankheit, bis jetzt noch als völlig unheilbar geltend und nur sehr selten auftretend, nennen die Aerzte Endocarditis ulcerosa. Ueber dem letzten Correcturbogen seines Riesenwerkes entschlief der Geist dieses bewundernswürdigen Mannes, und beinahe scheint es, daß er vorher selbst dem Tode Gewalt angethan und ihn gezwungen habe, ihm fern zu bleiben bis zu dem Momente, da er mit pedantischer Pflichttreue die allerletzte Hand an sein Werk gelegt haben würde, so daß nur noch dem Buchdrucker und Buchbinder daran das Ihrige zu thun übrig blieb, bis es der staunenden Welt übergeben werden konnte. In seinem 46. Lebensjahre, noch voller jugendlicher Kraft und mit vielen Plänen zu noch gewaltigeren Arbeiten, als er sie bis dahin ausgeführt hatte, schied er am 26. December 1886 von uns, ein ganz unersetzlicher Verlust für die Menschheit, der er nicht nur durch seine wissenschaftlichen Thaten, sondern auch durch sein idealisch fühlendes Herz und seinen allbekannten Wohlthätigkeitssinn so unglaublich viel Gutes gethan hatte!

Der „Canon der Finsternisse" setzt uns nun in den Stand, alle Fragen in Bezug auf diese Erscheinungen sofort mit spielender Leichtigkeit zu beantworten. Wollte man beispielsweise wissen, wann zuletzt in Berlin eine totale Sonnenfinsterniß stattgefunden hat, und wann noch der am nächsten 19. August zu erwartenden eine solche abermals stattfinden wird, so genügt ein Blick über die beigegebenen Karten um sofort zu entscheiden, daß wir in diesem Jahre von einem ganz besonderen Glücke begünstigt werden, da in der nächsten Umgebung Berlins seit dem 12. Mai 1706 überhaupt keine totale Sonnenfinsterniß gesehen worden ist und in den nächsten Jahrhunderten ein solches Phänomen überhaupt nicht mehr wahrgenommen werden wird. Eine Sonnenfinsterniß, bei der sich die Spitze des über die Erdoberfläche hinstreichenden Mondschattens etwa auf 10 bis 15 Meilen der deutschen Hauptstadt genähert hat, fand zuletzt am 19. November 1816 statt, die letzte totale Sonnenfinsterniß auf deutschem Gebiete überhaupt aber am 28. Juli 1851 und die nächste wird erst wieder am 11. August 1999 eintreten. In einiger Nähe von Berlin streicht dagegen der Mondschatten erst wieder am 7. September 2135 hin. Im Allgemeinen ersieht man aus dem Canon, daß totale Sonnenfinsternisse an demselben Punkte der Erdoberfläche immer erst nach durchschnittlich zweihundert Jahren wiederkehren.

Es verlohnt sich also wohl der Mühe, dem seltenen Ereignisse, welchem wir in diesem Sommer entgegen sehen und dessen Beobachtung uns so leicht gemacht wird, unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Die näheren Umstände derselben, von denen ich hier einige Worte einschalten möchte, sind aus den Zahlen des Canons mit geringem Aufwande an mathematischen und rechne-

rischen Kenntnissen für jeden beliebigen Ort der Erde zu ermitteln. Vollkommen leicht ist dagegen eine solche Rechnung für Jedermann, der sich durchaus niemals zuvor mit dem höheren Calcul beschäftigt hat, zu erledigen, wenn er zu diesem Zwecke die von Dr. Robert Schram hergestellten „Tafeln zur Berechnung der näheren Umstände der Sonnenfinsternisse" anwendet, welche in den Denkschriften der Wiener Akademie abgedruckt wurden und von Oppolzer selbst in der Vorrede zum Canon als eine sehr werthvolle Ergänzung des letzteren bezeichnet wurden. Die Genauigkeit dieser „Tafeln" steht allerdings den mit Hülfe des Canons direct ermittelten Resultaten bedeutend nach; sie genügt aber in jedem Falle für alle historischen Untersuchungen vollkommen. Mit diesen Tafeln kann ein etwa vierzehnjähriger Schüler die näheren Umstände irgend einer Finsterniß im Laufe von zehn Minuten für einen beliebigen Ort der Erde berechnen.

Was die Sonnenfinsterniß vom 19. August dieses Jahres betrifft, so ist Berlin für die Beobachtung derselben insofern allerdings nicht besonders günstig gelegen, als die Totalität bereits wenige Minuten nach Sonnenaufgang stattfindet, also wenn die Sonne noch sehr tief steht und deshalb, auch ohne verfinstert zu sein, in den Nebeln am Horizonte von ihrem Lichte viel zu verlieren pflegt. Die Sonne geht an jenem Tage, bereits zum größesten Theile verfinstert, um 4 Uhr 50 Minuten in Berlin auf. Es mag einen gar seltsamen Eindruck gewähren, die Sonne an diesem Tage als schwarze Scheibe aufgehen zu sehen, umgeben von jenem mysteriösen Strahlenkranze, der nur bei totalen Sonnenfinsternissen das schöne Gestirn wie der Heiligenschein um dem Haupte eines Märtyrers umgiebt. Man wird in den Morgennebeln wohl die ganze Erscheinung mit bloßem Auge verfolgen können, ohne sich dabei eines berußten Glases zu bedienen.

Um 5 Uhr 5 Minuten mittlerer Berliner Zeit tritt für Berlin die Totalität ein. Die Sonne wird völlig von der dunklen Scheibe des Mondes verdeckt sein. Dieser Augenblick entspricht jener Phase, welche bei den Völkern des Alterthums einen grenzenlosen Schrecken hervorrief und dessen Wirkung in der That wie ein jäher Riß durch die ganze Natur geht und selbst von den astronomischen Beobachtern, welche doch ganz genau wissen, daß weder ihnen noch der Erde irgend welche Gefahr dabei droht, mit einem seltsamen Gefühle innerer Beklemmung empfunden wird. Das ganze Bild der Welt verwandelt sich dann mit einem Schlage. Denn so lange der Mond auch nur noch einen ganz schmalen Streifen direkten Sonnenlichtes durchläßt, hat dieses noch immer so viel Kraft, daß eine wesentliche Veränderung der landschaftlichen Beleuchtung noch nicht bemerkbar wird. Naive Menschen, denen von dem zu erwartenden Ereignisse vorher nichts mitgetheilt wurde, werden so lange durchaus nichts Sonderliches bemerken, da man die Sonne ja nicht anzusehen pflegt. Sobald aber ganz plötzlich bei wolkenfreiem Himmel sich alles ringsumher verfinstert, als wenn durch ein Wunder in wenigen Secunden

Gewitterwolken sich über den Himmel hin gelagert hätten, und die Geängstigten dann unwillkürlich zur Sonne aufschauen, welch unsagbarer Schrecken mußte dann über sie kommen, wenn sie an Stelle der strahlenden Gottheit, die eben noch die ganze Welt beglückte, eine schwere schwarze Scheibe erblicken, welche die Sonne und das Tageslicht gänzlich verzehrt zu haben scheint!

In diesem plötzlich bei totalen Sonnenfinsternissen eintretenden Beleuchtungswechsel liegt die ganz wesentlich größere Bedeutung dieser Erscheinungen gegen die der partiellen Finsternisse begründet, bei denen überhaupt nur ein Theil der Sonne vom Monde verdeckt und deshalb keine besondere Lichtabnahme bemerkt wird. Solche partiellen Finsternisse, die an jedem Orte der Erde fast jedes zweite oder dritte Jahr eintreten, müssen deshalb zu historischen Zeiten in den allermeisten Fällen ganz unbeachtet vorübergegangen sein und können gewöhnlich bei betreffenden Untersuchungen unberücksichtigt bleiben.

Die Dauer der totalen Verfinsterung bemißt sich immer nur nach wenigen Minuten; im Maximum beträgt sie deren acht. Für Berlin wird die Totalität diesmal kaum zwei Minuten dauern. Während dieser Zeit streicht also die Spitze des Mondschattens über uns hin, die nicht weit von Berlin, etwa bei Nordhausen im Harz oder Göttingen überhaupt zuerst die Erdkugel tangirt.

In gewisser Beziehung wird diese Lage von Berlin nahe am Anfangspunkte des Mondschattenweges für die Beobachtung vortheilhaft sein. Man wird den riesenhaften Schattenkegel, welcher vorher über der Erde hinweg sich in den leeren Raum hinauserstreckt, von oben durch die Atmosphäre herab sich uns nähern sehen und seine Abgrenzung vielleicht deutlich in dem Nebel oder den Wolken erkennen, während der Schatten mit großer Geschwindigkeit in mächtigem Bogen zu uns herabsteigt. Man wird dann auch jene geheimnißvollen flatternden Schatten über die Erdoberfläche hinziehen sehen, welche dem eigentlichen Kernschatten vorangehen und, wie im Winde wehende Bänder unter den Füßen der Beobachter vorübereilen, kurz vordem der kritische Moment eintritt. Diese mysteriösen Bänder, deren Entstehung man erst kürzlich zu deuten versuchte, werden an Orten, für welche die Sonne sehr tief steht, höchst wahrscheinlich besonders deutlich sichtbar werden und man trifft deshalb Vorkehrungen, dieselben hier genauer zu beobachten.

Nachdem die Totalität vorüber sein wird, dauert die partielle Verfinsterung noch beinahe eine Stunde. Genau um 6 Uhr wird sich in Berlin das letzte Stück des Mondes von der Sonnenscheibe hinweggeschoben haben. Ich lasse hier ein Verzeichniß einiger deutschen Städte folgen, aus welchem die Zeit des betreffenden Ortes zu entnehmen ist, zu welcher dort die Mitte und das Ende der Finsterniß stattfinden wird. Wo die Rubrik für die Mitte unausgefüllt blieb, findet diese Phase statt, während die Sonne noch unter dem Horizont ist.

Ort	Mitte Uhr	Mitte Min.	Ende Uhr	Ende Min.	Ort	Mitte Uhr	Mitte Min.	Ende Uhr	Ende Min.
Altona	4	53	5	47	Koblenz	—		5	34
Berlin	5	5	6	0	Köln	—		5	32
Breslau	5	17	6	12	Königsberg	5	34	6	31
Bromberg	5	23	6	19	Leipzig	5	0	5	55
Danzig	5	27	6	24	Magdeburg	4	58	5	52
Düsseldorf	—		5	32	Osnabrück	—		5	37
Erfurt	4	54	5	48	Schleswig	4	52	5	46
Frankfurt a/M.	—		5	38	Stettin	5	10	6	5
Frankfurt a/O.	5	9	6	4	Stralsund	5	6	6	1
Halle	4	58	5	53	Straßburg i./E.	—		5	32
Hannover	4	51	5	45	Wiesbaden	—		5	37
Kassel	—		5	43	Wittenberg	5	1	5	56

Die Phase der partiellen Verfinsterung ist natürlich in einem weit größeren Gebiete der Erde zu sehen, als die totale, weil für diese der Mond niemals genau vor die Sonne zu treten braucht. Für einen Beobachter, welcher südlich von dem Wege des Mondschattens auf der Erdoberfläche postirt ist, wird in Folge der perspectivischen Verschiebung des nahestehenden Mondes gegen die entfernte Sonne, ersterer etwas nördlicher über die letztere hinziehen und sie niemals völlig bedecken. Umgekehrt wird ein nördlicherer Beobachter den Mond südlicher vorüberziehen sehen. Die Größe der partiellen Verfinsterung pflegt man dann in sogenannten „Zollen" zu bemessen, indem man die Sonnenscheibe in deren zwölf eintheilt, und beispielsweise eine Finsterniß „sechszöllig" nennt, wenn zur Zeit der größesten Phase für den betreffenden Ort nur der halbe Durchmesser der Sonne bedeckt wird.

Diese durch die Stellung der Beobachter bewirkte perspectivische Verschiebung bringt es auch mit sich, daß zu demselben absoluten Zeitmomente die Finsterniß für verschiedene Punkte der Erde einen sehr verschiedenen Anblick gewährt, so daß selbst zur selben Zeit an einem Orte die Sonne ganz verfinstert werden kann, während sie an einem anderen selbst nicht einmal theilweise verdeckt wird. Beispielsweise fand im vergangenen Jahre an 29. August eine Sonnenfinsterniß statt, welche um die Zeit, als die Berliner Uhren auf 3 Uhr 15 Minuten Nachmittags zeigten, an dem Punkte des südlichen Afrika mehrere Minuten lang total war, wo der Berliner Meridian etwa unter 13 Grad südliche Breite die Küste berührt, während in demselben Augenblick in Berlin die Sonne in ihrem vollen Glanze strahlte. Wir machen hier also die befremdende Wahrnehmung, daß die Sonnenfinsternisse, obgleich sie als himmlische Ereignisse von kosmischen Ursachen allein hervorgerufen werden, doch durchaus localer Natur sind. Sie unterscheiden sich dadurch sehr wesentlich von allen übrigen Phänomenen am Himmel und ganz besonders von den ihnen genetisch so nahe verwandten Mondfinsternissen.

Letztere sind nämlich offenbar kosmische Ereignisse, die gleichzeitig von allen Punkten des Universums in derselben Weise wahrgenommen werden, wie auf der Erde. Wenn ein bestimmter Punkt der Mondoberfläche in den Erdschatten eingetreten ist, so erlischt sein Licht eben gleichzeitig für jeden Beobachter, wo immer derselbe auch stehen mag. Deshalb findet dieselbe Phase einer Mondfinsterniß über die ganze Erdoberfläche in demselben physischen Momente statt und kann gleichzeitig in derselben Weise überall da beobachtet werden, wo um diese Zeit der Mond überhaupt über dem Horizonte steht. Dies ist auch der Grund, weshalb wir so ungemein viel mehr Gelegenheit haben, totale Mondfinsternisse zu sehen, als totale Sonnenfinsternisse, obgleich auf der Erde überhaupt die letzteren viel zahlreicher auftreten, so daß etwa auf acht Verfinsterungen der Sonne nur fünf des Mondes kommen.

Die allgemeine Verbreitung der Mondfinsternisse über die Erde mußte den ersten Culturvölkern die Erkenntniß der Periode offenbar wesentlich erleichtern, denen das Auftreten dieser Erscheinungen unterworfen ist. Sobald man einmal angefangen hatte, die wichtigsten Ereignisse in fortlaufenden Geschichtsbüchern aufzuzeichnen, konnte es der wachsenden Aufmerksamkeit auf diese beide obersten Gottheiten unheilvoll überwältigenden Katastrophen nicht mehr entgehen, daß wenigstens die Mondfinsternisse sehr regelmäßig, die Sonnenfinsternisse dagegen zuweilen, nach einer ganz bestimmten Anzahl von Jahren und Tagen, in derselben Reihenfolge wiederzukehren pflegten. Diese Periode umfaßt 223 Mondumläufe oder fast genau 19756 Tage. Sie wurde von den Griechen, welche die Kenntniß derselben offenbar von den Chaldäern erhalten hatten, „Saros" genannt. Es ist kein Zweifel, daß derselbe seinem Wesen nach bereits im dritten Jahrtausend vor Christus den Chinesen bekannt war und den Hindu seit undenklichen Zeiten dazu diente, die Momente der Finsternisse vorauszubestimmen, indem sie ganz maschinenmäßig und ohne jede geistige Arbeit die in jedem Verse der „Sûrya-Siddhânta", das heißt ihres vom Sonnengotte selbst dictirten Lehrbuches der Astronomie, nacheinander angegebenen Operationen ausführten.

An der Hand unseres Canon können wir diese merkwürdige Eigenschaft der Finsternisse deutlich verfolgen. Es mag hier einmal an einigen Beispielen gezeigt werden, wie verhältnißmäßig sicher diese einfache, von den ersten Culturvölkern angewandte Methode der bloßen Addition die Vorausbestimmung wenigstens der Mondfinsternisse gestattet. Wir wollen zu dem Ende auf diese Art alle in Deutschland bis zum Schlusse unseres Jahrhunderts sichtbar werdenden und über sechs Zoll betragenden Mondfinsternisse berechnen. Wir schlagen in den Annalen nach und finden zunächst, daß zwischen den Jahren 1833 und 1845 die auf der folgenden Tafel angegebenen Mondfinsternisse beobachtet worden sind und zwar fand zu den angegebenen Berliner Zeiten die Mitte der Verfinsterung statt. Nebenbei ist die Größe derselben in Zollen angegeben. Zwölf Zoll bedeuten auch hier eine totale Finsterniß; wo mehr

als zwölf Zoll angegeben sind, bedeutet dies, daß der Erdschatten an der Stelle, wo ihn der Mond durchläuft, im entsprechenden Verhältniß größer war, als der Monddurchmesser, die totale Verfinsterung also um so länger andauerte, als die Anzahl von Zollen größer als zwölf wird.

Jahr	Datum	Berliner Zeit					Größe
1833	XII. 26.	10	Uhr	26	Min.	Abends	20.3
1834	XII. 16.	5	„	41	„	Morgens	8.2
1837	IV. 20.	9	„	36	„	Abends	20.1
1837	X. 14.	12	„	11	„	Nachts	18.3
1838	IV. 10.	2	„	52	„	„	7.5
1841	II. 6.	3	„	2	„	„	20.8
1842	I. 26.	6	„	37	„	Abends	9.6
1844	V. 31.	11	„	43	„	„	16.0
1844	XI. 25.	12	„	40	„	Nachts	17.3
1845	XI. 14.	1	„	42	„	„	11.2

An der Hand dieser beobachteten Thatsachen sind wir nun mit Hülfe der uralten Kenntniß von der Periodicität der Finsternisse im Stande, mindestens ebensoviel kommende Erscheinungen im Voraus anzukündigen, als vorher beobachtet wurden, indem wir zu jenen Daten einfach 19756 Tage addiren. Die dann folgenden Mondfinsternisse fallen an den so ermittelten Tagen sogar nahezu in dieselben Stunden der Nacht. Ich gebe hierunter eine genaue Tafel sämmtlicher in Deutschland bis zum Ende unseres Jahrhunderts sichtbaren Mondfinsternisse von mehr als sechs Zoll.

Jahr	Datum	Anfang der Finsterniß partiell			total		Ende der Finsterniß total			partiell		Größe
		Uhr	Min.		Uhr	Min.	Uhr	Min.		Uhr	Min.	
1888	I. 28.—29.	10	21	Ab.	11	22	1	2	Nchts.	2	3	19.9
1889	I. 17.	4	56	M.	—		—			7	52	8.4
1891	V. 23.	5	33	Ab.	6	41	7	59		9	7	15.6
1891	XI. 15.—16.	11	23	Ab.	12	29	1	55		3	1	16.8
1892	V. 11.—12.	10	9	Ab.	—		—			1	25	11.6
1895	III. 11.	2	45	Nchts.	3	46	5	26		6	27	19.6
1896	II. 28.	7	4	Ab.	—		—			10	14	10.7
1898	VII. 3.	8	34	Ab.	—		—			11	48	11.2
1898	XII. 27.—28.	10	44	Ab.	11	50	1	14	Nchts.	2	20	16.5
1899	XII. 16.—17.	12	39	Nchts.	2	9	2	29	Nchts.	3	59	12.2

Um die Zeitangaben des vorangehenden Verzeichnisses auf einen beliebigen anderen Ort zu beziehen, braucht man nur seine Zeitdifferenz mit Berlin hinzufügen, da eben, wie bereits erwähnt, die Phasen der Mondfinsternisse überall auf der Erde in demselben absoluten Momente stattfinden.

Alle diese Erscheinungen wären, wie eine Vergleichung mit der vorange-

schickten Tafel der beobachteten Mondfinsternisse zwischen 1833 und 1845 sofort ergiebt, mit Hülfe der Saros im Voraus anzugeben gewesen und es wird in der That außer diesen keine andere Finsterniß in Deutschland sichtbar werden, es sei denn, daß wir die vom 4. September 1895 mitrechnen wollten, welche etwa eine Viertelstunde vor dem Untergange des Mondes in Berlin beginnt, also nur zum sehr geringen Theile dort zu beobachten ist.

In diesem Verzeichnisse ist die am Abend des nächsten 3. August zu erwartende Mondfinsterniß nicht enthalten, weil sie weniger als sechs Zoll (5.1) beträgt. Sie beginnt um 8 Uhr 30 Minuten und endet um 10 Uhr 52 Minuten für Berlin.

Angesichts dieser auffälligen Regelmäßigkeit der Wiederkünfte solcher ehemals so sehr gefürchteten himmlischen Ereignisse wird es uns nicht mehr so besonders wunderbar erscheinen, daß einige aufmerksame Beobachter der Natur diesen Umstand schon sehr früh entdeckten und darauf das Geheimniß zur Erhöhung ihres Ansehens entsprechend ausnützten. Der astrologische Aberglaube mußte sich so ganz natürlich entwickeln und wir wissen, daß bereits im dritten Jahrtausend vor unserer christlichen Zeitrechnung in China eigene Beamten, Staatsastronomen oder Astrologen angestellt waren, denen die Aufgabe oblag, die himmlischen Ereignisse zu beobachten und voraus zu verkünden.

Eine Stelle im „Schu-king", d. i. eines der klassischen Bücher der Chinesen, weist hierauf sehr deutlich hin und gilt zugleich als die älteste Erwähnung einer Sonnenfinsterniß. Die betreffende Stelle heißt wie folgt:

„Doch um die Zeit (im fünften Regierungsjahre des Kaisers Tschung-hang) warfen die Geschlechter Hi und Ho ihre Tugend über den Haufen. Sie versenkten sich unordentlich in Wein, verwirrten das Amt, trennten sich von der Rangstufe. Sie störten zum ersten Male die Jahresrechnung des Himmels, sie setzten weit hintan ihre Vorstehung. Da im letzten Monate des Herbstes stimmte der Neumond um 7 Uhr bis 9 Uhr Morgens nicht überein im Gemache (d. i. ein chinesisches Sternbild, das etwa unserm Scorpion entspricht). Der Blinde brachte die Trommel zu Ohren; der sparende Mann jagte einher, die gemeinen Menschen liefen. Die Geschlechter Hi und Ho befanden sich in ihrem Amte, sie hörten und wußten nichts."

Es scheint hier offenbar, daß die saumseligen und lüderlichen Herren Astronomen Hi und Ho einen unrichtigen Tag für den Eintritt des Neumonds, das heißt den Beginn des Monates angegeben hatten, während dann eine plötzlich eintretende, nicht vorhergesagte Sonnenfinsterniß alles Volk erschreckte und zugleich den Irrthum in der Jahresrechnung bewies. Die geschilderte Aufregung war dann wohl begreiflich, da nach dem Glauben der Chinesen während einer Sonnenfinsterniß ein schrecklicher Drache das göttliche Gestirn nach und nach verspeist und nur, nachdem er, der Drache, welcher offenbar sehr nervöser Natur sein muß, durch die ohrenzerreißende Katzenmusik, welche man ihm bei der Gelegenheit zu bringen pflegt, ganz elend und krank gemacht worden ist, die verspeiste Sonne wieder auf demselben natürlichen

Wege von sich giebt. Diese Katzenmusik hatte aber diesmal nicht zeitig genug vorbereitet werden können und es mochte also leicht geschehen, daß der schwarze Drache diesmal die Sonne bei sich behalten und fortan ewige Nacht herrschen würde. Es war deshalb ganz begreiflich, daß der erzürnte Kaiser die pflichtvergessenen Astronomen hinrichten ließ.

Bezieht sich diese Stelle also wirklich auf eine Sonnenfinsterniß, so finden wir die Zeit ihres Auftretens nach chinesischer Zeitrechnung genau präcisirt. Sobald folglich die astronomische Rechnung die betreffende Finsterniß nach unserer Zeitrechnung festzulegen vermag, haben wir zugleich auch die chinesische fixirt. Oppolzers Canon geht bis auf diese frühe Zeit nicht zurück, aber die demselben zu Grunde liegenden Tafeln, insbesondere die von Schram, machen die Untersuchung dieser Frage trotzdem sehr leicht. Oppolzer selbst hat bereits im Jahre 1880 hierüber eine Schrift herausgegeben. Der berühmte Gelehrte kommt darin zu dem Schluß, daß in der That am 22. October des Jahres 2137 v. Chr. eine Sonnenfinsterniß stattfand, welche in der damaligen Hauptstadt des chinesischen Reiches Ngan-yi in den Morgenstunden eintrat und drei Viertheile der Sonnenscheibe verdunkelte und daß ferner in dem ganzen Zeitraum von — 2193 bis — 1914 keine andere Finsterniß dem Sinne der überlieferten Stelle entspricht.

Aus rein historischen Untersuchungen hatte sich nun, wenn auch mit ziemlich großer Unsicherheit, ergeben, daß der Kaiser Tschung-khang die Regierung im Jahre — 2158 antrat. Aus der astronomischen Rechnung folgt dagegen, daß das Jahr — 2141 dafür zu setzen, also die chinesische Zeitrechnung jener entfernten Epoche nur um 17 Jahre zu corrigiren ist. Auch aus diesem Beispiele sieht man abermals, welche strenge Ordnung seit langen Jahrtausenden bereits im Reiche der Mitte herrschte, mit welcher verglichen die Staatseinrichtungen und die Geschichtsschreibung in Deutschland während des früheren Mittelalters unglaublich primitiv erscheinen müssen.

Herrschte doch während der Wirren, welche die allgemeinere Verbreitung des Christenthums in Europa mit sich führten, eine so große Unordnung in der Geschichtsschreibung, daß wir noch bis in die neueste Zeit hinein über das wahre Geburts- und Todesjahr Jesu um eine ganze Reihe von Jahren ungewiß blieben, so daß möglicherweise der Beginn unserer Zeitrechnung auf einen historisch ganz bedeutungslosen Moment fallen würde.

Aufgezeichnete Erscheinungen von Finsternissen konnten auch hier nur definitiven Bescheid geben. Mehrere Ueberlieferungen sprachen in der That von solchen Ereignissen aus jener Zeit. Leider aber haben diese Angaben durchaus nichts gemein mit der pedantischen Genauigkeit der chinesischen Annalen; sie sind unklar und widersprechen sich sogar vielfach in der augenfälligsten Weise. So ist beispielsweise die Erzählung, daß sich am Todestage Christi Sonne und Mond zugleich verfinstert habe, ein Widerspruch in sich selbst, der nur durch eine sehr geschraubte Deutung gelöst werden kann.

Herr F. K. Ginzel hat diese Frage in seinen geradezu klassischen

„Astronomischen Untersuchungen über Finsternisse", die, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie erschienen, von der Pariser Akademie preisgekrönt wurden, ausführlich behandelt. Ginzel citirt die hierauf bezüglichen Originale. Unter andern erzählt Eusebius: „Jesus Christus, der Sohn Gottes, ging nach den über ihn geschehenen Prophezeiungen im 19. Jahre des Tiberius zu seinem Leiden; für diese Zeit finden wir in griechischen Denkbüchern dies erzählt: die Sonne erlosch, Bithynien ward erschüttert, der größeste Theil von Nicäa stürzte ein, das stimmt auch mit dem, was sich beim Leiden unseres Herrn ereignete. Also meldet besonders Phlegon, der die Olympiaden aufzählt, hierüber im dreizehnten Buche Folgendes wörtlich: Im vierten Jahre der zweihundertzweiten Olympiade geschah die größeste Sonnenfinsterniß unter den früher bekannten und in der sechsten Tagesstunde ward es Nacht, so daß die Sterne am Himmel sich zeigten, und ein großes Erdbeben, das in Bithynien entstanden, zerstörte den größesten Theil Nicäas. So viel der genannte Mann. Als Bestätigung dessen, daß der Heiland in diesem Jahre gelitten, mag nach Johannes Evangelium das Zeugniß des Herrn gelten, welches bezeugt, daß nach dem 15. Jahre des Tiberius drei Jahre seiner Lehrzeit verflossen . . ."

Georg Syncellos citirt aus Julius Africanus gleichfalls Phlegon und sagt, er erzähle, „daß zur Zeit des Kaisers Tiberius eine vollständige Sonnenfinsterniß von der 6. bis 9. Stunde bei Vollmond eingetreten sei. Paullus Diaconus stimmt mit den oben Genannten gleichfalls überein und fügt hinzu: „Keineswegs stand der Mond oder die Wolken dem Sonnenlichte im Wege, vielmehr war, wie berichtet wird, der vierzehnte Mondtag." Das heißt also Vollmond.

Wir finden hier eine ganz seltsame Uebereinstimmung der verschiedenen Autoren in der Angabe unmöglicher Dinge, zu denen offenbar eine Sonnenfinsterniß zur Vollmondszeit gehört. Das Jahr, in welchem das wunderbare Ereigniß stattgefunden haben soll, sowie die Tageszeit und der Ort sind dabei genau präcisirt. Die Angabe des Jahrestages fehlt allerdings. Dagegen giebt ja die Ueberlieferung auf das Bestimmteste an, daß die Kreuzigung zur Zeit der jüdischen Ostern, also im März oder April stattfand. Wie verhält sich nun die astronomische Rechnung diesen Thatsachen gegenüber?

Zunächst ergiebt sich, daß im Jahre 29 n. Chr. eine Sonnenfinsterniß, die in Nicäa um die Mittagszeit total war, eintrat. Das Jahr 29 entspricht nach historischen Untersuchungen genau jenem 19. Jahre des Tiberius oder der 202. Olympiade und auch die Tageszeit, die 6. bis 9. Stunde (die Alten zählten ihre Stunden bekanntlich vom Sonnenaufgang) stimmt vollkommen mit der Ueberlieferung nach den oben citirten Stellen. Im Verlaufe sehr vieler Jahre fand in der Umgebung Nicäas keine andere Sonnenfinsterniß statt, welche auch nur annähernd eine entsprechende Uebereinstimmung aufweisen könnte. Wenn somit jenen Citaten durch die Rechnung Genüge geleistet wird, so stimmt diese dagegen ganz und gar nicht mit der biblischen

Ueberlieferung, nach welcher Christus in seinem 33. Lebensjahre und zur Osterzeit gekreuzigt wurde. Jene angeführte Sonnenfinsterniß ereignete sich nämlich am 24. November 29, während sich nach den Angaben der Bibel mit voller Bestimmtheit Freitag der 3. April 33 als Tag der Kreuzigung ergiebt.

An diesem letzteren Tage fand überhaupt keine Sonnenfinsterniß statt und konnte nicht stattfinden, weil Vollmond war. Merkwürdigerweise aber ereignete sich genau an diesem Tage eine Mondfinsterniß, die in Jerusalem sehr gut sichtbar war. Der Mond ging dort um dieselbe Zeit als gegen Abend jenes Freitags die Kreuzigung statthatte, zur Hälfte verfinstert auf und mußte gerade deshalb der erregten Menge ganz besonders auffällig werden.

Wir stehen hier vor der nicht eben seltenen Thatsache, daß zwei sich scheinbar gänzlich widersprechende Ueberlieferungen beide einen gewissen Theil Wahrheit mit Entstellung vermischt enthalten. Die einzig mögliche Deutung ist die, daß die verschiedenen Geschichtschreiber einerseits von einer Finsterniß hörten, die zur Zeit der Kreuzigung um Ostern bei Vollmond stattfand, und gleichzeitig von einer anderen, welche bestimmter als Sonnenfinsterniß präcisirt wurde, die gleichfalls in den Gegenden, wo der Heiland damals lebte und litt, das Volk in große Aufregung versetzt hatte, namentlich auch, weil, wie es scheint, gleichzeitig ein heftiges Erdbeben stattfand. Beide Ueberlieferungen wurden nun kritiklos untereinander vermischt. Die Zeit der Sonnenfinsterniß wurde einerseits festgehalten, aber mit der Kreuzigung Christi und dem Vollmond jener Osterzeit direct in Verbindung gebracht; andererseits verlegten Andere, um den Moment mit möglichst Wunderbarem zu umgeben, beide Finsternisse auf denselben Tag der Kreuzigung.

Aus all diesen Wirren scheint aber schließlich doch mit großer Wahrscheinlichkeit hervorzugehen, daß jenes Osterdatum der biblischen Ueberlieferung als das richtige zu betrachten ist, an welchem in der That die Kreuzigung statthatte, so daß also unsere oftmals angezweifelte christliche Zeitrechnung doch zu Recht besteht. Denn bei der Wahl zwischen den beiden Alternativen, ob das welthistorische Ereigniß auf jenen Novembertag oder die Osterzeit zu verlegen sei, muß man doch angesichts der ganz bestimmten und nirgends auf Widerspruch stoßenden Aussagen der Ueberlieferung wohl an der letzteren festhalten, wodurch zugleich über das Jahr entschieden ist.

Ich habe hier zwei Fälle etwas ausführlicher mitgetheilt, in welchen die astronomische Rechnung historische Thatsachen festlegen und klären konnte, ganz besonders um die Art und Weise zu zeigen, wie die beiden einander scheinbar so fern stehenden Wissenschaften hier eng ineinandergreifen und sich gegenseitig ergänzen. Denn andererseits kann auch die Astronomie von der Geschichtsforschung, so karg immerhin ihre Angaben aus alter Zeit zu bleiben pflegen, sehr wichtige Aufschlüsse erhalten, die sogar theilweise durchaus nicht auf andere Art zu erlangen wären. Der Astronom gewinnt deshalb ein ganz besonderes Interesse an diesen historischen Untersuchungen und dient ihnen gern, weil er gleichzeitig daraus für seine Wissenschaft Nutzen zieht.

Bereits vor zwei Jahrhunderten vermuthete nämlich der vortreffliche Halley, daß der Mond seine kreisende Bewegung um die Erde beständig um ein Geringes beschleunige und die Finsternisse in Folge dessen immer etwas früher eintreten, als es die letztvergangenen voraussetzen ließen. Diese seltsame „Mondacceleration" beschäftigt seither die scharfsinnigsten Astronomen und Mathematiker bis auf den heutigen Tag und ist in ihrem Wesen noch keineswegs vollständig aufgeklärt. Notorisch aber ist, daß der Mond wirklich immer schneller und schneller um die Erde läuft. Die Beschleunigung selbst ist zwar nur äußerst gering. Der Mond befindet sich nämlich nach Ablauf eines jeden Jahrhunderts stets an einer Stelle, wo er sich nach der strengen Theorie erst etwa zwanzig Secunden später befinden sollte. Die Größe selbst ist ja am Ende ungemein klein und bedingt, daß selbst die entlegensten Finsternisse des Alterthums sich noch kaum um einige Zehntheile der Stunde verschieben, eine Zeitspanne, die an sich gegen die Ungenauigkeit jener überlieferten Angaben vollständig verschwindet. Dagegen constatirt die Thatsache immerhin eine gesetzwidrige Unregelmäßigkeit, die, falls für sie keine Erklärung zu finden wäre, das Gesetz der Bewegungen selbst umzustoßen vermöchte, und aus diesem Grunde wohl geeignet ist, den strengen Himmelsforscher ganz ernstlich zu beunruhigen.

Die Größe des Zeitmomentes ist, wie gesagt, an sich so ungemein gering, daß die Ueberlieferungen darüber gar keinen Anhaltepunkt gewähren könnten. Dagegen wird durch die Verschiebung der Zeit des Eintrittes einer Sonnenfinsterniß zugleich auch der Weg, welchen der Mondschatten über die Erde nimmt, verschoben. Das ist sofort einzusehen, wenn man bedenkt, daß bei Eintritt einer Finsterniß der Mond doch stets genau in jener jährlichen Bahn der Sonne, welche wir Ekliptik oder Verfinsterungslinie nennen, stehen muß. Wenn der Mond diese Linie nun bereits früher als zur programmmäßigen Zeit schneidet, so wird sein Schatten die Erde bereits an einem westlicheren Punkte treffen, als vorausgesehen wurde, weil die Sonne ja auf ihrem jährlichen Wege von Westen nach Osten vorschreitet. Wenn die Sonne sich gleichzeitig gegen Norden hinbewegt, die Finsterniß also zwischen dem Winter- und Sommersolstiz stattfindet, so wird der Schatten noch etwas südlicher die Erdoberfläche treffen, in den anderen sechs Monaten des Jahres dagegen nördlicher, als es ohne die Mondbeschleunigung stattfinden würde. Mancherlei andere Umstände, welche die Verschiebung beeinflussen, compliciren noch die Erscheinung; genug, daß hier nur die Nothwendigkeit der Verschiebung des Mondschattenweges durch die Acceleration begrifflich erfaßt wurde.

Die historischen Ueberlieferungen geben aber über diesen Weg, oder wenigstens doch über Punkte, welche er kreuzte, sehr genauen Aufschluß, da wir ja früher schon erfuhren, daß wenigstens in alten Zeiten, wo über die Größe der Finsterniß selbst nichts angegeben wird, schwerlich eine andere als eine totale Finsterniß die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben konnte. Die Breite der Totalitätszone beträgt nun niemals mehr als einige zwanzig Meilen. Durch die Angabe einer Stadt, in welcher die Finsterniß

sichtbar war, wird also die Lage des Mondschattens bereits sehr genau präcisirt. Wenn nun eine Anzahl solcher Angaben zur Verfügung stehen, so ist man im Stande, durch bestimmte Annahmen über die Größe der Beschleunigung eben schließlich alle diese historischen Ueberlieferungen in durchschnittlich gleichmäßig gute Uebereinstimmung mit der astronomischen Rechnung zu bringen und erhält dann zugleich einen Durchschnittswerth dieser geheimnißvollen Erscheinung, welchen durchaus nur die Geschichtsforschung liefern konnte. In dieser Weise hat Ginzel in der mehrfach erwähnten Abhandlung sechsundvierzig historische Finsternisse, deren Zeit und Ort mit voller Sicherheit aus den Quellen zu bestimmen war, nach den Angaben der Oppolzer'schen Tafeln einer genauen Untersuchung gewürdigt, um schließlich eine möglichst präcise Größe für die Mondacceleration zu erhalten. Mit Hülfe dieser letzteren wurde dann eine Tafel der „empirischen Correctionen" entworfen, welche an die streng theoretischen Werthe für die Finsternisse anzubringen sind, um dieselben in Einklang mit der Wahrheit zu bringen. Diese Correctionen sind etwas verschieden von denen, welche für den Canon verwendet wurden, und ohne Zweifel noch etwas genauer als letztere. Für historische Untersuchungen über zeitlich sehr entlegene Finsternisse thut man deshalb besser, die vorhin gleichfalls hervorgehobenen „Hülfstafeln" von R. Schram zu benützen, welchen die neuen „empirischen Correctionen" bereits zu Grunde liegen. Eigene Correctionstafeln für die Zahlen des Canons sollen demnächst erscheinen.

Was nun die Ursache dieser geheimnißvollen Beschleunigung der Mondbewegung anbetrifft, so sind darüber die verschiedensten Hypothesen aufgestellt worden, von denen keine einzige ohne Angriff mit sehr gewichtigen Argumenten geblieben ist. Es würde zu weit führen, wollte ich mich in diese offene Frage hier näher einlassen. Nur angedeutet sei, daß man zunächst vermuthete, diese ganze Beschleunigung sei nur eine scheinbare. Vielmehr verlangsame sich die Bewegung der Erde um ihre Axe, jeder Tag sei um den 51 billionensten Theil länger als sein vorangehender Gefährte in der fortrollenden Kette der Zeit. Die Erscheinung ließe sich so allerdings wohl erklären. Dann wäre das Jahrhundert um jene 20 Secunden länger, als wir es bisher annahmen und überhaupt alle Himmelskörper müßten um die gleiche Zeitgröße gegen die Theorie scheinbar vorauseilen. Weil sich aber die übrigen Himmelskörper sehr viel langsamer um den Himmel bewegen als der Mond, sind wir noch nicht im Stande, den Fehler auch an ihnen zu bemerken.

Wenn sich die Sache aber wirklich so verhält, dann müssen wir immer noch nach der Ursache dieser Verlangsamung der Erdrotation fragen. Der Widerspruch mit der Theorie ist nur auf eine andere Schulter gewälzt. Man wollte nun wissen, daß die Fluthwelle auf unseren Oceanen, welche der Mond beständig nach sich zieht, durch ihren beständigen Anprall gegen die westlichen Ufer die Erde in ihrem Umschwunge jedesmal ein wenig aufhalten müsse. Diese Meinung vertrat namentlich der berühmte amerikanische Astronom Newcomb. Oppolzer aber zeigte, daß dieses Zurückhalten doch nur merklich werden könnte,

wenn die Continente eine wirkliche, nirgends durchbrochene Mauer der Meeresbrandung entgegen stellten. Da die Meere in Wirklichkeit aber alle miteinander durch meistens sehr breite Uebergänge communiciren, so müsse dadurch wieder ein gewisses Gleichgewicht hergestellt werden.

Oppolzer suchte hingegen die Erklärung der Mondacceleration an der Wirkung des meteorischen Staubes, welcher beständig aus dem Weltraume auf die Erde, den Mond und alle übrigen Himmelskörper herabfällt. Dieser Staub hält die Erde sowohl als den Mond auf dem Wege um ihren Centralkörper auf und gleichzeitig wird auch die Rotation dieser letzteren verlangsamt, weil sie ja den auf die Oberfläche herabfallenden Staub, die Sternschnuppen, die Meteorsteine, mit in rotirende Bewegung versetzen müssen und dadurch an Kraft verlieren. Durch das Zusammenwirken dieser drei Ursachen wäre die Mondacceleration zu erklären, wenn man annimmt, der Meteorstaub falle so dicht, daß dadurch in einem Jahrhundert eine Schicht von 28 Millimetern Dicke rings um die Erde angesetzt werde. Diese Zahl scheint allerdings nur sehr gering. Aber die Oberfläche der Erde ist unglaublich groß und um das genügende Material zu dieser geringen Anschwellung des Erddurchmessers zu liefern, müßten gleichwohl nicht weniger als eine Viertel-Billion Kilogramm Staub täglich herab kommen. Gegen einen so großen Zuwachs lassen sich von anderer Seite her erhebliche Einwände vorbringen, so daß die schwierige Frage damit durchaus nicht als erledigt gelten kann. Ohne Zweifel wird der Meteorstaub sein Theil zu jener Unregelmäßigkeit mit beitragen, wie andererseits auch die Fluthwelle in diesem Sinne mit hilft; aber es ist kaum zweifelhaft, daß noch andere unaufgeklärte Ursachen mitwirken, nach denen noch geforscht werden muß.

Wie es sich aber auch hiermit verhalten mag, die Thatsache selbst konnte nur durch die intime Vereinigung der Astronomie mit der ihr scheinbar so sehr fernstehenden Geschichtsforschung entdeckt und zahlenmäßig festgelegt werden, und dieses Beispiel zeigt auf's Neue, wie ungemein wichtig es ist, den einseitigen Standpunkt des Specialforschers von Zeit zu Zeit zu verlassen, um in einem umfassenderen Blicke die Verbindungspunkte zu erkennen, welche die einzelnen Zweige unserer geistigen Thätigkeit miteinander verbinden, damit die Ideen auf diesen Wegen zu fruchtbringender Vereinigung hin und wieder strömen können. Zur abermaligen Bekräftigung der von unseren deutschen Gelehrten nur zu oft verkannten Wahrheit, daß nur die Vereinigung der Resultate strenger Specialforschungen unter einem höheren Gesichtspunkte von dauerndem Werthe für den Fortschritt der Wissenschaften werden kann, wurden diese Zeilen geschrieben.

Merlins Wanderungen.

Eine Dichtung

von

Rudolf von Gottschall.

— Leipzig. —

Das ist die dichtverwachs'ne Weißdornhecke,
In deren Schutz der Liebe Rosen blühn,
Wenn unbemerkt im duftigen Verstecke
Die Sonnen von Jahrhunderten verglüh'n.
Hier ruht die Zeit, die ewig ruhelose,
Wo Weisheit schlummert in der Liebe Schooße.

Ein Märchen ist's, wie Beide sich gefunden,
Die selten sonst die gleiche Straße ziehn;
Die Macht des Zaubers nur hat sie gebunden,
Die sonst sich hassen und erbittert flieh'n;
Denn Lieb' ist stumm und sucht ein stilles Eden,
Und Weisheit hört sich selbst am liebsten reden.

Denn Lieb' ist thöricht, aus dem Schaum geboren,
Ein süßes Spiel, ein flüchtiger Genuß!
Für's Wort der Weisheit hat sie taube Ohren
Und ihre Mahnung macht ihr nur Verdruß;
Doch diese weiß kein wahres Glück zu hüten,
Muß immer über Welträthseln brüten.

Und doch begab es sich, daß Viviane
Einst für den Zauberer Merlin entbrannt,
Und wie die Braut dem Ritter mit dem Schwane
Ihm sein allmächtig Zauberwort entwand.
Nun hält sie dauernd ihn in süßen Banden,
Und seine ganze Allmacht ward zu Schanden.

Wer darf die tausendjähr'ge Liebe messen
Mit dem gemeinen Maß der Sterblichkeit?
Da giebt es kein Erinnern, kein Vergessen;
Vor Langerweile selbst ist sie gefeit;
Und diese blickt ja schleunig um die Ecke,
Wenn Lieb' nicht ruht in einer Weißdornhecke.

Und welch ein Paar! Die Fee, die holde, zarte,
Von Reiz geschmückt, die jugendliche Frau!
Er mit dem Silberhaar und Silberbarte
Trägt unbequeme Würde nur zur Schau,
Gleich einer riß'gen Eiche ist sein Alter,
Und sie umschwebt ihn wie ein luft'ger Falter.

Die fromme Menge pflegt es sehr zu kränken,
Zieht durch das Hauptschiff solch ein ungleich Paar.
Da flüstert's spöttisch auf den Kirchenbänken;
Das Mißvergnügen folgt ihm zum Altar.
Eh noch die Orgel feierlich erklungen,
Schwirrt's durch den heil'gen Raum von Lästerungen.

Im Wald von Berceliande ist wonnig Schweigen.
Und solche Dornen trägt die Hecke nicht;
Nur sanfte Winde flüstern in den Zweigen,
Um Blum' und Blätter schwebt ein traumhaft Licht.
Nichts regt sich als ein stillgeheimes Walten,
Die Knospen, die zur Blüthe sich entfalten.

O Deine Erdenschwestern, Viviane,
Sind nimmer gleichen hohen Sinns mit Dir;
Die Jugend lieben sie in ihrem Wahne
Und rasch verwelkt doch ihre flücht'ge Zier;
Und Mannesschönheit wollen sie gewinnen —
Sie gleicht dem Sodomsapfel mürb von innen.

Du aber lauschest auf des Meisters Worte,
Der Kunde giebt von aller Dinge Quell:
Er öffnet leise die verschloss'ne Pforte
Und aus den Tiefen blitzt es feuerhell.
Du schaust hinein, mit Zittern und mit Grauen,
Und wirst doch müde nicht hineinzuschauen.

Denn siehst Du ihm in's Aug': da sprüht und zündet
Die ew'ge Jugend glüh'nder Leidenschaft;
Du glaubst an wildes Glück, das sie verkündet
Und Seel' und Leib giebst Du in süße Haft
Und Kuß auf Kuß — rings in den grünen Hallen,
Die Knospen springen und die Blätter fallen.

Er ist kein Weiser, der, in sich verloren,
Den Leib wie eine morsche Hülle trägt,
Der längst das Glück der Liebe abgeschworen,
Der sinnt und brütet, forscht und mißt und wägt,
Um den in ewig ausgetret'nen Gleisen
Begriff und Zahl wie Nachtgespenster kreisen.

Der Kranz von Rosen, die sich ihm erschlossen,
Ein Kranz von Feuer, seine Stirne schmückt;
Denn Gluth hat sich in ihren Kelch ergossen,
Als seine Hand vom Strauch sie abgepflückt.
Ambrosisch leuchtet's um die Silberlocken;
Der Jugend Zauber fühlt er süß erschrocken.

* * *

„Und fragst Du mich, woher der Zauber stamme,
Den Du so schlau mir abgelistet hast?
O frag' danach der Hölle ew'ge Flamme,
Die Dich und mich mit ihrer Gluth erfaßt,
Und glaub' nicht, daß die Huld der Himmelsmächte
Uns Blumen in den Kranz der Liebe flechte.

„So wisse denn, als ein verwaister Knabe
Irrt' ich daher durch das Walliser Land.
Ich lebte dürftig von erbet'ner Gabe,
Bis ich zuletzt ersehnte Zuflucht fand.
Ein armer Köhler nahm mich zum Genossen,
Und seine Meiler pflegt' ich unverdrossen.

„Und schritt ich durch den Wald — der Wipfel Rauschen
Erfüllte mich mit Schauern todesbang,
Und nicht dem Lied der Vögel mocht' ich lauschen;
Tief in die Seele schnitt mir ihr Gesang.
Froh grüßt' ich nur den Geier in den Lüften,
Der Eule Aug' in hohlen Felsenklüften.

„Sah ich den Bach, wie er in sanftem Gange
Durch Blumenau'n sein leuchtend Silber wand;
Mir war's, als säh' ich eine tück'sche Schlange;
Unsagbar war das Grau'n, das ich empfand.

Sah ich den stillen See im Mondenlichte,
Erschreckten mich unheimliche Gesichte.

„Doch jauchzen konnt' ich mit den Katarakten,
Wo Wog' auf Wog' ihr Lebensblut verschäumt;
Mit Stürmen, die des Ufers Felsen packten,
Um deren kahles Haupt die Fluth sich bäumt.
Mir war es Lust, sah ich ein Schiff versinken,
Des Meeres Abgrund hundert Leben trinken.

„Am Wege stand ein Kreuz — zum ersten Male
Ging ich vorbei im fahlen Dämmerschein;
Da glüht es plötzlich auf im Mondenstrahle
Und wie ein Blitz durchzuckt es mein Gebein,
Als ob mich eine Flammenruthe schlüge
Und meine Stirn ein Feuerzeichen trüge.

„In's Kloster rief mich einst geheime Sendung;
Das Gotteshaus erfüllte mich mit Graun,
Auftaucht es plötzlich bei des Weges Wendung.
Ein düst'rer Bau, wie aus dem Fels gehaun,
Ein Kerker für die frommen Büßerinnen,
Und Kreuze ragten hoch auf Thurm und Zinnen.

„Madonnenbilder in den Mauerblenden,
Das Jesuskindlein mit dem Strahlenschein;
Da mußt' ich ab entsetzt die Blicke wenden;
Im Herzen fühlt' ich namenlose Pein.
Ich floh zurück und hatte erst nach Stunden
Geschloss'nen Aug's die Schrecken überwunden.

„Und als ich dann den Klosterraum betreten,
Die Schwestern sah, den grauen Motten gleich,
Um Altarkerzen flattern, knien und beten,
Wie Mumien von Wachs gespensterbleich:
Da schallte plötzlich aus den Corridoren
Mein Hohngelächter in den Sang der Horen.

„Kaum weiß ich, was da über mich gekommen,
Ein fremder Geist ergriff mich wüst und wild,
Und wie erschreckt bekreuzten sich die Frommen
Und in der Nische das Madonnenbild
Schien um das Kind, das ihre Arme tragen,
Den blauen Mantel fester umzuschlagen.

„Man führte mich in eine düst're Zelle;
Da lag auf feuchtem Stroh ein krankes Weib.
Die Kerze goß die zweifelhafte Helle
Auf bleiche Züge, den kasteiten Leib;

Ein Schatten schien sie nur, ein Beingerippe;
Am Lager stand der Tod mit seiner Hippe.

„Doch nicht der Tod allein — ein Weib, das schlimmer
Als selbst der Tod mich ganz erfüllt mit Graun;
Gern hätt ich ausgelöscht der Kerze Schimmer,
Das wuthverzerrte Antlitz nicht zu schaun.
Die Geißel rastet in den müden Händen,
Bereit die blut'ge Arbeit zu vollenden.

„Es war des Klosters Priorin — sie hatte
Die Schuld'ge jetzt gepeinigt und verflucht;
Doch mir entgegen rief die Todesmatte:
‚Mein Sohn, mein Sohn, den ich so lang gesucht!'
Ein Freudenschrei, der kranken Brust entrungen . . .
Und ihre Arme hielten mich umschlungen.

„Und sanfte Augen sahn auf mich hernieder;
Doch händeringend rafft sie sich empor;
Von ihrem Jammer hallt die Zelle wieder,
Ein banger Weheruf zerreißt mein Ohr,
Und sie beginnt zu beichten matt und leise
Und ihre Stimme klingt wie Geisterweise.

„Im Klostergarten war's — der Lenzeswonne
Geheimes Regen rings im Blumenflor,
Am Himmel flammen der versunk'nen Sonne,
Und aus den Thälern stieg die Nacht empor.
Es zuckten Flämmchen lüstern um die Blüthen
Und Sterne fallend durch den Aether sprühten.

„Da füllte meine Brust ein banges Ahnen,
Dem dunkles Sehnen glühend sich gesellt:
Gefühle fremd und traumhaft, die mich mahnen
An alle Reize der verschloss'nen Welt;
Als müßten rings des Klosters Mauern sinken,
Als müßt' ich durstig sel'ges Leben trinken.

„Da sah ich ihn . . . an einer Silberweide
Stand er gelehnt . . . wie stattlich die Gestalt!
Wie schmuck im glanzvoll ritterlichen Kleide . . .
Die Züge jugendlich, des Blicks Gewalt
Mich feurig bannend, daß ich war wie trunken
Und willenlos in süßen Traum versunken.

„Ich wußt' es nicht, wie er sich eingeschlichen,
Wie er getäuscht des Klosters Pförtnerin!
Hat dieser Ritter mit der königlichen
Geberde so verzaubert ihren Sinn,

Daß sie dem Wink gehorchte, dem Befehle,
Gebannt wie ich mit willenloser Seele?

„Ich sah es wohl . . . auf seiner Stirne glühte
Ein Zeichen und um's Haupt ein Flammenschein.
Mir war's als ob die Quelle Funken sprühte
Und Feuer strömte aus dem Felsgestein,
Und in der Epheugrotte Dämmerungen
War grell ein flammenrothes Licht gedrungen.

„Giebt's eine Glorie in den nächt'gen Reichen,
So schlang er um die Stirn sie siegsgewiß.
Nie sah mein Aug' auf Erden seinesgleichen;
Der Schleier, der den Sinn umfing, zerriß;
Mich faßt ein Schauer ungeahnter Wonnen
Und alles rings ist mir in Gluth zerronnen.

„Und als ich blind dem Zauber hingegeben,
Berauscht, entzückt in seinen Armen lag,
Da fühlt' ich dumpf der Grotte Grund erbeben;
Die Wände schüttelte ein Donnerschlag,
Aufschlugen aus der Tiefe loh'nde Flammen;
Ich fuhr entsetzt empor und brach zusammen.

„Ich war allein — doch eine Sprache fanden
Die Gluthen und wie Donner traf's mein Ohr:
Es war ein Wort voll Grauen unverstanden,
Das in ein Hohngelächer sich verlor:
‚O schönes Weib, das Lucifer sich wählte,
Dem sich des Abgrunds Feuergeist vermählte.

‚Die Hölle auch will die Madonna haben,
Die einst im Arm des Teufels Kindlein trägt;
Ich statt' es aus mit meinen reichsten Gaben,
Daß es die Welt in seine Fesseln schlägt.
Den Welterlöser fordr' es kühn zum Streite;
Ich und die Meinen kämpfen ihm zur Seite.

‚Und mögen sie's den Weltverderber nennen,
Der Erde Lebensblut pulsirt in ihm.
Ein Eden wieder soll die Menschheit kennen,
Zerbrochen sei das Schwert des Cherubim,
Und jede Leidenschaft darf sich erfrechen,
Vom Lebensbaum die süße Frucht zu brechen.‘

„Da sank die unglückseligste der Frauen,
Die Lucifer gewählt zur Königin,
Bewältigt ganz von namenlosem Grauen
Verstummend plötzlich auf das Lager hin;

Ein Segenswort noch, das sie leis' gesprochen . .
Für immer war der Mutter Aug' gebrochen.

„Mich aber trieb des Vaters Geist von dannen.
Und Sünd' und Leidenschaft war mein Geleit;
Rebellen schuf ich hier und dort Tyrannen
Bis Krieg und Aufruhr Volk auf Volk entzweit;
Zu treulos wandelbarem Liebesbunde
Reizt' ich die Ritter von der Tafelrunde.

„Da fand ich Dich und blieb im Ungewissen,
Ob Du ein Himmelsbild, ein Höllenwahn,
Das süßeste von allen Hindernissen,
Die jemals hemmten meine wilde Bahn,
Und eh mein Herz dem Deinen sich verständigt,
Hast Du mit deinem Zauber mich gebändigt.

„Jetzt brich den Bann und sei es auf Secunden,
Gemessen mit dem Maße unsrer Zeit;
Dein ist das Wort, durch das ich, stets gebunden,
Dein Sclave bin für alle Ewigkeit.
Mich schmerzt der Kopf vom Dufte dieser Blüthen;
Es ist so schwer ein dauernd Glück zu hüten.

„O laß mich Athem schöpfen auf der Erde,
Die Fesseln löse nur auf kurze Frist,
Daß ich ein Mensch mit andern Menschen werde;
Ich weiß ja doch, wo meine Heimat ist.
Glaub' mir's, in dieser Hecke ew'gen Schatten
Muß selbst ein Höllengeist zuletzt ermatten.

„Sehn will ich nach dem Werk, das ich begonnen,
Das sicherlich gereift durch eig'ne Kraft
Im langen Kreislauf dieser tausend Sonnen.
Die Meinen waren nicht gleich mir in Haft;
Er durfte tapfer sich und rastlos rühren,
Der Schwarm, den meine sieben Sünden führen.

„Ich muß hinaus — ein Blick in Welt und Leben,
Dann kehr' ich froh in Deinen Arm zurück.
Wenn die Gedanken in die Ferne streben,
Dann ist bedroht das nächste sich're Glück;
Gleichgült'ger Sinn verlöscht der Liebe Schimmer,
Und wird sie gar zerstreut . . dann ist's noch schlimmer!"

O eine kund'ge Fee war Viviane,
Des Meisters Worte hatten ihr Gewicht.
Befangen war sie nicht in jenem Wahne,
Der oft der Liebe festes Band zerbricht,

Als müßt' ihr hohes Lied ganz ohne Pausen
In athemlosem Tact durch's Leben brausen.

Sie lächelt hold; um ihre Lippen kichert
Ein leiser Spott, der ihr entzückend steht.
„Dein Leben, Deine Lieb' ist mir versichert;
Ich laß Dich frei, zieh' in die Welt, Prophet,
Und heile sie von ihren heil'gen Mängeln!
Den Zauber hab' ich, Dich zurückzugängeln.

„Nicht klagen will ich, wie verlaff'ne Bräute;
Was gäben sie für dies mein Zauberwort?
O, ihnen klingt ein hochzeitlich Geläute
Unheimlich bang durch Herz und Leben fort.
Zieh' hin, und in der besten aller Welten
Mögst Du, mein theurer Freund, Dich nicht erkälten."

Sie winkt, da öffnet plötzlich sich ein Pförtchen,
Der Hecke Ranken lösen den Verschluß,
Doch muß er fortziehn; ohn ein Liebeswörtchen,
Und ohne Händedruck und ohne Kuß.
Nur ungern wird die Liebe sich bequemen
Zum Urlaubgeben und zum Abschiednehmen.

Die Fee ist ärgerlich, reißt von der Hecke
Die Blüthen ab, zerzupft dann Blatt für Blatt;
Ihr Auge folgt ihm eine weite Strecke,
Dann sinkt sie auf das Lager gähnend matt.
„So werd' ich endlich etwas schlafen können . . .
Nach tausendjähr'ger Lieb' ist mir's zu gönnen."

* * *

Ein Felsenring umschloß das Blumeneden,
Das in des Weißdorns Ranken sich versteckt;
Und dies Asyl . . . unnahbar war's für Jeden,
Nie ward's durch einen fremden Tritt erschreckt.
Merlin mit dem geheimen Losungsworte
Erschließt die wildverwachs'ne Felsenpforte.

Es führt ein dunkler Gang zur Riesengrotte;
Da steht aus Menschenschädeln ein Altar,
Mit Flüchen ruchlos und vermess'nem Spotte
Bringt hier Merlin der Höll' sein Opfer dar,
Stampft mit dem Fuß und ballt die Faust: Geberden,
Durch die geehrt die nächt'gen Geister werden.

„O Vater," ruft er dann, „mein Herr und Meister,
Send' mir die treue und erprobte Schaar,
Die Schaar der kampfesmuth'gen Feuergeister,
Die längst für meine Dienste thätig war;
Was sie vollbracht, das sollen sie mir zeigen;
Ich führ' zum Sieg sie, bis die Welt mein eigen."

Ein unterirdisch Grollen und es spalten
Die Wände sich; aus sieben Pforten tritt
Ein Kreis von sieben leuchtenden Gestalten
Und nähert sich mit geisterhaftem Schritt;
Die Zeichen, die auf ihrer Stirne flammen,
Verkünden, daß sie aus der Tiefe stammen.

Der Erste naht, das Haupt empor gerichtet,
Im Gang die selbstgewisse Majestät,
Und Kronen auf dem Scheitel aufgeschichtet,
Indeß das Auge in die Ferne späht
Nach neuem Glanz, nach neuen Huldigungen,
Den Kranz verschmähend, den er schon errungen.

Doch edel sind und männlich kühn die Züge,
Die Wange frisch, das Auge sonnenklar;
Der Fuß zertritt die Heuchelei und Lüge,
Die Schlangen alle, die der Staub gebar.
Verächtlich schaut er die bescheidnen Geister:
„Wollt Wahrheit ihr ergründen, werdet dreister."

Es scheint der Dolch in seiner Hand zu sagen:
„Dem Schicksal Trotz! Ich flücht' aus seinem Bann!
Ich kann die Last des Lebens nicht ertragen,
Wenn in den Abgrund stürzt mein Siegsgespann.
Nur auf den Höhen ist der Horst der Aare;
Ich falle . . . doch nur auf die Leichen-Bahre."

Der Hochmuth spricht's; es steht in duft'ger Hülle
Zur Seite ihm ein Weib mit Reiz geschmückt.
Wie lockt der schönen Glieder üpp'ge Fülle,
Des Auges Gluth, entzückend und entzückt,
Von langen, seidnen Wimpern überschattet;
Oft schließt sie's halb, von süßem Rausch ermattet.

Um ihre Stirne blühen duft'ge Rosen,
Die königlichste ist des Busens Zier;
Mit wallendem Gelock die Lüfte kosen,
Umschmeicheln sie mit lüsterner Begier;
Wieviel sie schenkt, ihr Zauber wird nicht schwächer,
Und auf und nieder faltet sie den Fächer.

Die Wollust ist's: ihr naht der Gram vergebens,
Die Reue, welche Dornenkronen flicht;
Sie ruft: „Ich bin die hohe Fluth des Lebens
Und kümm're mich um seine Ebbe nicht.
Mag wer da will in meinen Armen sterben;
Süß ist der Tod und selig das Verderben."

Und neben ihr, da kommt der Neid gegangen,
Der stets umsonst versagtes Glück ersehnt,
Mit scheelem Blick und mit vergelbten Wangen,
Ein bleicher Kranker, auf den Stab gelehnt.
Sein Reich auf Erden bleibt ihm unverloren,
Mit jedem Bettler wird er neu geboren.

Die Greisin, welche die verschloss'ne Kiste
So fest umkrampft in beiden Händen hält,
Angstvoll, daß nicht ein Feind sie überliste,
Denn voll von Feinden ist die böse Welt:
Die Habsucht ist's, die ihre Schätze hütet
Und über ewig neuem Raube brütet.

Und glühend, mit der Stirn geschwoll'nen Adern
Und jede Muskel kräftig angespannt,
Wild, wie Gewitter, die am Himmel hadern,
Das Aug' ein Blitz, dem Schlag vorausgesandt;
So naht der Zorn mit drohender Geberde,
Ein Jüngling, doch ein mächt'ger Herr der Erde.

Des Meeres Brandung spielt zu seinen Füßen;
Er erntet Tod, wo er den Sturm gesät;
Auflodern die Vulkane, ihn zu grüßen
Und huld'gen seiner wilden Majestät.
Er winkt . . . die Sterne, die am Himmel wandern,
Zerschellen jählings, einer an dem andern.

Dann wirft er machtvoll, gleich empörten Wogen,
Volk gegen Volk in heißem Kampfesdrang;
Er schwingt das Schwert, er schwingt den Todesbogen,
Er ruft zum Sieg, er ruft zum Untergang,
Führt den Erob'rer durch erschreckte Zonen
Und schleudert in den Staub erlauchte Kronen.

Als letzte folgen lässig zwei Gestalten,
Die halb im Schlaf des Meisters Wort gehört;
Sie nahn, indem sie sich umschlungen halten,
Unwillig, daß ein Rufer sie gestört.
Auf ihren Zügen glänzt ein voll Behagen;
Sie können kaum des Leibes Fülle tragen.

Die eine weht mit ihrem Palmenfächer
Sich Kühlung zu in's volle Angesicht;
Die and're schwingt in ihrer Hand den Becher,
Den rings ein früchtereicher Kranz umflicht.
Wer eine liebt, kann nicht die and're meiden;
Die Schwelgerin und Trägheit sind die Beiden.

„Ihr Kinder dieser Welt, ihr Lebensspender,"
Ruft jetzt Merlin, „ich grüße euren Bund;
Ich nahe als des großen Werk's Vollender,
Bis uns zu Füßen liegt das Erdenrund.
Mit ew'gen Kräften und geheimen Trieben
Beherrscht das Leben ihr, unheil'ge Sieben!

„Die fromme Weisheit und die Taubenmilde,
Die Tugend, die der Erde Reiz verdammt.
Der ganze Schwarm der kranken Wahngebilde,
Der aus dem Hirn der Welterlöser stammt.
Er wird vor Eurem Hauch, unheil'ge Sieben,
Wie ein zerflatternd Wolkenbild zerstieben.

„Und diesen siebenfarb'gen Regenbogen,
Der unterirdischen Sonne Wiederschein,
Hab' ich als Strahlenkranz um's Haupt gezogen;
An's Werk mit Euch, ihr Sünden, im Verein!"
Er winkt . . . ihm folgt getreu die Schaar der Sieben
Durch Felsen, die sich auseinanderschieben.

(Schluß folgt.)

Allerlei über Theater

und was damit zusammenhängt.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Theater und immer Theater! Was ist in diesen letzten Wochen über Theater Alles gesagt und geschrieben worden! Ueber alte Theater, die abbrennen, über neue, die gegründet werden oder wenigstens gegründet werden sollen.

Die alte Opéra comique in Paris wird ein Raub der Flammen, und die Zahl der Unglücklichen, die dabei in gräßlicher Weise um's Leben kommen, erreicht eine erschreckliche Höhe: beklagenswerthe Künstler, die ihr Beruf an die Unglücksstätte bannt, bejammernswerthe Zuschauer, die nach des Tages Last einige frohe Stunden künstlerischen Genusses suchen und den entsetzlichsten Tod finden. — Den Director des Burgtheaters, Adolf Wilbrandt, duldet es nicht mehr in dem engen Käfige der Verwaltung; mächtig arbeitet in ihm der dichterische Trieb, der Drang nach dichterischer Freiheit und Unabhängigkeit. Er hebt die Schwingen und flattert vergnügt davon in's Freie des dichterischen Schaffens. — Der Director unseres Schauspielhauses, Arthur Deetz, beklagt sich in einer Ansprache an die Künstler über die bittere Enttäuschung, die ihm die mühevolle Verwaltung seines Amtes bereitet, über die lieblose Verkennung seiner Verdienste, über die gehässigen Anfeindungen, die ihm auf Schritt und Tritt entgegentreten, und reicht seine Entlassung ein. — Während sich die Wiener Burgschauspieler dazu rüsten, den baufälligen, abscheulich häßlichen und doch so lieben, mit ruhmreichen und freudigen Erinnerungen ganz gefüllten Kasten am Michaelerplatz zu räumen, wehmuthsvoll das schöne Lied anstimmen: „So leb' denn wohl, du altes Haus", und in den herr-

lichen Prachtbau Hasenauers am Ring umzuziehen im Begriff stehen, während das von Laube begründete, ebenfalls durch Brand zerstörte Stadttheater zu einem gemüthlichen Tingeltangel gewöhnlichen Schlages umgestaltet wird, gewinnt in Wien auch der Gedanke, ein großes, des Zweckes und der Verhältnisse der schönen Stadt würdiges Volkstheater zu begründen, festere Gestalt. Und in Berlin, das in Bezug auf die Zahl der Theater ungleich günstiger bedacht ist als Wien, werden sogar zur Errichtung von zwei neuen Bühnen in großem Stile die Vorbereitungen getroffen.

Kurzum: seit langer Zeit ist nicht soviel vom Theater gesprochen worden wie während der verflossenen Wochen: von wichtigen Veränderungen in der Leitung der Bühnen, wie von noch wichtigeren sachlichen Neuerungen. Und da liegt für Denjenigen, der sich selbst aus Neigung und Beruf viel um das Theater zu kümmern hat, die Versuchung nahe, sich in die allgemeine Unterhaltung einzumischen, über dies und das, wie es ihm der unerschöpfliche Stoff in fröhlicher Willkür bietet, sein Wörtchen mitzusprechen und ohne alle lehrhafte Ansprüche zu plaudern.

* * *

Uns liegen natürlich die Berliner Theaterverhältnisse am nächsten; und wer von den Berliner Theatern sprechen will, muß mit dem Königlichen Schauspielhause beginnen. So will es die Ueberlieferung.

Ob unser Schauspielhaus seine berechtigte Stellung in der ersten Reihe der künstlerischen Beachtung noch unbestritten behauptet, das freilich ist eine andere Frage.

Kein zweites Berliner Theater erfreut sich so mächtiger Begünstigungen wie unser Schauspielhaus. Es hat ein conservatives Stammpublikum, treue und anhängliche Gönner, die eben überhaupt nur das Schauspielhaus als das wirkliche Berliner Theater anerkennen und sich zu einer milden Würdigung der Leistungen der anderen Bühnen immer nur unter der Voraussetzung verstehen, daß das Schauspielhaus von jeder unliebsamen Vergleichung ausgeschlossen werde. Für sie ist eben das Schauspielhaus, wie die ersten Firmen für die Jury der Weltausstellung, „hors concours". Das Haus ist in der glücklichsten Lage aufgebaut, im Herzen des Verkehrs, auf einem schönen weiten Platze, ein Meisterwerk Schinkels, von wundervoller Architektur, mit einem zwar etwas kahlen und steifen, aber in den Verhältnissen wundervollen, ja unübertrefflichen Schauspiel- und Zuschauerraum, der bei der Vorzüglichkeit und Sorgfalt der Königlichen Verwaltung in bestem Zustande erhalten wird. Von den Schätzen an Costümen, Decorationen, Möbeln und Requisiten, die dank der liebevollen und aufmerksamen Pflege sich in gutem Zustande erhalten, und die sich im Laufe der langen Jahre angesammelt haben, macht man sich kaum eine Vorstellung. Ich selbst habe ganz zufällig Kenntniß davon erhalten, als ich eines Tages mit Genehmigung des verstorbenen Generalintendanten, Herrn von Hülsen, in Begleitung des damaligen, in-

zwischen ebenfalls verstorbenen Directors Julius Hein die imposanten Magazine durchwanderte, um mir für eines meiner Stücke die geeigneten Möbel auszusuchen. Ich war aufrichtig erstaunt über den kostbaren Inhalt dieser Magazine, namentlich über die herrlichen alten Möbel, die vermuthlich, wenigstens zum Theil, aus den Königlichen Schlössern stammen. Ich sprach auch Hein gegenüber meine vollste Verwunderung darüber aus, daß man von diesen Prachtstücken auf unserer Bühne so wenig zu sehen bekomme. Er gab mir achselzuckend zur Antwort, daß die verfügbaren Räume im Königlichen Schauspielhause schon ohnehin überfüllt seien, und daß es zu viel Umstände mache, die Möbel beständig aus den Magazinen in's Schauspielhaus und aus dem Schauspielhause wieder in die Magazine zu bringen.

In finanzieller Beziehung ist das Schauspielhaus in seiner Eigenschaft als Königliches Institut unvergleichlich besser gestellt als alle anderen Bühnen. Während diese wie mittellose Arbeiterkinder im Schweiße ihres Angesichts ihr tägliches Brot verdienen müssen und lediglich auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesen sind, also verkümmern und zu Grunde gehen, wenn sie nicht genug verdienen, hat jenes den starken Rückhalt eines andauernden und nahezu unbeschränkten Zuschusses, der sich lediglich nach den Bedürfnissen bemißt; und mit großartiger Freigebigkeit öffnet sich regelmäßig die väterliche Börse, wenn es noththut.

Das Königliche Schauspielhaus zählt eine ganze Anzahl verdienstvoller und tüchtiger Künstler; wir brauchen nur zu erinnern an Liedtcke, Ludwig, Oberländer, an das Kahle-Keßler'sche Ehepaar, an Clara Meyer, die sich zum Theil schon seit einer langen Reihe von Jahren der besonderen Gunst unserer Theaterfreunde erfreuen, und zu denen später noch andere vortreffliche Schauspielkräfte, wie Fräulein Schwartz, Jenny Groß, Keßler, Müller-Hanno und vor Allem die mit hervorragendem Darstellungstalent begabten Vollmer und Fräulein Conrad hinzugetreten sind. Die ruhmreiche und machtvolle Ueberlieferung der Vergangenheit wirkt noch immer nach. Mehr als von jeder anderen Berliner Bühne kann man vom Schauspielhause sagen, daß es seinen eigenen Stil besitzt. Mag dieser Stil auch etwas altfränkisch sein, er hat doch immerhin seinen bestimmten vornehmen Charakter, und wenn ihm auch ein etwas wärmeres und lebendigeres Temperament zu wünschen wäre, so hält er sich dafür doch frei von allen Ausschreitungen und Geschmacklosigkeiten.

Somit vereinigen sich die denkbar günstigsten Bedingungen, um diese Kunstanstalt in den Mittelpunkt des Bühneninteresses zu rücken und um sie zu befähigen, sich dort als Alleinherrscherin zu behaupten. Wie sich in Wien trotz der eifrigsten Bemühungen einsichtiger und hervorragender Bühnenpraktiker keine andere Bühne auch nur auf die Höhe eines ernsthaften Vergleichs mit dem Burgtheater erheben kann, so sollte auch das Schauspielhaus in Berlin im ernsten Schauspiele in unerreichbarer Erhabenheit dastehen.

Diese Majestät wird aber von der großen Mehrheit unserer Theaterfreunde nicht unbedingt anerkannt. Die Aengstlichkeit und Zurückhaltung der

Verwaltung und Leitung, die sich in weithin vernehmlicher Weise vor Allem in der Ablehnung gewisser Bühnendichtungen äußern, haben den Muth und Unternehmungsgeist der Directoren von Privattheatern beflügelt und die Aufmerksamkeit des Publikums und der Kritik viel öfter, als es hätte geschehen sollen, von der Königlichen Bühne abgewandt und auf diese Privattheater gelenkt.

Wenn ein Trauerspiel von der dichterischen Bedeutung des „Gracchus“ von Adolf Wilbrandt mit einem Darsteller wie Ludwig Barnay in dem fernen und ungastlichen Nationaltheater gegeben wurde, so mußten die Berliner Theaterfreunde sich wohl oder übel dazu entschließen, die weite Strecke nach dem Weinbergsweg zurückzulegen, und der Kritik drängte sich die Frage auf: weshalb wird ein Drama wie dieses nicht im Königlichen Schauspielhause gegeben? Welche besondern Rücksichten walten hier ob, um dieses Stück, das ohne irgendwelchen Anstand im Hause des Kaisers von Oesterreich auf der Bühne des k. k. Hofburgtheaters gegeben wird, von unserer Hofbühne auszuschließen? Monarchischer als der Kaiser von Oesterreich brauchen wir doch auch nicht zu sein. Und woher kommt es, daß wir genöthigt sind, das Belleallianace-Theater aufzusuchen, um die erste Bekanntschaft mit Albert Lindners „Bluthochzeit“ zu machen? Weshalb tritt das Königliche Schauspielhaus sein Herrenrecht auf Ernst von Wildenbruchs „Karolinger“ an das Victoriatheater ab und gönnt diesem Trauerspiel eine Stätte in seinem Repertoire erst, nachdem es in einem Privattheater bereits eine lange Reihe von Vorstellungen erlebt hat? Weshalb vermählt es sich erst mit der Wittwe, nachdem es die Jungfrau verschmäht hatte?

* * *

Wenn durch diese glücklichen Streifzüge das eigentliche Gebiet des Königlichen Schauspielhauses nur gelegentlich und vorübergehend beunruhigt war, so bildete sich in dem Residenztheater ein festgegliederter, gut verwalteter theatralischer Kleinstaat, dessen Rührigkeit, dessen kräftige und mit Erfolg gekrönte Leistungen nicht zu unterschätzen waren.

Ich spreche dabei nicht von denjenigen Stücken, die das Schwergewicht des Repertoires des Residenztheaters bilden, nicht von den französischen Sensationsstücken. Ich begreife vollkommen den Standpunkt des Herrn von Hülsen und finde es in hohem Grade anerkennenswerth, daß sich der oberste Leiter der Königlichen Bühne nicht auf einen seiner Stellung und der heimischen Dichtung überhaupt unwürdigen Wettbewerb mit den Directoren der Privattheater wegen Erwerbung der französischen Stücke eingelassen hat.

Der Director eines Privattheaters, für den das gute Geschäft eine Lebensfrage ist, mußte sich unter Umständen zu demüthigenden Bedingungen bereit finden lassen, die ihm von den Agenten der französischen Dichter auferlegt wurden; er mußte sich aus diesen geschäftlichen Gründen dazu verstehen, den fremdländischen Dichtern sicherere Bürgschaften zu bieten und stärkere Be-

günstigungen einzuräumen als den vaterländischen. Der Leiter der ersten und vornehmsten deutschen Bühne brauchte sich darauf nicht einzulassen und durfte es nicht thun. Herr von Hülsen hat wohl daran gethan, sich von der Pariser Bühnenmesse grundsätzlich fernzuhalten und selbst bei der großen Wahrscheinlichkeit bedeutender materieller Erfolge mit den Franzosen keine Verträge auf einer Basis abzuschließen, die dem zur Förderung der deutschen Bühnenkunst Berufensten unannehmbar erscheinen mußte, seine Hauptaufgabe vielmehr in der Pflege der heimischen Dichtung zu erblicken.

Aber außer diesen französischen Stücken brachte das Residenztheater, namentlich unter Emil Claars Leitung, eine ganze Reihe deutscher Stücke mit großem Erfolge zur Aufführung: Dichtungen, die auf anderen deutschen Hofbühnen schon ihre vollste Schuldigkeit gethan hatten, und von denen der Laie nicht begriff, weshalb sich unser Schauspielhaus so spröde ihnen gegenüber verhielt. Ich nenne hier nur Wilbrandts „Arria und Messalina", von Charlotte Wolter mit beispiellosem Erfolge hier eingeführt und von Frau Claar-Delia mit vollstem Gelingen fortgesetzt, und andere Schauspiele desselben Dichters, wie „Die Tochter des Herrn Fabricius", „Auf den Brettern", „Natalie" u. s. w.

Diese Vorstellungen wurden für die Hoheit des Schauspielhauses insofern einigermaßen bedenklich, als sich die Theilnahme unseres Publikums nicht blos durch die Eigenschaften der Dichtungen angeregt fühlte, sondern auch durch die zum Theil vortreffliche Darstellung und durch die außerordentliche Sorgfalt der Regie. Schon unter dem Begründer des Residenztheaters, Albert Rosenthal, hatte sich eine bemerkenswerth gute Schauspielergesellschaft da zusammengethan, die unter dem Nachfolger des Begründers, unter Emil Claar, sich noch erheblich festigte und vermehrte. In Frau Hermine Claar-Delia besaß das Residenztheater eine Heroine mit herrlichen Mitteln und von unermüdlichem Fleiße, die sehr bald zu einer der geachtetsten Stellungen in der Berliner Künstlerwelt aufstieg; in Keppler einen vorzüglichen Bonvivant, frisch und jugendlich, dem auch die ernsten Töne der Leidenschaft nicht versagt waren; in Beckmann einen gemüthlichen und humorvollen Salonkomiker, und vor Allem in Mathilde Ramm das reizendste, rührendste und echteste Talent für sentimentale junge Mädchen, das seit langen Jahren auf der deutschen Bühne gewirkt hat, eine entzückend liebliche Künstlerin, die, kaum dem Kindesalter entwachsen, im ersten frischen Erblühen von einer heimtückischen Krankheit dahingerafft worden ist.

Vorstellungen mit solchen Künstlern waren durchaus dazu angethan, die Aufmerksamkeit unserer Theaterfreunde hervorzurufen und Vergleichungen mit den Leistungen jener bevorzugten Bühne, die sich bisher im Alleinbesitz des großen Schauspiels befunden hatte, anzuregen. Und man kann nicht behaupten, daß dieser Vergleich immer zu Ungunsten des kleinen Theaters ausgefallen wäre. Man sah nun schärfer hin und bemerkte, daß die Aufführungen, deren man sich freute, auch mit großer Umsicht und Sorgfalt vorbereitet waren und daß die Bühne ein für das Auge gefälliges Bild darbot.

Von den eben genannten Künstlern gehört freilich keiner mehr dem heutigen Bestande des Residenztheaters an, und von dem alten Residenztheater ist eigentlich nur der Name übrig geblieben; aber nach einer unglücklichen Zeit des Verfalls ist es unter seinem letzten Director Anton Anno wieder aufgestiegen und hat gerade wie früher in erster Reihe mit französischen, dann aber auch mit deutschen Stücken in vortrefflicher Besetzung — wir nennen unter den Künstlern des Residenztheaters nur Frau Charlotte Frohn, Fräulein Zipser und Wolff, die Herren Reicher, v. Horar und Brandt — große und schöne Erfolge erzielt. Director Anton Anno hat in der Inscenirung, besonders in der geschmackvollen Ausstattung so Beachtenswerthes geleistet, daß er jetzt zum Leiter der Königlichen Bühne an Stelle des scheidenden Herrn Deetz in Aussicht genommen worden ist.

So war das Residenztheater, namentlich unter Claar, allmählich aus der Hinterreihe, in der es sich zunächst bei seinen bescheidenen Anfängen gehalten hatte, unbemerkt in die Reihe der beachteten und ernsthaft gewürdigten Bühnen vorgerückt; und eine erste Vorstellung im Residenztheater war kaum ein geringeres „Ereigniß“ für unser Publikum, als eine erste Vorstellung am Gensdarmenmarkt.

* * *

Mancherlei Sachliches und Persönliches hatte sich auf diese Weise zusammengefunden, um zunächst gelegentlich, allmählich aber dauernd einen Theil des Interesses dem Königlichen Schauspielhause, das sich ehedem im Alleinbesitz der ungetheilten Gunst aller Freunde des ernsthaften Schauspiels befunden hatte, zu entwenden. Die Getreuen des Gensdarmenmarkts erkannten nicht ohne Sträuben an, daß auch anderweitig gute Stücke gut gegeben wurden. Die Klagen der Unzufriedenen mehrten sich.

Da erstand dem Schauspielhause der ernsthafteste Nebenbuhler: das **Deutsche Theater**, das schon durch seinen dem Théâtre français glücklich nachgebildeten Titel mit den hohen Ansprüchen einer ersten Bühne auf den Kampfplatz trat und das Königliche Schauspielhaus auf dessen eigenstem Gebiete zum Kampfspiel aufsuchte.

Nicht mit der Freude Feierklange wurde das Kind begrüßt, vielmehr tönte die Glocke bangen Grabgesang, als ob ihre Trauerschläge einen Wanderer auf dem letzten Wege zu begleiten hätten.

Bei der ersten Kunde von der Begründung des Deutschen Theaters schüttelten „Alle, die zum Bau gehören,“ bedenklich den Kopf, und als der Plan dieses künstlerischen Neubaues in seinen bestimmteren Grundzügen und schärferen Umrissen bekannt wurde, verschärfte sich dieses Bedenken zu düsterstem Pessimismus. Das noch im Entstehen Begriffene wurde schon dem sichern Untergang geweiht, das Werdende als gewesen betrachtet. Uebereinstimmend waren alle mit den Theaterverhältnissen und Theaterpersönlichkeiten Vertrauteren der Ansicht, daß hier etwas Unausführbares geplant wurde.

Mit einem der erfolgreichsten deutschen Bühnenschriftsteller, der sich in der selbstständigen Leitung einer größeren Bühne bereits bewährt und unter den schwierigsten Umständen verhältnißmäßig Hervorragendes geleistet hatte, mit Adolph L'Arronge, hatten sich vier ausgezeichnete Bühnenkünstler verbunden, die sowohl als Schauspieler, wie als Directoren und Regisseure an den vornehmsten deutschen Theatern mit vollstem Gelingen gewirkt hatten: Ludwig Barnay, August Förster, Siegwart Friedmann und Friedrich Haase. „Ein Quartett von vier ersten Geigen" nannte es Herr von Hülsen achselzuckend mir gegenüber, und mit diesem Worte wies er auf einen der hauptsächlichen Punkte hin, die ihn von vornherein zu einer sehr skeptischen Beurtheilung des werdenden Unternehmens veranlaßten.

Försters schauspielerische Eigenart bewegte sich auf ihrem eigenen Geleise, und da war ein Zusammenstoß mit den künstlerischen Individualitäten der Genossen kaum zu befürchten; Barnay, Friedmann und Haase aber mußten sich, so grundverschieden ihre künstlerischen Besonderheiten auch von einander waren, beinahe immer begegnen; und daß diese Begegnung allzeit einen guten Ausgang haben würde, ließ sich bei der Eigenthümlichkeit des schauspielerischen Wirkens allerdings kaum erwarten. Da schienen Reibereien von vornherein als unausbleibliche, da war der Keim zur Bildung von Gegensätzen gelegt, da war es in der That nicht unwahrscheinlich, daß diese Gegensätze mit der Zeit eine Schroffheit annehmen würden, die ein gedeihliches Zusammenwirken der Genossen schädigen, ja völlig untergraben könnte.

Neben diesen persönlichen ungeschäftlichen Schwierigkeiten, die die Kundigen vorahnten, wurden aber auch geschäftliche geltend gemacht. Man fragte sich ganz einfach: Was kann ein Theater, das keinerlei Zuschuß erhält, das sein Dasein lediglich aus seinen eigenen Mitteln zu bestreiten hat, das über einen verhältnißmäßig nur kleinen Raum verfügt, das mit seinen Eintrittspreisen innerhalb des Rahmens der Berliner Theaterpreise bleiben muß, das eine Gesellschaft von ersten Künstlern zusammenbringen will — was kann ein solches Theater unter den günstigsten Bedingungen erübrigen? Und wenn dieser Reingewinn in fünf Theile getheilt werden muß, wieviel kommt da auf den Einzelnen? Und endlich: steht dieses Bruchtheil des Reingewinns im Verhältniß mit den Einnahmen, die die genannten Künstler bisher mit ihren glänzenden festen Engagements mit langem Urlaub, mit ihren ungewöhnlich ergiebigen Gastspielen erzielt haben? Und die Antwort, die die Bühnenpraktiker auf diese Fragen gaben, war die: daß, selbst wenn das Theater die glänzendsten Geschäfte machen würde, jeder einzelne der am Gewinn Betheiligten doch nicht auf seine Rechnung kommen dürfte.

Die Einzigen, die diese Bedenken nicht theilten, waren die Betheiligten selbst. Durch Talent und Fleiß hatten sie sich mit den Jahren bevorzugte und feste materielle Stellungen geschaffen. Ihre Mittel gestatteten es ihnen, ihren künstlerischen Ehrgeiz an höhere Ziele zu setzen. Sie waren des unsteten Wanderlebens von einem Orte zum andern, des Herumspielens mit

allerlei Kunstbeflissenen und des Abspielens derselben Paraderollen müde, sie waren ruhebedürftig, und der Gedanke einer stetigen und ständigen künstlerischen Thätigkeit in der Hauptstadt, an einem Institute, das das Höchste anstrebte, war für sie ungemein verlockend; diesem höheren Ziele konnten sie schon um der inneren Befriedigung und der äußeren Annehmlichkeiten willen ein finanzielles Opfer bringen; und schließlich, wenn das Theater sich so entwickelte, wie gehofft wurde, so bot es doch wohl noch einem jeden der Betheiligten eine glänzende Entschädigung seiner Mühen.

Sie lachten ob der Kassandra-Rufe der Schwarzseher über die Uneinigkeit, die in persönlichen Fragen hereinbrechen, über die Sonderinteressen, die sich gebieterisch geltend machen und die Gemeinsamkeit spalten würden. Sie glaubten, daß die Gemeinsamkeit der künstlerischen und persönlichen Interessen mächtig genug sein würde, um jede Unebenheit zu glätten, um jeden Gegensatz zu beseitigen. Sie erinnerten sich daran, daß „Raub begeht am allgemeinen Gut, wer selbst sich hilft in seiner eigenen Sache" und gingen unbekümmert um das Jammern der Klageweiber frisch und fröhlich an die Arbeit. Sie fesselten sich selbst durch Verträge, die so bindend waren, wie es Verträge überhaupt sein können. Es sollte dem Einzelnen in der That nicht leicht gemacht werden, sich von der Gemeinsamkeit loszulösen; nur mit sehr drückenden materiellen und schweren moralischen Opfern konnten die selbstgeschmiedeten Fesseln gesprengt werden. So waren denn auch die Vorverhandlungen von dem besten Geiste beseelt; in allen wesentlichen Fragen herrschte unter den Begründern des Deutschen Theaters vollkommene Eintracht; es war ein rühmliches Wettbewerben in gegenseitiger Unterordnung, in freudigem Entgegenkommen.

Mit einem ernsthaften künstlerischen Erfolge, der die neue Bühne sogleich zu einer der hervorragendsten deutschen Kunstanstalten stempelte, wurde das Deutsche Theater eröffnet, und wie für den Cid war auch dieser „coup d'essai un coup de maître". Mit diesem einen Schlage war das Deutsche Theater in die vorderste Reihe der Berliner Bühnen vorgerückt.

Aber es währte nicht lange, und die Schwarzseher jubelten; sie hatten Recht behalten! Sie jubelten zu früh, denn sie hatten thatsächlich doch nicht Recht behalten. Freilich schieden Friedrich Haase und Ludwig Barnay aus dem Kunstverbande aus, freilich hatte das Deutsche Theater den Verlust dieser hervorragenden Darstellungs- und Regiekräfte bitter zu beklagen. Das Deutsche Theater war indessen von vornherein schon so gefestigt und so sachlich stark, daß das Persönliche, so empfindlich es auch wirken mochte, die Sache selbst nicht mehr zu erschüttern im Stande war.

Diejenigen, die da meinten, vielleicht auch hofften, daß mit der Auflösung des ursprünglichen Künstlerverbandes das Deutsche Theater selbst zerfallen würde, sind durch die Thatsachen eines Andern belehrt worden. Ohne von dem von vornherein vorgezeichneten Wege auch nur einen Schritt abzuweichen, hat es sich behauptet und rühmlich behauptet, trotz aller Schwierig-

keiten, die es gleich beim Beginn seiner Laufbahn zu überwinden gehabt hat, trotz aller Widerwärtigkeiten, die ihm bei seinem weiteren Fortschreiten ebensowenig erspart geblieben sind, wie jedem andern ernsten Beginnen. An der Künstlerschaft des Deutschen Theaters ist viel gerüttelt und geschüttelt worden, und so manche Frucht, die erst hier gereift war, ist abgefallen und von Andern eingeheimst. So war es hier wie allerorten, und so wird es weiter sein. Anhänglichkeit ist nicht gerade die Tugend, durch die sich die darstellenden Künstler besonders hervorthun. Aber auch dafür giebt es einen Ausgleich in der behaglichen Undankbarkeit des Publikums, das seine verhätschelten Lieblinge nur zu bald vergißt, wenn ihm die Gelegenheit entzogen wird, diesen seine Gunst zu bezeugen. Nicht nur vom Theater, ganz allgemein gilt der Satz, daß, wenn auch Mancher, der scheidet, schwer ersetzt werden kann, doch Niemand unentbehrlich ist; und unendlich wichtiger als alles Persönliche ist das Sachliche, als das Besondere das Allgemeine. Und wenn ein Dutzend der hervorragendsten und beliebtesten Künstler aus dem Theater ausscheiden, das Theater wird trotzdem auf seiner Höhe bleiben, wenn es neue Kräfte heranzieht und bildet, mit Fleiß, Umsicht und Geschmack gute Vorstellungen ermöglicht und vom Glück einigermaßen mit guten Stücken begünstigt wird.

L'Arronge ist ein ausgezeichneter, kluger, mit Feinsinn ausgestatteter Director. August Förster, der zu seinem Berufe einen klaren Verstand und eine tiefe Bildung mitbringt, ist unter Heinrich Laube aufgewachsen und hat sich mit ihm in der Kunst, die einzelnen darstellenden Kräfte für die besonderen ihnen zugewiesenen Aufgaben zu schulen und die Einstudirung zu durchgeistigen, entwickelt und eine Bedeutung erlangt, die ihm erst vor Kurzem die hohe Ehre eingebracht hat, einen Ruf nach Wien zur Leitung des Burgtheaters zu erhalten. Siegwart Friedmann, ebenfalls ein Laube-Schüler, besitzt im Fache der Charakterrollen eine der hervorragendsten Begabungen, eine wunderbare Vielseitigkeit und Wandelbarkeit, eisernen Fleiß und den ernstesten Kunsteifer. Das ist das leitende Triumvirat. Und man wird zugestehen müssen, daß die Besorgnisse vor der Zukunft einer so geleiteten Bühne, wenn diese auch den einen oder andern ihrer ausgezeichneten Künstler eingebüßt hat und noch einbüßen wird, kaum begründete sind. Warten wir es doch ab, zerbrechen wir uns nicht den Kopf um das, was geschehen wird, denken wir an das, was geschehen ist!

Vergegenwärtigen wir uns, daß in den vier Jahren, die mit dem beginnenden Herbst seit der Begründung des Deutschen Theaters verflossen sein werden, außer den beiden Societären Förster und Friedmann und den beiden ausgeschiedenen Mitbegründern Friedrich Haase und Ludwig Barnay die tüchtigsten und gefeiertsten Künstler zum Verbande des Deutschen Theaters gehört haben und zum großen Theil noch gehören, wie Hedwig Niemann, Anna Haverland, Georg Engels, Gustav Kadelburg, Marie Carlsen, die auf dem Deutschen Theater ihre Berliner Erfolge von früher erneuert und verstärkt haben; daß wir durch das Deutsche Theater die künstlerischen Eigenschaften

von Anderen, die wir bisher kaum oder gar nicht kannten, schätzen gelernt haben, ich meine Josef Kainz, Otto Sommerstorff, Max Pohl, Franz Schönfeld, Oscar Höcker, Agnes Sorma, Anna Jürgens, Teresina Gessner, zu denen in jüngster Zeit noch drei Künstlerinnen von ausgesprochener Bedeutung gekommen sind: die Damen Bognar, Ortwin und Hausner.

Diese Vereinigung bemerkenswerther künstlerischer Kräfte hat sich vom ersten Augenblicke an in ernster und zweckmäßiger Arbeit geübt, und das merkt man einer jeden Vorstellung des Deutschen Theaters an, wenn auch nicht alle auf derselben Höhe stehen.

Bei der wichtigsten Frage, der Bildung des Repertoires, stellte sich das Deutsche Theater von vornherein auf den Standpunkt, bei aller Pflege der zeitgenössischen Dichtung sich doch möglichst unabhängig zu machen von dem, was der Tag bringt. Das Wallnertheater war ein warnendes Beispiel. Dieses war sozusagen genöthigt, jedesmal sein ganzes Vermögen auf eine Karte zu setzen, und die Frage, ob eine Posse einschlug oder durchfiel, entschied fast immer über Sein oder Nichtsein. Und in derselben üblen Situation befanden sich alle die Theater, die mit Fieber und Bangen der „Novität“ aus der Heimat oder der Fremde entgegensahen, entgegensehen mußten, da diese das Hauptsächliche, ja das alleinige Subsistenzmittel für den Winter bot.

Das Deutsche Theater war daher bestrebt, sich einen festeren Rückhalt zu beschaffen. Die Gastspiele der Meininger hatten nun aber aller Welt die Augen darüber geöffnet, daß die Inscenesetzung der Klassiker, wie sie vor den Meiningern bei uns die übliche gewesen war, sich überlebt hatte, daß diese durch das Alter langweilig, grau, vergilbt und verblichen war. So galt denn auch das ernste Bemühen des Deutschen Theaters vor Allem der Auffrischung unserer klassischen Dramen durch junge Kräfte in der Darstellung, durch farbige Lebendigkeit in künstlerischem Rahmen. Auf diesem Gebiete hat auch das Deutsche Theater eigentlich seine stärksten und dauerhaftesten Erfolge erzielt. Die Aufführungen von „Kabale und Liebe“, „Don Carlos“, „Die Räuber“, „Fiesco“, „Emilia Galotti“, „Nathan“, „Romeo und Julie“, „Käthchen von Heilbronn“, „Prinz von Homburg“, „Richter von Zalamea“, ja selbst von „Antigone“, übten den vollen Reiz der Neuheit und besaßen, um den geschäftlichen Ausdruck zu wählen, die stärkste „Zugkraft“, die sich durch das weise Princip des Nichtabhetzens auch dauernd erhalten hat. Wenn ein klassisches Stück auf dem Zettel steht, ist das Deutsche Theater voll, und in den meisten Fällen sogar vollkommen ausverkauft.

Daneben sind aber auch die erfolgreichsten Lust- und Schauspiele der zeitgenössischen Dichter während der letzten Jahre fast ohne irgend eine Ausnahme sammt und sonders im Deutschen Theater gegeben worden.

Und so darf man wohl sagen: das Deutsche Theater verrichtet seit seinem Bestehen die eigentliche Arbeit des Schauspielhauses und es erntet die Früchte seiner Arbeit.

* * *

Das Berliner Publikum war ganz erstaunt gewesen, als ihm durch das Deutsche Theater die Bekanntschaft mit einer Reihe jugendlicher, anmuthiger und tüchtiger schauspielerischer Kräfte vermittelt wurde, und die Kritik gab diesem Erstaunen mitunter auch einen für das Königliche Institut nicht eben angenehmen Ausdruck. Denn die beliebtesten Künstler der Königlichen Bühne gehörten dieser doch schon seit einer längeren Reihe von Jahren an, und in jüngster Zeit gerade, während das Deutsche Theater seine rührige Thätigkeit entfaltete, war für die Hofbühne kaum ein Künstler, der es zu rechter Beliebtheit zu bringen vermocht hätte, gewonnen worden.

Dagegen hatte das Schauspielhaus die schwersten und schmerzlichsten Verluste erlitten. Die beiden gefeiertsten Künstler der Hofbühne, Meister Theodor Döring und die herrliche Minona Frieb-Blumauer, waren gestorben. Auch der treffliche Berndal war aus der Reihe der Lebenden geschieden, und keines der neugewonnenen Mitglieder war im Stande, die Schwere des Verlustes zu mindern, geschweige denn den Verlust vergessen zu machen.

Und daneben droht nun jetzt der Verlust des prächtigen Liedtcke! Ja, es ist wahr, die Jahre, die diesen ausgezeichneten und gewissenhaften Künstler zwar in liebevollster Weise geschont haben, sind doch nicht ganz unmerklich an ihm vorübergegangen. Es ist auch richtig, daß viele Nichtberliner die Beliebtheit dieses Künstlers nicht vollkommen begreifen, daß sie Anstoß nehmen an manchen Ecken und Kanten seines Wesens, an seiner Sprödigkeit und Steifheit. Man muß Norddeutscher sein, um Liedtcke zu verstehen und lieb zu gewinnen. Hat man aber das Verständniß für Liedtcke — und nahezu das gesammte Berliner Publikum erfreut sich dessen —, so entdeckt man in diesem Künstler eine Summe von Eigenschaften, wie sie nur bei sehr wenigen Schauspielern der Gegenwart vereinigt sind: eine Gesundheit und Fülle des Humors, eine Echtheit des Wesens, eine künstlerische Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit von ganz unschätzbarem Werthe.

Liedtcke, der einzige der lebenden Schauspieler der Königlichen Bühne, der vor Hülsen bereits dem Verbande des Königlichen Schauspielhauses angehörte, und der jetzt noch eine Frische und Rüstigkeit sondergleichen besitzt, obwohl ihm der Geburtsschein die ganz jugendlichen Rollen allmählich versagt, ist für uns noch immer der Typus des echten Berliner Hofschauspielers. Er bringt den Abglanz einer fröhlicheren Vergangenheit in unsere Tage hinein. Er hat etwas Herzerfreuendes, das uns Alle, die wir nicht mehr ganz jung sind und verschiedene Geschlechter haben vorüberrauschen sehen, freudig anmuthet und zugleich wehmüthig stimmt über das Entschwinden der „guten alten Zeit". Das haben wir wieder erfahren am hundertjährigen Jubiläumsabend des Schauspielhauses. Sobald Liedtcke nur auf die Bühne kam, wurde es licht und warm, es ging ein ganz anderer Zug durch das Stück, Alles belebte sich unter ihm und mit ihm.

Fern sei es mir, mit dieser Hervorhebung eines Einzelnen über die Künstlergesellschaft im Allgemeinen ein ungünstiges Urtheil fällen zu wollen.

Ich habe im Gegentheil hervorgehoben und betone es noch einmal, daß unser Schauspielhaus eine ganze Reihe ausgezeichneter Künstler zählt. Indessen glaube ich allerdings die Wahrheit nicht verhehlen zu dürfen, daß mit diesem guten Stoff doch nicht genügend Gutes hervorgebracht wird. Das, was ich „zweckmäßige Arbeit“ nannte, das gerade scheint mir zu fehlen. Wahrscheinlich werden im Schauspielhause gerade soviel Proben abgehalten wie in allen andern guten Theatern, und man ist da gerade so fleißig und gewissenhaft wie wo anders. Aber wo sind die Ergebnisse, wie sie für den, der sich nicht um das, was hinter der Bühne vorgeht, zu kümmern hat, augenscheinlich hervortreten? Daß ein mit scharfem Blick, mit gutem Geschmack, mit künstlerischer Bildung und mit künstlerischem Ernst ausgestatteter Bühnenleiter im Stande ist, mit weniger genügenden Kräften Erfreulicheres zu fördern, das haben wir gerade im Laufe des verflossenen Winters in schlagendster Weise gesehen. Ich will auf die Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ durch die Meininger hinweisen.

* * *

Der Herzog von Meiningen, der, wenn er nicht regierender Herr wäre, sich unzweifelhaft als einer unserer bedeutendsten Regisseure einen Namen gemacht haben würde, ist nicht im Stande, nur erste Kräfte um sich zu versammeln. Er kann nicht eintreten in den Wettlauf mit den großen Bühnen, die, abgesehen von den für bescheidenere Verhältnisse unerschwinglichen Gagen, ihren ersten Künstlern etwas bieten können, was ihnen der Herzog von Meiningen niemals zu bieten vermag: die Vorzüge, die Annehmlichkeiten und Anregungen der Großstadt.

Die Meininger haben also auch wahrhaft hervorragende Künstler immer nur auf verhältnißmäßig kürzere Zeit an sich fesseln können. Die Meininger suchten und fanden ihre ersten epochemachenden Erfolge auch zum großen Theile in Vorzügen äußerlicher Art, die sie ihren Aufführungen zu geben wußten: in der Pracht, dem Reichthum, dem Geschmack und der Echtheit des Bühnenbildes, der Trachten und Geräthe, in der Belebung der Massen. In ihrem Schauspiel war das Schauen zunächst das Wesentliche.

Aber sie sind nicht stehen geblieben, und die Erfolge, die sie erzielt, haben eine starke und höchst bedeutende Wandlung herbeigeführt. Mit unermüdlichem Eifer haben sie daran gearbeitet, die Darstellung im Einzelnen zu pflegen und zu vertiefen, und bei aller Sorgfalt, die sie dem äußerlichen Bilde nach wie vor zuwandten, auch das Schauspielerische zu heben. In dieser Beziehung ist die „Jungfrau von Orleans“ als ihr größter Triumph zu bezeichnen. Die Darstellerin der Hauptrolle, Fräulein Lindner, hat diese Rolle wie eine große Künstlerin gespielt. Aber was bedeutet das Einzelne gegenüber der fühlbaren, ja sichtbaren geistigen Durcharbeitung des Ganzen! Jedes Wort, das da auf der Bühne gesprochen wurde, war überlegt, jede Stellung durchdacht, Alles verständig und gut. Und wenn auch nicht Alles

vollkommen zum Ausdruck gelangen konnte, so war immer die Größe der künstlerischen Absicht wahrnehmbar, ein selbstständiges scharfes Erfassen, ein gewissenhaftes Erwägen — mit einem Worte: es war Alles probirt.

Angesichts einer solchen künstlerischen Leistung, um die sich neben dem Herzog und seiner Gemahlin, Freifrau von Heldburg, Ludwig Chronegk verdient gemacht hatte, mußte es schon von vornherein als ein Wagniß erscheinen, daß das Königliche Schauspielhaus mit demselben Stücke zu einer Vergleichung seiner Leistungen mit denen der Meininger herausfordern wollte.

An diese Art von Erzwingung der Vergleichung waren wir freilich schon gewöhnt. Große Ereignisse werfen ihre Schatten bekanntlich vor sich; und jedesmal, wenn die Meininger in Sicht waren, wenn davon gemunkelt wurde, daß sie mit diesem oder jenem Stück einen großen Schlag ausführen wollten, konnte man sich schon darauf verlassen, daß kurz vorher das Königliche Schauspielhaus dasselbe Stück zur Aufführung brachte, daß das Schauspielhaus den Meiningern jedenfalls Eines raubte: den Reiz der Neuheit, wenn es sie im Uebrigen wegen ihrer stark ausgesprochenen Eigenart auch wenig schädigte. Es war wie der bekannte Wettlauf zwischen dem Igel und dem Hasen: der Hase mochte noch so sehr laufen, der kleine Igel war immer schon am Ziel.

Das zeigte sich besonders bei der „Hermannsschlacht". Sobald von Meiningen die Kunde zu uns drang, daß die Gesellschaft des Herzogs uns die „Hermannsschlacht" bringen werde, bemächtigte sich das Königliche Schauspielhaus des Kleist'schen Meisterwerks, das es länger als sechzig Jahre unbeachtet bei Seite hatte liegen lassen, und führte es nun unmittelbar vor dem Eintreffen der Meininger ein paar Dutzend mal hintereinander auf. Das Experiment fiel schon damals, trotz einiger wahrhaft hervorragender Leistungen der Königlichen Künstler, nicht zu Gunsten der heimischen Bühne aus; denn in Bezug auf geistige und künstlerische Bedeutung stand die Meininger Aufführung im Ganzen unendlich höher als die unseres Schauspielhauses. Aber noch schlimmer ist die Sache diesmal verlaufen.

Wir müssen annehmen, daß keine der leitenden Persönlichkeiten unseres Schauspielhauses die Aufführung der Meininger im Victoriatheater gesehen hat; denn sonst wäre die Aufführung der „Jungfrau" im Opernhause unmöglich gewesen. Auch in dieser waren zwar einige unserer besten Künstler beschäftigt, und sie leisteten schauspielerisch durchaus Rühmliches, aber das Ganze war von einer so frostigen Zerfahrenheit und Oede, so vollkommen dürftig und veraltet, und alle die Fehler und Mängel wurden nach den glänzenden Vorzügen der Meininger so tief empfunden, daß wir wohl mit Bestimmtheit hoffen dürfen, die „Jungfrau" in dieser Gestalt in unserer Hauptstadt nicht wiederzusehen, daß diese herbe und beschämende Erfahrung wohl ohne Zweifel von der Nothwendigkeit überzeugen wird, das gesammte klassische Repertoire des Schauspielhauses im Hinblick auf unsere durch das Deutsche Theater und durch die Meininger gesteigerten Anforderungen von Grund auf umzubauen.

Die wohlgelungene Aufführung des „Wallenstein", die von unserm Hoftheater mit Ernst und Fleiß vorbereitet und in einer des Stückes und der Kunstanstalt würdigen Weise ausgestattet worden ist, scheint dafür zu sprechen, daß diese richtige Erkenntniß endlich obgesiegt hat. Und wie dankbar hat sich das Publikum, hat sich die Kritik diesem einsichtsvollen Beginnen gegenüber gezeigt! Von dieser Neuaufführung der Wallenstein-Trilogie ist geschrieben und gesprochen worden, als ob es sich um eine neue Offenbaruug der Bühnenkunst in Deutschland handle! Ich unterschätze keineswegs die Vortrefflichkeit der Aufführung, ich habe das vollste Verständniß für deren große Vorzüge, aber ich muß doch sagen: hier scheint mir eine sehr starke Uebertreibung vorzuliegen. Die Aufführung des „Wallenstein" im Königlichen Schauspielhause befriedigt die Ansprüche, die man an die Leistungen einer ersten Kunstanstalt stellen darf und stellen muß; nicht minder, aber auch nicht mehr. Diese Aufführung ist sowohl in Bezug auf Darstellung, wie in Bezug auf die Ausstattung eine solche, wie sie von Rechts wegen im Königlichen Schauspielhause immer sein sollte, und ich weiß nicht, ob es gerade sehr schmeichelhaft, sehr höflich ist, wenn man darüber seine helle Verwunderung ausspricht.

* * *

Seit October vorigen Jahres haben nun unsere Königlichen Theater einen neuen obersten Leiter. Herr von Hülsen, der über dreißig Jahre den Königlichen Bühnen vorgestanden hatte, hat ein menschlich rühmliches Andenken hinterlassen. Alle, die ihm näherzutreten die Gelegenheit gehabt haben, verehrten in ihm einen ausgezeichneten Mann, der mit den edelsten Eigenschaften eines wahren Cavaliers ausgestattet war. Er stand auch im höchsten Ansehen bei Hofe, besonders bei seinem kaiserlichen Herrn; er war geschätzt und verehrt von seinesgleichen und von seinen Untergebenen; es war ein wahrhafter Mann, auf dessen Wort man sich unbedingt verlassen durfte; er hatte ein warmes Herz für die Mitglieder, die seiner Verwaltung angehörten; er hielt auf Zucht und Ordnung und auf guten Ton; seine Persönlichkeit war ganz dazu angethan, sich Respect zu verschaffen.

Gerade diese respectgebietenden Eigenschaften, so hoch sie menschlich anzuschlagen sind, waren ihm in seinem besonderen Wirkungskreise jedoch vielleicht schädlich; denn anstatt der Rathgeber, mit denen er sich umgeben wollte, und deren er oft bedurfte, erzog er sich nur Zustimmer, so daß schließlich sein Wille discretionär sich vollstreckte. Man darf daraus nicht schließen, daß Herr von Hülsen vielleicht eigensinnig auf seinem Willen bestanden hätte; er war im Gegentheil, wie ich in Dutzenden von Fällen selbst erfahren habe, dem berechtigten Einspruche sehr zugänglich. Er hörte entgegenstehende Gründe an und ließ sich von deren Richtigkeit auch überzeugen. Vielleicht wäre daher Manches ganz anders geworden, wenn ihm anstatt der freundwilligen Mitarbeiter ein schrofferer Director mit seinem eigenen Kopfe und seinem eigenen eisernen Willen gegenübergestanden hätte. Und es gab eine Zeit, da eine

solche Combination keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehörte, sondern sich sogar der Verwirklichung zu nähern schien. Es war einmal allen Ernstes die Rede davon, daß Heinrich Laube unter Hülsen Director unseres Schauspielhauses werden sollte.

Laube war Theatermann vom Scheitel bis zur Sohle, mit Leib und mit Seele, und er ist es geblieben bis zu seinem letzten Athemzuge. Auf seine in den letzten Jahren immer wiederkehrende Betheuerung, daß er gründlich theatermüde sei, darf man nicht allzu viel geben. Das Theaterfeuer brannte noch lichterloh in ihm, als er von der Leitung des von ihm begründeten Stadttheaters entmuthigt zurückgetreten war. Mit der Führung einer großen Bühne in der Provinz hatte er unliebsame Erfahrungen gemacht. In Leipzig hatte er Ueberraschendes geleistet, aber sich dabei so geärgert, daß er das Rennen aufgab. Der Ersatz, den ihm die Wiener Kunstfreunde im Stadttheater boten, hatte ihn ebensowenig befriedigen können. Er hatte bei seiner Berechnung einen sehr wichtigen Factor unberücksichtigt gelassen: die Beliebtheit und die Macht des Burgtheaters. Und wenn er auch seiner Ueberzeugung beständig Ausdruck gab, daß das Burgtheater von seiner einstigen Höhe herabgestiegen sei, die Wiener wollten es ihm nun einmal nicht glauben; und ich meine, sie hatten Recht. Und nun lebte er wieder in dem ihm so unerträglichen Ruhestande, schmollend und verdrießlich, wie ein verabschiedeter General, der sich noch immer die volle körperliche und geistige Kraft zutraut, zu kämpfen und zu siegen. Die Mühseligkeiten der Neubegründung eines Theaters, die er soeben erst überwunden hatte, mußten ihn in seinem vorgerückten Alter schrecken. Aber er dachte allerdings allen Ernstes daran, sich einen neuen Wirkungskreis zu erschließen, und er glaubte, daß sich ein solcher ihm in Berlin darbieten könnte. Er glaubte allerdings, daß er der Mann sei, dem Schauspielhause neue Schwingen zu geben, und um diesem künstlerischen Ehrgeize zu genügen, setzte er sich über alles Andere hinweg.

Während Laube über diesen Plänen brütete, war ich gerade in Wien und hatte mit ihm sehr lange und sehr ernste Unterredungen über diese Frage. Da ich mich des vollsten Wohlwollens des Herrn von Hülsen erfreute, übernahm ich es gern, die Sache bei ihm anzuregen. Selbstverständlich mußte das sehr vorsichtig und unter allen erdenklichen Vorbehalten geschehen, denn Laube wollte sich natürlich nicht abweisen lassen. Er unterrichtete mich genau von seinen Ansprüchen. Sie zielten mit einem Worte darauf hin: nahezu vollkommene Unabhängigkeit in der künstlerischen Leitung und sehr mäßiges Honorar.

Zu meiner Ueberraschung fand ich Herrn von Hülsen keineswegs abgeneigt, der Erörterung dieser Frage näherzutreten. In unseren vertraulichen Unterredungen wies er die Sache durchaus nicht von der Hand, sondern erörterte sie in allen Einzelheiten sehr ernsthaft. Ich lernte bei dieser Gelegenheit eine neue Eigenschaft an Herrn von Hülsen schätzen: er war keineswegs nachtragend. Die sehr scharfen Angriffe, die Laube bei verschiedenen Anlässen gegen Herrn von Hülsen als Bühnenleiter gerichtet hatte, hatten in diesem

nicht die geringste Bitterkeit zurückgelassen. Mit vollkommenster Sachlichkeit und ernsthaftester Theilnahme wurde das Für und Wider erörtert. Aber es waren allerdings sachliche und persönliche Bedenken vorhanden, die nicht zu beseitigen waren. Herr von Hülsen wollte auf das Recht, bei den Engagements und bei den Entlassungen von Mitgliedern das entscheidende Wort zu sprechen und auch bei der Besetzung der Rollen eine maßgebende Stimme zu haben, nicht verzichten. Er meinte ferner, daß er mit der schroffen Persönlichkeit Laubes bald in Conflict gerathen würde, ganz abgesehen davon, daß Laubes demokratische Vergangenheit für einen Königlich preußischen Beamten etwas unbequem werden könnte.

So zerschlugen sich denn die Verhandlungen, die etwa einen Monat gewährt hatten. Es hat nicht sollen sein. Aber es ist doch mehr als ein müßiges Spiel der Phantasie, wenn man dem Gedanken nachhängt und sich das Bild ausmalt, wie sich die Berliner Schauspielverhältnisse wohl gestaltet haben würden, wenn die schneidige Persönlichkeit Heinrich Laubes an wichtigster Stelle einen entscheidenden Einfluß gehabt hätte.

Ob dann das Deutsche Theater wohl jemals hätte entstehen können?

* * *

So blieb Herr von Hülsen bis zu seinem Tode thatsächlich der durch keinen starken Willen eines Andern beeinflußte, der uneingeschränkte Herr unseres Schauspiels.

Die Klagen darüber, daß das Königliche Schauspielhaus sich aus der ihm gebührenden Stellung verdrängen lasse, stammen aus den letzten Lebensjahren des verstorbenen Chefs, und es ist somit natürlich, daß von Hülsens Nachfolger erwartet wird, er werde bemüht sein, die Theilnahme, die sich allmählich abgewandt hat, der Königlichen Bühne wieder zuzuführen.

Bolko Graf von Hochberg ist in diesen letzten Tagen definitiv zum Generalintendanten der Königlichen Schauspiele ernannt worden. Er ist noch zu jung im Amte, als daß es möglich wäre, über die Grundsätze, die ihn bei seiner Verwaltung leiten werden, und über die Frage, ob es ihm gelingen wird, diese Grundsätze zur Geltung zu bringen, ein Urtheil zu fällen. Graf Hochberg ist ein großer Musikfreund und besitzt auch musikalische Begabung. Als Begründer der schlesischen Musikfeste hat er seinen opferwilligen Kunstsinn in rühmlicher Weise bekundet. Ueber die Oper „Der Wehrwolf", die Graf Hochberg geschrieben hat, steht mir ein Urtheil nicht zu; ich kenne sie nicht. Aber immerhin spricht die Thatsache, daß unser jetziger Generalintendant überhaupt im Stande gewesen ist, eine Oper zu schreiben, für eine mehr als dilettantenhafte Befähigung. In der Oper ist denn auch sein Einfluß schon bemerkbarer geworden. Die Aufführungen, an denen er sich persönlich betheiligt hat, gehören zu den besten, die wir seit langer Zeit in Berlin gehört haben. Es darf allerdings nicht verschwiegen bleiben, daß sich an diesen gewöhnlich auch bedeutende Gäste betheiligt haben.

Um seine künstlerische Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen, ist nun der neue Generalintendant genöthigt gewesen, mitunter ziemlich schroff aufzutreten und namentlich unter dem Personalbestande, auch für die wichtigeren Stellen, leidlich rücksichtslos aufzuräumen. Aeltere Mitglieder, die den Königlichen Instituten bisweilen schon seit langen Jahrzehnten angehörten, sind bei Seite geschoben worden und neue an deren Stelle gesetzt. Auch über die Leistungsfähigkeit der neugewonnenen künstlerischen Kräfte ein Urtheil zu fällen, wäre noch verfrüht. Leider hat sich derjenige Künstler, über den das öffentliche Urtheil feststand, der vorzügliche Capellmeister Mottl in Karlsruhe, im letzten Augenblicke entschlossen, den ihm vom Grafen Hochberg gemachten Antrag, sich an der Leitung unserer Oper zu betheiligen, abzulehnen.

Auch der Director unseres Schauspielhauses, Herr Arthur Deetz, ist mit Ablauf des Theaterjahres von seiner Stelle zurückgetreten. Nachdem nahezu zwei Jahre lang die Ruhe des Kirchhofs im Schauspielhause geherrscht und seit dem Jahre 1885 eigentlich nur ein neues Stück eine starke Anziehungskraft auf das Publikum geübt hatte — und dies Stück war das harmlose Lustspiel „Tilly“ von Francis Stahl, gegen dessen freundlich unterhaltende Eigenschaften wir durchaus nichts einzuwenden haben, das als eines unter vielen auch auf eine bescheidene Stätte im Königlichen Schauspielhause Anspruch erheben darf, aber doch gewiß nicht als die typische Dichtung der deutschen Dramatik in den letzten zwei Jahren aufzufassen ist —, hat endlich, ganz zu Ausgang des Winters, oder gar schon im Lenz, als die ersten Lerchen zwitscherten, unsere Hofbühne einen frischeren Anlauf genommen und Erfreulicheres geleistet. Die Aufführungen von Wildenbruchs „Fürst von Verona“ und der neueinstudirten Wallenstein-Trilogie, über die ich schon gesprochen habe, bekundeten ein richtiges Verständniß für die Aufgaben, die das Königliche Schauspielhaus zu lösen hat, Sorgfalt und Geschick in der Inscenirung, Reichthum und Geschmack in der äußern Ausstattung. So darf denn der scheidende Director mit seinem Schwanengesang wohl zufrieden sein.

Nebenbei soll auch dem Schauspielhause das Verdienst, jungen Autoren, die sich bisher nur in bescheideneren Verhältnissen bewegt hatten, wie Francis Stahl und Felix Philippi, die Thore geöffnet zu haben, willig zugestanden werden. Wir machen dem Schauspielhause auch keinen Vorwurf daraus, wenn es sich bei dieser Unterstützung junger Schriftsteller einmal gründlich vergreift, wie dies bei Hoyers „Trug und Treue“ der Fall gewesen ist. Es bleibt auf alle Fälle anerkennenswerth, wenn ein großes Theater dem Verfasser einer ernsten und mühevollen Arbeit die Möglichkeit bietet, überhaupt zu Worte zu kommen.

In der Beziehung sind die Bühnenschriftsteller in Berlin übrigens ungleich besser daran als in Wien. In Wien ist der Dichter eines ernsten Schauspiels absolut mundtodt gemacht, wenn das Burgtheater aus diesem oder jenem Grunde das Stück abzulehnen sich veranlaßt fühlt. Sagt das Burgtheater nein, so ist für den Bühnenschriftsteller jede Möglichkeit, seine Arbeit überhaupt in Wien aufführen zu lassen, sogar schlecht aufführen zu

lassen, vollkommen ausgeschlossen. Die Stücke von Adolf Wilbrandt, Paul Heyse, Adolph L'Arronge, Ernst Wichert u. s. w. sind in Wien schon vor der Geburt begraben, wenn das Burgtheater sie nicht aufführen kann oder mag. Das Burgtheater entscheidet als erste und letzte Instanz, ohne Berufung. Das ist ein betrübender, ein unmöglicher Zustand, an dessen Beseitigung das Wiener Publikum dasselbe Interesse hat wie die dramatischen Dichter.

Da sind wir in Berlin wie gesagt besser gestellt. Bei uns giebt es schon jetzt drei, vier Bühnen, bei denen wenigstens der Versuch, eine ernstere Bühnendichtung zur Aufführung zu bringen, unternommen werden kann. Und dabei wird es in Zukunft nicht mehr sein Bewenden haben.

* * *

Gerade jetzt werden zwei neue große Bühnenunternehmen geplant: das eine, das sein Programm schon durch den vorläufig gewählten Titel „Theater der Lebenden" ausspricht, und als dessen bedeutendste schauspielerische und leitende Kraft Ernst Possart ausersehen ist, das andere mit Ludwig Barnay an der Spitze, das ein Volkstheater im großen Stile werden will.

Dieses Volkstheater, das in dem umgebauten Walhallatheater seine Stätte finden soll, scheint vorzugsweise das große klassische Drama pflegen zu wollen, für das Barnay sein bedeutendes Darstellungstalent und seine hervorragende Gabe als Regisseur mitbringt. Unter den Künstlern, die neben Barnay wirken werden, werden vor Allem Hedwig Niemann und Josef Kainz vom Deutschen Theater genannt. Es ist auch die Rede davon, daß Friedrich Haase zeitweilig die künftigen Vorstellungen des Volkstheaters durch sein eigenartiges Talent beleben wird. Da hätten wir denn also in diesem neuen Theater eine Art von Secession des Deutschen Theaters; und da wir schon bei der Begründung des Deutschen Theaters von der „Glocke" gesprochen haben, liegt es nahe, jetzt die Frage aufzuwerfen, ob nun diese Glocke wohl den Namen „Concordia" verdienen, ob sie zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine die liebende Gemeinde versammeln werde?

Wer kann sagen, wie stark das Individuelle, das menschlich Verschiedenartige auf die künstlerische Gemeinsamkeit wirken, ob sich das Spröde mit dem Zarten zu gutem Klange paaren wird, oder ob, wie dies bei der ursprünglichen Zusammensetzung des Deutschen Theaters der Fall war, schrille Dissonanzen den Wohllaut stören werden! Es wäre geschmacklos und thöricht, da prophezeien zu wollen. Auch hier sagen wir: warten wir es ruhig ab und hoffen wir das Beste!

Berlin ist eine große Stadt und wird immer größer. Berlin ist auch eine theaterlustige Stadt, und je mehr gute Bühnen erstehen, desto besser für uns! Und wenn sie alle, die alten und die neuen, gute Stücke in guten Aufführungen bringen, so werden auch alle ihre Rechnung finden. Heilsame Wettbestrebungen werden die Leiter zu besonderer Rührigkeit anstacheln, den rühmlichen Ehrgeiz der Darsteller entfesseln, die Dichter anregen und das

Publikum lebhaft beschäftigen. Es ist also kein Anlaß vorhanden, zu klagen, und noch weniger Anlaß zu billigem Spott. Das wahrhaft Lebensfähige und Lebenskräftige wird leben und gedeihen, und das, was zu Grunde geht, wird nicht werth sein, daß es existirt.

Für das „Theater der Lebenden", wie wir es mit den Zeitungen nennen wollen, wird eine neue Heimstätte gebaut, in günstiger Lage, von einem klugen und geschickten Baumeister, Hennicke. In unserer Zeit der furchtbaren Theaterkatastrophen hat dieser Neubau seine besondere Bedeutung, denn ohne Zweifel wird die Feuergefährlichkeit auf das geringste Maß zurückgeführt werden.

An den geschäftlichen Fragen, die bei dem Theater eine große Rolle spielen, hat das Publikum kein Interesse und braucht auch kein Interesse zu haben. Jedermann sagt sich freilich, ohne besonders nachzudenken: Grund und Boden ist heutzutage nicht billig, und bis ein Theatergebäude in benutzbarem Zustande fertig dasteht, kostet es bei den heutigen Baupreisen gewiß ein Heidengeld. All die neuen Einrichtungen der Beleuchtung, der Heizung, all die Bürgschaften, welche die Baupolizei bei Neubauten für die Sicherheit der Besucher fordert, die breiteren Verkehrswege innerhalb des Zuschauerraumes, die breiten Corridore, die breiten massiven Treppen, die Bequemlichkeit der Ausgänge, die freie Lage des Gebäudes, Alles das ist gewiß sehr kostspielig, und jedes neue Theater wird voraussichtlich ein erheblich größeres Capital zu verzinsen haben, als die schon bestehenden. Aber das ist eben Sache der Unternehmer, der geschäftlich Betheiligten, des Directors, und darüber haben wir uns den Kopf nicht zu zerbrechen. Wir haben allen Grund, uns zu freuen, wenn in unserer Hauptstadt eine neue schöne Stätte des öffentlichen Vergnügens errichtet wird, die das volle Behagen an den künstlerischen Leistungen, das uns eben zum Besuche des Theaters veranlaßt, nicht durch den störenden Nebengedanken beeinträchtigt: wenn hier nur kein Unglück geschieht! und aus unserem ruhigen Genusse uns mit den Schreckbildern des Ringtheaters und der Opéra comique aufschreckt.

* * *

Ohne Besonderheiten geht es heute nirgends gut. Auch das „Theater der Lebenden" will also sein Besonderes haben: es will der dramatischen Dichtung der Gegenwart mit ausgesuchter Freundlichkeit entgegenkommen.

Es geht also offenbar von der Voraussetzung aus, daß die dramatische Dichtung unserer Zeit von den Directoren der schon bestehenden Bühnen nicht genügend gepflegt wird. Und diese Auffassung wird von vielen und maßgebenden Kritikern getheilt. Sehr oft macht man den Directoren den Vorwurf des Mangels an frischem Zugreifen, an kecker Initiative, des Klebens am Hergebrachten, der unangemessenen Gefügigkeit schon erfolgreich Gewesenen gegenüber und der übertriebenen Pflege der Todten und der Klassiker, die den Lebenden Licht und Luft wegnehmen. Diese Klagen sind so alt wie

das Theater selbst. Das „Place aux jeunes!“ ist das Feldgeschrei, mit dem die Anhänger einer jeden neuen Schule und des jeweiligen neuen literarischen Glaubens in Frankreich die Bühne allzeit bestürmt und mitunter auch erobert haben.

Aber ist nun diese Voraussetzung richtig? Wird wirklich durch thörichte Engherzigkeit und Kleinmüthigkeit der Directoren unseren jungen Bühnentalenten der Weg versperrt? Wird die Welt aus geschäftlichen Gründen traurigster Art in der That betrogen um Meisterwerke, die im Verborgenen entstanden sind, oder die doch bei liebevollerer Pflege noch entstehen könnten? Giebt es verkannte Dichter?

Diese Frage ist nicht blos theoretisch gestellt worden. Schon mehrfach hat man den Versuch gemacht, sie zu einer praktischen Lösung zu bringen. Was wollen denn die Preisausschreiben für die besten Bühnenwerke anders als diese Frage beantworten? Diese gehen ja von dem Gedanken aus, unabhängig von allen persönlichen Beeinflussungen, von Gönner- und Gevatterschaften solche Stücke, die in gewöhnlichen Theatern aus diesem oder jenem Grunde nicht zur Aufführung gekommen sind, und die wegen ihrer großen dichterischen Eigenschaften die Aufführung doch verdienen, aufzufinden.

Bei diesen Preisausschreiben werden gewöhnlich alle Bedingungen festgestellt, die eine streng sachliche Prüfung ermöglichen und begünstigen. Zu Preisrichtern werden Personen bestimmt, die unabhängig von einander in selbstständiger Lebensstellung sich befinden, die eine gründliche ästhetische Bildung und geläuterten Geschmack besitzen, die entweder selbst schon erfolgreich für die Bühne geschrieben oder auf der Bühne praktische Erfahrungen gesammelt haben. Bei der Unvollkommenheit unserer menschlichen Einrichtungen ist es kaum möglich, ein besseres Tribunal zu finden, als das für solche Preisausschreiben gewöhnlich eingesetzte. Es bietet größere Bürgschaften für ein unbefangenes und richtiges Urtheil, als die einseitige Auffassung eines einzelnen Directors, und wäre dieser auch der bedeutendste.

Die Einsendungen erfolgen anonym, so daß derjenige, der die Arbeit prüft, sich blos an die Sache halten kann und von allen persönlichen Einflüssen befreit ist. Bei allen diesen Ausschreiben ist der prüfende Ausschuß von dem innigsten Wunsche und dem ehrgeizigen Verlangen beseelt, aus dem Wust der Einsendungen etwas Tüchtiges herauszufinden. Da hätten also doch, wie man meinen sollte, die Verkannten die schönste Gelegenheit, zur Geltung zu kommen.

Und welches Ergebniß haben nun diese Preisausschreiben gehabt? Es ist beschämend, es eingestehen zu müssen. Im Großen und Ganzen sind sie durchaus unergiebig gewesen. Wenn nicht schon von vornherein durch eine starre Vorschrift der Jury die Verpflichtung auferlegt war, unbedingt einen Preis geben zu müssen, so hat die Sache gewöhnlich den kläglichsten Verlauf genommen und mit der Erklärung der Jury abgeschlossen: Keines der eingesandten Werke entspricht den Bedingungen, die die Ertheilung eines Preises ermöglichen. Und auch da, wo ein Preis vorschriftsmäßig ertheilt werden

mußte, hat sich das dramatische Tribunal gewöhnlich zu der officiösen Erklärung genöthigt gesehen: Wir krönen das Werk, weil wir krönen müssen; wir lehnen aber jede Verantwortlichkeit für diese Auszeichnung ab. Unter den Blinden, die sich bei uns angesammelt haben, ist eben dieser Einäugige König.

Ein praktisches Resultat haben diese Ausschreiben gewöhnlich doch gehabt: nämlich das, daß einige recht freundliche Gaben, die sonst vielleicht gänzlich unbeachtet geblieben wären, eben dank der Auszeichnung durch die Jury eine Zeit lang auf verschiedenen Bühnen aufgeführt worden sind; einen dauernden Gewinn aber haben sie nicht erbracht, ein unbekanntes Talent von mächtiger Bedeutung nicht entdeckt.

Auch die tragikomischen Erfahrungen mit dem großen Schiller-Preise sind hier anzuschließen. Die mit dem Schiller-Preise Ausgezeichneten, wie Gustav Freytag, Paul Heyse, Adolf Wilbrandt, Ludwig Anzengruber, Heinrich Kruse u. s. w. bedurften der Anerkennung nicht mehr, um sich ihre Befähigung zur dramatischen Dichtung beglaubigen zu lassen. Nur in einem einzigen Falle hat der Schiller-Preis dem grundlegenden Gedanken der Stiftung entsprochen: durch die Krönung des „Brutus und Collatinus" ist Albert Lindner in der That auf die Höhe der berechtigten Anerkennung gehoben worden.

Nebenbei hat es auch schon einmal eine besondere Einrichtung gegeben, die von demselben Gedanken ausging, die verborgenen Schätze der dramatischen Dichtkunst zu heben. Vor etwa zehn Jahren, glaube ich, hatte Hermann Riotte, der lange Zeit hindurch Director der Genossenschaft der dramatischen Autoren gewesen war und in diesem Amte allerdings vollauf Gelegenheit hatte, sich über das, was für die Bühne in Deutschland überhaupt gedichtet wird, ein Urtheil zu bilden, den Gedanken, eine eigene Bühne lediglich zu dem Zwecke zu gründen, solche Werke, die von anderen Bühnen zurückgewiesen sind und die doch eine Aufführung verdienen, zur Darstellung zu bringen.

Er nannte diese Bühne, für die er sommerbeurlaubte Schauspieler, darunter sogar einige talentvolle, besonders angeworben hatte, „Novitäten-Bühne". Wenn ein Mann, der in der Lage ist, nahezu alle gedruckten deutschen Bühnenstücke zu lesen, und der berufsmäßig sogar eine unglaublich große Anzahl dieser Stücke lesen muß, von denen doch nur ein verschwindend geringer Promillesatz zur Aufführung kommt — wenn ein solcher Mann von der Ansicht durchdrungen war, daß eine besondere Bühne die Aufgabe zu erfüllen habe, sich der Zurückgesetzten anzunehmen, so durfte man glauben, daß wirklich ein Bedürfniß dazu vorhanden war. Der Mißerfolg dieses Unternehmens war indessen ein vollkommener. Das Publikum, das die Dichter mit Lob füttern soll wie junge Vöglein, ließ die unglückliche „Novitäten-Bühne" zuerst im Stich; es kam kein Mensch; und dann waren auch die Stücke allesammt wirklich recht herzlich unbedeutend.

Vielleicht darf auch ich das Recht beanspruchen, in dieser Beziehung von meinen eigenen Erfahrungen zu sprechen. Seit länger als zwanzig Jahren bekümmere ich mich um unser Theater und, wie ich sagen darf, mit Liebe und

Lust. In meiner früheren Eigenschaft als Herausgeber einer kritischen Wochenschrift habe ich nicht blos nahezu alle hier zur Aufführung gelangten neuen Stücke gesehen und besprochen, sondern auch sehr viel unaufgeführte gelesen und kritisirt. Bei der Münchener Preisbewerbung war ich als Richter mitbetheiligt und habe alle zur ersten Bewerbung eingesandten Lustspiele mit strengster Aufmerksamkeit geprüft. Es war eine Arbeit, die Monate erforderte. Endlich in meiner jetzigen Stellung als Dramaturg des Deutschen Theaters habe ich die Verpflichtung im Laufe des Jahres ungezählte Dutzende von fünfactigen Lust-, Schau- und Trauerspielen zu lesen und darüber ein eingehendes Votum abzugeben. Und immer und in allen Fällen habe ich dieselbe traurige Erfahrung gemacht. Es ist mir nicht möglich, ein Gefühl wehmüthiger Trauer zu bannen, wenn der Theaterdiener wieder einen neuen Stoß von Stücken bei mir abgiebt; und es kostet mich immer eine starke Ueberwindung, mit voller Frische und Unbefangenheit an die undankbare Arbeit zu gehen. Ich vergegenwärtige mir jedesmal, welche unglaubliche Summe von ernster Arbeit da vor mir liegt, wieviel wirkliche Begabung da zu Tage tritt, wieviel Bildung und Ernst, und wieviel Hoffnungen sich an diese säuberlich abgeschriebenen Dichtungen knüpfen. Und Alles das ist fast immer verlorene Liebesmüh. Man staunt darüber, woher unsere Dichter noch immer den Muth nehmen, die mittelalterlichen Dramen in Versen und die antiken Tragödien zu schreiben, da sie sich doch an den Fingern abzählen können, daß das Publikum darauf nicht eingeht, und daß die Directoren beim besten Willen von der Welt nicht in der Lage sind, diese Dichtungen zur Aufführung zu bringen! Aber irgend ein Ausnahmefall giebt den Schwärmern immer wieder neuen Muth. Zum Glück giebt es ja einige Ausnahmen, freilich nur sehr wenige.

Albert Lindners Name ist, wie ich schon sagte, nicht auf dem gewöhnlichen Wege zu dem eines bekannten Bühnendichters geworden, nicht durch eine erfolgreiche Aufführung. Erst die Richter des Schiller-Preises haben die Verdienste Lindners gewürdigt. Trotzdem ist desselben Dichters „Bluthochzeit", nachdem Lindner schon dem deutschen Publikum und den deutschen Bühnenleitern als ein besonders befähigter Dramatiker empfohlen worden war, von allen Bühnen zurückgewiesen worden, bis sich endlich das Belle-Alliance-Theater dieses Dramas erbarmte und es zu so erfolgreicher Aufführung brachte, daß es von da aus nun auch die vornehmen Bühnen beschritt. „Schach dem Könige" von Hippolyt Schaufert ist ebenfalls als unbrauchbar zurückgewiesen worden. Es erhielt den ersten Lustspielpreis des Burgtheaters, erzielte einen großen Erfolg bei den ersten Aufführungen und ging nun über alle Bühnen. Jahre lang klopfte Ernst von Wildenbruch vergeblich an alle Pforten der Hoftheater, und auch der Erfolg seines Schauspiels „Der Mennonit" im früheren Nationaltheater ging ziemlich spurlos vorüber. Da wagte eine neue Direction des Victoriatheaters eine Aufführung der „Karolinger", das Werk schlug durch, und Wildenbruch rückte nun in eine vordere Reihe der deutschen Bühnendichter. Arthur Fitgers „Hexe" blieb ebenfalls Jahre

lang unbeachtet, bis endlich das Leipziger Stadttheater unter August Försters Leitung das Stück zur Aufführung brachte und einen rauschenden Erfolg damit erzielte. Nun nahmen sich auch andere Bühnen, besonders die Meininger dieses Stückes an, und es wurde zu einem deutschen Erfolge.

Aber was bedeuten diese fünf, sechs Fälle, denen meinetwegen noch ein halbes Dutzend anderer anzureihen wäre, im Vergleich zu der unermeßlichen Anzahl dramatischer Dichtungen, die nicht aufgeführt werden? Und unter diesen verstehe ich auch solche, die wirklich sehr viel Vortreffliches enthalten, die im Einzelnen poetischen Werth haben, die wirkungsvolle Scenen bringen, eine tüchtige Bildung verrathen, Stücke mit allen möglichen guten Eigenschaften, und die doch nicht aufgeführt werden!

Soll nun für diese das „Theater der Lebenden" gegründet werden? Da muß zunächst daran erinnert werden, daß die Situation des Dramatikers bei uns verhältnißmäßig noch eine ziemlich günstige ist, auch bei der jetzigen Gestaltung der Theaterverhältnisse. Dem Autor stehen verschiedene bedeutende Bühnen offen: zunächst das Schauspielhaus, dann das Deutsche Theater, unter Umständen auch das Residenztheater, das Wallnertheater, und im schlimmsten Falle das Ostendtheater, das sich durch die Aufführung von Ernst von Wildenbruchs Trauerspiel „Das neue Gebot" ein wirkliches Verdienst erworben hat.

Aber das ist es ja eben! Ein Autor wie Wildenbruch soll nicht gezwungen werden, nach dem fernen Ostendtheater zu pilgern, um ein Stück wie „Das neue Gebot" zur Aufführung zu bringen!

Sehr wohl. Aber da muß man doch fragen: wie oft ereignet sich dieser Fall? Er gehört doch thatsächlich zu den allergrößten Seltenheiten! In Wahrheit liegen vielmehr die Sachen so, daß alle Theaterdirectoren sich die größte Mühe geben und alle Anstrengungen machen, um ein Stück, das irgendwelchen Erfolg verspricht, zu erwerben. Wieviel zurückgewiesene Stücke haben denn Erfolg gehabt? Sie lassen sich, wie ich oben angeführt habe, an den Fingern abzählen, und man braucht dazu nicht einmal die beiden Hände.

Nun spricht man freilich auch von Geschichten aus alten Zeiten, die leider keine Märchen sind. Man erinnert immer wieder an die alte Geschichte von Gustav Freytags „Journalisten", die das Königliche Schauspielhaus dereinst als „unaufführbar" dem Dichter wieder zur Verfügung gestellt hatte. Das ist allerdings ein Versehen, ein sehr grobes Versehen; aber ein solcher Irrthum kann sich immer wieder ereignen, auch wenn es fünfundzwanzig Bühnen giebt anstatt einer. Eine solche Ausnahme darf nicht als Beweismittel verwerthet werden; vielmehr ist immer wieder die Frage so zu stellen: Ist es richtig, daß befähigte Bühnendichter bei uns nicht zu Worte kommen? So oft diese Frage praktisch gestellt worden ist und eine praktische Beantwortung gefunden hat, ist sie verneint worden.

Das beweist nun freilich nicht, daß sie immer zu verneinen wäre. Es wäre ja doch möglich, daß eine neue Bühne den sieghaften Beweis erbrächte:

es steht nicht gar so schlimm um unsere deutsche dramatische Dichtung, wie es den Anschein hat; es wird mehr Gutes geschrieben, als man glaubt, als man erfährt, man muß es eben nur zu finden wissen: wir werden suchen, und wir glauben auch, daß wir finden werden.

Wenn das die Aufgabe der neuen Bühne sein soll, so können wir einem solchen Beginnen nur unsere Sympathien entgegenbringen und ihm aus aufrichtigem Herzen alles Gute auf den Weg wünschen. Wir werden geduldig warten und sehen, was uns das Theater bringt; und wenn es ihm auch nur annähernd gelänge, sein Programm zu verwirklichen, so würden wir es schon als einen ernsthaften Gewinn zu betrachten haben.

* * *

Unzweifelhaft giebt es ja talentvolle und tüchtige Stücke, die nicht aufgeführt werden und nach der Auffassung unserer Directoren auch nicht aufgeführt werden können, obwohl diese selbst von dem dichterischen Werthe der Arbeit überzeugt sind. Und trotzdem können diese Stücke nicht aufgeführt werden! — aus geschäftlichen Gründen.

Das klingt freilich sehr klein; und gerade die Frage, inwieweit der Director ein Geschäftsmann sein dürfe und sein müsse, hat vor Kurzem viel Staub aufgewirbelt. Das war gelegentlich der Abwägung der Leistungen der damals noch vereinigten Hamburger Theaterdirectoren Pollini und Maurice mit den Leistungen der Frankfurter Bühnen. Pollini war als Sachverständiger für die Frankfurter Theaterangelegenheiten zu Rathe gezogen worden. Man fand es nicht richtig, daß ein Geschäftsmann in dieser stark künstlerischen Frage als Autorität angerufen werde.

Freilich giebt es ein Theatergeschäft und eine Theaterkunst. Bringt man indessen haltlose Phrasen in Abzug, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß ein Privattheater für den Privatunternehmer ein Geschäft ist, gerade so abhängig von den allgemeinen Bedingungen des Marktes wie jedes andere Geschäft. Es kann in kleinlicher und niedriger Weise betrieben werden und in vornehmer. Ein Kunsthändler kann Meisterwerke der Malerei und Radirungen verkaufen, ein anderer zweideutige Photographien.

Theatergeschäft und Theaterkunst schließen sich nicht aus; im Gegentheil, wenn nicht ganz besondere Bedingungen vorliegen, wie bei den subventionirten Hoftheatern, so ist es zur Förderung der Theaterkunst unumgänglich nothwendig, daß das Theatergeschäft geschäftlich gut betrieben werde. Und auch die allerbegünstigtsten, mit vornehmstem künstlerischen Können und Wollen ausgestatteten Bühnenleiter — nennen wir hier nur die Burgtheaterdirectoren Laube, Dingelstedt und Wilbrandt — auch sie haben sich nicht freimachen können von den gemeinen Sorgen um das Geschäft. Ja selbst derjenige Bühnenleiter, der in der Welt eine einzige Stellung einnimmt, der mehr als jeder andere seine idealen Bühnenbestrebungen hat verwirklichen können, der Herzog von Meiningen, hat der geschäftlichen Frage seine ernsthafteste Aufmerksamkeit zu-

wenden müssen. Denn es giebt kein Privatvermögen und auch kein fürstliches Vermögen, das ausreichen würde, die nimmersatten Bedürfnisse jenes gefräßigen Ungeheuers, das man eben „Theater" nennt, allein zu befriedigen; dazu muß sich eine große Gemeinsamkeit zusammenfinden; die Leistungen des Einzelnen oder einer beschränkten Anzahl von Personen, seien diese nun Subventionen von Fürsten oder Zuschüsse einer Gesellschaft begeisterter und opferfähiger Kunstfreunde, Unterstützungen durch die städtische Gemeinde u. s. w., alle diese Leistungen erweisen sich, wenn sie auch noch so reichlich bemessen werden, doch als unzulänglich, wenn die Allgemeinheit, das Publikum, sich theilnahmlos verhält, und mit dem geschäftlichen geht auch der künstlerische Bankerott zusammen.

In seinem eigentlichen Wesen unterscheidet sich das Theatergeschäft im Allgemeinen kaum von irgend einem anderen. Der geschäftliche Leiter muß darauf bedacht sein, möglichst hohe Einnahmen zu erzielen und bei den Ausgaben da zu sparen, wo es möglich ist; allerdings ohne alle Engherzigkeit, im Gegentheil mit der Wagelust, vor großen Ausgaben nicht zurückzuschrecken, wenn sie dem Ganzen zum Heil zu gereichen versprechen.

Im Besonderen ist aber das Theatergeschäft doch ein anderes als andere. Es setzt zu seinem Betriebe von vornherein ungewöhnlich starke Ausgaben voraus, und die Höhe der Einnahmen ist auch im allergünstigsten Falle doch eine festbegrenzte.

Bei dei Höhe der Gagen hervorragender Künstler, bei dem riesigen Personal, der Pachtsumme oder dem zu verzinsenden Capital für Grund und Boden und Gebäude, dem Fundus an Decorationen, Costümen, Requisiten, Maschinen, der nicht blos keine Zinsen trägt, sondern beständig Neuausgaben und Neuanschaffungen erheischt, den Tageskosten für Beleuchtung, Heizung u. s. w. sind die laufenden Ausgaben kolossale; und daran ist bei aller Umsicht, Geschäftsklugheit und Sparsamkeit nicht zu rütteln. Deswegen drängt Alles darauf hin, hohe Einnahmen zu erzielen, und der Kassenrapport ist der Tyrann, der den Director beherrscht.

Mögen die Directoren auch noch so sehr durchdrungen sein von dem dichterischen Werthe des Stückes, das sie zur Aufführung bringen, mögen sie der Darstellung als einer meisterlichen sich freuen, sie sind gleichwohl genöthigt, das Stück rücksichtslos bei Seite zu werfen, wenn es nicht die erforderliche Anziehungskraft auf das Publikum übt. Das haben Laube, Dingelstedt und Wilbrandt gerade so gut gethan wie alle anderen Directoren, und sie sind in der Beziehung gerade so geschäftsmäßig kühl vorgegangen wie alle anderen.

* * *

Es hat mich denn auch Wunder genommen, daß man Pollini, der unter den deutschen Theaterdirectoren der Gegenwart jedenfalls einer der eigenthümlichsten und bemerkenswerthesten ist, es zum Vorwurf gemacht hat,

er betreibe das Theater als Geschäft. Gewiß ist Pollini ein Geschäftsmann. Es fragt sich aber allerdings, wie er sein Geschäft betreibt. Und in dieser Beziehung hätte er sich — soweit ich die Verhältnisse beurtheilen kann, und ich glaube sie aus eigener Erfahrung ziemlich gut zu kennen — kaum ein Zeugniß des Wohlverhaltens von unseren bedeutendsten Musikern und meistgespielten Autoren ausstellen zu lassen brauchen.

Gewiß kommen auch in Hamburg manche geschäftlichen Häßlichkeiten vor, die, an's Tageslicht gezogen und in eine unfreundlich helle kritische Beleuchtung gerückt, wohl dazu angethan sind, den dortigen Leiter „dem Haß und der Verachtung" der Wohlgesinnten auszusetzen. Aber die Theaterdirectoren sind nun einmal ebensowenig Engel wie die übrigen Sterblichen, vielleicht noch ein bischen weniger — und das Theater möchte ich wohl sehen, das durch die völlig fleckenlose Reinheit seines Wandels gegen alle Angriffe der Kritik, der unbeschäftigten und entlassenen Künstler, die in Unfrieden von ihrer bisherigen Wirkungsstätte geschieden sind, und der unaufgeführten Bühnendichter gefeit wäre!

Ohne Zweifel hat die Vereinigung der drei Bühnen, des Stadt- und Thaliatheaters in Hamburg und des Altonaer Theaters, ernsthafte Unzukömmlichkeiten, ja arge Mißstände zur Folge gehabt, und als ein im künstlerischen Interesse hocherfreuliches Ereigniß ist die Auflösung der Directorenfirma „Pollini & Maurice" zu begrüßen. Der Wettkampf zwischen den Beiden wird nun wieder entbrennen, und Alle: Künstler, Dichter, Publikum und sie selbst werden Vortheil davon haben. Die Verschmelzung der drei Bühnen war ein großer Rechenfehler des sonst so klugen Rechners.

Aber Pollini ist nicht blos ein kluger Rechner, er ist auch ein guter Director im künstlerischen Sinne. Man frage doch Rubinstein und Bülow, was sie von der Pollini'schen Oper in Hamburg halten! Die Bühnendichter, deren Stücke in Hamburg aufgeführt sind, braucht man nicht mehr zu fragen, da sie selbst schon gegen die übertriebenen Angriffe aufgetreten sind.

Gewiß hat das Schauspiel eine Zeit lang unter den durch das „Geschäft" bedingten Abhetzungen gelitten, und man kann es den Hamburgern nicht verargen, daß sie darüber schmollten, dieselben Stücke in derselben Besetzung auf drei verschiedenen Bühnen zu drei verschiedenen Preisen aufgeführt zu sehen. Aber dieser Uebelstand ist ja nun abgethan. Und man darf doch nicht vergessen, daß schließlich Pollini es war, der dem Hamburger Theaterleben ganz neues Blut eingeflößt hat, daß es ihm gelungen ist, auch in dem großen Stadttheater für das Schauspiel ein warmes Interesse zu erwecken. Barnay, Friedmann und Franziska Ellmenreich haben gleichzeitig unter ihm gewirkt, und auch nach deren Scheiden hat das Hamburger Theater ganz ausgezeichnete Schauspielaufführungen zu verzeichnen gehabt. Und die letzte Instanz für die Leistungen bleibt doch immer das Publikum. Es ist aber eine Thatsache, daß das Hamburger Publikum alles Erdenkliche gethan, um Pollini zu fesseln, daß es diesem Vergünstigungen aller Art eingeräumt hat.

Deswegen war es auch kaum zu verstehen, daß man sich gerade Pollini unter den deutschen Bühnenleitern als Gegenstand eines besonders scharfen Angriffs ausgesucht hat; und ich halte es für nicht unwahrscheinlich, daß weniger seine bisherigen Leistungen in Hamburg die eigentliche Veranlassung dazu gegeben haben, als vielmehr die Absichten, die ihm in Bezug auf Frankfurt zugeschrieben wurden, weniger das, was er in Hamburg gethan hat, als das, was man von ihm in Frankfurt erwartete, in gewissen Kreisen befürchtete: daß er nämlich auf die Pachtung des Frankfurter Theaters speculire und hinarbeite. Das aber sind persönliche und locale Angelegenheiten, um die wir uns nicht zu kümmern haben. Wir begreifen vollkommen, daß es in Frankfurt eine starke Partei giebt, die ja auch schließlich den Sieg davongetragen hat, eine Partei, die dem bisherigen Intendanten, Emil Claar, einem sehr klugen, geschickten und rührigen Manne, die Stange hält, daß man das Vorgehen der dortigen städtischen Behörde nicht billigte, die just den Augenblick, da sich Claar einer schmerzhaften Operation zu unterziehen hatte und von Frankfurt abwesend war, dazu ausersehen hatte, um Pollini zur Prüfung der Frankfurter Theaterangelegenheiten nach der Mainstadt zu bescheiden.

* * *

Die Polemik, die sich gelegentlich dieses Falls entsponnen hatte, bestätigte nun auf's Neue die alte und merkwürdige Erfahrung, wie gerade die Bühne vor allem Andern die Eigenthümlichkeit besitzt, den mündlichen und schriftlichen Ausdruck leicht zu einem ungewöhnlich scharfen und gereizten zu machen. Alle am Theater Betheiligten wissen davon ein Liedchen zu singen, die Directoren, die Künstler und die Dichter.

Die Worte des Einzelnen sind vielleicht gar nicht so schlimm wie sie klingen; aber durch die Summirung wirken sie eben ungebührlich stark.

Wer etwas Künstlerisches giebt oder Dichterisches schafft, hat, wenn sein Werk mißlingt, natürlich die Strenge der Kritik zu gewärtigen. Wenn das Werk aber nicht gerade auf der Bühne dem Urtheil ausgesetzt wird, so wird auch der Mißerfolg von dem Verunglückten in nicht allzu grausamer Weise empfunden. Wird ihm heute durch eine ungünstige Kritik der Standpunkt klar gemacht, so vergehen wohl lange Tage und Wochen, bis eine zweite und dritte folgt. Er kann sich inzwischen einigermaßen erholen und wieder zu Kräften kommen. Von Vielen wird er gar nicht beachtet, sein Werk wird klanglos begraben. Das ist gewiß sehr hart, sehr kränkend, aber es ist doch nicht das Schlimmste. Es tröpfelt. Ueber den Schriftsteller aber, der in Berlin oder Wien oder sonst einer großen Stadt ein nicht gelungenes Stück zur Aufführung bringt, ergießt sich ein wahrer Platzregen, der mit fürchterlicher Heftigkeit schon am andern Morgen beginnt und zwei, drei Tage andauert. Alle Blätter vom größten bis zum kleinsten, zunächst die Blätter der Stadt selbst, die Blätter der andern Städte alsdann fallen über den Unglücklichen, der etwas Mittelmäßiges oder Schlechtes geschrieben hat, mit er-

schrecklicher Gleichzeitigkeit her, alle gleichzeitig und alle auf einmal! Es ist fürchterlich.

Schon am Abend während der Aufführung hat der Schriftsteller die Wirkung des Mißerfolges in der beleidigendsten Weise fühlen müssen, wie einen Schlag in's Gesicht. Er, der sonst nie mit dem Publikum unmittelbar zusammenkommt, steht ihm hier ganz unvermittelt mit seinem Werke gegenüber und hört nun die Aeußerungen des Widerwillens, die schneidenden Zischlaute, die schnöden Bemerkungen. Und auch den Bedeutendsten sind diese Demüthigungen nicht erspart worden. Man weiß, daß Sardou, seitdem ihm einmal ein Stück mißglückt ist, bei jeder neuen Aufführung thatsächlich krank wird. Er legt sich den ganzen Tag in's Bett und trinkt Camillenthee.

An dem Uebelstande, daß der dramatische Dichter für das Mißlingen seiner Arbeit in persönlich kränkender Weise und besonders grausam gezüchtigt wird, ist nun einmal nichts zu ändern; das liegt eben in der Natur der Sache, in der Darbringung des Stückes, über das das Publikum auch seine scharf mißbilligende Meinung mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln — und das sind in diesem Falle: Trampeln, Zischen, Höhnen, Scharren — auszudrücken berechtigt ist.

Aber überflüssig und vom Uebel erscheint mir die Zusammenführung der Persönlichkeit des Dichters mit dem Publikum auch da, wo es nicht absolut geboten ist. Ich habe eine unüberwindliche Abneigung gegen das Hervorrufen der Dichter.

Früher war der Hervorruf etwas ganz Seltenes, eine Ausnahme; jetzt ist er zur Regel geworden. Der anwesende Dichter muß, wenn das Stück Erfolg hat, heraus, und für den abwesenden wird gedankt. Die Zahl der Hervorrufe gilt auch als Maßstab für den Erfolg.

Auf mich wirkt es immer unangenehm, wenn das bleiche Antlitz des Poeten neben den geschminkten Gesichtern der Darsteller auf der Bühne sich zeigt. Es kommt noch dazu, daß die Schriftsteller, auch wenn sie sonst gesellschaftlich durchaus gewandt sind, sich auf der Bühne fast immer sehr ungeschickt benehmen. Und mit den einfachen Verbeugungen ist es jetzt kaum noch gethan; der Autor drückt gerührt die Rechte des trefflichen Darstellers und küßt wohl auch die zarte Hand der anmuthigen Künstlerin. Es kommt auch vor, allerdings nur in kleineren Städten, daß der Director zugleich mit dem Autor erscheint und diesem vor dem Publikum den Dank für das herrliche Kunstwerk ausspricht!

Im Jahre 1887 brachten unsere Zeitungen eine Correspondenz aus Augsburg, die über das Schicksal des Schauspiels „Rosmersholm“ von Henrik Ibsen berichtete. Da hieß es wörtlich: „Immer wieder und wieder mußte Ibsen den jubelnden Zurufen des enthusiasmirten Publikums Folge leisten, und als endlich zum Schluß der Director hervortrat und im Namen seiner Künstler ‚dem unsterblichen Genius‘ dankte dafür, daß er ‚ihnen zuerst in ganz Deutschland das gewaltige Werk zur Verkörperung anvertraute‘, da

brausten donnernde Hochs dem schüchtern hervortretenden Dichter entgegen, und über seine sonst so strengen verschlossenen Züge leuchtete es einen Augenblick wie glückselige Zufriedenheit."

Daß es auch gerade Ibsen war! Der ernste Ibsen, der sich diese geschmackvolle Anpreisung seiner Person und seiner Werke vor versammeltem Publikum gefallen lassen mußte! Ob es wirklich „glückselige Zufriedenheit" war, die seine Wangen färbte, oder etwas anderes, als ihm hinter der leuchtenden Rampe auf einmal der „unsterbliche Genius" mitten in's Gesicht schlug?

Das Burgtheater und das Deutsche Theater haben die Hervorrufe der Schauspieler aufgehoben. Ich würde es für sehr vortheilhaft halten, wenn die Schriftsteller, die auf der Bühne absolut nichts zu schaffen haben und keineswegs genöthigt sind, sich dem Publikum zu zeigen, den Hervorrufen nicht mehr Folge leisteten, wenn es geradezu zum Hausgesetz bei den guten Theatern erhoben würde, daß die Schriftsteller niemals auf der Bühne zu erscheinen haben.

* * *

Die Schnelligkeit, die für politische und national-ökonomische Nachrichten und Mittheilungen aus dem socialen Leben immer ein oberstes Gesetz für die Zeitung gewesen ist, ist als solches in neuerer Zeit auch für kritische Mittheilungen und besonders über Theater anerkannt worden.

Vor etwa fünfzehn Jahren — vielleicht ist es noch nicht einmal so lange her, vielleicht auch etwas länger — führte nach dem Vorbilde der Wiener Blätter auch eine hiesige Zeitung die Neuerung ein, schon am Morgen nach der Aufführung ein kurzes Bulletin über den Verlauf eines interessanten Theaterabends auszugeben. Der Kritiker vertauschte zu dem Behufe zeitweise sein Amt mit dem des Reporters, stürzte nach der Vorstellung, also etwa um zehn Uhr, in die Druckerei und schrieb in aller Hast einige Zeilen nieder, in denen er mittheilte, daß das Stück Erfolg gehabt habe oder durchgefallen sei, und die Zahl der Hervorrufe gewissenhaft registrirte. Diesem Beispiel folgten allmählich auch die meisten andern Blätter.

Schon diese kurzen Mittheilungen, die gewiß bestrebt waren, sachlich zu sein, waren nicht ganz unbedenklich. Das Thatsächliche wirkt ja auf den Einen anders als auf den Andern, und der Ausdruck des Thatsächlichen ist der größten Wandlungen fähig, vom übertriebenen Wohlwollen bis zur Gehässigkeit. Ich erinnere mich, über die Aufnahme, die ein Stück gefunden hatte, in dem einen Blatte gelesen zu haben: „Das Publikum war begeistert. Nach jedem Actschlusse wurden die Schauspieler unzählige Male hervorgejubelt," und in einem andern: „Die Claque und die geschickt postirten Freunde des Verfassers johlten die Darsteller allerdings oft genug hervor. Dem wahren einsichtigen Publikum blieb diesem aufdringlichen Gebahren gegenüber nichts Anderes übrig, als durch sein Schweigen zu protestiren."

Früher hatte also der Autor in dem Publikum der zweiten Aufführung noch eine Art von zweiter Instanz, die das Urtheil der „Première" entweder bestätigte oder verwarf, ein Richtercollegium, das noch ungefähr unbefangen war. Dieses Vorzugs war der Bühnenschriftsteller durch die kurzen Notizen über den Verlauf der ersten Vorstellung nun auch verlustig gegangen. Er hatte jetzt auch am zweiten Abende schon mit einer durch die Zeitungsnotizen unwillkürlich beeinflußten und voreingenommenen Zuhörerschaft zu thun.

Aber bei diesen kurzen Notizen sind viele unserer Zeitungen nicht stehen geblieben. Bei dem nimmer rastenden Bestreben des einen Blattes, die Leistungen des andern zu überbieten, haben sich diese lakonischen Verzeichnungen über den Hergang allmählich bei einigen Blättern in lange fertige Kritiken verwandelt.

Die Aufführung dauert etwa bis zehn Uhr, bisweilen auch länger; und schon am andern Morgen bringt die Zeitung eine spaltenlange kritische Besprechung, die unter dem Zwange der Fertigstellung des Blattes in einer Stunde, höchstens in zwei Stunden geschrieben sein muß!

Bei dieser Schnellfertigkeit darf man wohl die Frage aufwerfen: Ist es überhaupt möglich, unter diesen Bedingungen einem Werke, das, abgesehen von allem andern, doch eine respectable Summe ernster Sammlung und langwieriger mühevoller Arbeit darstellt, kritisch gerecht zu werden? Der erste Eindruck soll zwar gewöhnlich der richtige sein; der erste Ausdruck ist fast niemals der richtige.

In der Hetzerei, unter der diese Kritiken entstehen, während der Setzerjunge die noch feuchten Blätter dem Schreiber unter den Fingern wegreißt, während sich Alles, Inhalt und Form, dem Nothdrange der Zeit unterzuordnen hat — denn rechtzeitig fertig werden ist die Hauptsache, und dann erst kommt die Frage, wie es fertig wird —, erscheint es doch geradezu undenkbar, Alles so abzuwägen, wie es zu einer gerechten Würdigung abgewogen werden sollte. Wäre dem Kritiker die erforderliche Ruhe beschieden, so würde er diesen Ausdruck vielleicht erheblich verschärfen, einen andern in demselben Maße mildern. Aber dazu ist keine Zeit da, und so kann leicht ein Bild mit falschen Lichtern und falschen Schatten entstehen, das eine falsche Wirkung hervorrufen muß.

In dieser Beziehung könnte die französische Einrichtung als mustergültig angeführt werden. Auch in dem großen Paris haben die meisten und geachtetsten Blätter trotz aller journalistischen Neuerungen noch heute den alten Brauch beibehalten, in einem Wochenfeuilleton am Montag über die interessanteste Neuaufführung der Woche — gewöhnlich ist es ja nur eine — einen größeren kritischen Bericht zu veröffentlichen; und wenn das neue Stück am Montag gegeben wird, nun, so warten eben die Leser acht Tage, bis sie die Kritik darüber lesen. Und sie verlieren nichts dabei! Denn dem Kritiker wird nicht nur die Möglichkeit zur nothwendigen Sammlung geboten, er ist nicht nur im Stande, seinen Lesern eine schriftstellerisch gepflegtere vornehmere

Arbeit zu bieten, sondern sein Urtheil ist auch ein gerechteres und wird nicht durch die Zufälligkeit des ersten besten Ausdrucks, der sich darbietet, getrübt. Liegt zwischen der Vorstellung und der Besprechung eine längere Pause, so ist der Kritiker — und das halte ich für die Hauptsache — losgelöst von der Beeinflussung durch seine Umgebung.

* * *

Der Kritiker, der aus einer ersten Vorstellung sofort in die Druckerei eilt, ist noch ganz erfüllt von der Luft, die er da eingeathmet hat. Er steht unwillkürlich unter dem Banne des Urtheils dieses merkwürdigen Publikums; und schon vierundzwanzig Stunden später würde dies Urtheil vielleicht nicht mehr in allen Punkten, vielleicht nicht einmal mehr im Wesentlichen, das seinige sein.

Denn es ist ja von all den Wunderlichkeiten und Absonderlichkeiten, unter denen der Bühnenschriftsteller sein Werk dem Urtheile der Allgemeinheit zu unterbreiten hat, der verwunderlichsten eine, daß gerade dieses wichtige Publikum der ersten Vorstellungen nicht das eigentliche und gewöhnliche Publikum ist, sondern ein ganz besonderes, und daß es trotz seiner Besonderheiten dennoch den bedeutendsten Einfluß auf die Allgemeinheit ausübt, daß es thatsächlich mit entscheidet, ja sogar bei der Entscheidung die ausschlaggebende Stimme hat.

Der Besuch einer ersten Vorstellung, für die wir ja bezeichnender Weise mit Vorliebe den französischen Ausdruck „*Première*“ gebrauchen, ist eine Modesache. Diejenigen also, die Alles mitmachen, was gerade Mode ist, stellen schon ein nicht unerhebliches Contingent zu den Besuchern dieser Neuaufführungen. Dazu kommen noch einige, allerdings wenige, die ein ernsthaftes Interesse daran haben, etwas Neues, das sich auf dem Gebiete der Kunst und Dichtung darbietet, möglichst schnell kennen zu lernen. Ein anderer und sehr wichtiger Bestandtheil dieses Publikums wird gebildet durch das Gesammtaufgebot aller Kritiker, sowohl derer, die schreiben, als auch der noch viel schlimmeren, die nicht schreiben, endlich der persönlichen Freunde und der persönlichen Widersacher. Es ist also eine ganz wunderbare Mischung.

Das Haus ist denn auch gewöhnlich wie mit Zündstoff geladen, und wie überall, so verhalten sich auch hier die Gutmüthigen in den meisten Fällen passiv, diejenigen aber, die nicht gutmüthig sind, möglichst geräuschvoll. Die „Gönner in der Nähe“ erscheinen mir heutzutage also auch noch schlimmer, als sie zu Goethes Zeiten gewesen sein mögen.

Nicht einmal und nicht zufällig, nein, beinahe regelmäßig habe ich beim Besuche dieser ersten Vorstellungen, bevor noch der Vorhang aufgegangen war, von Diesem oder Jenem Bemerkungen vernommen so unerfreulicher Art wie nur denkbar, den schadenfrohen Ausdruck einer gehässigen Voreingenommenheit.

Ich höre noch immer die Aeußerung einer in der Berliner Gesellschaft

bekannten Persönlichkeit, die den gebildeten Ständen angehört, eines Herrn, der im ersten Rang neben mir saß und sich mit den Worten setzte: „Wird denn dem Autor (der nebenbei bemerkt einige erfolgreiche Stücke aufgeführt hatte) nicht endlich einmal die Nase bluten?“ Mit dieser fröhlichen Erwartung war der Brave in's Theater gegangen, und er war so voll davon, daß er sich zu dem geschmackvollen Ausdrucke seines überströmenden Gefühls einem ihm fast Unbekannten gegenüber gedrungen fühlte.

Beifall und Mißfallen nehmen durch diese seltsame Zusammensetzung bei den ersten Aufführungen einen ganz ungewöhnlichen Stärkegrad an. Der Beifall äußert sich viel geräuschvoller und tobender als richtig, und das Mißfallen in besonders verletzender Weise. Bei uns zu Lande kleidet es sich mit Vorliebe in die für den Autor und für die Darsteller verletzendste Form: in die Verhöhnung, in lautestes Auflachen bei beabsichtigten ernsten Stellen, in den fürchterlichen Schmerzensschrei „Au!“, wenn irgend ein übermüthiger Spaß Mißbilligung findet.

So ist denn Alles verschärft, entstellt; und unter diesem falschen Eindrucke, unter diesen ungünstigsten Bedingungen schreibt die Kritik! Die Schärfe ihres Tadels kann ihr daher nicht einmal zum Vorwurf gemacht werden, denn diese ist unter solchen Umständen sogar oft begründet. Die Sache wirkt eben bei diesen ersten Vorstellungen so viel schärfer, im freundlichen wie im unfreundlichen Sinne, als gewöhnlich.

* * *

Aber mag man auch alles Entschuldbare gelten lassen, die Lage des Autors wird dadurch nicht gebessert.

Und wie wird bei uns der Bühnenschriftsteller behandelt! Nicht wie ein Mann, der mit bestem Willen und bestem Können etwas Gutes zu leisten bestrebt gewesen ist, der ein Werk zur Erheiterung, Erhebung und Erschütterung hat schaffen wollen, das auch, wenn es mißlungen wäre, doch um seiner guten Absichten willen auf einige Milde wohlberechtigten Anspruch hätte; er wird behandelt wie ein vermessener Uebelthäter, der die unbegreifliche Keckheit begeht, Leuten, die ruhig ihres Weges gehen, aufdringlich entgegenzutreten, der sie ärgert und langweilt und dafür noch Geld verlangt, der sie also beschwindelt! Er wird behandelt nicht blos wie ein Angeklagter, sondern wie ein bereits der Schuld Ueberführter. Von vornherein wird angenommen, daß er eine Schuld begangen hat, und erst durch eine gelungene Arbeit hat er seine Unschuld nachzuweisen. Es ist thatsächlich keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß ein interessanter Verbrecher mit mehr Wohlwollen und Schonung behandelt wird, als der Verfasser eines durchgefallenen Stückes.

Und die geistige Arbeit macht empfindsam. Hugo Wittmann hat darüber erst vor Kurzem sehr Beherzigenswerthes gesagt: „Wer könnte den Dichter zwingen, nicht blos ein Gedicht, sondern auch ein gutes Gedicht zu machen, den Dramatiker, ein gutes Stück zu verfassen, den Journalisten, einen

guten Leitartikel zu schreiben? Dabei bleibt doch wahrlich immer vorausgesetzt, daß dem Betreffenden der gute Muth, die Arbeitslust, die Möglichkeit des Arbeitens nicht systematisch geraubt, vielmehr nach Kräften gefördert werde. Jeder Kopfarbeiter will mit zarten Fingern angefaßt sein, beansprucht selbst für seine Fehler und Schwächen einen hohen Grad von wohlwollender Nachsicht. Arbeitslust ist Stimmung, und Stimmung ist Schmetterlingsstaub, den jedes rauhere Lüftchen vom Flügel streift."

In unserem Falle handelt es sich aber nicht um ein unzartes Anfassen, um ein rauheres Lüftchen, es handelt sich um Kränkungen, die die körperliche Mißhandlung streifen, um einen wilden Sturm, der auch festere Bäume entwurzelt. Man darf sich daher auch nicht darüber wundern, daß sich durch diesen lähmenden Verdruß bei Vielen eine starke Entmuthigung einstellt. Ich erinnere mich noch einer Unterhaltung, die ich im Salon von Braun-Wiesbaden mit Karl Gutzkow über diesen Gegenstand geführt habe. Es war kurz nach der Aufführung meines Schauspiels „Maria und Magdalena". Ich war in rosigster Laune und hatte für meine günstige Stimmung zwei starke Stützen: den Erfolg und die jugendliche Unerfahrenheit. Gutzkow schüttelte darob den Kopf und sagte mir: „Sie werden die Bühnenschriftstellerei an den Nagel hängen so gut wie jeder Andere, verlassen Sie sich darauf! Es kommt ein Tag, an dem man sich sagt: nun habe ich's satt. Ich weiß nicht, ich kann ja nicht wissen, ob das Stück, das ich geschrieben habe, gut oder schlecht ist; ich halte es natürlich für gut, sonst würde ich's nicht geschrieben haben. Habe ich mich geirrt, so werde ich für diesen Irrthum schon ohnehin schwer genug gestraft: ich habe mich Monate lang vergeblich geplagt. Ich will aber nicht obenein dafür noch gestäupt werden, wie es in diesem Falle geschieht. Ich will nicht dem ersten Besten, der sein Billet an der Kasse mit einem Thaler bezahlt, das Recht geben, mich auszulachen und zu verhöhnen, ohne daß ich ihn persönlich fassen könnte. Ich will mich nicht an einem und demselben Tage von dreißig Blättern der Hauptstadt und fünfzig Blättern des Reichs und Deutsch-Oesterreichs zerreißen lassen. Und selbst wenn ich's wollte, ich könnte es nicht mehr."

Ich habe an diese Worte Gutzkows recht oft zurückdenken müssen. Und wenn sich mir inmitten der vollsten Arbeitslust und Arbeitsstimmung das Bild einer mißlungenen Berliner ersten Aufführung vergegenwärtigt — irgend einer ersten Aufführung, es braucht nicht einmal ein Stück von mir selbst zu sein — wenn ich vor meinem geistigen Auge die wohlbekannten Gesichter auf der äußersten Linken des Parquets erblicke, während des Actes mit dem Ausdruck der berghohen Ueberlegenheit über den armen Schächer, der da ein Stück geschrieben hat, und mit meinem geistigen Ohre die Bemerkungen höre, die im Zwischenact auf den Corridoren ausgetauscht werden — vox faucibus haesit, dann ist's aus mit der Stimmung, aus mit der Lust, und mit einem ungleich idealeren Dichter rufe ich aus: „Geh, such Dir einen andern Knecht!"

Und das sind nicht etwa individuelle Empfindungen — ein Jeder, der

für die Bühne geschrieben, und der also auch in seiner schriftstellerischen Wirksamkeit Mißerfolge zu verzeichnen hat, hat Aehnliches empfunden. Allerdings würde, wenn diese Stimmung anhielte, jeder Dramatiker mit dem ersten mißlungenen Werke seine Laufbahn beschließen, und das ist zum Glück nicht der Fall.

Das Uebel ist nicht unheilbar, es giebt kräftige Mittel dagegen. In beneidenswerthen Fällen z. B. das gepanzerte Bewußtsein des Autors, das ihn selbst in unerreichbare Höhen entrückt, jenes Bewußtsein, das in dem Hebbel zugeschriebenen Worte den packendsten Ausdruck findet: „Heute ist das Publikum bei mir durchgefallen“; oder auch die Leichtlebigkeit, die erworbene Unempfindlichkeit, die gewöhnlich mit großer Fruchtbarkeit zusammenfällt. Ich kenne einen sehr bekannten Autor, der immer schon ein anderes Stück in Bereitschaft hält, bevor er das eine zur ersten Aufführung bringt, der sich schon von dem Stücke, das für das Publikum ein neues ist, mit seinem persönlichen Empfinden gewissermaßen losgelöst hat und sich für eine etwaige Ablehnung damit tröstet: dann wird das nächste gefallen; und wenn weder das Eine noch das Andere zusammentrifft, so übt wohl die Zeit ihre mildernde Wirkung, — die Zeit, die alle Wunden heilt, empfangene Kränkungen vergessen macht und dabei doch die Lust an der reizvollsten, wenn auch dornigsten Arbeit, an der Arbeit für die Bühne, wach erhält. Und so hat denn auch das Wirken des Bühnenschriftstellers wie ein rechtschaffenes Lustspiel seinen befriedigenden Schluß. Und so lange die Welt steht, wird man Stücke schreiben, und wenn heute Stücke ausgepfiffen, werden andere morgen beklatscht werden.

Der erste Branntweinbrenner

oder

Wie der Teufel das Brotränftel abgedient hat.

Lustspiel von

Leo N. Tolstoj.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Bauer [pflügt und blickt nach oben]. Es ist schon Mittag, Zeit auszuspannen! Nun, immer heraus! Hast Dich abgerackert, liebes Gäulchen. Hier will ich umdrehen, die letzte Furche pflügen und dann Mittag essen. Es war ein guter Einfall, daß ich mir ein Ränftel Brot mitgenommen habe. Ich fahre nicht nach Hause. Am Brunnen will ich essen, ein wenig schlafen, Falbchen wird Gras fressen und dann mit Gott wieder an die Arbeit. Früh werde ich mit Gottes Hülfe fertig sein.

Zweite Scene.

[Ein Teufel kommt, nähert sich dem Gesträuch].

Der Teufel. Ei schau, was für ein frommer Bauer; immer denkt er an Gott. Warte nur, sollst auch an den Teufel denken. Ich will ihm das Ränftel fortnehmen. Er wird es vermissen, wird es suchen, wird fressen wollen, dann wird er fluchen und des Teufels gedenken. [Er nimmt das Ränftel, setzt sich hinter den Strauch und beobachtet den Bauern.]

Der Bauer [schüttelt die Kummetriemen ab]. Gott sei Lob und Dank! [Er macht sein Pferd los und geht auf seinen Rock zu.] Ich habe entsetzlichen Hunger! Meine Alte hat mir ein großes Ränftel mitgegeben. Na, ich will's ganz aufessen. [Er nähert sich dem Rock.] Es ist nicht drin! Gewiß habe ich es mit dem Rock

zugedeckt. [Er hebt den Rock auf.] Es ist auch hier nicht. Das ist wunderbar! [Er schüttelt den Rock.]

Der Teufel [hinter dem Strauch]. Such' nur, such nur, dort findest Du's nicht! [Er setzt sich auf das Ränftel.]

Der Bauer [hebt das Querholz des Pfluges und schüttelt noch einmal den Rock]. Wunderbar, sehr wunderbar. Es ist doch Niemand hier gewesen, und das Ränftel ist nicht da. Hätten es die Vögel zerpickt, so müßten Krümchen hier sein. Aber es sind doch keine Krümchen da. Es ist Niemand hiergewesen und doch hat's Jemand genommen.

Der Teufel [steht auf und blickt wieder hervor]. Er wird bald meiner gedenken.

Der Bauer. Mag es denn sein. Vor Hunger werde ich nicht sterben. Hat's einer genommen, ist's noch so. Wohl bekomm' es ihm!

Der Teufel [speit aus]. Du vermaledeiter Bauer! Ich denke, er wird fluchen, und er sagt: Wohl bekomm's. Mit dem ist Nichts zu machen.

Der Bauer [legt sich schlafen, bekreuzigt sich, gähnt und schlummert ein].

Der Teufel [kommt hervor]. Das soll man nun dem Obersten klar machen! Der Oberste sagt immer: Du bringst zu wenig Bauern in die Hölle. Sieh' her, Kaufleute, Herren und andere, wieviel jeden Tag herkommen. Aber Bauern sieht man nicht. Wie willst Du ihnen beikommen? An die kommst Du auf keine Weise. Was kann man mehr thun? Das letzte Ränftel habe ich ihm gestohlen, und er flucht immer noch nicht. Und ich weiß nicht, was ich jetzt beginnen soll! Ich will mich melden lassen. [Verschwindet.]

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Die Hölle.

[Auf dem vornehmsten Platz sitzt der oberste Teufel. Der Schreiber der Teufel sitzt unten an einem Tisch mit Schreibgeräthen. Die Wache steht an beiden Seiten. Rechts fünf Teufel von verschiedenem Aussehen; links an der Thür der Thürsteher; der Stutzerteufel steht gerad vor dem Obersten.]

Der Stutzerteufel. Meine ganze Beute von drei Jahren beträgt 220,005 Mann. Alle sind jetzt in meiner Macht.

Der Oberste. Schön, ich danke, kannst gehen! [Der Stutzerteufel geht nach rechts.]

Der Oberste [zu dem Schreiber]. Ich bin müde. Sind noch viele Geschäfte übrig? Von wem haben wir Rechenschaft empfangen und von wem haben wir noch zu empfangen?

Der Schreiber [zählt an den Fingern und zeigt nach Maßgabe seiner Berechnung auf die rechtsstehenden Teufel. Wenn er einen Teufel nennt, verbeugt sich dieser.] Der Adelsteufel hat Rechnung gelegt. In Summa hat er 1836 eingebracht. Der Kaufmannsteufel hat Rechnung gelegt: 9643. Der Gerichtsteufel hat Rechnung gelegt: 3423. Der Weiberteufel hat soeben Rechnung gelegt: 186,315 Weiber, 17,438 Mädchen. Nur zwei sind noch übrig: der Beamtenteufel und der Bauernteufel. In Summa 220,005.

Der Oberste. Nun so müssen wir heut schon zu Ende kommen. [Zum Thürsteher.] Laß ein. [Der Beamtenteufel kommt herein und verbeugt sich vor dem Obersten.]

Der Oberste. Nun, was sagst Du. Wie stehen Deine Geschäfte.

Der Beamtenteufel [beständig lächelnd und sich die Hände reibend]. Meine Geschäfte sind weiß wie Ruß. Die Beute ist so groß, seit Erschaffung der Welt erinnere ich mich nicht einer ähnlichen.

Der Oberste. Sprich, hast Du viel eingebracht?

Der Beamtenteufel. Nicht auf die Zahl kommt es an. Sind es auch an Zahl nicht viele, im ganzen 1350 Mann, so sind es doch vortreffliche Bursche. Bürschchen, die für Teufel gelten könnten. Sie führen die Menschen irre, besser als wir Teufel selber. Ich habe ihnen eine neue Mode beigebracht.

Der Oberste. Eine neue Mode?

Der Beamtenteufel. Hört. Früher haben die Beamten bei Gericht die Menschen betrogen. Und jetzt habe ich Ihnen beigebracht, überdies die Richter zu betrügen. Wer mehr Geld giebt, dessen Sache führen sie und sie führen sie so, daß sie Sachen durchbringen, mit denen gar nichts mehr zu machen war. Sie führen die Menschen viel besser irre, als wir Teufel.

Der Oberste. Will sehen, kannst gehen! [Der Beamtenteufel geht nach rechts.]

Der Oberste [zum Thürsteher]. Laß den Letzten herein. [Der Bauernteufel kommt mit dem Ränftel und verbeugt sich tief.]

Der Bauernteufel. So kann ich nicht länger leben, stelle mich an einen anderen Platz.

Der Oberste. An einen anderen Platz, was faselst Du? Stehe auf, sprich vernünftig. Lege Rechnung, wieviel Bauern hast Du diese Woche eingebracht.

Der Bauernteufel [weint]. Nicht einen.

Der Oberste. Was, nicht einen? Nicht einen einzigen? Was hast Du denn gemacht? Wo hast Du Dich herumgetrieben?

Der Bauernteufel [schluchzt]. Ich habe mich nicht herumgetrieben, die ganze Zeit habe ich mich geschunden, aber ich habe nichts ausrichten können. Da habe ich Einem vor der Nase sein letztes Ränftel Brot gestohlen und auch da hat er nicht geflucht, sondern nur gesagt: Wohl bekomm's.

Der Oberste. Was . . . was . . . schnaufelst Du da? Schnauf Dich aus und rede vernünftig, so versteht man kein Wort von dem, was Du sagst.

Der Bauernteufel. Da pflügt ein Bauer; ich weiß, daß er nur ein Ränftel Brot mit sich hat, sonst nichts zu essen. Ich stehle ihm das Ränftel, ich denke, nun wird er fluchen, aber was thut er? Wer's genommen hat, sagt er, mag's haben, wohl bekomm's ihm. Da habe ich das Ränftel mitgebracht. Hier ist es.

Der Oberste. Nun, und die anderen?

Der Bauernteufel. So sind sie Alle. Nicht einen habe ich fassen können.

Der Oberste. Wie wagst Du es, mit leeren Händen zu mir zurückzukommen? Und was für ein stinkendes Ränftel er noch mitbringt. Denkst

Du Spaß mit mir zu treiben? Wie? Willst Du Dein Brot in der Hölle umsonst essen? Die Anderen arbeiten, schaffen. Sieh' her. [Er zeigt auf die Teufel.] Der Eine hat 10,000, der Andere 20,000, der hat gar 200,000 mitgebracht. Und Du kommst mit leeren Händen und bringst noch solch' ein Ränftel mit. Willst mir Märchen erzählen! — Du treibst Dich herum und arbeitest nicht. Darum sind sie Dir auch nicht gehorsam. Wart' Söhnchen, ich will Dir's beibringen.

Der Bauernteufel. Laß mich nicht züchtigen, laß mich ein Wort reden! Die Teufel haben's gut, die mit den Edelleuten, den Kaufleuten, mit den Weibern. Das weiß Jeder. Zeigst Du dem Edelmann einen Zobelpelz, ein Erbgut, gleich hast Du ihn in der Tasche und führst ihn, wohin Du willst. So auch mit dem Kaufmann. Zeigst Du ihm Batzen, reizest Du seinen Neid, so kannst Du ihn wie in der Schlinge herumführen, er kommt nicht mehr los. Und mit den Weibern ist's auch eine bekannte Sache. Schmuck oder Süßigkeiten — und Du machst mit ihnen, was Du willst. Aber mit den Bauern wirst Du nicht fertig. Wenn sie von Morgens bis Abends bei der Arbeit sind, ja, bis in die Nacht hinein, und ohne Gott kein Werk beginnen, wie willst Du an sie herankommen? Vater, befreie mich von den Bauern, ich habe mich zu Tode gequält mit ihnen! Und Dich habe ich erzürnt.

Der Oberste. Du lügst, Faulpelz. Sprich mir nicht von den Anderen. Die bringen Kaufleute, Edelleute, Weiber, weil sie wissen, wie man sie zu fassen hat, auf neue Künste sinnen. Da sieh', der Beamtenteufel hat einen ganz neuen Kniff erfunden. Erfinde Du auch so was. Rühmt sich noch, daß er ein Ränftel gestohlen hat. Das nenne ich Schlauheit! Stelle ihnen Fallen, in eine werden sie schon hineingerathen. Wenn Du Dich aber herumtreibst und sie ihrer Wege gehen läßt, dann müssen sie, Deine Bauern, Dir über den Kopf wachsen. So weit sind sie schon, daß ihnen nicht einmal ein Ränftel leid thut. Wenn sie solche Gewohnheiten annehmen und auch noch ihren Weibern beibringen, dann werden sie uns ganz den Gehorsam verweigern. Nun denk nach! Strecke Dich, Du weißt schon wie!

Der Bauernteufel. Ich weiß nicht, was ich erdenken soll. Gieb mir einen anderen Platz, ich kann nicht mehr.

Der Oberste [zornig]. Du kannst nicht! Was, soll ich etwa selbst für Dich arbeiten gehen?

Der Bauernteufel. Ich kann nicht.

Der Oberste. Du kannst nicht? Na warte. He, bringt Ruthen her, haut ihn! [Die Wache ergreift den Teufel, man haut ihn.]

Der Bauernteufel. Oh, oh, oh!

Der Oberste. Nun hast Du was erdacht?

Der Bauernteufel. Oh, oh, ich kann nichts erdenken.

Der Oberste. Haut ihn! [Sie hauen ihn.] Hast Du was erdacht?

Der Bauernteufel. Ich hab's, ich hab's.

Der Oberste. Nun so sag, was Du Dir erdacht hast.

Der Bauernteufel: Ich habe einen solchen Kniff, daß ich sie alle in die Hand bekomme. Erlaube mir nur, daß ich mich zu einem Bauern als Arbeiter verdinge, vorher aber kann ich die Sache nicht sagen.

Der Oberste. Nun gut, aber denke daran, wenn Du nicht in drei Jahren das Ränftel verdienst, ziehe ich Dir das Fell über die Ohren.

Der Bauernteufel. In drei Jahren sollen Alle mein' sein.

Der Oberste. Nun gut, in drei Jahren will ich selbst nachsehen kommen.

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

[Speicher. Man sieht Wagen mit Getreide.]

Erste Scene.

Der Teufel als Arbeiter. Der Arbeiter schüttet vom Wagen herunter, der Bauer trägt es im Maß fort.

Der Arbeiter. Sieben.

Der Bauer. Wieviel Viertel?

Der Arbeiter [sieht nach den Kreidestrichen an der Thür]. 26 Viertel und vom 27. das 7. Maß.

Der Bauer. Es wird nicht ganz hineingehen, es ist schon voll.

Der Arbeiter. Scharre es nur gut zusammen.

Der Bauer. Will sehen. [Trägt das Maß fort.]

Zweite Scene.

Der Arbeiter [allein, nimmt seine Mütze ab, die Hörner richten sich auf.] So, nun wird er nicht sobald zurückkommen. Die Hörner müssen sich ein Bischen gerade richten. [Die Hörner stellen sich auf.] Nun die Stiefeln herunter, wenn er da ist, geht das nicht. [Er zieht die Füße aus den Stiefeln, die Hufe werden sichtbar. Setzt sich auf die Schwelle.] So geht nun das dritte Jahr hin. Die Sache muß zu Ende kommen. Das Getreide ist nirgends unterzubringen. Es bleibt nichts übrig, als mein letztes Stückchen anzubringen und dann mag der Oberste selber kommen, sich zu überzeugen. Er wird was zu sehen finden. Er soll mir entgelten für das Ränftel.

[Der Nachbar kommt.]

Dritte Scene.

Der Arbeiter [verbirgt die Hörner].

Der Nachbar. Wie geht's.

Der Arbeiter. Ich danke.

Der Nachbar. Wo ist der Herr.

Arbeiter. Der ist hineingegangen, Raum schaffen in dem Getreidekasten, es geht nicht alles hinein.

Der Nachbar. Welcher Segen bei Deinem Herrn. Er hat keinen Raum mehr für sein Getreide. Wir wundern uns alle, wie viel Getreide

bei Deinem Herrn schon das zweite Jahr wächst. Als ob es ihm Jemand vorher gesagt hätte. Vorigen Sommer, wir hatten ein trockenes Jahr, da säete er im Sumpf, bei den anderen Leuten ist die Saat nicht aufgegangen und ihr habt die ganze Tenne vollgestopft. Heuer haben wir ein feuchtes Jahr und er hat richtig auf den Bergen gesäet. Bei den andern Leuten ist das Getreide teigig, bei Euch ist's brüchig. Und was für ein Korn, was für ein Korn! [Er schüttelt es in der flachen Hand und bringt es zwischen die Zähne.]

Vierte Scene.

[Der Bauer kommt mit dem leeren Maß heraus.]

Der Bauer. Wie geht's, Gevatter?

Der Nachbar. Ich danke. Ich rede eben mit Deinem Arbeiter, wie Ihr vorausgewußt habt, wo man säen muß. Alle Welt beneidet Dich. Was Du für Mengen Getreide gesammelt hast. In zehn Jahren kannst Du es nicht verzehren.

Der Bauer. Das danke ich dem Potap. [Er zeigt auf den Arbeiter hin.] Sein Glück. Ich schicke ihn im Sommer aus pflügen und er, weiß Gott, pflügt im Sumpf. Ich schelte ihn, er aber redet mir zu, zu säen. Nun wir haben gesäet und es ist Alles gut geworden. Und heuer hat er mir auch zugeredet, da habe ich auf den Bergen gesäet.

Der Nachbar. Grade als ob er wüßte, was für ein Jahr kommen wird. Ja, ja, hast ein hübsches Getreidchen gesammelt. [Schweigen.] Und ich bin zu Dir gekommen, Dich um ein Achtel Roggen zu bitten. Bei mir ist er ausgegangen, im Sommer geb ich Dir's wieder.

Der Bauer. Ei gewiß, nimm nur.

Arbeiter [stößt den Bauern an]. Gieb ihm nicht.

Der Bauer. Ach, nicht der Rede werth, nimm nur.

Der Nachbar. Schönen Dank, ich hole nur den Sack.

Der Arbeiter [bei Seite]. Noch immer hat er die alte Gewohnheit — giebt und giebt. Er folgt mir nicht in Allem. Nun, lange dauert's nicht, dann hört er auch auf zu geben. [Der Nachbar entfernt sich.]

Fünfte Scene.

Der Bauer [setzt sich auf die Schwelle]. Warum soll man einem guten Menschen nicht geben?

Der Arbeiter. Geben kann man's schon, aber zurück bekommt man's nicht. Leihen heißt — den Berg hinunterrollen, zurückfordern — den Berg heraufschleppen. So haben die Alten gesagt.

Der Bauer. Laß gut sein, wir haben viel Getreide.

Der Arbeiter. Nun, wenn wir auch viel haben?

Der Bauer. Nicht nur bis zum neuen Jahr reicht's, es reicht auf zwei Jahre. Wo willst Du denn damit hin?

Der Arbeiter. Ei, wohin? Aus diesem Getreide will ich Dir etwas so Vorzügliches machen, daß Du Dein ganzes Leben hindurch Deine Freude haben sollst.

Der Bauer. Was willst Du denn machen?

Der Arbeiter. Ein Getränk will ich machen. Ein solches Getränk, daß Dir davon die Kräfte wachsen, wenn Du schwach bist, daß Du satt wirst, wenn Du Hunger hast. Wenn Du keinen Schlaf hast, wirst Du sofort einschlafen, wenn Du traurig bist, gleich wirst Du heiter. Wenn Du furchtsam bist, bekommst Du Muth. Solch ein Getränk will ich Dir machen.

Der Bauer. Du lügst.

Der Arbeiter. Ja, ja, Du lügst. Hast mir auch nicht geglaubt, als ich Dich hieß, das Getreide erst im Sumpf, dann auf den Bergen aussäen. Nun hast Du Dich überzeugt. Auch von dem Getränk wirst Du Dich überzeugen.

Der Bauer. Nun, woraus willst Du es machen?

Der Arbeiter. Nun, eben aus diesem Getreide.

Der Bauer. Und wird das keine Sünde sein?

Der Arbeiter. Seht mal an! Eine Sünde! Alles ist dem Menschen zum Genuß gegeben.

Der Bauer. Und wo hast Du so großen Verstand erworben, Potap. Ich sehe Dich nur immer an, was bist Du nicht für ein geschickter, arbeitsamer Mensch. Zwei Jahre wohnst Du hier und hast noch nicht ein einziges Mal die Stiefeln ausgezogen, und Alles weißt Du. Wie bist Du denn dazu gekommen?

Der Arbeiter. Ich bin weit herumgekommen.

Der Bauer. Die Kräfte, sagst Du, wachsen davon, von dem Getränk?

Der Arbeiter. Du wirst ja sehen — Alles wird besser davon.

Der Bauer. Nun, wie wollen wir's denn machen?

Der Arbeiter. Es ist keine Kunst das zu machen, wenn man's versteht. Wir müssen einen Kessel haben und zwei eiserne Töpfe.

Der Bauer. Und hat das einen angenehmen Geschmack?

Der Arbeiter. Süß wie Honig. Wenn Du es nur ein einziges Mal probirst, dann trennst Du Dich Dein Lebelang nicht mehr davon.

Der Bauer. Ist das möglich, Ich will zum Gevatter laufen, er hat einen Kessel, wir müssen's versuchen.

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Das Theater stellt einen Schuppen dar, in der Mitte steht ein russiger Kessel auf dem Feuer mit einem Krahn und einem eisernen Topf. Der Bauer und der Arbeiter.

Erste Scene.

Der Arbeiter [hält ein Glas unter den Krahn und trinkt Branntwein]. Nun Herr, es ist fertig.

Der Bauer [kauert an der Erde und schaut zu]. Das heißt eine Kunst! Aus Teig ist Wasser geworden. Was thust Du, läßt Du erst das Wasser ablaufen?

Der Arbeiter. Das ist nicht Wasser, das ist der Branntwein selbst.

Der Bauer. Was, ist er hell? Ich habe geglaubt, er wird dunkelbraun sein, wie Bier. Und er ist klar wie Wasser.

Der Arbeiter. Rieche nur daran, wie das duftet.

Der Bauer [riecht]. O, das duftet scharf! Na, na, will sehen, wie er auf der Zunge sein wird. Laß mich kosten. [Er reißt ihm das Glas aus der Hand.]

Der Arbeiter. So warte doch, Du wirst vergießen. [Er öffnet den Krahn, trinkt selbst, schnalzt mit der Zunge.] Vortrefflich, na trinke.

Der Bauer [trinkt erst langsam, allmählich immer schneller und trinkt Alles aus. Dann reicht er ihm das Glas]. Na, gieb mehr. Von dem Wenigen kann man den Geschmack nicht fühlen.

Der Arbeiter [lacht]. Ei, es hat geschmeckt? [Er gießt mehr ein.]

Der Bauer [trinkt]. Ja, eine Kunst! Ich muß die Alte herrufen. He Martha, komm, es ist fertig, komm, komm schnell.

Zweite Scene.

Die Frau, ein Mädchen und die Vorigen.

Die Frau. Nun, was giebt's, was schreiest Du?

Der Bauer. Da, probir einmal, was wir gebraut haben. [Er reicht ihr hin.] Riech nur, wie's schmeckt.

Die Frau [riecht]. Ei schau.

Der Bauer. Trinke.

Die Frau. Wird es mir aber nichts thun?

Der Bauer. Trink, dummes Weib.

Die Frau [trinkt]. Ei, das ist gut!

Der Bauer [ein wenig angeheitert]. Ja, ja, das ist gut. Warte nur, was noch kommt. Potap sagt, daß es alle Müdigkeit aus dem Körper verscheucht. Die Jungen werden alt. Ja, ja, denke, die Alten werden jung. Sieh, ich habe nur zwei Gläschen getrunken und das hat mir alle Knochen aufgefrischt. [Er macht sich groß.] Siehst Du? Wart, wenn wir beide jeden Tag davon trinken, werden wir wieder jung werden! Nun Mariechen [Er umfaßt sie.]

Die Frau. Na sieh' mal einer, Du bist ja dumm geworden davon.

Der Bauer. Ach, siehst Du wohl! Hast gesagt, daß ich und Potap das Getreide versaubeuteln. Sieh her, was für eine Kunst wir fertig gebracht haben. Ja sieh, ist er gut?

Die Frau. Wie sollte er nicht gut sein, wenn er die Alten in Junge verwandelt. Ei, schau, wie Du lustig geworden bist, auch mir wird heiter zu Muthe. Sing mit! J . . . i . . . i . . . [Sie singt.]

Der Bauer. Ja, ja, Alle werden wir jung, alle lustig werden.

Die Frau. Wir müssen die Schwieger holen. Sie schimpft den ganzen Tag und langweilt sich. Auch sie müssen wir verwandeln. Wird sie jung werden, so wird sie auch besser.

Der Bauer [betrunken]. Ruf die Mutter, ruf sie hierher. Geh Du,

Mariechen! Lauf', ruf' die Großmutter und heiß' auch den Vater mitkommen. Geh hin, ich laß ihm sagen, er soll vom Ofen herunterkriechen, was wälzt er sich da herum! Wir wollen ihn jung machen. Nun schnell. Einen Fuß hier, den anderen dort. Flieg hin! [Das Mädchen läuft weg.]

Der Bauer [zur Frau]. Na trinken wir noch ein Gläschen? [Der Arbeiter füllt ein und reicht hin.]

Der Bauer [trinkt]. Von oben fängt das Jungwerden an. Erst in der Zunge, dann geht's in die Hände, jetzt ist es bis zu den Füßen gekommen. Ich fühle, wie die Füße jung werden. Schau her, sie gehen von selbst. [Er fängt an zu tanzen.]

Die Frau [trinkt]. He, Meister Potap, spiel auf!

Potap [nimmt die Balalaika und spielt].

[Der Bauer und die Frau tanzen.]

Der Arbeiter [spielt im Vordergrund und lacht, indem er die Beiden anblinzelt. Dann hört er auf zu spielen, sie tanzen aber immer weiter]. Du sollst mir für das Ränftel schon bezahlen, na, nun sind sie reif — und kommen nicht mehr los. Nun kann er nachsehen kommen.

Dritte Scene.

[Es treten ein: eine frische alte Frau und ein alter Mann, ein weißhaariger Greis. Die Vorigen.]

Der Alte. Was, seid ihr verrückt geworden, was? Andere Leute arbeiten und sie tanzen.

Die Frau [tanzt und klatscht in die Hände]. J.. J.. J.. [singt] — wir haben gesündigt vor Gott. Gott allein ist ohne Sünde.

Der Alte. Ach, Du Schlumperliese! Die Stube ist nicht aufgeräumt und sie tanzt!

Der Bauer. Du, Mütterchen, warte. Sieh, was hier vorgeht! Die Alten werden jung gemacht! Hier, na trinke nur. [Er reicht ihr zu.]

Die Alte. Wasser giebt's auch im Brunnen genug. [Sie riecht daran.] Was hast Du denn hier hineingethan? Schau, wie das duftet!

Der Bauer }
Das Weib } Trink nur.

Die Alte [kostet]. Ei, schau her, stirbt man aber nicht davon?

Die Frau. Lebendig wird man. Völlig jung wird man.

Die Alte. Na [trinkt], es ist vortrefflich, besser als Bier. He, Alterchen, versuche auch Du mal.

Der Greis [setzt sich hin und schüttelt den Kopf].

Der Arbeiter. Laßt ihn! Hier aber Großmütterchen muß noch ein Gläschen haben. [Er reicht der Großmutter.]

Die Alte. Wird es aber auch nichts thun? O, es brennt! Und wie es reißt!

Die Frau. Trink nur aus! Wirst schon fühlen, wie es durch die Adern läuft.

Die Alte. Nun wohl, ich muß schon versuchen. [Sie trinkt aus.]

Die Frau. Es ist schon bis zu den Füßen.

Die Alte. O, es kommt schon hin, da, da, hier ist es! Und wie leicht wird einem davon. Na, noch mehr. [Sie trinkt noch.] Prosit! Ich bin schon ganz jung geworden.

Der Bauer. Hab' ichs Dir nicht gesagt!

Die Alte. Eh, mein Alter ist nicht hier. Wenn der noch mal sehen könnte, wie jung ich geworden bin.

Der Arbeiter [spielt. Der Bauer und die Frau tanzen].

Die Alte [tritt in die Mitte]. Wie, tanzt man so? Ich will's Euch zeigen. [Sie tanzt.] Seht so, und so und dann so; habt Ihr's gesehen?

Der Greis [geht an den Kessel heran und läßt den Branntwein auf die Erde laufen].

Der Bauer [bemerkt das und stürzt herbei]. Was hast Du gethan, Schuft? So was Gutes vergeudest Du! Ach, Du alter Graukopf. [Stößt ihn fort und stellt das Glas unter.] Alles hat er auslaufen lassen.

Der Greis. Das ist nichts Gutes, das ist Böses. Gott hat Dir Getreide gegeben, Dich und andere Menschen zu nähren, und Du machst daraus ein Teufelsgetränk, daraus kann nichts Gutes werden. Laß Du das, sonst gehst Du zu Grunde und richtest die Menschen zu Grunde. Laß das; das, glaubst Du, ist ein Getränk? Feuer ist das und verbrennen wird es Dich. [Er nimmt einen Spahn unter dem Kessel vor und zündet an. Der ausgelaufene Branntwein brennt. Alle stehen erschrocken da.]

Der Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Die Bauernstube, der Arbeiter mit Hörnern und Hufen, allein.

Der Arbeiter. Getreide ist genug da, er weiß nicht wohin damit, und Geschmack hat er schon an der Sache gefunden. Nun haben wir von Neuem gebraut, haben's in Tonnen gegossen und vor den Menschen versteckt. Was sollen wir den Leuten umsonst zu trinken geben? Die wir brauchen, denen werden wir zu trinken geben. Nun habe ich ihm beigebracht, die grauköpfigen Schmarotzer in's Haus zu locken und ihnen zu trinken zu geben, damit sie ihn von dem Alten befreien und dem Alten nichts geben. Jetzt ist auch meine Zeit abgelaufen, drei Jahre sind vorüber, mein Werk ist fertig. Nun mag der Oberste selbst kommen nachsehen. Nun brauch ich mich mit meiner Sache nicht zu schämen.

Zweite Scene.

Der Oberste kommt unter der Erde hervor.

Der Oberste. Na, nun ist die Zeit vorüber, hast Du das Ränftel

abgedient. Ich habe Dir versprochen, daß ich selbst nachsehen komme, hast Du den Bauer untergekriegt?

Der Arbeiter. Oh ganz und gar, Du sollst selbst urtheilen, sie werden bald hier zusammenkommen, kriech in den Ofen und sieh zu, was sie machen werden. Du sollst zufrieden sein.

Der Oberste [kriecht in den Ofen]. Will sehen.

Dritte Scene.

Der Bauer und vier Alte kommen, im Hintergrunde die Frau. Sie setzen sich an den Tisch. Die Frau deckt und stellt Gallerte und Piroggen auf. Die Alten begrüßen den Arbeiter.

Der erste Alte. Nun, hast Du noch viel gebraut?

Der Arbeiter. Soviel Ihr wollt; warum soll das schöne Getreide umsonst untergehen?

Der zweite Alte. Und ist er gut geworden?

Der Arbeiter. Noch besser als der erste.

Der zweite Alte. Und wo hast Du das gelernt?

Der Arbeiter. Wenn man in der Welt herumkommt, lernt man Alles.

Der dritte Alte. Ja, ja, er ist ein Kerl.

Der Bauer [trinkt].

[Die Frau reicht zu]

Die Frau [bringt eine Flasche und gießt ein]. Nun, wenn ich bitten darf!

Der erste Alte [trinkt]. Eure Gesundheit! Ah, vortrefflich, in die Gelenke geht's, das nenne ich ein Getränk. [Die drei Alten trinken einer nach dem anderen].

Der Oberste [steckt den Kopf aus der Ofenthür heraus, der Arbeiter stellt sich neben ihn].

Der Arbeiter [zum Obersten]. Jetzt sieh' zu, was kommen wird. Ich werde der Alten ein Bein stellen und sie wird das Glas umgießen. Ihm hat es um das Ränftel nicht leid gethan und jetzt, paß auf, welchen Spectakel er um das Gläschen Branntwein machen wird.

Der Bauer. Nun Weib, gieß doch ein und reich der Reihe nach herum, erst dem Gevatter, dann dem Onkel Michael.

Die Frau [gießt ein und geht um den Tisch herum; der Arbeiter stellt ihr den Fuß unter, sie strauchelt und vergießt das Glas]. Ei Väterchen, da habe ich vergossen! [Zum Arbeiter.] Dich hat auch der Teufel hergebracht.

Der Bauer [zur Frau]. Du bockbeiniges Teufelsweib! Thust selbst, als ob Du keine Hände hättest und schimpfst auf die Leute. So was Gutes auf die Erde zu gießen.

Die Frau. Ich habe es doch nicht mit Willen gemacht.

Der Bauer. Nicht mit Willen. Laß mich nur aufstehen, so will ich Dir beibringen, wie man den Branntwein auf die Erde gießt. (Zu dem Arbeiter.) Und auch Du, verfluchter Kerl, wozu drehst Du Dich bei dem Tisch herum? Geh' Du zum Teufel. [Die Frau gießt wieder ein und reicht wieder den Branntwein herum.]

Der Arbeiter [geht zum Ofen und spricht zu dem Obersten]. Siehst Du,

sein letztes Ränftel hat ihm nicht leid gethan und jetzt für das Gläschen hätte er beinahe sein Weib gehauen und schickt er mich zu Dir, zum Teufel.

Der Oberste. Vortrefflich, ausgezeichnet. Das lobe ich!

Der Arbeiter. Warte nur, mögen sie nur erst die ganze Flasche austrinken, dann sollst Du sehen, was noch kommt. Sie reden jetzt schon glatte, honigsüße Worte, bald werden sie anfangen einer dem anderen zu schmeicheln und werden wie die Füchse schlau werden.

Der Bauer. Nun, meine alten Freunde, wie werdet Ihr meine Sache entscheiden? Der Großvater hat bei mir gewohnt, ich habe ihn erhalten und nun ist er zum Onkel gegangen und will seinen Theil des Hauses nehmen und dem Onkel geben. Entscheidet so gut Ihr könnt. Ihr seid kluge Leute. Ohne Euch sind wir ganz ohne Kopf. Solche Männer, wie Ihr seid, giebt's im ganzen Dorfe nicht. Seht, z. B. Iwan Fedotitsch; sagen doch alle Leute, daß er der erste Mann im Dorfe ist und ich sage Dir, Iwan Fedotitsch, die Wahrheit, ich liebe Dich mehr als Vater und Mutter. Ah, und Du Michailo Stepanitsch, alter Freund!

Der erste Alte (zum Bauern). Mit einem guten Menschen läßt sich auch gut reden — man wird klug davon. So auch mit Dir. Giebt's doch keinen zweiten solchen, wie Du bist.

Der zweite Alte. Ja, Du bist klug und freundlich, darum liebe ich Dich.

Der dritte Alte. Wie ich Dich hoch schätze, das läßt sich gar nicht sagen, ich sag's auch heute erst zu meinem Weibe.

Der vierte Alte. Freundchen, wahrhaftig mein Freund.

Der Arbeiter (stößt den Obersten an). Siehst Du! Alle lügen. Wenn sie auseinandergehen, macht einer den anderen schlecht und jetzt, siehst Du, wie sie sich Honig um's Maul schmieren, wie sie mit den Schwänzen wedeln wie die Füchse, und Alles von dem Getränk.

Der Oberste. Vortrefflich, das Getränk! Ausgezeichnet! Wenn sie so lügen werden, sind sie Alle unser. Vortrefflich, das lobe ich!

Der Arbeiter. Warte nur, wenn sie erst die zweite Flasche trinken, sollst Du was erleben.

Die Frau (reicht herum). Trinkt, bekomm's Euch wohl!

Der erste Alte. Wird's nicht zu viel sein? Auf Euer Wohl! (Er trinkt.) Mit einem guten Menschen ist's auch eine Freude, zu trinken.

Der zweite Alte. Man darf's nicht ausschlagen. Auf Euer Wohl, Bauer und Bäuerin.

Der dritte Alte. Liebste Freunde, auf Euer Wohl.

Der vierte Alte. Das nenne ich ein Gebräu! — He lustig, Alles wollen wir machen. Weil ich's so will!

Der erste Alte. Ob Du willst oder nicht und wenn Dir die Aelteren sagen . . . .

Der vierte Alte. Je älter, desto dümmer. Ei sieh mal, wo bist Du hergekommen?

Die zweite Alte. Was schimpfst Du . . . Du Dummkopf!

Der dritte Alte. Er sagt die Wahrheit. Denn der Bauer bewirthet uns nicht umsonst. Er braucht uns für seine Sache. Die Sache können wir entscheiden. Nun bewirthe uns nur. Und he, Respect. Denn Du brauchst mich und nicht ich Dich. Du halte mit den Schweinen Brüderschaft.

Der Bauer. Iß und trink, was reißest Du das Maul auf? Hast Du nicht gesehen! Was? Zum Fressen taugt Ihr Alle.

Der erste Alte. Was thust Du Dich groß? Ich will Dir bald Deine Nase zurechtrücken.

Der Bauer. Du mir?

Der zweite Alte. Seht ihn mal an, so was ist noch nicht dagewesen! Geh zum Teufel! Ich will mit Dir nicht reden, ich gehe.

Der Bauer [hält ihn]. Was zerstörst Du unsere Gesellschaft?

Der zweite Alte. Laß los, ich hau Dir eine!

Der Bauer. Ich laß nicht los, was für ein Recht hast Du?

Der zweite Alte. Das Recht! [Schlägt.]

Der Bauer [zu den Alten]. Haltet ihn! [Schlägerei.]

[Der Bauer und die Alten sprechen wirr durcheinander.]

Der erste Alte. Gehen wir, heißt das . . . gehen wir.

Der zweite Alte. Ich kann Alles.

Der dritte Alte. Noch ein Glas.

Der Bauer [ruft der Frau zu]. Bringe noch eine Flasche. [Sie setzen sich wieder alle an den Tisch und trinken.]

Der Arbeiter [zu dem Obersten.] Nun, hast Du es gesehen? Das Wolfsblut in ihnen hat gesprochen. Wie die Wölfe sind sie alle bissig geworden.

Der Oberste. Vortrefflich, das Getränk! Das lobe ich!

Der Arbeiter. Warte, wenn sie erst die dritte Flasche trinken, wie's losgeht.

Der Vorhang fällt.

Sechster Aufzug.

Erste Scene.

Die Bühne stellt eine Straße dar. Rechts sitzen die Alten auf Balken, unter ihnen der Greis. In der Mitte führen die Frauen, Mädchen und Bursche Reigen auf. Tanzmusik und Tanz. Aus der Bauernstube vernimmt man Lärm, Geschrei der Betrunkenen; der Alte kommt heraus und schreit mit trunkener Stimme; ihm folgt der Bauer und zieht ihn wieder zurück.

Der Greis. O, Sünde, Sünde! Wie soll das enden! An Wochentagen arbeite, kommt der Feiertag — wasche Dich, mache das Pferdegeschirr rein, ruhe aus, sitze mit Deinen Leuten, gehe auf die Gasse zu den Alten, denk an die Gemeindedinge. Und bist Du jung, je nun, so sei lustig! Sieh, wie hübsch sie lustig sind, wie froh sie aussehen. Alles in Ehren! Vortrefflich. [Lärm in der Bauernstube.] Und die dort? Sie bringen nur die Menschen in's Verderben und machen den Teufeln Freude. Alles vor Uebermuth!

Dritte Scene.

[Aus der Bauernstube stürzen Betrunkene, gehen zu den Tanzenden, schreien, umfassen die Mädchen.]

Die Mädchen. Weg, Vetter Karp, was willst Du!

Die Bursche. Wir müssen auf die Gasse gehen. Was ist das hier für ein Spiel! [Alle außer den Betrunkenen und dem Greise gehen ab.]

Der Bauer [geht zu dem Greis und macht ihm eine höhnische Verbeugung.] Was hast Du bekommen? Die Alten haben versprochen, mir Alles zuzusprechen Und was bleibt Dir? das, das [schnalzt mit den Fingern]. Mir haben sie Alles gegeben, Dir nichts . . ., da, sie werden Dir's selbst sagen.

[Der 1., 2., 3., 4. Alte gleichzeitig.]

Der erste Alte. Ja, ich kann die ganze Wahrheit entscheiden.

Der zweite Alte. Ich kriege Jeden unter, ich bin gerissen.

Der dritte Alte. Freund, Freundchen, liebster bester Freund!

Der vierte Alte. Ade Stube, ade Ofen, der Wirth muß auf der Straße liegen! Kommt, Kinder! [Die Alten fassen sich zu zweien und gehen taumelnd davon, ein Paar nach dem anderen. Der Bauer will in's Haus gehen, strauchelt, fällt hin und murmelt etwas Unverständliches, so daß es wie Grunzen klingt. Der Greis steht auf und geht mit den Bauern davon.]

Zweite Scene.

[Der Oberste und der Arbeiter treten hervor.]

Der Arbeiter. Hast Du gesehen, jetzt hat das Schweinsblut gesprochen Aus Wölfen haben sie sich in Schweine verwandelt. [Er zeigt auf den Bauern.] Da liegt er wie die Sau im Dreck und grunzt.

Der Oberste. Ja, Du hast's verdient! Erst waren sie wie die Füchse, dann wie die Wölfe, und jetzt wie die Schweine. Das nenne ich ein Gebräu! Sag, wie hast Du das fertig gebracht. Da hast Du wohl Fuchs- und Wolfs- und Schweinsblut hineingethan.

Der Arbeiter. Nein, ich habe nur Getreide im Ueberfluß wachsen lassen. Als er Noth hatte mit dem Getreide, hat es ihm um sein Ränftel nicht leid gethan; und als er viel hatte, daß er nicht wußte, wohin damit, da ist in ihm das Fuchs-, Wolfs- und Schweinsblut erwacht. Das thierische Blut war immer in ihm, es hat nur keinen Weg finden können.

Der Oberste. Nun, bist ein braver Kerl! Hast das Ränftel abgedient. Wenn sie jetzt nur immer Branntwein trinken, werden sie nie mehr unseren Händen entschlüpfen.

Der Vorhang fällt.



Berthold Auerbachs Briefe
an
Wilhelm Wolfsohn.

Die Beschäftigung mit der Geschichte der russischen Literatur hatte mich nach Dresden geführt. Mein Besuch galt hauptsächlich Herrn Collegien-Assessor W. P. Annenkow, dem Freunde Turgenjews. Aber ich wollte auch nicht versäumen, die Verwandten Wilhelm Wolfsohns aufzusuchen, der während seines langjährigen Aufenthalts in Dresden den Mittelpunkt der literarischen Bestrebungen der dortigen russischen Colonie gebildet hatte. Wurden meine Bemühungen auch nicht gerade in der Richtung belohnt, in der sie unternommen waren, so hatten sie doch nach einer anderen Seite reichlichen Gewinn zur Folge.

Ich erhielt von dem Sohne Wilhelm Wolfsohns die Erlaubniß, seine russischen Papiere durchzulesen und konnte ihn auf Manches aufmerksam machen, was die Veröffentlichung verdiente oder sonst in irgend einer Hinsicht von Werth war. Diesen kleinen Dienst belohnte er mit der Ueberlassung einer umfangreichen Sammlung von Briefen, welche Berthold Auerbach an seinen Vater geschrieben hat.

Wilhelm Wolfsohn, obwohl in Odessa von jüdischen Eltern geboren, hatte sich doch stets als Deutscher betrachtet und stand den deutschen Schriftstellern und Künstlern, welche sich in der sächsischen Residenz zusammengefunden hatten, näher, als seinen Landsleuten von Geburt. Auerbachs Beziehungen zu Wolfsohn waren sehr innige. Während ihres gemeinsamen Aufenthaltes in Dresden wohnten sie auf derselben Straße (Struvestraße), und täglich wanderten Zettel mit Fragen und Antworten zwischen ihren Wohnungen hin und her. Auerbach schätzte das Urtheil seines Freundes

in literarischen Dingen außerordentlich hoch, ganz besonders sein Streben nach stilistischer Klarheit und nach Reinhaltung der Muttersprache. Er übersandte ihm häufig seine Arbeiten, ehe sie in den Druck gingen, um sie von Wolfsohn prüfen und, wie er sich ausdrückte, „die Astwurzeln von ihm weghobeln und sägen zu lassen". Von seinen gedruckten Arbeiten schickte er ihm stets sofort nach dem Erscheinen ein Exemplar.

„Da ist mein Buch soeben angekommen. Das erste Exemplar, das ich aus der Hand gebe, ist Ihnen. Ich gebe Ihnen von meinem Festkuchen gleich das erste Stück." Mit diesen Worten begleitet Auerbach die Zusendung des „Barfüßele". Nicht weniger aber als den Schriftsteller schätzte er in Wolfsohn den edlen Menschen. „Was gäbe es," heißt es in einem Briefe vom 28. Februar 1860, „das ich Ihnen nicht frei und offen bekennte?" Diese Schätzung des Menschen und Schriftstellers war eine wohlberechtigte und allgemeine. Wilhelm Wolfsohn rechnete eine große Zahl von hervorragenden Männern zu seinem Verkehr, und die meisten waren ihm voll und ganz zugethan.

Er war am 20. October 1820 geboren und verlebte seine Jugend in Odessa. Hier besuchte er das deutsche Gymnasium bis zum Jahre 1838, wo er die Universität Leipzig bezog, um sich hauptsächlich dem Studium des klassischen Alterthums und der deutschen Literatur zu widmen. In dieser Zeit versuchte er sich vielfach in Uebersetzungen lateinischer Dichter. Seine Catull-Uebertragung wird von Kennern als vorzüglich bezeichnet. Im Jahre 1843 ging er nach Odessa zurück und hielt dort, wie in Moskau, Vorträge über deutsche Literatur. Am Ende des Jahres 1845 kehrte er nach Deutschland zurück und las hier öffentlich über mittelalterliche Poesie, über Lessing und andere Gegenstände aus der Geschichte der deutschen Literatur — in Dresden, Leipzig, Weimar, Jena, Berlin, Braunschweig und Brünn — unter großem Beifall. Er gründete dann mit Robert Prutz „Das deutsche Museum", zog sich aber bald wegen persönlicher Mißhelligkeiten zurück. Nun ließ er sich — 1852 — in Dresden nieder und widmete sich in gänzlicher Unabhängigkeit der schriftstellerischen Laufbahn. Seine Thätigkeit war eine sehr vielseitige. Zwei Ziele lassen sich in allen seinen Bestrebungen scharf unterscheiden: seine Jugenderinnerungen im Verein mit seiner kosmopolitischen Bildung führten ihn zu dem Bestreben, die Deutschen mit den reichen Schätzen der noch jungen russischen Literatur bekannt zu machen — seine freien politisch-religiösen Anschauungen stellten ihn in die Reihen der Vorkämpfer der Emancipation der Juden sowohl, wie der Leibeigenen in seinem russischen Vaterlande. Beiden fühlte er sich gleich nah. Wie Auerbach, wie wohl überhaupt derjenige, immer wachsende, Bruchtheil der Juden, der die deutsche Bildung voll in sich aufgenommen hatte, betrachtete er die Frage der Emancipation nicht von dem beschränkten Standpunkt des Einzelnen, der für sich Rechte beansprucht, sondern von der höheren Warte des Deutschen, der in seinem Gerechtigkeitssinn gleichen Pflichten auch gleiche Berechtigungen gegenüberstellt. Aus dieser Gesinnung sind zwei Dramen hervorgegangen, die

sich eine Zeit lang mit großem Erfolge auf der deutschen Bühne gehalten haben, „Nur eine Seele“ und „Die Osternacht“. Ein Versuch aus früherer Zeit, „Zar und Bürger“, Schauspiel in 5 Acten, ist ohne Wirkung vorübergegangen. Seine Arbeiten für die Bühne waren demnach Tendenzstücke, aber in dem edleren Sinne, den ein hoher ethischer Grundgedanke einem poetischen Werke verleiht. „Nur eine Seele“ kämpft gegen die Leibeigenschaft, welche die Menschenwürde vernichtet, „Die Osternacht“ sucht das Jahrtausende hindurch überlieferte Vorurtheil von dem Gebrauch des Christenblutes zum Passahopfer zu bekämpfen.

Die Verbreitung der russischen Literatur in Deutschland suchte er durch die Begründung der „Russischen Revue“ (die später zu einer „Nordischen Revue“ erweitert wurde) anzubahnen. Er bot in dieser Zeitschrift historische und literarische Studien, Uebertragungen hervorragender poetischer und prosaischer Werke, Mittheilungen über Rußland aus allen Gebieten des geistigen Lebens. Was heut von Kennern und Nichtkennern uns als neu und unbekannt entgegengebracht wird, findet man bereits in dieser „Russischen Revue.“ Gogols, Turgenjews, Leo Tolstojs, Dostojewskijs u. A. Erzählungen, Lermontows, Puschkins, Nekrassows, Tjutschews, Chomjakows, Majkows, Polonskijs, Baratinskijs Gedichte, Alles das hätte das deutsche Publikum schon damals lesen können, wenn es überhaupt ein Interesse für die geistige Thätigkeit Rußlands gehabt hätte. Und Wolfsohns Bemühungen beschränkten sich nicht auf die Herausgabe der „Russischen Revue“. In den Sammlungen „Rußlands Novellendichter“ (Leipzig 1848—50) und „Erzählungen aus Rußland“ (Dessau 1851) vereinigte er Alles, was Rußland Schönes besaß aus diesem Gebiete der Dichtung. Helena Hahns, Alexander Puschkins, Nicolaus Pawlows, Nikolaus Gogols, Sollohubs, Odojewskijs, selbst Alexander Herzens Erzählungen wurden vortrefflich übertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen versehen, welch' letztere, um dies beiläufig zu sagen, für so manche Einleitung, die in jüngerer Zeit geschrieben wurde, und für so manches Feuilleton den Stoff hergeben mußten. Das am größten angelegte Werk in dieser Richtung, das leider nicht vollendet wurde, ist „Die schönwissenschaftliche Literatur der Russen, ausgewählt aus den Werken der vorzüglichsten russischen Poeten und Prosaisten älterer und neuerer Zeit“. Leider ist nur der erste Band erschienen; er enthält jedoch eine so vortreffliche Einleitung und eine so gute Uebersetzung des berühmten „Liedes vom Heere Igors“ und so vortreffliche Uebertragungen aus den ersten Perioden der russischen Literatur, daß er auch selbständig einen Werth beansprucht.

Neben der Aufgabe, deutschen Lesern die Erzeugnisse der russischen Literatur zu vermitteln, hatte sich Wolfsohn auch die zweite gestellt, das russische Publikum in Vorträgen über das deutsche Schriftthum für die Werke unserer großen Dichter empfänglich zu machen. Der Erfolg, den er in Rußland errang, wo man ihm bereits in jungen Jahren eine Professur angeboten hatte — die er aber ausschlug, weil die Bedingung daran geknüpft war,

daß er zum griechisch-katholischen Glauben überträte — war ein bedeutender. Er erklärt sich nicht nur aus den gründlichen Kenntnissen, die Wolfsohn besaß, und aus dem Reiz, der dem Stoff selbst innewohnte, sondern auch aus seiner hervorragenden rednerischen Begabung. „Ich sage nicht zu viel," schreibt Georg Ebers in einem Nachruf, den er seinem Freunde widmet, „wenn ich behaupte, keiner von allen Lebenden sei den antiken Rednern so nahe gekommen, wie Wilhelm Wolfsohn . . . Wie Pallas glänzend gerüstet dem Haupt des Zeus entsprang, so der im Worte fertige und schöngekleidete Gedanke den Lippen Wolfsohns . . . Seine Vorträge über Lessing und Schiller werden den Hörern unvergeßlich bleiben. Den Deutschen zeigten dieselben Altgeliebtes in neuem, glänzendem Lichte, die Russen in Petersburg und Moskau lehrten sie unsere verehrten Lieblinge ehren und lieben. Wir danken es besonders seinen Bemühungen, daß unsere Klassiker von allen Gebildeten im weiten Zarenreiche in ihrer ganzen Größe anerkannt werden, daß jetzt die gewandte Feder und der anschmiegende Geist der Frau von Pawlow die Schiller'schen Dramen, sicher eines hohen Erfolges, in die russische Sprache übertragen kann."

Wolfsohn starb am 13. August 1865. Seine Beziehungen zu Auerbach hatten fast zwei Jahrzehnte gewährt. Anfänglich rein literarischer Natur, wurden sie bald enger und inniger, so daß Auerbach ihn zu den allervertrautesten Freunden zählte. Das gesellige und plaudersame Wesen Auerbachs bedurfte der Anlehnung an einen zuverlässigen, vertrauenswürdigen Charakter. Ihm war die schriftliche Aussprache ebensosehr ein Bedürfniß des Herzens wie des Geistes. Aus der Mittheilsamkeit des Dichters ist die einzig dastehende Briefsammlung an seinen Freund Jakob Auerbach hervorgegangen. Sie ist gleichsam eine tägliche Beichte, die Auerbach ablegt, um sich über sein Ich klar zu werden. So reich sie auch an schönen Gedanken und Ergüssen einer edlen Gesinnung ist, man hat doch stets das Gefühl einer gewissen Absichtlichkeit. Sind diese Briefe doch in dem Bestreben geschrieben, eine Biographie zu ersetzen oder möglich zu machen.

Die Briefe an Wilhelm Wolfsohn sind von dieser Absichtlichkeit vollkommen frei. Sie sind Erzeugnisse der Stunde und des alltäglichen Verkehrs, ohne jeden Gedanken an den Druck niedergeschrieben, ganz wie andere bescheidene Sterbliche an einen Freund schreiben, von dem sie wissen, daß er für ihre Angelegenheiten ein theilnehmendes Herz und genügendes Verständniß besitzt. Die folgenden Briefe sind eine Auswahl aus den vorhandenen einhundertvierundsechzig.

Raph. Löwenfeld.

Soeben, lieber Wolfsohn, finde ich den mir am besten scheinenden Titel für die Gedichte, ja während ich schreibe fällt mir ein, daß ich mich gar nicht zu geniren brauche und schreibe getrost, ich halte ihn für den absolut passenden. Aufgepaßt!

Lebenslinien!

Und Alles was noch dazu kommt, paßt da hinein und wie schön wird sich's machen
Lebenslinien.
Dichtungen seu Gedichte
von
Wilhelm Wolfsohn.

Ich könnte eine ganze Abhandlung darüber schreiben, wie deckend dieser Titel ist, er schließt die Weisheit für Andere (ojective) und die Erfahrungen u. s. w. (subjective) in sich, meine verehrten Zuhörer u. s. w. u. s. w.

Es ist doch das Beste, ein Denken für Andere hebt doch über allen Quark und Quampel hinweg und so bin ich auch wieder wohlauf und schreibe das zum Schlusse des Regenhimmelfahrtstages 1854 meinem lieben Wolfsohn

Berthold Auerbach.

Guten Morgen, lieber Wilhelm.

Heute Nacht als ich mit Dingelstedt lange in den stillen Straßen Weimars umher wandelte, brachte ich auch Ihre Sache zur Entscheidung. Ich kann Ihnen also bestimmt sagen, daß Dingelstedt die Osternacht hier zur Aufführung bringt, wahrscheinlich Ende Februar.

Mit dem Großherzog konnte ich wegen einer Vorlesung bei ihm noch nicht sprechen. Ich war gestern Abend nach dem Vortrag zum Thee bei der Großherzogin, es wurde viel über Romantik geredet und ich war müde von der Vorlesung. Diese ging (sehr zusammengestrichen), wie ich glaube und auch höre, gut. Indeß sehe ich immer wieder, daß ich mich, wie es eine Vorlesung erfordert, nicht genug in Scene setzen kann.

Herzlich grüßend Ihr

Weimar, 17. November 58. Berthold Auerbach.

Mir will es gar nicht in den Sinn, daß man so plötzlich von einander fort sein soll, und es ist eine große Sache, daß der Mensch schreiben kann; es ist nicht wahr, daß Sie in Brünn sitzen und ich hier, ich kann zu Ihnen sprechen: nur das Gute hat die Entfernung für Sie, daß Sie gesichert sind vor jenen Handgriffen zwischen Geldstumpf und Rasselnbäck. Ja, lieber Wilhelm, morgen früh — nachdem Sie heute den Mähren allerlei wundersame Mären erzählt — morgen früh, wenn Sie des hohen Genusses entbehren, eine Frühstückscigarre rauchen zu können, sollen Sie doch einen Morgenbrief haben, der Ihnen nicht mehr sagen soll als: Guten Morgen! Es ist hier Alles frischauf. Getreulich Ihr

Dresden, 4. December 1858. Berthold Auerbach.

Die erste Minute, die ich frei habe — seit heute früh acht Uhr ein Besuch nach dem andern bei uns, Alles glückwünschend — sei nun Ihnen, lieber Wilhelm. Ich bin noch wie ein an's Land Gestiegener, der meint, es schwankt noch immer unter den Füßen. Ja, es ist eine wunderbare Ergriffenheit, solch ein Tag der Aufführung. Ich kam vor lauter Besuchsbelagerung bis zur Stunde der Aufführung nicht zu mir.

Der Erfolg des Stückes*) war außerordentlich, tief erschütternd, wie ich merkte und heute allseitig höre. Nach dem ersten Act schon wurde ich gerufen, ich ging nicht, nach dem zweiten war ein wahrer Sturm, die Schauspieler kamen und erklärten, sie gingen nicht hinaus ohne mich, ich mußte mit und so nach dem dritten und fünften Acte wieder. Das ganze Haus, es war Sonntag, war übervoll, Gustav von Meyern war von Gotha herübergekommen, um die erste Aufführung zu sehen, und der Großherzog war der lebhafteste Applaudirer. Die Schauspieler haben Trefflichstes geleistet, namentlich Grans als Ulrich von der Winterhalde und Frau Genast als Benedicta.

*) Der Wahrspruch.

Ich bin ganz glücklich. Morgen muß ich noch hier bleiben. Ich muß zum Hofconcert der Großfürstin.

Dingelstedt hat sich nach so entschiedenem Erfolge auch menschlich natürlicher gezeigt. Ich habe viel gelernt für's Leben und für die Production. Wir werdens noch oft besprechen.

Heute nur herzlichen Gruß an Sie und Ihre Frau

von Ihrem

Weimar 21. Februar 59. Berthold Auerbach.

Mittags 1 Uhr.

Schandau im Rentamt, 8. April 59.

Ich habe Ihnen eigentlich gar nichts zu sagen, lieber Wilhelm, als daß es hier wundersam schön, still, lebensprossend ist. Ich gehe in Wald und Flur umher, wie wenn ich, auftauchend aus überstürzenden Wellen, wieder zum ersten Mal freie Luft athmete. Noch habe ich keine feste Arbeit im Sinne, aber alles muthet mich belebend an.

Diese Uebersiedlung war ein schwer Stück Arbeit, aber es ist doch wie ein Aufstehen am Morgen aus dem Bette; ist's auch im Bett unbehaglich, man bringt sich schwer heraus und redet sich ein, draußen ist bös Wetter; aber einmal draußen, da athmet sich's frisch und man freut sich mit sich und mit der Welt. Ich kann nicht sagen, wie wohl mir's ist, wenn ich so wortlos dahingehe und nichts will und weiß als leben, und gerade diese erste Herbheit des werdenden Frühlings hat für mich was besonders wohlig Robustes. Ich habe eine besondere Freude, wie wenn mir das Alles neu geschenkt würde, wenn ich nach Hause komme und meine Familie finde, meinen Schreibtisch, meine Bücher, und Alles das mitten in Wald und Feld. Gestern habe ich auf dem Apfelbaum, ganz nahe vor meinem Fenster, ein Finkennest entdeckt, und heute habe ich gewiß schon eine Stunde lang den Vögeln zugesehen, wie sie sich ihr Heimwesen herrichten.

In den vergangenen Abenden habe ich Griepenkerls „Hohe Rast", die ich doch noch beim Auspacken wiederfand, gelesen. Ein hohles Aneinander von Tableaus, ohne irgend einen Inhalt und ganz verzogen in Sprache und Charakteristik, und darnach greifen die Theater rasch!

Dagegen scheinen Freytags Fabier, von denen ich den ersten Act gelesen, ein kernkräftiges und kunstvoll bedachtes Werk. Sie müssen das lesen und bald darüber schreiben. Morgen werden Sie also wahrscheinlich mit Ihren Vorträgen fertig. Ich lasse nicht ab, Sie zu ermahnen, sich zusammenzuhalten und sich nicht gesellschaftlich verbröseln zu lassen, denn ich bin Ihr alter

Berthold Auerbach.

Herzlichen Gruß an Ihre Frau und Kinder

Schandau, 28. April 59.

Frühling voll Vogelgesang und Blüthenpracht und im Herzen frischer Schaffensdrang trotz des elenden Cabinetkrieges ohne eigentlich lebendiges Volksinteresse, und nun diese entsetzliche Metzelei in Galatz!

O, lieber Wilhelm, mir wollte das Herz zergehen und ich knirschte in namenloser Wehmuth und in Ingrimm, da ich wieder erfahren mußte, was die Pfaffen aus der Welt und dem Menschenleben machen. Ist nicht Alles schamlos dämonisches Gaukelspiel und dazwischen hinein blühen die Bäume und singen die Vögel und rauscht der Wald.

Ich kam heim von einer frischen Wanderung durch den Bergwald, die Brust voll Wonne, daß die Welt noch offen daliegt, und es gilt zu wirken und zu schaffen, und daß es mir gelungen, mein Heimwesen in das freie Naturleben zu siedeln. Mein Straßburg-Plan will sich dabei fester gestalten und ich zwang mich, den lang liegen

gelassenen Aufsatz über Rietschels Bücher zu beendigen. Ich hörte eben mit der Ausführung auf, daß Luther die Religion wieder in den Kern des Individuums zurückgeführt, ich wollte ausruhen, da nahm ich die Allgemeine Zeitung zur Hand, die mir Brockhaus geschickt: ich sprang vor Entsetzen auf, ich las den Bericht von dem kannibalischen Mord in Galatz. Also wieder und wieder! Wie in der Hunnenschlacht die Geister der Ermordeten immer wieder kämpfen, so ewig und immer wieder diese Lügenleiche von dem Osterblute.

Wir gehen auf stillen Wegen und stehen am Schreibpulte und sammeln uns in innerster Seele, um einen Keim der Veredlung, der Verschönerung in die Welt zu tragen, und unversehens spritzt uns das Blut unserer Brüder in's Angesicht.

Ich weiß mich vor Entsetzen und Gram gar nicht zu fassen. Seit gestern gehe ich umher und weiß gar nicht was ich bin, wo und was ich soll. Hätte ich Sie nur hier! Aber was hilft das Miteinander Klagen!

Die satten ästhetischen Spargelkopffresser haben Sie geschmäht, weil Sie diesen ruchlosesten aller pfäffisch teuflischen Wahnwitze ihnen vor die Augen gerückt, und ich wie früher so jetzt noch mehr beklage nur, daß Sie nicht einfach und allein den Accent hierauf legten. Wir sind noch immer zu mild und gutgläubig.

Sorgen Sie nur jetzt, daß so rasch als möglich Ihr Drama*) hinaus kommt. Sie werden nun doch eine Vorrede dazu schreiben müssen, in der beabsichtigten oder in einer anderen Form. Machen Sie nur einen Entwurf dazu und bringen Sie mir ihn bald. Gehen Sie aber ja recht scharf und unverweilt daran.

Sagen Sie uns in zwei Worten, wann Sie kommen. O die Kinder! die solches auch noch erfahren müssen. Mir zerwühlte es das Herz, da mich mein August vor Allen fragte, warum ich so traurig sei! Ich sagte ihm nichts. Sollte ich dem Kinde die Seele mit Bitterkeit erfüllen? Ich glaubte, es würde mir leichter, wenn ich Ihnen schreibe, es wird mir nicht. Ich habe soeben auch an die Allg. Zeitung geschrieben. Geschieht in Dresden durch Dr. Beer nichts?

Getreulich Ihr

Berthold Auerbach.

Es ist Mittags 1 Uhr. Vor einer halben Stunde bin ich von einem erkräftigenden Bergweg heimgekommen. Ich bin noch ganz berauscht, kann nicht in Ruhe sitzen, und nun will ich Ihnen, lieber Wilhelm, doch rasch schreiben. Wenn ich Ihnen nur auch eine Brust voll Waldwonne einhauchen könnte! Ich ging früh vor acht Uhr, da noch alles im Thau glitzerte, mit meinem August und Leo Baumgarten bis über halbwegs nach dem Winterberg; von dort ließ ich die Knaben allein ziehen mit einem Führer und kehrte heim, weil mir auf heut Mittag Besuch angekündigt ist. O wie wohl thut's, so allein dahin zu ziehen durch den harzduftigen Wald, es war so einsam, daß der Kukuk auf dem Baum vor mir nicht davonflog und ein Specht mich lange neugierig betrachtete, und ich entdeckte ein Echo, das wie ein Dom orgelartig die Stimme wiedertönte. Sie müssen das hören, denn Sie müssen bald kommen. Mir ist immer, wenn ich so draußen mit mir allein bin, als ob ich aus Schlaf und langem Selbstvergessen erwachte, und ich denke gar nichts Specielles, ich lebe und bringe meine Schreibtafel gar nicht heraus. Ich weiß gar nicht mehr, daß ich Schriftsteller war oder je sein werde. Nun aber gemahnen mich die gestern angekommenen Freiexemplare des „Wahrspruchs", daß ich einst ein schwerblütiges opus geschrieben. Das Buch überrascht mich wie ein fremdes Sein. Ich wußte es gar nicht mehr, daß ich noch diesen Schuß in der Luft schweben habe, und bin eigentlich gleichgültig, ob und wo er trifft.

Hier ist Ihr Exemplar, das andere schicken Sie an Lehmann.

---

*) Die Osternacht.

Seit gestern fing die Galatzer Geschichte an sich in mir zu setzen. Und wenn ich draußen im Walde bin, verfliegt schnell all der Jammer aus der Seele, daß die Welt jetzt so voll Gräueln, von organisirten strategisch geordneten und nicht organisirten stegreiflichen ist. Ich verstehe jetzt Goethe und bitte ihm Vieles ab von den Vorwürfen, die man ihm wegen Nichtbetheiligung am Kriegslärm machte. Was bleibt uns in solcher Zeit zu thun? Allerdings stand es damals etwas anders. Es handelte sich um die Existenz der Nation und da muß sich Jeder einsetzen.

Jetzt in der Kriegszeit entbehre ich doch oft der Ansprache. Es ist, wie bei einem fernen Brande sich die aufgeschreckten Nachbarn besprechen müssen, ohne helfen zu können.

Heute wünsche ich Ihnen und allen den Ihrigen nur noch von ganzem Herzen alles Glück zum ersten Mai*).

Sagen Sie mir, wann Sie kommen wollen.

Getreulich Ihr

Schandau, 30. April 59. Berthold Auerbach.

Der kühle Mai läßt mich gut wandern und so kam ich gestern, da es schon Nacht war, von einem weiten Gange, wobei ich auch in Prossen einsprach, heim, wo ich schon von ferne durch die offene Balconthüre meine Frau Tänze spielen und die Kinder tanzen hörte. Ich fand Ihren Brief, lieber Wilhelm — welch ein Gegensatz!

Man hat schon genug zu wachen und zu arbeiten, das bischen Seelenkraft in sich selbst zu erhalten und für das Dasein der Nächsten zu sorgen, und nun dieses entsetzlicht Gerissenwerden in's Weite, Bodenlose. Man hat schon schwer genug zu tragen an den allgemeinen menschlichen Schicksalen und nun noch die speciell jüdischen dazu! Ich sah gestern einen Raben, der in der Luft einen Staar verfolgte, ich weiß nicht vorher sie kamen und was sie miteinander hatten, der Staar rettete sich durch eine geschickte Wendung. Wo ist außer der ausgehungerten Spinne ein Thier, das ein anderes seiner eigenen Art und Gattung verfolgt, ja aus dem Neste treiben will? Ich weiß nicht, ob schon je der Vorzug oder die Unterscheidung des Menschen von den Thieren darin bezeichnet wurde, daß der Mensch alle sinnreichen Mittel hat und übt, seine eigenen Mitgeschöpfe zu verfolgen. Ich glaube, der Unterschied ist bewährter und allgemeiner als die berühmte Liebe.

Ich kann nicht mehr schreiben, mir zittert das Herz im Leibe und draußen steht die Natur in Blüthe.

Als ich gestern meine Kinder tanzen sah und sie nach Lesung Ihres Briefes aufhören hieß und denken mußte: solche Kinder können wer weiß auch so verfolgt werden — das sind Giftschnitte in die Seele, für die es keinen Balsam giebt.

Und doch müssen wir wieder vertrauen, wieder glauben, der Güte, der Vernunft, müssen, wenn wir leben und nicht wahnsinnig werden wollen.

Ich will Ihnen schnell nur noch sagen: Geben Sie sich wegen des Tumultes in Odessa nicht allzufinstern Gedanken hin. Ich sage das und weiß doch, daß ich selber nicht anders könnte, aber ich sage Ihnen wie mir: jede vage Vergrämung und jede Verbitterung ist ein Raub am Leben und man bereut sie schwer, wenn man, wie so oft, unnöthig sich ihr hingegeben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr

Schandau 11. Mai 59. Berthold Auerbach.

Schandau, 23. Mai 1859.

Obgleich ich übermorgen (Mittwoch) früh zu Ihnen komme, lieber Wilhelm — ich gehe Abends nach Leipzig — schicke ich Ihnen doch sofort Ihre Vorrede, d. h. so

*) Verlobungstag Wolffsohns.

rasch als es mir menschenmöglich. Ich erhielt sie erst gestern Mittag um 1 Uhr, als bald Brockhausens kamen, mit denen wir einen gemeinschaftlichen Ausflug verabredet hatten.

Wie Sie sehen, habe ich wegen der Vorrede Mancherlei anzumerken, und falls Sie, wie ich hoffe, davon acceptiren, wäre es gut, wenn ich gleich übermorgen die Revision sehen könnte. Die formlose Art meiner Notabenes ist durch Eile pp. bedingt und entschuldigt.

Die Kritik über die Fabier habe ich nicht bekommen, sie war im Gasthof schon am Abend nicht mehr zu finden. Freut mich herzlich, daß Ihnen Frau Freytag schrieb, und wenn Sie die Frau kennten, würden Sie es ihr besonders hoch anrechnen, daß sie schrieb. Sie ist sehr zurückhaltend und fast menschenscheu. Sie werden es mit mir finden, in diesem literarischen Kreise ist noch wirkliche Noblesse, nicht Komödiantenwirthschaft, wie wir so oft erfuhren. Freytag ist ein nobler Mensch und darum ein Dichter. Es darf nicht sein und war nie, daß ein bloßer Ruhmesspeculant Dichter heißen darf. Heiteres kann ich Ihnen heute nicht schreiben. Was ist all unser Einzelleben und all das stille Entfalten in der Natur, wenn da drüben täglich Tausende von Soldaten vorbeisausen und sie jauchzen und singen und was? böhmisch — und wofür kämpfen sie? Für Deutschland sagt man. Wo ist die deutsche Fahne?

Und sie kommen aus dem Lande, wo es Altkatholiken giebt. Für dieses eine Wort verdiente der Habsburger alle Schmach und Alles, wenn nur der verkommene Weinreisende von Paris ein anderer wäre, und wenn das Elend nicht uns selbst mit träfe! Es ist wie die verdiente Züchtigung eines schlechten Angehörigen, sie trifft uns mit.

Ich hab's nöthig, mich auszusprechen, jetzt, wo die ganze civilisirte Welt im Sturm ist, will die Natur nicht beschwichtigen und kann's nicht. Ich hoffe, ich werde wieder mehr Sammlung gewinnen, wenn ich wieder bei den Freunden und in der Welt war.

Meine Finken sind fort. Ich habe Alles genau gebucht wie es ihnen erging. Sie sollens einmal lesen. Jetzt aber wollen wir uns lebendig sprechen und haben.

Mit herzlichem Gruß an Ihre Frau von uns Beiden

Ihr Berthold Auerbach.

Ich habe nun auch den zweiten Theil Ihrer Recension über die Fabier gelesen, lieber Wilhelm, und finde Alles zutreffend, namentlich was Sie über Exposition pp. sagen. Nur, glaube ich, haben Sie das Schlagwort nicht gegeben, denn nach meiner Ansicht liegt das Anfremdende, daß bei allem so Vortrefflichen in dem Werke doch sich nicht verwinden läßt, darin, daß mehr eine Sittenschilderung als eine Menschenschilderung, die uns mit hinein versetzt, gegeben ist, und daß drei, vier Motive, von denen jedes einzelne zu einem Drama ausreichte, zusammen sind. Das eben liegt im Sittenschildernden. Wenn Sie kommen, sollen Sie die paar Worte lesen, die ich mir nach längerer ruhiger Betrachtnahme aufgezeichnet. — Und nun, kommen Sie denn nicht bald wieder? Nehmen Sie jedenfalls (und ich bitte das nicht zu vergessen) die Sachen zu sich, die Frau Pawlow noch von mir hat (Hofer, Tagebuch aus Wien, einige Revuen und die Ergänzungsblätter von Steyer pp.); bewahren Sie mir die Sachen bis ich sie hole oder besser, bringen Sie sie bald.

Die Hitze und die Brunnenkur matten mich sehr ab. Ich komme zu keiner rechten zusammengeschlossenen Thätigkeit und die Kriegsunruhen und die wiederkehrende leidige Erfahrung, daß Preußen noch immer nicht den Muth hat, einmal reinen Tisch in Deutschland zu machen, Alles das reißt hin und her.

Wenn Sie jetzt kommen, können wir Sie leider nicht mehr beherbergen, ich werde Ihnen aber für bequeme Unterkunft bedacht sein. Dingelstedt kommt mit seiner Familie auch hierher.

Mit herzlichem Gruß an Sie und die Ihrigen Ihr

Schandau, 7. Juli 1859. Berthold Auerbach.

Es scheint, daß Frau Pawlow die Uebersetzung nicht macht und deshalb nicht hierher kommt. Wollen Sie das in geschickter Weise in Erfahrung bringen.

Ja, guter Wilhelm, was ist alle literarische Thätigkeit, all das Aufschürfen, Prägen und in Coursſetzen von einem Körnchen edlen Metalls, wenn solche Leute wie jetzt Weltgeschichte machen, nach solchen Strömen Blutes einem Lande eine Verfassung geben, an der man immer wieder diplomatisch repariren kann, und den Papst zum Ehrenpräsidenten machen, um ja die freie Richtung in Piemont niederzuhalten? Es ist ein blutiges Possenspiel, das entsetzlichste, das es geben kann. Und wir Deutschen? Ein muthiges Preußen, das nur allein hätte helfen können, fehlt, es ist da eine ehrliche Zaghaftigkeit, die immer übertölpelt wird von den Schelmen.

Jetzt sollen wir also wieder schreiben, mit tiefer Trauer um das große Ganze anmuthende Einzelleben ausdeuten, ästhetisch spintisiren, schöne Abende ausstaffiren O entsetzlich! Es soll uns nicht so wohl werden, einmal loyal zu existiren, im Accord mit den Zuständen des Völkerlebens im großen Ganzen, die Revolution auf's Neue permanent gemacht und im Gemüthe erzeugt das eine Zerrissenheit, gegen die man sich vergebens so lange gewehrt hat. — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es muß etwas kommen, das unsere ganze lügnerische Cultur um und um wühlt und vertilgt. Der Glaube an einen solchen Ideen-Messias allein hält aufrecht. Genug, ich schreibe das Alles kunterbunt hin, weil ich Niemand habe, mit dem ich recht sprechen kann. Der Hauptstock der heutigen Menschheit besteht aus Betrogenen und Betrügern.

Ich wollte, ich hätte jetzt einen äußerlichen Handwerksberuf, um nur lange lange Zeit nichts mehr zu wissen von all den aufgehäuften Ideen, Hoffnungen pp. Was ist denn das Alles? Wenn's drauf und dran kommt, herrscht die brutale Schlauheit, am allerwenigsten die sogenannte Liebe, Gotteskindschaft, Heiligkeit pp. Das sind nur Angelphrasen zum Export für Andere, selber wollen sie alle nichts davon, die sie führen.

Nochmals genug davon.

Sie haben Recht, es bleibt uns wieder nichts als das Leben von Mensch zu Mensch und zur Natur setze ich hinzu, obgleich ich jetzt das was man Weltschmerz nennt zum ersten Mal mit mir hinaustrage in Wald und Feld und auch da nicht recht bannen kann.

Kommen Sie doch ja recht bald. Herzlichen Gruß Ihrem ganzen Hause von dem

Ihres getreuen

Schandau, 15. Juli 1859. Berthold Auerbach.

In derselben Stunde, da Sie mir schrieben, lieber Wilhelm, ging ein Brief an Sie ab. Ich kann die nagende Pein über unsere himmelschreienden modernen Zustände nur schwer verwinden, aber ich muß, muß arbeiten.

Hier die gewünschte Revue. Der Artikel aus Dresden ist offenbar von dem Franzosen Maillard. Wie lächerlich nichtig kommt mir jetzt all das literarische Gethue in Lob und Tadel vor!

Haben Sie nicht noch andere Hefte der Revue Germanique von mir? Es fehlen mir mehrere zur Completirung der Spinoza-Uebersetzung.

Dingelstedt ist mit seiner Familie hier, immer frisch auf dem Humorgaul. Er wünscht auch sehr, Sie bald einmal ordentlich zu sprechen. Säumen Sie ja nicht mehr so lang. Lassen Sie sich von Frau Pawlow alle die Bücher und Zeitschriften geben, die sie von mir hat. Ich habe mehrere nur in diesem einzigen Exemplar. Sagen Sie mir jedenfalls, was sie vorhat, zumal mit der Uebersetzung pp. Herzlich grüßend Ihr

Schandau, 18. Juli 1859. Berthold Auerbach.

Schandau 19. Juli 1859.

Es zeigt sich doch immer wieder, lieber Wilhelm, daß Sie um acht Jahre jünger

sind, als ich, und wenn ich mir's auch noch nicht zuerkennen kann, omnia sub specie aeterni zu betrachten, so sehe ich doch, daß der Journalismus das gerade am meisten hindert. Sie haben ja schon von selbst aber auch den richtigen Weg getroffen, wie Sie diesem in die Literatur verirrten Calculator oder Registrator G . . . . . eines auf die Schnauze geben sollen. Nebenbei abgemacht, ohne Schauffement, eine Ohrfeige mit behandschuhter Faust, um sich nicht zu beschmutzen. Machen Sie ja kein weiteres Aufhebens davon. Das ist die beste Manier.

Dabei will ich Ihnen nochmals sagen, daß es gescheidt wäre, wenn Sie mir jedesmal Ihre gedruckten Aufsätze zuschickten. Ich bekomme die Leipziger Zeitung nur unregelmäßig zu Gesichte.

Ich ärgere mich über M.... auch genug. Es giebt freche Kerle, die consequent lügen, und das gilt oft für Charakter. Tausendmal widerlegt, bringt er sein Hephep wieder vor auch in der politischen Geschichte, besonders bei 48, da haben Alles die Juden gemacht. Ich wollte ich wäre ein Holzhauer im Walde, habe ich mir oft in diesen Tagen gewünscht, aber man muß über alles Verzweifeln doch wieder hinaus, Verzweifeln ist Selbstmord und wir räumen trotz alledem den Leuten den Platz nicht.

Ich gewinne, indem ich zu arbeiten beginne (ich bin mit meiner Brunnenkur fertig), wieder etwas Frische, d. h. Vergessenheit und Fähigkeit, mich in ein Thema zu versenken.

Es ist ganz unerhört, daß ich so viel Briefe schreibe, jetzt kriegen Sie keinen mehr bis Sie kommen zu Ihrem

Berthold Auerbach.

Dingelstedt wartet mit mir auf einen großen Waldgang, den wir gemeinschaftlich mit Ihnen unternehmen wollen.

Eben heute wollte ich Ihnen schreiben, lieber Wilhelm. Es ist doch manchmal von Interesse zu erfahren, wer von dem Brote aufgeschnappt, das man in's Meer geworfen. Da ist hier ein Fürst Radziwill, ein katholischer Enthusiast, was ihn aber natürlich nicht hindert, Mitchristen zu Leibeigenen zu haben. Er hat einen Leibeigenen bei sich, der ist seit geraumer Zeit ein ganz anderer Mensch geworden, selbstbewußt, eine ganz andere Behandlung verlangend und wodurch? Er hat Ihr Stück „Nur eine Seele“ im Theater gesehen und das hat ihn auf einmal ganz umgeorgelt. So höre ich durch Gonne's. Ich möchte nun den Menschen erforschen können, wie die Wandlung mit ihm vorgegangen, es ist das die reinste menschliche Wirkung, die die Dichtung haben kann, und immer wieder führt es darauf, den tiefen Ernst vor Augen zu führen, den ein gesprochenes und geschriebenes Wort hat. Niemand kann ermessen, in welche Seele es fällt und dort lebenbestimmend weiter wirkt.

Es wird schwer sein, dem Menschen nahe zu kommen. Ich wollte Ihnen aber doch die Thatsache mittheilen, sie sagt mehr als alles literarisch ästhetisches Gethue.

— —

Schandau, 20. August 59. Berthold Auerbach.

Noch Eins! Da schicke ich Ihnen ein Blatt der Volks-Zeitung. Ist es nicht wunderbar, daß der Ausdruck „blutiges Possenspiel“ für den letzten Krieg in dem amerikanischen Blatte gebraucht wird und habe ich nicht ganz dasselbe Wort alsbald in einem Briefe an Sie und auch im Preiselspeter gebraucht? Man wird mich doch hoffentlich keines Plagiats zeihen, ich für mich freue mich dieses Zusammenstimmens Unabhängiger.

(Schluß folgt.)

hoch genug zu schätzende Verdienst von Felix Bamberg, daß er in mehr als zwanzigjährigem Ringen dieses Vorurtheil zu entkräften und die Herausgabe der Hebbel'schen Tagebücher zu ermöglichen wußte. Seine Ausgabe ist aber zugleich auch ein Beweis dafür, wie wenig berechtigt in einem solchen Falle der Vorwurf der Impietät ist, denn sie ist ein Muster schriftstellerischer Bescheidenheit und Selbstverleugnung.

Als vor zwei Jahren der erste Theil erschien, welcher nur das erste Tagebuch, vom März 1835 bis Frühjahr 1843 reichend, enthielt, zeigte sich, daß Wilhelm Scherers Urtheil, diese Tagebücher Hebbels seien eine literargeschichtliche Quelle ersten Ranges, kein überschwängliches gewesen: der Schluß des Werkes, das zweite bis sechste Tagebuch über die Zeit vom Sommer 1843 bis zum 25. October 1863, also bis etwa sechs Wochen vor dem Tode des Dichters, umfassend, ist noch ungleich wichtiger, denn er erschließt uns die eigentliche Schaffensperiode desselben. Das Studium dieser Tagebücher ist nicht leicht, denn Friedrich Hebbel war eine außerordentlich tief angelegte, sich scheu von der Außenwelt zurückziehende Natur. Es ist daher schwer, den richtigen Standpunkt von vornherein zu seinen Aufzeichnungen zu gewinnen, weil er an mehreren Stellen den Gedanken einer späteren Veröffentlichung dieser Bekenntnisse sicherlich gehabt hat, während ihn an anderen die leidenschaftliche Kraft seiner Empfindung diese Voraussetzung vergessen ließ. Aber überall begegnen dem Leser werthvolle Aufschlüsse über das Gemüths- und Empfindungsleben des Dichters, hinter denen die Verhältnisse seines äußeren Daseins völlig zurücktreten, deren gewaltigem Druck er sich doch andererseits nicht entziehen kann. Besonders lehrreich sind in dieser Hinsicht die im ersten Theile enthaltenen Mittheilungen über den Münchener Aufenthalt: die stumme Verzweiflung des Genies, das mit der bittersten Noth kämpft und doch den Glauben an die eigene Kraft nicht verliert, ist wahrhaft rührend. Damals regten sich sogar Selbstmordgedanken in ihm, die er dem Gefühl der gänzlichen Vereinsamung zuschreibt, aber es liegt etwas Heldenhaftes in der schlichten Bemerkung, die er darüber macht (I, S. 125): „Ich fürchte diese geistigen Entbehrungen weit mehr, als die physischen, obwohl es auch etwas sagen will, daß ich schon seit 2½ Jahren, einen Sommer ausgenommen, nicht mehr warm gegessen habe.“ Diese lange Leidenszeit ließ ihn dennoch nicht an sich irre werden, denn trotz des wehmüthigen Wortes: „Mein Leben ist eine langsame Hinrichtung meines inneren Menschen“ schreibt er doch unterm 3. October 1839 als er wieder in Hamburg war: „Von meiner Poesie hängt mein Ich ab; ist jene ein Irrthum, so bin ich selbst einer.“ Selbst die seitenlangen Aphorismen aus jener Zeit sind trübe und düster, zuweilen scharf und satirisch, niemals flach.

Das zweite Tagebuch (II, 1—162) zeigt den Dichter in glücklicherer Stimmung: Der Erfolg der Judith, die Arbeit an Maria Magdalena, bessere Geldverhältnisse und nicht zum wenigsten die Eindrücke von Welt und Menschen überhaupt lassen auch ihn zu neuem Leben erwachen; die Bekanntschaft mit Dr. Bamberg wirkte äußerst wohlthätig auf ihn: das mag jenem, da er es selbst nirgends hervorgehoben, von der Kritik gesagt werden. Die äußeren Erlebnisse halfen Hebbel über manchen schweren Verlust hinweg, wenngleich seine Verzweiflung über den Tod seines Söhnchens wieder einen tiefen Einblick in dies leidenschaftliche Herz thun läßt. Weiterhin begleiten wir Hebbel nach dem Süden, nach Rom und Neapel, und endlich nach Wien, wo ihm ein echtes, häusliches Glück beschieden war. Den Wechsel seiner Empfindungen, die fortschreitende Abklärung, die in seinem Innern sich vollzog, zeigen am besten die Aeußerungen über sein Verhältniß zu Elise: An die Stelle glühender Leidenschaft und ängstlicher Sorge ist jetzt das einer ruhigen Wehmuth getreten, das in ihrem Tode die nicht unerwartete und nicht unwillkommene Befreiung von einer peinlichen Erinnerung sieht. (Vgl. die Bemerkung vom 31. December 1854: II, S. 417.) — Auch die „Aphorismen“ des zweiten Theiles sind anderer Art: sie enthalten nicht mehr so düstere, grausige Vorstellungen, sondern häufig tiefsinnige Bemerkungen über Welt und Menschen, die in eine scharfe Spitze auslaufen; daneben finden sich mancherlei Anekdoten; auch nicht wenige, die niedriger, sogar cynischer Art sind. Hebbels äußere Lage hatte sich allmählich sorgenfrei gestaltet: unterm 25. December 1848 trug er in das Tagebuch ein (II, S. 307): „Der gestrige Weihnachtsabend wurde auf eine fast vornehme Weise bei uns gefeiert. Gesellschaft, Fasanen, Karpfen, Champagner, unerhört, wie weit man es auf Erden bringen kann.“ Seine ideale Ansicht von der Poesie war dieselbe geblieben; seine Meinungen über literarische Größen waren durchdachter und gefestigter geworden, im Grunde aber unwandelbar fest: wie er einst Gutzkow richtig erkannte,

so schätzte er später Varnhagen gering. Unterm 2. August 1860 trug er in sein Tagebuch (II, S. 487): „Der echte Dichter würde auch noch auf einer wüsten Insel dichten und seine Verse in den Sand schreiben, selbst wenn er das Rhinoceros schon erblickte, das sie gleich nachher zertreten sollte.“ Diesem „echten Dichter“ hat Freundestreue in der vornehmen Ausgabe seiner Tagebücher ein ehrendes Denkmal gesetzt, wofür ihm Mit- und Nachwelt zu danken haben. F. V.

Bibliographische Notizen.

Farbenrausch. Roman von Friedrich Uhl. Berlin, Gebrüder Paetel. 2 Bde.

Der bekannte Chefredacteur der amtlichen „Wiener Allgemeinen Zeitung“, dessen Mitarbeiterschaft auch unserem Blatte mehrfach zum Nutzen gereicht hat, schildert im Verlauf dieser anmuthig erfundenen Erzählung eine jener modernen Verirrungen auf dem Gebiete des Geschmacks, wie sie von Zeit zu Zeit auftreten, um ebenso rasch zu verschwinden. Der „Farbenrausch“ herrschte bis vor Kurzem in Wien ganz allgemein; nicht blos in der Kunst, sondern auch im ganzen öffentlichen Leben machte sich die Vorliebe für glühende, sinnlich wirkende, prunkende Farben geltend, der die edle, einfach und ideal zugleich auftretende Kunst erliegen mußte. Der Dichter verkörpert diese Gegensätze in den Gestalten der beiden Maler Steiner und Elsner, und obgleich er selbst mit der kritischen Miene des alten Malers Caciere, einer außerordentlich fein entworfenen Figur, dabei steht, verhehlt er doch keinen Augenblick, daß er dem Farbenrausche nicht huldigt, denn derselbe wirkt gefährlich, zumal auf die Frauen. Frau Malvine vergißt ihre bescheidenen Verhältnisse, verwechselt den Maler Steiner mit seiner Kunst und wirft sich ihm in die Arme. Er ist edel genug, von dieser Verirrung keinen Gebrauch zu machen. Die wahre innige Liebe, wie sie Elsner und Emmy Farren verbindet, läßt sich durch Sinnenlust und Farbengluth nicht fesseln. Trotzdem so der Verfasser auf jene dramatischen Conflicte verzichtet, wie sie nur die Schilderung der Leidenschaften dem Dichter bietet, entbehrt seine Darstellung nicht des Spannenden, und die feinsinnige Schilderung im Kleinen, z. B. die Beschreibung des von Steiner gegebenen Maskenfestes, ist dem Tone eines Künstlerromans durchaus angemessen und reizvoll. fv.

Zur Lösung des metaphysischen Problems. Kritische Untersuchungen über die Berechtigung und den metaphysischen Werth des Transcendental-Idealismus und der atomistischen Theorie von H. Bender. Berlin, Ernst Siegfr. Mittler und Sohn.

Diese den Namen Dubois-Reymonds auf dem Widmungsblatte tragende Schrift, aus vier zum Theil schon in der Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik veröffentlichten Abhandlungen bestehend, ist ein interessanter Versuch, aus dem Gedankenkreise des kantischen Kriticismus und der naturwissenschaftlichen Atomistik auf dem Wege wissenschaftlichen Verfahrens in die Weltanschauung Spinozas hinüberzugelangen. Die Untersuchungen im Einzelnen sind mit Scharfsinn und großem Geschick angestellt und verdienen Beachtung. Sie drehen sich in der That um das, auf dessen Klarstellung es in unserer Gegenwart der Philosophie in erster Linie ankommt: um das (wenn sich doch der bestimmende Artikel vermeiden ließe!) Ding an sich, die Idealität von Zeit und Raum, den (logischen und metaphysischen) Werth des Atombegriffs und die Zahl und Geltung der Denkformen oder Kategorien. Wenn aber der Verfasser erhofft, daß auf dem eingeschlagenen Wege eine Lösung des metaphysischen Problems zu ermöglichen sei, so müssen wir dieser Hoffnung gegenüber denn doch auf unserer Ueberzeugung verharren: für das metaphysische Problem (es ist dem Verfasser nur Eins, eben das des Dings an sich) giebt es in der Wissenschaft und durch die Wissenschaft eine volle Lösung nie. Goethe wird wohl mit seiner Aeußerung gegen Eckermann Recht behalten: „Der Mensch ist nicht geboren, das Problem der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, um sich dann in den Grenzen des Begreiflichen zu halten.“ Die Wissenschaft wird das metaphysische Problem eben stehen lassen müssen als Problem. Wohl giebt es eine Bewältigung desselben,

aber nicht durch Wissenschaft, sondern durch eine vor dem Forum der Wissenschaft nicht zur Rechenschaft zu ziehende subjective Ueberzeugung. Diese wird aus den Resultaten der Wissenschaft ihre beste Nahrung ziehen; Wissenschaft im strengen Sinne ist sie selber nicht. Sie kann sich decken mit Spinozas tiefsinniger Religion der Einen Substanz, und auch wir sind bereit, wie der Verfasser dem Spinozismus volle Achtung zu zollen, wie ja selbst ein Schleiermacher dem „heiligen Spinoza" opferte; aber wenn der Verfasser mit Lessings (angeblichen) Worten sagt, daß es „keine andere Philosophie giebt, noch geben kann, als die Philosophie des Spinoza", so ist der Lessing'sche Begriff der Philosophie der unsrige nicht mehr. Uns ist Philosophie Erfahrungswissenschaft, exacte Wissenschaft, nicht mehr metaphysische Weltanschauung. Weltanschauung mit ihren Componenten metaphysischer (und religiöser) Ideen ist eine Glaubenschaft, über die wir nicht mehr rechten.

mk.

Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren. Von Victor Duruy. Uebersetzt von Professor Dr. Gustav Hertzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen. Lieferung 1—51. Leipzig, Schmidt & Günther.

Als wir vor nunmehr zwei Jahren die Leser dieser Zeitschrift auf das in deutscher Uebersetzung erscheinende Werk von Duruy aufmerksam machten, stand Theodor Mommsen im Begriff, eine Fortsetzung seiner Römischen Geschichte dem Publikum vorzulegen. Man erwartete mit begreiflicher Spannung eine Darstellung der jungen Monarchie und der Persönlichkeiten der einzelnen Herrscher, und fand sich ein wenig enttäuscht, als statt des erwarteten vierten Bandes zuerst der fünfte erschien, welcher die Geschichte der Provinzen von Cäsar bis Diocletian behandelte. Statt einer Schilderung des Centrums des großen Reiches erhielt man eine Schilderung der Peripherie. Aber Mommsen betont zu seiner Rechtfertignng mit gutem Grunde, daß die Darstellung der römischen und italienischen Geschichte ohne die der Provinzen sich ebenso als ein Fragment darstellen würde, wie jetzt der fünfte Band ohne den vierten. Er betont, daß das monarchische Regiment in seiner Eigenart und die Fluctuationen der Monarchie, sowie die allgemeinen Regierungsverhältnisse oftmals zum Gegenstande der Darstellung gemacht worden seien, und daß die Lücke in seinem Werke eher durch andere Gelehrte vorläufig ausgefüllt werden könne. Wer die geschichtliche Literatur kennt, wird diesen Aeußerungen Mommsens vollkommen beipflichten müssen. Gerade das Duruy'sche Buch, welches zu den hervorragenden Erscheinungen der neueren Historiographie gehört, wird nach seinem bald zu erwartenden Abschluß für denjenigen Theil der deutschen Leser, welcher das französische Original nicht lesen mag, jene Lücke in vortrefflicher Weise ausfüllen. Die beiden ersten Bände des Werkes, welche abgeschlossen vor uns liegen, führen die Geschichte der römischen Kaiser bis zum Tode Marc Aurels (180), des letzten Herrschers aus dem Geschlecht der Antonine. Der dritte Band, der bereits bis zur Hälfte in Lieferungen ausgegeben ist, schildert „die römische Gesellschaft während der beiden ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung". Nachdem wir bereits früher die großen Vorzüge des Werkes eingehend gewürdigt haben, können wir uns an dieser Stelle darauf beschränken, hervorzuheben, daß das mit großer Eleganz geschriebene Buch eine vortreffliche Uebersetzung und eine prachtvolle Ausstattung gefunden hat. l.

Kleine Menschen. Aus dem Kinderleben von Sara Hutzler. Mit einer Vorrede von Max Nordau. Berlin, J. J. Heine.

S. Hutzler bietet eine Reihe anmuthiger Erzählungen, von denen die erste „Hänschen" die gelungenste ist. Es ist ein Meisterstück in der Wiedergabe kindlicher Gefühle, besonders des Ehrgefühls. Der größte Reiz der anmuthig anspruchslosen Geschichten beruht wohl darin, daß sie wenigstens zum Theil Erwachsenen und Kindern gleiches Vergnügen gewähren. Der Stil ist dem Inhalt angemessen einfach und klar; nur im „Rothkopf" stört es uns ein wenig, fortwährend englische Brocken zu finden. Im Uberigen haben wir gerade an dem kleinen geschmähten Rothkopf eine herzliche Freude, ebenso an dem empfindsamen „Deserteur" und im Gegensatz dazu an „Unserem Jungen", dem übermüthigen echten Jungen oder Rangen, der der Mutter nur Sorge und Angst bereitet und doch ihr Stolz ist. Im Uebrigen können wir in die Worte M. Nordaus einstimmen

„Ihre Erzählungen haben einen Werth, der sie vor den meisten Hervorbringungen weiblicher Federn auszeichnet. Sie behandeln Stoffe, die sie völlig beherrscht, von denen sie mehr weiß als der Leser, wenigstens der männliche, und die bisher nicht so anmuthig vorgetragen worden sind wie hier. ef.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Asnyk's, Adam, Ausgewählte Gedichte. Deutsch von Ladislaus Gumplowicz. Wien, Carl Konegen

Berenberg, Carl, Das Nordseebad Norderney. Mit vielen Abbildungen, einem Plane des Bades, einer Karte der Insel und einer Karte der Reisewege. Zweite wesentlich verbesserte Auflage. Norden und Norderney, Herm. Braams.

Brückner, Alexauder, Beiträge zur Culturgeschichte Russlands im XVII. Jahrhundert. Leipzig, B. Elischer.

Büttner, Dr. Frans, Adam und Eva in der bildenden Kunst bis Michel Angelo. Leipzig, Gustav Wolf.

Chtchédrine, N., Nos petits Bismarcks. Traduit du Russe par Serge Nossoff. Paris, Louis Westhausser.

Curtius, Bogumil, Moderne Klänge. Dichtungen. Berlin, Wilhelm Latte.

Europäische Wanderbilder. No. 117, 118, 119, 120. Der Mont Cenis (Fréjus) von V. Barbier, übersetzt von J. H. Mit 78 Illustrationen nebst zwei Karten. 121. 122, Bad Cudowa (Provinz Schlesien). Einzige Aisen-Quelle Deutschlands. Herausgegeben und bearbeitet von F. L. Martreb. Mit 28 Illustrationen und einer Karte. Zürich, Verlag von Orell Füssli & Co.

Feilbogen, Sigmund, Unsere Rechtsstudien. Wien, C. Daberkows Verlag.

Groller, Balduin, Gräfin Aranka. Roman. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

Gugl, Aug., Hochland-Geschichten aus Kärntens Paradies. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Herrmann, Felix, Das Ende des Antisemitismus. Ein Friedensgruss an die deutsche Nation. Berlin, J. Zenkers Verlag.

Herrig, Hans, Columbus. Ein Drama in fünf Aufzügen. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Jagow, Eugen von, Die Dulderin. Berlin, J. J. Heines Verlag.

Keller, Dr. Ludwig, Zur Geschichte der altevangelischen Gemeinden. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Knortz, Karl, Nokomis, Märchen und Sagen der nordamerikanischen Indianer, Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Kohut, Dr. Adolph, Die deutsche Sappho (Anna Luise Karschin). Ihr Leben und Dichten. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Lanzky, Paul, Abendröthe. Psychologische Betrachtungen. Berlin, Carl Dunckers Verlag.

Lessing, Julius, Handarbeit. Berlin, Leonhard Simion.

Neubourg, Hermann, Die Oertlichkeit der Varusschlacht mit einem vollständigen Verzeichnisse der im Fürstenthum Lippe gefundenen römischen Münzen. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung (H. Denecke).

Orelli, Dr. Aloys von, Der internationale Schutz des Urheberrechtes. (Deutsche Zeit- und Streitfragen. Neue Folge Heft 1/2.) Hamburg, J. F. Richter.

Südwest-Afrikanische Reisebriefe des zur Ruhe gesetzten Lohgerbermeisters und Vorsitzenden des Bezirks-Vereins für Colonialwaaren-Politik, Vaterlandsvergrösserung und Erweckung des deutschen Nationalgefühls in den Aequatorial-Gegenden, August Kulicke aus Berlin, an seine Vereinsgenossen. Aus der Südwest-Afrikanischen Ursprache in das Nordost-Berlinische zurückübersetzt von Richard Schmidt-Cabanis. Nebst zwei Kreuzband-Sendungen Südwest-Afrikanischer Zeitungs-Probenummern. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne. (Collection Meinhold Nr. 4.)

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. Neue Folge. Heft 1. Dr. J. Nover, Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit. 2. Hans Moser, Die Stenographie nach Geschichte und Wesen. Hamburg, J. F. Richter.

Schefer's, Leopold, Buch des Lebens und der Liebe. Herausgegeben von Herman Thom. 3. Auflage. Leipzig, Feodor Reinboth.

Schnedeck, G. H., Episches Bilderbuch. Jena, H. Dabis.

Schubin, Ossip, Erlachhof. Roman. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Staudinger, Dr. Franz, Die Gesetze der Freiheit. Untersuchungen über die wissenschaftlichen Grundlagen der Sittlichkeit, der Erkenntniss und der Gesellschaftsordnung. 1. Band. Das Sittengesetz. Darmstadt, L. Brill.

Uschner, K. R. W., Eine Pfingstfahrt. Novelle. Zweite Auflage. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Werner, Margot, Essays. — Maria. Eine Legende. — Naturkinder. Gedichte. Hamburg, J. F. Richter.

Winterfeld, A. von, Cäsars Koffer. Die Farben der Natur. Humoresken. Illustrirt von E. Limmer. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne. (Collection Meinhold No. 3.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XLII (Juli bis September 1887), wie auch zu den früheren Bänden I—XLI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XLI.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119 120, 121, 122, 123, 124, 125

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XLII. (Juli bis September 1887)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XLI.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.



Charlotte Wolter

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XLII. Band. — September 1887. — Heft 126.

(Mit einem Portrait in Radirung: Charlotte Wolter.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Das Capitel über die Frauen.

Novelle

von

Otto Roquette.

— Darmstadt. —

Der junge Mann, welcher die Treppe zu einer Hofwohnung hinaufstieg, schien große Eile zu haben, denn er nahm zwei Stufen mit jedem Schritt und trat so wuchtig auf, daß das hölzerne Gefüge unter ihm krachte. Oben angelangt, riß er eine ihm wohlbekannte Thür auf, und rief mit fröhlichem Tone in's Zimmer: „Guten Tag, Lise! Da bin ich wieder!" Es war ein einfaches Stübchen, das ihn aufnahm, ganz voll Märzensonne, in welcher der Kanarienvogel lustig sein Stimmchen ertönen ließ, die Epheuranken um ihn her goldgrün erglänzten und ein Monatsrosenstöckchen am Fenster in Blüthen und Knospen stand. Aber zu des Gastes Ueberraschung war es nicht die Lise, die er am Nähtisch sitzen sah, sondern eine ihm unbekannte junge Dame in Hut und Mantel, welche, befremdet durch seinen hastigen Eintritt, sich rasch erhob. „Ach, um Vergebung!" stotterte er. „Ist die Lise nicht zu Hause?"

„Wenn Sie unter der Lise die Frau Feldmann verstehen," entgegnete die Dame: „Ich warte seit einigen Minuten auf ihre Heimkehr."

Der junge Mann öffnete ohne Umstände die Thür zur Schusterwerkstatt, in welcher ein Gesell und ein Lehrjunge bei der Arbeit saßen. „Guten Morgen Valentin! Guten Morgen Fritz, Du Seekrebs!" rief er hinein. „Wo ist denn die Frau und wo der Meister? Sind sie beide davongelaufen?"

„Ach, Herr Ruprecht!" entgegneten ihm zwei Stimmen. „Die Frau ist auf den Markt gegangen. Der Meister nur ein paar Häuser weit, um Maß zu nehmen für die neuen Stiefeln!"

„Dann warte ich auch, bis sie nach Hause kommen," sagte der Gast, die

Thür der Werkstatt schließend, indem er ein Päckchen, das er bisher unter dem Arme getragen, auf die Commode legte.

„Es dürfte mir doch zu lange dauern,“ meinte die Dame, mit der Miene sich zu verabschieden.

„Oh, Sie sollten bleiben!“ rief der junge Mann. „Die Leute müssen ja bald heimkehren. Wenn Sie erlauben, leiste ich Ihnen inzwischen Gesellschaft.“ Er nahm einen Stuhl, und durch eine Handbewegung lud er die Dame ein, ihren Platz wieder einzunehmen. Bevor er sich aber setzte, fuhr er fort: „Ich vergaß, verzeihen Sie! Mein Name ist Ruprecht Hemming. Vor acht Tagen bin ich von einer längeren Reise zurückgekehrt, daher ich denn alte Bekannte lebhafter zu begrüßen habe.“ Er sah die Dame an, in Erwartung, daß sie auch ihren Namen nennen werde. Sie aber neigte nur leise das Haupt und schien keine Lust zu haben, in seiner Gesellschaft zu verweilen. „Wenn es Ihnen bedenklich ist, mit mir allein zu sein,“ fuhr er fort, „so kann ich ja die Thür zur Werkstatt ein wenig öffnen.“

Jetzt lächelte die Dame, sichtlich belustigt durch seine Unbefangenheit. „Lassen Sie nur!“ entgegnete sie. „Ich will die Rückkehr der Lise in Ihrer Gesellschaft abwarten, vorausgesetzt, daß Sie mich gut zu unterhalten wissen.“

„Gut? Wahrscheinlich habe ich meine Fähigkeiten darin überschätzt,“ sagte er, „und werde jetzt übel genug bestehen.“ Ein leichtes Roth flog über sein noch sehr jugendliches Gesicht, als er sich von dem überlegenen Blick der Dame getroffen fühlte. „Ist Ihnen vielleicht meine Bekanntschaft mit den Schustersleuten auffällig?“ fuhr er fort. Dieselbe ist sehr alt, und währt so lange ich denken kann. Ich bin mit der Lise zu Hause auf dem Gute aufgewachsen, sie ist, wie man es bei uns nennt, meine ‚Milchschwester‘, und nur zwei Monate älter als ich. Ihre Mutter wurde Wittwe, noch ehe die Lise geboren war, und so kam die arme junge Frau in unser Haus, um meine Amme zu werden. Sie ist immer noch bei meiner Mutter, die gute alte Christine. Und während ich mit der Lise aufwuchs, war auch der Jakob Feldmann, der Sohn einer armen Tagelöhnerswittwe, schon unser guter Bekannter. Seine Mutter brachte ihn im Dorfe bei einem Flickschuster unter, hernach nahm sich mein Vater seiner an, und der Jakob wurde ein ganz feiner ‚Stiefelverfertiger‘ hier in der Stadt, und heirathete vor zwei Jahren die Lise. Sein Glück hat andere von unserem Dorfe nachgezogen, auch der Valentin ist aus Hemmings-Zell.“

„Auch der ‚Seekrebs‘, welchen Sie vorhin begrüßten?“ fragte die Dame lächelnd.

„Richtig, auch der! Der Name ist nicht aus der Luft gegriffen, und nicht einmal darum auf ihn angewendet, weil er als Schusterjunge immer schwarze Hände, Nase und Backen zur Schau trägt. Auf unserem Gute ist nämlich ein kleiner See, der sehr gute Krebse erzieht, und dieser Fritz besitzt eine Meisterschaft sie einzufangen. Er war, bevor er sich zur Erlernung der schwarzen Kunst hier bei Jakob Feldmann entschied, unser bester Jäger auf

das Schwarzwild des Wassers, und der Name seiner Jagdbeute wurde auf ihn selbst übertragen. Haben Sie noch nichts von unserem Gute Hemmings-Zell gehört?"

Die Dame schüttelte den Kopf mit dem Ausdruck des Bedauerns, worin der junge Mann einen Zug von Spott zu lesen glaubte, aber ihr Blick schien ihn aufzufordern, ihr von dem Gute zu erzählen.

„Es ist freilich auch so entfernt von hier," fuhr er erröthend fort. „Aber im Sommer pflegen die Gäste aus dem Badeorte — wenigstens bis zur Klosterruine, dahin zu spazierrn, und so dachte ich, Sie könnten auch etwas darüber vernommen haben. Ein Vorfahr von uns kaufte vor zweihundert Jahren das Klostergut, welches damals Maria-Zell hieß, und nannte es nach seinem Namen Hemming-Zell. Denn das Kloster war im dreißigjährigen Kriege niedergebrannt, und die Trümmer bereits weggeholt und zu andern Gebäuden verwerthet worden. Nur die Reste der Kirche und eines Kreuzgangs standen und stehen heute noch. Eigentlich auf freien Felde, wenn auch auf einem leichten Hügel, umgeben von Kornäckern. Mein Vater, der viel auf das alte Bauwerk hielt, hat innerhalb und in der Umgebung einige Ordnung geschafft und den Hügel bepflanzt, so daß er jetzt ein viel besuchter Platz ist. Leider! Denn die Besucher sind nicht sehr rücksichtsvoll und für die Vergünstigung, auf unserm Grund und Boden spazieren gehen zu dürfen, treten sie das Korn nieder, gehen auch wohl mitten hindurch, wenn sie den Umweg scheuen. Meine Mutter ist sehr ärgerlich darüber und sinnt darauf, den Gästen den Weg zu verbieten und zu verlegen. Ich habe nämlich, obgleich ich seit zwei Jahren mündig bin, die Bewirthschaftung des Gutes ganz in den Händen meiner Mutter gelassen, besser kann es ja nicht aufgehoben sein. Sie hat das Wirthschaften wohl lernen müssen, die arme Frau! Als mein Vater vor fünfzehn Jahren starb, hatte sie für das ganze Besitzthum allein einzustehen und dabei vier Söhne zu erziehen. Ich war damals noch ein Kind, mein ältester Bruder, zehn Jahre älter als ich, zählte doch auch erst siebzehn. Wir hatten aber einen sehr tüchtigen Hauslehrer. Mit den Jahren kam ein Mißgeschick nach dem andern über das Haus. Die beiden mittleren Brüder erlebten mein jetziges Alter nicht. Zuerst starb der zweite mit einundzwanzig Jahren, dann folgte ihm der dritte in gleichem Lebensalter nach. Als nun aber vor drei Jahren auch der älteste starb, der das Gut bereits übernommen hatte, da mußte sein Tod für die Gestaltung meines Lebens von Bedeutung werden. Ich hatte nämlich die Bergakademie bereits bezogen, fortan aber, als der einzige Sohn meiner Mutter, mußte ich die Studien und den Staatsdienst aufgeben und mich dem ererbten Gute zuwenden. Inzwischen wurde mir doch vorerst Freiheit genug gelassen, und so lange meine Mutter der Wirthschaft vorsteht, kann ich meine Bildung noch einigermaßen zu fördern suchen und mir hie und da ein Stückchen von der Welt betrachten. Aber, lieber Himmel! da sitz ich und schwatze Ihnen von meinen Familienverhältnissen vor, Sie werden bessere Unterhaltung gewohnt sein."

„Ich bin mit Aufmerksamkeit Ihrer Erzählung gefolgt," entgegnete die Dame, „und besonders das Geschick Ihrer Frau Mutter erregt meine Theilnahme."

„Und Sie sollten diese Frau nur erst kennen!" rief der junge Mann mit Wärme. „Sie hat alle Eigenschaften eines tüchtigen Mannes und dazu alle weiblichen Tugenden, und beides immer am richtigen Platze! Ich glaube nicht, daß es eine solche Frau zum zweitenmal giebt."

Die Dame nickte, mit dem Ausdruck des Wohlwollens in den feinen geistvollen Zügen. Der Sprecher aber fuhr fort: „Ich muß nun aufhören, denn ich habe wohl schon mehr ausgeplaudert, als sich für eine erste Begegnung schickt. Sie aber haben mir noch nichts von Ihrem Leben erzählt, nicht einmal Ihren Namen genannt. Schenken Sie mir nun auch ein wenig Vertrauen. Mir ist es, als ob wir ganz gute Freunde werden könnten."

Ein kurzes munteres Lachen vertrat die Antwort der Dame. „Da höre ich schon die Stimme der Frau Feldmann," sagte sie, sich rasch erhebend. „Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar für die Unterhaltung, welche besser war, als ich sie manchen Tag zu hören bekomme." Mit diesen Worten verneigte sie sich leicht und verließ das Zimmer. Und während sie auf dem Treppenflur von einer weiblichen Stimme mit Entschuldigungen empfangen wurde, trat aus der Werkstatt der junge Meister, welcher den Gast lebhaft begrüßte. „Ja, Jakob, seit heute früh bin ich wieder in der Stadt," rief dieser. Mein erster Weg ging zu Euch, und zwar im Auftrage der Mutter. Sie wendet sich wieder an Deinen vielbewährten Leisten und hat mir ihre Wünsche aufgeschrieben, da ist der Zettel. Nun, bei Euch steht Alles gut?"

„Freilich, Herr Ruprecht! Gott sei Dank!" entgegnete der glückliche Schuster. „Ich könnte schon einen zweiten Gesellen annehmen."

„Wie schlägt denn der Seekrebs ein?"

„So, so! Er fängt schon an sich an die Stadt zu gewöhnen, besser als seine Mutter sich in die Trennung von ihm findet. Ich habe versprechen müssen, ihn ihr im Sommer auf ein paar Wochen zu schicken. Zumal er nicht der Stärkste ist, das viele Sitzen bekommt ihm nicht. Ich habe letzthin seinethalb zum Doctor gehn müssen. Ein richtiger Schusterbub auf städtische Manier ist er noch nicht. Nun, ich hab ihn auch erst seit sechs Monaten."

Frau Lise trat ein mit gerötheten Wangen und freudigen Augen, und streckte dem Gaste beide Hände zur Begrüßung entgegen. „Nun, Gottwillkommen von der Reise zurück, Herr Ruprecht!" rief sie. „Was wird sich die Frau Mutter gefreut haben! Sie waren doch schon bei ihr?"

„Freilich! Und kehre auch bald wieder zu ihr zurück. Sie ist gesund wie immer, und läßt Euch grüßen. Und so auch Deine Mutter Christine. Sie sprach davon, Euch bald einmal zu besuchen."

Das Gespräch bewegte sich darauf um allerlei Zustände, große und kleine Ereignisse in Hemming-Zell, bis Frau Lise einen fremden Gegenstand auf der

Commode gewahrte. „Was ist denn das?“ fragte sie, gegen ihren Mann gewendet.

„Beinahe hätte ich's vergessen!“ rief Ruprecht. „Das habe ich Euch von der Reise mitgebracht.“

„Aber Herr Ruprecht, Sie machen sich unseretwegen immer Unkosten,“ sagte Jakob, während seine junge Frau das Päckchen mit Spannung öffnete. „Herr Gott!“ rief sie. „Das ist ja gar Seide.“

„Nun ja, ein Kleid für Dich, und für den Jakob einen Meerschaumkopf zur Pfeife,“ erklärte der junge Gutsherr.

„Aber Herr Ruprecht! Ein schwarzes Seidenkleid! Wann soll ich denn das tragen?“ rief Frau Lise, vor Freuden hoch erröthend. „Und was wird die Frau Mutter dazu sagen?“

„Der hab ich es schon gezeigt. Sie lachte zwar über meinen Einkauf, meinte aber, ich sollte das Geschenk nur anzubringen suchen. In der Stadt könntest Du es vielleicht eher einmal brauchen als auf dem Lande.“

Die junge Frau war ganz benommen vor Ueberraschung, ließ das Zeug in der Sonne glänzen und befühlte den schönen Stoff, während Jakob seinen mit Silber beschlagenen Pfeifenkopf nicht minder beglückt aus einer Hand in die andere nahm und betrachtete. Da wurde der Meister in die Werkstatt abberufen. „Du wirst auch in die Küche müssen, um für Deine Männer zu kochen,“ sagte Ruprecht, indem er seinen Hut nahm. „Zuvor aber — wer war die Dame, welche hier auf Dich gewartet hat?“

„Ach, das Fräulein Kora?“ rief Lisa heiter. „Sie hat mir in der Eile schon berichtet, wie schön Sie ihr die Zeit zu vertreiben gewußt, und ich wette darauf, Herr Ruprecht, daß Sie bei ihr bereits einen Stein im Brette haben.“

„Oho? Das wäre ja viel Glück!“ rief er lachend. „Aber wer ist das Fräulein Kora? Wie kommt Ihr zur Bekanntschaft mit ihr?“

„Wir wohnen eben — in einem Hause, sozusagen! Der Herr Präsident von Mannstedt, des Fräuleins Vaters, in der Staatswohnung nach der Straße, wir aber im Hofe. Sie haben demnächst eine Mittagsgesellschaft bei sich, und da wollte mich das Fräulein fragen, ob ich bei der Aufwartung helfen könnte. Ich habe das auch sonst schon gethan. Das Fräulein will mir sehr wohl — ich begreife es gar nicht, da sie doch eine so vornehme und prächtige Dame ist. Ich sage Ihnen, wenn man sie in der Gesellschaft sieht — wie eine Fürstin! Und alle die Herren in Fracks und in Uniformen dienern um sie her und flattieren ihr — ich kann mich nicht daran satt sehen! Ich hab's ihr auch diesmal versprochen zu helfen, wo sie mich anstellen will!“

Diese Nachrichten über das Fräulein wirkten sichtlich überraschend auf Ruprecht Hemming. Sein Gesicht wurde ernster, sogar nachdenklicher. Er verabschiedete sich von seinen Jugendgespielen, und schritt die Treppe hinunter langsamer als er sie heraufgekommen war.

Im Vorderhause betrachtete er den Hausflur und den breiten Aufgang zum oberen Geschoß mit Aufmerksamkeit, und von der Straße aus sah er zu den Fenstern, an welchen er bisher gleichgültig vorübergegangen, wie zu einer plötzlich ganz merkwürdigen Erscheinung hinauf.

Einige Stunden darauf kehrte Fräulein Kora von ihrem Ausgang nach Hause zurück. Sie durchschritt zwei nach allen Forderungen der Mode ausgestattete Zimmer, die nichts weniger als den Eindruck der Wohnlichkeit machten, und betrat ihr besonderes und mehr nach eigenem Geschmack eingerichtetes Stübchen. Bilder, Kupferstiche, Photographien, Bücher waren reichlich zu sehen, aber nichts von spielerischem Tand aufgestellt. Ein paar schöne Pflanzen dehnten ihre neuen Triebe dem Sonnenschein entgegen. Kora machte an ihrem Schreibtische ein paar Notizen, als sie das Rauschen eines Gewandes auf der Schwelle vernahm.

„Eben gekommen, liebe Tante," sagte sie, ohne sich noch umzuwenden. „Alles besorgt. Auch die Feldmann ist bereit, ich bin selbst bei ihr gewesen."

Die eintretende Dame war die Schwester des Präsidenten von Mannstedt, Frau Vollmar, welche bei ihm seit einigen Jahren die Stelle der Hausfrau vertrat. Sie hatte selbst verheirathete Töchter, zu welchen nicht selten ihre Reise ging, doch war das Haus des Bruders mit der Zeit ihr ständiger Aufenthalt geworden. Man konnte nicht sagen, daß sie für seine Tochter zugleich die Pflichten der Mutter übernommen hätte. Denn Kora war ihrem Charakter und ihren Jahren nach (sie zählte deren fünfundzwanzig) durchaus selbständig, und würde einen bestimmenden Einfluß abgelehnt haben. Danach strebte Frau Vollmar auch nicht, da sie Koras Wesen kannte und schätzte. Trotz ihrer Verschiedenheit im Denken und häufig im Handeln, verstanden sich beide doch recht gut und lebten im freundschaftlichen Verhältniß mit einander. Keine störte die Kreise der Andern, während sie doch, wo es die Vertretung des Hauses galt, im Einverständniß handelten. Nachdem die Damen einiges Geschäftliche für die bevorstehende Gesellschaft besprochen hatten, begann Kora:

„Tante, Du bist von früheren Erfahrungen her eine lebendige Bäderchronik — kennst Du einen Badeort, in dessen Umgebung sich eine Klosterruine befindet, Namens Hemmings-Zell?"

Frau Vollmar hatte sich nicht lange zu besinnen.

„Allerdings!" sagte sie. „Das ist ja das Stahlbad, in welches der Arzt uns im nächsten Sommer schicken wollte, und gegen das Du Dich sträubst, weil es so langweilig sein soll — und auch wirklich ist! Ueber die Maßen langweilig! Ich war ja mit meiner Louise vor drei Jahren selbst dort. Nichts als Weiber, denen die paar trübseligen Mannsleute, die sich etwa einfinden, möglichst aus dem Wege gehen. In der Klosterruine bin ich auch gewesen. Der Weg dahin durch die Felder ist ziemlich beschwerlich, da er gar keinen Schatten bietet. Das Gutsgebäude liegt weiter und soll einen

schönen Park haben, nach den Bergen zu. Wir sind nicht bis dahin gelangt."

„Nun so kann ich Dir mittheilen," entgegnete Kora, „daß ich heut den Gutsherrn von Hemming=Zell kennen gelernt habe!"

Sie erzählte der Tante mit viel Munterkeit von ihrem Zusammentreffen mit Ruprecht in der Schusterwohnung, und den unbefangenen Mittheilungen über seine Familie. An diese knüpfte Frau Vollmar sogleich an.

„Richtig!" rief sie, „davon hörten wir ja damals auch, und das Unglück der Gutsherrin, welche nach dem Tode von zwei erwachsenen Söhnen ihren ältesten verlor, erregte allgemeine Theilnahme. Es gab Leute im Badeort, die, da sie doch nichts weiter zu thun hatten, sich auf den Weg machten, um das Begräbniß anzusehen. Nachher erschien die trauernde Mutter einmal in N., um einen Besuch zu machen. Die hochgewachsene, stattliche Frau in Schwarz, mit den ausdrucksvollen ernsten Zügen, machte Ansehen unter den Gästen. Von der Bevölkerung vernahm man viel Gutes über sie."

Der Hausherr trat ein, und man ging zu Tisch. Er wußte bereits, daß er eine Gesellschaft geben werde, obgleich er nicht mehr daran gedacht hatte, und ließ sich geduldig von den Damen darüber erzählen. Da begegnete ihm, daß er bei der Aufzählung der Gäste, die er zu empfangen habe, sehr umständlich zu gähnen anfing. Kora machte halb lächelnd, halb vorwurfsvoll eine abwehrende Handbewegung gegen ihn, und er legte seine Hand auf den Mund. Der Präsident von Mannstedt war nämlich ein amtlich sehr beschäftigter Mann, der sich in den Zwischenstunden seiner Arbeitszeit fast immer schläfrig fühlte. Er war dafür bekannt, daß er in großen und kleinen Gesellschaften, ja im Zwiegespräch mit Damen, seinem Trieb zu gähnen nicht widerstehen konnte, daß er sogar als Wirth seinen Gästen nicht selten in's Gesicht gähnte. Was hatte seine Tochter bereits an ihm zu erziehen gesucht! Er erschrak wohl, wenn sie ihn stumm oder laut aufmerksam machte, daß er den Mund zu dieser schweigenden Unhöflichkeit aufgethan hatte, aber Gewöhnung und Bedürfniß waren nicht zu überwinden.

„Nun also," entgegnete er, und es bleibe dahingestellt, ob er recht zugehört hatte, das wäre ja eine ganze Menge von Personen, Magnus Dorneck ist doch auch eingeladen?"

„Herr von Dorneck? Nein," sagte Frau Vollmar. „Er hat erst kürzlich eine Einladung zum Abend erhalten, wo wir jüngere Leute bei uns versammelten."

„So?" fragte der Hausherr, der sich dieser Thatsache nicht zu erinnern schien.

„Wir werden diesmal nur ältere Herren und Damen bei uns sehen," fuhr die Tante fort. „Unter ihnen würde Dorneck sich nicht behaglich fühlen."

„Ueberdies," fiel Kora ein, „ist er in der Stadt, um sein Staatsexamen zu machen, wobei die wiederholten Gesellschaften nur zerstreuend auf ihn wirken können."

„Ich muß Dir nur sagen, lieber Bruder," setzte Frau Vollmar lächelnd ihre Einwendungen fort, „daß wir auf den jungen Herrn jetzt nicht sonderlich gut zu sprechen sind. Er hat uns da ein Buch gebracht und empfohlen von dem Philosophen Schopenhauer — ‚Parerga' und so weiter heißt es — worin ein so abscheuliches Capitel über die Frauen vorkommt daß man ihn nur noch zu Herrengesellschaften einladen kann. Wenn das auch seine Philosophie ist —"

„So? treibt er auch Philosophie?" fragte der Präsident, seinen Gähnkrampf hinter dem Tuche verbergend. „Diese Studien werden jetzt wohl bei ihm ruhen. Er ist mir als ein sehr tüchtiger Jurist empfohlen. Ich habe einiges mit ihm zu besprechen, was dann bei Gelegenheit der Gesellschaft ganz wohl geschehen kann. Ueber die Gefahr, daß dergleichen zerstreuend auf ihn wirken könnte, braucht ihr Euch keine Gedanken zu machen, einem jungen Mann gegenüber, dem so ausgezeichnete Empfehlungen vorausgehen und der sich selbst so glänzend zu empfehlen weiß."

Der Hausherr hob die Tafel auf und suchte eine Stunde der Mittagsruhe. Frau Vollmar war unzufrieden, daß sie eine Einladung an Magnus von Dorneck schreiben mußte, Kora aber sagte gleichgültig: „So mag er sich langweilen! Was wir ja auch thun müssen! Oder er könnte für seine vorlaute Beredtsamkeit auch wohl einen Denkzettel erhalten, denn es werden Leute gegenwärtig sein, die ihm geistig gewachsen sind und auch mit der Zunge Bescheid wissen."

Tags darauf, gegen Mittag, saßen Kora und ihre Tante ungefähr in denselben geschäftigen Gesprächen beisammen, wie gestern, als das Stubenmädchen eine Karte hereinbrachte.

„Ruprecht Hemming!" las Frau Vollmar. „Ei sieh da! Er will sich vorstellen."

„Aufgefordert habe ich ihn freilich nicht," sagte Kora lachend.

„Ansehn können wir ihn uns immer," meinte die Tante.

„Oh, er ist jung und sehr hübsch!" sagte das Mädchen aufmunternd.

„Gut, wir lassen bitten, einzutreten." Frau Vollmar schritt in das Empfangszimmer, Kora folgte erst, nachdem sie auf ihrem Schreibtische einige Ordnung gemacht hatte.

Ruprecht Hemming trat ein. Er bat um Verzeihung für seine Vordringlichkeit, aber er habe geglaubt, in dem gestrigen Gespräch mit dem gnädigen Fräulein im Schusterstübchen eine Art von Erlaubniß zu finden, sich im Hause vorzustellen. Frau Vollmar ließ das gelten und wußte ohne Mühe ihn in der Unterhaltung ausgiebig zu machen. Sie brachte ihn auf das Stahlbad, die Klosterruine, auf seine Familie und auf seine Mutter, bald auch auf andere Gegenstände, und er ließ es nicht an Auskunft fehlen, wobei seine Augen meist auf Kora gerichtet waren, die sich an dem Gespräch nur ab und zu betheiligte. Wenn die Tante fand, daß an seiner gesellschaftlichen Form nichts auszusetzen sei, so fühlte sie sich von seiner natürlichen

Unbefangenheit, hier und da einem kleinen Zuge der Verlegenheit, dann wieder jugendlicher Hast und durchblickenden Uebermuths lebhaft angesprochen. Sie bemerkte auch, wie, bei einer ernsteren Wendung des Gesprächs, seine Augenbrauen sich zusammenzogen, ein Schatten über sein Gesicht flog, und seine Augen gleichsam von innen heraus in auffälliger Weise funkelten. Es geschah nur rasch vorübergehend. Der junge Gast hatte Lebensart genug, seinen Besuch nicht zu lange auszudehnen, und erröthete vor Freude, als ihm Frau Vollmar beim Abschied die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen aussprach.

„Nein, Kora!" rief die Tante, „Du hast mir ja verschwiegen, welch ein Prachtstück von Erscheinung und Liebenswürdigkeit Deine Bekanntschaft von gestern ist. Etwas so Naives bei solcher Stattlichkeit ist mir bei einem jungen Menschen noch nicht vorgekommen! Und wie er von seiner Mutter spricht. Und, weißt Du, bei all seiner Kindlichkeit steckt doch etwas Dämonisches in ihm."

Kora lachte laut auf. „Und das wäre Dir in dem heutigen Gespräch entgegengetreten?" rief sie. „Ich habe zugehört, und habe doch auch Augen!"

„Und ich behaupte, es steckt etwas Dämonisches in ihm, und der rechte Augenblick könnte es gefährlich wecken! Doch das nebenbei! Der junge Mann hat meinen ganzen Beifall. Was meinst Du, sollten wir ihn nicht zu unserer Mittagsgesellschaft einladen?"

Kora schüttelte verwundert den Kopf. „Zu lauter älteren Leuten?" versetzte sie. „Wir haben freilich Herrn Magnus von Dorneck unter sie aufnehmen müssen, aber nun diesen Knaben! Er wird sich nur langweilen."

„Das laß gut sein!" entgegnete die Tante. „Der wird sich schon unterhalten! Willst Du ihn nicht zum Tischnachbar, so nehme ich ihn an meine Seite. Und kurz, Du mußt mir darin nachgeben, daß ich ihn für mich einlade, nur für mich! Bei Deinem Vater will ich es schon vertreten. Ueberdies habe ich einen Plan."

„Einen Plan?" fragte Kora gespannt.

„Nun, wenigstens so eine Idee, die vielleicht zu etwas führen kann. Man stellt ihn unserer Cousine Theodore vor. Er wird ihr gefallen. Sie hat zwei reizende Töchter von siebzehn und achtzehn Jahren. Aber die lieben Kinder sind ohne Vermögen. Der junge Hemming muß sehr begütert sein. Und dazu diese Persönlichkeit! Der und die kleine Charitas! Einzig! Denke Dir ein solches Paar!"

„Du setzest mich in Erstaunen, Tante!" rief Kora. „Er ist ja selbst noch so jung! Aber thu nach Deinem Gefallen."

Kora behandelte die Sache scherzhaft, im Grunde aber fühlte sie sich dadurch verstimmt. Sie hatte zwar nichts gegen „ein solches Paar" einzuwenden, aber es war ihr widerstrebend, daß Frau Vollmar so gern Beziehungen knüpfte, und daß sogar eine erste Begegnung ihr dazu genügte. Jedenfalls wollte sie selbst nichts damit zu thun haben.

Frau Vollmar aber wünschte sobald als möglich etwas Bestimmteres

über Ruprecht Hemming und seine Verhältnisse zu erfahren, und wendete sich an die ausgiebigste Quelle. Sie wußte, in welcher nahen Beziehung die junge Schustersfrau zu seinem Gute stand, und wußte dieselbe schon Tags darauf für ein Stündchen in das Haus zu ziehen, unter dem Vorwand einiger Aushülfe bei der Vorbereitung zur Gesellschaft. Unter vier Augen bedurfte es nur einer leisen Anfrage, um Frau Lisens ganze Begeisterung für die Gutsherrschaft in Hemmings-Zell zu wecken; und so erzählte sie von Ruprechts Mutter, von deren Hausstande, von dem prachtvollen großen Garten und auch von ihrer eigenen Mutter Christine, welche neben der Herrin als Schaffnerin im Hause waltete. Auch von Ruprecht erzählte sie, und wußte des Guten viel von ihm zu sagen.

„Als jüngster und jetzt einziger Sohn ist dieser Herr Ruprecht wohl ein recht verwöhntes Muttersöhnchen?“ fragte Frau Vollmar forschend.

Lise bedachte sich einen Augenblick. „Nein, das kann man eigentlich nicht sagen!“ entgegnete sie. „Die gnädige Frau hat alle ihre Söhne kurz zu halten verstanden, und den jüngsten auch, obgleich sie sich viel Arbeit mit ihm machen mußte. Sie hat einmal zu meiner Mutter gesagt, diesen Hans Widerporst zu bändigen koste ihr mehr Mühe, als sie bei ihren drei älteren Söhnen zusammen nöthig gehabt hätte. Jetzt freilich ist er gar nicht mehr so! Jetzt möchte er sie auf Händen tragen, und sie läßt ihm alle Freiheit.“

„Hm! Wie war er denn eigentlich früher?“ fragte Frau Vollmar eingehender.

„Ja, wissen Sie,“ entgegnete Lise, nach dem bezeichnenden Ausdruck suchend, „wie soll ich sagen? Er konnte in der Wuth Alles um sich her entzweischlagen, so heftig und wild war er, ganz jähzornig! Wenn er sah, daß Einem Unrecht geschah, wenn ein Thier überangestrengt oder gar gequält wurde, Herr Gott! fuhr er dazwischen, daß man sich vor ihm fürchten mußte! Und wenn er meinte, daß ihm etwas wider die Ehre ginge, da war es mit seiner Heftigkeit, seinem Trotz und seiner wilden Unbändigkeit nicht auszuhalten. Sonst war er immer lieb und gut. Und jetzt ist es auch nicht mehr so schwer mit ihm zu leben, er hat sich viel abgewöhnt, und man merkt kaum noch den Hans Widerporst in ihm. Ich habe Fälle gesehen, daß er sich gut zu bezwingen wußte, wo er früher wie außer sich aufgefahren war, und wenn die gnädige Frau ihn daraufhin von der Seite ansah, dann fing er an zu lachen und küßte ihre Hand.“

„Schön! Vortrefflich!“ rief Frau Vollmar. Sie fühlte die Genugthuung, über seinen Charakter, in Bezug auf das „Dämonische“ richtig gesehen zu haben, und angenehm berührte es sie, von seiner Wandlung zu hören.

Indessen plauderte Frau Lise, welche gar zu gern bei diesem Thema verweilte, noch eine Weile fort, auch als Frau Vollmar sich eigentlich schon befriedigt fühlte. „Meine eigene Mutter,“ so redete sie weiter, „der die gnädige Frau in Hemmings-Zell so viel Vertrauen schenkt, hat einmal gesagt, der Herr Ruprecht sei zwar der beste Mensch von der Welt, aber sie

wüßte nicht, was aus ihm werden sollte, wenn er einmal seine Mutter nicht mehr hätte. Sie fürchtete, daß dann seine ganze Wildheit wieder zu Tage treten könnte. Und wenn er einmal eine Frau nähme, und es wär eine, die ihm zu Liebe Alles thäte, und sich von ihm tyrannisiren ließe, so wäre das das Schlimmste für ihn, und für die Frau auch. Er müßte eine haben, die ihn zwar liebte, und die er lieb hätte, aber sie müßte sehr klug sein, er müßte großen Respect vor ihr haben, daß er sich zusammen nähme. Die gnädige Frau in Hemmings-Zell hat zu meiner Mutter gesagt, dem Herrn Ruprecht seine künftige Frau müßte ein Charakter sein, sonst ginge es nicht gut aus."

Frau Vollmar dachte an die kleine sanfte Charitas, und sah etwas bedenklich drein. Aber sie legte doch nicht viel Gewicht auf die Reden der Schustersfrau und entließ sie lächelnd.

Einige Tage darauf saß eine Gesellschaft von Damen und Herren, meist in vorgerückten Jahren, um die Tafel im Hause des Präsidenten. Die Unterhaltung erging sich in wohlgesetzter Rede, und entstanden kleine Pausen, so suchte man wieder anzuknüpfen, so gut es ging. Man wußte sich an bevorzugter Stelle und empfand nicht größere Langeweile, als man gewohnt und es unter den gegebenen Verhältnissen anständig war. Unter den Gästen saß auch Ruprecht Hemming, und war zwischen zwei älteren Damen, nämlich Frau Vollmar und deren Cousine, Frau Theodore. Freilich hätte er lieber anderswo gesessen, und blickte häufig hinüber nach dem Ende der Tafel, im Hader mit einem großen Blumenstrauße, der ihm den Anblick Koras fast unmöglich machte. Gleichwohl wußte er seine Nachbarinnen zu unterhalten, und besonders Frau Theodore schien sich seines Gespräches sehr zu erfreuen. Obgleich in die Pläne ihrer Cousine noch nicht eingeweiht, wußte sie dieser hinter seinem Rücken zuweilen zuzublinken und lächelnd zu nicken, als Zeichen daß sie mit ihrer Nachbarschaft zufrieden sei. Ruprecht aber fühlte sich unangenehm berührt durch das Wesen eines Gastes, der ihm in einiger Entfernung gegenüber saß. Er war ihm erst vor Tische als einem Herrn von Dorneck vorgestellt worden.

In dem Wesen dieses jungen Mannes, sogar in seinen Gesichtszügen, sprach sich ein starkes, fast herausforderndes Selbstbewußtsein aus. Er lenkte die Unterhaltung mit viel Geschick, und man mußte gestehen, daß er eine „gute Figur machte". Alles, was er sagte, trat mit großer Bestimmtheit zu Tage, seine Urtheile gab er in dem Tone der Unfehlbarkeit. Er that es nicht überlaut, denn er wußte wo er war und welche Rücksicht er zu nehmen hatte, aber innerhalb einer wohlberechneten und gewahrten Grenze wußte er seine Person sehr gewandt zur Geltung zu bringen. Seine Umgebung folgte seinem Gespräch mit Aufmerksamkeit und manche seiner Bemerkungen riefen ein beifälliges, wenn auch selbstverständlich sehr maßvoll gehaltenes Lachen hervor. Ruprecht Hemming konnte nicht umhin, seine Blicke immer wieder auf Herrn von Dorneck hin zu richten, so abstoßend er das Wesen desselben

empfand, ja er fühlte sich endlich geradezu aufgereizt gegen ihn und mußte durch seine Nachbarin auf seine Zerstreutheit aufmerksam gemacht werden. Es mochte die Wirkung einer scharf ausgeprägten Persönlichkeit sein auf eine im vollen Gegensatz zu ihr stehende, nicht minder ausdrucksvolle Natur, unter dem Vorgefühl, daß das einander Widersprechende einmal zum Zusammenstoß führen müsse.

Nachdem man sich von der Tafel erhoben hatte, fand sich eine kleinere Gruppe in Koras Zimmer zusammen, darunter Ruprecht und Herr von Dorneck, dazu noch ein alter Herr, den man Geheimrath nannte. Er war seit vielen Jahren Hausarzt und Freund des Präsidenten. Seine ärztliche Thätigkeit beschränkte er nur noch auf wenige auserlesene Familien, und in der seines Freundes wurde er wie ein Zugehöriger betrachtet. Er liebte es, sich unter die Jugend zu setzen, und wenn nicht mitzuthun, doch lächelnd zuzuhören.

Dorneck war jetzt angelegentlich bemüht, der Tochter des Hauses seine Aufmerksamkeit zu beweisen, wozu er bei Tische nicht hatte gelangen können. „Und darf ich nun fragen, gnädiges Fräulein, ob Sie sich in Schopenhauers ‚Parerga‘ schon vertieft haben?" fragte er.

„Ich habe bisher nur die Abhandlung ‚Ueber die Weiber‘ gelesen," entgegnete Kora, „und konnte noch nicht die Stimmung finden, das Studium fortzusetzen."

„Sie denken aber jedenfalls groß genug, dem größesten Philosophen der neuesten Zeit seine eigenartige Anschauung nicht zu verargen!" sagte Dorneck.

„Allerdings verargen wir sie ihm, und tadeln ihn sehr dafür!" rief die Tante, welche zu der Gruppe trat. „Wer mit solchem Haß, solcher Verachtung, und solcher Verkennung von den Frauen spricht, den halten wir für einen sehr schlechten Philosophen!"

„Wie das? Was sagt er denn?" riefen einige der Damen.

„Es geschieht fast durchweg in einer Ausdrucksweise, die sich in Gesellschaft nicht wiedergeben läßt!" entgegnete Frau Vollmar, indem sie das Buch von Koras Schreibtisch nahm und darin blätterte.

„Seine Behauptungen sind merkwürdig genug. So sagt er unter Anderem: Die natürliche Zusammensetzung des weiblichen Gehirns sei weder eines besonderen Verstandes, noch eines besonderen Talentes fähig. Und ferner: Weder für Musik, noch für Poesie, noch für bildende Künste hätten die Frauen Sinn. Es sei nur Aefferei zum Behufe ihrer Gefallsucht, wenn sie dergleichen affectiren. Er nennt die Frauen die gründlichsten und unheilbarsten Philister! Den Frauen Ehrfurcht zu bezeigen, sei über die Maßen lächerlich und setze die Männer vor sich selbst herab!"

„Oh! Oh! Das ist aber stark!" rief man im Kreise. „Was ist denn das für ein Mensch?"

„Aber erlauben Sie, meine Gnädigste —“ rief Herr von Dorneck, konnte aber nicht aufkommen mit seinem Einwurf, denn Frau Vollmar fuhr fort:

„Hier ist eine besonders schöne Stelle! Ich theile daraus nur mit, daß er erklärt, die Frauen seien alle falsch, verlogen, treulos, undankbar und verrätherisch!“

„Oho! Abscheulich! Eigentlich nur lächerlich! Wie kommen Sie denn zu einem so häßlichen Buche?“ riefen die Damen.

Der alte Geheimrath aber zog die Augenbrauen sehr hoch und sagte:

„Hm! Hm! Viel gewagt! Wirklich viel gewagt! Ja, ja, die moderne Philosophie!“

„Meine Damen!“ rief Dorneck dazwischen. „Gestatten Sie mir nur, daß ich den Anwalt des großen Denkers mache! Nur in diesem einen Punkte bedarf er dessen.“

„Steht das wirklich so gedruckt da?“ fragte Ruprecht Hemming zu Frau Vollmar gewendet.

Er war unterrichtet und belesen genug, um im Allgemeinen etwas über Schopenhauer und seinen „Pessimismus“ zu wissen, ohne sich doch von seiner Richtung angezogen zu fühlen.

„Bitte, überzeugen Sie sich!“ entgegnete die Tante, indem sie ihm das Buch reichte. Er blickte hinein, und während Herr von Dorneck sich bemühte, seinen Philosophen zu rechtfertigen, rief Ruprecht:

„Wer so etwas niederschreiben konnte, mußte eben das Subject danach sein, welches bei der übelsten Sorte seine Erfahrungen gemacht hatte!“

Der alte Geheimrath räusperte sich stark und nickte ihm zu, die Damen sahen ihn mit ermunternden Blicken an.

„Wer aber bedenkt,“ fuhr Ruprecht fort, „daß er eine Mutter zu verehren hat, vielleicht Schwestern besitzt, und sonst — und sonst Damen kennt — kurz, wer in anständigen Kreisen verkehrt und erwachsen ist, kann niemals zu so verkehrten Aussprüchen gelangen. Es beweist einen schlechten Charakter, wenn man vergißt, mit welchen Beziehungen man einer Familie angehört.“

„Bravo! Vortrefflich! Sehr ritterlich eingetreten!“ so wurden einige Stimmen laut, und Frau Vollmar machte die Bewegung des Händeklatschens.

Herr von Dorneck vermerkte es unangenehm, einen jungen Menschen plötzlich in den Vordergrund treten zu sehen, den er bisher kaum beachtet hatte. Er zuckte die Achseln, und in wegwerfendem Tone sagte er halblaut:

„Mit den Erfahrungen eines Kindes sollte man es nicht wagen, in Gespräche einzugreifen, zu welchen Weltkenntniß gehört!“

Eine dunkle Röthe des Zornes überflog Ruprechts Gesicht. Er war augenscheinlich in Gefahr gegen seinen Gegner loszubrechen, aber er überwand sich und warf nur in eben so verächtlichem Tone die Worte hin:

„Weltkenntniß? Doch wohl nur Erfahrung in schlechter Gesellschaft!“

Dorneck schoß ihm einen Blick drohender Vergeltung entgegen, dem Ruprecht mit dem Ausdruck herausfordernden Hasses begegnete, und zwei erbitterte Feinde maßen einander mit den Augen. Es blieb nicht unbemerkt, und die Stimmung der Umgebung hätte peinlich werden können, wenn nicht Kora schnell ein anderes Gespräch begonnen und Herrn von Dorneck in dasselbe gezogen hätte. Der alte Geheimrath aber wußte Ruprecht in das anstoßende Zimmer zu locken und eine Unterhaltung über Bergbau mit ihm anzuknüpfen, da er erfahren hatte, daß der junge Mann diesem Fache nicht fern stehe.

Im Verlaufe der nächsten drei Wochen zählte Ruprecht Hemming zu den fleißigsten Besuchern des Mannstedt'schen Hauses. In der ersten erschien er nur zweimal, um sich nach dem Wohlsein der Damen zu erkundigen, in der zweiten kam er schon einen Tag um den andern, in der dritten sprach er an jedem Tage vor, bald Morgens, bald Abends, und brauchte von Frau Vollmar nicht lange genöthigt zu werden, der Familie den ganzen Abend zu schenken. Er hatte sich auch bereits Frau Theodoren und deren Töchtern in ihrer Wohnung vorgestellt und eine Einladung von den Damen angenommen. Frau Vollmar brachte nun das Gespräch häufiger auf ihre Nichten, besonders auf die reizende Charitas, und Ruprecht gab zu, daß sie reizend sei, ließ aber ihre sonstigen Vorzüge auf sich beruhen, indem er immer abzuspringen wußte, um mit Kora wichtigere Dinge zu behandeln. Der Hausherr ließ sich den jungen Gast gern am Theetisch gefallen, da derselbe die Unterhaltung belebte und ihn nicht hinderte, seinen abendlichen Gähnkrampf nach Bedürfniß walten zu lassen. Und auch Kora hatte schon nichts mehr gegen seine Besuche einzuwenden. Fühlte sie sich durch seine Unbefangenheit belustigt, so nahm sie mittlerweile zugleich wahr, daß er unterrichteter, geistig gewandter und im Denken reifer war, als sie vermuthet hatte. Sie begegnete bei ihm auch argen Schroffheiten, Einseitigkeiten der Anschauung, und ließ sich in kleine Streitigkeiten darüber mit ihm ein. Er vertheidigte sich dann hartnäckig, ging in seinen Behauptungeu noch weiter als im Anbeginn, bis sie endlich in helles Lachen ausbrach, in welches er dann erröthend einstimmte.

Der alte Hausarzt, immer nur der Geheimrath genannt — Ruprecht erinnerte sich nicht, seinen Namen schon gehört zu haben — war auch ein häufiger Gast am Theetische. Dieser meist schweigende, aber in heiterer Würde stets theilnehmende alte Herr hatte den jüngeren Gast ganz besonders in's Herz geschlossen, äußerte über die Waghalsigkeiten desselben sein Vergnügen durch manches hingeworfene „Hm, hm!" Ja, er wurde zuweilen übermüthig genug, Ruprechts Behauptungen durch ein paar Worte noch zu steigern. Bis dann der Hausherr seinen zu ganz anderem Zwecke geöffneten Mund schneller zuklappte und den Streit beendete durch den Ausruf:

„Unmöglich! Paradoxen! So weit darf man nicht gehen!"

Kora, nun schon gewöhnt, den jungen Mann täglich zu sehen, stand nicht mehr an, ihn in ihrem Stübchen auch wohl allein zu empfangen, wenn

die Tante einmal verhindert war. So geschah es auch eines Vormittags, daß sie ihn arglos eintreten hieß und sogleich ein Buch vom Tische nahm, welches sie auf seine Empfehlung zu lesen angefangen hatte. „Sie sehen, daß ich bereits bis zur Hälfte gelangt bin," sagte sie, auf das eingelegte Zeichen deutend. „Diesmal treffen wir vielleicht in unserem Geschmack zusammen. Was ich bisher gelesen, hat meinen ganzen Beifall."

Kora bemerkte, daß eine lebhafte Röthe Ruprechts Gesicht überflog, und sein Wesen verlegener erschien als sonst. Sie mußte lange das Wort führen, bevor er sich zu ein paar Aeußerungen verstand, und diese kamen so zerstreut heraus, daß Kora nicht wußte, was sie aus ihm machen sollte. Er schien innerlich mit etwas zu ringen, seine Augen gingen unstet umher, er gab Antworten, die auf ihre Fragen gar nicht paßten. Kora sah ihn endlich verwundert, ja mit einer gewissen Besorgniß an.

„Was ist das heut mit Ihnen, Herr Hemming?" fragte sie. „Ist Ihnen etwas begegnet? Reden Sie offen."

Da athmete Ruprecht tief auf, und von seinen Lippen kam ein Erguß seiner innersten Empfindung, das Bekenntniß seiner wärmsten, unbedingtesten Herzensneigung, mit einer Ausdrucksfähigkeit, die er sich selbst nicht zugetraut hatte. Und so, zuversichtlicher durch sich selbst gemacht, bot er Kora seine Hand und schloß mit der Frage, ob sie die Seine für das Leben werden wolle?

Kora, auf dieses Unerwartete am wenigsten gefaßt, erschrak vor seiner Sprache, ja sie erstarrte fast bei seiner Werbung.

Sie hörte den warmen Ton seiner Rede, sie verstand, daß es ihm Ernst im Herzen sei, und ihr selbst wurde weh um das Herz, diese Fülle glücklicher Hoffnungen als unerfüllbar abwehren zu müssen. Was er ihr bot, erschien ihr undenkbar. Seine Jugend, seine Unerfahrenheit — was brauchte sie nach Gründen für ihre Ablehnung zu suchen — sie liebte ihn nicht! Es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, daß sie einen Jüngling wie Ruprecht Hemming lieben könnte, und ebensowenig hätte sie ihm den Einfall zugetraut, daß er um ihre Hand werben würde. Nun aber sollte sie sein Bekenntniß und seinen Antrag ganz ernst nehmen, denn sie hatte aus seinen Worten vernommen, daß sein Herz mündig und er innerlich gereifter war, als sie vermuthet hatte. Sie fühlte selbst, das ihre Ablehnung ihn um so tiefer berühren, ja erschüttern würde, zumal sie die Wärme seines Entgegenkommens empfunden hatte. Sie schwankte, ob sie diese Ablehnung kurz und bündig aussprechen sollte — was ihr zwar das Thunlichste erschien, zugleich aber das Peinlichste war — oder ob sie besser einen Umweg suchte, der ihm doch zugleich keine Hoffnung ließe — was in diesem Augenblick auch etwas Schwieriges war. Unter dem Druck augenblicklicher Rathlosigkeit saß sie ihm eine Weile schweigend gegenüber, die Augen abgewendet, während die seinigen groß und erwartungsvoll auf sie gerichtet waren.

Endlich gewann sie Fassung und zugleich ruhige Worte, sogar einen milde ge-

stimmten Ton, ihm zu entgegnen. Sie wollte in seinem Antrag nur eine Uebereilung sehen. Ein längerer Verkehr in ihrem Hause würde ihn zu einer Prüfung seiner Empfindungen geführt, er würde sich auch überzeugt haben, daß sie selbst dem Bilde nicht entspräche, das er sich innerlich von ihr entworfen habe. Sie unterschätze keineswegs den Werth eines so schönen Entgegenkommens, aber — sie führte dieses „Aber" mit möglichst angenehmen Wendungen weiter aus, bis sie endlich glaubte, Alles erschöpft zu haben, was sich sagen ließ. Dabei bemerkte sie, wie Ruprechts Augen sie anstarrten, nicht sowohl mit dem Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung, sondern vielmehr als ob er etwas Unmögliches vernähme, als ob ihm etwas entrissen werden sollte, wofür er kampfgerüstet einzutreten bereit sei.

Kaum hatte sie ihre Rede zu Ende gebracht, als er hastig das Wort nahm und vor Allem den Vorwurf der Uebereilung von sich wies. Er sprach lebhafter, wiederholte seine Betheuerungen, aus seinem Innern quoll es reicher, aber zugleich mit einer gewissen Heftigkeit, und aus seinen Augen zuckten Blitze von Wildheit, vor welchen Kora zurückschreckte.

Sie zwang sich zur Gelassenheit und suchte ihn durch Gründe und vernünftige Einwendungen zu überzeugen. Aber sie mußte erkennen, daß er bereits zu tief von leidenschaftlicher Aufregung ergriffen war, um von Gründen und Vernunft noch etwas gelten zu lassen. Es gab zwischen ihnen noch ein langes Gespräch, in welchem die Erregung beider sich steigerte bis zur Heftigkeit jetzt auch von Seiten Koras. Endlich erhob sie sich unwillig.

„Es ist genug, Herr Hemming!" rief sie. „Ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen!"

Auch Ruprecht sprang auf, und die gewaltige Aufregung seines Wesens schien sogar nach einer körperlichen Bethätigung seines Ingrimms zu suchen. Er faßte die Lehne des Stuhls, auf dem er gesessen, mit beiden Händen krampfhaft an, als wollte er das hölzerne Gestell kurz und klein brechen. Gekonnt hätte er es, aber mit plötzlicher Ueberwindung ließ er die Hände los und begann, mit einer Stimme, die fast zitternd und heiser klang:

„Gnädiges Fräulein — weisen Sie mich ab, weil Sie — einen Anderen lieben?"

„Ich gebe darüber keine Rechenschaft!" rief Kora unwillig.

„Und dennoch muß ich es wissen!" entgegnete er in bestimmten Tone. „Weisen Sie mich ab, weil Sie — Herrn von Dorneck Ihre Hand reichen wollen?"

Kora fühlte sich herausgefordert, und ihn mit einem Zornesblick musternd, rief sie: „Wie kommen Sie darauf? Es ist sehr unzart von Ihnen, eine solche Frage an mich zu richten!"

„Wie ich darauf komme?" entgegnete Ruprecht. „Man spricht davon. Ihr und sein Name werden von den Leuten zusammen genannt. Ich wollte es bis heut nicht glauben —"

„Sie brauchen es auch ferner nicht zu thun — oder — wie Sie wollen! Ich wünsche diesem Gespräch ein Ende zu machen!"

Kora wendete sich mit rascher Bewegung von ihm ab, zum Zeichen, daß er entlassen sei.

Allein Ruprecht ging noch nicht.

„Gnädiges Fräulein —" begann er, „ist es denn möglich, daß man das ganze Herz so voll von heißer Liebe Jemand entgegen bringen kann, um wie ein lästiger Zudringling abgewiesen zu werden? Ich kann — ich kann nicht glauben, daß Sie Ihr letztes Wort gesprochen haben!"

Kora fühlte sich von dem Tone seiner Stimme plötzlich innerlich so eigen berührt, daß ihr ein versöhnlicher Abschied möglich erschien. Aber ärgerlich über sich selbst, warf sie das Buch, welches sie in der Zerstreuung ergriffen hatte, auf den Tisch und sagte mit abweisender Entschiedenheit:

„Es war mein letztes Wort! Leben Sie wohl!"

Einige Secunden blieb Ruprecht stehen. Als Kora sich noch einmal umwendete, begegneten ihre Augen einem Blicke, der sie erschreckte und zugleich empörte.

„Sie irren sich! Die Stunde kommt wieder!" sagte er mit scharfer Betonung. Dann wendete er sich hastig um, so hastig, daß er einen Stuhl umriß, und stürzte, ohne denselben aufzuheben, aus der Thür.

Kora that es für ihn und stellte das Geräth an seinen Platz, um jede äußere Spur von Unordnung zu beseitigen. Innerlich wurde es ihr nicht so leicht, die Ordnung wieder herzustellen. Es war nicht das erste Mal, daß Kora ihre Hand hatte versagen müssen. Aber zu solchen Auftritten war es noch nicht gekommen. Die Ablehnung hatte sich schriftlich machen lassen, oder durch ihren Vater. Diesen wünschte sie über den heutigen Vorfall nicht einmal in's Vertrauen zu ziehen. Das für sie ganz Unerhörte sollte ihr Geheimniß bleiben. Aufgeregt ging sie eine Weile durch die Zimmer, und es war ihr recht, daß die Tante bei ihrem Ausgang länger als gewöhnlich wegblieb, um so besser konnte sie sich sammeln und zur Ruhe bringen. Aber der Sturm, welcher sich heut in ihrem Stübchen entfesselt hatte, war in ihrem äußerlich und innerlich geordneten Dasein etwas so Ungewöhnliches, daß die Nachwirkungen statt der Sammlung ihr eine noch tiefer gehende Aufregung brachten.

Kora war Weltdame, für die Gesellschaft erzogen und in derselben lebend, selbst mit der Oberflächlichkeit ihres Kreises, den sie geistig überragte, nur wenig im Kampfe. Sie wußte, daß die Stellung ihres Vaters eine bestimmte Geselligkeit vorschrieb, und kannte ihren Vater zu gut, um daran etwas ändern zu wollen, ja sie glaubte durch eine Aenderung nicht einmal einen Vortheil für sich zu gewinnen. Künstlerische Beziehungen zu finden wäre wohl möglich gewesen, aber sie unterließ dergleichen, weil es dem Hausherrn etwas Fremdes war, sie selbst aber keine Begabung in sich fand, dem künstlerischen Verkehr entgegen zu kommen. Sie liebte Musik, aber sie

sang nicht, noch spielte sie ein Instrument. Das Clavier, an welchem sie, da die Erziehung es gewollt, sich einst viel hatte abmühen müssen, stand seit Jahren unberührt. Und da sie alles Halbthun verschmähte, war auch das Zeichnen und Malen, dem sie in ihrer Lehrzeit nicht hatte entrinnen können, längst von ihr aufgegeben worden. Aber sie las gern und wußte sich mit ihren Büchern ihre eigene kleine Welt zu schaffen, in welche sie flüchtete, wenn sie die Pflichten ihres väterlichen Hauses erfüllt hatte. Sie prunkte nicht mit dem Gewinn, der ihr in der Stille zu Theil geworden, denn sie wollte nicht anders erscheinen, als die anderen Frauen ihrer Umgebung. Gleichwohl wußte man, daß sie im Grunde „anders" war. Die meisten Frauen aus der Beamtenwelt hatten eine gewisse Scheu vor ihr, die geistig etwas regsameren Manner fühlten sich von ihr angezogen. An ernsterem Entgegenkommen, ihre Gunst und ihre Hand zu gewinnen, hatte es nicht gefehlt. Allein Kora hatte sich innerlich noch stets frei gefühlt. Welche Ansprüche sie an den Mann machte, dem sie Neigung schenken könnte, danach hatte sie sich noch nie gefragt, genug — obgleich sie manchen schätzen gelernt, war ihr noch keiner begegnet, für den ihr Herz lebhafter gesprochen hätte. Der Gedanke, unvermählt zu bleiben, befestigte sich in ihr mehr und mehr, denn sie fühlte sich nicht unzufrieden mit ihrer Lage, und glaubte sich innerlich selbständig genug für die Wechselfälle der Zukunft. Und nun trat in ihr ruhiges und immerhin etwas künstlich abgeschlossenes Dasein ein junger Mensch, wie sie noch keinen kennen gelernt, und bereitete ihr einen Auftritt, wie sie noch keinen erlebt hatte! Sie war unwillig gegen sich selbst, daß sie seine Frechheit — ja, seine Frechheit! — nicht mit schärferer Ueberlegenheit gestraft hatte. Zwar, sie konnte es sich nicht verhehlen, daß ihr in ihm zum ersten Mal eine ganze Natur erschienen, und daß ihr in der leidenschaftlichen Steigerung seines Wesens wirklich etwas „Dämonisches" entgegen getreten war. Aber es empörte sie geradezu, daß dieser junge Mann, an ihrer Statt, eine gewisse Ueberlegenheit für sich geltend gemacht, daß er mit einem Wiederkommen gedroht hatte! Doch — dagegen wollte sie schon Mittel finden! Aergerlich auch war es ihr, daß, wie Ruprecht tactlos ausgesprochen, unter Leuten ihr Name mit Herrn von Torneck in Verbindung gebracht wurde. Glaubte sie selbst doch keine Veranlassung dazu gegeben zu haben! Während sie unter solchen Gedanken das Zimmer durchschritt, hörte sie die Stimme der Tante. Schnell machte sie sich an ihrem Schreibtisch etwas zu schaffen, und bald konnte sie den Ihrigen entgegentreten, als wäre nichts geschehen.

Wenn Kora selbst den Besuch Ruprechts in der Familie für die nächsten Tage nicht schon erwartete, verwunderte sich Frau Vollmar um so mehr, daß er sich nun schon eine ganze Woche lang nicht hatte sehen lassen. Auch der alte Geheimrath fragte nach ihm, und man sah dabei Kora an, als könne sie Auskunft über sein Wegbleiben geben. „Er wird nach Hemmings-Zell gereist sein!" sagte sie. Mir ist, als hätte er kürzlich von dieser Absicht gesprochen."

Einige Tage darauf aber erschien die junge Schustersfrau bei Frau Vollmar, in Thränen und vor Schluchzen kaum der Rede fähig, und meldete geheimnißvoll, Ruprecht liege schwer darnieder, denn er habe sich duellirt und einen Schuß erhalten. „Aber," fuhr Frau Lise weinend fort, „wenn nur nicht ein Unglück immer zu dem andern käme! Des Herrn Ruprecht Frau Mutter ist ja gestorben! Wie man ihn verwundet nach Hause brachte, fand er einen Brief von dem Inspector in Hemmings-Zell, daß die Gutsherrin, von einem Schlaganfall getroffen, umgefallen und gleich darauf gestorben sei. Nun ist der Herr Ruprecht in Verzweiflung, noch dazu in dem Zustande! Gott, was soll aus dem armen jungen Herrn werden?"

„Woher wissen Sie denn das Alles?" fragte Frau Vollmar von Theilnahme ergriffen.

„Er hat an meinen Mann einen Zettel geschickt, der Jakob solle gleich zu ihm kommen, er brauche ihn jetzt nothwendig. Mein Mann ging auch zu ihm, und als er nach zwei Stunden nicht wiederkam, wurde mir Angst, und ich lief selbst hin, und so fand ich den Herrn Ruprecht, ich kann gar nicht sagen wie! Der Doctor war gerade bei ihm und sagte ihm, er müsse sich still halten. Aber, daß ich es nur gestehe, er will fort und nach Hause. Der Jakob bleibt bei ihm und begleitet ihn nach dem Gute. Heut Abend wollen sie fort. Es muß aber Geheimniß bleiben, daß es der Doctor nicht erfährt —"

„Wissen Sie, mit wem Herr Hemming sich geschlagen hat?" fiel Frau Vollmar der Sprecherin in die Rede.

„Nein, das habe ich nicht erfahren. Wenn der Herr Ruprecht die Reise nur übersteht! Ach, das Unglück in unserem Hause ist doch gar zu groß!"

Die junge Frau wurde bald entlassen, und die Tante konnte nicht umhin, Kora in ihrem Zimmer aufzusuchen und ihr die bedenkliche Nachricht mitzutheilen. Kora fühlte sich auf das Peinlichste getroffen. Es war ihr keinen Augenblick zweifelhaft, daß Herr von Dorneck Ruprechts Gegner gewesen, daß der leidenschaftliche Jüngling die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, einen vermeintlichen Nebenbuhler herauszufordern, und daß sie selbst die unschuldige Veranlassung gegeben zu einem Zweikampf, der noch viel im Gefolge haben konnte. Sie hätte weinen mögen vor Entrüstung und beängstigenden Empfindungen. Die Tante schrieb ihr plötzliches Erblassen keiner tieferen inneren Betheiligung zu, als sie selbst dem Fall entgegenbrachte, sprach viel und hatte nicht übel Lust, persönlich in die Angelegenheit einzugreifen.

Da wurde der alte Hausarzt gemeldet. „Der kommt uns zu rechter Zeit!" rief Frau Vollmar. Der Geheimrath muß ihn besuchen und uns sichere Nachricht geben!"

Wirklich war der alte Herr gleich erbötig, nach Ruprechts Wohnung zu fahren, schärfte aber den Damen ein, die Sache ganz still für sich zu behalten.

Einige Stunden vergingen für Kora in aufregender Erwartung. Sie bemitleidete Ruprecht um den Tod seiner Mutter, sogar um seiner Niederlage willen, aber sie gönnte die letztere auch wieder dem Tollkopf. Es waren widersprechende und widerwärtige Empfindungen, die ihre Stimmung beunruhigten.

Endlich, es war schon Abend, kehrte der Geheimrath zurück. „Es ist richtig!" begann er. „Aber zu einem vernünftigen Helfen bin ich leider zu spät gekommen."

„Zu spät?" rief Frau Vollmar. „Er ist doch nicht —"

„Abgereist ist er, anstatt stille zu liegen!" fuhr der alte Herr fort. „Werden ja hören, in welchem Zustande er daheim ankommt, wenn er überhaupt lebendig eintrifft! Ich kam gerade, als er sich rüstete in den Wagen zu steigen, mit einem Schuß in die linke Schulter! Er hat eine starke Energie, das muß man sagen! Mein Einspruch half nichts. Lärm wollte ich nicht machen, und so mußte ich es bei Verhaltungsregeln für die Reise bewenden lassen. Er hat übrigens gute Begleitung, wie es scheint."

„Aber mit wem hat er sich denn geschlagen?" fragte Frau Vollmar in leiserem Tone.

„Hm! Wenn wir es unter uns behalten können? Ueberhaupt die ganze Duellgeschichte! Kurz, mit Dorneck! Ruhig, ruhig!" So fügte er hinzu, da er sah, wie Frau Vollmar in Erstaunen gerieth. „Hier an Ort und Stelle scheint die Feindschaft begonnen zu haben, und zwar bei dem Capitel ‚Ueber die Frauen'. Nachher bedurfte es nur noch eines Zusammentreffens, ich sage nicht wo, noch von wem ich das Weitere erfahren habe, um den jungen Mann auflodern zu lassen und zu einer Herausforderung aufzustacheln." Der Geheimrath begab sich darauf zum Hausherrn, da er es für gut hielt, wenn der Präsident den unangenehmen Fall durch ihn selbst und zwar gleich erführe.

Kora beschloß, sich Zwang anzuthun, ja ihrer inneren Erregung Trotz zu bieten. Die Damen hatten für den Abend Karten zu einem Concerte, welche inzwischen in Vergessenheit gerathen waren. Die Tante erinnerte sich endlich daran, bezeigte aber keine Lust, davon Gebrauch zu machen. Kora jedoch rüstete sich schnell, und beschloß Frau Theodore oder eine ihrer Töchter dafür abzuholen. Es drängte sie zu erfahren, ob unter Bekannten, die sie jedenfalls antreffen würde, schon etwas von dem Ereigniß, welches sie innerlich beschäftigte, bekannt geworden.

Der Präsident aber hatte an diesem Abend ein Gespräch unter vier Augen mit seiner Schwester, welches ihr reichlich zu denken gab.

„Wie nimmt Kora diese Geschichte auf?" fragte er. „Aengstigt sie sich sehr um Dornecks willen?"

„Um Dornecks willen?" meinte Frau Vollmar befremdet. „Das Geschick des jungen Hemming scheint mir beängstigender."

„Das bei Seite! Ich rede von Dorneck. Ihr dürft übrigens vorerst

ruhig darüber sein. Ich hoffe, es wird sich vertuschen lassen. Käme die Sache vor den Staatsanwalt, so wäre Dorneck vor einer wenn auch nur kurzen Festungshaft nicht zu schützen. Das darf jetzt nicht sein. Es würde ihn bei seinem Staatsexamen stören."

„Aber, lieber Freund, Du sprichst immer nur von Dorneck, während sein unglücklicher Gegner unsre Theilnahme in weit höherem Grade besitzt."

„Ja, bist Du denn nicht Koras Vertraute?" fragte der Präsident verwundert.

Die Schwester wurde aufmerksamer. „Doch nicht in allen Fällen," sagte sie. „Aber worauf deutest Du eigentlich hin?

„Nun denn — Dorneck hat schon vor einiger Zeit bei mir um Koras Hand angehalten. Er gestand mir, daß er der Einwilligung Koras sicher sei. Und so habe ich die meinige nicht verweigert, da er mir als tüchtiger Jurist und ausgezeichnete Arbeitskraft sehr empfohlen ist. Nur habe ich die Bedingung gestellt, daß vor Ablegung seiner Prüfung, die er glänzend bestehen wird, nichts darüber verlauten dürfe."

„Und Du glaubst wirklich, daß Kora — Lieber Bruder, ich zweifle, daß sie ihm Hoffnung gemacht habe."

„Wie würde er dann schon zu mir gekommen sein? Sie sind jedenfalls einig und betragen sich verständig genug, es noch nicht zu zeigen."

Frau Vollmar schüttelte den Kopf. Sie war erstaunt über diese Eröffnung, und — wenn die Sache richtig war, so konnte sie sich einer solchen Verbindung nicht freuen, denn Dorneck gefiel ihr nicht. Es war für sie aber auch noch die Frage, ob Kora Gefallen an ihm fände, und gar, ob sie ihm ihr Jawort gegeben. Zwar kannte sie ihre Nichte als einen sehr eigenartigen Charakter, aber sie traute ihr doch nicht zu, daß sie sich einem Manne verbunden habe, über den sie nur in höhnischem Tone zu sprechen pflegte. Sie beschloß gleichwohl ihre Nichte etwas mehr zu beobachten, und zu diesem Zwecke das Gespräch häufiger auf Magnus von Dorneck zu bringen.

So verging Woche um Woche. Ueber die Duellgeschichte verlautete in der Oeffentlichkeit nichts, wie der Geheimrath versicherte, der viel unter Leuten war und jetzt um so mehr aufpaßte. Auch der Präsident schien über die Folgen ganz beruhigt. Die Nachrichten aus Hemmings-Zell wurden durch Frau Lise vermittelt, welche mit dem Inhalt der Briefe ihrer Mutter stets ein williges Gehör bei Frau Vollmar fand. Ruprecht war in äußerster Erschöpfung auf seinem Gute angelangt, dann aber am Sarge seiner Mutter in eine wahre Raserei von Schmerz verfallen, welche seinen Zustand erst recht gefährdete. Ein hartes Krankenlager hielt ihn darauf fast zwei Monate gefesselt. Dann genas er langsam.

Kora fühlte sich diese Zeit über wie unter einem schweren Drucke, und die Anstrengung, sich äußerlich ruhig zu zeigen, begann an ihrer Gesundheit zu zehren. Sie suchte auch das zu verbergen, aber sie athmete auf, als Lise die Nachricht brachte (es war zu Anfang des Juli), daß Ruprecht genesen sei,

und sein Arzt ihn zur letzten Kräftigung in ein weit entferntes Bad geschickt habe.

Nun aber, da Alles in der Stadt sich bereits auf die sommerlichen Reisen begab, trat der Hausarzt auch wieder auf und verlangte für Kora, und zwar jetzt mit um so größerer Bestimmtheit, die Badekur in Stahlbrunn. Sie konnte sich dem Drängen der Ihrigen nicht länger widersetzen und willigte ein. Den Gedanken an die Nähe von Hemmings-Zell überwand sie. Der Besitzer war ja weit weg und kehrte schwerlich so bald zurück — denn Lise hatte schließlich auch noch die Nachricht gebracht, daß er auf eine Reise gehen und vermuthlich Jahr und Tag ausbleiben werde.

Acht Tage darauf war sie mit ihrer Tante bereits an dem Badeorte angelangt und daselbst eingerichtet. Sie suchte keinen Verkehr mit den übrigen Gästen, überließ es aber Frau Vollmar, nach Geschmack und Gutdünken anzuknüpfen, ohne doch sich selbst ganz abschließen zu wollen. Da hörte sie denn zuweilen von der Klosterruine sprechen, von gemeinsamen Spaziergängen dahin, wobei man nur beklagte, daß in der sonst so schönen und baumreichen Gegend dieses Bauwerk mitten in der Sonne zwischen Aeckern auf einem Hügel liege, und für ein Ausruhen dort so wenig gesorgt sei. Ueber den jungen Gutsherrn erfuhr Frau Vollmar in einer Unterhaltung mit ihren Wirthsleuten, daß er wirklich für längere Zeit verreist sei.

Da wurde in Kora der Wunsch rege, die Klosterruine einmal zu betrachten. Zwar verwarf sie ihn wieder, allein er tauchte immer von Neuem auf, und bald zog sie eine unwiderstehliche Neugier dorthin. Aber ganz allein wollte sie den Besuch unternehmen, sogar ohne Wissen der Tante. So machte sie sich eines Morgens zu sehr früher Stunde auf den Weg, der ihr gar nicht so weit erschien, zumal sie, bei etwas bedecktem Himmel, von den Sonnenstrahlen wenig belästigt wurde. Ein Fußpfad zwischen den Kornfeldern, die der Ernte entgegen reiften, führte sie zu dem mit Bäumen und wucherndem Gebüsch bedeckten Hügel, welcher die Ueberreste des einst prächtigen Bauwerkes trug. Bald konnte sie die feinen architektonischen Gliederungen des ehemaligen Kreuzgangs bewundern, jetzt durchwachsen von Hollundergesträuch und wildem Geisblatt, welches zum Theil noch duftende Blüthenbüschel trug. Als sie sich aber sogar in das Trümmerchaos des Innern wagte, that sie ausgleitend einen Fehltritt und fühlte einen Schmerz im Fußgelenk. Anfangs gab sie nicht viel darauf, ließ sich aber doch auf ein wie eine Bank hingelagertes Stück Gestein nieder, um eine Weile auszuruhen. Das Malerische des Platzes, die Morgenstille der Umgebung übten einen wohlthuenden Zauber auf sie, so daß sie seit langer Zeit einmal wieder frei und leicht athmete. Als sie aber nach einer halben Stunde an den Rückweg dachte und sich erhob, fühlte sie, daß sie ohne große Schmerzen nicht auftreten konnte, und wankte nach vergeblichem Versuche, den Platz zu verlassen, zu ihrer Bank zurück. Sie gerieth in Verlegenheit. Was nun beginnen? Der Ort lag außerhalb aller Verkehrswege, und sie malte sich die Möglichkeit aus, verharren zu müssen, bis der

Zufall etwa Nachmittags Spaziergänger aus dem Bade herführte. Diese Aussicht hatte für sie, unter allen Unannehmlichkeiten, in erster Reihe etwas tief Beschämendes. Sie machte daher neue Versuche, sich fort zu bewegen, mußte es aber aufgeben, da sie fühlte, daß ihr Fuß mehr und mehr angeschwollen war. Da saß sie nun eine Weile in wachsender Rathlosigkeit, halb erwartungsvoll, halb ängstlich nach jedem leisen Geräusch des Windes durch die Gebüsche hinlauschend.

Plötzlich kroch etwas in Menschengestalt unter den Haselstauden hervor, wurde ihrer ansichtig und blieb, ganz verdutzt vor Ueberraschung, in der Entfernung stehen. Es war ein Knabe mit einem Topfe, zur Hälfte voll von Erdbeeren, die er gesammelt hatte. „Komm näher, Kind!" rief Kora, die aus dem Anblick eines menschlichen Wesens schon einige Hoffnung schöpfte. „Weißt Du den Weg nach dem Bade zu finden?" fuhr sie fort. Der Knabe nickte. „Und wärst Du verständig genug, mir einen Wagen von dort zu holen? Sieh', ich habe mir den Fuß verletzt und kann nicht von der Stelle. Ich schreibe ein paar Worte auf eine Karte, die nimmst Du mit. Du kannst Dich selbst in den Wagen setzen."

Der Knabe stellte, während sie schrieb, sein Töpfchen neben sie auf die Steinbank, sehr bereitwillig, die Wagenfahrt zu unternehmen. Da knallte ein Schuß ganz in der Nähe. Kora fuhr zusammen, ihr Ritter aber lief neugierig nach der Richtung hin, von der der Knall gekommen. Im nächsten Augenblick trat Ruprecht Hemming um eine Ecke des Gemäuers. Er erkannte Kora, und sie selbst entsetzte sich fast vor seinem unerwarteten Anblick, der ihr die Gluth der Beschämung und Verwirrung auf die Wangen rief. Eine Weile blieben Beide schweigend einander gegenüber, während der Knabe, zweifelhaft ob sein Auftrag noch zur Geltung kommen werde, erwartungsvoll von Einem zum Andern blickte.

Kora suchte sich zu fassen. „Ich glaubte Sie in weiter Ferne, Herr Hemming," begann sie, „und konnte nicht annehmen, Ihnen hier zu begegnen."

„Gestern zurückgekehrt!" sagte er etwas trocken. „Der Besuch dieses Platzes ist Jedermann gestattet."

„Ich bekenne, in diesem Augenblick sehr im Nachtheil gegen Sie zu sein, Herr Hemming," fuhr sie fort, „da ich mich auf Ihrem Grund und Boden befinde und denselben ohne fremde Hülfe nicht verlassen kann. Ich habe mir den Fuß ein wenig verstaucht und bin nicht im Stande —"

„Die Verletzung ist doch nicht ernstlich?" rief er lebhaft und mit veränderten Wesen, indem er hastig näher trat. „Ich stehe ganz zu Diensten!"

„Es wird hoffentlich nicht von Belang sein!" entgegnete sie abwehrend. „Ich sende den Knaben nach dem Bade, mir einen Wagen hierher zu holen."

„Nach dem Bade? Keineswegs!" rief Ruprecht mit Bestimmtheit. „Das könnte lange dauern! Ueberdies kann ein Wagen hier nicht anfahren, müßte auf der Landstraße halten, und Sie hätten weit bis dahin durch die Felder. Hemmings-

Zell ist näher. Heda, Seekrebs! Lauf geschwind nach Hause! Der Martin soll anspannen, schnell! Auch der August soll mitkommen. An der Brücke wird gehalten, dort warten wir!"

Kora sträubte sich gegen diese ihr sehr unangenehme Wendung. „Ich danke, Herr Hemming, ich wünsche doch, daß der Bote mir Hülfe aus dem Badeort holte!"

Aber der Knabe war bereits unterwegs, und Kora sah sich der Anordnung des jungen Gutsherrn preisgegeben. Sie bemerkte, daß in den vier Monaten, seit er ihr im Schusterstübchen zuerst begegnet, eine bedeutende Veränderung mit ihm vorgegangen. Er sah männlicher aus, erschien höher und breiter, innere Erfahrung hatte seinen Zügen eine bestimmtere Ausprägung gegeben, und vielleicht war es das Gefühl, auf seinem eigenen Boden zu stehen, das ihm Sicherheit und Entschiedenheit verlieh. „Bis zur Brücke ist kaum ein Viertelstündchen," sagte er, „das werden Sie zu Fuß schon überwinden. Nehmen Sie meinen Arm!"

„Wirklich — ich zweifle, ob es möglich sein wird," entgegnete Kora widerstrebend. Muß ich schon Ihren Wagen annehmen, so wünsche ich ihn hier zu erwarten."

„Hier? Das geht nicht, gnädiges Fräulein! Der Wagen kann auch von dieser Seite durch das Korn nicht anfahren, überdies liegen Gräben dazwischen. Sie müssen versuchen, ein Stück zu gehen. Kommen Sie nur."

Kora, in ihrer Hülflosigkeit, that sich Zwang an, nahm seinen Arm und wagte einige Schritte, ohne ihre Schmerzen ganz verbergen zu können. Er bemerkte es und rief ermunternd: „Nur tapfer aufgetreten! Die Zähne aufeinandergebissen, wenn es weh thut! Es wird schon gehen. Und sehen Sie," fuhr er fort, da sie aus dem Gehölz traten, „da ist auch schon die Brücke! Gar nicht weit. Sachte, da liegt ein Stein! Stützen Sie sich nur fester auf. In der Furche geht es sich freilich nicht bequem."

Aber Kora mußte nach wenigen Minuten bekennen, daß sie vor Schmerzen umzusinken fürchte und keinen Schritt weiter thun könne. Er sah sie besorgt an. „Das beklage ich sehr!" sagte er. „Aber was machen wir nun? Am besten ist's, ich nehme Sie auf den Arm und trage Sie bis zur Brücke!"

„Um keinen Preis!" rief Kora erschreckt und zugleich gebieterisch.

Aber auch Ruprecht schlug einen Gebieterton an, indem er ärgerlich entgegnete: „Ja, wenn Sie eigensinnig und zimperlich sind, so ist Ihnen nicht zu helfen! Fügen Sie sich in das Unvermeidliche! Vorwärts können Sie nicht, zurück auch nicht, und in der Ackerfurche kann ich Sie nicht stehen lassen! Ich könnte Sie auch ohne Ihren Willen und ohne Umstände aufpacken und forttragen, aber ich will es nicht ohne Ihre Einwilligung thun." Und in gemildertem, fast sogar gemüthlichen Tone fuhr er fort: „Nicht wahr, Sie sehen ein, daß ich Recht habe? Also seien Sie vernünftig."

Kora sah wirklich ein, daß sie mit ihrer Lage zu rechnen hatte, so peinlich ihr dieselbe war.

„Ich muß Ihren Dienst denn wohl annehmen, Herr Hemming," sagte sie, „doch erwarte ich von Ihnen —"

„Nun also!" unterbrach er ihre Rede, indem er sie mit kräftigen Armen aufhob und durch die Aehrenfelder trug. Koras Beängstigung war groß, obwohl sie bemerkte, mit welchem Anstand, ja mit welcher Zartheit er seinen Dienst leistete. Sie fürchtete zugleich, daß er ihrer Last bis zum Ziele nicht gewachsen sein werde, denn sie war von stattlicher Gestalt und gewiß nicht leicht — während er doch mit elastischer Kraft und festen Schritten seinen Weg verfolgte. Sie sprachen währenddem kein Wort. Endlich am Ziele angelangt, setzte Ruprecht sie ab, und hieß sie auf dem niedrigen steinernen Brückenrande Platz nehmen. Kora athmete erleichtert auf, und als sie sah, wie er sich die Gluth von der Stirn strich, begann sie: „Die Mühe, die ich Ihnen bereite, Herr Hemming —"

Er machte eine abwehrende Handbewegung, und ihre etwaigen Dankesworte abschneidend fragte er:

„Thut Ihnen der Fuß noch sehr weh?"

Kora schüttelte den Kopf, und beide schwiegen, Ruprecht das Gesicht nach der Seite hin gewendet, von welcher der Wagen kommen mußte. Dieses Schweigen aber bedrückte die junge Dame, und das Erste Beste oder auch Gleichgültigste für eine Unterhaltung aufgreifend, begann sie von Neuem, und zwar mit möglichst unbefangenem Tone:

„Ich hatte nicht erwartet, die persönliche Bekanntschaft des Knaben, den Sie den Seekrebs nennen, hier auf dem Lande zu machen. Ist er nicht mehr in Jakob Feldmanns Werkstatt?"

„Nein, er ist zu seiner Mutter zurückgekehrt, da er die Stadtluft und das Sitzen nicht verträgt. Dieser Knirps ist fünfzehn Jahre alt, und sieht aus wie ein Zehnjähriger! Da kein Grund vorhanden, daß er Schuster werden müßte, bleibt er besser auf dem Lande. Ich kann ihn hier auch unterbringen, etwa beim Gärtner. Diese Absicht hatte auch früher schon meine Mutter —" der Ausdruck seines Gesichts verdüsterte sich plötzlich, er stockte und blickte abgewendet zur Seite.

„Sie haben einen sehr herben Verlust gehabt!" sagte Kora in theilnehmendem Tone. „Ich erinnere mich noch wohl der Worte bewundernder Hingebung, in welchen Sie mir einmal von Ihrer Frau Mutter erzählten."

Ruprecht nahm unwillkürlich neben Kora auf dem Brückenrande Platz. Nach einer Weile begann er:

„Da ich sie nicht mehr lebend antraf, wünschte ich ihr gleich nachzusterben, und — ich trieb es auch danach. Jetzt muß ich nun zusehen —! Die Erinnerung ist, als Ersatz für Verlorenes, nicht viel, und geradezu quälend wirkt sie bei dem Gedanken, daß man noch viel gut zu machen gehabt hätte."

Kora wagte einen aufmerksamen Blick in sein Gesicht, da sie sich durch den Ausdruck dieser Innerlichkeit betroffen fühlte. Er aber erhob sich wieder.

„Da kommt der Wagen!" rief er. „Ich selbst unterstehe mich nicht, Sie nach dem Bade zurück zu geleiten, mein sehr zuverlässiger Diener August, oder vielmehr der Diener der verstorbenen Gutsherrin, der bei mir geblieben ist, wird es für mich thun und zu Ihren Befehlen sein."

Kora wollte ihren Dank aussprechen, er aber unterbrach sie:

„O bitte, lassen wir das! Ich weiß, welche Ueberwindung es Sie kostet, einen Dienst von mir annehmen zu müssen!"

Der Wagen hielt, August sprang vom Bock. Ruprecht flüsterte ihm rasch etwas zu und schloß mit den Worten:

„Die ferneren Befehle wird das gnädige Fräulein geben."

Man half Kora einsteigen, und der Wagen rollte auf der Landstraße dahin. Es war der schöne und bequeme Landauer der einstigen Gutsherrin, der seit dem Tode derselben zum ersten Mal wieder gebraucht wurde. Ruprecht ließ sich auf dem Brückenrande nieder, den aufgewirbelten Staubwolken nachblickend. In der hier ebenen Gegend, durch welche der Weg sich schlängelte, konnte er das Gefährt lange im Auge behalten, und er verfolgte es, bis es in dem Walde verschwand, der den Badeort von dieser Seite umgrenzte.

Der junge Gutsherr saß in grüblerische Gedanken verloren. Daß er Kora heut wieder begegnet, trat ihm als ein tiefgreifendes Erlebniß jetzt erst aufregender vor die Seele. Zwar wußte er durch seinen Freund Arnold — denselben, der den Verwundeten zugleich mit Jakob Feldmann einst nach Hemming-Zell begleitet hatte, und mit dem er in dauerndem brieflichen Verkehr stand — daß Kora mit ihrer Tante nach dem Bade gereist und somit in die Nähe seines Gutes gelangt sei, aber er hatte nicht mehr die Absicht gehegt, ihr wieder zu begegnen. Wenn er in der verhängnißvollen Stunde, da sie ihn abgewiesen, gleichsam gedroht hatte seinen Antrag zu erneuern, so war er davon doch abgekommen, seit Arnold ihn versichert, daß Kora wirklich insgeheim die Braut seines Gegners sei. Herr von Dorneck behandle die Thatsache, daß er der künftige Schwiegersohn des Präsidenten sei, sogar nicht mehr als Geheimniß, und stelle die baldige Veröffentlichung der Verlobung in Aussicht.

Und nun hatte Ruprecht die für ihn Verlorene heut wiedergesehn, und die mit aller Gewalt bekämpfte Leidenschaft für sie, erhob wieder ihre fordernde Stimme. Aber nicht in rein beglückender Sprache, sondern im Kampfe mit anderen Stimmen des Innern, in schroffen, heftig bitteren und rauhen Gemüthstönen. Was hatte er zu hoffen, was durfte er hoffen, wenn Kora die Braut eines Anderen war? Und dieser Andere, den er mit aller Gluth haßte — war ihm denn solch ein Glück zu gönnen? Sollte er ihn nicht noch einmal herausfordern? Diesmal würde seine Kugel ihren Weg besser finden!

Aber wie in seinem Innern ertappt durch eine fremde Gegenwart, wendete er sich plötzlich, und sah seinen Schützling, den Seekrebs, ebenfalls

auf dem Geländer sitzen, als erwarte er fernere Aufträge. Nach einer Weile begann Ruprecht:

„Fritz, Du hast im Kloster mit der Dame gesprochen — was sagte sie Dir?"

„Daß sie Weh am Fuß hätte, und daß ich ihr einen Wagen aus dem Bade holen sollte. Ich hab sie gleich erkannt."

„Erkannt? Du? Wo hast Du sie schon früher gesehen?"

„Nun, in der Stadt! Sie wohnt vorn nach der Straße im großen Hause, der Jakob Feldmann im Hofe. Sie ist ja auch zuweilen bei der Lise gewesen!"

Ruprecht betrachtete den Knaben mit plötzlich erneuertem Antheil. Er kannte Kora, mit ihm hatte sie bereits gesprochen, von ihm einen Dienst begehrt. So vereinsamt, innerlich wie äußerlich, fühlte sich der junge Gutsherr, daß er in diesem dürftigsten seiner Untergebenen eine Art von Vertrauten erblickte. Und wieder nach einer Weile begann er:

„Fritz, hast Du einen ordentlichen Anzug?"

„Ja!" rief der Knabe, „den neuen für Sonntags, den mir die Gutsfrau noch geschenkt hat!"

„So kleide Dich morgen früh sauber an und komm um sieben Uhr zu mir. Ich will Dir einen Auftrag nach dem Bade geben. Du magst auf dem Gemüsewagen fahren."

Ruprecht erhob sich und schritt nach Hause. In seinem Arbeitszimmer angelangt, stellte er die Büchse bei Seite und setzte sich vor den Schreibtisch, auf welchem neu eingegangene Zeitungen und Briefe lagen. Die Letzteren brachten nichts von Belang, die Blätter, welche jetzt in den Sommermonaten hauptsächlich von Fürstenreisen, Wanderversammlungen und Festen berichteten, ließ er nur durch die Hände laufen. Da fielen seine Augen auf ein Buch, welches ihn auf seiner Reise begleitet hatte, jenes Buch des menschenverachtenden Philosophen, darin die Abhandlung „Ueber die Weiber" zu lesen stand — für einen jungen Mann zwischen drei- und vierundzwanzig Jahren die unglücklichste Reisebegleitung. Zwar stieß diese philosophische Weltanschauung den lebensvollen Jüngling anfangs im Innersten ab, aber in der Stimmung seines doppelten Verlustes grübelte er sich mehr und mehr hinein, um sein Gemüth zu verdüstern. Vorwiegend blieb er immer bei dem Capitel über die Frauen stehen. Zwar kannte er keine einzige, auf welche alle die gehässigem Urtheile des Verächters gepaßt hätten, aber er vermuthete, daß derselbe Recht haben könnte, und war geneigt, noch einige böse Eigenschaften der Frauen hinzuzufügen; nämlich Stolz, Lieblosigkeit, Herzenskälte, schlechten Geschmack und andere Unbegreiflichkeiten. Als er aber heute das Buch aufschlug, überkam ihn plötzlich ein solcher Ekel, ja eine solche Wuth, daß er es mit Heftigkeit gegen die Thür warf, und, nachdem er sich rasch erhoben hatte, mit dem Fuß unter den Schrank schleuderte. Er schritt durch die anstoßenden Zimmer, bis zu denjenigen, die einst seine Mutter bewohnt hatte. Wie

öde war es hier seit drei Monaten! Einsam, Alles um ihn her einsam und leer! Er hielt es nicht aus in den Räumen, und schritt aus dem Gartensaale die Freitreppe hinab in den prächtigen Park.

Da trat ihm der Diener August entgegen, und begierig empfing er den Bericht desselben. Das gnädige Fräulein sei glücklich angelangt, habe zwar beim Aussteigen aus dem Wagen einige Schmerzen zu überwinden gehabt, aber doch so halb und halb gelacht, da die Tante sich sehr erschrocken gezeigt, und gemeint, es habe wohl nicht viel auf sich. Beide ließen recht schön danken für die erwiesene Freundlichkeit. Ruprecht entließ den Diener nickend, und wendete seine Schritte schnell nach rechts, wo hinter Bäumen und Gebüschanlagen sich die Gewächshäuser befanden. Er hatte sich um die Pflanzencultur und die Blumenwelt, die seine Mutter so sehr begünstigt und geliebt, seit lange nicht gekümmert, den Gärtner selbst seit seiner Heimkehr noch kaum gesprochen. Diesen wollte er jetzt aufsuchen. Auf dem Wege dahin fand er die Rosen umher noch in vollster Pracht, purpurroth, gelb, weiß, durch alle zarten Lichttöne schillernd, und er vergegenwärtigte sich, wie seine Mutter ihn stets auf jede einzelne Spielart mit Freude aufmerksam gemacht, und wie sie so gern einen Strauß dieser köstlichen Naturgebilde vor sich gehabt hatte. Er fand den Gärtner in einem der Glashäuser, unterhielt sich mit ihm, ließ sich manches Neue vorweisen, und machte den Mann ganz glücklich, daß der junge Gutsherr doch auch anfange, wieder Theilnahme für sein Besitzthum zu zeigen. Endlich bestellte er bei ihm für morgen früh um sieben Uhr einen Rosenstrauß, so schön und groß er irgend gebunden werden könne.

Wirklich wollte er denselben mit einer schriftlichen Anfrage nach dem Befinden Koras nach dem Bade schicken. Aber durfte er an Kora selbst schreiben? Nein, seine Anfrage sollte an Frau Vollmar gerichtet sein, der Strauß — nun, ansehen würde ihn Kora immerhin dürfen! Und er hoffte, daß derselbe nicht weit von ihrem Schmerzenslager stehen werde.

Bald darauf saß der Gutsherr, von August bedient, allein an seinem Mittagstische, neben seinem Teller ein Buch und die Zeitungen. Die treue Christine, jetzt die alleinige Schaffnerin des Hauses, trat zum Schluß ein, um zu fragen, ob es ihm geschmeckt habe?

„Ich weiß eigentlich selbst nicht, Christine!“ entgegnete er. „Gewiß war's gut, aber Du hättest mir auch Schlechteres vorsetzen können, ich würde es nicht gemerkt haben. So allein speisen zu müssen! Unterwegs, an den Wirthstafeln, saß man doch wenigstens unter Leuten, wenn ich auch nicht mit ihnen verkehrte — aber nun hier zu Hause! Dies Alleinsein halte ich nicht aus!“

Christine, als altbewährte Vertrauensperson des Hauses, nickte verstehend und sagte:

„Es ist auch nicht zu verlangen, Herr Ruprecht. Mit der Zeit wird es ja aber anders werden, und Sie müssen selbst dazu thun. Sind Sie auch

noch jung, so ist es für unsere Lage doch nöthig, daß bald eine junge Frau im Hause regiere —"

Ruprecht machte eine heftig abwehrende Bewegung, Christine aber fuhr fort: „Ja doch, Sie mögen jetzt noch nichts davon hören, da wir kaum ein Vierteljahr in der Trauerzeit sind! Ich verstehe das ja! Und, lieber Herr Ruprecht, ich möchte Ihnen auch nicht rathen, lange zu Hause einsam zu sitzen. Sie müssen bald wieder hinaus, wo Sie was zu sehen kriegen. Ihnen kann es nicht schwer werden, die Schönste und die Beste zu finden. Auf Reichthum brauchen Sie nicht zu sehen —"

„Ach, laß mich zufrieden!" rief Ruprecht unwirsch und stand vom Tische auf.

Christine wußte schon, daß sein Auffahren nicht so böse gemeint war, und suchte das Gespräch auf andere Dinge zu bringen. Denn es gab ja so viel über häusliche Dinge zu verhandeln, und für Alles mochte sie nicht allein die Verantwortung tragen. Aber der Gutsherr war unzugänglich, wollte jetzt nichts hören und ging in sein Zimmer. Eine verzweifelte Stimmung war in ihm wieder erwacht, die nur durch körperliche Anstrengung überwunden werden konnte. Er ließ satteln, jagte auf dem Feldwege dahin, dem Walde entgegen, um in einer entfernten Försterei vorzusprechen.

Am andern Morgen, lange vor sieben Uhr, saß der Seekrebs in seinem Sonntagsanzuge bereits im Wirthschaftshofe und beobachtete das Beladen des Gemüsewagens, der dem Badeorte täglich einen großen Theil seines Bedarfes zuführte. Da sah er den Gärtnerburschen mit einem Rosenstrauße dem Hause zuschreiten und in der richtigen Voraussetzung, daß derselbe zu seiner Sendung in Beziehung stehe, stürzte er sich hinter ihm drein, um sich bei dem Gutsherrn zu melden. Wirklich überreichte dieser ihm einen Brief und das Kunstwerk des Gärtners, und schärfte ihm ein, wie er sich zu betragen und was er etwa noch zu sagen habe. Ruprecht aber mußte lächeln über den Anblick seines Leibzwerges, der heut in der neuen Jacke ganz manierlich aussah, aber hinter dem prachtvollen Riesenstrauße fast verschwand, und sah endlich dem Gemüsewagen fast seufzend nach, denn lieber hätte er sich an Stelle seines Abgesandten selbst auf den Weg gemacht.

Christine, die sich ihm näherte, fand ihn heut etwas willfähriger gestimmt zur Besprechung häuslicher Angelegenheiten. Endlich aber legte er dennoch Alles in ihre Hände und nahm die Flinte, um einem Häher nachzuspüren, der seit einigen Tagen die Singvögel des Parks beunruhigte. Seine Gedanken waren währenddem vielfach auf anderen Wegen. Ob denn wirklich die Verlobung Koras mit Dorneck eine Thatsache sein mochte? Diese Frage beschäftigte ihn dauernd. Wie sollte er sich darüber Gewißheit verschaffen? Aber wußte er nicht Frau Vollmar mit Kora in dem Badeorte, die gute Tante, welche ihm stets so gütig entgegen gekommen war? Wenn er es wagte, sich an sie zu wenden? Freilich, selbst wenn sie ihm die tröstliche Versicherung geben konnte, daß Kora nicht schon gebunden sei, immer blieb

doch die andere Thatsache bestehen, daß Kora seine Neigung nicht erwiderte! Oder war dieselbe doch noch zu erwerben? Aber wie? „Ein Zeichen setze ich mir!" rief er plötzlich. „Ich will einmal abergläubisch sein! Wenn ich den Häher treffe — dann!" Er war freilich ein guter Schütze und hatte in diesem Falle somit gut Zeichendeuter sein! Aufmerksamer und gespannter schritt er dahin. Wirklich hörte er jetzt schweren Flügelschlag zwischen den Wipfeln. Der Häher kam ihm vor den Schuß. Er legte an. Ein Knall! Ein Krachen und Schlagen durch die Zweige herab. Der Raubvogel fiel erlegt zu seinen Füßen. Jubelnd ergriff er seine Beute und schritt in gehobener Stimmung nach Hause.

Eben war der Wirthschaftswagen in den Hof zurückgekehrt, und Fritz wartete schon an der Thür. „Da ist der Räuber!" rief Ruprecht dem Inspector zu, ihm die Jagdbeute überreichend, dann aber den Knaben bei Seite nehmend, fragte er schnell: „Nun? Du hast Deine Botschaft ausgerichtet?"

„Ja! Sie läßt schön danken und hat sich sehr gefreut."

„So? Das Fräulein? Du hast es gesprochen?"

„Nein, die Alte! Das Fräulein liegt noch und darf nicht gehen, aber es wäre nicht schlimm. Sie hat mir Kuchen gegeben, und mich allerlei gefragt und mir nachher noch ein Stück Geld geschenkt."

Ruprecht wollte das Erstere hingehen lassen, das Letztere mißfiel ihm. „Du unterstehst Dich nicht," rief er, „noch einmal Geld von ihr anzunehmen!"

Der Knabe aber fragte schnell: „Werde ich ihr morgen wieder mit dem Gemüsewagen Blumen bringen?"

Ruprecht stutzte. „Nein!" rief er. „Oder vielleicht!" Er wollte seinen Boten entlassen, plötzlich aber begann er wieder: „Also gefragt hat sie Dich? Was hat sie Dich denn gefragt?"

„Nach Ihnen, und ob Sie wieder ganz gesund wären? Und es wüchsen wohl viel schöne Blumen in Ihrem Garten? Und ob Sie immer so ganz allein wären? Und warum ich nicht Schuster geblieben und da hab ich ihr gesagt —"

„Was? Du hast Auskunft gegeben? Was hast Du ihr gesagt?"

„Daß ich bei der Schusterei elend geworden und daß Sie mich wieder auf das Land genommen —"

„Es ist schon gut! Damit hat sie Dich denn wohl verabschiedet?"

„Aber sie läßt recht schön grüßen, und sie würde sich freuen, sagt sie, wenn — wenn sie den Herrn Hemming bald mal wiedersehen könnte."

Es war der erste Tag, der seit langer Zeit wieder einen Sonnenblick in das Gemüth Ruprechts warf. Er sprach mit der Christine von freien Stücken über seine Mutter und ihren Nachlaß, fragte, wo die Getreue Dies und Jenes aufgehoben habe, Schmuck und Familienandenken, ließ sich gern Schränke und Laden aufschließen, um einen Ueberblick der von der Alten wohlgeordneten und gehüteten Dinge zu nehmen. So zwischen wehmüthiger Erinnerung und neuem Lebensgefühl vergingen ihm die Stunden.

Als ihm der Gärtner ungeheißen am andern Morgen wieder einen schönen Strauß schickte, setzte er bereits die Feder an zu einem Begleitworte, zumal der Bote auch schon harrend an der Hofthür saß — aber nein, er bezwang sich — es schien ihm doch nicht schicklich! Der Strauß war ja auch nicht so schön wie der gestrige! Nicht genug Rosen! Und zu viel gelbe! Aber morgen! Vielleicht morgen!

Er behielt den Strauß in seinem Zimmer und betrachtete ihn oft in Gedanken. Wie sie — das heißt nicht die Tante — seine gestrige Gabe wohl aufgenommen haben mochte? Sein Tag war doch wieder unruhig und voll wechselnder Stimmungen, und so die folgenden, an welchen er sich, wie der Ritter in der Ballade, „Ruh erreiten“ mußte.

So verlief eine Woche, an deren Ausgang Frau Vollmar zwar mit Erstaunen, aber zugleich mit Genugthuung zu ganz neuen Entdeckungen gelangt zu sein glaubte. An jeden Morgen (mit Ausnahme eines einzigen) war ein prächtiger Rosenstrauß aus Hemmings=Zell eingetroffen, zwar stets an die hochzuverehrende Frau Tante gerichtet, aber immer auch mit der Erkundigung nach dem Befinden des gnädigen Fräuleins begleitet. Daß der Blumengruß nicht ihr allein, vielleicht erst in zweiter Reihe, oder auch ganz und gar nicht zugedacht war, erkannte Frau Vollmar bald und nahm es dem Spender auch ganz und gar nicht übel. Wußte sie nichts von dem, was zwischen Kora und Ruprecht in der Stadt vorgegangen war, so hatte die Nichte ihr die Begegnung mit dem jungen Manne in der Ruine und seine Hülfe doch nicht verschweigen können. Seine tägliche Rosensendung ging jedenfalls über die Form einer blos höflichen Theilnahme an ihrem kleinen Unfall hinaus. Die Sache war „richtig“ oder konnte richtig werden, und es war eine „glänzende Partie“. In dem kleinen Unterschied der Jahre mochte sie kein Mißverhältniß sehen. Aber die arme kleine Charitas! Sie kam ihr bereits wie eine Verlassene vor — und es war nur ein Glück, daß das Kind noch keine Ahnung seines Zustandes hatte. Kora war auch ihre Nichte und sie gönnte ihr Gutes. Aber wie dachte Kora über den Gutsherrn von Hemmings=Zell? Ueber die tägliche Rosensendung freute sie sich augenscheinlich, behielt den Strauß in ihrer Nähe, machte die Tante auf jede einzelne Blume aufmerksam, und erklärte sie für „feenhaft und ganz entzückend“. Brachte Frau Vollmar aber das Gespräch auf Ruprecht, dann sprach Kora mit erstaunlicher Gelassenheit über ihn und wußte das Gespräch von ihm, als von etwas durchaus Gleichgültigem, bald abzulenken. Und auch mit ihren Forschungen über Dorneck hatte die Tante keinen Erfolg, da Kora auf die Unterhaltung über ihn gar nicht einging. Inzwischen hatte die junge Dame sich so weit erholt, daß sie, ohne noch größere Wege zu machen, doch im Garten umhergehen konnte. Sie war darauf gefaßt, daß Ruprecht es wagen werde, ihr jetzt einen Besuch zu machen, und sie wollte denselben nicht ablehnen, selbst auf die Gefahr hin, ihn allein empfangen zu müssen. Sie hoffte die Worte zu finden, ihn zu einem zwar förmlich gemessenen, aber noch ganz leidlichen Verhältniß zurück

zu führen. Daß er ihr bei dem letzten Begegnen besser als jemals gefallen, daß sogar seine Rauheit keinen üblen Eindruck auf sie gemacht hatte, verschwieg sie sich nicht, aber sie rief sich selbst innerlich zur Ordnung und tadelte oder sträubte sich, einem so jungen Menschen irgend welche Bedeutung beizulegen.

Da wurde der Tante ein Vorschlag gemacht, der ihr nur zu verlockend erschien. Der Besuch des Parkes von Hemmings=Zell war nämlich den Badegästen gestattet (bis zu einer gewissen Grenze in der Nähe des Hauses), und ab und zu fand sich eine kleine Gesellschaft, welche die Fahrt dahin unternahm. Nun hatten zwei Damen, eine Frau von Keck und ein sehr hochgewachsenes, älteres Fräulein von Sturmlauf, beschlossen, diese Vergünstigung einmal wahrzunehmen, und einen sonst ziemlich gebrechlichen Hofrath zu ihrem ritterlichen Begleiter gewonnen. Von dieser Gruppe wurde Frau Vollmar aufgefordert, als vierte Person sich an der Wagenfahrt zu betheiligen, die dadurch (doch das wurde mit Stillschweigen übergangen) für jeden Einzelnen wohlfeiler zu stehen kam. Obgleich Frau Vollmar diese Gesellschaft nur flüchtig kannte, widerstand sie der Lust doch nicht, einmal die Stätte zu sehen, von welcher täglich die schönen Rosen herkamen, vielleicht sogar dem Besitzer zu begegnen. Sie sagte zu, konnte sich aber nicht entschließen, ihrer Nichte das Ziel der Ausfahrt zu nennen. Man scheine es auf das Försterhaus abgesehen zu haben, sagte sie. Es sei ihr im Ganzen etwas lästig, und die Gesellschaft auch nicht sehr zusagend, aber sie habe nicht gut ablehnen können.

So fuhren die drei Damen Nachmittags mit ihrem kritisch dreinblickenden Hofrath ab. Er fürchtete nämlich ein Gewitter, und obgleich er sich mit Mantel, Gummischuhen und Regenschirm versehen hatte, war es ihm bedenklich, ob man in dem Park irgend ein Unterkommen finden werde. Fräulein von Sturmlauf erzählte während der Fahrt unerhörte Dinge, wahrhaft grausenhafte Geschichten, die in dem Herrenhause von Hemmings=Zell schon gespielt haben sollten, und wollte wissen, daß der jetzige Besitzer eine Art von Wärwolf sei; ein Mensch, der zwei Drittel des Tages sich in Rasereien des Jähzorns befinde, so daß er, wie ein alter Berserker, von seinen Leuten gebunden werden müßte. Der Hofrath schauderte, und hielt im Stillen das Betreten des Parks für etwas mißlich, Frau von Keck aber lachte und sagte, sie habe auch einmal so einen Menschen gekannt, der aber nach seiner Verheirathung ganz ordentlich geworden sei. Man wußte nicht, daß Frau Vollmar mit dem Besitzer des Gutes bekannt war, und sie selbst hielt es für besser, damit zurück zu halten. Sie lachte über die Gerüchte und versicherte, nur Gutes über den jungen Mann und seine Familie gehört zu haben. Mittlerweile war der Wagen bereits in den äußeren freien Theil des Parkes eingedrungen, und man beschloß, ihn an einem Wärterhäuschen harren zu lassen, um zu Fuß in die von einer Hecke umschlossenen, mehr der Gartenkunst angehörigen Anlagen zu spazieren. Man fand auf hügligen Plätzen hübsche Aussichtspunkte, schattige uralte Baumgänge, dann wieder weit=

gedehnte grüne Rasen mit Blumenstücken, welche schon die Nähe des Wohnhauses errathen ließen. So sehr der Hofrath auch mahnte und zurück zu halten suchte, gerade nach dem Gutshause drängten Frau von Keck und Fräulein von Sturmlauf ganz besonders hin, und so stand man bald etwa hundert Schritt vor demselben auf einem Platze, wo man es von der Parkseite in ganzer Ausdehnung vor sich hatte. „Ah! Sehr stattlich, aber eigenthümlich in der Bauart," hieß es. „Was ist das für ein Stil, Herr Hofrath? Renaissance?"

„Der Stil? Nun, Renaissance wohl nicht!" meinte der Hofrath. „Aber doch — es ist eben — nun, wir sehen es auf einer Terrasse sich erheben, sehr breit hingedehnt, nur einstöckig, aber auf hohem Unterbau —"

„Ja, ja! Es geht hier abwärts. Auf der Rückseite wird der Gutshof sein, und höher gelegen."

„Ein hohes Schieferdach mit einer Reihe von Mansarden," so fuhr der Hofrath fort, „es muß sehr viel Räume umschließen, oben und unten."

„Und ein einziger Mensch wohnt darin! Zum Toben hat er jedenfalls Platz."

„In der Mitte springt unten eine Freitreppe hervor, mit alterthümlichem eisernen Geländer, drüber ein Balkon mit gleicher Einfassung, muß oben noch ein schönes großes Zimmer sein! Der Stil ist merkwürdig, wie ein altes Jagdschloß, aber umfangreicher."

Krach! Plötzlich ein Donnerschlag, daß die Gesellschaft erschreckt zusammenfuhr. Das Gewitter, welches der Hofrath vorausgefühlt, war wirklich herauf gekommen, aber von den unter den Bäumen Lustwandelnden nicht bemerkt worden. Als sie sich wendeten stand es schwarz fast über ihnen, eine gewaltige Sturmwelle fuhr durch die Wipfel, daß die Zweige ächzten, und schwere Tropfen fielen als Vorläufer der drohenden Fluth. Und nun hatte der Hofrath den Mantel und die Kaloschen und die Damen ihre Regenschirme im Wagen gelassen! Die Damen flüchteten zuerst unter einen Baum, obgleich der Hofrath sie schreiend zurückzuhalten suchte, da das gerade beim Gewitter das Gefährlichste sei, aber der Regen prasselte bereits hernieder und man wollte nicht naß werden.

Da kam vom linken Flügel des Gebäudes ein Diener gelaufen, unter dem Arme mehrere Regenschirme. Es war August, welcher Frau Vollmar erkannt hatte, und auch in der Abwesenheit seines Herrn die Gastlichkeit des Hauses wahren wollte. Er bat die Gesellschaft einzutreten, da, über die Freitreppe in den Gartensaal. Der Hofrath machte zwar Umstände und fragte wiederholt, ob der Besitzer zu Hause sei, Frau von Keck aber und das Fräulein liefen unter den Schirmen bereits aus Leibeskräften dem Asyl entgegen. Frau Vollmar, an deren Seite sich August hielt, folgte, der Noth gehorchend, und zögernd machte der Hofrath den Beschluß. „Es wird dem Herrn sehr leid thun, daß er die gnädige Frau nicht selbst begrüßen konnte!" begann August. „Er ist zum Oberförster geritten, vielleicht aber kommt er

bald zurück." Frau Vollmar wünschte das Letzte jedoch nicht, die Entwickelung des Ausfluges war ihr unheimlich geworden.

Als man sich endlich unter Dach geborgen fühlte, bewunderte man zuerst den schönen Gartensaal, von dessen leicht gewölbter Decke ein aus tausend Glastropfen bestehender Kronenleuchter herabhing. Die Damen von Keck und von Sturmlauf betrachteten sofort die Gemälde, meist alte Familienbildnisse, an den Wänden, so wie das alterthümliche Mobiliar, welches für diesen Raum im Hause erhalten worden war. In einem Schränkchen steckte ein kleiner Schlüssel. Frau von Keck streckte die Hand danach aus und sah ihre Freundin lächelnd und fragend an. Fräulein von Sturmlauf nickte und trat dicht herzu. Das Thürchen ging auf, wurde aber schnell wieder geschlossen, denn es waren nur Cigarrenkisten darin sichtbar. Der Hofrath hielt sich inzwischen in der Nähe der Glasthür und sah in das Wetter hinaus, welches nur ein paar Minuten getobt hatte, um sich dann in breiten Regen auszugeben.

Frau Vollmar jedoch schritt im Rücken der beiden umherspähenden andern Damen auf eine ältere Frau zu, welche inzwischen geräuschlos eingetreten war. „Gewiß die gute Christine, von der ich schon so viel gehört habe!" sagte sie im Flüstertone. „Mein Name ist Frau Vollmar." Christine nickte und lächelte, und beide Frauen wechselten plötzlich Blicke des Einverständnisses, welches vorerst keiner Worte bedurfte. Denn es hatte ja Christinen nicht verborgen bleiben können, wohin alle die Rosensträuße gingen, und sie freute sich sehr darüber, wollte es sich auch nicht entgehen lassen, die „Frau Tante", von deren unverhoffter Einkehr sie durch August erfahren hatte, zu begrüßen.

Nun aber traten auch die beiden anderen Damen neugierig herzu, und als sie erfuhren, daß sie die Schaffnerin des Hauses vor sich hätten, begannen sie ein hastig ausfragendes Gespräch mit ihr. Frau Vollmar fühlte sich dadurch verstimmt und machte die Beobachtung, daß Christine in ihrem ruhigen Ausweichen als die vornehmere gegen die beiden Anderen erschien. August bot darauf Wein, Früchte und Backwerk an, welches von Frau von Keck und Fräulein von Sturmlauf nicht abgelehnt wurde. Der Hofrath aber drängte zur Heimkehr, da der Regen nachgelassen hatte und er um keinen Preis die Rückkunft des Hausherrn über sich ergehen lassen wollte. Frau Vollmar stimmte ihm durchaus bei. Es fand sich, daß August den Wagen aus dem Parke in den Gutshof hatte holen lassen, so daß die Gesellschaft, wenn sie aufbrechen wollte, nur einzusteigen brauchte. Die beiden unternehmenderen Damen hatten die Genugthuung, nun auch noch durch einige andere Räume des Junggesellenhauses zu schreiten, und thaten es mit mancher Verzögerung, denn es galt überall umherzuspüren. Sie fanden aber eine Großartigkeit der Ordnung darin, bis zum Ausgang in den Wirthschaftshof, die ihnen unbegreiflich erschien. Der Hofrath fuhr mit der Hand in die Tasche nach einem Trinkgeld für August. Dieser aber schien weder Augen

noch Hände für dergleichen zu haben, schloß den Wagen und verneigte sich vor den Abfahrenden.

Als Frau Vollmar eine Stunde darauf mit einem Anflug von schlechtem Gewissen gegen ihre Nichte im Badeorte wieder anlangte, fand sie Kora zwischen Koffern und Schachteln mit Einpacken beschäftigt.

„Wir müssen abreisen, Tante!“ rief sie ihr entgegen. „Papa ist krank aus Franzensbad zurückgekehrt. Es scheint nicht unbedenklich.“

„Schreibt er selbst?“ fragte Frau Vollmar erschrocken.

„Nein, der Brief ist von Dorneck.“

„Von Dorneck? Aber wie kommt der dazu?“

„Wir werden es ja erfahren. Lies selbst! Da liegt der Brief. Ich denke, wir fahren mit dem nächsten Zuge, in zwei Stunden.“

Frau Vollmar las Dornecks Zeilen, welche nur eine kurze, sachgemäße Benachrichtigung enthielten, und den Damen anheimstellten, ob sie ihre Rückreise beschleunigen wollten. Inzwischen habe Frau Dorothea die Pflege des Herrn Präsidenten übernommen. Die Tante war mit der beeilten Abreise einverstanden, aber es gab ihr zu denken, daß gerade Dorneck die Mittheilung gemacht hatte. Es konnte also dennoch eine geheime Beziehung zwischen ihm und Kora bestehen. Kora aber war innerlich und äußerlich so beschäftigt, daß sie nur beiläufig die Frage that:

„Ihr seid wohl recht naß geworden?“

„Oh nein!“ entgegnete Frau Vollmar. „Wir befanden uns während des Regens unter Dach.“

Dabei ließ Kora das Gespräch über den Ausflug zur Beruhigung der Tante bewenden. Andere Sorgen waren jetzt näher getreten, und die Unterhaltung der Damen bezog sich nur noch auf die Abreise und die Zustände, welche sie zu Hause vorfinden würden.

Wenn Ruprecht Hemming bei seiner Heimkehr die Höflichkeit seiner Leute gegen die Besucher des Parks nur loben konnte, so war er am anderen Morgen nicht wenig bestürzt, als sein Bote mit dem Rosenstrauß unverrichteter Sache zurück kam, zugleich mit der Nachricht, daß die Damen gestern Abend plötzlich abgereist wären. Er hielt es in seiner Unruhe daheim nicht aus, ließ satteln und ritt selbst nach dem Bade. In der ihm wohlbekannten Wohnung der Damen erfuhr er von der Wirthin den Grund ihrer Abreise. Schnell war auch sein Entschluß gefaßt. Er wollte auch nach der Stadt reisen. Es konnte ein ernster Fall eintreten, er fühlte die Pflicht, das Bedürfniß, sich den Damen ganz zur Verfügung zu stellen. Aber Dorneck? Hatte der nicht größere Rechte? Gleichviel! Und gälte es neuen Kampf auf Tod und Leben!

Die nächsten acht Tage brachte Kora am Krankenbette ihres Vaters zu. Der Hausarzt wollte die Hoffnung auf Genesung zwar nicht aufgeben, mahnte die Tochter aber, stark zu sein, und sich auf alle Fälle zu fassen. Daß Ruprecht unter solchen Verhältnissen Kora nicht zu sehen bekommen konnte,

verstand er selbst wohl, aber darum unterließ er nicht, sich ein paar Mal bei Frau Vollmar zu melden. Es wunderte ihn, Herrn von Dorneck niemals zu begegnen, und endlich riß es ihn fort, geradezu nach ihm zu fragen. Die Tante sah ihn mit einem verstehenden Blicke an.

„Wir haben ihn nur einmal flüchtig bei unserer Ankunft gesehen," entgegnete sie. „Wie ich höre, ist er in diesen Tagen durch den entscheidendsten Theil seiner Staatsprüfung sehr in Anspruch genommen."

Ruprecht sah mit finsterem Ausdruck zur Seite, gleich darauf aber trafen seine Augen auf die seiner Gönnerin, und ein flammendes Erröthen ging über sein Gesicht. Sie reichte ihm die Hand.

„Lieber junger Freund!" sagte sie. „Ich verstehe Sie recht wohl. Wie gern wollte ich Ihnen meine Hülfe versprechen, aber Kora — horch! Was ist das?"

Sie sprang auf und eilte aus dem Zimmer.

Ruprecht blieb und blickte geraume Zeit brütend durch die Fensterscheiben. Dann trat der alte Geheimrath ein:

„Es ist hier zu Ende, Freundchen!" sagte er. Man muß die armen Frauenzimmer eine Weile sich selbst überlassen."

„Ist der Herr Präsident todt?"

„Todt! Er war nicht zu retten. Da nun aber alle männliche Hülfe hier fehlt, so kommen Sie mir für die Freundespflichten recht sehr gelegen, und ich hoffe, Sie sind bereit. Lassen Sie uns in das Arbeitszimmer des Verstorbenen gehen und dort das Nöthige berathen und besorgen!"

Drei Tage lang war Ruprecht unausgesetzt thätig, die äußeren Geschäfte des Hauses zu besorgen, nicht nur für das Begräbniß, auch für die unzähligen kleinen Dinge, welche in solchen Fällen die Leidtragenden belästigen. Frau Vollmar wußte es, sprach täglich mit ihm, war ihm aufrichtig dankbar für Alles, was er ihr abnahm. Wie umsichtig und praktisch er war, erkannte sie mit Bewunderung und sie gewann ihn lieb wie einen Sohn.

Ruprecht aber wunderte sich mehr und mehr, Herrn von Dorneck niemals, auch bei der Begräbnißfeier nicht, im Hause zu begegnen. Da rief ihn einige Tage darauf sein Freund Arnold auf der Straße an:

„Was sagst Du zu dem Glorienschein unseres hochfahrenden Gegners, Magnus von Dorneck?"

„Was ist mit ihm?" fragte Ruprecht gespannt.

„Du weißt es nicht? Nun dann vernimm: Durchgefallen ist er mit seiner Gelahrtheit! Ja, ja, so recht, was man in der Prüfung durchgefallen nennt!"

Ruprecht hätte aufjubeln mögen vor boshaftem Vergnügen, doch er bezwang sich:

„Aber wie ist das möglich?" fragte er. „Der Präsident Mannstedt war doch so überzeugt von seinen Kenntnissen."

„Weil er sie nicht untersucht hat."

Arnold war selbst Jurist (wenn auch erst angehender) und wußte über die Verhältnisse Auskunft zu geben.

„Herr von Dorneck ist eben was man nennt ‚von Familie,' hat Verwandtschaften und Gönnerschaften bis in die höchsten Kreise. Er mußte gefördert werden. Sein Selbstbewußtsein und die Kunst, den Leuten Sand in die Augen zu streuen, gaben ihm eine besondere Bedeutung. Mit der Carrière ist es nun aber gründlich zu Ende — die Herren Examinatoren wurden gar zu verblüfft durch ihn! Uebrigens hat er sich ganz still aus dem Staube gemacht, schon seit ein paar Tagen."

Ruprecht konnte nicht umhin, mit dieser Nachricht bei Frau Vollmar vorzusprechen. Die Tante aber seufzte nur, denn sie war bereits von der Gleichgültigkeit ihrer Nichte sowohl gegen Dorneck, wie auch gegen Ruprecht überzeugt, und sie konnte es nicht einmal mißbilligen, daß Kora Lebenspläne für sich machte, die mit einem dauernden Bande in der Heimat nichts zu thun hatten. Diese Pläne waren durch die veränderten Verhältnisse des Hauses begründet. Zwar Frau Vollmar konnte auch ohne die Hülfe ihres verstorbenen Bruders zur Noth allein leben und hatte dazu den Rückhalt an ihren beiden sehr günstig verheiratheten Töchtern. Für Kora jedoch blieb nach dem Tode ihres Vaters nichts, gar nichts übrig, sie war durchaus mittellos. Zu klar blickend, um sich daraus ein Geheimniß zu machen, hatte sie ihre Zukunft seit lange in's Auge gefaßt und Beziehungen festgehalten, die ihr einmal dienlich sein konnten. Da sie kein künstlerisches Talent besaß, das sich hätte ausbeuten lassen, hoffte sie sich durch ihre allgemeine Bildung und ihre gesellschaftliche Kenntniß und Form eine Stellung zu erwerben. Nun wurde ihr, schon einige Tage nach dem Begräbniß ihres Vaters, durch ihren Vertrauten, den Geheimrath, ein Anerbieten gemacht, welches zwar überraschend kam, ihr aber annehmenswerth erschien. Es galt als Gesellschafterin in eine vornehme englische Familie einzutreten und mit dieser den nächsten Winter vorerst in Italien zuzubringen; und wenn die beiden Töchter durch ihre Hülfe dabei fließend deutsch sprechen lernen könnten, so würde man ihre Gesellschaft um so mehr zu schätzen wissen. Kora hatte die Lady in den letzten Wochen im Bade kennen gelernt und sowohl an ihr, wie an den beiden noch sehr jungen Mädchen Gefallen gefunden. Die Familie befand sich augenblicklich in der Stadt, wollte aber in einigen Tagen nach Heidelberg abreisen, um dort den Lord aus England zu erwarten. Man drang nicht auf Koras sofortige Mitreise, wünschte jedoch, daß sie in drei Wochen sich mit ihnen in Heidelberg vereinigte, von wo aus die Gesellschaft sich langsam von Ort zu Ort nach Süden bewegen wollte. Und Kora hatte nach kurzem Ueberlegen angenommen.

Als Ruprecht diese Neuigkeit von Frau Vollmar erfuhr, saß er einen Augenblick wie erstarrt vor Schrecken. Dann aber sprang er auf und rief: „Nein! Nein! Das soll nicht sein! Ich muß das Fräulein sprechen! Gleich gleich! Helfen Sie mir zu einer Unterredung mit ihr!" Frau Vollmar wollte

ausweichen, meinte, der Tag sei nicht günstig dafür, allein bei seiner dringenden Entschiedenheit entschloß sie sich, bei ihrer Nichte anzufragen, ob sie den Gast empfangen wolle.

Kora wußte um die Freundschaftsdienste, die er in der letzten Zeit ihrem Hause geleistet hatte, und war ihm aufrichtig dankbar dafür, ja ihr Dank war insgeheim auch wohl etwas wärmer, als sie sich selbst zugestehen mochte. Ueberdies hatte sie vorausgesehen, daß nach der Hülfe, die er ihr in der Ruine geleistet, und auf die Rosensendungen nach ihrem Unfall, sie noch einem Gespräch mit ihm nicht werde entgehen können. Ihrer Fassung glaubte sie jetzt ganz sicher zu sein, selbst wenn sie etwas dabei zu überwinden hätte. Und so war sie bereit, ihn zu empfangen.

Als Ruprecht in ihr Zimmer trat, und die Geliebte im Trauerkleide erblickte, etwas bleich, aber, wie es ihm schien, schöner als jemals, überkam ihn eine Bewegung, daß die Thränen seinen Augen nicht fern standen. Und als Kora ihm die Hand bot mit den Worten: „Seien Sie mir willkommen! Ich bin Ihnen viel Dank schuldig —" da ergriff er hastig diese schöne Hand mit seinen beiden Händen und drückte einen Kuß auf dieselbe. Aber schnell wurde sie ihm entzogen, und mit strengerer Miene hieß sie ihn Platz nehmen. Er aber rief in unhemmbarer Aufregung: „Ist es denn wahr, gnädiges Fräulein? Sie wollen fort? Unter fremde Menschen! In eine dienstliche Stellung — Sie! Aber das ist ja gar nicht möglich!"

„Es ist so beschlossen und wird möglich sein!" entgegnete Kora. „Der Plan ist nicht übereilt. Lassen wir das bei Seite."

„Keineswegs!" rief er. „Das ist ja die Hauptsache! Mir ist es die Hauptsache, mir, der ich Sie liebe und ewig lieben werde, obgleich Sie mich verschmähen! Sie in einer solchen Stellung zu denken, bringt mich in Verzweiflung! Sie könnten gebieten, wenn Sie wollten — und wollen dienen! Es ist nicht möglich. Bei Ihrer bisherigen gesellschaftlichen Stellung, Ihrer Verwöhnung — wie wollen Sie diese Abhängigkeit ertragen?"

„Sie scheinen meine Fähigkeiten zu unterschätzen!" fiel ihm Kora in die Rede. „Ich hoffe mir meine Freiheit unter allen Umständen zu wahren."

„Ich weiß!" entgegnete er. „Sie sind eine große Natur, ein Charakter, aber der Kampf wird nicht ausbleiben — und wenn Sie daraus auch siegreich hervorgehen mögen, da ich Sie liebe, wünschte ich Ihnen den Kampf erspart! Ihre Freiheit können Sie auch bewahren, ohne gegen Fesseln anzukämpfen, die Ihrer nicht würdig sind. Sie wissen, was ich meine — ach, Kora! Bleiben Sie!"

Es war zum ersten Mal, daß er sie mit ihrem Namen anredete, und der warme Ton, mit dem er ihn aussprach, ging ihr in's Herz. Ein beglückendes Gefühl wollte in ihr erwachen, aber mit Ueberwindung entgegnete sie: „Es ist beschlossene Sache!"

„Auch beschlossene Dinge können rückgängig gemacht werden," entgegnete er nach einer Pause. „Sie sind nicht zum Dienst für Fremde geschaffen,

sondern frei zu walten im eigenen Kreise. Wollten Sie einen Blick in mein Haus werfen, wie es da steht durch die Mühewaltung meiner Mutter —"

Kora fuhr auf und stieß einen Laut aus, der wie ein verächtliches Lachen klang.

„Ich verstehe Sie!" fuhr er hastig fort. „Aber Sie mißverstehen mich! Sie vermuthen, ich wolle mit dem Wohlstand meines Besitzes prahlen, und Sie damit locken in einem Augenblick, da Sie selbst mittellos in fremde Dienste gehen wollen. Gott ist mein Zeuge, daß ich daran nicht gedacht habe. Aber eine Dummheit war es von mir, daß ich nicht anders zu sagen wußte, wie ich Ihnen Alles zu Füßen legen möchte. Und — Kora! All diesen Besitz könnte ich wegwerfen und Ihnen als Betteljunge barfuß nachlaufen — ich könnte, sage ich, aber ich werde es nicht thun, denn ein Schmachtlappen bin ich nicht, sondern werde Sie zur Ueberzeugung bringen, daß Ihr Lebensplan eine Sünde gegen Ihr eigenes Selbst ist!"

In Koras Herzen kämpften widersprechende Empfindungen, die ihr Stolz doch schnell besiegte.

„Herr Hemming!" rief sie mit Heftigkeit. „Sie unterstehen sich zuweilen eine Sprache gegen mich zu führen —"

Ja, ich unterstehe mich!" entgegnete er mit Entschiedenheit. „Und ich sage Ihnen, Sie werden nicht mit den Engländern reisen!"

Kora erhob sich in aufgestacheltem Trotz:

„Sie scheinen an das Befehlen gewöhnt," sagte sie, „nur vergessen Sie, wo Sie sind und gegen wen Sie Ihre tyrannische Laune auslassen!"

Ruprecht schwieg eine Weile, dann mit ganz veränderter, von Innen dringender Stimme fuhr er fort: „Es thut mir leid, gnädiges Fräulein, daß Sie meine Aufrichtigkeit so ganz verkennen! Vielleicht hat noch nie Jemand in diesem Tone mit Ihnen gesprochen, ich aber muß es thun. Ich lasse mir auch Ihren Zorn gefallen, und werde ihn vielleicht noch stärker herausfordern müssen. Dennoch aber werde ich nicht so von Ihnen scheiden, wie nach meiner ersten Erklärung. Daß Sie Dorneck nicht lieben, davon bin ich jetzt überzeugt und bereue, Sie mit dieser Vermuthung beleidigt zu haben. Ob ich verdiene geliebt zu werden, mag auch fraglich sein, aber ertragen Sie mich für's Erste wenigstens als einen Freund! Sie haben keinen, der es so aufrichtig und so von Herzen gut mit Ihnen meint wie ich!" Ruprecht wußte nicht, wo ihm die Worte herkamen und wunderte sich selbst über seine Redefähigkeit, in der es ihm gelang, sich noch eine Weile mit unmittelbarster Herzlichkeit auszusprechen.

Kora aber empfand diesen Ton nur zu tief, sie fühlte sich in Gefahr schwach zu werden und Alles preis zu geben, was Verstand und Klugheit gegen ihre Empfindung einwenden wollten. Da wagte sie gar einen Blick in sein Antlitz und fühlte sich durch den Ausdruck seiner Augen so bis in's Innerste durchzuckt, daß ihr keine Wahl blieb, als beseligendes Nachgeben oder schmerzliche Flucht. Und Kora war durch die Furcht vor einem Glücke, welches

Ihren Stolz vernichten mußte, noch so bedrängt, daß sie die Flucht vorzog. „Um Gotteswillen, nicht weiter!“ rief sie. „Es ist ja nicht möglich!“ Aber die letzten Worte erstarben fast auf ihren Lippen, als sie mit hastigen Schritten aus dem Zimmer eilte.

Auch Ruprecht entfernte sich, aber nicht wie das erste Mal im Sturmschritt wilder Aufregung, sondern langsam und mit der plötzlichen Ueberzeugung im Herzen, daß er zu hoffen habe. Denn er hatte jenen letzten Blick Koras voll und ganz empfangen und in sich aufgenommen, er glaubte aus ihrem Bangen, endlich aus ihrer Flucht zu erkennen, daß sie sich nicht getraute ihm länger Widerstand zu bieten. Kurz, er hatte in dem unerschöpflichen Capitel über die Frauen etwas Neues gelesen, nicht als gedruckten Paragraphen eines Systems, sondern als lebendige Erfahrung, nämlich daß im weiblichen Herzen die Liebe doch mächtiger sei, als Stolz, Selbstgefühl, Hoffahrt und jede künstliche Abwehr des Verstandes; daß, wo nur ein Fünkchen von Liebe erglommen, es zur Flamme werden müsse, jeden Widerstand verzehrend. Ruprecht war sonst Laie auf dem Gebiete der Frauenkenntniß, aber er liebte und der Scharfblick der Liebe hatte den Funken entdeckt, welchen Kora verbergen wollte. Innerlich wie neu erhoben und aufrechten Ganges schritt er durch das Vorzimmer. Da trat ihm die Tante welche im Nebenzimmer die Unterhaltung angehört hatte, Erstaunen und Besorgniß in den Mienen entgegen. „Es ist nichts verloren!“ sagte er. „Von nun an werde ich nicht mehr reden, sondern handeln!“

Ganz im Gegensatz zu seiner gehobenen Stimmung saß Kora in ihrem Schlafzimmer, in das sie geflohen war, unter dem aufregenden Eindruck des letzten Gespräches. Sie liebte! Ja, sie liebte, was sollte sie sich's verhehlen? Aber ihre Liebe war nicht die willenlose Hingebung des sechzehnjährigen Mädchens, sondern des gereiften Weibes, welches doch zum ersten Mal sich von Leidenschaft ergriffen fühlt. Durfte sie das über sich ergehen lassen? Noch sprach dagegen ihre Weltbildung, das Bewußtsein ihrer Selbständigkeit, nicht zuletzt ihre Bedenken vor der Verwunderung und dem Leumund der Gesellschaft. Ruprechts ungeprüfte Jugend, der sie nicht ganz traute, beängstigte sie. Die Umkehr des bisherigen Verhältnisses, ihre Armuth seinem Reichthum gegenüber, forderten ihren Stolz heraus. Den mußte sie bewahren oder sie verlor Alles! Und sie wollte entsagend festhalten an dieser Stütze, und doch, sie hätte weinen mögen über ihren Stolz! Ja, sie weinte wirklich. Ein Thränenstrom entquoll ihren Augen und schluchzend vor innerster Aufregung, saß die schöne Gestalt in Trauerkleidern, wie in sich zusammengebrochen, in ihrem Schlafzimmer. So reichlich und heiß waren ihre Thränen selbst bei dem Tode ihres Vaters nicht geflossen.

Aber diese Schwäche mußte überwunden werden. Schon eine Stunde darauf ging sie, scheinbar gefaßt, zu ihrer Tante und theilte ihr den Entschluß mit, die drei Wochen nicht abzuwarten, sondern schon heut Abend der englischen Familie nachzureisen. Frau Vollmar machte nur geringe Ein-

wendungen dagegen und da sie erkannte, daß dieselben nichts fruchteten, war sie schon in einer halben Stunde ihrer Nichte beim Einpacken behülflich. Allein sie konnte nicht unterlassen, Ruprecht von der neuesten Wendung der Dinge durch einige Zeilen zu benachrichtigen.

Spät Abends begleitete sie Kora auf den Bahnhof. Sie sah sich hin und wieder um, und, wie es schien vergeblich, um endlich tiefbetrübt ihrer Nichte, die durch die Nacht dahinfahren sollte, Lebewohl zu sagen. Vielleicht auf lange Zeit.

In welcher trostlosen Stimmung Kora die eintönigen Stunden der Nacht durchwachte, ist kaum zu schildern. Sie saß mit ein paar anderen Damen zusammengeschachtelt, die einander nicht kannten und es vorzogen zu schweigen, auch wohl zu schlafen. Ueber Koras Augen aber kam kein Schlummer. Ihr war es, als hätte sie Alles, Alles im Leben dahingegeben und führe innerlich verarmt in eine öde, freudenlose Welt hinaus. Es war schon Morgen, als ihr dennoch die Augen auf kurze Zeit zufielen, und als sie erwachte, fuhr der Zug in den Bahnhof zu Frankfurt am Main. Man stieg aus, und der erste Mensch, auf den ihre Blicke fielen, war — Ruprecht Hemming. Sie hätte aufschreien mögen vor Freude, und so sehr sie sich bezwang, ein Strahl derselben war doch in in ihren Zügen sichtbar.

Ruprecht aber that, als verstände sich Alles von selbst, wünschte guten Morgen, bat um ihren Gepäckschein und forderte sie auf, ihm in den Wartesaal zu folgen, denn man hatte leider über eine Stunde Aufenthalt bis zur Weiterfahrt. Dann verneigte er sich und überließ sie sich selbst. Sie fing an sich zu wundern, wo er nur geblieben sein mochte und fragte mehrmals, wann der Zug abgehe? Zur rechten Zeit aber erschien Ruprecht wieder, reichte ihr das Billet nach Heidelberg, sowie den Gepäckschein, und forderte sie auf, einzusteigen. Dann war er wieder wie verschwunden.

Die zwei Stunden nach Heidelberg erschienen Kora endlos. Die Gespräche ihrer jetzt zahlreicheren Umgebung verklangen an ihrem Ohr, die Schönheit der Bergstraße berührte sie kaum. Sie fühlte ihr Herz erwartungsvoll klopfen, als der Bahnzug in das Neckarthal einbog und in Heidelberg anlangte. Richtig, da stand auch schon ihr geheimer Reisebegleiter. Sie mußte ihn lächelnd begrüßen und ließ es geschehen, daß er alle Anordnungen für sie traf.

„Die englische Familie wohnt oben im Schloßhotel,“ begann er. „Es ist ein weiter Weg. Wir werden zwei Wagen brauchen. In dem einen begleite ich Sie ein Stückchen, in dem andern mag Ihr Gepäck langsam nachkommen.“

Daß dieses letztere nicht geschah, übersah Kora, aber sie selbst saß mit Ruprecht gleich darauf im Wagen, der sie den herrlichen Weg hinauf führte. Ihr Begleiter war durchaus gemessen in seiner Haltung, aber doch nicht schweigsam, da er sie auf dies und jenes in der Gegend, die ihm bekannt schien, aufmerksam machte.

Endlich wurde ausgestiegen und Kora glaubte sich am Ziele. Aber verwundert blickte sie umher. Sie traten durch einen ruinenhaften Thorbogen in ein Stück Park auf der Höhe, umgeben von alterthümlichem, mit Epheu umrankten Gemäuer; vor ihnen entfaltete sich ein lachender Ausblick in die Ferne, die der Fluß durchschlängelte.

„Um Gotteswillen — wo sind wir?" rief Kora. „Das ist ja zauberhaft schön — aber wo haben Sie mich hingeführt?"

„In die Heidelberger Schloßruine und zwar in den Stückgarten," entgegnete er. „Das Hotel liegt einige hundert Schritt höher. Hier wollte ich mich von Ihnen für's Erste verabschieden." Sie waren beide an die Brüstung getreten, ohne doch von der Herrlichkeit, die die Landschaft in der Tiefe und Ferne vor ihnen ausbreitete, viel wahrzunehmen. „Ich hatte gehofft," fuhr er fort, „Sie von Ihrem Lebensplan und Ihrer Reise abzubringen, da ich mich aber darin getäuscht habe, so werde ich auch nach Italien — oder wo es sonst hin geht — reisen, und zwar immer zugleich und in demselben Zuge mit jenen Engländern und werde auch überall verweilen, wohin Sie von denselben geführt werden. Denn im Fall Ihnen jene Gesellschaft lästig würde, und Sie die Rückreise wünschten, müßten Sie doch Jemand zum Schutz und zur Begleitung haben. Hier also trennen wir uns heut — wenn Sie es so befehlen, und fortan grüßen wir uns nur vorübergehend — wenn Sie es nicht anders wollen."

Kora athmete tief auf und ließ sich auf eine Bank im Buchenschatten nieder. „Es wird — mir schwer werden —!" sagte sie mit halb erstickter Stimme.

„Wird es das?" rief er lebhaft. „Warum wollen Sie es dann ohne Noth über sich ergehen lassen? Kehren Sie um — noch werden Sie nicht erwartet! Und wenn immer — Kora! Lassen Sie die Anderen reisen und folgen Sie mir! Geliebte, theure Kora, folgen Sie mir!"

Kora hörte einen unwiderstehlichen Ton aus seiner Stimme, und dieser Ton entschied über sie. Alles um sich her vergessend schlang sie die Arme um seinen Nacken und stammelte: „Nimm mich hin! Geliebter, Einziger, Ich folge Dir!" Sein Herzensjubel hatte keine Worte. Es war einsam um die Glücklichen her, die Sonne, fast auf der Mittagshöhe, goß glühende Strahlen über das Land, sie aber saßen im tiefen Schatten wie in einem Heiligthum, und fühlten sich erlöst von allen Wirren und Sorgen. Endlich begann Ruprecht: „Ach, wie danke ich es Dir jetzt, daß Du es mir ein Bischen schwer gemacht hast! Ich habe dabei viel erlebt!"

„Und ich nicht minder!" entgegnete Kora, tief aufathmend. „Aber was fangen wir jetzt an? Sieht es nicht aus, als wären wir heimlich mit einander in die weite Welt davon gelaufen?"

„Und hatten es doch gar nicht nöthig!" rief Ruprecht jubelnd.

„Was werden jetzt meine Engländer sagen?" meinte Kora etwas bedenklich.

„Arm in Arm gehen wir zu ihnen, stellen uns als Verlobte vor, und sagen ihnen, daß Du ihnen die Gefälligkeit nicht mehr erweisen könntest —“

„Nein, nein, das geht nicht! Sie würden in diesem Falle nicht gut von uns denken.“

„So? Geht das nicht? Eigentlich könnte es uns ganz gleichgültig sein, was sie denken. Aber gut, so wollen wir ihnen in ein paar Wochen als Mann und Frau einen Besuch machen und ihnen sagen, daß sie ohne Dich reisen müßten. Und, weißt Du was? Davongelaufen sind wir einmal, so könnten wir gleich hier bleiben! Wir telegraphiren der guten Tante, was aus uns geworden ist, und bitten sie, gleich nachzukommen. Die Nachricht kann sie heut noch erhalten, und ich bin überzeugt, die brave Seele setzt sich sofort in Bewegung, so daß wir sie schon morgen oder übermorgen hier haben können. Unser Braut- und Bräutigamsstand unter ihrer Obhut braucht nicht lange zu dauern. In ein paar Wochen kann unsere Hochzeit sein, und zwar hier in Heidelberg, ganz unter uns. Da wir hier Niemand kennen, fällt für uns der ganze Trödel von Hochzeitsgästen weg, die uns ja doch nur langweilig sein können. Von hier aus melde ich meine Vermählung nach Hause, und der Empfang unserer Gutsherrin von Hemmings-Zell soll daheim um so festlicher und großartiger sein. Ehrenpforten, Kränze, geputzte Aufzüge und feierliche Anreden — August ist Meister in solchen Erfindungen und Ausführungen, und dein Page, der Seekrebs, kommt Dir mindestens als Amor verkleidet mit einem Blumenstrauß entgegen — ich sage Dir, es wird eine großartige Ueberraschung für Dich werden!“

So schwatzte Ruprecht im Vollgefühl seiner Freude fort, und Kora konnte zu allen seinen Anordnungen nur einverstanden nicken und lachen und beglückt in seine Augen sehen. Und als sie sich endlich erhoben, und er stolz und aufrecht dahinschritt, die Braut an seinem Arm führend, mußte Kora vor den Leuten, die das stattliche Paar aufmerksaun betrachteten, zwar befangen die Augen niederschlagen und doch fühlte auch sie sich stolz und erhoben. Jetzt war es der Stolz des Herzens, der sie belebte, daß sie sich selbst überwunden und mit freiem Zutrauen ihr Glück an das des Geliebten gekettet hatte.

Charlotte Wolter.

Die Tragödin einer Sturm- und Drangzeit.

von

Sigmund Schlesinger.

— Wien. —

Wenn auch die Bretter im Inhalte des Dargestellten nicht immer die Welt, ja häufig genug nicht einmal die Zeit und höchstens den Tag bedeuten, so tragen doch die Physiognomieen der großen Darsteller gemeiniglich die Züge ihrer Zeit. Der Schauspieler einer conservativen Epoche, einer Epoche staatlichen und gesellschaftlichen Stillstandes, regungslosen Verweilens bei zäh behaupteten Standpunkten, wird eine andere Sprech- und Spielweise haben, als der Schauspieler revolutionärer Perioden, ruhelos stürmender, nach vorwärts und rückwärts, nach rechts und links treibender, begehrlich fortrückender, auf neue Ziele und Gestaltungen hindrängender Gährungsphasen, wie das achtzehnte Jahrhundert sie gesehen hat und wie die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts so ganz und gar von ihnen durchzogen ist. Jener wird es bei aller Gewalt der eigenen Individualität schwer vermeiden können, in einen conventionellen Stil hineinzugerathen und eine physiognomische Aehnlichkeit mit den Collegen anzunehmen, die fälschlich für Harmonie des künstlerischen Ensembles gehalten werden mag, während sie nur Einförmigkeit ist; der Schauspieler einer unruhig arbeitenden, hin und her suchenden und tastenden, zugleich verwegen und zaghaft experimentirenden Bewegungsperiode wird dagegen, auch wenn seine eigene Individualität eine geringere ist, in Form und Wesen seiner Leistungen die Selbständigkeit des Gestaltens zu betonen trachten und lieber, als sein eigener Pfadfinder, einen falschen Weg einschlagen, wenn es nur ein aparter ist, als gleichen Schritt mit den Anderen zu halten. Ist's aber eine starke, eigengewaltige, wirklich schaffensfähige Künstlernatur, dann findet sie sich in solchen Zeiten des An-

stürmens gegen die conventionellen Formen und Normen des Bestehenden ihre unabhängige und ganz specielle Ausdrucks- und Darstellungsweise, die sich aber so selbstverständlich den ewigen und allgemeinen Gesetzen der Kunst anschmiegt, wie die Verschiedenheit der Schönheitsarten des menschlichen Gesichtes dem allgemeinen Schönheitsgesetze. Und solche Mannigfaltigkeit des Tones stört nicht die Harmonie des Ensembles, sondern hilft sie erst im wahren Sinne erreichen.

Die künstlerische Legende des Wiener Burgtheaters, die selbst dem jungen Wienerthum heute noch als unantastbar gilt, die durch Tradition geweihte und gefeite Legende von der einstigen Glanzperiode des Theaters in den wolken- und sturmlosen Stillstandsjahren vor 1848 läßt sich unter diesen Gesichtspunkten der Kritik kaum mehr auf ihre Echtheit prüfen, weil sie eben der Vergangenheit angehört und derlei Traditionen in ihrer luftigen Schemenhaftigkeit nur sehr schwer vor das kritische Gericht zu stellen sind. Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze, aber sie ist ebensowenig in der Lage, ihm Dornen hineinzuflechten. Das indessen darf die, unbefangen hinter sich schauende und von keinem Wehmuthsnebel zurückbegehrender Sehnsüchteleien umschleierte, Erinnerung wohl behaupten, daß jene Charakteristik der „conservativen" Schauspielerei auf das Burgtheater von damals, zum Theile wenigstens, richtig zutraf. Gewiß, es hatte seine unbestrittenen Künstlergrößen, es hatte das unvergeßliche Quartett Anschütz, Fichtner, Laroche und Löwe, es hatte Julie Rettich für die Tragödie, die Haitzinger und die Neumann für's Lustspiel; aber sie Alle standen, und das in der Tragödie mehr noch als im Lustspiel, welches unter jedweden Verhältnissen eine freiere Entfaltung der Individualität gestattet und bedingt, im Banne eines einförmigen Conventionalismus. Die Schönrednerei herrschte vor, die ohrberückende, dem Sinne schmeichelnde Declamation, welche durch ihren Wohlklang den Gedankeninhalt zu ersetzen hatte, und die so stilgerecht zu dem leeren Jambengeklingel der für den damaligen Zeitbedarf mit hoher obrigkeitlicher Zustimmung angefertigten Dutzendtrauerspiele paßte. Der „eine schöne Vers" des ergötzlichen Jammerdichters in Pailleron's „Die Welt, in der man sich langweilt" könnte so recht eigentlich die Geschmacksrichtung jener Zeit bezeichnen. Man verweilte so gerne mit bequem genießender Behaglichkeit bei dem „einen schönen Vers", das Publikum, wie der Schauspieler, der mit dem eigenen Ohr den Wohllaut der eigenen Rede zu schlürfen schien, gar nicht aus persönlicher Eitelkeit, sondern weil er wirklich künstlerisches Gefallen daran fand. In breitester Deutlichkeit zeigte sich diese Erscheinung bei dem redemächtigsten und gefeiertsten Rhetor des alten Burgtheaters, bei Anschütz. Wie der kunstgeübte Schwimmer es mitunter liebt, auf dem Rücken liegend, sich von der Fluth sachte wiegen zu lassen und auf ihr zu ruhen, so gefiel sich dieser große Künstler häufig darin, auf der Welle des Verses zu ruhen und sich förmlich darauf hinzustrecken. Und er ließ sich da von keiner wie immer gearteten Aeußerlichkeit beirren und zu einem beschleunigten Tempo bestimmen. Einmal zum Beispiel, es war schon unter

Laubes Regime, bei der ersten Aufführung eines äußerst fragwürdigen Stückes, für dessen geheimen Mitarbeiter Laube galt, riß dem Publikum gerade bei einer Scene, in welcher Anschütz auf der Bühne war, derart die Geduld, daß es sich durch allen Respect vor dem „Patriarchen" des Burgtheaters nicht zügeln ließ, ihm mit Zischen und Lachen mitten in eine etwas längliche Auseinandersetzung hineinzufahren; er aber, als wenn er das gar nicht bemerkte und als ob die Zuhörer im Genusse des Stückes völlig schwelgten, fuhr unentwegt in dem Declamationsgeleise fort und verlangsamte den Schritt der Rede eher, als daß er ihn zur Raschheit anhielt. Der auch hier, wie immer, schärffte und knappeste Epigrammatiker, der Volkswitz, hatte denn auch schon in den dreißiger Jahren sein Urtheil darüber in dem stadtläufig gewordenen Scherze formulirt, „die Hausmeister Wiens seien bei der Direction des Burgtheaters bittlich eingeschritten, Herrn Anschütz öfter spielen zu lassen, damit sie mehr Sperrgeld kriegten".

Julie Rettich, die Tragödin dieser Zeit, eine mittelgroße, aber durch Energie und Hoheit der Haltung über sich selbst hinauswachsende Gestalt, mit nichts weniger als sinnlich bestechenden, eher männlich starken Gesichtszügen und einer Stimme von dem echten, tiefen Metallklange der Heroine, hatte in ihrer künstlerischen Veranlagung gewiß nichts Schablonenhaftes; sie war im Gegentheil ein kraftvoller Frauengeist, wohl fähig, mit eigenen Mitteln und in eigener, unabhängiger Weise zu arbeiten — aber in den Zwang conventionellen Stils gerieth sie doch hinein. Die Wiener ließen sich durch ihre Duette mit Ludwig Löwe in eine gelinde Raserei des Schwärmens hineintreiben; indeß auch diese waren auf die gleiche Tonart, wie alles Uebrige, gesetzt. Das heißt, doch nicht so ganz. Ein revolutionärer und revolutionirender Ton fiel hinein, und den schlug Löwe an. Das war ein entschieden revolutionärer Schauspieler, im scharfen Contraste zu seiner künstlerischen Umgebung stehend, eine Natur der vulkanischen Eruptionen, der jähen Impulse und Wallungen, der emporschäumenden Springfluthen; bei ihm konnte von einem Zwangsgebote des Stils nicht die Rede sein, er anerkannte keines, er fügte sich keinem. Aber er durchbrach die Fessel der Regel auch nur in der Declamation, da nur folgte er seiner Methode, oder richtiger Methodelosigkeit, nur der Eingebung des Augenblickes; ein akademischer Rhetor wäre schwerlich erbaut von seiner Art des Declamirens gewesen und hätte ihm mindestens bei jedem zehnten Vers eine Incorrectheit nachgewiesen — das Publikum freilich fühlte sich berauscht und elektrisirt von diesen „Incorrectheiten" — in der Darstellung selbst aber, im Spiele, so hinreißend er auch darin war, so lebensvoll Miene und Geste, so temperamentdurchlodert die ganze Figur, im Spiele ging und wies er keine neuen Wege. Nur seine Sprache, wie gesagt, war revolutionär, und das nicht auf dem Theater blos. Denn dieser Liebling des kaiserlichen Hofes, der mehr als einmal durch die persönliche Intervention des Monarchen aus finanziellen Calamitäten gezogen und rangirt wurde, warf sich mit dem ganzen Ungestüm seines Temperaments

in die achtundvierziger Bewegung — allerdings auch nur mit der Zunge, er gerieth sogar dadurch in keinerlei Ungnade, weil man ihn nicht allzu ernsthaft nahm — und selbst sein späterer Schauspieler- und Regisseurhaß gegen den allein regierenden Directionsabsolutismus Laubes suchte sich Nahrung in dieser revolutionären Sinnesart. Er tractirte Laube, wie so Viele es thaten, als politischen Renegaten, als „Verräther an der Freiheit" und stellte ihm immer die Ueberzeugstreue Gutzkows gegenüber. „Der hält doch noch zu uns, der ist noch auf dieser Seite" — und dabei packte er mit seiner Rechten seine Linke und schüttelte dieselbe so wüthend, als wäre sie der „falsche Mann", der Laube . . .

Dieser „Renegat", der den Gewalthabern der militärisch-kritischen Reaction in Oesterreich wegen seines soldatisch absolutistischen Auftretens im Theater so wohl gefiel, daß sie ihn flugs zum Director der Hofbühne machten, obwohl er als eingefleischter Protestant den Clericalen ein Greuel sein mußte und es auch wirklich blieb, dieser „abtrünnige Achtundvierziger" Laube war es, der das Burgtheater künstlerisch, und wohl auch ein Bischen politisch, von Grund auf revolutionirte. Zumeist aber schauspielerisch. Unter ihm bekam der Darstellungsstil des Burgtheaters den Ausdruck und Charakter der nach allen Seiten hin ausgreifenden, überall hinlenkenden, vielstreberischen Bewegung, welche die Welt erfaßt hatte, die Physiognomie der Sturm- und Drangepoche, in welche das Jahrhundert hineingerathen war. Diese Umgestaltung mußte sich vollziehen und nicht Laubes persönlicher Wille brachte sie zu Wege, sondern er war nur der Vollstrecker einer richtig erschauten theatergeschichtlichen Nothwendigkeit, gerade so, wie der größte Staatsmann nicht seine Zeit macht, sondern von ihr gemacht wird und seine Größe nur darin bestehen kann, daß er die Zeit begreift und ihren Bedürfnissen und Forderungen zur Geltung verhilft. Laubes jahrelanger Kampf mit den alten Künstlern war darum auch kein Kampf der Persönlichkeiten, so sehr er diesen Charakter trug, sondern zweier, sich feindlich gegen einander stemmenden Zeit- und Geistesrichtungen. Der Kunststil der Alten bäumte sich gegen den neuen, dessen Ausgangspunkt und Endziel ihnen fernab lagen und fremd waren und in den sie sich nicht hineinfinden konnten, selbst wenn sie es wollten. Denn der Schauspieler muß mehr, als er wohl selbst glaubt, das Kind seiner Zeit und ihre Sprache muß ihm Muttersprache sein, wenn er sich in ihr nicht so ungelenk, wie in einer nicht geläufigen fremden, bewegen soll. Fichtner, ein Lustspieldarsteller voll wahrhaft sonniger Liebenswürdigkeit, von dem ein strenger Kritiker einmal sagte, er spinne seine Rollen in ein Gitterwerk von feinsten Goldfäden des Humors ein, war der erste Conrad Bolz in Wien. Er entzückte natürlich auch in dieser Rolle das Publikum, weil er auch da der ganze Fichtner, aber nicht weil er Bolz war. Denn aufgewachsen unter den gedankenleichten, lebensspaßigen Elegants des Wiener Lustspielcavalierthums im vormärzlichen Repertoire, hatte er keine geistige Ahnung von dem modernen Journalismus, und der fröhliche Gedankenheld des Freytag'schen

Lustspiels mit der tiefgelagerten Ideen- und Gemüthsbasis seines Humors war ihm nur derselbe Wiener Cavalier-Bonvivant in anderem Gewande und anderem Rahmen. Sonnenthal war sein Nachfolger in der Rolle, und er spielte zuerst den wirklichen Bolz, denn er ist ein Sohn seiner Zeit. Auch Julie Rettich, deren heller Künstlerblick die nothwendige Flugrichtung über die Grenzmarke der zwei auseinandergeschiedenen Theaterepochen wohl erkannte, wollte mit der neuen pactiren und gerieth dadurch nur in Widerspruch mit sich selbst. Sie wollte zwischen dem in die rhetorische Drapirung gehüllten Idealismus ihrer glanzvollen Vergangenheit und dem scharf contourirenden, die Formen knapp detaillirenden Realismus der neuen Spielweise vermitteln, aber sie glitt nur ganz unvermittelt zwischen den beiden Richtungen hin und her, sie konnte in dieser letzten Epoche ihrer künstlerischen Thätigkeit von dem höchsten Schwunge der Declamation mit jähem Sturze zur plattesten Nüchternheit der Rede abfallen. Die Vereinbarung und Verschmelzung von schmuckloser Einfachheit und doch pathetischer Gewalt des Wortes wollte ihr nicht gelingen. Aber das Burgtheater hatte sich auch bald schon die richtige Tragödin für diese Epoche des geistigen und socialen Revolutionsdranges gefunden — sie hieß Charlotte Wolter.

* * *

Nach Ludwig Löwe hat das Burgtheater, hat wohl die deutsche Bühne überhaupt keine so eruptive Natur gehabt, die sich zugleich so sehr in die gemessene Schönheit der Plastik gefügt hätte, wie Charlotte Wolter. In den Momenten plastischster Ruhe, und wenn sie selbst als das vermeintliche Steinbild der Hermione im „Wintermärchen" regungslos dasteht, fühlt man, daß die Flamme ihr „freundlich Element" ist. Der Vesuv ist auch schön in seiner stillen Majestät, aber in seiner wahren Gewaltigkeit zeigt er sich doch, wenn ihm die Feuersäule entsteigt und die Feuerfluthen an ihm niederströmen. Die glatte Meereswoge kann berückend lächeln, wenn sich die Sonne in ihr spiegelt, und mit einem sanften Rühren, das Herz erfüllen, wenn sie im träumerischen Lichte des Mondes sinnt und leise klagt; aber der Sturm nur zeigt sie in ihrer durchschauernden Größe und in der Entfesselung ihrer ganzen Kraft. Die Atmosphäre des Kampfes ist die künstlerische Atmosphäre der Wolter, des Kampfes gegen die Tyrannei irgend einer menschlichen und gesellschaftlichen Satzung, ihre Hand schwingt immer eine unsichtbare Streitfahne, von ihren stummen Lippen tönen alle erdenklichen Marseillaisen. Ja in der That, mehr als die Rachel mit der doch immer theatralisch appretirt gewesenen Pose könnte man sich sie vorstellen, auf der Bühne der Comédie française vor dem insurgirten Volke die Revolutionshymne mit ihren Sturmesaccenten recitirend. Die eigentlichste Popularität haben ihr auch jene Rollen bereitet, in welchen sie die in den Tiefen ihrer Seele sprungfertig harrenden Elementarkräfte freigeben und zum ungezügelten

Hervorbruch gelangen lassen konnte. Das geflügelte Wort von dem „Wolterschrei", welches Jahre hindurch um sie herumschwirrte, welches zur parodistischen Scherzdevise wurde, kann recht gut als die ernstgemeinte Devise ihrer Erscheinung accepirt werden, denn es liegt darin, wie in so manchen vom Augenblickseinfall improvisirten geflügelten Worten, mehr sachlicher und dauernder Inhalt, als damit beabsichtigt gewesen und als darin gesucht zu werden pflegt. Dieser in einem Effectstücke der Sechziger Jahre, in Eduard Mautners „Eglantine" zum erstenmal in's Publikum hinausgeschleuderte und in dasselbe wie ein Offenbarungsblitz hineinzuckende „Wolterschrei", welcher damals der genialen Gallmeyer zu einer dramatisch vollständig ebenbürtigen Parodieleistung Gelegenheit gab, bildet ja doch heute noch die richtigste Signatur für die eigentlichste Eigenart der Tragödin des Temperaments, die das Talent in allen Adern hat, weil in allen Adern Blut fließt und die Urgewalt ihres Talentes im Blute liegt. Dieses kann seine künstlerischen Tollheiten und Excesse treiben und konnte es selbstverständlich früher mehr noch als jetzt, da ja doch eine weite Epoche künstlerischer Abklärung seitdem durchmessen worden ist — aber in den eigenen Adern fühlt's dafür auch der Zuhörer sieden und wallen, denn nicht vom Herzen blos, sondern auch vom Blute muß kommen, was ins Herz und in's Blut gehen soll. Anderthalb Jahrzehnte, eine lange Zeit, also reifender schauspielerischer Entwickelung und damit auch mancherlei unvermeidlicher Umwerbung, lagen zwischen jenem ersten „Wolterschrei" und dem letzten, der wieder ein Hauptmoment in einer der neueren Rollen der Künstlerin bildete und von welchem das Publikum wieder speciell sprach. Das war der, ein eisiges Grauen in die Zuhörerschaft hineinjagende Todesschreckensschrei der Adelheid in „Götz von Berlichingen" beim Ansichtigwerden des Spruchvollstreckers der Vehme. Dingelstedts so überwiegend auf das Decorative und Bildliche hinarbeitende Scenirkunst, die nicht das starre, sondern das bewegliche lebende Tableau auf der Bühne mit Vorliebe cultivirte, hat diesen Auftritt schon an und für sich mit dem genügenden Gruselreiz ausgestattet: Die Bühne, in ein unheimliches Düster getaucht, in welches durch das Fenster zur Rechten das bläuliche Mondlicht phantastisch fällt und die an das Fenster gedrückte Adelheid genau nur so weit trifft, um ihre Züge in gespenstischer Blässe dem Auge des Zuschauers sichtbar werden zu lassen und ihr selbst mit einem fahlen Schimmer noch die Erscheinung des an der Hintergrundswand im Finstern herangeschlichenen Henkers aufzudecken. Und nun entringt sich ihrer, von der Todesangst zusammengeschnürten, Kehle jener gräßliche, markdurchschütternde Schrei, der, wie gesagt, in der Erinnerung des Publikums alles Gedächtniß jenes einstigen Wolterschreies wieder aufrief. Anderthalb Jahrzehnte dazwischen und genau die nämliche Wirkung, weil genau so ungestüm noch der Pulsschlag des Herzens, genau so heiß noch die Wallung des Blutes. Charlotte Wolter hätte es wahrhaftig nicht nöthig, sich wie jene ungarische Edelfrau, von welcher ein mittelalterlicher Hexenroman erzählt, im frischen Blute geopferter junger Mädchen immer wieder jung zu

baden, ihre Seele verjüngt sich im eigenen Blute — und nicht ihre Seele allein. Sie stellt heute noch die schöne Statue der Hermione dar, als welche sie die Berliner bewunderten, ehe sie vor 25 Jahren nach Wien kam.

Ein Blick auf die Theaterzettel von damals und eine Zusammenstellung derselben mit den heutigen ist für diese „Wolter-Permanenz“ bezeichnend genug. Die ersten Rollen, in denen sie auf der Bühne des Burgtheaters erschien, waren „Iphigenie“, „Maria Stuart“, „Eugenie“ in dem französischen Schauspiel „Der Fabrikant“ — also das klassische Drama, das romantische Trauerspiel, das Salonschauspiel — und heute spielt sie diese Rollen noch immer. Und das nicht vielleicht etwa aus eifersüchtiger Festhaltung einer von Direction und Publikum widerwillig ertragenen Monopolstyrannei und auch nicht, weil eben keine Andere da ist, welche diese Rollen spielen könnte, sondern weil man sie noch immer von keiner Anderen gespielt sehen will. Denn auch ihre persönliche Erscheinung auf dem Theater übt noch immer in hinlänglichem Maße den doch nöthigen Sinnen-Illusionsreiz, noch immer erfreut sich der Blick an diesem klassisch geschnittenen, wirklich statuenhaft schönen Profil, dem die in der Ruhe zwar etwas dünn scheinenden, im Affect aber mächtig schwellenden Lippen so viel leidenschaftliche Bewegung geben können, noch immer folgt das Auge gerne den in der anmuthigen Leichtigkeit, wie in der imperatorischen Machtgeberde gleich formkünstlerischen und dabei sich natürlich instinctiv gebenden Bewegungen dieses feingeschwungenen, mittelhohen Körpers. Eine Frau unternimmt auch sonst nicht so frohen Muthes und ohne Besorgniß, daß von irgend einer Seite eine ungeschickte oder boshafte Scherzbemerkung mißtönig in die Jubelstimmung hineinfahren könnte, das Wagniß, ihr 25jähriges Bühnenjubiläum zu begehen, noch dazu, wenn es bekannt ist, daß diesem an der einen Bühne zugebrachten Vierteljahrhundert auch schon andere Theaterjahre vorangegangen sind. Nur eine Burgtheatercollegin der Wolter hat noch früher dieses Wagniß riskirt, die „Heroine des Lustspieles“, Zerline Gabillon, die gegenwärtig, acht Jahre bereits danach, auch „noch immer“ die erste Salondame ist und von der Direction schon wiederholt ersucht werden mußte, Rollen, welche sie als „für sie nicht mehr passend“ zurückgegeben hatte, „wenigstens einmal noch“ zu spielen. Doch ihr kam zwischen den Blumen, welche ihr zuflogen, auch manches Pfeilchen herangeschwirrt, vielleicht weil der Witz den Witz herausfordert und man sich überhaupt dem Lustspiel gegenüber leichter auch lustspielhaft ungenirt gehen läßt — die geistvolle Frau nahm's auch so, und ihre Lustspielpfeile flogen auf der Bühne munter weiter. Die Tragödin wurde von keinem muthwilligen Scherzgeschosse getroffen, sie durfte getrost in den Zeitungen ihr richtiges Geburtsjahr drucken lassen, und sie findet nach wie vor in Rollen schöner und begehrenswerther Frauen, in Rollen wie „Lady Milford“ und „Cameliendame“ ihre nicht nur gläubige, sondern auch überzeugte Verehrerschaft. Und das will nun gar in Wien besonders viel sagen, in dieser Stadt nicht nur des lebendigen Theatersinnes, sondern der vielleicht noch lebendigeren und anspruchs-

volleren Theatersinnlichkeit, die vor Allem Jugend auf der Bühne zu sehen begehrt, Jugend beinahe mehr noch als Schönheit, und die bei der Revidirung des Künstlerpasses einer Schauspielerin vor Allem nach dem Geburtsdatum sucht. Man wird erschreckend geschwind alt auf den Wiener Theatern, das heißt zum Mindesten für alt erklärt, und ist eine Schauspielerin auch nur ein paar Jahre da und mag sie noch so jung gekommen sein, so hört sie schon allmählich um sich herum ein Gewispel und Gemurmel entstehen, das immer bedenklicher wächst, immer lauter und lauter anschwillt, bis es in den Alarmruf zusammenschlägt: „Sie wird alt!“ Wäre dieser unersättliche Appetit nach immer frischer Jugend eine wirklich entscheidende Instanz mit Executivgewalt, in Wien könnte eine jugendliche Rolle, das heißt, eine weibliche, nie mit künstlerischer Reife dargestellt werden, denn bis diese erlangt ist, vergehen ja doch, bei noch so beschleunigtem Verfahren, immerhin etliche Jahre, und bis diese vorbei sind, ist ja die jugendlichste Schauspielerin um die paar Jahre älter geworden, und „älter geworden“ gilt so ziemlich gleichbedeutend mit „alt geworden“. Wie dem Soldaten die Kriegsjahre, werden der Schauspielerin in Wien die Jugendjahre doppelt angerechnet. Hier wäre nicht möglich und auch nie möglich gewesen, was in der „europäischen Metropole des Lotterlebens und des Sinnenkitzels“, in dem darob alleweil mit so sittengeschichtlicher Entrüstung behandelten Paris möglich würde, daß nämlich eine Dejazet mit sechzig Jahren noch Hosenrollen spielte und den Pariser Vaudevilles über „die Kunst zu lieben“ vorsang. Die Vaudeville-Greisin machte ja auch wirklich einen Versuch in Wien und erschien im Carltheater als „junger Richelieu“, was ihr schlimm genug bekam. Das nun mochte den Wienern gewiß nicht zu verargen sein, daß sie, die niemals die junge Dejazet gesehen und gekannt hatten, sich mit wohlbegreiflichem, physischen Widerwillen von dem alten, hagerem Knochengerüste in den Höschen des siebzehnjährigen verliebten Stutzerchens abwandten. Die Sache ist nur die, daß wenn die Dejazet auch eine Wienerin gewesen wäre, und ihre Landsleute in jungen Jahren noch so entzückt hätte, alle Landsmannschaft ihr doch nicht hätte helfen können, und daß sie ebenso jämmerlich ausgepfiffen worden wäre, — nur wär's allerdings vielleicht nicht dazu gekommen, weil sie als Wienerin Stadt und Leute besser gekannt und das grausame Spiel nicht unternommen hätte. Der Wiener ist gerne bereit, dem Alter, dem weiblichen besonders, allen erdenklichen Respect zu erweisen, wenn es sich nur frühzeitig genug zu sich selber bekennen will. Auf so manchen Lebensgebieten kann allzugroße Jugend ein Hinderniß sein: die Altersfähigkeit für's Gymnasium hat unser Unterrichtsminister, Herr von Gautsch, soeben um ein Jahr hinausgerückt; die officielle Militärfähigkeit anerkennt der Staat erst mit dem zwanzigsten Jahre, und sagar gehängt kann man unter zwanzig Jahren nicht werden — nur um in das ältere Fach überzugehen, wird keine Schauspielerin, sobald sie einige Jahre beim Theater ist, für zu jung taxirt. Man lobt im Gegentheil ihre „Selbsterkenntniß“ und muntert sie durch freundliche Verspottung ihrer noch etwa geltend gemachten

Jugendansprüche dazu auf, wie man in Indien die jüngsten Wittwen ermuthigt, sich verbrennen zu lassen.

Und in dieser Stadt der Theaterjugend und der Theatersinnlichkeit kann Charlotte Wolter nach ihrem 25jährigen Jubiläum und nachdem die Zeitungen ihr Geburtsjahr gedruckt haben, noch immer die verführerische Marguerite Gauthier spielen, und man reißt sich um Logen und Sperrsitze. Das will was heißen.

* * *

Das Burgtheater-Repertoire nicht in den Verdacht zu bringen, daß es sich der „Cameliendame“ gastlich aufgethan habe, sei sofort hinzugefügt, daß Frau Wolter nur extra muros, bei Wohlthätigkeitsvorstellungen auf anderen Wiener Theatern die Rolle spielt. Der Zugang zur Hofbühne ist der moral-hektischen Dumas'schen Ahnfrau aller möglicher und unmöglicher Erbinnen ihrer Tugend verschlossen — diesen selbst allerdings nicht. Man sollte denken, wo Damen und Fräulein, wie „Georgette“ und „Denise“ empfangen werden, da habe man nicht den mindesten Grund mehr, gar so prüde gegen die eine „Cameliendame“ zu sein und gerade ihre Gesellschaft zu perhorresciren; aber es werden da manchesmal subtile Unterschiede gezogen, deren Gedankenwindungen für ein, auf derlei haarspalterische Subtilitäten nicht eingerichtetes Auge nur schwer zu folgen ist. Hatte doch der allererste Generalintendant, dessen Ernennung Laube zum Rücktritte von der Direction des Burgtheaters bewog, Baron Münch, die freiherrliche Hülle des Dichters Friedrich Halm, eine gar merkwürdige Unterscheidung für die Zulässigkeit des Ehebruchstücks auf dem Burgtheater gefunden: Ist der Ehebruch, normirte er, vor dem Beginne des Stücks begangen worden, so daß dieses sich nur mit den Consequenzen desselben beschäftigt, dann kann es auf dem Burgtheater gespielt werden — wird aber der Ehebruch während des Stückes, hinter den Coulissen selbstverständlich, begangen, so ist es unnachsichtig vom Repertoire auszuschließen. Auch bezüglich der Hoftheaterfähigkeit zweifelhafter Pariser Dramenheldinnen muß wohl irgend so eine geheime Instruction maßgebend sein — sie dürfen wohl nur eingeführt und empfangen werden, wenn sie sich dieser Auszeichnung durch die Heuchelei einer patentirten Gesellschaftsetiquette würdig erweisen, wenn sie zum Beispiel entweder einem braven Manne seinen ehrlichen Namen weggestohlen haben, oder einen Strohmann als Gatten herumführen, der im Stück selbst gar nicht vorzukommen braucht. Genug, wenn der Gefällige seine Firma hergiebt. Hätte Marguerite Gauthier wenigstens schon einen Mann unter die Erde gebracht, dessen Namen sie als Wittwe weiterführte, während sie ihr eigenes Geschäft mit ungeschwächten Fonds fortsetzte, sie wäre vielleicht schon ebensogut im Repertoire des Burgtheaters untergebracht, wie so manche ihrer klügeren und für die kleinen Theatermoralkniffe der Gesellschaftskomödie verständnißvolleren Colleginnen. „Benehmts euch wie anständige Götter und thuts alles Menschenmögliche!“ hat schon der stadt- und welt-

kundige Bühnensatyriker Nestroy als Jupiter dem leichten Völkchen des Offenbach'schen Olymps gepredigt.

Genug, die „Cameliendame" wird im Burgtheater nicht gespielt, obwohl sie denselben Zulassungsgrund für sich in Anspruch nehmen könnte, der regelmäßig geltend gemacht wird, wenn sich geschmacks- und moralkritische Bedenken gegen die Aufführung dortiger Pariser Sensationsstücke an unserer klassischen Bühne erheben. Man muß solche Stücke geben — wird alsdann gewöhnlich replicirt — wenn man eine solche Schauspielerin dafür hat, wie die Wolter. Und das Eine ist allerdings wahr. Die gegen das Moraldogma der Gesellschaft revolutionär ankämpfende Dialektik der Pariser dramatischen Socialreformer kann sich nicht mit einschmeichelnderem, geistbestechenderem Zauber in den Sinn einschleichen und nicht mit lodernderer Beredtsamkeit auf die Gegner niederprasseln. Die verwegensten Sophismen klingen glaubhaft und unwiderlegbar, wenn sie mit solcher Wirbelgewalt der Rede auf den nüchternen Verstand eindringen und ihn gar nicht zur Ueberlegung und Widerlegung kommen lassen. Und wenn sie nun der moralheuchlerischen Gesellschaft ihre Tartufferieen und Widersprüche, ihre nachsichtige Behandlung der eigenen Sünden, ihre harten und grausamen Verdammungsurtheile über die Schwächen und Verirrungen der Anderen vorwirft, wenn sie gegen diese Verdammungsurtheile flammenden Protest schleudert als eine Vertheidigerin ewiger Naturrechte, die selbst durch eine begangene Schuld nicht ganz verwirkt werden können, als eine Apostolin des Gebotes der Liebe und Vergebung: dann erhebt und adelt sich in der That des vom Hause aus nur auf den Bühneneffect berechnete Sensationsstück zum Gesellschaftsdrama, dann hört man in ihrer Rede die Sturmglockentöne der Zeit vibriren, dann wird man's inne, daß es die Tragödin einer Sturm- und Drangperiode ist. Es ist etwas, alles Denken leidenschaftlich Aufwühlendes, an allen überkommenen Vorstellungen Rüttelndes, im eigentlichsten Sinne — man muß immer wieder auf den Ausdruck zurückkommen — Revolutionirendes in der Theaterkunst dieser außerordentlichen Schauspielerin, die allerdings mitunter, gleichfalls wie ihr Vorfahr Ludwig Löwe, auch mit Sprache und Declamation etwas revolutionär und autonom umspringt und selbst da die conventionelle Regel von sich weist. „Mäkelt nicht um Buchstaben und Silben mit mir — scheint sie zu sagen — und nicht um Das und Jenes, ich meine, ich werde Euch schon so recht sein müssen, wie ich nun einmal bin." Sie ist die aus sich selbst gewordene Individualität, die das Recht beansprucht, so genommen zu werden und so zu bleiben, wie sie geworden und sich so, wenn Platz für sie ist, bis in die vordersten Reihen zu stellen.

Und unwillkürlich lenkt sich der Blick nach den eigenen Lebensgängen der Künstlerin, nach ihren Existenzanfängen, nach dem wunderbaren Aufstieg, den sie genommen, und wie sie, aus den theatralischen Niederungen, an deren dürftigsten Stellen sie zuerst ein armseliges Dasein fristete, für geraume Zeit

dem Blicke entschwindend, plötzlich nah dem Gipfel künstlerischer Höhe wieder sichtbar wurde, um alsbald diesen und mit ihm auch die gesellschaftliche Höhe zu erreichen. Und da erscheint sie uns selbst als die Heldin eines jener gesellschaftsrevolutionären Sensationsschauspiele, für deren Interpretation sie so leidenschaftlich überzeugende Töne zu finden weiß, in denen sie wie der Anwalt eines sich durch die angeborene Kraft emporringenden Menschenrechtes mit flammender Beredtsamkeit die Sache desselben führt; sie tritt in ihrem eigenen Lebenssentationsstücke vor uns als das Product so eines individuellen Revolutionskampfes gegen die gesellschaftlichen Vorurtheile eines pretiösen, prüden Schranken- und Kastengeistes. Die heutige Gräfin O'Sullivan, vor der sich die Thore aller Adelspaläste aufthun, die als Ebenbürtige zwischen den Frauen der höchsten Aristokratie in den Wohlthätigkeitscomités sitzt, und welche die Kaiserin von Oesterreich, um sie ganz besonders auszuzeichnen, dem russischen Czaren nicht als Gräfin O'Sullivan, sondern als Frau Wolter vorstellte, weil es Gräfinnen genug, aber nicht so viele Wolter gebe; die Gemahlin eines, den Geburtsadel durch den Naturadel geistiger und ethischer Charaktervornehmheit ergänzenden und rechtfertigenden Cavaliers, die auf ihren künstlerischen „Herrensitzen“ zu Hietzing und zu Weißenbach am Attersee förmlich Hof halten könnte, wenn sie nicht aus traulicher Rücksicht für die gerne in sich concentrirte, stille Weise des Gatten nur einen intimen Gesellschaftskreis um sich zöge, diese gesellschaftlich anerkannte große Dame vom Theater hat in den fünfziger Jahren hier in demselben Wien als kleine Schauspielerin in der Leopoldsstadt, wenn sie des Abends nach der Vorstellung im ärmlichen Kleide aus dem rückwärtigen Thürchen des Carltheaters herausschlüpfte, gar manches Mal nicht gewußt, wie sie am nächsten Tage die Mahlzeit bestreiten werde. In den jämmerlichsten Possen gab sie die traurigen Nothfiguren der sentimentalen Liebhaberinnen, und es war schon eine förmliche „Charakterrolle“, als sie neben dem zu seinem ersten Gastspiele im Carltheater erschienenen Anton Ascher in Kalischs damals weltberühmtem Schwank „Doctor Peschke“ die intriguante Kammerzofe gab, welche der unvergleichliche Diplomat der Barbierschüssel fortwährend mit der complimentösen Bestechungsformel haranguirte: „Schöner wird se, älter wird se — älter wird se, schöner wird se.“ Laube, der patentirte Talentfinder, der allerdings mitunter sogar da ein Talent entdeckte, wo keines war, sah in diesem bleichen, kameenhaft geschnittenen Gesichte mit dem Flammenauge mehr, als Andere darin erschauen mochten, und hörte aus dem dunklen, vielumschließenden Timbre dieser Stimme Zukunftstöne heraus, die kein anderes Ohr erlauschte. Auf sein Geheiß entschwand sie, auf Jahre gleich, nach Hamburg und Berlin, von wo in Intervallen skeptisch aufgenommene Mittheilungen über die Wundermetamorphose kamen, welche sich mit der einstigen Partnerin des Dr. Peschke vollzogen habe. Doch da stand eines Abends das Wunder selbst vor den Augen der Wiener, und nun glaubten sie. Wie aber jedes Wunder seine Legende hat, auch beim Theater, nur daß sie da etwas profanerer Natur zu

sein pflegt, so war sie auch hier alsbald lebendig geworden — Wien ist ja die Stadt solcher Theaterlegenden — sie setzte auch immer mannigfaltigere Variationen an, und wenn sich das auch mit der rigorosesten Theater-Orthodoxie verträgt, die gesellschaftliche Formen-Orthodoxie behandelt's gerne als nicht zulässige Ketzerei. Und das war der Punkt, wo die Wolter mit der Waffe ihrer Kunst den revolutionären Kampf gegen die Zwangsherrschaft der gesellschaftlichen Legitimität aufzunehmen hatte, sie hatte sich in die Gesellschaft hinein- und von ihrer Legende loszukämpfen. Und wie ihr das gelang, in welcher Vollständigkeit sie den Sieg gewann, das erwies sich gerade in dem Zeitpunkte, in welchem sie bereits sogar vor jener Formen-Orthodoxie die Prüfung bestehen konnte. Sie war bereits Gräfin O'Sullivan und die Stadt beschäftigte sich noch eine geraume Weile mit der Frage, ob sie vermählt sei oder nicht, denn die Neuvermählten hatten den guten Geschmack gehabt, die vollzogene Heirath nicht demonstrativ zu affichiren; aber die Stadt stellte mit der Frage kein gesellschaftliches Inquisitorium mehr an, sie unterhielt sich damit nur aus conversationeller Neugierde, ohne irgend welche Folgerungen daran knüpfen zu wollen. Und diese Neugierde wurde für das große Publikum erst bei einem gelegentlichen Anlasse durch die officielle „Wiener Zeitung" zur vollen Genüge befriedigt, als nämlich das amtliche Blatt — wenn das Gedächtniß nicht irrt, war's bei Gelegenheit des hundertjährigen Burgtheaterjubileums und der damals erfolgten Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes an die Künstlerin — diese zum ersten Male mit ihrem nunmehrigen Familiennamen, „Gräfin O'Sullivan", nannte. Aber es bedurfte der guten Dienste des Amtsblattes nicht mehr, die Wolter war von der Gesellschaft acceptirt und sie führte die Gräfin O'Sullivan in dieselbe ein. Sie hatte das kühne Sensationsstück ihres Lebens zu so durchbrechendem Erfolge geführt, wie die stürmendsten Kampfesstücke der Pariser Sensationsdramatiker. Und daß man bei ihrer Darstellung ihr eigenes Lebensblut in den Adern aller dieser Frauengestalten pulsiren und arbeiten fühlt, das eben giebt ihrem Spiel die packende Gewalt.

* * *

Auch Berlin hat sie ja als die Darstellerin „gewagter" Stücke gesehen, nicht in ihrer vorwienerischen, sondern schon während ihrer Wiener Epoche, vor nicht gar vielen Jahren, als das Residenztheater unter der Direction Emil Claars einen Mittelpunkt des Berliner Theaterlebens und einen Hauptstapelort des neueren Repertoires bildete. Wilbrandts „Arria und Messalina" mit der sinnbestechenden Leistung der Wolter als Messalina hatte unter dem klassischen Faltenwurf der römischen Gewandung durch die gleichen Reizmittel einen Lärmerfolg errungen, welchen man sonst nur in den Salonroben des Pariser Effectstückes zu begegnen gewöhnt war, und hatte sich für Wien zu einer Art Theaterereigniß gemacht, das seinen Nachhall natürlich auch nach Deutschland hinaus entsendete. Director Claar fühlte wohl die mächtigen

Bühneneffecte des Stückes heraus, und es lockte ihn, dasselbe in's Repertoire zu bringen, aber er fürchtete andererseits die Anstößigkeiten desselben für den Berliner Geschmack und besorgte von diesem einen empfindlichen Protest dagegen, wenn er es wie eine gewöhnliche Novität mit den einheimischen Darstellern gebe. Anders konnte sich die Sache gestalten, wenn das bedenkliche Trauerspiel unter einer deckenden Flagge zum ersten Male daherkäme — und die einzige mögliche Deckung dafür schien ihm der Name und die künstlerische Persönlichkeit der Wolter. Wenn sie, welche die Rolle in Wien geschaffen, den Zaubermantel ihres Talentes über die Schlüpfrigkeiten und Zweifelhaftigkeiten desselben breitete, dann war allenfalls zu hoffen, daß das ästhetisch und kritisch so empfindliche Auge des Berliners darüber hinwegkommen und an der fascinirenden Gestalt der Darstellerin haften bleiben würde. So wurden denn mit dieser Unterhandlungen eingeleitet, die zum Abschluß eines vierwöchentlichen Gastspieles führten. Frau Wolter kam nach Berlin, sie spielte die Messalina und der Erfolg war, wie der theaterkundige Director ihn vorausgesehen hatte. In der Gluthbeleuchtung, in welcher die dämonische Gestalt der kaiserlichen Courtisane da erschien, verschwanden die ethischen und ästhetischen Bedenken — der Beifall brauste wie in Wien, das Residenztheater war auf drei Wochen im Vorhinein ausverkauft. Claar rieb sich vergnügt die Hände, als ihm dieser angenehme Zeitvertreib durch eine plötzlich dazwischenfahrende Hand in unerfreulichster Weise gestört wurde — durch die Hand Dingelstedts. Und da ergab sich eine Episode, überaus charakteristisch für diesen wunderlichsten aller Theaterheiligen mit dem höchst unheiligen Mephistobehagen, seine „Freude dran zu haben", wenn Anderen ein Schabernak widerfuhr. Das Gastspiel der Wolter war selbstverständlich auf Grundlage eines ihr von der Direction des Burgtheaters contractlich zugestandenen und in seiner Zeitdauer fest bestimmten Urlaubes abgeschlossen worden. Eines Abends nun, kurz vor der Vorstellung, stürzt die Künstlerin ganz entsetzt in die Wohnung des Directors mit einem Telegramm Dingelstedts, welches ihr die Nothwendigkeit bekannt giebt, das Gastspiel abzubrechen, da ihre Gegenwart in Wien bei der unmittelbar bevorstehenden Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares nach den neuesten Reportoireverfügungen unerläßlich geworden sei. Ein hoher Wille habe nämlich begehrt, sie vor den zu erwartenden fürstlichen Gästen spielen zu sehen und sie werde als Adelheid in „Götz" zu erscheinen haben. Dem Telegramme folgten am nächsten Morgen an die Wolter wie an Claar Briefe von eindringlichster Herzlichkeit und voll des tiefgefühltesten Bedauerns ob der verursachten Ungelegenheit — Dingelstedt konnte überaus gemüthlich sein, wenn er Jemandem etwas Unangenehmes zu sagen hatte und dabei wußte, daß dieser nichts dagegen thun könne — halb war's wirklicher Drang, durch den Ton das Uebel zu mildern, halb war's das Vergnügen, mit dem Verdruß des Anderen, wie die Katze mit der Maus, zu spielen. Für das Residenztheater bedeutete diese Ueberraschung einen Schaden von 15—20 000 Mark, für die Schauspielerin den Verlust der Gastspiel-

einnahme — aber was war zu machen. Man konnte zwar wie Shylock auf dem Schein bestehen, den die Künstlerin wie der Director in der Tasche hatte, und zur formellen Wahrung seines Rechts correspondirte dieser auch einige Tage mit der Burgtheaterkanzlei hin und her, innerlich aber sofort entschlossen, der Rücksicht für die Festtage in der Wiener Hofburg ohne jeden Anspruch auf Entschädigung zu weichen und zwar so bereitwillig entschlossen, daß er mit der für ihn nun Verlorenen sogar die Rolle der Adelheid durchnahm, die sie in Wien nunmehr, anstatt der Messalina in Berlin, spielen sollte. Die Genugthuung wenigstens wollte er sich gönnen, glühende Kohlen auf das Haupt des schadenfrohen Mannes in der Kanzlei des Burgtheaters häufen zu können, und er freute sich schon auf den Brief, welcher diesen von dem freiwilligen und uneigennützigen Entgegenkommen des Berliners Directors in Kenntniß setzen sollte. Aber selbst diese jedenfalls nicht ungemischte Freude schien ihm der böse Schalk vom Michaelerplatze nicht gönnen zu wollen; denn noch ehe der Brief mit der beabsichtigten Sendung glühender Kohlen nach Wien abgegangen war, kam von da ein umfangreiches Telegramm Dingelstedts, ein vollständiges telegraphisches Sendschreiben, welches nach abermaliger Recapitulirung aller Nothwendigkeitsgründe für die Abberufung der Wolter einen Schadenersatz in Aussicht stellte und zwar keinen gemein materiellen in schnödem, blanken Gelde, sondern in ehrender Auszeichnung — er, Dingelstadt, habe es eingeleitet und auch schon abgemacht, daß der Berliner College den Franz-Josefs-Orden bekomme. Claar wurde beim Durchlesen der weitläufigen Depesche recht ärgerlich darüber, daß er sich das Prävenire habe spielen lassen und daß die Sache nun das Aussehen bekäme, als habe ihn die Ordens-Eitelkeit zu der Concession bewogen, die er aus freien Stücken zu machen sich vorgenommen hatte, und als wäre er doch mit etwas dafür bezahlt und abgefertigt worden. Aber der Aerger verlor bald, wie es sich zeigte, allen Grund. Jenes Telegramm blieb das letzte Lebenszeichen, welches Claar von Dingelstedt und überhaupt von der Burg erhielt, es kam kein Brief, es kam kein Orden; der raschfindige und nie scrupulöse Opportunist hatte das Versprechen offenbar nur gemacht, weil es ihm gerade paßte, und er damit zu verhindern meinte, daß es wegen der Wolter — zwischen Wien und Berlin zum Kriege komme.

* * *

Auf den Verkehr mit Dingelstedt, dessen ungehemmte Weiterführung nur möglich war, wenn man den Aeußerungen seiner momentanen Verstimmungen und seiner schlimmen Launen mit der gleichen Waffe des Sarkasmus und der schneidigen Replik begegnen konnte, war sie wohl eingerichtet; denn sie gebietet über den behenden und schlagenden Witzeseinfall. Einmal kömmt sie in die Directionskanzlei hinauf, die zu dieser Zeit in einem Privathause untergebracht war, und begehrt den „Herrn Hofrath“ zu sprechen — er war damals noch nicht baronisirt — es galt eine kleine Meinungsdifferenz mit

ihm auszutragen. Er aber liebte derlei Auseinandersetzungen nicht und wich ihnen so lange wie möglich aus — also war er auch diesmal „nicht da". In dem Stockwerk über dem Direktor wohnte eine Freundin der Künstlerin und diese, da sie schon einmal im Hause war, benützte die Gelegenheit, dort einen Besuch abzustatten. Während desselben zieht in der Straße unten ein militärischer Leichenconduct unter den Klängen der Trauermusik vorüber. Die beiden Frauen treten an's Fenster, um hinabzuschauen, und in demselben Augenblick öffnet sich unter ihnen ein Fenster der Directionskanzlei und Dingelstedts Kopf streckt sich aus demselben heraus. Rasch greift die Wolter nach einem Blättchen Papier, wirft darauf einige Zeilen hin, faltet's und schickt's in die Kanzlei an den Selbstverräther hinab. Dieser entfaltet es und liest: „Lieber Hofrath, ich habe Sie stets für einen ganz einzigen Director gehalten, heute thue ich's mehr als je, denn selbst wenn Sie gar nicht in der Kanzlei sind, Ihr Kopf ist doch immer da — ich hab's soeben gesehen. Ihre Sie bewundernde Charlotte Wolter."

Eine wohlwollende Collegin, deren leiblicher Habitus in der Geradheit der senkrechten Linie aufwärts strebte und diese nicht durch die mindeste rundliche Ausbiegung unterbrach, hatte über eine neue Rolle der Künstlerin das Urtheil geäußert, dieselbe hätte denn doch mit etwas mehr Seele gespielt werden müssen. „Ich möchte wissen," replicirt die Wolter, da sie's hört, „wie die so was ‚mit Körper' spielen wollte!"

Bei einer Neubesetzung der „Braut von Messina" ist der Don Manuel in den Händen eines Schauspielers, der im Vortrag des Verses gerne in eine etwas singende Melancholie hineingeräth und der in seiner Haushaltführung als genau rechnender Wirthschafter gilt. Auf der Probe nun in der Scene, in welcher Don Manuel dem Chor seine Aufträge bezüglich der Brautgeschenke für Beatrice giebt, sendet ihm die scherzhafte Tragödin aus der Coulisse heraus ein fliegendes Blättchen mit den Worten zu: „Warum gar so melancholisch, Liebster — doch nicht vielleicht wegen der hohen Preise?" Ihr Witz, wenn er Bühnensachen trifft, ist überhaupt ein sachlich und zumeist auch richtig kritischer, wie sie einen ganz ausgezeichneten Sinn und Blick für das, was auf der Bühne Noth thut, für die technische und geistige Anordnung der Scene hat. Sie hat nicht nur ausschließlich ihre eigene Rolle vor sich, sie spielt nicht für sich allein, sie concentrirt nicht Alles auf sich allein, sie ist eine ebenso bedeutende Ensemble- wie Soloschauspielerin, sie sieht und hört Alles um sich herum, sie achtet auf Alles — daß sie selbst dabei zumeist den Mittelpunkt bildet, daß sich das Ensemble um sie herum gruppirt, das bereitet ihr gewiß kein Mißvergnügen, aber es ist das natürliche Ergebniß ihrer künstlerischen Position. Indessen sind ihre Bemerkungen gleich treffend, wenn sie bei einer Probe gar nicht persönlich in's Spiel kömmt, sondern derselben nur zufällig anwohnt — kurz, sie hätte die Fähigkeit zu einem ganz vortrefflichen Regisseur, ein Talent übrigens, das ebenso bei jeder ihrer hervorragenderen Colleginnen vom Burgtheater bis zu einem gewissen Grade

ausgebildet erscheint, so daß es in dieser Zeit, zu deren Haupttendenzen ja doch auch die Gleichberechtigung der Frauen gehört, wohl nur eben eine Frage der Zeit ist, von den Frauen des Burgtheaters die Forderung nach einem Platz im Regiecollegium erhoben zu sehen. Fünf Männer sitzen darin — und die Frauen sind heutzutage entschieden nicht mehr gewillt, alle Fünf gerade sein zu lassen.

* * *

Dieser nicht blos passiv empfängliche und sich fügende, sondern zugleich auch activ mitarbeitende und einander gegenseitig ergänzende Sinn für's Ensemble ist überhaupt eine der bedeutsamsten Tugenden der Künstlerschaft des Burgtheaters. Wie Eins dem Anderen im Zurechtmachen der Rolle mit Rath und Andeutung beihilft, wie Einer sich „den Kopf des Anderen zerbricht", um Auskunftsmittel zu ersinnen und über Schwierigkeiten hinwegzukommen, wie bei Generalproben Alles, selbst der Nichtbeschäftigte mit gespannter Aufmerksamkeit im Parquet sitzt, nicht mit der Aufmerksamkeit des blos neugierigen Zuschauers, sondern mit der des Regisseurs, und sorgsam darauf achtet, ob auch Alles klappt, und das mindeste Detail wahrnimmt, das vielleicht einer Correctur bedürfen könnte, und seine Meinung darüber giebt, es möglicher Weise besser zu machen: es ist eine wahre künstlerische Freude, das mitanzusehen und diese rege Gemeinsamkeit des Geistes zu beobachten. Und es ist die entscheidende Probe für die Echtheit einer starken Künstlernatur, die als solche auch immer eine eigenwillige ist, ob sie die genügende Selbstbeherrschung und Selbstbegrenzung hat, in solchem nicht disciplinarischen, sondern geistigen Gegenseitigkeitszwange des Ensembles auszuharren. Dawison zum Beispiel, dieser so geniale wie selbstische Schauspieler mit der Alleinherrscherdevise: „Le theatre, c'est moi!" hielt's nicht lange aus, er regierte lieber als Wandervirtuose absolutistisch in einem theatralischen Nomadenstaat, als daß er in einem bestehenden Gefüge die Gesetze einer künstlerischen Gemeinschaft anerkannt hätte. In Charlotte Wolter gährt und treibt doch auch das Temperament des Eigenwillens und der Eigenwille des Temperaments, sie hat doch gewiß auch ihre künstlerischen Ungeberdigkeiten und mehr als einmal hat ohne Zweifel auch sie schon an den Gitterstäben der bestehenden Theaterordnung gerüttelt; aber wirklich „auszubrechen" hat sie noch nie den Versuch gemacht, dazu hat sie niemals die mindeste Neigung kundgegeben und hat im Gegentheil jedwede dahin zielende Versuchung, wenn dieselbe auch noch so lockend an sie herantrat, ohne jegliches Besinnen von sich gewiesen. Sie ist eben, wie jeder echte und wirkliche Künstler in Bezug auf das treue Verbleiben und Ausharren im Kreise harmonisch zusammenwirkender Kräfte „conservativ", — obwohl sie die „Tragödin einer Sturm- und Drangzeit" ist.

Von den Wegen des Lebens.

Von

J. Arminski.

— Essegg. —

Zwei Ideen sind es vornehmlich, welche in den Kämpfen der menschlichen Gedanken die Führerschaft innehaben. Die eine will zwischen dem Menschen und der übrigen Natur keinen Unterschied machen, und betrachtet alle körperlichen und geistigen Charaktereigenthümlichkeiten der Staubgeborenen nur als Erbthümer langer Entwickelungsreihen. Die andere trachtet in mächtigem Ringen mit ihrer erbgesessenen Schwester die Individualität und unabhängige Selbstentwickelung der Vernunftwesen darzuthun, und stellt sich hiermit in Widerspruch zu den ihr sonst verbündeten Kreisen moderner Naturforschung. Sie bilden Beide mit gleichem Glück den Ausgangspunkt für die gesellschaftlichen Einrichtungen der Völker, und jeder Mensch steht unter ihrem Einflusse. Sie wirken bestimmend auf unser Selbstgefühl und die Beurtheilung unserer Mitmenschen.

Der Gedanke, daß wir von Anbeginn Alle gleich seien wie die Ziegelsteine, und es nur vom Zufalle oder auch von auswärtigen Einflüssen allein abhänge, ob wir zum Eckstein werden, kann und wird nicht geglaubt werden, so lange es Familien und Privatbesitz, so lange es eine Geschichte giebt. Jeder Einzelne schließt aus der Vergangenheit auf Gegenwart und Zukunft, betrachtet sich als Theil eines Ganzen, einer Familie, einer Nation, eines Staates. Wer die Rasse bekriegt, den betrachtet auch das Individuum als seinen Feind, und wer gegen einen Zweig wüthet, ist geneigt, seinen Haß auf den ganzen Stamm zu übertragen. Dennoch behauptet im Gegensatze zu diesen Empfindungen und Grundsätzen auch die Persönlichkeit ihr selbst erworbenes Recht im Lebenskampfe, und nützt egoistisch ihre Kräfte und zufälligen Vortheile aus.

In diesem Zwiespalte unserer Anschauungen, zumal die beiden Säulen unseres gesellschaftlichen Lebens gleich fest stehen, sind wir immer geneigt, diejenige vorzuziehen, die besser in unsere Kreise paßt, und finden bald in der einen, bald in der anderen eine Stütze für unsere jeweiligen Thaten. Sie stehen beide mit Tausenden von Argumenten und unumstößlichen Beweisen Jedem zur Verfügung und Jeder wählt sich die Seite aus, die er gerade braucht.

Der Mensch ist immer geneigt, die Rücksicht auf sein liebes Ich hinter schimmernden Gemeinplätzen zu bergen, und holt sich seine Waffen, wo er sie findet. Sei es in der Wissenschaft, sei es in der Politik, immer kann man im Voraus wissen, welcher Meinung Jemand, den man sonst kennt, in einer neuen Sache sein wird, und was mehr, er ist es auch mit Ueberzeugung. Würden die Menschen nicht mit vorgefaßtem Endresultat denken, sie würden sich nicht trauen, überhaupt zu denken, und würden nie überzeugt sein. Wie kann Jemand überzeugt sein, nachdem später über sein Sujet eine neue Wahrheit ermittelt wird, die eine Menge früher bestandener dunkler Stellen beleuchtet? Man sieht sie nicht, und fürchtet daher nicht, daß sie der gegnerischen Anschauung dienen werden, und die Meinung, auf der das gewonnene Resultat basirt, zu einer Nebensächlichen machen oder auch vernichten werden. Nur die allergrößten Denker sind im Stande, sich von allen eingewurzelten Meinungen loszumachen und ihrem Verstande überall hin zu folgen, gleichviel wohin er sie führt. Diese versteht aber die Mitwelt nicht, denn sie will sie nicht verstehen.

In den Parlamenten sieht man oft dieses Verfechten von Ansichten, die von einer der zwei gegnerischen Grundideen, die wir oben erwähnten, sich herleiten, trotzdem die betreffenden Redner an diese nicht denken, trotzdem diese Fundamentgedanken vielleicht gar nicht in der Session erwähnt werden. Jede Einzelheit trachtet man mit ihnen in Verbindung und Einklang zu bringen. Ebenso wie dem Adeligen und Reichen seine Abstammung und sein Vermögen die eine Ansicht mit Nothwendigkeit aufdrängt, begründet der rüstige Streber seine Ansprüche mit der anderen, ohne daß sie es verschmähen würden, sich ihre Beweise von den Lehrsätzen, die der Gegner entwickelt hat, zu holen, wenn sie es zu ihrem Meinungsaufbau brauchen können.

Der ganze Aufbau unserer Gesellschaft beruht auf Kräften, welche in jedem organischen Wesen wohnen, und von denen vorderhand die Vererbung und die Anpassung am meisten gekannt und studirt sind. Sie scheinen auch zu den wichtigsten zu gehören, da wir vollends im Stande zu sein glauben, durch sie alle Eigenthümlichkeiten, mittels welchen wir einen Organismus von anderen unterscheiden, zu erklären. Wieso sich diese Kräfte entwickelten, ist mit unserem heutigen Wissen nicht zu beantworten, und wahrscheinlich werden die Grundursachen unseres Seins nie einen Bestandtheil unseres Wissens ausmachen. Daß die Kräfte bestehen, wissen wir längst. Die Thatsachen der Vererbung gehören zu den ersten, die sich den Menschen aufdrängten. Auf ihr beruhte die Züchtung von Thieren, die Cultivirung von Pflanzen, die

Protection von Familien. Ebenso ist es seit undenklichen Zeiten bekannt, daß jedes lebende Wesen seiner Umgebung sich anpasse. Man sah in tausenden Fällen, daß die umgebende Natur die Organismen umändert. Man sah, daß sich die Pflanze nach dem Geländer streckt, daß der Mensch sich überall acclimatisirt, und so verschieden wird von dem geheiligten Typus der ersten Eltern. Für die Ursachen der Entstehung der Organismen konnten aber diese Beobachtungen, als vereinzelte, nicht vordemonstrirt werden, da zwar ein stufenweises Aufsteigen der Reihen erkennbar war, die Uebergangsglieder, als Ueberflügelte, jedoch wenig sichtbar blieben, der Hang der Menschen zu klassificiren sie auch bei Seite schob. Vor allem aber, weil ein Gedanke den andern scheinbar hinderte und ausschloß. Vererbung und Anpassung schienen sich so gegensätzlich, daß Jedermann entweder zu der einen oder zu der anderen Fahne schwur. Endlich wurde es klar, daß gerade der Widerstreit dieser Beiden die Grundursache neuer Entwickelung sei, und daß Beide ihren gleichberechtigten Platz unter den Naturkräften einnehmen. Nur aus dem Widerstreite zweier so entgegengesetzter Eigenschaften konnte die Mannigfaltigkeit der Lebewesen abgeleitet werden, konnte durch alle Organismenformen der leitende Faden, ohne abzureißen, geführt werden. Die Verbindung beider Principien erklärte viele Hindernisse, die bisher jedem einzelnen im Wege lagen und räumte viele Schwierigkeiten hinweg, die unsere Bemühungen, einen Einblick in das Weben des organischen Lebens zu erhalten, fruchtlos gemacht hatten. Die Theorie, daß jedes Wesen gewissermaßen die Resultante dieser beiden Kräfte sei, fand bald im Großen und Ganzen Anerkennung, doch zwei Punkte, die wichtigsten, die ihr eben ihren Werth gaben, werden noch immer heftig bekämpft, und unentschieden wogt der Streit. Der eine Punkt ist die Frage, ob alle Verschiedenheiten der Organismen von der Variabilität sich herleiten lassen, oder ob diese Letztere nicht begrenzt sei von den Grundformen der Arten oder auch der Gattungen. Um sie erfolgreich zu lösen, gehört Zeit, viel Zeit, denn die Stufenleiter des Lebens muß Punkt für Punkt erforscht werden, und wenn es Jemandem nach Jahrhunderten einfallen wird, einen dunklen Punkt anders zu erklären, so steht er noch immer nicht mit der Logik im Widerspruch. Aus diesem Grunde schon wird die Entwickelungslehre immer Theorie bleiben, doch eine Theorie, die eben so sicher fundirt sein wird, wie die von den Atomen oder vom objectiven Dasein der Welt.

Der andere Zweifel ist, ob diese Theorie auch auf den Menschen anwendbar sei, jedenfalls für uns der interessanteste. Unseren Anschauungen, die sich noch immer auf unsere Beherrschung der Erde stützen, und einen solch unüberbrückbaren Unterschied zwischen Mensch und anderen Lebewesen machen, daß sogar für den Ersteren ein neues Naturreich — und nicht von Unwissenden — aufgestellt wurde, war die neue Lehre sehr unbequem. Genau genommen theilen sich aber die Fragen bezüglich des Menschen in zwei: die eine, ob er von niederen Wesen abstammt, die andere, ob die Naturkräfte jetzt noch in ihm wirken. Die erstere Frage hielt Viele ab, das Letztere anzuerkennen.

Es ist nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, daß der Beweis eines Ueberganges nie geliefert werden kann, doch mit der Frage nach den Kräften an sich hat das nichts zu schaffen, sondern nur mit ihrer Stärke. Die Kräfte waren ja seit langem bekannt, und die Veränderungen innerhalb der Gattung ebenfalls. Schon im Alterthume wußte man, daß sowohl Geistesgaben als auch Körperformen von Klima, Bodenbeschaffenheit und dergleichen abhängen. Das Wissen war nur nicht genügend, streng logisch die Kräfte mit den Veränderungen in Zusammenhang zu bringen — allgemeine Principien zu finden. Es wurde endlich die Grundidee gefunden, die in der Luft lag, allerdings in den Regionen, wo man zwar einen großen Ueberblick über unsere Erde hat, zu denen aber sehr schwer ist, sich emporzuschwingen. Es unterliegt nun gar keinen Schwierigkeiten, diese Principien innerhalb unserer Gattung — die wir übrigens am besten kennen — anzuwenden. Die diesbezüglichen Beobachtungen sind so zahlreich, und es steht uns eine solche Zeitlänge und eine solche Größe erforschten Menschenlandes zur Verfügung, daß es gewiß erlaubt und möglich ist, an den vorhandenen Thatsachen das Princip zu prüfen, und seine Folgerungen auf die Zukunft aus der Vergangenheit auf ihre Wahrheit zu erproben. Das Wissen vom Menschen war zur Entdeckung der Weise, wie die Hauptkräfte wirken, nicht genügend, sondern konnte dieselbe nur in Verbindung mit der Kenntniß der Erscheinungen in der ganzen belebten Welt hervorrufen. Nachdem diese aber gefunden, dient es besser als irgend ein anderes zu Beispielen und als Probirstein — nicht als letzter, sondern als erster — jedoch nur für die Veränderung innerhalb der Gattung, da zu viel Vorurtheile zu überwinden sind, wenn man weiter gehen will. Schon wenn wir uns mit unseren Nebenmenschen vergleichen, ist die unmittelbare Kenntniß unseres eigenen Bewußtseins gegenüber der mittelbaren Anderer sehr hinderlich und störend, um wie viel mehr bei Vergleichung des Menschen mit niedriger stehenden Thieren.

Gewiß ist aber auch, wie überall, hier eine Wechselwirkung. Durch Prüfen auf neuerkannte Gesetze ergeben sich neue Gesichtspunkte, die neue Thatsachen an's Licht bringen, welche wieder höhere Gesichtspunkte verlangen. Die Beleuchtung des menschlichen Wissens durch die Idee eines ewig schaffenden Gottes, zu der man durch Synthese nach einer gewissen Reihe von Beobachtungen kam, zeitigte einige Grundsätze von Gesetzmäßigkeit, die man weiter verbinden konnte. Daraus wurden einzelne einfache Kräfte bereits abgeleitet, die wir benützen, weiter zu forschen, und, wo noch Chaos herrscht, die Grundströmung zu finden. Die neugefundenen Principien machen die ersten nicht zu nichte, sondern nur für die Forschung werthlos. Auch jetzt steht es nicht mit den Thatsachen im Widerspruch, an einen ewigen Schöpfer zu glauben, aber es ist nicht nöthig, bei Betrachtungen über die Organismen auf ihn zurückzugreifen.

Es hat sich herausgestellt, daß die Menschheit einen bestimmten unverrückbaren Weg schreitet. Schon jetzt können wir aus den bisherigen regelmäßigen Krümmungen auf die folgenden schließen, und das Endziel des Weges werden wir erkennen, wenn uns alle die Kräfte bekannt sein werden, die ihn

bestimmen. Es wird daher wahrscheinlich möglich sein, später einmal mit Bewußtsein so zu handeln, wie man es bisher in Folge inneren Zwanges that, und man wird es dann besser thun. Die Endzwecke werden uns freilich ebenso unbekannt bleiben, wie die Endursachen, beide Worte so genommen, wie sie das gewöhnliche Denken verlangt und braucht, ohne dabei wirklich an Utilität und Causalität festzuhalten. Wir werden aber erkennen, was gut und was böse ist, das heißt, was den Zwecken der Erhaltung und Vervollkommnung der Gattung dient und was nicht.

Man mag dem Menschen welche Stellung immer in der Natur anweisen, für die Frage, ob wir fortschreiten, ist es irrelevant. Die Staaten des entwickelten Theiles der Menschheit überragen die kleinen Gemeinwesen zurückgebliebener Rassen ebenso, wie der einzelne Culturmensch, trotz der Verweichlichungen der Civilisation, an Stärke, Größe, Verstand und Lebenskraft die geplagten Erdenkinder vergangener Zeiten überragt, deren Typen wir in so vielen dem Untergange entgegeneilenden Formen sehen.

Einzelne Fähigkeiten mögen bei uns abgenommen haben, aber im Großen und Ganzen sind wir unseren Altvorderen gewiß überlegen. Dies konnte nur dadurch geschehen, daß im steten Kampfe um die Lebensbedürfnisse stets neue Fähigkeiten sich entwickeln und auf die Nachkommen übertragen werden. Erst wird der Mensch der Natur angepaßt, dann die Natur dem Menschen. Immer neue Orte, neue Verhältnisse werden dem Menschenstamme erobert, und die Individuen werden sich damit immer unähnlicher, sie differenziren sich.

Sind die Kräfte, welche dieses veranlaßten, erschöpft, ist also an einem Punkte die größtmöglichste Anzahl von Individualitäten erreicht, so setzen sich die vorhandenen Gedanken und Bestrebungen in eine Art Gleichgewicht, was um so mehr Zeit beansprucht, je mehr vorhanden sind. Es tritt eine Harmonie der Erkenntniß ein, und dieses Streben nach festen Formen heißen wir Civilisation. Aehnlich entwickeln sich bei den Thieren die Rassen. Die Civilisation ist durchaus nicht identisch mit geistiger Entwickelung, obwohl eine von der anderen abhängig ist. Die Grundlage der Civilisation beruht auf Erkennen des Wesens, der Bedürfnisse und Verhältnisse der umgebenden Menschen. Man kann tadelloser Salonmensch sein und geistig sehr mittelmäßig, und man kann ein auserlesener Denker sein, ohne sich in seine Mitmenschen schicken zu können. Zur Zeit der Imperatoren war der Fortschritt der Civilisation ein viel größerer, als der der geistigen Entwickelung. Die große französische Revolution erzeugte richtigere Erkenntniß der gesellschaftlichen Verhältnisse, jedoch wissenschaftliche Wahrheiten anderer Art, Beobachtungen und Entdeckungen hat sie unmittelbar wenige hervorgebracht. Sie entstand, weil die Aristokratie über die Vererbung die Anpassung verloren, sie verging, weil sie mit der Vererbung gänzlich brechen wollte, wogegen das allgemeine Gefühl der Harmonie der Kräfte remonstrirte. Nicht einzelne große Geister und Gedanken bestimmen die Höhe einer Civilisation, sondern die Summe der Meinungen und Einsichten, und diese hängt zumeist von der Differenzirung ab.

Auch in vorgeschichtlichen Zeiten gab es gewiß Civilisationen an besonders geeigneten Orten, doch sie vergingen zu schnell, weil ihr Umfang klein und ihre absolute Höhe gering war. Diese geeigneten Orte waren solche, deren Naturbeschaffenheit nicht zu sehr hinderlich der Geltendmachung der Individualitäten war, also weder zu rauh, um es unmöglich zu machen sich anzupassen und schwierig über eine gewisse Menge von Bedürfnissen hinauszugehen, noch zu milde wo es unnöthig war, für seine Bedürfnisse zu kämpfen, und die Vererbung guter Eigenschaften unnütz ist. Die Neger Innerafrikas hatten alles Nöthige so bei der Hand, daß Niemand von ihnen sich Mühe geben mußte, in irgend etwas seine Mitmenschen zu überholen, und so konnten sie keine besonderen Talente vererben. Ebenso blieb Spanien in der Civilisation zurück, als der hereinströmende Reichthum jedes Streben, die vererbten Eigenschaften an den Lebenskampf anzupassen, aufhören machte.

Ist andererseits der Kampf zu hart, wie bei den Eskimos, so beschränkt er sich selbst, und es entsteht kein Fortschritt. Sie konnten keine Leidenschaften, keinen mächtigen Willen vererben, weil die Besitzer dieser Eigenschaften daran zu Grunde gingen, sie konnten keine Bedürfnisse haben, da sie nicht in der Lage waren, sie zu erstreiten. Da sie keinen Neid und keine Laster haben, so entwickeln sie auch keine Fähigkeiten; die sociale Ungleichheit, die aus Differenzirung entsteht, blieb aus, und mit ihr die Civilisation. Ist es zu schwierig, vorhandene Bedürfnisse zu erreichen, wie bei den Zigeunern, so ist dasselbe der Fall. Diese kamen in cultivirte Länder, wo kein besserer Platz mehr frei war. Sie konnten sich nur unter Aufgeben aller Bequemlichkeit, alles Hoffens anpassen, und mußten trachten, sich den Eingeborenen anzuschmiegen, die Fehler derselben zu benützen. Sie geben uns einen Fingerzeig, daß auch die Künste, zum Beispiel die von ihnen mit Leidenschaft getriebene Musik, für ganze Völker Behelfe im Kampfe um's Dasein sind.

Ein wenig besser, und es geht. Indien ist noch ein wenig zu gleichförmig und zu reich, so daß die Herbeischaffung des Verlangten noch zu leicht ist, und die Vererbung noch das Uebergewicht hat, wodurch sich Kasten bilden. Dennoch wurde es Culturland. Ebenso zeigt es sich bei den Isländern, obwohl sie an Zahl zu gering sind, um ein gutes Beispiel zu geben, daß sie Fähigkeiten entwickeln, daß auch die Vererbung guter Eigenschaften Werth besitzt. Die Individualität kommt jedoch noch zu viel zur Geltung, weil die Anpassung noch sehr schwierig ist.

Die größten Civilisationen entstanden in den sogenannten gemäßigten Klimaten, wo sich ein richtiges Verhältniß zwischen den beiden streitenden Naturkräften bilden konnte. Erhält eine das Uebergewicht, so hört die Civilisation auf, oder schreitet wenigstens nicht weiter vor. Ein Stamm mit guter Vererbung nimmt ein Land in Besitz. Er paßt sich an und blüht auf. Er ist im Laufe der Zeit zu viel angepaßt, die Vererbung wählt nicht mehr die Besten, und er unterliegt neuen Ankömmlingen. Die vermischen sich mit ihm, erben seine dem Wohnorte angepaßten Eigenschaften, und ver-

binden sie mit den ihrigen zu höherer Differenzirung. Je mehr gute Eigenschaften ein Volk geerbt hat, desto leichter wird es sich anpassen können, um so länger auf der Lebensbühne zu verweilen. Die Vererbung beruht aber auf früherer Anpassung in widrigen Lebensumständen. Mischrassen haben es leichter als solche, die lange rein blieben, da jene von mehreren Seiten Fähigkeiten zur Anpassung erben. Doch die Erde verändert sich ringsumher, und unsere Verhältnisse mit ihr. Alte Völker mit fixirten Eigenschaften können diesen Verhältnissen nicht folgen und gehen zu Grunde, sie zerfallen, indem bei der Anpassung die Nationalmerkmale zurücktreten gegen neue. Ein Volk ist alt, wenn seine Typenausbildung vollendet ist. Der Urtypus desselben stammt von einer früheren Differenzirung und theilt sich, so lange es die Verhältnisse erlauben. Er beugt sich dann mit anderen Urtypen zusammen, und bildet eine neue, höhere Cultur. Diese wird leichter entstehen, wenn die Communication zwischen den verschiedenen Typen leicht ist, so daß entgegengesetzte Eigenschaften sich leichter verbinden können. Die Chinesen ersticken in ihrer großen Anzahl, die sich mit anderen Völkern nicht vermischen kann. Die Ehen der Nationen sind nöthig zur Erhaltung der Civilisation, und der Tod der Rasse ist ebenso Bedingung des Fortschrittes, wie der Tod des Einzelnen.

Um zu kämpfen und bestehen zu können, braucht man immer mehr Fähigkeiten, allein die Lebensfreude wird dadurch immer größer, das Individuum immer ausgebildeter. Wo wenig Bedürfnisse sind, ist wenig Streben, wenig Differenzirung. Das betreffende Volk bleibt zurück, bis der Kampf nur die Zähesten übrig läßt, die manchmal den alten Boden wieder erkämpfen können, manchmal auch nicht. In Slavonien, dem Mesopotamien Europas, ist die Bevölkerung gänzlich verarmt, weil sie um ihre Bedürfnisse nicht kämpfen mußte und daher zurückblieb. Man heißt die Leute arbeitsscheu, doch sie sind nicht gewöhnt, mehr zu arbeiten, als es früher nöthig war, und werden so beschränkt in ihrem Boden durch Einwanderer, die auf höherer Differenzirung sich befinden. Es ist charakteristisch, daß dort der Güterverkauf wegen rückständigen Steuern eine Landplage bildet. Kein Bedürfniß hat sich eben so gesteigert, wie die Steuerquote, während sonst das avitische Leben bei dem slavonischen Bauer geblieben ist.

So überflügelte auch in Irland eine mehr individualisirte Rasse die einheimische. Diese lebte im Anfange dieses Jahrhunderts vielleicht am wohlfeilsten in Europa. Sie brauchten wenig Kraft zum Leben, und hatten sie daher nicht gegenüber einem anderen Stamm, der nicht in Folge seiner Mißwirthschaft das Land zu Grunde richtete, sondern in Folge seiner Stärke. Da die Güter bei den Iren, wie überall, ungleich vertheilt waren, so entstand Noth in einzelnen Fällen, die sich früher ausgeglichen hätte oder zum Untergang geführt hätte, allein bei den bestehenden Umständen benützt wurde, die herrschende Rasse emporzuheben, ihr zu roboten, Sklavendienste zu leisten. Doch es ist ein zweitausendjähriger Irrthum, daß Sclaven keinen Muth, keine Willenskraft haben. Ein solches Volk ist nicht verloren, denn es entwickelt im

Kampfe Eigenschaften, die seinen Gegnern furchtbar werden, und wie ein Phönix erheben sich lange unterjochte Nationen zu neuem Streben und Leben. Sie sind eben ihrem Lande mehr angepaßt, und haben daher Zeit, die Kräfte sich zu erwerben, die ihre Unterjocher langsam verlieren, vorausgesetzt, daß die Letzteren nicht zu sehr die Lebensbedingungen des Landes umgewandelt haben, wie es die Colonisten in Nordamerika und Australien, wie es die Römer in Spanien und Frankreich gethan haben. Sind die Stämme aber nicht zu verschieden in ihrer Ausbildung, so kämpfen sie, und werden so lange besiegt, bis der Unterjocher den neuerworbenen Eigenschaften nicht mehr widersteht.

Jede Bedrückung erzeugt Fortschritt, verhältnißmäßige Armuth erzeugt Civilisation, die nicht durch Gedanken, sondern durch Arbeit entsteht. Griechenland und Serbien waren den Türken zu Hause überlegen und konnten daher nicht endgültig vernichtet werden. In Deutschland erweckte eine kurze Zeit der Besiegung im Anfange dieses Jahrhunderts eine solche Spannkraft, daß sie ihre Wirkungen noch sechzig Jahre später zeigte. Unter allen Südslaven sind die Bulgaren die tüchtigsten, weil sie die größte Mühe hatten, sich das zu verschaffen, was sie als Mischvolk an Bedürfnissen kannten. Sie sind so fleißige Ackerbauer, daß sie sogar in cultivirteren Ländern, wie Ungarn und Croatien sind, mit Glück Colonien anlegen. Die Kreuzzüge brachten Fortschritt, weil man Neues sah und besseres Leben erfuhr und erstrebte.

Die Vermehrung der Bedürfnisse verschärft den Kampf, und aus den differenteren Gesichtspunkten ergeben sich leichter neue Aussichten, denen man zustrebt geradeaus und flankirend. Wo diese Hülfsmittel eben erreicht sind, kann man zur Intelligenz gelangen. Nur Entrückung von der Nothdurft des Lebens bringt Civilisation hervor, nicht Reichthum. Nach diesem trägt der Arbeiter kein Verlangen. Schwelgereien, geputzte Kleider verachtet er vermöge der in ihm wohnenden Kraft. Der Reiche sucht sie auf als Surrogat der Letzteren, die ihm schwindet, und betäubt sich damit.

Das Anwachsen der Cultur ist abhängig von dem der Population, dieses von der Möglichkeit, neue Erwerbe zu finden. Ist die Maximalzahl von erwerbsfähigen Menschen erreicht, so nimmt die Zahl der Geburten ab, und dies zeigt hiermit eine Abnahme in der Entwickelung an. Daher der staunenswerthe Aufschwung der Zahl der Juden seit dem Jahre 1848, in welchem ihnen viele Wege geöffnet wurden.

Sind irgendwo mehr Bedürfnisse da, als das Land producirt (natürlich braucht das nur in einer Sache der Fall zu sein, während andere Producte vielleicht im Ueberflusse da sind), so müssen dieselben von anderswo geholt werden. Geschieht dies durch einige Zeit, so wird an dem letzteren Orte die Wohlhabenheit wachsen, dann ein Gleichgewicht derselben eintreten, indem entweder die Bedürfnisse mit den vorhandenen Mitteln sich heben oder die Menschenzahl sich vermehrt, gewöhnlich indem Beides der Fall ist. So haben die ehemals armen dalmatinischen Inseln an Einwohnern und Import von Waaren sehr zugenommen, seitdem ihr Wein um hohes Geld nach dem

von der Phylloxera devastirten Frankreich verkauft wird. Mit dem Anwachsen der Menge ergeben sich neue Schwierigkeiten. Einrichtungen, die hinreichten, eine verhältnißmäßig geringe Zahl anspruchsloser Menschen zu befriedigen, werden fast plötzlich ungenügend, wenn die Zahl vielleicht gerade in Folge höherer Ansprüche, rapid wächst, schneller als ihre Ideen sich klären können. So sind auch wir in einer Uebergangszeit. Wir haben das Eisenbahnfieber, weil die Verkehrsneuerungen unser Gleichgewicht gestört haben. Noch im vorigen Jahrhundert gab es so wenige Declassirte, daß sie leicht zu ernähren waren. Erst unsere erleichterte Communication, die die Bedürfnisse erhöhte, erhob die Bedürftigkeit. Wo diese sind, giebt es Einige, die Reichthum ansammeln, den alle Uebrigen anstreben. Der Reichthum der Einzelnen verschwindet gegenüber der Armuth der Massen. Es ist also Alles eins, ob Viele oder Wenige reich sind, nur Vorbilder müssen existiren, die bereits Hülfsmittel und Erfolge im Kampfe um das Dasein haben, die Andere erringen wollen. Wo die Hülfsmittel unnöthig oder unnütz sind, bringt weder Wohlstand noch Dürftigkeit Civilisation hervor. Nur neue Hülfsmittel sucht der Strebende, und die Endproducte seines Strebens sind Erfindungen. Eine Entdeckung ist entweder bereits reif, indem alle ihre Prämissen bekannt sind, und wird dort blitzartig offenbar, wo dieselben auf richtige Art beisammen sind, oder es fehlt noch etwas, aber das Feuer des Gedankens ist an der richtigen Lunte, und glimmt unaufhaltsam weiter. Der Sturm des Kampfes facht es an, der Sauerstoff des Strebens nährt es. Die Jacquard, Stephenson, Reis, Galilei, Galvani, Hove, Davy, Helmholtz standen im Lebenskriege, sie gingen aus der Masse hervor, die eine Erhöhung ihrer Bedürfnisse erstrebte und damit ihre Cultur erhöhte, die ja nach diesen gemessen werden kann, nach der Verbrauchsmenge von Papier, Seife, Glas und Anderem.

Wenn die Wellen sich wieder verlaufen haben werden, die die vom Himmel gefallenen Kräfte und Entdeckungen im Menschenmeere hervorgerufen haben, so werden wieder nur die täglichen Winde und Strömungen es beherrschen, bis — zum nächsten Sturm. Der Pauperismus war nie ein stabiles Verhältniß. Er tritt nur ein bei gewisser Höhe der Cultur. Ist er überwunden, so ist die Führerrolle, die dieses Volk oder Conglomerat von Völkern in der Civilisation inne hatte, zu Ende und geht auf neue Menschenformen über, die, auf den früheren fußend, weiter klimmen, bis die größtmöglichste Menschenzahl erreicht ist, diese sich in's Gleichgewicht gesetzt hat, die Differenzirung zu Ende ist. So geht's fort, neue Formen, größtmögliche Anzahl mit noch nicht erreichter Ausgleichung, zu welcher Zeit die großen Menschen am häufigsten sind, dann Ebnung.

Steht ein Volk auf der Stufe der Harmonie, so ist das reife Alter bereits überschritten, dann ist die Ruhe und das Sichselbstgenügen des Greises erreicht. Horaz, Raphael, Mozart, sind Endproducte einer abgeschlossenen Zeitepoche. Doch unmittelbar schließt sich neues Streben an, oft beim selben Volke in Folge fremder Ideen und Einwirkungen.

Nach Raphael kömmt Michelangelo, nach Mozart Beethoven. Das

Größte leistet ein Mensch, der beide Zeitepochen in sich aufnehmen und zur Einheit bilden kann, das wird ein Shakespeare, ein Goethe. Vollkommen ist das Harmonische auch bei jenen Meistern nie, und überall finden wir bei ihnen Anklänge von Sehnsucht nach Unbekanntem und nach Gestaltung ringende Einbildungskraft. Das Ziel der fortschreitenden Civilisation besteht daher nicht darin, das Mißverhältniß zwischen Einbildungskraft und Verstand zu Gunsten des Letzteren zu verbessern, wie Bukle meinte, denn ist das Eine gering so ist es auch das Andere.

Die gegenwärtige Zeit bringt durch ihre großen Mittel die Gegensätze sehr zum Bewußtsein, die aus entgegengesetzten Principien und ungleichen Bildungsgraden hervorgehen. Dennoch ist der Unterschied zwischen Arm und Reich heute viel geringer, als bei früheren Culturvölkern, Egyptern, Mexikanern. Bei diesen war die Differenz größer als bei uns, weil das Niveau der Massen schneller steigt, als der Spitzen, und es damit dem Streber immer schwerer wird, Erfolge voraus zu haben. Die erleichterte Communication zeigt schon jetzt, und wird es in kurzer Zeit noch mehr zeigen, daß eine höhere Differenzirung der Talente und in Folge dessen eine erhöhte Möglichkeit zu leben geschaffen werden wird. Es gab Zeiten, in denen der einzige Kampf der Krieg, das einzige abstracte Denken die Theologie war. Beide sind sichtbar bereits von der ersten Stelle verdrängt. Je gleicher die Vermögen sind, um so mehr Menschen können sich am Bildungskampfe betheiligen, immer vorausgesetzt, daß es an Vorbildern nicht fehlt. Das wird es niemals, denn der Niedrigere sieht auf zu dem Höheren mit der Absicht, ihm zu folgen, bereit sich ihm unterzuordnen, um mit seiner Hülfe besser zu kämpfen. Dieser findet einen neuen Ansporn darin, um seine Eigenart auszubilden. Vorbilder werden daher immer mehr entstehen, da sie mit der Vermehrung der Bedürfnisse immer mehr Nachahmer haben werden. Nur wo es weder nach innen noch nach außen Kampf giebt, bedarf es keines Häuptlings, so bei den Eskimos, den Feuerländern. Die socialistischen Ideen haben daher nur insoweit Berechtigung, daß sie verlangen, man möge Alles beseitigen, was die Menschen hindert ihre Bedürfnisse sich zu verschaffen, insoweit kein anderer Mensch dadurch zu Grunde geht. Insofern ist auch das Verlangen nach Geltendmachung der Muttersprache, die Nationalitätenidee, socialistisch. Daß die Bedürfnisse fortwährend steigen, complicirt zwar die Sache, macht sie jedoch nicht unmöglich. Das Verlangen jedoch, daß der Staat allein Vermögen besitze, also auch der einzige Erbe sei, ist für das Wohl der Menschheit unnöthig, wahrscheinlich auch schädlich. Abgesehen davon, daß wir noch gar nicht im Stande sind, zu wissen, wie die Zukunft den Begriff Staat formuliren wird, ist auch gar nicht abzusehen, wie die Uebervortheilung desselben hintangehalten werden könnte. Es läßt sich auch nicht sagen, daß Niemand solches thun werde, da Vermögen keinen Werth haben werde. Dann würde auch der Staat keines besitzen, dann hört aber der Begriff Erbe, als Besitzergreifung des Eigenthums eines Anderen nach dessen Tode, auf, und da die Elternliebe besteht, so wird

der tüchtigere Vorfahre auf andere Art seinen Nachkommen Hülfsmittel geben. Das Erben von Gütern ist nur ein Theil des Erbes.

Bleibt das Eigenthum, und das wird es als mächtiges Hülfsmittel und wichtigstes Resultat der Civilisation, so steht es den anderen ererbten Eigenschaften der Descendenten im Wege, und ist dadurch geeignet den Kampf zu reguliren. Denn da Capitalvererbung im Kämpfen nachlassen macht, ist es verderblich. Sogar Staaten gehen daran zu Grunde. Aber die Cultur hindert es nicht, da diese organisch in Massen vorgeht. Daher besteht es auch, sonst wäre es längst zermalmt, hätte längst die vereinigte physische Gewalt wachgerufen, die Jeden vernichtet, der zu überlegen ist.

Der große Verkehr und die steigende Auswanderung werden eine Menge neuer Factoren zur Geltung bringen. Die Acclimatisation der Besten wird neue widerstandsfähige Geschlechter schaffen, und durch Vermischung neue Civilisationen hervorzaubern. Rassen bekämpfen sich in gleichem Geschlechte, im ungleichen ziehen sie sich an. Jeder Theil sucht eine solche Hälfte, mit der er die besten Nachkommen haben wird, und das ist der Fremde.

Viele Tausende uns unbewußter Fähigkeiten schlummern in uns. Wir wissen gar nicht, wie verschieden wir von einander sind. Durch unzählige Generationen ist Alles an Krankheit und Nahrungsmangel untergegangen, was nicht durch Zufall oder besonders günstige Constitution so lange erhalten blieb, bis sich der Körper nach den gegebenen Bedingungen umformte. Wir sehen heute bei der immer steigenden Colonisation viele Beispiele dafür. In Indien geht die germanische Rasse unter, der Indier bleibt. Im Laufe der Zeiten werden jedoch besonders kräftige Leute dennoch Nachkommen haben, von denen einige am Leben bleiben, und sich dann vielleicht schneller vermehren als die Einheimischen. In der Naturgeschichte sind zahlreiche Beispiele und Beweise für einen solchen Vorgang.

Die Vaterlandsliebe beruht auch auf dem Bewußtsein, daß man dort den Daseinsbedingungen angepaßt ist. Nomaden haben dieses Gefühl nicht. Aus dem Stammbaume eines Menschen kann man daher darauf schließen. Auf demselben Gefühle beruht die Vorliebe für heimische Speisen, für heimische Entbehrungen sogar. Selbst wenn eine früher vorhanden gewesene Fähigkeit als unnöthig verloren ging, so muß, wenn sie wieder benöthigt wird, eine neue Anpassung durchgemacht werden. Im Allgemeinen ist der Mensch auf körperliche Arbeit angewiesen, und eine größere Summe als das Durchschnittsmaß davon, macht die Erben hervorragend. Sind diese aber durch irgend einen Umstand davon entwöhnt, dann schadet sie ihnen, und nur die Kräftigsten halten sie aus, wenn sie sie wieder brauchen. Sowohl die sogenannten moralischen Begriffe als auch die sogenannten intellectuellen sind in einem Grade verschieden geworden, daß eine Verständigung zwischen Menschen verschiedener Völker, oder nur verschiedener Erziehung heute unmöglich ist. Das ist besonders in unserem Jahrhundert in größerem Maßstabe der Fall, und zeigt, daß es in dieser Richtung kaum noch viel weiter gehen wird. Da jedoch die Menschheit

unerbittlich fortschreitet, so werden die verschiedenen zurückgebliebenen Stämme und vererbte hinderliche Eigenschaften uns vor der Hand zurückbleiben lassen gegen Andere, die durch größere Vermischung von Culturelementen und glückliche Aufsaugung untergehender Rassen in Verhältnissen sich befinden, von denen aus eine weitere Differenzirung sehr leicht ist. Mit Ausnahme der schwindenden Indianerstämme, von denen jedoch auch nicht gewiß ist, ob sie nicht Bausteine zur Cultur beitragen, ist die Masse in Nordamerika viel gleichmäßiger als bei uns, und auf viel verschiedenere Territorien und Lebensbedingungen vertheilt. Es giebt im Allgemeinen dort keine Kreise, die so niedrig stünden, wie weite Landstriche Europas selbst in seinen größten Culturländern sie besitzen. Die besseren und größeren Rassen können aber nur dann ohne Gewalt die zurückgebliebenen aufsaugen, wenn diese sehr in der Minderzahl sind. Sie selbst sind bei Nachbarn von gleich starken Fähigkeiten immer in Gefahr, überwunden zu werden. So wie sie aber anfangen verdrängt zu werden, bilden sich größere Reibungen an ihrer Grenze, der entwickeltere Theil läßt wieder nach, denn seine tapfersten Streiter sind im Kampfe untergegangen, und der sich Wehrende schreitet vor, denn der Gegner hat die Schwächsten unterdrückt. Das geht so überall schaukelförmig fort, seit vielen Jahrtausenden, in allen Dimensionen, Mongolen gegen Kaukasier, Semiten gegen Arier, Romanen und Slaven gegen Germanen, Norddeutsche gegen Süddeutsche, Städter gegen Bauern. Durch Erhebung des Niveaus der Völker wird es immer schwerer, sie zu vernichten, durch den großen Verkehr immer leichter, sie zu verbinden. Die Civilisationen werden daher immer höher, immer anhaltender und rascher sich folgend. Der Gang einer Civilisation ist mathematisch aus den Kräften der Masse und der Möglichkeit von Individuen zu bestimmen. Wir sehen, daß mit der Entwickelung der Menschheit auf diesen kometenartigen Bahnen der Weg immer weniger excentrisch wird, der Höhepunkt immer näher der Sonne gleichmäßiger höchster Bildung kömmt. Aus einzelnen bekannten Punkten kann man den ganzen Weg berechnen, und wer diesen überblickt, kann den Stand einer Civilisation zu einer bestimmten Zeit präcisiren. Immerhin ist sie ein complicirter Begriff, der nach verschiedenen Durchschnitten beurtheilt werden kann. Es kann die Höhe der Spitzen oder der Masse oder das Verhältniß Beider als maßgebend angenommen werden. Es kann die Summe der Typenverschiedenheit sein. Es kann das Verhältniß der Volksanzahl zur Landesbeschaffenheit sein. Es kann aus der Zeitdauer zwischen einzelnen Punkten geschlossen werden.

Civilisation beruht auf Differenzirung, Gedankenarbeit beruht auf Civilisation. Diese letztere geht dem abstracten Denken daher immer voraus. Unsere Cultur ist eine viel höhere, als unsere Grundgedanken zahlreich sind. Nur langsam schreiten Moral und Intellect vorwärts, und ihre Grundsätze sind die alten geblieben. Durch all die Jahrtausende haben wir uns bemüht, über unser Dasein in's Klare zu kommen, und dennoch haben wir noch nicht viele Gesichtspunkte, obwohl wir schon immer mehr in's Detail gehen. Wir beschäftigten uns erst mit den Kräften, die die Menschen umgeben und leiten,

und es entstanden so die verschiedenen theistischen Systeme. Das Zweite, was wir erforschten, war die Einwirkung der Individuen auf einander, und der Hauptsatz der christlichen Religion: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, entstand auf diese Weise. Es ist noch nicht lange, daß wir weiter gingen und das Individuum als solches in den Kreis unserer Beobachtungen zogen. Seit dieser Zeit ist die Freiheit des Einzelnen proclamirt, weiß man, daß die Gedanken nicht unter einen Hut zu bringen sind. Jetzt sind wir bei Fragen über einzelne Theile des individuellen Lebens angelangt. Wir erforschen jetzt die Entwickelung, das Problem woher wir kommen. Welcher Gedanke der nächstfolgende sein wird, können wir nicht wissen, möglicher Weise wird es die Antwort auf die Frage sein, wohin wir gehen. Wir haben natürlich auch jetzt darüber Gedanken, oder vielmehr Ahnungen, doch sie verhalten sich wohl zu denen der Zukunft, wie die Geschichte von den Söhnen Noas zur heutigen Entwickelungsgeschichte.

Es giebt keinen Sprung im Fortschritt der Menschheit. Die größte Einzelthat bringt sie nur so unmerklich vorwärts, daß es wie Graswachsen ist. Während neue Gedanken sich vorbereiten, sind wir noch nicht über die letzten klar, und haben kaum die früheren verdaut. Wir lieben diejenige Literatur, in der wir unsere Ideen am besten ausgedrückt finden. Während die klar und weit Denkenden bei allen Zeiten und Völkern Umschau halten, oder wenigstens die festen Sätze der vorigen Generation aufsuchen, erfassen beschränkter Organisirte nur die primitiven Erzeugnisse einer beginnenden Civilisation, Volksbücher und Wundergeschichten, oder greifen höchstens zu den unklaren Producten der Ideen des letzten Monats. In Wirklichkeit schließt sich die Literatur an die herrschenden Ideen an, und schreitet gleichlinig mit der Civilisation. Sie geht derselben Reihe nach wie unsere Grundgedanken. Erst entstanden die Schöpfungsgeschichten, dann die Epen, die große Verhältnisse schildern, dann die Lyrik, die sich mit dem Menschen als solchen befaßt, und dann das Drama, wo einzelne Probleme an das Einzelwesen gestellt werden, wo, ganz nach den Lehren der Entwickelungsgeschichte, ererbte Eigenschaften in unserer Brust kämpfen mit einem Willen, der sich in uns entwickelt, für ein Ideal, das nach beiden Richtungen zu liegen kann.

Die Erkenntniß von der Unerbittlichkeit der Strömungen, die uns beherrschen, zerstört scheinbar die Lehre vom Zufall, vom freien Willen, von der Möglichkeit der Anpassung, und ersetzt sie durch die Nothwendigkeit, Vorherbestimmung, Vererbung. Ist der freie Wille für die Macht Gottes gefährlich, so ist es die Vorherbestimmung für unsere sittliche Verantwortlichkeit. Die Constanz der Verbrechen und Selbstmorde, der Vergeßlichkeiten, die von den Fruchtpreisen abhängige Zahl der Ehen, erregt insofern einen Fatalismus, als sie zeigt, daß Jeder von der natürlichen Umgebung abhängt. Dennoch zeigt es sich auch hier, daß entgegengesetzte Eigenschaften zusammenwirken. Wenn auch der Mensch ein Poduct außer ihm stehender Einwirkungen ist, so ist damit der freie Wille ebenso wenig aufgehoben, wie die allgemeine

Einwirkung der Civilisation jeden Menschen civilisirt machen muß. Die Kräfte wirken stetig, doch nicht so, daß wir ihnen vermöge unserer bereits hoch entwickelten Einsicht nicht eine Richtung geben können zu unserem Nutzen oder wenigstens nicht zum Schaden unserer Mitmenschen, und das Letztere müssen wir thun, sonst haben wir die ganze Gesellschaft gegen uns. Jedoch aufheben kann auch die Vernunft die Grundbedingungen unseres Seins nicht, wenn sie auch vermag, sie zu reguliren, den Leidenschaften zu steuern und das Solidaritätsgefühl wachzuhalten. Durch Ueberredung bringt man Niemanden dazu, sich guillotiniren zu lassen. Daher die Berechtigung der Schwurgerichte, daher die Milderungs- und Aufhebungs-Gründe für Verbrechen. Thiere können keine Verbrecher sein, denn sie haben keine Vernunft. Der Fatalismus jedoch, der in der Erkenntniß der Naturgesetze liegt, darf nur anspornen, nach Anpassung zu streben, nicht Ambos sondern Hammer zu sein.

Eine Religion der Verhältnisse und ein Glaube der Entwickelung sind in unlöslichem Gegensatze. Die Eine sagt: Liebe, der Andere: Kämpfe. Dennoch sehen wir täglich, daß die Menschen Beides thun, und gerade die Vorkämpfer und Vorbeter das entgegengesetzte Princip virtuos handhaben. Wir lieben, weil wir, uns als Glied einer Reihe betrachtend, unseren Zusammenhang mit der Welt fühlen, wir kämpfen, weil unsere Natur es verlangt. Die Erfolge des Christenthums beruhen auf Rücksichten desselben auf Vererbung und Anpassung. Die Verbindung des Ultramontanismus mit den einzelnen Interessen ist immer nur eine vorübergehende, auf momentane Verhältnisse beruhende. Unser Dasein ist so organisch, daß die ausgesprochenste Individualität sich unbefriedigt fühlt, wenn sie nicht auch liebt, und die Rasse aufhört, wenn man nicht kämpft. Mann und Frau sind Gegensätze. Beim Weibe, das stilleres Leben führt, überwiegt die Vererbung, beim Manne die Anpassung. Beide Theile ergänzen sich in der Art des Denkens und Fühlens, sowie des Handelns, und kreuzen ihre Eigenschaften. Wir erzeugen zwar nur Nachkommen im kräftigsten Alter, und unsere später erworbenen Vorzüge vererben sich nicht. Dennoch strebt der Mensch, so lange er lebt, gleich den Organismen, die sich immerfort fortpflanzen. Dies wird bewirkt durch das Familienleben und die Ehe, hervorgerufen durch die lange Unmündigkeit der Kinder, die in der höheren Entwickelung bedingt ist. Die Ehe in ihren verschiedenen Formen entsprang der Vernunft und dem Egoismus des schwächeren Theiles, und der Last der Kindererziehung, zu der der Staat ebenso zwang, wie die Elternliebe. Der Mensch strebt sogar mehr, als die übrigen Organismen, weil er es in Folge seiner Verhältnisse, die er kennt, mit Bewußtsein thut. Die Familienliebe wird in Zukunft noch größer sein, da sie auf Vererbung beruht, und bei der wachsenden Ungleichheit das Gefühl der Aehnlichkeit stärker sein wird. Mann und Weib werden sich bei längerem Zusammenleben gewöhnlich immer ähnlicher, wie es sogar volksbekannt ist. Bei wachsender Entwickelung werden sich jedoch die beiden Geschlechter immer unähnlicher werden, indem dieselbe nach verschiedenen Richtungen schreitet, Ver-

stand und Stärke einerseits, Gefühl und Schönheit andererseits zu. Wie weit dies gehen wird, wir wissen es nicht. Hunderttausende von Jahren brachten die Erdensöhne weniger vorwärts, als jetzt einige Jahrzehnte. Vollkommenere Geschlechter werden unter der Sonne wandeln, kräftiger und schöner, mit gleicheren Gütern, mit besseren Herzen, aus denen die ererbte Grausamkeit verschwunden sein wird, mit lichteren Köpfen, ohne Phrasen und Vorurtheile, mit größerer Mäßigkeit. Die Kriege werden seltener sein, da sie bei den vielen Lebenshülfsmitteln weniger nöthig sind, aber wenn sie hereinbrechen, so werden sie schrecklich sein, Rassen vernichten und versetzen.

Die fortschreitende Differenzirung wird einen straffen Staat unmöglich machen, da die Menschen zu weit in ihren Ansichten auseinander sein werden. Die Vereinigung der Lebenden wird nicht mehr die organisirte Herrschaft einer Minderheit über eine Mehrheit sein, oder einer Mehrheit über eine Minderheit, sondern die thunlichste Vertretung der Interessen Aller. Dies ist wenigstens das Ideal eines Staates, denn er ist die Vereinigung Aller, und soll daher den Einzelnen möglichst wenig belästigen. Nur die überlegene und unterlegene Intelligenz verlangen ihn straffer, vergessen aber dabei seinen Begriff, seinen Ursprung.

Die Leidenschaften werden sich verringern, Zorn weil er mehr zurückgehalten wird und weniger nützt, Trunksucht, weil man ihre Schrecken kennen wird. Der Gebildete hat auch jetzt bereits im Allgemeinen weniger davon als der Ungebildete. Schwachköpfige haben am meisten, und oft ist Moraldefect das sicherste Zeichen eines Verstandesdefectes. Die Wahl des Lebensberufes wird mit der wachsenden Erkenntniß der Lebensgesetze leichter und sicherer, die durchschnittliche Lebensdauer des Einzelwesens länger sein.

Unser Ideal ist das Harmonische, der Zweck der Civilisation an sich ist es nicht, denn das Resultat derselben ist Differenzirung und aus ihr neue Civilisation, sie hat keinen Zweck, und das ist ein Beweis, daß sie ewig sein wird. Unser ganzes Dasein ist durch die Kräfte bedingt, die uns wie jeden Organismus aufbauen und erhalten, die jedes Atom durchdringen. Wir werden daher immer streben. Eigenschaften, die jetzt bereits hoch entwickelt sind, und die wir nach zwei Standpunkten in moralische und intellectuelle klassificiren, werden immer fortschreiten und sich entwickeln, stetig, organisch, immer neu sich gestaltend, von unserem Willen unabhängig. Das Wesen, welches kämpft, wird sich höher und immer höher organisiren, jedes andere geht zu Grunde. Das Wesen aber, welches nicht liebt, hat dasselbe Schicksal, denn es hat nicht die Fähigkeit zukämpfen. Vererbung und Anpassung, Liebe und Kampf, alle sind Theile der entgegengesetzten Kräfte, die in ewigem Gleichgewicht Alles beherrschen, uns unfaßbar, wie Anfang und Ende, wie Ursache und Wirkung.

Merlins Wanderungen.

Eine Dichtung

von

Rudolf von Gottschall.

— Leipzig. —

(Schluß.) *)

Merlin hat sich verjüngt . . . des Alters Bürde
Trägt sich zu schwer auf einer Erdenfahrt,
Und man verlacht die silberbärt'ge Würde;
Die Jugend zupft das Alter gern am Bart.
Wie einst des Brennus Schaar die Senatoren;
Trotz ihrer Weisheit war ja Rom verloren.

Grauköpf'ge Weisheit pflegt nicht viel zu gelten
Sie wackelt mit dem Kopf pagodenhaft;
Denn in so hohen Lebensjahren selten
Bewahrt der Geist die ungetrübte Kraft;
Dem Alter schwindet Hirn und Herz, so heißt es,
Und matt nur strahlt das Abendlicht des Geistes.

Doch dem verjüngten Zaub'rer streuet Rosen
Auf seinen Pfad die Sündenkönigin;
Die Locken wehn im Wind, die fessellosen,
Sie schwebt mit fessellosem Reiz dahin,
Unsichtbar Allen — und das Lied der Lieder
Singt sie entzückt . . . die Erde hallt' es wieder:

*

*) Die Dichtung, welche demnächst im Verlage von S. Schottlaender in Breslau erscheint, wird unseren Lesern hier in verkürzter Form geboten.

Es trieft das Glück aus meinen Locken,
Ein Glück ist's, das die Welt erneut.
Die Unschuld schauert süß erschrocken,
Wenn mein Gewölk von Blüthenflocken
Auf's Haupt ihr duft'gen Segen streut.

Es singt mein Lob der Quell im Grunde,
Der sprudelnd, schäumend niederstürzt;
Es singt mein Lob die schöne Stunde,
Die ich zur seligen Secunde
Den feurig Liebenden verkürzt.

Der Weihrauch duftet mir zum Ruhme
Der aus dem Reich der Blüthen schwebt;
Es singt mein Lob die kleinste Blume,
In deren stillem Heiligthume
Entzückendes Geheimniß webt.

Und wo des Lebens Pulse schlagen,
Sie schlagen mir und meinem Glück.
Und mag mich auch die Schuld verklagen,
Erinn'rung bleibt aus schönen Tagen
Ihr doch beseligend zurück.

O jauchzet, ihr Bacchantenschaaren,
Und schwingt berauscht den Thyrsusstab!
Im Taumel gilt's das Glück zu wahren,
Eh wir hinab zur Grube fahren . . .
Nur für Gespenster ist das Grab.

Die Schönheit war noch ungeboren,
Da weckt zum Leben sie mein Kuß!
Der blinden Welt war sie verloren;
Erst als ich sie mir auserkoren,
Ward sie der Erde Genius.

Zerpflückt die Rosen, die ich flechte . . .
Des Lebens Duft und Glanz entweicht!
Verlacht nicht meine ew'gen Rechte!
Ich bin die Sonne Eurer Nächte,
Vor der des Tags Gestirn erbleicht.

*

So singt sie . . . und das Lied der Nachtigallen
Scheint nur das Echo ihres Sangs zu sein;
Und im Gewölk verlor'ne Lerchen fallen
Mit ihren Jubelliedern schmetternd ein,
Und ihre Füße scheinen Gluth zu schüren
In jedem Blumenkelch, den sie berühren.

Sieh dort die Mühle in der Ulmen Schatten!
Durch Haselbüsche führt zu ihr der Pfad;
Hier schlängelt sich der Bach durch grüne Matten,
Dort stürzt er schäumend über's Mühlenrad,
Und er erquickt mit den versprühten Tropfen
Des Epheu's Ranken, die an's Fenster klopfen.

Merlins Genossin öffnet ihm die Pforte;
Ihr Lächeln winkt ihm so verheißungsreich,
Beschwörend flüstert sie geheime Worte,
Ambrosisch leuchtet auf der nahe Teich.
Da regt es sich . . . im Zauberlicht entfalten
Dort jeden Reiz entzückende Gestalten.

Ein Mädchen sitzt am Fenster friedlich träumend,
Und auf der Spindel liegt die Hand in Ruh;
Sie sieht der Woge Spiel, die wild und schäumend
Auf's Rad sich stürzt und dann der Tiefe zu,
O spiegelklar sind ihres Lebens Wellen;
Ahnt sie den Tag, an dem sie schäumend schwellen?

Ein Wort . . . ein Blick . . . sie ist in seinen Banden,
Ein Sieger, tritt der schöne Fremde ein;
Gefühle unbekannt und unverstanden
Bewält'gen sie, gemischt aus Lust und Pein.
Da wechselt ein Erblassen und Erröthen,
Und Niemand, der ihr hilft in ihren Nöthen.

Die Mutter todt, der Vater fern auf Reisen,
Und in der Mühle thätig Magd und Knecht;
Nichts regt sich ringsum, nur die Räder kreisen,
Und hier der fremde Mann der sich erfrecht
Mit Feuerblick ihr in das Aug' zu schauen,
Daß er ihr Herz erfüllt mit süßem Grauen.

O sie ist schön, der Mühle Kind, und sicher
Die schönste rings, von herrlicher Gestalt,
Von edlem Angesicht und königlicher
Als manche, die ein Purpurkleid umwallt;
Kein zierlich Kind, wie's oft die Dichter feiern,
Wenn sie von stillem Glück idyllisch leiern.

Und Fanchon ist in seinem Bann gefangen,
Eh noch die Abensonne geht zur Ruh;
Der letzte Wiederschein auf ihren Wangen
Deckt ihrer Unschuld Grab mit Rosen zu!
Sie folgt ihm blind, wohin er sie auch führe,
Und hinter ihr schließt sich der Heimat Thüre.

Lebt wohl, ihr Blumen und ihr Epheuranken,
Ihr spannt ein freundlich Glück so traulich ein!
Lebt wohl, ihr stillen Träume und Gedanken.
Die Ahnung wird erfüllt, die Welt ist mein,
Ich fühl's . . . schon tragen mich bewegte Wellen,
Und aus der Knospe muß die Blüthe quellen.

* * *

Bald fährt Fanchon mit ihren Isabellen
Durch den Boulogner Wald im Sturm dahin!
Wie aus dem Hut die üpp'gen Locken quellen . . .
In Sammt und Purpur, eine Königin
Strahlt sie, von ihrem eig'nen Glanz beflügelt,
Indeß die Hand die wilden Rosse zügelt.

Und neben ihr Merlin, der mit Behagen
Die Wettfahrt sieht in seinem Zauberbann,
Denn Seelen sind der Einsatz und es jagen
Dämonen wild das schäumende Gespann.
Rings aus Karossen, die von Golde gleißen,
Vielsagend Winken, Grüßen und Verheißen.

Längst umgewandelt ist das Kind der Mühle;
Es sucht in äuß'rem Glanze nur sein Glück,
Und ließ die harmlos kindlichen Gefühle
Auf seiner heimatlichen Flur zurück;
Es hört nur noch in unwillkomm'nen Träumen
Des Baches Fluthen über's Mühlrad schäumen.

Vorüber sprengt mit fröhlichen Genossen
Ein Reiter dort, ein frisches junges Blut;
Er achtet kaum der glänzenden Karossen
Vorbei! Er spornt sein Pferd voll Uebermuth,
Da sieht er sie in ihren Polstern lehnen . . .
Und nach dem schönen Weib geht all sein Sehnen.

O eine Lichtgestalt mit sanftem Mahnen
Winkt ihm zurück in ihrer Väter Schloß
Die holde Braut, die Tochter hoher Ahnen
Umsonst! Im Nachtgrau'n sattelt er sein Roß,
Dorthin, wo Fanchon er gesehn, als hätte
Der Schönheit Macht verzaubert jene Stätte.

Fanchon empfängt mit off'nem Arm den Grafen;
Verscherzt hat längst der Zaub'rer ihre Gunst.
Des Herrschers ist sie müd', sie will den Sclaven
Und fesselt ihn mit schmeichlerischer Kunst.
Das Hexengold hat jener reich gespendet,
Daß ihr Gemach durch Prunk die Sinne blendet.

Alphons ist ganz von ihrem Zauber trunken,
Von jeder Gunst, die er sich neu erwirbt;
Er athmet ihr zu Füßen hingesunken,
Der Sinne Rausch, in dem die Seele stirbt.
Und wie in bleichen Nebelflor verschwunden
Ist jene Liebe, die ihn sanft gebunden.

Und fort im Taumel wirft er Millionen,
Denn schrankenlose Huldigung verlangt
Ein schrankenloses Glück: brillant'ne Kronen
Mit denen eine Fürstentochter prangt,
Und selt'ne Perlen, reiche Prunkgewänder . . .
Kein Spiel der Liebe ohne solche Pfänder.

So geht es Mond auf Mond . . . längst hat verschwendet
Alphons sein Erbe und mit trotz'gem Sinn
Von sich das Herz der Seinen abgewendet;
Die Noth, die ungestüme Mahnerin,
Klopft an die Pforten schon, und jeder Morgen
Bringt nach dem Rausch der Nacht ihm neue Sorgen.

Oft wenn er glühend sie an's Herz geschlossen,
Scheint's ihm, als schwände ihrer Liebe Gluth;
Denn unerfüllter Wunsch macht sie verdrossen
Und unwillkomm'ne Ebbe folgt der Flut;
Sie schöpft nur mit Behagen aus dem Vollen;
Ein Blick in's Leere . . . sie beginnt zu schmollen.

Und seine Braut, das stille Kind, gestorben!
So sanft, so edel, seiner Ahnen werth.
Wie hat er einst um ihre Gunst geworben!
Mit treuem Herzen und mit tapfrem Schwert.
Jetzt eilt er Trost zu finden bei der Einen,
Die noch ihm wehrt, sein Schicksal zu beweinen.

Fanchon ist ausgefahren . . . eine Kunde,
Die ihn befremdet . . . und wohin die Fahrt?
Es hat sie abgeholt vor einer Stunde
Ein Russenfürst mit Eremitenbart,
Kosaken vorn und hinten auf dem Wagen,
Und Rosse, die wie durch die Steppen jagen.

Zu einer späten Stunde klopft er wieder
An der Geliebten Pforte an . . . zu spät;
Es heißt: sie legte längst zur Ruh sich nieder;
Er aber weiß jetzt, daß sie ihn verräth.
Verzweifelt eilt er heim — in Saal und Zimmer
Nichts als sein Schatten in des Mondes Schimmer.

Und Alles ist versiegelt und gepfändet,
Hier walteten die Diener des Gerichts;
Sein Eigenthum geraubt, sein Ruf geschändet:
Verzweifelt starrt er vor sich in das Nichts.
Ein Schuß . . . im Schatten jener Trauerweide,
Ein Lebewohl dem Leben und dem Leide!

Da neigt sich über ihn mit bösem Lachen
Im Florgewand die Sündenkönigin.
„Mein süßer Trank ist tödtlich Gift den Schwachen,
Dem Starken bringt er dauernden Gewinn
Den Todten nimm, Merlin, als Siegeszeichen;
Denn meine Morgue hat viele tausend Leichen."

* * *

Ein prächtiger Salon, im Golde funkelnd,
Wie von Esprit des Hauses Herrin glänzt,
Die Tallien und die Recamier verdunkelnd,
Die Muse, von den Grazien umkränzt.
Ein alter Mann vertraute ihrer Jugend
Sein Lebensglück! Bewährt ist ihre Tugend.

Ihr Ruf ist rein . . . und doch . . . ein feurig Fühlen
Bringt stets Gefahr . . . auch wenn's dem Höchsten gilt,
Und Tempel und Altar wird unterwühlen
Des Denkens Fluth, wenn allzuhoch sie schwillt.
Ein Weib, nachtwandelnd auf des Geistes Zinne,
Zerschellt beim Weckruf der erwachten Sinne.

Zwar all die Weisen mit dem Palmenfracke
Vergeblich sich um Manons Gunst bemüh'n;
Aus ihrer Weisheit ausgebrannter Schlacke
Wird herzentzündend nie ein Funke sprüh'n;
Denn Amor hat im Köcher and're Pfeile
Als gähnende Moral — und Langeweile.

Da naht Merlin — und Alles ist vergessen,
Was sie erforscht mit eifrigem Bemühn,
Wie geist'ge Horizonte unermessen
In eines Dämons Feuerlinien glühn.
So oft er spricht, da lauscht sie hingegeben;
Sein Wort ist Geist und Feuer, Kraft und Leben.

„Zu lang war ich die schläfrige Undine
Die seelenlose Wasserkönigin;
Gleichgültig gab ich mit verdross'ner Miene
Dem Ungeliebten meine Reize hin,
Nur weil der Kirche Wort mich ihm verbunden . . . .
Nun hab' ich eig'nen Zaubers Macht empfunden.

„Nie fühlt' ich, wie so köstlich diese Schätze,
Die ich hinwarf in liebeleerer Pflicht;
Und wenn ich jetzt ihr streng' Gebot verletze,
Der Liebe folg' ich, sie verdammt mich nicht!
Undine sei begraben in den Fluthen,
Und Satanella steige aus den Gluthen."

Sie spricht's . . . sie lebt nur noch in ihm; verzehrend.
Hat eines Dämons Feuer sie erfaßt:
Sie schwelgt im Glück, doch stets das Glück entbehrend,
Zu neuem Wagniß treibt sie's ohne Rast;
Sie trotzt der Welt und ihren Lästerzungen,
Und trotzt der eig'nen Scham, die sie bezwungen.

Und wenn sie ausgeruht auf üpp'gem Pfühle,
Wo müd sein Haupt an ihrem Herzen lag,
Dann suchen sie die mitternächt'ge Kühle;
Noch braust die Weltstadt wie am lichten Tag;
Der Geist der Nacht mit schauerndem Gefieder
Senkt nicht den Schlaf auf ihre Augenlider.

Sie steh'n auf Chaumonts Höhn; der Weltstadt Zinnen
Verdämmern weit; im felsumrahmten Teich
Schwimmt hell des Mondes Bild . . . in tiefen Sinnen
Denkt Manon an der Jugend Zauberreich,
Wo solch ein Lichtbild ihre Seele füllte,
Die Zukunft frommer Ahnung sich enthüllte.

„Sieh, wie der matte Schimmer der Laternen
An das Gewölk sich hängt mit fahlem Licht!
Ueber die Wolken zu den ew'gen Sternen
Dringt dieses bleiche, trübe Leuchten nicht.
Der Fackeltanz, in dem sie schwelgend toben,
Wirft seinen dunst'gen Wiederschein nach oben.

„So war es stets." Und was die Dichter melden,
Erzählt er ihr und was er selbst erblickt:
Wie einst an Artus Königshof die Helden
Sich in der süßen Sünde Netz verstrickt.
Kein Ritter der geprief'nen Tafelrunde,
Der nicht gefröhnt verbot'nem Liebesbunde.

Schön war Iguane, die Gewalt'ge, Hehre;
Die Welt bewundert Cornwall's Herzogin,
Doch sie verrieth des eig'nen Gatten Ehre
Und gab sich einem kühnen Freier hin;
Und Artus war ihr Sohn . . . der Ritter Zierde
Entsprang dem Rausche frevelnder Begierde.

Schön war Ginevra, eine anmuthreiche
Verbuhlte Kön'gin, glatt und schlangenhaft
In jeder Regung; ihre süße weiche
Gestalt, erglüht von heißer Leidenschaft,
Schmolz feurig hin: sie war zum Sieg geschaffen,
Und doppelt siegreich, streckte sie die Waffen.

Doch einer blieb ihr ewig fremd . . . ihr Gatte,
Und doch an Ehren reich war der Gemahl!
Ob seine Hoheit sie versteinert hatte?
Denn große Männer sind der Frauen Qual.
Ihm hat sie nie den Zaubergurt geliehen;
Er war ihr Mann — das hat sie nie verziehen.

Schön war des Königs Marke Weib, Isolde,
Der Tristan sich in heißer Liebe naht;
Die Schlange wohnt in ihrer Locken Golde,
In ihren blauen Augen der Verrath;
Sie waren längst in wilden Rausch versunken,
Noch ehe sie den Liebestrank getrunken.

Und so wie diese Damen waren alle,
Um deren Gunst des Adels Blüthe stritt;
Einst kam ein Ritter in die Königshalle,
Und brachte einen selt'nen Becher mit;
Fest konnt' ihn der nur in den Händen halten,
Der stets im Leben ließ die Treue walten.

Doch alle andern fangen an zu zittern
Und sie begießen sich mit seinem Naß.
Und so geschah's den Damen und den Rittern . . .
Das war ein Lachen ohne Unterlaß;
Ginevra selbst ist allzu ungeduldig:
So schwankt der Becher und auch sie ist schuldig.

Du aber, mir Ginevra und Isolde,
Dein Artus kümm're Dich, Dein Marke nicht;
Er hat Dich einst erkauft mit schnödem Golde,
Jetzt kauft Dich Liebe frei von schnöder Pflicht.
Und Leidenschaft, aus kühnem Geist geboren,
Raubt unverdientes Glück geistlosen Thoren!"

Kuß und Umarmung . . . glühend hingegeben,
Dann kehren sie in Manons Schloß zurück,
Wie sie mit leichtem Fuß geflügelt schweben!
Sie trägt in goldenem Gewölk das Glück!
Doch hinter ihnen folgt ein dritter Schatten;
Das Mondlicht zeichnet ihr . . . das Bild des Gatten. .

Sonst kehrt er heim erst in des Morgens Frühe;
Er saß am Spieltisch als der letzte Gast.
Gern ließ er seiner Gattin Ruhm und Mühe,
Geistreich zu sein; denn das war ihm verhaßt.
Ein Sportsman, Spieler, Jäger und so weiter
Wählt selten den Esprit sich zum Begleiter.

Er hielt nicht grade viel vom Geist der Frauen:
Erlaubter Sport, wenn er nur ihn nicht stört;
Doch wagt er einer Frau von Geist zu trauen,
Weil sie nicht leicht der Sinne Rausch bethört.
Mag sie den Federball des Witzes schlagen,
Und singen, dichten, plaudern mit Behagen.

Das war sein Wahn, bis ihn die Zofe warnte;
Sie hat der Herrin treulos Spiel durchschaut;
Sie sah's, wie jener Fremde sie umgarnte,
Vor dem's ihr selbst in tiefster Seele graut
Sie kündet's dem Gemahl . . . er läßt die Karten
Und lauert auf das Paar versteckt im Garten.

Er stellt das Wild . . . es trennt sich vor der Pforte
Merlin von ihr . . . es raschelt über'n Kies
Jetzt ihr Gewand! Mit einem Donnerworte
Scheucht er sie auf aus ihrem Paradies,
Dem Traum des Glück's, dem sie sich hingegeben . .
Ein Schuß . . . sie büßt die Schuld mit ihrem Leben.

„Mein sind sie alle, diese schönen Damen,"
Sagt zu Merlin jetzt die Begleiterin,
„Wie hoch ihr Streben und wie groß ihr Namen,
Mir nur gereicht dies Alles zum Gewinn:
Ich seh' in ihnen eine leichte Beute:
Dem Ruhm das Morgen, mir gehört das Heute."

„Da schmelzen sie, die Sapphos und Corinnen,
Wie flüssig Wachs dahin in meiner Hand;
Und den geprief'nen Geisteskoniginnen
Wird ihre Krone plötzlich eitler Tand,
Streift nur mein Zauberfinger ihre Stirne . . .
In jedem Weibe schlummert ja die Dirne."

* * *

Dem Staub entfloh'n, im Wald und Wiesengrunde,
Wie fliegt ein reizend Kind den Rain entlang,
Mit fröhlichen Gespielinnen im Bunde;
Da wechselt Lauf und Haschen und Gesang.
Es scheint der Wind die Wiese zu beleben
Mit Blumen, die gelöst vom Stengel schweben.

Nannette in ihrem blüthenweißen Kleid
Gleicht einem Blumenstern, den sich der Hain
Gelöst aus seinem funkelnden Geschmeide
Und hingeweht hat auf den Wiesenrain.
Sie wirft und fängt mit jugendlicher Schnelle
Und mit geschmeid'ger Anmuth Reif und Bälle.

O nicht entfloh'n ist sie aus Prunkgemächern,
Sie horstet hoch im Labyrinth von Stein,
Da mauert im Gewirr von Giebeln, Dächern
Und Thürmen ihre stille Klause ein.
Doch kann es nicht der Sonne Schein verhindern,
Zu leuchten ihren stillen Blumenkindern.

*

Nannette, Du reizend Sonnenkind
In der Mansarde droben!
Wie hat Dich friedlich und gelind
Der Frühe Licht umwoben!
Die Morgenröthe glüht so hold
Auf Deinen zarten Wangen;
Die Sonne steigt, es bleibt ihr Gold
An Deinem Scheitel hangen.

Nannette, Du singst ein frohes Lied,
Das hoch die Wolken hören;
Der Straßen Lärm, der Störenfried
Darf Deinen Sang nicht stören;
Doch wenn die Glocken feierlich
Begraben Deine Lieder;
Dann neigst Du zum Gebete Dich,
Schlägst fromm die Augen nieder.

Nannette, was auch Dein Schicksal sei,
Du trägst es froh ergeben;
Dein Herz ist wie die Vögel frei,
Die durch den Aether schweben.
Ob hier, ob dort der Wolken Zug
Gespenstig Dich bedräue:
Du trägst der reinen Schwingen Flug
In die azurne Bläue.

Nannette, der Sturm zerstöre nicht
Dein kleines Blumeneden!
Wie lieblich blickt Dein Angesicht
Durch Nelken und Reseden.
Du rührst die Nadel Tag und Nacht
Mit fröhlichem Gelingen;
Den Stern, der Dir zu Häupten wacht,
Soll kein Gewölk verschlingen.

*

Merlin hat sie geseh'n . . . ein Unbehagen
Ergreift ihn da mit Schauern dumpf und schwül;
Er kann der Unschuld Anblick nicht ertragen,
Da widerstrebt sein innerstes Gefühl.
Um Blüthen schwebt des Falters duft'ge Schwinge;
Er sucht die Nadel, die den Tod ihm bringe.

Er spricht mit ihr . . . sie lauscht auf seine Worte,
Da seine Mannesschönheit sie bestrickt;
Verschlossen nicht ist ihm des Zimmers Pforte;
Doch wahrt sie ängstlich, was sich ziemt und schickt;
Er kommt, als Freund zu rathen und zu sorgen;
In seinem Schutze glaubt sie sich geborgen.

Sie schmiegt an ihn sich fester voll Vertrauen;
Jetzt bannt der Unschuld Zauber ihn nicht mehr . . .
Und mag's ihr heimlich vor dem Dämon grauen,
Sie setzt nur schwach und schwächer sich zur Wehr.
O Wonne der Verwüstung, der Zerstörung . . .
Reif ist die Frucht . . . er glaubt jetzt an Erhörung.

Er klopft des Abends spät . . . sie öffnet zagend;
Der treue Freund nicht ist's, den sie erblickt:
Er drängt in's Zimmer stürmisch, alles wagend,
Daß sie vor dem Vermessenen erschrickt.
Da steht sie regungslos . . . ihr wird so bange,
Wie einem Vöglein vor dem Blick der Schlange.

Sie blickt empor . . . sie sieht im schlichten Rahmen
Dort an der Wand des Vaters theures Bild;
Sie trägt des ehrlichen Soldaten Namen,
Der einstens fiel auf Rußlands Eisgefild.
Er schützt sie, daß sie seinen Ruhm nicht schände;
Sie faßt sich krampfhaft, drückt auf's Herz die Hände.

Dann springt sie auf! Es hängt im Laubgewinde
Ein Kreuz, das einst die Mutter ihr geschenkt,
Ein schlicht Erinn'rungszeichen ihrem Kinde,
Das weinend oft der Hingeschied'nen denkt.
Dies Kreuz, geweiht von treuer Liebe Segen,
Hält sie zur Wehr dem Rasenden entgegen.

Da zuckt Merlin zurück . . . wie leichenfahle
Verwesung haucht es über sein Gesicht;
Er steht gelähmt von einem Wetterstrahle,
Der tödtlich aus dem reinsten Himmel bricht;
Dann eilt hinaus, hinab, hinweg der Flücht'ge,
Als ob ein Cherub mit dem Schwert ihn züchtge.

„Das Kreuz . . . das Kreuz . . . und ob's vom Schlag
zersplittert,
Noch ist ja erst das halbe Werk gethan:
Der Donner, der um Golgatha gewittert,
Schreckt immer noch den ew'gen Kinderwahn.
Noch sucht die Unschuld thöricht ihre Blüthen
Vor jedem Sturm der Leidenschaft zu hüten.

„Doch einer Feuertaufe Tag wird kommen;
Rührt Euch, ihr Sünder, ohne Ruh und Rast;
Dann ist des Kreuzes letzter Schein verglommen,
Die Glorie von Golgatha verblaßt.
Der freien Erde geb' ich dann den Segen:
Die Welt ein Sodom . . . ohne Schwefelregen."

* * *

„So folg' mir, Meister, jetzt . . . mein ist die Erde!
Nie hab' ich mich so stark, so groß gefühlt;
Verachtend schau' ich die gemeine Heerde,
Die rings um mich im Staub der Straße wühlt."
Das ruft der Stolz; denn diesem Weggenossen
Hat jetzt der Zauberer sich angeschlossen.

„Komm, folge mir getrost zu all den Meinen;
Die Träger sind's der Erdenherrlichkeit.
Ob sie als eitle Götzen Dir erscheinen,
Zu Göttern hat die Menge sie geweiht:
Und mir gehört, wer über das Gedränge
Empor nur ragt um eines Zolles Länge."

Unsichtbar folgt Merlin mit Geisterschritten,
Wohin ihn führt sein prahlender Genoß.
Wie Schatten sind sie durch die Stadt geglitten
Und sah'n in manchem alt und neuen Schloß,
Wie Uebermuth durch alle Säle schreitet,
Den Pfauenschweif glanzschimmernd ausgebreitet.

„Der Marschall hier . . . was sind ihm tausend Seelen!
Er jagt sie in den Tod mit einem Wort,
Ein Gott des Kriegs mit eisernen Befehlen!
Er selber trägt des Kampfes Lorber fort,
Und sieht sich schon auf einem Marmorpferde
Als Götzenbild verherrlicht auf der Erde.

„Die Russen schlug er an des Pontus Küste,
Die Beduinen an des Atlas Fuß;
Vor ihm erzittert Massinissa's Wüste;
Der Scythen Steppe und der Kaukasus.
Beugt, ihr Franzosen, sclavisch euren Nacken,
Ihm seid ihr Beduinen und Kosaken!

„Doch willst Du, Herr, ein strahlend Wunder schauen,
So folg' mir jetzt in der Cäsaren Schloß;
Da thront die hoheitvollste aller Frauen;
Ihr war ich stets der treueste Genoß.
Und müßt ich spurlos von der Welt entschweben:
Ich lebte fort in ihr . . . ein zweites Leben."

Sie lauschen im Gemach . . . der Kaiser brütet
Im Lehnstuhl, starren Sinns, glanzlosen Blicks
Wie eine Sphinx, die insgeheim behütet
Das dunkle Räthselwort des Weltgeschicks;
Doch in die Zukunft blickt er selbst mit Zagen;
Sie steht wie sonst nicht Rede seinen Fragen.

Auf seiner Seele ruht ein dumpf Ermatten,
Gebrochen ist sein Leib und trüb sein Sinn;
Es schleichen des Decembers blut'ge Schatten
Durch seinen wachen Traum gespenstig hin.
Und greift die Rächerhand schon aus der Wolke?
Nach Frieden sehnt er sich mit seinem Volke.

Ein stolzer Cäsar — doch es strahlt bisweilen
Aus Seelentiefen auf ein warmer Blick.
Er möchte Glück verbreiten, Wunden heilen
Und friedlich wandeln seines Volks Geschick.
Er sieht die Welt im Innersten erkranken,
Da träumt er von errettenden Gedanken.

Ganz anders sie . . . es liegt vor ihr im Staube
Ein Volk, ein Land . . . es soll im Staube knien,
Der Adler nur und keine Friedenstaube
Soll nisten auf des Thrones Baldachin.
Auf die Rebellen soll aus seinen Krallen
Der Blitz der Allmacht tödtlich niederfallen.

Die schöne Spanierin . . . des Südens Sonne
Hat ihr das goldene Zaubernetz gewebt,
Ein Abglanz von der Glorie der Madonne
Als Heil'genschein um ihre Stirne schwebt.
Aus Weihrauchwolken taucht die holde Lüge,
Der fromme Adel dieser sanften Züge.

„Auf," ruft sie, „Cäsar, wahre Deine Krone!
Ich und Dein Erbe fordern dies von Dir!
Empörung regt sich und sie droht dem Throne;
Wirf in den Staub ihr schimpfliches Panier!
Wer wird die tausendköpf'ge Menge schonen?
Das sind nur Nullen für die Eins der Kronen."

Da lacht Merlin. „O Ginevra, Du Wilde,
Du schontest nimmer der Vasallen Blut!
Du locktest sie hinaus in's Kampfgefilde
Und opfertest sie schnödem Uebermuth:
Um launenhafte Gunst nicht zu verscherzen,
Da brachen sie die Lanzen, Du die Herzen!

„Doch diese hier . . . was sind ihr tausend Leichen,
Wenn nur der große Wurf dem Cäsar glückt?
Sie pflanzt darauf der Kirche heilig Zeichen,
Vor dem sie sich in frommer Andacht bückt.
Dämonen kichern hinter den Altären
Und meine Flammen sind's, die sie verklären."

* * *

O Friedenslüge, Schimmer der Verklärung,
Der sich um Tabors Gipfel rosig schlingt,
Indeß schon längst des Chaos wilde Gährung,
Der Elemente Kampf, die Welt durchdringt.
Da steht der Zorn mit seinem Kainszeichen
Und seine Fahne weht auf tausend Leichen.

Er blickt von Timurs Schädelpyramiden
Auf jene Schädelstatt von Golgatha,
Wo einst den Traum von einem ew'gen Frieden
Des Dulders brechend Aug' prophetisch sah:
Es blieb ein Traum, wie Lichtgewölk zerstoben,
Sobald die Wetter der Zerstörung toben.

Auf seinen Liebling blickt Merlin vertrauend;
Bildschön ist er, dem Alexander gleich,
Den gord'schen Knoten des Geschicks zerhauend
Mit einem ungestümen Schwertesstreich.
Sein Lied ertönt wie mächt'ger Donner brausend,
Und wiederhallt's Jahrtausend auf Jahrtausend:

Früh schon in der Menschheit Wiege
Zündend fuhr mein Wetterstrahl.
Doch wer kündet meiner Siege
Nimmer ausgezählte Zahl?
Hat die Mordlust roher Wilden
Ruhmlos einst das Schwert gezückt,
Jetzt wird auf den Schlachtgefilden
Mit dem Lorber sie geschmückt.

Blutig strahlen meine Sterne,
Leuchtet meine Sonne auf;
In der Nähe, in der Ferne
Nimmt Vernichtung ihren Lauf.

Hundertfarb'ge Banner tragen
Hundertfaches Losungswort
Und in alt und neuen Tagen
Reißt's die Menge stürmisch fort.

Ob sich dort im Regenbogen
Farb' an Farbe freundlich reiht.
In des Völkerschicksals Wogen
Liegen sie im blut'gen Streit;
Hier die eine, dort die and're,
Wie sich Volk auf Volk bedrängt!
Wo ich weile, wo ich wand're,
Wird der Iris Kreis zersprengt.

Ueber all dem Kampf der Kronen
Hoch des Kreuzes Fahne weht,
Und beim Donner der Kanonen
Tönt der Sieger Dankgebet,
Auf dem Feld besät mit Leichen
Braust zu mir der Jubelchor.
Wo vor meinem Feuerzeichen
Sich das Kreuz in Nacht verlor.

Wenn auf ihren Kriegespfaden
Kühn hinaus die Rothhaut drängt,
Mit der Feinde Skalps beladen,
Reiche Beute heimwärts bringt,
Mag auf kleinen Negerthronen
Schädel thürmen ein Tyrann,
Mögen schwarze Amazonen
Niedermetzeln Mann für Mann:

Das sind kleine Heldenthaten,
Die erfreun mich nebenbei;
Doch die großen Christenstaaten
Sind mein liebstes Dahomei.
Keine Schädel winken grausend
Und kein Scalp wird heimgebracht;
Doch gewürgte Hunderttausend
Decken das Gefild der Schlacht.

Aber groß, auch aufgerichtet
Trotz' ich der Despoten Macht;
Ihre Herrschaft wird vernichtet
Ruft mein Donner in die Schlacht.
Ich zertrümm're morsche Rechte,
Neue Bullen, alten Wahn;
Und dem menschlichen Geschlechte
Oeffne ich der Freiheit Bahn.

*

Merlin mit einer Schaar von Senatoren,
Mit Zorn und Stolz besucht die Kaiserin,
„Auf an den Rhein . . . die Krone ist verloren!
Bringt Dir ein Krieg nicht rettenden Gewinn?"
Dies flüstern nochmals ihr in's Ohr die Beiden;
Ihr Zauber wirkt und muß den Krieg entscheiden.

Der müde Cäsar säumt und träumt . . . die Krone?
Wie, wenn der Sturm des Kriegs vom Haupt sie fegt?
Doch stummen Kleinmuth höhnt die Amazone,
Das Herz von eines Dämons Macht erregt:
„Auf in den Sattel! Gieb dem Roß die Sporen!
Vorwärts, bis zu der deutschen Hauptstadt Thoren!"

Er zögert, schweigt mit wachsender Bedrängniß;
Die Menge will's! So sei das Schwert gezückt!
Und mit dem Cäsar reitet sein Verhängniß,
Das dumpf ihn in den Sattel niederdrückt.
Er fühlt, daß ihm ein düst'res Loos beschieden:
Zu Häupten ihm: der Dom der Invaliden!

Zum Kampf mit jenem kriegsgeübten Volke,
Das einmal Frankreichs Heere siegend schlug!
Hoch über blitzdurchzuckter Schlachtenwolke
Schwebt jetzt Merlin dahin in Sturmesflug,
Behaglich sieht er zu dem Völkerstreite;
Es triumphirt der Zorn an seiner Seite.

„Zu Dir, o Sonne, mag der Adler schweben,
Zur großen Lüge, die am Himmel prahlt!
In Deinem Schein spielt fröhlich alles Leben,
Die Erde lächelt, wenn Dein Blick ihr strahlt,
Dich feierten die Dichter und Propheten
Und Völker neigten sich, Dich anzubeten.

„Und doch . . . Du bist ein flammend Ungeheuer,
Dein Glanz ist Wiederschein von Brand und Graus,
Des Lebens wahres Licht stammt aus dem Feuer,
Die Hölle der Verwüstung strömt es aus.
So ist's dort oben, und so ist's auf Erden:
Der Feuergeist muß Weltgebieter werden."

So spricht Merlin, sieht lächelnd auf die Kleinen,
Die drunten spielen mit dem Donnerkeil;
„Sie nennen Christen sich, doch sind's die Meinen!
Auf meinen Pfaden suchen sie das Heil.
Sie brauen sich ein Nachtgewölk zusammen,
Durchrollt von Donnern und durchblitzt von Flammen."

Die Wolke senkt den Flug; er blickt hernieder;
Da schlingt die Maas ihr silbern fluthend Band,
Und Waffenlärm hallt aus den Lagern wieder
Auf allen Höhn der Bivouakfeuer Brand.
Sedan, mit seinen Thürmen, seiner Feste . .
Bald birgt's den Adler im zerzausten Neste.

Der Tag beginnt, und die Kanonen wecken
Im Morgennebel den noch blinden Kampf.
Bald wird er sehend; doch den blut'gen Schrecken
Verschleiert wiederum der Pulverdampf;
Auflodern über Trümmer, über Leichen
Im Dorf Bazeilles die ersten Feuerzeichen.

Kein muthig Vorwärts kann den Sieg verbürgen,
Denn rasch verfliegt die Gunst des Augenblicks.
Es geht von Haus zu Haus das blut'ge Würgen
Und klirrend schwankt die Waage des Geschicks.
Der Cäsar sieht's, ihn faßt ein banges Ahnen!
Bald weicht der Sieg von sieggewohnten Fahnen.

Ist das der Tod auf seinem fahlen Rosse
In der gespenstig düstern Majestät?
Hin nach Gavenne! Der Hagel der Geschosse
Auf alle Pfade das Verderben sät.
Der Feinde Sturm ist überall derselbe;
Hier nah'n sie von der Spree und von der Elbe.

Auf denn nach Illy, wo noch unerschüttert
Auf dem Plateau die Regimenter stehn,
Obschon's ringsum auf allen Höhn gewittert,
Und näher stets des Feindes Fahnen weh'n
Umklammert ist das Heer vom Eisenringe;
Er harrt der Kugel, die den Tod ihm bringe.

Umsonst! Sie fegen ihm vom Haupt die Krone,
Doch keine wühlt ein Heldengrab ihm auf.
Da drängen sich des Feindes Bataillone
Durch's Felsenthor der Maas die Höh'n hinauf;
Bald wird der Gruß aus hundert Feuerschlünden
Frankreich das nahende Verhängniß künden.

Da peitscht von rechts und links der Eisenregen
Das knirschende Gehölz, das splitternd bricht.
Ob Bataillone sich zur Erde legen,
Die platzende Granate schont sie nicht.
Wald von Gavenne, es fährt in Deine Kronen
Wie wilde Jagd von rasenden Dämonen.

Doch noch hat Deutschland nicht den Sieg gewonnen,
Von Mann und Roß ein Sturmwind braust zum Kampf,
Entgegen feuerspeienden Colonnen.
Die Erde bebt vom dröhnenden Gestampf:
In bunter Pracht zahllose Reiterschaaren,
Die Kürassiere, Jäger und Husaren.

Die Rosse schnauben und die Mähnen fliegen,
Und des gebroch'nen Heeres letzte Kraft
Will einmal noch im Fieberrausche siegen;
Auflobt die wilde Gluth der Leidenschaft,
Und züngelt wie ein flackernd Feuer weiter:
Das ist ein Todesritt, ihr tapfern Reiter!

Und sprengt ihr stürmend auch die Schützenkette
Mit Salv' auf Salve grüßt auch das Quaree!
Nicht bis zum Eisenwall der Bajonette
Trägt euch der Rosse Schwung . . . und wie die See
Schaumspritzend aufwogt mit gebroch'nen Wellen,
So machtlos muß die Reiterfluth zerschellen.

Ein bunt Gewirr der Fallenden: Es lichten
Die Reihen sich, der tapf're Führer sinkt,
Die Seinen müssen auf den Sieg verzichten,
Der den geschloss'nen Regimentern winkt.
Versprengte Haufen irren rings verschlagen,
Und reiterlos einher die Rosse jagen.

Dann wogt zurück die Hochfluth der Schwadronen
Und rückwärts wird des Tages Losungswort.
An umgestürzten Wagen und Kanonen
Vorüber haltlos drängt die Menge fort.
Im weiten Umkreis alle Truppen weichen;
Nichts bleibt zurück als Trümmer und als Leichen.

Und in Sedan, auf Straßen und auf Plätzen
Ein bunt Gedräng', ein aufgelöstes Heer;
Des Feind's Geschosse schleudern das Entsetzen
In diese Schaaren ohne Schutz und Wehr,
Und alle Hügel künden in der Runde
Vom Kaiserreich die schwere Todesstunde.

Da spricht der Zorn: „Sieh jenen blassen Kaiser,
Den ich zur Geisel dieser Erde schuf:
Er ist kein Kriegesfürst, er ist ein Weiser,
Ein Träumer, glaubend an des Himmels Ruf.
Die Welt verwüsten die in ihrem Wahne,
Mehr als die Timurs und die Tamerlane.

„Er träumt von seiner eig'nen großen Sendung
Und klammert krampfhaft sich an seinen Thron.
Die Macht nur sichert seines Werks Vollendung;
Da sinkt sein Stern, der Stern Napoleon.
Ein Waterloo, doch ohne Belle-Alliance . . .
Ein einzig Volk schlägt ihn beim Waffentanze.

„Ein einzig Volk, das nicht den Kampf begehrte
Und keinen Preis des Kriegs, sich selbst genug;
Doch das sich jetzt in blut'gen Schlachten wehrte,
Das sich, beseelt von meinem Geiste, schlug.
O dieser Cäsar war kein teuflisch böser,
Er ist nur ein verpfuschter Welterlöser."

Und wieder sagt der Zorn: „Du bist zufrieden
Mit Deinem Knecht, o Herr! Ich danke Dir!
Doch ist mir einst ein größ'res Lob beschieden,
Bald schwingt der Krieg der Zukunft sein Panier
Und unermüdlich blas' ich in die Funken,
Bis ich den Weltbrand grüße wonnetrunken.

„Das ist kein Zweikampf zweier Nationen,
Wie dieser hier, so wohl er uns gefällt;
O nein, es weckt mein Ruf die fernsten Zonen
Und durch einander schüttl' ich eine Welt.
Vom Sonnenaufgang bis zum Untergange
Wälzt sich der Krieg wie eine Riesenschlange.

„Dies Heer, das dem Kaudin'schen Joch der Schande
Sich knirschend beugt, wird einstens neu erstehn,
Und Rache! Rache! tönt es durch die Lande;
Kein Kaiseraar . . . der Freiheit Banner wehn.
Zwei Heere nicht . . . zwei Völker waffenstarrend . .
Das Schicksal hält die Waage ängstlich harrend.

„Da geht von Strom zu Strom ein eisern Ringen
Zurück und vorwärts, wie der Tag es bringt.
Spröd ist der Sieg — und keinem wills gelingen,
Daß er ihn fest an seine Fahne zwingt.
Die tapf're Jugend fällt, in's Herz getroffen,
Und mit der Jugend schön'rer Zukunft Hoffen.

„Und ein Gewölk der Steppen kommt geflogen,
Heuschrecken gleich in unermeß'ner Zahl.
Verwüstet wird das Land und ausgesogen;
Die Reiter sind's vom Don und vom Ural;
In deutschen Flüssen tränken sie die Pferde;
Dann jagt der Landsturm sie von deutscher Erde.

„Da wühlt und gährt in Habsburgs weiten Landen
Ein Völkerchaos mit Naturgewalt;
Im Nachbar plötzlich ist der Feind erstanden,
Im Sprachgewirr der Liebe Wort verhallt;
Längst in der Asche glimmen arge Tücken,
Entflammt jetzt von Kosaken und Kalmücken.

„Und Waffenlärm in Asiens Paradiesen;
Vom Norden naht der Kriegesvölker Zug;
Vorüber an den höchsten Bergesriesen,
In's Land der Tiger geht der Adler Flug.
Fest steh'n die Schaaren hier, die kampfbereiten,
Die an der Ganga für die Themse streiten.

„Ausstreckt behaglich nach des Südens Meeren
Das mächt'ge Rußland seinen Riesenarm;
Englands Panier weht über bunten Heeren
Und führt zum Kampf der Hinduvölker Schwarm.
Da wirft der Doppelaar mit seinem Siege
Erschreckte Götter aus der Lotoswiege.

„Ich bin zufrieden," sagt Merlin, „ich glaube,
Daß meine Macht bald offen thronen darf.
Ganz wird die Welt dem finstern Geist zum Raube,
Der einst die Sonnen aus dem Chaos warf.
Denn fromme Hände durften nicht sich rühren,
Das Leben aus dem Weltenbrand zu schüren."

Zur Erde senkt der Beiden Flug sich nieder;
Aus einer Hütte drang ein Lied hervor;
Des stillen Thales Echo hallt es wieder;
Sie aber lauschen mit unwill'gem Ohr:
Ein Denker ist's, der von der Arbeit rastet,
Im frohen Sang den müden Geist entlastet:

*

Ob der Krieg die Welt durchtose,
Hat der Garten seine Rose,
Hat das Herz des Friedens Glück!
Mag er flieh'n auf eil'gen Schwingen:
Den geliebten Flüchtling bringen
Schön're Zeiten uns zurück.

Und des Himmels Sphären kreisen
In den wandellosen Gleisen;
Nimmer stockt die Weltenuhr.
Friedlich wie der Sterne Walten,
Blühn die Blumen und entfalten
Kelch und Kron' auf stiller Flur.

In der Brust der feste Glaube,
Ueber'm Haupt die Friedenstaube,
Die in Lichtgewölken schwebt; —
Und der Wetter Nacht entschwindet;
Denn die Erde überwindet,
Was im Herzen mächtig lebt.

*

Da spricht Merlin verdross'nen Sinns: „Noch immer
Der Wahn, der gegen meine Macht sich sträubt,
Vom alten Glorienschein ein matter Schimmer,
Ein Wort, das meine Stimme übertäubt.
So lang sie noch um Frieden hoffend beten,
Hab' ich nicht ganz der Schlange Kopf zertreten."

* * *

Den Zorn entläßt Merlin, und ihm zur Seite
Tritt jetzt der Neid, den er herbeigewinkt,
Der giebt ihm durch die Weltstadt das Geleite;
Der bleiche Schatten neues Leben trinkt,
Sieht er auf Millionen Angesichtern
Den Widerschein von seinen gelben Lichtern.

Da starrt aus Kellerhöhlen, Bodenfenstern
Des Elends Aug' auf der Paläste Schmuck;
Wie Mottenflug von hohlen Nachtgespenstern
Stäubt's aus dem Kehricht, und der wüste Spuk
Schwirrt auf der Straße um die Prunkkarossen:
„Das ist mein Volk, das mich in's Herz geschlossen.

„Doch hier nicht blos erweck' ich grimme Rächer,
Die wuthentbrannt auf die Beglückten schau'n.
O folg' mir in die üppigen Gemächer,
Wirf einen Blick in's Herz der schönen Fraun.
Da duftet mir der Weihrauch am Altare,
Und meine Opfer siehst Du auf der Bahre."

*

Du liegst zerdrückt, doch hold und lieb,
Schönste der Maienblüthen!
O daß dir nicht ein Engel blieb,
Dich segnend zu behüten!
Es schlich der Frevel sich heran,
Dich ruchlos zu verderben;
O dein gebrochnes Auge kann
Nicht mehr um Liebe werben.

Und neben der verwelkten Zier
Die Rose üppig blühend!
Das Aug' der Mutter ruht auf ihr,
Doch starr, unheimlich glühend.

So blickt der Mutter Liebe nicht,
So blickt nicht ihre Trauer;
Ihr gleiten über das Gesicht
Gespenstig bange Schauer.

In's Leere starrt sie dumpf und stumpf
Mit irren Geistesflügen;
Dann malt sich lächelnder Triumph
Auf den verzerrten Zügen.
„Mein Sinn ist wüst, mein Herz ist krank
Und meine Pulse jagen.
Ich reichte ihr den gift'gen Trank . . .
Wer wagt's mich anzuklagen?

„Sie sollte lang auf mein Geheiß
Noch weilen in der Ferne,
Jetzt raubt sie mir der Schönheit Preis,
Es sinken meine Sterne.
Und jedes Jahr, das holder ihr
Den jungen Reiz beseelte,
Es war ein Edelstein, der mir
An meiner Krone fehlte.

„Und ihre Jugend klagt mich an
Und wirft mich zu den Alten;
Die Rose welkt, die Knospe kann
Nur schöner sich entfalten.
In der Matrone Schattenreich
Soll ich hernieder steigen;
Nein, eher führst Du kalt und bleich
Selbst der Gespenster Reigen.

„Jetzt bin ich wieder Herrscherin,
Ich fürchte keine zweite.
Und doch . . . mir wird so bang zu Sinn!
Was raschelt mir zur Seite?
Was gleitet in den bunten Saal
Blind mit geschloss'nen Lidern?
Was dreht im Tanz sich leichenfahl
Mit müden, schweren Gliedern?

„Hinweg! Es soll ein wildes Glück
Das glüh'nde Herz erfrischen;
Da stößt es schaudernd mich zurück,
Ein Schatten tritt dazwischen;
Mit eis'ger Hand hat's mich erfaßt,
Mir eis'gen Gruß entboten;
Die Lebende war mir verhaßt,
Ich zitt're vor der Todten."

*

„Ich sammle," spricht der Neid, „jetzt in den Gassen
Die Meute, sieh, dort kommt der Geiz heran,
Ich will Dich seiner Führung überlassen,
Da er manch ruhmvoll Werk berichten kann.
Und was die Welt durch seine Macht geworden —
Indeß versamml' ich meine wilden Horden."

Der Geiz ist jetzt nicht mehr der dürre Alte,
Der mit dem Spaten gräbt nach einem Schatz
Und ihn versteckt in einer Felsenspalte
Und zitternd Wache hält. Jetzt ist sein Platz
In prächt'gen Hallen; er ist jugendlicher
Und seine Beute faßt er fest und sicher

Ihm blieb das spitz'ge Kinn, die dünne Lippe,
Sein Auge nicht den gier'gen Blick verlor.
Ist auch der Leib kein knöchernes Gerippe,
Sein Geist und Herz ist knöchern wie zuvor
Und seiner Jünger Fühlen ist und Denken
Vergraben in den feuerfesten Schränken.

Nicht rollt das Gold mehr durch die dürren Finger,
Unheimlich raschelt drin das Werthpapier;
Sein Zauber, seine Macht sind nicht geringer,
Im Steigen, Fallen schwelgt die trunk'ne Gier,
Und mit den Werthen wechseln Höllenqualen
Und Himmelsglück im Hexentanz der Zahlen.

Wie Aeolus in seinen Felsverließen
Der Winde flotten Chor gefesselt hält,
Und dann nach Laune jenen oder diesen
Losläßt zum lust'gen Taumel in die Welt:
So wechselnd in der Börsenhöhle machen
Sie stets den Wind für die papiernen Drachen.

Die Arbeit kommt, ihr Scherflein beizusteuern,
Ersparten Preis für das, was sie entbehrt;
Bald loht es auf in jenen lust'gen Feuern,
Die oft genug papiernes Gut verzehrt.
Dem Reichen steigt ein Phönix aus der Asche;
Wer wenig hat, dem leert sich ganz die Tasche.

Da führt der Weg Merlin durch die Mansarden,
Wo Mancher noch die Scheere eifrig regt
Und Schätze schneidet, Renten und Lombarden
Und Türkenloose. Schwer und drückend legt
Das Dachgebälk sich über's Haupt dem Greise
Und Ratten huschen aus den Löchern leise.

Doch hier, ein junger Künstler feurig blickend,
Sie klopften an der falschen Thüre an.
Hier weht die Luft nicht schwül und nicht erstickend,
Hier herrscht das Gold nicht und sein böser Bann;
Er strebt nur, daß ihn einst der Lorber kröne
Und auf der Leinwand weckt die Hand das Schöne.

*

O selig in der weiten Welt
Das Schöne zu ergreifen
Auf Erden und am Himmelszelt,
So weit die Blicke schweifen;
Das ist ein köstlicher Besitz,
Der ist uns unverloren;
Nach Schätzen hascht der Aberwitz,
Das Gold ist Gut der Thoren.

Ja, Geld und Gut ist eitler Tand,
Wir schlagen's kühn in Scherben,
Und rastlos gilt's mit Herz und Hand
Um höhern Preis zu werben.
Was unser eig'nes Herz entzückt,
Soll alle Welt entzücken,
Und wenn der kühne Wurf uns glückt,
Wird er ein Volk beglücken.

Und ist ein Schatten nur der Ruhm,
Er weckt und spornt die Geister.
Es bleibt der Menschheit Eigenthum
Das Werk der großen Meister.
Ein Schatz der unser Herz erhebt,
Den schaffend wir vermehren!
Wonach die Menge gierig strebt,
Wir können's froh entbehren.

*

Auf seine Wolke steigt Merlin verdrossen:
„Das ist ein Lied, das meine Laune stört!
Ob auch nur klein der Schwarm der Kunstgenossen,
Der gegen meine Herrschaft sich empört;
Noch hängt das Volk sich an des Mantels Zipfel,
Der einst zum Himmel fuhr von Tabors Gipfel."

* * *

Rasch ist entfloh'n der Zorn des Höllensohnes;
Bald wieder füllt die Freude seine Brust;
Denn nimmer war er stolzer seines Thrones
Und unumschränkter Herrschaft sich bewußt,
Als jetzt, wo Zorn und Neid die wilden Massen
Hinscheuchen durch das Labyrinth der Gassen.

Doch drüben in goldschimmernden Palästen
Verhärten Geiz und Stolz der Mächt'gen Sinn.
Merlin erfreut sich an den üpp'gen Festen;
Der Seinen Zwietracht selbst bringt ihm Gewinn,
Die eifrig hier und dort die Menge schüren,
Im Hexenkessel unermüdlich rühren.

Er brodelt lange schon — jetzt überschäumend
Versengt dies Babel seine heiße Fluth.
O nimmer hat der Zaub'rer Schön'res träumend
In seiner Viviane Arm geruht.
Das ist ein Bild, wie für sein Herz geschaffen;
Die Flamme loht, der Aufstand steht in Waffen.

Ein Bürgerkrieg! Das ist ein fröhlich Morden,
Wie in der Sanct Bartholomäusnacht;
An Neuilly's Brücke kämpfen trunk'ne Horden,
Und aufgeschreckt vom wilden Lärm der Schlacht
Sieht das Boulogner Holz statt gold'ner Wagen
Den Tod auf schwarzem Roß durch's Dickicht jagen.

„So wird der alte Zwiespalt sich erled'gen,
Mein ist der Sieg und seine Zeit ist um.
Die Berge selber fangen an zu pred'gen,
Doch predigen sie mein Evangelium.
Tod sprüht der Mont Valerien hernieder,
Und vom Montmartre tönt das Echo wieder.

„Und meine lieben Petroleusen schwärmen
Bacchantisch mit der Fackel in der Hand;
Den wüsten Leib, die wüste Seele wärmen
Sie jauchzend an des Kaiserschlosses Brand.
O daß das Feuer unterird'scher Hölle,
Die Welt verwüstend, aus der Tiefe quölle!"

So ruft Merlin, mit wachsendem Behagen
Sieht er den Mord, der durch die Straßen rast.
Da liegen Tausende im Kampf erschlagen,
Verzerrt die Züge und das Aug' verglast;
Die Opfer würgt man in den Hausverstecken,
Zum Richtplatz werden alle Straßenecken.

Und Frau'n und Mädchen selber, ob Megären,
Ob Heldinnen, trifft tödtliches Gericht;
Mag solch' ein Tod die Dirne noch verklären,
Erbarmen finden ihre Reize nicht.
Was hilft das volle Haar, die üpp'gen Brüste?
Die Lust des Mordens zähmt die andern Lüste.

Endlich erlahmt der Kampf und die Bedrohten
Fliehn in die Gräberstadt und pflanzen hier
Geschütze auf; es weht im Reich der Todten
Der Todgeweihten trotziges Panier.
Ruhmlosen Kämpfern winkt der letzte Frieden
Am Fuß der stolzen Ruhmespyramiden.

* * *

Ueber der Weltstadt ausgebranntem Krater
Versammelt jetzt Merlin der Seinen Schaar:
„Es sei mein Geist Euch Führer und Berather,
Wie er's Euch schon seit tausend Jahren war.
Fahrt fort und tauft die Welt mit meinen Flammen,
Die aus der Erde nächt'gen Tiefen stammen."

Ein Sturmwind trägt ihn fort zu Vivianen,
Die gähnend sich auf ros'gem Lager streckt.
Du kehrst zurück von Deinen Erdenbahnen,
O allzulärmend hast Du mich erweckt.
Was sahst Du drunten denn? Bist Du zufrieden?
Ich bin's . . . ich schlief, seit ich von Dir geschieden."

„Wohl steht schon meine Saat in vollen Aehren,
Doch hier und dort blüh'n fremde Blumen drin.
Es wird vielleicht noch ein Jahrtausend währen,
Bis ich allein der Welt Gebieter bin,
Und bis ich über'm weiten Erdenringe
Das Flammenscepter meines Vaters schwinge.

„Dann aber ist die letzte Mär verklungen,
Die jetzt ein müdes Echo wiederhallt.
Die Welt hat unter'm Kreuze ausgerungen,
Und beugt sich vor des Dämons Allgewalt.
Erlöst ist sie von der Erlösung Wahne,
Giebst Du mir wieder Urlaub, Viviane!"

Da lächelt hold die zaubermächt'ge Schöne;
„Jetzt laß die Erde rollen wie sie mag;
Dich kümm're nicht das Loos der Erdensöhne,
Dir gönnt nie mehr die Liebe Feiertag;
Denn sonst wird Deine Weisheit neugeboren;
Doch Liebe braucht zu ihrem Glück — den Thoren!"

Im Wald von Berceliande herrscht tiefes Schweigen,
Das keines Vogels Weckruf unterbricht;
Nur leise Lüfte flüstern in den Zweigen
Um Blum' und Blätter schwebt ein traumhaft Licht.
Nichts regt sich als ein tiefgeheimes Walten
Der Knospen, die zur Blüthe sich entfalten!

Die Entwickelung der dramatischen Musik in Italien.

Von

Heinrich Ehrlich.

— Berlin. —

Die erste Aufführung von Verdis „Otello", der Oper, die der Componist selbst als sein letztes*) und größtes Werk bezeichnete, hat in der italienischen Presse vielfache Betrachtungen und Darlegungen hervorgerufen, da auf verschiedenem Wege alle zu der Behauptung gelangten, daß Verdi im „Otello" einen neuen dramatischen Stil geschaffen hat. Da nun jede wahre künstlerische Schöpfung das Ergebniß von Wechselwirkungen ist, da der Künstler die Ideen seiner Zeit und die Eindrücke des Lebens in seinen Werken wiedergiebt, sie nach seiner Wesenheit veredelt und höher trägt, oder vergemeinert und in niedrigere Regionen herabzieht; da in der Kunst wie im staatlichen und gesellschaftlichen Leben keine Erscheinung hervortritt, die sich nicht im Zusammenhang befände mit irgendwelcher vorhergehenden Entwickelung; da also dieser neue italienische dramatisch-musikalische Stil, den Verdi geschaffen hätte, nothwendigerweise seinen Ursprung in der italienischen Musik haben mußte, wenn er ein wahrer einheitlicher ist; so erscheint es mir durchaus nothwendig, der Entwickelung dieser letzteren einige kurze Betrachtungen zu widmen, bevor ich eine Meinung über jenen Stil kundgebe.

Daß die Oper überhaupt bis zum entscheidenden Siege der Gluck'schen Umwandlung in Paris und des Händel'schen Oratoriums in England überall auf italienischer Grundlage stand, daß ganz besonders in Deutschland die italienische Richtung vorherrschte, ist eine feststehende Thatsache. Die Versuche Lullys und Rameaus, der Vorläufer Glucks, einen französischen Opernstil zu

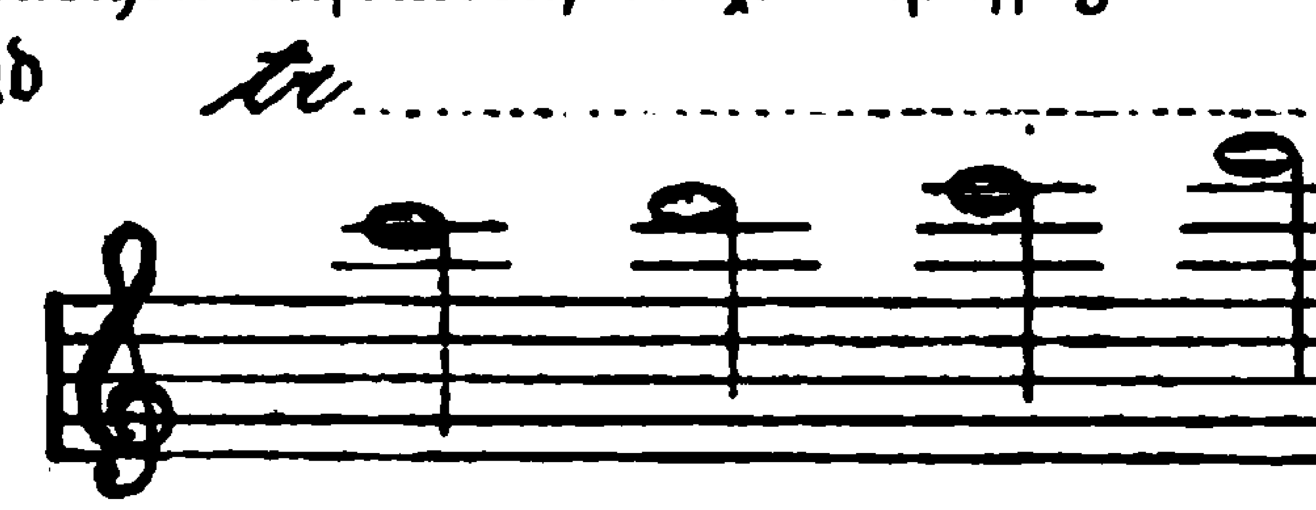
*) In den Zeitungen spukt zwar die Nachricht von einem neu zu componirenden Verdi'sche „Lear" — ich glaube nicht daran.

schaffen, blieben in den andern Ländern unbeachtet. Die deutschen Opern R. Keisers, Bendas und Anderer konnten dauernden Halt nicht gewinnen; die berühmten deutschen Operncomponisten Graun und Hasse schrieben ja nur für die italienischen Sänger; und die beiden großen Reformatoren Händel und Gluck hatten ihren Ruhm zuerst in Italien gegründet. Johann Christian Bach, des unbeschreiblich großen Sebastian jüngster Sohn, Händels Nachfolger als Musiklehrer der Königin von England, war seiner Zeit der beliebteste Componist italienischer Arien für die vornehmen Londoner Damen. Und auch der göttliche Mozart hat viele italienische Opern geschrieben, von denen nur Idomeneo nicht ganz vergessen ist, bevor ihm deutsche Kunst und die Liebe zu Constanzen Weber die erste deutsche Oper „Die Entführung" eingab.
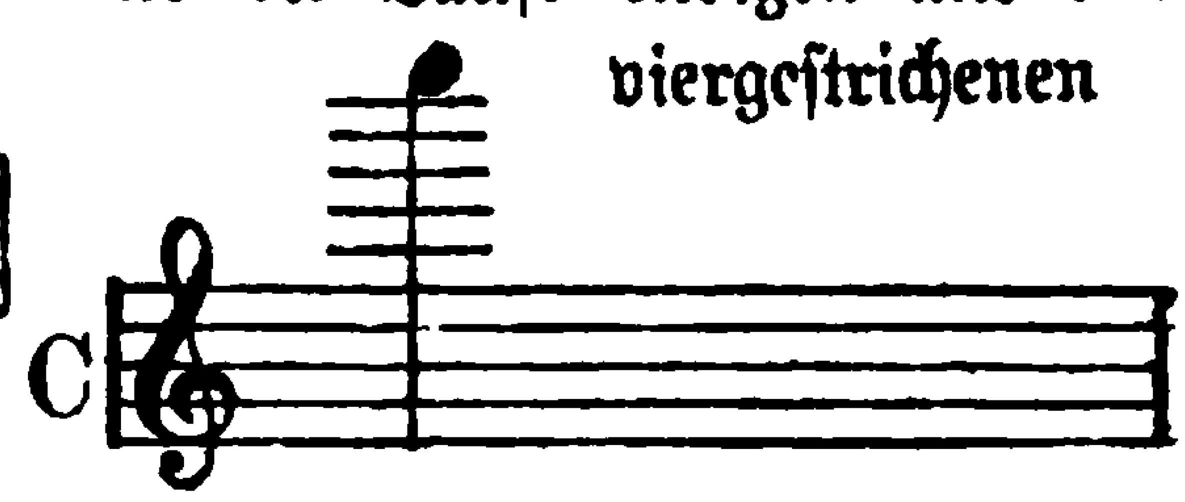
Und daß nur diese und „Die Zauberflöte" die ganz wahrhaft deutschen Opern des göttlichen Meisters sind, daß in Figaros Hochzeit und Don Juan die Behandlung der Melodie vielfach eine italienische, allerdings von dem größten deutschen Operncomponisten gehandhabte ist, bedarf für musikalisch gebildete Leser keines Beweises.

Man kann also füglich behaupten, daß der italienische Opernstil bis in die zweite Hälfte des verflossenen Jahrhunderts auch von nicht italienischen Componisten bevorzugt ward; erst nachdem Gluck auf französische Texte den französisch dramatischen Stil und Händel das englische Oratorium festgestellt hatte, schwand die italienische Manier nach und nach aus den Werken deutscher Operncomponisten; und seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts ist sie vollständig an ihre Heimat gebunden. Und nun begann eine neue Periode für die italienische Opernmusik.

Im verflossenen Jahrhundert war die reine Gesangsvirtuosität (das was man heute bel canto und Coloratur nennt) allein herrschend. Allerdings stand sie auf einer Höhe, von der man heute sich kaum einen Begriff bilden kann. Mozart meldete aus Bologna seiner Schwester (24. März 1770) von einer Sängerin Bastardella*), die „eine schöne Stimme, eine galante Gurgel, eine unglaubliche Höhe hat", und fügt in Noten „die Töne und Passagen" an, die sie in seiner Gegenwart gesungen hat. Wäre nicht der Autograph vorhanden, und stände nicht Mozarts Wahrhaftigkeit über jedem Zweifel, so könnte man bei dem Anblick dieser Noten glauben, irgend ein Spaßvogel wolle dem Leser ein Märchen aufbinden, da jene Passagen und Triller in der dreigestrichenen Octave sind



und die Läufe endigen mit dem viergestrichenen



*) Sie hieß eigentlich Agujari, Bastardella war ein Spitzname. Nach dem Mendel'schen Musiklexikon war sie 1755 geboren, an den Componisten Colla verheirathet, und starb schon 1783. Auch Burney und Sacchini sprachen mit größter Bewunderung von ihr.

Alle diese Stellen sind noch heute nur von einem geschickten Geiger ganz rein wiederzugeben. Mag auch diese Sängerin als einzeln dastehendes Phänomen gelten, so bezeugen doch alle Bücher über Musik aus dem verflossenen Jahrhunderte, daß mit der Gesangsvirtuosität der Italiener keine andere auch nur annähernd zu vergleichen war. Auch die italienischen Gesangsschulen jener Zeit lassen errathen, mit welch langsamer Sorgfalt die Stimme damals ausgebildet wurde; der Schüler mußte jahrelang nur Scalen singen, jeden einzelnen Ton vom Piano zum Fortissimo anschwellen und wieder zum Pianissimo zurücksinken lassen. Erst wenn er dieser Uebung vollständig Herr geworde, durfte er mit Läufen und anderen Passagen (fioriture) beginnen; und hatte er diese überwunden, dann durfte er kleinere Partien studiren, um dann zu größeren zu gelangen. Alles das ist heutzutage undenkbar. Wir werden später auf diesen Punkt zurückkommen.

Die neuere italienische Opernmusik beginnt mit Rossini. Dieser leichtfertig geniale Mann trat, vom Standpunkte seiner Zeit betrachtet, als eine Art von Reformator auf. Er behielt zwar vieles von der alten Schule, aber seine Gestaltung und Entwickelung der Arien und seine Instrumentation waren eine ganz andere, als die vor ihm. Er legte nicht den Schwerpunkt in die Verzierungen und schwierige, die reine Kehlenläufigkeit zur Geltung bringende Passagen, sondern in den ausdrucksvollen Gesang. Er gab der reinen Melodie eine viel größere Ausdehnung, er brachte das Recitativ auf eine höhere Stufe, er vervollkommnete die Begleitung und öffnete dem Orchester ein weiteres Feld. Charakteristische Instrumentation lag seinen Bestrebungen allerdings sehr fern; die Ouverturen seiner Opern sind reine Tonspielereien; die zur Semiramis, zum Othello konnte ebenso gut einer komischen Oper vorangehen; selbst die noch heute „berühmte" zu „Wilhelm Tell", die für die französische große Oper geschrieben ward, ist nur ein sehr glänzendes Ochester-Concertstück. Nichtsdestoweniger können selbst die zuerst genannten im Verhältniß zu den „Introductionen" der früheren Componisten als ein Fortschritt bezeichnet werden. Und manche Arien und mehrstimmige Gesänge in „Semiramis" und „Othello" zeigen eine Bestimmtheit der melodischen Rhythmen und der Klangfarbe in der Instrumentation, die darauf hinweiset, daß ihm schon damals eine dunkle Ahnung vom Erfassen dramatischen Moments innewohnen mochte. Allerdings sind diese Erscheinungen sehr seltene; die italienische dramatische Auffassung war damals von der deutschen gerade so weit entfernt wie heute; aber auch die vereinzelten Erscheinungen dürfen nicht übersehen werden in Betrachtungen der Entwickelung des dramatischen Stiles. Die Hauptbedeutung Rossinis lag in seiner Gestaltung der Melodie, und hierin hat er ganz bestimmt eine neue Epoche begonnen. Melodien wie die beiden Gesänge der Desdemona im letzten Act des Othello gehören noch heute zu den schönsten Blüthen italienischer Gesangsmusik. Und selbst in der komischen „Oper Barbier von Sevilla" zeigt sich Rossini als ein Neuerer. Ein flüchtiger Vergleich der Partiturs des barbiere mit der besten komischen

Oper des vorhergehenden Jahrhunderts, mit dem liebenswürdigen „matrimonio segreto“ Cimarosas zeigt den ungemein großen Abstand in den Rhythmen des Gesangs und in Behandlung des Orchesters. Alles ist schärfer, bestimmter, volltönender, lärmender; und es erscheint leicht erklärlich, daß die Neapolitaner, für welche diese Oper geschrieben ward, beim ersten Anhören etwas verdutzt drein schauten, und erst nach und nach deren große Vorzüge erkannten; es war eben nicht die gewohnte opera buffa, die ihnen da entgegen klang, sondern eine neue Gattung!

In der Mitte der zwanziger Jahre kam Rossini nach Paris und ward dort als Compositeur des Königs angestellt; von da ab begann die Wandlung in seinem Schaffen. Er mußte für die französische große Oper schreiben, und in dieser herrschten sowohl bei den Sängern wie beim Publikum andere Ueberlieferungen und Gewohnheiten, als bei den rein italienischen Truppen und deren Hörern. Ein gewisses ernsthaftes Pathos, eine breiter angelegte hervortretende Declamation, eine stärker entfaltete und in die Handlung eingreifende Thätigkeit des Chores hat sich dort seit Glucks Zeiten als unerläßlich festgestellt; Rossini mußte sich diesen Forderungen anbequemen, und er that es mit der ganzen leichten Fertigkeit seiner genialen Begabung, richtete den „Mosé in Egitto“ als Moïse, den Maometto als „Siège de Corinthe“ für die große Oper ein, gab ihnen einen französischen wirksamen Anstrich und erreichte damit großen Erfolg. Das Gebet des Moses sowie der Marsch gehörten lange Zeit zu den Paradestücken der gemischten Concerte italienischer Operngesellschaften. Mit dem „Tell“ trat Rossini ganz auf den Boden des modernen französischen Opernstils, der vor ihm durch Auber in der „Stummen“ eingeführt, nach ihm durch Meyerbeer in „Robert“ und „Hugenotten“ zur höchsten Entfaltung gebracht worden ist. Nur hat Auber in der Cantilene die französischen melodischen Wendungen und Harmonien in der Begleitung angebracht, wie sie schon bei Grétry und Boieldieu zu finden sind, Rossini dagegen die italienischen und Meyerbeer deutsche. Hätte der letztgenannte nicht den Propheten, die Afrikanerin und die elendigliche Dinorah geschrieben, so würden die vernichtenden Urtheile Rich. Wagners ohne starke Nachwirkung geblieben sein.

Es ist also festzustellen, daß der sogenannte italienische dramatische Stil zuerst von Rossini geschaffen ward, aber ganz unter französischem Einflusse. Die Prüfung der Werke seiner glücklichsten Nachfolger beweiset das am besten. Der erste nach Rossini, dem das Publikum seine Gunst schenkte, war Bellini, der echteste, wahrste Schöpfer der schönen italienischen Melodie, jenes süß einschmeichelnden, schwärmerisch stimmenden Gesanges, bei welchem man sich gern der sinnlichen Wirkung überläßt, weil sie in feinster Form, fast in den Schleier der Wehmuth gehüllt, erscheint. Es mag sein, daß diese meine Aeußerung manchem Deutschthümler als ein Verbrechen erscheint. Ich bekenne mich gerne für schuldig und gestehe sogar, daß noch heute manche Bellini'sche Melodie („Qual cor tradisti“ im Finale der Norma, die Arie der Somnambula im dritten Acte, unmittelbar vor dem Erwachen, die letzte Tenorarie in den Puri-

tanern) meine Ueberzeugung bestärkt, daß auch Das „nicht ohne einigen Gott" geschaffen werden konnte. Eine ganze Oper von Bellini jetzt noch anzuhören, gehört allerdings zu den schweren Aufgaben; doch will ich sie noch lieber ertragen als eine von Donizetti, der seiner Zeit von sehr vielen Italienern Bellini vorgezogen ward, weil er mehr „dramatischen Sinn" zeigte. In den raschen Sätzen und in den „Allegri", die nach der italienischen Schablone jedem langsamen Satze folgen mußten, zeigte sich Bellini allerdings sehr schwach. Die zweitheiligen galoppeartigen Motive, die gerade den effectvollsten Moment bezeichnen sollten, wie z. B. das Finale des zweiten Actes der Somnambula, oder des Duettes zwischen Norma und Adalgisa erschienen selbst seinen Verehrern zu matt, zu wenig brillant; auch war seine Behandlung des Orchesters gar zu einfach, nur berechnet, Alles dem Gesange unterzuordnen. Er selbst mochte diese Schwäche seines Talentes wohl gefühlt haben, seine Puritani zeigen das Streben und auch die Befähigung, glänzende Allegri zu schaffen (die Orchestration blieb nach wie vor recht matt); aber der frühzeitige Tod, der den so edel Begabten im 34. Jahre dahinraffte, ließ jenes Streben nicht zur Entfaltung gelangen; und Donizetti blieb bis zur Zeit da ihn (fast gleichzeitig mit dem Erscheinen von Verdis Ernani) das unheilvolle Schicksal der Gehirnerweichung befiel, der unbeschränkte Beherrscher der italienischen Oper.

In wahrer ursprünglicher melodischer Erfindung, in Wärme der Empfindung steht Donizetti weit unter Bellini; dagegen muß ihm zugestanden werden, daß er den gesteigerten Anforderungen des Publikums an die Bühne bedeutendere Formkraft und auch eine viel größere musikalische Bildung entgegenbrachte. Seine Allegri waren manchmal ebenso schrecklich trivial wie die Bellinis; aber sie bewegten sich in breiteren Formen, traten in besser zugeschnittenem theatralischem Gewande auf, und boten den Sängern Gelegenheit, ihre vollen Kräfte zu entfalten. Während die Bellini'schen Allegri ganz unbeachtet vorübergingen — nur das berühmte Männerduo aus den Puritani erregte immer stürmischen Beifall und Wiederholungsruf — waren die Tenor-Polonaise aus „Belisar": „Trema Bisantia", die Sopranarie „Ah che disio la vendetta" aus derselben Oper, das 3/8-Terzett aus „Lucrezia" im zweiten Act, das noch heute viel gesungene Trinklied im dritten „Il segreto per esser felice" allbeliebte Paradestücke, die überall mit demselben großen Erfolge vorgeführt wurden. Diese Stücke sowie die meisten seiner Allegri und Finale sind mit großem Bühnengeschicke angefertigt, und wirkungsvoll instrumentirt. Donizetti hatte, wie schon oben bemerkt, eine sehr gründliche musikalische Erziehung erhalten, und war sogar in strengen Formen nicht unbewandert; als er vom Kaiser Ferdinand von Oesterreich die eigens für ihn geschaffene Stelle eines Kaiserlichen Hofcapellmeisters und „Kammercomponisten" mit großem Gehalte und anderen Vortheilen erhielt, übergab er der Hofkirchen-Kapelle zwei im strengen Stile gehaltene Compositionen, ein Miserere und ein Ave Maria; und selbst die von der Bevorzugung des Italieners tief gekränkten deutschen

Wiener Kirchencomponisten mußten eingestehen, daß der Mann, der so viel leichtfertiges Zeug geschrieben hatte, doch auch Befähigung zu ernsterer gediegener Arbeit besaß. Als Componist komischer Opern genießt Donizetti noch heute Achtung selbst bei Denen, die es nicht begreifen können noch wollen, daß die „Favorite" oder „Lucrezia Borgia" einen so großen Enthusiasmus hervorgerufen hat, und die selbst die „Lucia" nicht mehr hören wollten, wenn nicht die Patti oder die Sembrich die Hauptrolle singt, und die daher auch nach dem Hauptbravourstück, nach dem Wahnsinn-Walzer und Tod Lucias das Theater verlassen, und den dritten Act vermeiden. „L'elisir d'amore", „die Tochter des Regiments" und vor allen „Don Pasquale" werden den Namen ihres Schöpfers in der Nachwelt erhalten. Die letztgenannte Oper ist freilich nie recht „populär" geworden, und gilt als ein besonderer Leckerbissen für musikalische Feinschmecker. Aber diese Eigenschaft wird sie auch immer behalten; sie ist ein Meisterstück der Feinmalerei in Melodie und charakteristischer Instrumentation.

Donizetti hatte eben seine 64. und letzte Oper „Dom Sebastian" auf die Bühne gebracht, als das Werk eines bisher fast unbekannten Componisten von den italienischen Sängern in Wien, Paris, London, Petersburg mit sehr großem Erfolge aufgeführt wurde: „Ernani" von Verdi. Zwar wußte man, daß zwei Opern dieses neu Aufgetauchten, „Nabucco" und „I Lombardi", in Italien großen Enthusiasmus erregt hatten; aber in anderen Ländern bewährte sich deren Wirkungskraft nicht, sie sind von den Bühnen verschwunden, während Ernani hie und da noch heute auftaucht. Lebhaft steht die Jugenderinnerung vor mir, welch gemischte Urtheile diese Oper (die von den Italienern vortrefflich ausgeführt wurde) in den Wiener musikalischen Kreisen anregte: Wie die Einen die Gemeinheit der Rhythmen, die Rohheit der Instrumentation als einen Rückschritt der italienischen Musik bezeichneten, die Anderen dagegen hervorhoben, daß manche Momente eine ungewöhnliche Kraft der Erfindung, der Declamation und des dramatischen Colorits erkennen ließen, wie z. B. das Duett zwischen dem Könige und Sylva, der Schwur Ernanis und Sylvas, die Arie des Königs in der Gruft und das Finale im dritten Acte. In einem Punkte aber stimmten alle überein: daß die beiden Hauptpartien — Ernani und Elvira — von den Sängern nicht musikalische Bildung bedingten, sondern starke Stimmen, Ausdauer und naturalistisches Feuer, und daß bei einer Weiterentwickelung dieser Gattung Opernmusik die eigentliche italienische Gesangskunst, der bel canto von der Bühne nach und nach verschwinden und die elementare Kraft der Stimme die Oberhand behalten würde.

Es ist culturhistorisch bedeutsam, daß Verdis Ernani in dieselbe Zeit fällt, da Richard Wagner seinen „Tannhäuser" schuf, daß der italienische Operncomponist und der deutsche Meister gleichzeitig mit neuen Ideen und neuen Mitteln hervortraten. Aber der Deutsche wirkte für die Kunst und der Italiener für das Publikum, der Deutsche knüpfte an Beethovens „Neunte" und Missa an, der Italiener an Donizetti. Dem Deutschen war es darum zu thun, seine höchsten Ideen im Musikdrama zu verwirklichen, und er kämpfte mit allen möglichen

Waffen für seine Aufgabe, Verdis Streben ging vor Allem dahin, effectvolle und einträgliche italienische Opern zu schreiben, von den erfolgreichen größten Nutzen zu ziehen, die mißlungenen rasch durch andere zu ersetzen. Daß er nicht anders zu Werke gehen konnte, soll gleich bewiesen werden; hier sei nur bemerkt, daß Verdi als Mensch hohe Achtung verdient, daß er seine patriotischen Gesinnungen auch in Momenten der Gefahr nie verleugnete, und er einen Theil seines Reichthums zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken verwendet hat.

Vielfach ist gegen Verdi der Vorwurf erhoben worden, er hätte der Gesangskunst unendlichen Schaden zugefügt, durch ihn wäre unter den Sängern die Verrohung eingerissen, das Streben nach gemeinen Effecten, nach Entfaltung der Kraft in den hohen Tönen ohne jegliche Rücksicht auf die Gebote der Schönheit. Der Vorwurf ist nicht ungerecht, aber einseitig; er trifft nicht Verdi sondern die zeitgenössische italienische Oper, als deren begabtester Vertreter Verdi allein zu Ruhm und Ehren gelangt ist. Alle anderen lebenden italienischen Operncomponisten haben gerade so rohe Effecte in Rhythmen, Melodien und Instrumentation angewendet wie er; doch sie waren roh und talentlos zu gleicher Zeit, ihre Opern fielen durch, während Verdis großes Talent überall große Erfolge errang. Und wenn man die einzige Oper eines anderen Componisten betrachtet, die sich neben den Verdi'schen in Italien und in den nicht deutschen Ländern, wo italienische Operngesellschaften existiren, erhalten konnte, den „Ruy Blas" von Marochetti,*) so überzeugt man sich bald, daß Verdi bei weitem der vornehmste unter den Lebenden ist. Wie jede Kunstschöpfung, so sind auch die Opern Verdis ein Ergebniß der Wechselwirkung zwischen der Begabung des Künstlers und der geistigen Strömung, den allgemeinen Kunst-Verhältnissen. Und diese letzteren sind in Italien ganz anderer Natur als in irgend welchem Lande. Hier werden in jeder Stadt Opern nur während der „stagione", gegeben, d. h. während einer bestimmten Zeit im Winter, die höchstens drei Monate dauert. In den andern neun Monaten des Jahres bleiben die großen Opernhäuser geschlossen. Für diese stagione wirbt der Pächter des Theaters eine Operngesellschaft an und bestellt eine neue Oper; dem deutschen Publikum fehlt jede Ahnung von der Unzahl neuer Opern, die alljährlich in Italien auftauchen. Gefällt nun eine solche, so wird sie die ganze stagione hindurch gegeben, in Gegenfalle verschwindet sie auf Nimmerwiedersehen und wird durch eine aus früheren Zeiten her bekannte ersetzt. Unmittelbarer Erfolg ist also die erste unerläßliche Bedingung für den Operncomponisten. Gelingt ihm dieser nicht, so ist sein Werk verloren. Allmähliches Durchdringen einer Oper, langsames Erkanntwerden ist in Italien nicht denkbar, aus dem einfachen Grunde, weil die Zeit fehlt, weil während neun

*) In Berlin wurde die Oper von einer italienischen Operngesellschaft mit der „berühmten" Sängerin Turolla im Victoriatheater gegeben, aber sehr kühl aufgenommen.

Monaten im Jahre die großen Opernhäuser feiern, und daher keine Gelegenheit zur Klärung und Feststellung des Urtheils bieten Außerdem ist das italienische Publikum von jeher gewohnt, nur die erste Vorstellung einer Oper durchwegs ruhig anzuhören. In dieser legt es sich sein Urtheil über die Nummern zurecht, die es bei den weiteren Vorstellungen wieder mit Sammlung anhören will; die anderen Stücke bieten dann die angenehme Abwechslung, daß man mit den Bekannten, welche in der Loge die Besuche abstatten, recht lebhaft plaudern kann, bis wieder eine Hauptnummer beginnt; dann wirds stille für einige Minuten, dann erschallen die begeisterten Zurufe — und nach diesen beginnt die Conversation von neuem. Eine Oper, deren erste Vorstellung keine da capo Nummern*) gebracht hat, bei einer zweiten mit derselben Aufmerksamkeit anzuhören, sie gar nach neun Monaten sich nochmals vorführen zu lassen, fällt keinem italienischen Publikum bei. Es hat vereinzelte Beispiele gegeben, daß eine Oper, die in einer Stadt nicht gefiel, von einer andern günstig aufgenommen ward, wie z. B. Boitos Mephistofele, der in Mailand ausgepocht, dagegen in Bologna und Venedig und dann in andern Städten mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Aber abgesehen davon, daß die Mailänder Aufführung nach dem allgemeinen Urtheile eine elende war, genießt Bologna („die Gelehrte, la dotta") von jeher das Vorrecht, für ernste Musik besonderes Verständniß zu zeigen und den Ton anzugeben. Auch Wagners Lohengrin ist in dieser Stadt mit so großem Enthusiasmus begrüßt worden, daß die Stadt den Componisten zum Ehrenbürger ernannte. Aber nach den Thatsachen aus dem allgemeinen Musikleben, die ich erzählte, wird jeder Leser begreifen, daß für die deutsche Oper, geschweige denn für Wagners Werke, ein fester Boden in Italien nicht zu finden ist, und daß Verdi eben nur so zu Werke ging, wie er als italienischer Operncomponist zu Werke gehen mußte, wollte er nicht jedem Erfolge entsagen.

Daß Verdis Opern der wahren Gesangskunst Schaden gebracht haben, daß sie der ungebildeten Kraft, dem Naturalismus Vortheile und Förderung

---

*) Und in welcher Weise ein italienisches Publikum da capo ruft ohne die mindeste Rücksicht auf Zusammenhang der Handlung und der Musik, davon gab die erste Vorstellung des „Othello" in Mailand das bedeutsamste Beispiel. Bis zum vierten Acte gab es nur eine einzige Wiederholung, die eines unbedeutenden Chores. Aber in der letzten Scene, als Desdemona ihr Gebet vollendet und sich schlafen gelegt hatte, mußte sie wieder vom Bette herunter, wieder auf den Betstuhl knien, singen und wieder einschlafen. Nun öffnet sich leise eine Tapetenthür, der Mohr tritt herein, legt seinen krummen Säbel ab und nähert sich mit finster wildem Blicke, mit krampfhaft geballter Faust dem Bette seiner Frau; im Orchester soll ein Vorspiel die Leidenschaften schildern, welche im Busen des zum Morde Schreitenden wühlen. Dieses Vorspiel ward mit endlosem Toben da capo verlangt; der Mohr muß wieder hinter die Tapete treten, wieder hervorkommen, wieder ein wüthendes Gesicht zeigen. Die Mailänder sind die denkbar liebenswürdigsten, feinsten Leute, in äußerer Erscheinung und Manier fast ganz französisch; aber im Theater sind sie Italiener vom Scheitel zur Sohle.

bieten, ist unleugbar. Aber ebenso fest steht, daß die übergroße Mehrzahl der heutigen italienischen Sänger Gesangskunst nicht besitzen will, weil das Publikum sie nicht verlangt, und daß sie Verdis Opern nicht sängen, wenn er nicht nach ihrem Sinne schriebe und sie damit Effect machten. Schon die letzten Opern Donizettis und die Meyerbeers, ließen voraussehen, daß die Kraft und Ausdauer der Stimme und die scharfe Betonung der Declamation in Bälde höher geschätzt werden würde, als die eigentliche künstlerische Gesangsleistung. Verdi hat nur vollendet, was seine Vorgänger begannen, mit größerem Talente als alle seine italienischen Zeitgenossen, die sich vergeblich bemühten.

Die ganze gesellschaftliche und gewerbliche Entwickelung der letzten Jahre mußte der alten italienischen Gesangskunst verderblich sein. Bei der ungeheuren Ausdehnung und Schnelligkeit der Eisenbahnen und des Dampfschiff-Verkehrs werden jetzt italienische Operngesellschaften bis in die entferntesten Winkel aller Erdtheile angeworben. Daß hierbei nicht die künstlerische Bildung der Sänger in Betracht kommt, liegt klar; welcher Theaterbesucher in Neu-Orleans, Hayti, San Francisco, in Brasilien, in Australien, in Bombay kümmert sich um musikalische Bildung? Schöne ausdauernde Stimmen, welche dem Einflusse des Klimas widerstehen, sind die Hauptbedingung. Also ein Tenor mit vielen hohen Tönen, eine Primadonna mit starker Brust, allenfalls ein Sänger, der ein paar Läufe brillant herausbringt, die werden mit Gold aufgewogen; alles Andere ist gleichgültig. Der Bedarf wächst fortwährend und als natürliche, nothwendige Folge stellt sich immer mehr heraus, daß Sänger und Sängerinnen mit guter Stimme nichts lernen, sondern nach einigen Vorbereitungen sofort erste Partien singen wollen, gut bezahlte Engagements suchen und nach irgend einem entfernten Welttheile segeln. Und die Gerechtigkeit legt uns das Geständniß auf, daß unter den deutschen Sängern auch nicht viel bessere Zustände herrschen. Man frage einmal die Gesangslehrer, ob irgend ein begabter Schüler lange lernen oder sich je bequemen will, mit dem Studium kleinerer Partien zu beginnen? Die bedeutendsten italienischen Sängerinnen und Sänger sind jetzt nicht mehr in Italien zu suchen, sondern in London, Paris, Petersburg, New-York, wo sie die höchsten Honorare erhalten; aber auch in diesen musikalisch gebildeten Städten verlangt das Publikum vorzugsweise Verdi; es läßt sich wohl einmal die Somnambula oder Lucia gefallen, wenn die Patti oder Sembrich die Hauptrolle singt; dafür aber will es viermal die Traviata oder den Trovatore hören.

Alle diese Verhältnisse sind wohl im Auge zu behalten, wenn ein richtiges Urtheil über Verdis Entwickelung gefällt werden soll. Die Wandlungen in den Kunstrichtungen, unbewußte Neigungen des Publikums und seine Wesenheit trafen zusammen. Jenes fand das meiste Gefallen am Düsteren, Leidenschaftlichen, Gewaltthätigen, Gräßlichen, und er fand für die Hauptscenen im Rigoletto, Trovatore, Traviata, Ballo in maschera die wirksamsten Melodieen und die charakteristische Instrumentation. Das Quartett im letzten Acte

des Rigoletto, das Finale des dritten Actes der Traviata von der Spielscene an, der ganze dritte Act am Hochgerichte*) im Ballo, sind Schöpfungen, denen man große unmittelbare Wirkung nicht absprechen kann, wenn auch der Stoff im Ganzen und in der Musik Einzelnes anwidert. Man hat immer Kundgebungen einer ganz bedeutenden Kraft vor sich; man mag die Richtung der Kraft preisen oder verdammen, die Bedeutung ist ihr nicht abzusprechen.

Die „Aïda“ wurde vielseitig als ein Werk betrachtet, in welchem Verdi eine ganz neue Bahn betreten, einen neuen Stil geschaffen hätte; sie ist auch entschieden sein bestes, einheitlichstes, vornehmstgehaltenes; aber sie ist doch nur die Vollendung dessen, was er im Ballo und in la forza del destino begonnen hatte. Schon die erst genannte Oper zeigt eine andere Behandlung der Declamation und besonders der mehrstimmigen Gesänge als die bisher gewohnte; jeder Gruppe ist ein charakteristisches Motiv zugetheilt, das sich von den andern scharf abzeichnet; ja sogar ein Leitmotiv kommt zum Vorschein, das den jedesmaligen Eintritt der Verschwornen ankündigt. In „forza del destino“ geht Verdi noch einen Schritt weiter, behandelt das Orchester noch sorgfältiger, trachtet noch mehr nach charakteristischer Klangfärbung und Harmonisation. Auch sind einzelne Scenen vortrefflich ausgeführt. Daß die Oper nirgends einen rechten Erfolg gewann, lag an der Melodienarmuth und an dem ganz zerfahrenen Libretto, der verschiedenartigste Elemente handelnd vorführt, sogar einen komisch sein sollenden Klosterbruder! Doch weiß ich mich genau zu erinnern, daß sie vor einigen Jahren in Berlin (sie wurde im Krolltheater von einer italienischen Gesellschaft vorgeführt) Verwunderung und Beachtung der gesammten Kritik erregte. In Aïda hatte Verdi einen vortrefflichen Text gefunden, der viele wahrhaft poetische Momente bietet; sein Melodienquell floß reichlicher, seine Arbeit war noch reifer, umfassender, sorgfältiger und er schuf ein Werk, das schöne Melodien mit echt dramatischer, wirksamer Instrumentation verbindet, das bis zum letzten Stücke den Hörer bei steigendem Interesse festhält, das also ganz bestimmt als die beste italienische Oper dieses Jahrhunderts bezeichnet werden kann. Freilich wäre bei genauer Zergliederung nachzuweisen, daß französisches wie deutsches Element in Aïda mitgewirkt habe; aber als Grundton, als das Hauptelement, welchem andere nur beigefügt sind, wird immer die italienische Musik zu erkennen sein. Dies ist im „Othello“ nicht der Fall.

Es erscheint leicht erklärlich, daß Verdi nach dem ganz außerordentlichen Erfolge der Aïda oft gedacht haben mag, er könne mit einem ähnlichen Textbuche noch Größeres und Schöneres, in der That einen neuen Stil schaffen. Es lag auch in seiner Wesenheit, daß ihn ein Stoff wie der Othello ihn besonders anregte, eine Handlung, in welcher die denkbar schärfsten

---

*) In dem Hohn-Chore der Verschworenen sind die sonst so gemein klingenden Terzengänge mit großem Geschick charakteristisch angewendet.

Gegensätze, die wildesten, aber ethisch weitest auseinander liegenden Leidenschaften immerwährend thätig sind, und daß Rossinis Othello ihm wenig Bedenken einflößte; denn nicht die Zeichnung der Desdemona stand vor seinem Geiste als die Hauptsache, sondern Othello, und fast noch mehr Jago; und die oft gebrachte Zeitungsnotiz, daß er die Oper zuerst „Jago“ nennen wollte, erscheint mir gar nicht unglaubwürdig. Er fand auch in Boito, dem genialen Dichtercomponisten des Mephisto*) einen Textdichter, der das Shakespeare'sche Drama insoweit vortrefflich bearbeitete, als es überhaupt möglich war, diesen Stoff für musikalische Composition zurechtzulegen. Denn die Charaktere in Othello sind nur in psychologischer Entwickelung dramatisch darstellbar, daher der Musik, die nur für Stimmungen und nicht für Gedanken Ausdruck findet, fast unzugänglich. Dem Rachegefühl und der Hinterlist, den Haupttriebfedern in Jagos Handlung, steht die Musik fern; sie kann wüthen, nicht aber intriguiren.

Trotz alledem hätte Verdi manche schöne Musik componiren können, wenn die Erfindungskraft des 73jährigen Mannes nicht in Abnahme wäre. Der Stil in Othello, der in Italien als ein neuer gepriesen ward, mag vielleicht dort als ein solcher erschienen sein, wo man Wagner noch sehr wenig kennt. Aber der Beurtheiler, der eben nicht auf dem rein italienischen Standpunkte**) steht, findet in diesem „letzten und größten“ Werke nur sehr achtungswerthes Streben und gewissenhafte Arbeit, sorgfältige Behandlung des Declamatorischen, der Instrumentation und orchestralen Klangfärbung, besonders auch eine sehr achtsame Stimmführung sowohl in den mehrstimmigen Gesängen der Hauptpersonen als in den Chören. Aber die eigentlichen Formen, die gesanglichen wie die instrumentalen, müssen jedem unabhängigen Beurtheiler als ein Gemengsel der französischen großen Oper und des Wagnerschen Musikdramas erscheinen. Es giebt nicht eine Scene, in welcher sich nicht directer Einfluß des einen oder des anderen nachweisen ließe. In der Melodienbildung, in der Charakteristik durch Gesang waltet das französisch pathetische Pathos, von Meyerbeer bis auf Gounod; besonders Jago und Desdemona lassen den Meyerbeer'schen Bertram, den Gounodschen Mephisto und Gretchen erkennen, nicht etwa durch directe Reminiscenzen, aber durch die Haltung und Führung der Melodie. Das vollständige Ineinandergreifen der einzelnen Gesänge, das Zuspitzen fast jedes einzelnen Tactes zum charakteristischen, besonders aber die Harmonisation sind ganz aus dem Wagner'schen Musikdrama hervorgegangen. In den gewagtesten Fortschreitungen, im unharmonischen Tonartenwechsel, in der Chromatik leistet Verdis Othello Manches, was mit den stärksten derartigen Erzeugnissen Wagners concurrirt. Das „letzte

*) Die Oper enthält neben manchem Ungenießbaren viele Schönheiten und geniale Momente. Sie hat fast überall großes Interesse erregt, nicht aber dauernde Erfolge.

**) Hier ist nochmals zu betonen, daß die Italiener in Verdi nicht blos ihren größten lebenden Componisten, sondern auch den Patrioten verehren, fast vergöttern.

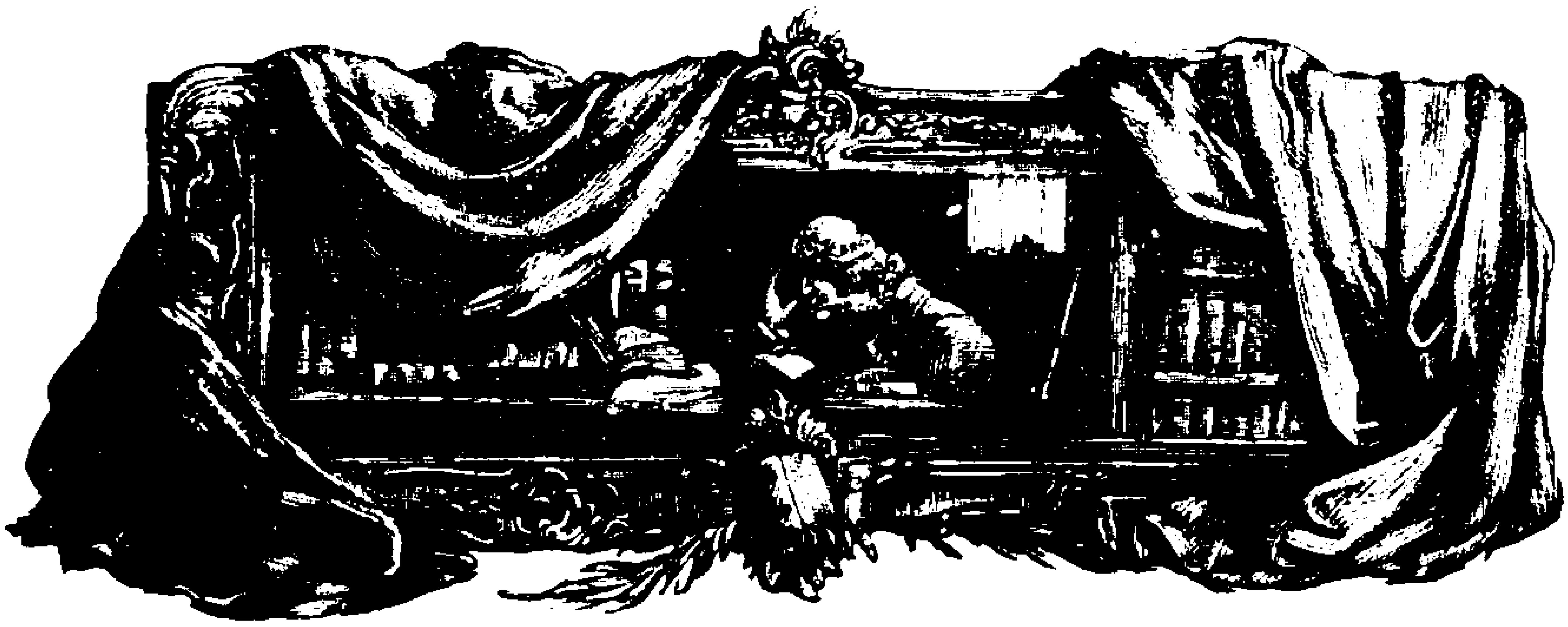
und größte Werk" Verdis ist also eine ehrenwerthe mühsame Arbeit, aber kein Kunstwerk, und am wenigsten die Kundgebung eines neuen italienischen dramatischen Stils.

Steht ein solcher überhaupt zu erwarten? Ist er möglich? Diese Frage kann ebenso wenig entschieden verneinend als bejahend beantwortet werden. Wer hätte im verflossenen Jahrhunderte noch Glucks „Iphigenie auf Tauris," den „Don Juan" und die „Zauberflöte" möglich gehalten? Erschienen nicht nach Meyerbeers Hugenotten alle Mittel weiterer Ausdehnung der Oper erschöpft? Galt nicht Lohengrin als Grenzstein, über den hinaus kein Schritt mehr gewagt werden durfte? Die ästhetischen Grenzen werden ja immer erst festgestellt, nachdem sie weit überschritten wurden.

Nur Eines mag hier in Bezug auf die erstere Frage jetzt gleich zur Entscheidung gebracht werden. Verdis Othello ist nicht die Kundgebung eines neuen italienischen dramatischen Stiles, aus dem einfachen Grunde weil die Oper eben nicht aus der italienischen Musik hervorgegangen ist. Man kann Wagners Musikdramen bewundern oder verwerfen, keinesfalls aber leugnen, daß sie mit der Entwickelung deutscher Musik, mit Webers Euryanthe, mit Beethovens letzten Werken zusammenhängen. Ja wenn der musikalisch gebildete Leser sich die Mühe nehmen will, die Andante aus Robert Schumanns ersten Sonaten (1839/40) zu studiren, wird er darin große Aehnlichkeit mit der späteren Melodienbildung Wagners finden. Aber Verdis Othello ist, wie schon gesagt, halb französisch halb deutsch, nirgends wirklich italienisch. Der neue dramatische Stil ist also noch zu erwarten*)!

---

*) Im Frühjahr 1884 weilte ich einige Tage in Mailand. Es war eben ein Preis ausgeschrieben worden für eine kürzere zweiactige Oper. Von den vielen Einsendungen hatten die Richter zweien eine Theilung des Preises zuerkannt, eine dritte erschien ihnen als von Talent zeugend, aber für die Aufführung unmöglich, gegen alle musikalischen Gesetze verstoßend. Mehrere Musikfreunde interessirten sich gerade für diese und nachdem die zwei erstgenannten Opern mit mäßigem Erfolge im teatro del Verme vorgeführt worden, bewogen sie die Direction, auch die „unmögliche" in Scene zu setzen. Der Erfolg war ein außerordentlicher. Ich habe der fünften oder sechsten Vorstellung beigewohnt und mich an dem Beifalle betheiligt. Mehrere Stücke, unter anderen ein Vorspiel im zweiten Acte, mußten drei- bis viermal wiederholt werden. Die Oper heißt „Le Willi" und spielt in Deutschland, der Stoff ist dem gleichnamigen Ballet entlehnt. Der Componist — Pulcini — ein ganz junger Mann, Schüler des Mailänder Conservatoriums, harmonisirt und instrumentirt als hätte er nie etwas anderes gekannt und studirt als Wagners Werke; aber seine Melodienbildung ist echt italienisch. Ich war außerordentlich überrascht, und sandte dem Berliner Tageblatt einen Bericht „Ein neudeutscher Italiener". Bei meiner letzten Anwesenheit in Mailand während der Othello-Aufführungen fragte ich den Director des Conservatoriums, den würdigen Bazzini, nach dem Componisten. Er meinte, der könnte Großes leisten einen neuen Stil schaffen, wenn er nicht so fahrlässig wäre!



Berthold Auerbachs Briefe

an

Wilhelm Wolfsohn.

(Schluß.)

Tief im Herzen hat mir Ihr Brief wohlgethan, lieber Wilhelm, wenn ich auch wie natürlich, tief bedauern muß, daß Sie nicht so auf dem Zeug sind, wie's sein soll.

Doch, das spricht sich Alles besser, und Sie kommen ja hierher, am besten nächsten Donnerstag oder Freitag, nehmen gleich ein Billet 2. Klasse für hin und her, das gilt drei Tage und mindestens zwei müssen Sie bleiben. Sie können bei uns logiren. Ueberfahren kann man immer und Sie verwahren sich gut. Der beste Zug ist Mittags 1 Uhr, da sind Sie um 2 Uhr hier. Wir warten mit dem Essen auf Sie. Ich stecke jetzt so im Arbeitsfieber, daß ich oft in Schweiß gebadet dastehe. Ich dictire einem Stenographen. Das thut mir gut, denn die Sachen sind so fertig in mir, daß ich sie nicht schnell genug heraussprudeln kann. Bin begierig, was Sie sagen werden, Sie werden viel vorfinden, mehr als wir in zwei Abenden lesen könnten. Bis Donnerstag hoffe ich fertig zu sein und Dienstag den 20. geht's nach Berlin.

Die russische Uebersetzung freut mich sehr. Die Pavlof ist doch schuld, daß der Preiselspeter mir nichts einbringt. Sie hat zu lang gezögert. Wir sprechen auch hierüber.

An Dawison habe ich bereits vor mehreren Tagen geschrieben. Er weiß, daß ich ihm gern nahe bin in Freud und Leid, und ich möchte eben jetzt meine Hand über ihn halten.

Mit herzlichem Gruße an Sie und Ihre Frau von mir und meiner Frau

Ihr

Schandau, den 11. December 1859. Berthold Auerbach.

Schreiben Sie den Tag vorher, ehe Sie kommen. Halbneugroschenmarke.

Hätte ich Sie nur bei mir, lieber Wilhelm. Wie Vieles hätte ich Ihnen zu sagen und es schreibt sich so schwer. Wenn ich von vielen Besuchen ermüdet Abends spät, d. h.

Mitternacht zum Schlaf komme, bin ich Morgens kaum schreibfähig. Ich habe noch nicht die Hälfte meiner Besuche gemacht, und oft ist mir's doch so schwindlig, als wäre ich auf einem Carousſel, wo Alles sich vor uns dreht.

Ich kann Ihnen aber doch sagen, daß Berlin im großen Ganzen genommen einen stählend frischen Eindruck auf mich macht. Hier ist Alles stramm, geweckt, selbst die Physiognomien auf den Straßen haben etwas von einem permanenten Appell, als wäre eben erst Tageswacht geblasen und gewisses Gefühl der Großheit, eine zukunftssichere amerikanische Betriebsamkeit und Selbsthetzung geht durch alle Gemüther und alle Lebensäußerungen. Nach dem ästhetisch Verhockten, das wir so lange mit ansehen mußten, thut diese allseitig bewegte Regsamkeit doppelt wohl. Mir nimmt es noch oft den Kopf ein. Es war ein großer Abstand, aus der Abgeschiedenheit so plötzlich in diese Vielgeschäftigkeit versetzt zu werden, aber ich glaube, daß der Aufenthalt hier für mein ganzes inneres Leben und einen frischen Frohmuth nachhaltig wird.

Meinen alten Freund Max Duncker habe ich als den alten herzstarken Menschen in den neuen Verhältnissen wiedergefunden. Einen tiefanmuthenden Abend hatte ich bei Jakob Grimm. Der herrliche Mensch ist schwer gebeugt vom Tode seines Bruders, und doch nahm er mich auf und ließ mich lange nicht fort, und es war mir erhebend, wie er mein Streben im Auge behält und immer wieder mir sagte, wie Barfüßele und Friedrich der Große von Schwaben ihn tief ergriffen hätten. Bei der Prinzessin von Preußen, die mich schon am dritten Tage meiner Anwesenheit zu sich kommen ließ, fand ich eine Aufnahme wie bei einer Freundin. Sie war dafür besorgt, daß es mir hier wohl und warm sei. Vorgestern war ich, wie Sie in den Zeitungen lesen werden, zum Thee eingeladen, ganz im Familienkreise. Der junge Prinz und die englische Prinzessin, sowie mein Landsmann der Fürst von Hohenzollern waren auch da und Alle äußerst liebreich gegen mich. Nach Tisch sprach ich länger über Volksbildung mit dem Prinz-Regenten, er scheint viel und eigenthümlich darüber gedacht zu haben, ist gehalten und knapp in seinen Erwiderungen und bezeigte sich sehr wohlwollend. Ich erzähle Ihnen so hoffentlich bald einmal mündlich Alles näher.

Wird's denn nicht eine Wahrheit, daß Sie hierher kommen?

Fontane habe ich noch nicht gesehen. Er bestimmt morgen seine Vorlesungen. Lazarus ist durch die Krankheit seiner Frau sehr bedrückt. Zum Theater bin ich hier auch nicht gekommen. Ich hoffe, ich finde jetzt bald ruhigere Zeit. Lassen Sie mich bald auch von Ihnen hören. Mit herzlichem Gruß an die Ihrigen

Ihr

Berlin, Kronenstraße 26, 10. Januar 1860. Berthold Auerbach.

Berlin, Kronenstraße 26, 14. Januar 60.

Noch habe ich keinen Brief von Ihnen und schreibe Ihnen schon wieder, lieber Wilhelm, freilich nur kurz, denn Sie können sich kaum eine Vorstellung davon machen, wie ich in Sturm und Drang hundertfältiger Beziehungen und Ansprachen lebe. Abends nie vor Mitternacht zu Bett, Morgens müde und dann sind doch die Besuche nicht abzuhalten, bis ich schon Mittags mit dem Hausschlüssel für die Nacht ausgehen muß. Bei alledem fühle ich mich frischauf. Das politische, künstlerische und wissenschaftliche Leben ist hier in der That Leben. Ich bin heut Abend bei meinem alten trefflichen Freunde Max Duncker mit mehreren Abgeordneten. Im Schloß hörte ich die Eröffnungsrede des Prinzen. Es ist ein gewaltiges Treiben hier, und was das Beste ist, man lernt endlich einsehen, daß man nicht blos preußisch, sondern deutsch sein müsse. Freilich will das Vielen noch nicht eingehen, aber es wird.

Jeden Morgen ist mir's, als wäre gestern Sonntag gewesen, aber die glückliche Montagsstimmung, die zur frischen Arbeit führt, gewinnt in mir hier keinen festen Anhalt. Ich komme schwerlich hier zu einer geschlossenen Arbeit. Ich werde es aber versuchen.

Meine Beziehungen zum Prinzregenten und zur Prinzessin machen hier großes Aufsehen. Es soll noch nicht vorgekommen sein, daß ein neuerer Schriftsteller von bestimmtem politischen Charakter so in den Familienkreis des Hofes gezogen wurde und besonders die Juden fühlen sich ganz glücklich, daß mir diese Ehre wurde, und ich muß selber sagen, daß dies auch mir von besonderer Bedeutung ist.

Gestern war ich bei Kossak, der mir als gediegene Natur erschien. Er gedenkt auch Ihrer mit Liebe.

Wenn Sie Julius Hammer sehen, fragen Sie ihn, warum er mir nicht antwortet?

Sie haben doch schon gehört, daß Leopold Schefer die Schillerstiftung in Anspruch nehmen muß?

Wann kommt Ihre Osternacht dran?

Wann schicken Sie mir die Kalender-Anzeige?

Hier steht im Theater die Birch-Pfeiffer in Aussicht. Schöne Aussicht!

Schreiben Sie mir bald und recht viel. Ihr

Berthold Auerbach.

Berlin, Kronenstraße 26, Sonntag, 29. Januar 60.

Und wieder, lieber Wilhelm, muß ich Sie ermahnend fragen: warum erhalte ich den versprochenen ordentlichen Brief von Ihnen nicht? Ich, in den hundertfältigen Anmuthungen des hiesigen Lebens, finde nur schwer die entsprechende Schreibruhe. Man findet sich hier wie in einem Strome stahlhaltigen Wassers, und die Strömung geht an vielen Stellen auf und ab zugleich. Es giebt viele freisinnige Menschen, die nicht an Bestand und exacte Durchführung der freien Principien hier glauben, während Andere mit aller Zuversicht daran hängen, und inmitten des politischen Lebens ist hier eine wunderbare Emsigkeit in allem Thun. Wenn ich bei ganz verschiedenen Menschen wie Droysen und M. Duncker, Diesterweg und Ad. Menzel rc. stehe und vernehme, wie sie arbeiten, und dann auf der Straße den Holzhauern zusehe, wie sie mit einer Rapidität ohne Gleichen ihre Arbeit vollführen, so erweckt es mir immer auf's Neue die Hoffnung: ein Volk, wo Jeder so stramm und mit vollem Einsatze seiner Aufgabe sich hingiebt, ein solches Volk hat eine große Zukunft für die Welt und für Deutschland insbesondere.

Bei jedem Ausgange sehe ich ein wirkliches Stück Leben, und ich fange an den Zusammenhang und die Eigenartigkeit des hiesigen Seins zu verstehen. Die Gesellschaft ist hier eine von wirklichem Interesse bewegte, die Börsenwelt ist hier wie überall nichtsnutzig, spitzfindig und witzfindig, aber wenn ich in einem Kreise war wie gestern Abend, da sehe ich die bessere Welt, die schaffende und werdende, die den idealen Interessen lebende, die fast gar nichts davon weiß und will, daß da drüben an ganz andere Interessen, die nichts als Dividenden sind, gedacht und darauf speculirt wird. Ich war gestern Abend bei Dr. Veit. Es war nur Männergesellschaft, aber auch wirkliche Männer, nicht hosentragende Theeklatscher, die sich um Devrient und Dawison abgesellschaftern. Da war Bennigsen aus Hannover, Droysen, Mommsen, Simson, Vincke, Zelle, Zabel und 30, 40 andere, das war ein schöner Wald von Männern und das Rauschen mächtig. Ich habe mich besonders mit Droysen und Mommsen viel abgegeben, letzterer war mein Tischnachbar, auf der anderen Seite der Oberstaatsanwalt Aneke. Ich sprach mit Mommsen auch viel über Freytags Fabier, der ist nicht ganz meiner Ansicht, aber Alles was er sagt, ist so scharf präcisirt und so aus einem Hintergrund übersichtlichen Denkens, daß es der Mühe werth ist, still zu halten und sich darüber zu besinnen. Ich fühle mich heute am Morgen, wie man sich nach dem Genusse eines guten Weines fühlt — und auch der Wein war gut — nicht übernächtig, ausgeschöpft und öde wie in Dresden oft nach Gesellschaften. Ich könnte so fortfahren und Ihnen bogenlang schreiben, aber wie gesagt, ich habe

nicht die Ruhe dazu und ich nehme nur in vollen Zügen das Leben in mich auf, ohne zu fragen was in mir daraus wird.

Ich will Ihnen nur noch sagen, daß ich auch Fontane gesprochen hab. Er scheint mir eine chevalereske Natur.

Ich muß jetzt etwas für meinen Kalender arbeiten. Es wird mir schwer, denn mir braust der Kopf von all den neuen Wahrnehmungen.

Grüßen Sie Ihre Frau herzlich von uns. Schreiben Sie bald und ausführlich.

Getreulich Ihr

Berthold Auerbach.

Wenn Sie nicht krank sind, lieber Wilhelm, ist Ihr Nichtschreiben unbegreiflich und fast unverzeihlich. Nur aus der Antwort Hübners erfuhr ich, daß Sie meinen Brief erhalten. Wie ich Ihrer gedenke, werden Sie auch daraus ersehen haben, daß ich den Buchhändler Schneider veranlaßt habe, Sie zur Abfassung einer russischen Anthologie aufzufordern. Lassen Sie sich das ja nicht entgehen.

Sie leben in der gewohnten Ordnung und ich in einer Unruhe und allseitigen Beanspruchung ohne Gleichen und ich schreibe Ihnen und Sie mir gar nicht. Ist das richtig gemessen? Von Dresden lese ich, das Dawison endlich als Wallenstein erschien; das ist schön, ist das aber Alles was sich hören läßt?

Haben Sie Ihre Goethe-Vorlesungen begonnen?

Wie stehts mit der Osternacht? Ist das wahr, daß Dawison, den Sie mir herzlich grüßen, nach Paris auswandern will? Suchen Sie ihn ja davon abzuhalten, daß er keine übereilte That thut. Solchen heißblütigen Naturen müssen besonnen theilnehmende zur Seite sein.

Wenn ich wieder Brief von Ihnen habe, werde ich ordentlicher schreiben können. Heute nur herzlichen Gruß an Sie und die Ihrigen von Ihrem

Berlin, Kronenstraße 26, 16. Februar 60. Berthold Auerbach.

Berlin, Kronenstraße 26, den 28 Februar 1860.
Morgens 10 Uhr.

Von meinen beiden Brüdern in Nordstetten, von meinem Lehrer dort und von Ihnen, lieber Wilhelm, habe ich so eben auf einmal Briefe bekommen zu meinem Geburtstage.

Sie können sich denken, wie mir das das Herz bewegt. Ich gehe seit einer Viertelstunde in meinem Zimmer auf und ab in einer namenlosen Bewegung; ich schäme mich nicht, Ihnen zu bekennen — was gäbe es, das ich Ihnen nicht frei und offen bekennte — ich mußte fast weinen, ich weiß nicht warum. Leben und Tod, all die tausend schmerzlichen und freudigen Erschütterungen meines Daseins ziehen mir durch die Seele.

Noch spüre ich einen Druck auf der Brust, der mir fast den Athem benimmt, aber mit halbem Athem kann ich ihnen noch sagen, daß mich die Zuversicht unserer treuen unlösbaren Zusammengehörigkeit tieferquickt, wenn ich auch in diesem Momente Alles, Alles auf der Welt wie über einen Schmerz hinüber empfinde. Ich kann mir's nicht recht erklären was das ist, und ich glaube es wird sich geben, wenn ich wieder eine gute Menschenstimme höre. Der lebendige Ton hilft aus Allem heraus. Was ist Schreiben? Was ist Lesen?

Ich danke Ihnen von Herzen für den guten Willen, daß Sie zu mir kommen wollten! Ich verstehe das. Wir wissen von einander, daß Jeder das abbrevirte Wort des Anderen grundmäßig auskennt.

Ich mag mir nicht denken, wie mein Leben geworden wäre ohne die entsetzlichen Verzerrungen, die aus Schicksal und Gemüth stammen; ich glaube ich war zu einem logisch geraden Gange des Daseins berufen und es hätte noch ganz Anderes, ganz

Anderes aus mir kommen müssen; aber es ist auch so gut, ist vielfach gesegnet, und ich muß dem Geschicke und der mir innewohnenden Naturkraft danken, daß ich aus Allem heraus doch noch ein Festes bewahrte und noch zu Gutem, in sich Beruhigtem kommen kann und blühendes Leben mich umsteht und noch Leben in mir sproßt und treibt.

Doch wozu das? Ich wollte ja nicht da hinein gehen, ich wollte nur — ich weiß nicht was ich wollte, ich will Ihnen nur sagen, daß mich Ihr Nichtschreiben keinen Augenblick an irgend etwas zweiflerisch machte, nur leid that mir's, daß Sie sich nicht zu kurzen, wenn nöthig nur sachlichen Briefen entschließen konnten.

Der Bericht, den Sie mir von meinem August geben, thut mir wahrhaft wohl und nimmt mir einen Theil der inneren Schwere, daß ich meinem Sohne nicht ganz das bin, was ich ihm sein muß und gewiß auch sein werde.

Wir trinken heute auf Ihr Wohl und auf das Ihre, liebe Freundin. Ihr Gruß aus eingeheimstem Marktkorbe ist mir wie ein schöner Apfel, den man als besonders schmackhaft herausholt.

Ich sehe wohl, ich schreibe unordentlich, aber ich schreibe doch. Ich schreibe heute auch noch an meinen Bruder nach Amerika. Ich habe Ihnen viel zu erzählen. Heute nur noch brüderlichen Gruß Ihres

Berthold Auerbach.

Eine wundersam freudige Stimmung wie frische Frühlingsluft zieht mir durch die Seele und ich wollte nur, daß ich Ihnen, lieber Wilhelm, einen guten Athemzug davon geben könnte. Das ganze Leben hier in den Kreisen der Minister, der Abgeordneten, Gelehrten und Künstler ist so mächtig von männlichen Interessen bewegt, daß man sich stahlkräftig davon angemuthet fühlt. Dabei bin ich im Innersten aufgeregt, denn es sind mir Anerbietungen gemacht, die meine ganze Daseinsweise umstellen können (das bleibt noch streng unter uns) und so auf der Schwelle eines neuen Lebens stehend, klopft mir das Herz. Sie wissen am besten, lieber Wilhelm, wie lang und tief in mir die Sehnsucht nach unmittelbarer Ansässigkeit im Staats- und Gemeindeleben ist, und jetzt soll sich's vielleicht auf wunderbar entgegenkommende Weise entscheiden.

Ich hoffe, daß Sie in der nächsten Woche, wenn sich das entscheiden soll, hier sein werden. Ich habe Sie dann bei mir und das wird gut sein. Das habe ich geradezu erklärt: es giebt keine Stelle, so hoch sie sei, die ich annehme, wenn ich meinen Beruf dafür aufgeben muß, worauf mir der Minister Auerswald erwiderte: Wir würden es als einen Raub an der deutschen Nation betrachten, Sie Ihrem Berufe zu entziehen, wir wollen nur eine sichere Art, daß wir Sie hier behalten. Wollen sehen, was daraus wird. Heute bin ich bei Böckh zu Tisch geladen, das hängt wahrscheinlich mit der Sache zusammen.

Ich freue mich sehr, daß ich noch hier mit Ihnen sprechen kann. Zeigen Sie mir den Tag Ihrer Ankunft an. Sie haben doch Schneider sofort geantwortet? Es hat mich sehr frappirt, daß Sie ihm auf das Frühere noch gar nicht geantwortet hatten.

Wenn Sie nicht kommen, schreiben Sie mir auch.

Getreulich Ihr Berthold Auerbach.

Berlin, Kronenstraße 26, 16. März 1860.

Sie werden also wieder wie vor 12 Jahren in diesen Tagen hier sein. Sie wohnen in Scheible's Hotel am Gensdarmen-Markt. Das ist meiner jetzigen Wohnung nahe.

Berlin, Kronenstraße 26, 21. März 1860.

Stündlich seit Sonntag erwartete ich Sie, lieber Wilhelm, und freute mich nicht nur darauf, daß Sie ein paar frische Tage haben sollen, sondern daß auch ich Sie in

meiner jetzigen, so tief innerlichst bewegten Situation zur Seite haben kann. Ich hielt das Warten nicht mehr aus und ging noch gestern Abend spät zu Herrn Schneider. Da hörte ich, daß Sie jetzt nicht hierherkommen, daß Schneider zu Ihnen wollte, durch die Krankheit seiner Frau abgehalten wurde, und nun in einigen Wochen Sie von Leipzig aus aufsuchen wird. Ich muß nun wesentlich in mir allein (denn auch Lazarus ist fort zum Antritt seiner Professur in Bern und Max Duncker ist schwer zu haben und allzeit beschäftigt) dem kommenden Ereigniß Stand halten, und doch kann ich ein inneres Bangen und Zagen nicht loswerden. Mit der Uebersiedelung nach Berlin wäre ich an sich leicht entschieden, ich thue weiter nichts, als ich greife einigermaßen der Zeit vor, da jeder Deutsche, der auf das große Ganze wirken will, sich nach der deutschen Hauptstadt wird wenden müssen, da müssen provinziale Anmuthungen &c. zurücktreten. Anders aber ist's mit der Gebundenheit und wenn meine Stellung auch eine noch so freie und unabhängige ist. Ich bin stark genug, daß mir keine äußere Abhängigkeit in die Seele dringt, und alt genug, um mich nicht mehr werfen zu lassen, sondern fest und sicher den logischen Weg des Gedankens und meiner persönlichen Prädestination zu gehen; ich weiß, daß wir im Leben unter der libera necessitas stehen, aber es kommt doch sehr darauf an, wo der Accent liegt, und so werde ich eben, wie gesagt, ein Bangen nicht los. Wenn ich mich schlafen lege und wenn ich aufstehe, kommt mir's vor, als wäre das künftighin anders, wenn ich nicht mehr absolut mein eigener Herr. Ich sage mir, es ist was Großes in der Möglichkeit unmittelbar zu wirken, und doch frage ich mich wieder: Würdest Du Dir ein gemessenes Amt auferlegen, wenn Du in Deinen äußeren Verhältnissen ganz gesichert wärest und nicht in Deinem Hause ein Drängen nach Gesichertheit wäre? Indem ich dies schreibe, fühle ich eine Brustbeklemmung, ich muß pausiren.

Sie sehen, wie ganz anders Sprechen wäre als das unbehülfliche Schreiben.

Ich vertraue der Gravitation der Thatsache, die schon zur Ruhe bringen wird. Es läßt sich nichts in der Welt voraus fertig programmisiren.

Ich glaube, die Sache wäre längst entschieden, wenn nicht die Malicen und die Doppelzüngigkeiten im Humboldt'schen Briefwechsel die Hofkreise allen Literaten gegenüber geschreckt hätten. Ich erwarte stündlich einen Brief des Ministers Auerswald, der mir mit einer herzerquickenden Innigkeit zugethan ist, und ich sitze nun hier und muß auf Bestimmungen warten, während ich mich bisher selbst und allein bestimmte, und wenn nun gar die Sache zu nichte wäre, die schon in allerlei dunkles Gerede getreten ist, so daß man mir zum Ministerialrath &c. gratulirt. Sei es wie es wolle, schreiben Sie bald Ihrem an sich und Ihnen gleichbleibenden

Berthold Auerbach.

Als Osterei erhielt ich heute früh Ihren Brief, lieber Wilhelm, und jetzt schreibe ich Ihnen sofort wieder. Es ist 10 Uhr. Ich war schon aus, um bei Auerswald Abschied zu nehmen. Ich kam zu spät, er fährt in die Kirche. Auf der Straße geht fast Alles mit Gebetbüchern in der Hand, starke kräftige Männer, Frauen und Kinder, und die Glocken läuten, und der Schutzmann wandelt einsam seinen Trottoir-Weg. Es wird viel in der Stadt gestohlen, sagt er mir, während die Menschen in der Kirche sind, und die Taschendiebe machen auch dort Geschäfte. Seltsamer Welt-Wirrwarr. Was ist das mit dem kirchlichen Zuge in der Welt? Es ist viel Convenienz, aber auch Trieb nach etwas Idealem, das Staat und Kunst jetzt kaum mehr hat. Wir sind weit herunter gekommen, daß wir uns damit freuen müssen, daß die badische Kammer das Concordat todtgeschlagen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch ich fühle mich wahrhaft befreit, daß mit dem Gebundensein es vorbei ist Ich war gestern 5/4 Stunden bei der Regentin Abschied zu nehmen. Ich kann Ihnen

agen, daß nie in meinem Leben mir eine Frau durch Großheit der Gesichtspunkte und Lauterkeit der Empfindung mehr imponirte als diese Frau. Ich wollte, Sie wären dabei gewesen, wie ich über Humboldts Briefwechsel sprach. Ich bin nicht tangirt von Rücksichtnehmereien, ich weiß, was wir der geschichtlichen Wahrheit schuldig sind und

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit Fanny Lewald hatte ich gestern einen harten Strauß. Sie läßt hier in der National-Zeitung Memoiren drucken, die eben so ungeschickt als eingebildet sind und dazu in einer Zeitung, wo das dem Publikum aufgedrungen wird. Sie läßt sich aber nicht bekehren und die beiden Leute, die an sich viel Vortreffliches haben, hüllen sich gegenseitig in Weihrauchswolken, durch die sie nicht mehr klar sehen.

Daß Freytags Fabier nicht durchschlagend wirkten, zeigt wieder, was aus unserem Theater geworden. Ich habe hier oft an entscheidender Stelle darüber gesprochen, wie man Geschmack und Sitte durch die gräßlichen Buden hier corrumpire. Man wird es traurig erfahren, wenn man nicht den durch Possen und Comödianterei vermantschten Volksgeist ernst anfassen will. Reden hilft da aber nichts.

Ich habe jetzt auch genug geschrieben. Heute ist noch ein aufreibender Visitentag. Sie haben Recht, beim Wiedersehen müssen wir uns ruhig halten. Ich schreibe Ihnen alles fest und genau.

Sagen Sie meinem August, daß ich ihn in Dresden kommen lasse und womöglich noch auf einige Tage mit nach Schandau nehme. Erst, wenn wieder fest wohnen, was zum Herbst gewiß ist, nehme ich ihn heim.

Meine Frau dankt mit mir Ihrem Gruße und grüßt mit mir Sie und die Ihrigen.

Ihr

Berlin, Ostersonntag-Morgen 1860. Berthold Auerbach.

Berlin, Scheibles Hotel, 14. April 1860.

Wenn Sie wüßten, lieber Wilhelm, und Sie sollen es hiermit wissen, wie wohlthuend solch ein expedirter Brief ist, wie ich einen von Ihnen erhielt, Sie würden darin nicht mehr so zaudernd sein.

Ich bin jetzt allein hier. Meine Frau ist mit den Kindern voraus nach Schandau. Die Morgenstille des Alleinseins fängt nun an den aufgewühlten Strom meines Denkens und Seins zu glätten und Arbeitspläne fliegen hin und her wie Schwalben.

Ich muß wohl noch acht Tage hier bleiben, dann halte ich mich bei meiner Durchreise ein paar Stunden bei Ihnen auf. Ich war gestern Abend bei der ersten Volksversammlung, die seit 1849 wieder hier abgehalten wurde. Es ist doch ein großer Fortschritt seit 48. Es handelte sich um eine Adresse in der kurhessischen Sache. Ich finde immer, daß die Gebildeten hier politisch weiter sind als in Süddeutschland, dagegen ist die Masse in Süddeutschland politisch geschulter und vor allem ist bei uns daheim ein keckeres der Sache auf den Leib gehen, während man hier viel gesellschaftlichen Formalismus in die politische Verhandlung überträgt. Aber Leben ist jetzt hier, bewegtes allseitig aufgerütteltes, und das ist vorerst das Beste.

Ich werde Ihnen auch hierüber viel erzählen.

Mit meinen Aeußerungen über den Humboldt'schen Briefwechsel muß ich Ihnen etwas ganz Unfertiges gesagt haben. Das sehe ich an Ihren Entgegnungen. So geht's wenn man über eine Sache so viel gesprochen hat, wie ich über diese hier; man kommt dann beim Fixiren nur noch zu halben Gedanken. Mein Hauptgesichtspunkt ist der: Es ist von großer Bedeutung, daß Humboldt sich politisch und religiös fest kennzeichnete. Politisch ist er offenbar Republikaner und religiös (worin er sonst immer hinterm Berg gehalten und die christliche Mythologie hofmännisch schonte) tritt er nun auf Seite des absolut freien Gedankens. Das ist alles neben den historischen Daten wichtig und groß, aber entsetzlich ist sein Grundsatz: „Man ist nur denen Wahrheit schuldig, die man tief achtet" — das löste alle Hingebung und Geradheit auf und jedes Märtyrerthum,

sei es groß oder klein, wird zur Narrethei oder wenigstens zur Unklugheit. Man speist bei Hof und expectorirt sich nachher republikanisch 2c. Der Kern ist: Humboldt schreibt diese Briefe für Varnhagen, weil er von ihm biographirt sein wollte, er gab sich eine Positur wie Manche vor dem Portraitmaler, und das ist schlimm, und daraus kommt all das Schiefe und Verderbliche, das das sonst viele Gute in den Schatten stellt.

Sie sehen also: ich bin nicht befangen, kann aber natürlich nicht Alles ausführlich geschrieben geben. Nur wollte ich Sie nicht im Zweifel über meine Betrachtungsweise lassen und verspare alles Weitere auf das Mündliche.

Bei Euch in Dresden muß ja jetzt großer Scandal sein, wegen der Erklärung der Baronin Raven 2c. gegen Gutzkow. Erinnern Sie sich, wie Gutzkow im Dienstag*) von den Memoiren erzählte? Ich bin froh, daß einem hier ganz andere Geschichten durch den Kopf gehen und solche Dinge gar kleinlich erscheinen. Nun werden die literarischen Schildknappen von Giseke bis Ernst Fischer oder umgekehrt wieder aufsitzen und zu Feld reiten müssen. Schönes Turnei!

Ich sehne mich unsäglich nach der Zeit, wo ich wieder nichts höre als Waldesrauschen und Vogelgesang. Ich weiß noch nicht, was aus mir dabei neu aufleben wird, aber Sie haben Recht, ich darf vertrauen, daß schon wieder etwas kommen wird, wenn sich erst der Sturm des Vielerlebten gelegt hat.

Schreiben Sie mir auch über meinen August.

Mit herzlichem Gruß an die Ihrigen Ihr

Berthold Auerbach.

Sie nannten meine Briefe Hamletbriefe, lieber Wilhelm, und da schreibe ich Ihnen nun aus der Stadt, wo Hamlet nach des weisen Dichters Anordnung das Grübeln und verzehrende Ueberlegen lernte. Ich habe jetzt eine freie Stunde und da muß ich Ihnen sagen, daß mir dies Wittenberg einen gar seltsamen Eindruck macht. Schon als ich von Berlin ausfuhr und am Wege die ergrünenden Saaten sah und Menschen die Feldwege gehen, war mir's wie eine Traumwelt, denn ich hatte seit Monaten nichts gesehen als gerade Straßen, hohe Häuser und wogendes Menschengetriebe. Sie wissen, ich bin hier, um für meinen Blitzschlosser Localstudien zu machen, aber seltsamerweise giebt es hier äußerst wenig Blitzableiter, und das Großgeschichtliche packt mich sehr und führt mich weit hinaus Das ist ein Ort, wo ich mir Doctor Faust hindenken kann, und wie reich ist doch unser Deutschland an solchen Geistesstätten, wo einst großes Leben war, aber nun nichts Neues mehr wächst, ja fast kein neues Haus mehr gebaut wird, sondern nur alte renovirt. Ich denke an Worms, Nürnberg Augsburg, Weimar pp. Wir haben in der Dichtung noch viel zu erwecken. Weil ich auf meinen Gängen oftmals an Sie dachte, schreibe ich Ihnen. Die Menschen wohnen hier im Erdgeschoß und man sieht überall in Familienleben hinein. Mir kommt Alles unsäglich kleinlich vor, was ich jetzt vorhabe, wenn ich jetzt still und allein hier auf die große Geschichte der Vergangenheit und das eigene jüngst Erlebte zurückschaue. Ich hoffe, daß mich's zu Größerem, Umfassenderem trägt. Oft ist mir's, als wäre ich jetzt erst unversehens auf die Welt geschleudert und kann den Ueberschwall des Eindringenden nicht fassen, noch ist's in mir wie der unbestimmte Drang eines jungen Menschen, aber ich hoffe, es ringt sich zur Gestaltung durch. Ich möchte jetzt lange verborgen in mir leben und mich ausleben.

In der nächsten Woche ziehe ich heimwärts. Dann sehe ich Sie. Sie sollen nur einstweilen Anhalt haben für Tausenderlei, was es mitzutheilen giebt. Der Volkscharakter hier scheint mir noch specifisch sächsisch, das Preußenthum, das als Volks-

*) Ein literarischer Herrenkaffee, welcher Dienstags abwechselnd bei den Betheiligten: Gutzkow, Wilhelm Wolfsohn, Berthold Auerbach, Otto Banck, Karl Banck, Dr. Hirschel, von Wasielewski stattfand.

thum nichts Erobernbes hat, wirkte hier noch wenig. Gestern wurde hier der Grundstein zum Melanchthon=Denkmal gelegt. Um welche Seltsamkeiten stritten sich die Befreier des Menschengeistes! Es steckt viel Talmudismus in den christlichen Theologen, besonders auch in den Reformatoren. Ich studire hier Manches dergleichen.

Doch genug. Sie bekommen jetzt keinen Brief mehr von mir bis ich Sie sehe.

Mit Gruß an alles Ihnen Zugehörige Ihr

Wittenberg, 20. April 60. Berthold Auerbach.

Schandau, 1. August 1860.

Ich bin auch leidend, lieber Wilhelm. Ich habe es zwingen wollen, jeden Tag unausgesetzt in der Elbe zu baden, Sonntags Mittag badete ich unter strömendem Regen (der mit Sturm bis heute nicht aufhört) und nun hab ich's, ich kann mit dem rechten Fuße gar nicht auftreten, die ganze rechte Seite ist rheumatisch afficirt. Ich ärgere mich sehr, daß ich schon Altersgebrechen haben soll, aber was hilft's? Ich muß aushalten. Heute am 1. August sitze ich im geheizten Zimmer und wenn mir irgendetwas fehlt, wenn ich auch nur einen äußeren Schmerz habe, bin ich nicht im Vollbesitze meiner Geisteskraft, ich kann nichts aus mir herausgeben, kaum einen Brief schreiben. Ich lese viel. Vergessen Sie nicht: Die Erhebung Napoleons gegen Napoleon von Sybel zu lesen. Das ist ein Meisterstück historischer Gruppirung bei, heller Farbengebung und feinster historisch=politischer Durchdringung. Ich lese auch Boz, lese ihn aber mit getheiltem Gefühl, ich bewundere oft seine Charakteristik, einzelne überraschende Effecte, aber, abgesehen von der Neigung zum Bizarren und Karrikirten, finde ich die Composition entsetzlich salopp und daher kommt es gewiß auch, daß man von seinen Erzählungen keine Erinnerung der Geschichte, sondern nur eine Erinnerung der Persönlichkeiten behält. Ich habe heute die kleine Geschichte „Der Kampf des Lebens" gelesen, das Motiv ist bizarr, hätte sich aber in gerader Linie tief entwickeln lassen, die Erzählungsart ist sprungweise, wie wenn man eine oft erzählte Geschichte jetzt endlich aufschreibe; Unwesentliches ist ausführlich und Wesentliches raschab kaum andeutend gegeben, aber einzelne Gestalten und Züge sind so voll Leben und das Behagen, das der Autor daran hat, geht auf den Leser über. Ich glaube, Sie kennen Boz noch wenig. Benutzen Sie jetzt Ihr Trappistenthum und lesen Sie von ihm.

Es freut mich sehr, daß Sie mir endlich geschrieben haben, und Sie sehen, ich antworte Ihnen schon am Tage des Empfangs. Meine Unruhe hat ihre Erklärung in mehrfachen Gründen. Nachdem ich aus der mich vollauf einnehmenden Arbeitsstimmung heraus bin, kommt die Unruhe des Lebens in vielfältiger Weise wieder über mich, die ich inmitten der Arbeit glücklicherweise ganz vergesse. Die Regentage mahnen an die Entscheidung des Umzugs und zu den inneren Bedenken kommen die äußeren der Existenz und ich möchte wenigstens so viel gesichert haben, daß ich Vorarbeit und Ausführung meines Straßburg=Planes sorgenlos machen könnte. Kommt von Petersburg aus ein erklecklicher Ertrag, so ist mir viel geholfen. Ich meine, Sie sollten nochmals nach Petersburg schreiben, kommt auch unterdeß Antwort, so schadet das keinesfalls. Ich bitte sehr, schreiben Sie doch gleich nochmals, denn die Zeit verrinnt.

Wenn Sie es sich auch schon selbst sagen, lassen Sie es sich doch nochmals von mir sagen: Schweig, meid und schreib. Wir haben beide den Fehler und ich glaube Sie fast noch mehr, aus Rücksicht und Theilnahme für Andere die für uns selbst zu vergessen. Die müßige Welt hat es gern, wenn wir uns ihr geben, obgleich sie das hinterdrein eitel schilt, um sich durchaus von jeder Verpflichtung freizusprechen. Wenn wir uns ganz zerbröckeln und aufreiben lassen und wenn wir's nichts über's Herz bringen können, gegen den und jenen uns ablehnend zu verhalten, wenn wir glauben, keine schiefe Ansicht wie sie ist stehen zu lassen und eine Art socialer Missionäre sind und sein wollen — wir haben uns amüsirt und Zeit vertrieben und der nächste beste Geck oder Hochbetitelte ist willkommen.

Wenn Sie mir schreiben können: „Heute habe ich nicht hundert Worte gesprochen" dann sollen Sie wissen, daß das Ihnen gut thut und mir die innigste Freude macht. Die Welt hilft Ihnen nicht, wenn Sie krank sind, und jetzt müssen Sie sich recht stark und gesund machen, dann kommen Sie zu mir, mit mir dürfen Sie reden so viel Sie wollen. Sparen Sie also Ihre Worte auf. Besonders lassen Sie sich nicht mit Sonntag und mit Niemand in ästhetische Excurse ein, laufen Sie lieber allein hinaus in Feld und Wald.

Ihr Dr. Cartillieri ist mir auch schon von anderer Seite gerühmt worden. Sprechen Sie aber auch mit ihm wenig. Sie werden sehen, wie Ihnen auch geistig die Concentration wohlthut.

Mein Vetter ist abgereist, mein August ist hier und ganz frisch. Bis auf meinen Fuß ist Alles wohlauf. Schreiben Sie recht bald wieder Ihrem

Berthold Auerbach.

Berlin, Potsdamerstraße, 16. December 1860.

Sie müssen in diesen Tagen sich sehr viel mit mir beschäftigt haben, lieber Wilhelm. Sie haben doch den Joseph bereits erhalten? Eben erhalte ich einen Brief von Dingelstedt, der sehr warm eingenommen für das Buch ist und mir sagt, ich sei in dramaticis mit Blindheit geschlagen, denn das sei ein volles und wirksames Stück, ja er entwirft sogar ein ganzes Scenarium davon. Was sagen denn Sie dazu?

Ich wollte mein Spielerstück wieder vornehmen, finde aber die Klinke zur Thüre nicht. Sei's drum. Ich kann in meinem alten Heimwesen unterkommen. Da ist's auch gut.

O wie recht hatten Sie, daß Sie mich vor dem C. S. . . warnten und ihn von sich abstießen. Ich bin noch immer der Narr, daß ich glaube, man könne innerlich verkommene Menschen retten. Welche Mühe gab ich mir, dem Menschen aufzuhelfen, wie viel Opfer brachte ich ihm. Und nun höre ich (denn das wird Einem immer zugetragen), daß er in einem Romane eine Figur, die ich sein soll, mit Hohn und Spott zu verfolgen sucht. Ich werde natürlich das Ding nicht lesen. Wozu soll's?

Aber entsetzlich ist es doch, daß die Schlechten so verderbend wirken, daß sie einen fast irre und zaghaft machen, Neuen, denen man helfen soll, getreu und stetig beizustehen. Ich werde mich natürlich nicht so verderben lassen, aber viel zu denken giebt mir die Sache doch. Ich habe diesem Menschen nur Gutes gethan und es kann nicht anders sein, als daß einen Schlechten die Dankbarkeit belastet, und er sie in's Gegentheil verkehrt. Basta! Man muß seinen geraden Weg fortgehen, wenn auch Hunde bellen.

Habe ich Ihnen schon gesagt, daß ich jetzt auch viel Goethe studire? Ich werde in diesem Winter neben Anderen zum Besten des Goethe-Denkmals eine Vorlesung über Goethe und die Erzählungskunst halten. Ein unerreichtes Stimmungsbuch ist doch der Werther, aber wie ganz anders sind doch unsere politischen und Culturinteressen, da wir kaum mehr in den Theatertrödel des Meisters hineinkönnen. Nun noch einen Auftrag, lieber Wilhelm. Der Photograph Krone hat ein Visitenkartenbild von mir gemacht, das, wie ich sehe, hier im Buchladen verkauft wird. Er hat mir versprochen, mir noch ein oder mehrere Dutzend zu geben (ich meine das mit offenem Rock), sorgen Sie dafür, daß er mir jetzt mindestens ein Dutzend einstweilen schickt.

Besorgen Sie das sofort.

Grüßen Sie Freund Adelson und sein Haus von mir.

Mit den herzlichsten Wünschen zum neuen Jahr für Sie und Ihr ganzes Haus

Getreulich Ihr

Grüßen Sie auch Karl Banck. Berthold Auerbach.

Berlin, 25. April 1861. Potsdamerstraße 134a.

Lieber Wilhelm!

Heute in aller Frühe — ich lag noch im Bette — wurde mir gesagt, Freund Adelson ist da. Sie können sich meine Freude leicht denken, denn Sie selber werden die gleiche bald empfinden.

Diese Ihre gemeinsame Anwesenheit in Petersburg ist ein großes Glück für Sie. Ein Anderer und noch dazu solch ein Anderer, mit dem man sich so eins weiß, kann besser für einen wirken als man es selbst kann.

Ich bin jetzt der vollen Zuversicht, daß Ihr Lebensglück und das der Ihren zu vollem freudigen Gedeihen gelangt.

Natürlich waren Sie alsbald Gegenstand unseres Gespräches und da kam mir in aller Frühe ein Gedanke, der für die Menschheit von großer Bedeutung werden kann, und es ist als ob Ihr ganzes Sein knospenhaft dazu vorbereitet wäre, um sich da in voller Kraft auszubreiten.

Sie haben das Recht und die Pflicht, in der großen Geschichtsepoche, die die Emancipation der Bauern bezeichnet, thätig bestimmend mit obenan zu stehen.

Was Sie poetisch als Postulat durchführten, das können und müssen Sie nun praktisch als Thatsache in's Werk setzen helfen. Das ist echte realistische Poesie oder poetische Realistik.

Mein Gedanke wird Ihnen hoffentlich nach diesen Ansätzen nicht klein erscheinen.

Sie sollen beim Cultusminister eine Denkschrift einreichen zur Errichtung von Sonntagsschulen für die erwachsenen freigewordenen Bauern. Die schulpflichtigen Kinder mögen anderer Fürsorge anheimgegeben bleiben. Da aber ist etwas, was heute nothwendig ist und wobei gerade Sie urheberisch und maßgebend wirken sollen.

Jeden Sonntag eine Stunde Unterricht für die Erwachsenen, in voller Freiheit, wer da kommen will; die Sache wird sich schon selbst durchreißen, wenn nur erst einige begonnen. Neben dem bürgerlich Nothwendigen und Nützlichen soll auch das Schöne als das echteste Bildungsmittel gepflegt werden, und hier besonders der Gesang, den ja Ihre Heimat in so reichem Wildwuchs hat.

Sie reichen die Denkschrift ein und sorgen, daß Sie im Verein mit anderen Einsichtigen die Sache selbst in der Hand behalten.

Wenn Sie, wie ich zuversichtlich glaube, den Gedanken nothwendig und fruchtbar finden, und Sie wollen die einschlägige deutsche Literatur über Einrichtung von Sonntagsschulen haben, schreiben Sie mir *sofort* und ich schicke Ihnen alles Betreffende *alsbald*.

Schreiben! Sie *müssen* mir schreiben, auch um Ihrerselbst und um meinetwillen.

Graf Leo Tolstoy war zwei Tage hier. Ich freute mich herzlich mit dem so ideell gehobenen Naturell dieses Mannes. Wir kamen auch auf die Angelegenheit der russischen Zeitschrift zu sprechen und er versprach mir, allein und gemeinsam mit Ihnen die Sache zu ordnen und abzuschließen. Ich erwarte nun spätestens bis zum 6. k. M. eine entscheidende Antwort.

Von mir will ich Ihnen nicht viel schreiben. Unser Freund soll Ihnen erzählen. Ich bleibe jedenfalls bis Anfang Juli hier. Dann will ich wieder nach der Heimat. Ich arbeite jetzt „Edelweiß" ganz durch, es wird vielfach erneuert und erweitert und soll zum Herbst als Buch erscheinen, hoffentlich früher noch russisch.

Meine Frau grüßt mit mir.

Getreulich Ihr

Berthold Auerbach.

Gut, daß der Prospect zur Revue heraus ist, aber ich bleibe dabei, sie muß exact zu festen Zeiten (monatlich oder vierteljährlich) erscheinen sonst kann Niemand abonniren und die Sache fällt in's Wasser.

In Lehmanns Magazin für die Literatur des Auslandes wird ein Anzeiger derselben erscheinen. Zeitungsverbindung habe ich gar keine und vor Allem habe ich seit dem italienischen Krieg kein Wort mehr in die Allg. Zeitung geschrieben. Der Redacteur Hartmann oder Stadtrath Peschel dort können Ihnen am besten einen Artikel in die Allg. Zeitung besorgen.

Das Schicksal Michailows, den ich auch warnte, hat mich tief erschüttert und oft plötzlich fährt mir's durch den Sinn: wie lebt jetzt der Arme in Sibirien?

Habe ich Ihnen schon gesagt, daß ich in Baden-Baden und hier viel mit der Großfürstin Helene verkehrte und auch viel von Ihnen sprach? Es ist eine Frau von großartigem Naturell und weitschauendem Blick.

Mit dem Herzog von Coburg sollen Sie nur vorerst in Verbindung treten. Weiteres wird sich dann schon ergeben. Sparen Sie das Geld und die Zeit für diese Reise nicht, und schreiben Sie an Meyern, daß ich Ihnen im Auftrage des Herzogs gesagt, daß Sie zu einem Besuch kommen mögen, und wann dies nun gelegen sei.

Tempeltey hat seine Anstellung durch meine Vermittelung erhalten. Ich habe oft in solchen Dingen Glück und ich hoffe es schlägt gut aus.

Wenn Maillard, den Sie von mir grüßen, den Goethe-Aufsatz gedruckt hat, soll er mir die Revue schicken lassen. Ich bekomme sie seit geraumer Zeit nicht mehr.

Meine Vorträge über Weltschmerz und das Volkslied werden, wie ich hoffe, auch manches Ersprießliche bringen. Ich muß sie noch besser druckreif machen.

Die Waldkönigin hat, wie es scheint, auf dem Theater ausgespielt. Sei's, ich bin aber doch noch nicht ganz von meiner Theaterlust geheilt.

Ich muß zunächst meinen Kalender absolviren. Mein Straßburg tritt leider jetzt fast ganz in den Hintergrund, aber so oft ich daran denke, erzittert mir das Herz und ich möchte alles hinter mich werfen, um mit voller ungetheilter Seele an die Ausarbeitung zu gehen. Und wer weiß, wann ich dazu komme.

Sie schreiben, daß auch Gutzkow sich freundlich über Edelweiß ausgesprochen. Wo denn? Ich sehe in seinem Blatt nur die alten und verschärften Nergeleien gegen mich, die mich indeß nicht im Geringsten tangiren.

Und nun leben Sie wohl, mein lieber Freund. Halten Sie Ihre Briefluft im Flusse, denn Sie erfreuen damit herzlich

Ihren

Berthold Auerbach.

Berlin, 31. Januar 62.

Besorgen Sie anliegenden Brief an Ludwig.

Die Nachricht von dem Felsensturz bei Schandau hat mich tief erschüttert. Sie kennen den Ort auch, lieber Wilhelm, wir waren damals im hellen Frühlingsschein mit Fräulein Kireef just bis zu dem Steinbruch gegangen und in ihrer Freude zog sie damals das grünseidene Tuch vom Halse und knüpfte es einem Kinde am Wege um. Ich kenne die Namen all der Verschütteten und so wunderbar Geretteten, viele kenne ich auch von Person.

Und ist es nicht wunderbar! Einen Büchsenschuß von diesem Bergsturze, im steten Anblicke dieser Höhe schrieb ich vor zwei Jahren Edelweiß, worin die Katastrophe eine Verschüttung und glückliche Errettung ist und fast auf die Stunde genau so lang waren auch Lenz und Annele lebendig begraben. Wie wunderbar fließt nun Fingirtes und Geschehenes in einander!

Ich lege hier fünf Thaler bei. Geben Sie sie in die Arnold'sche Buchhandlung mit der Bemerkung: Dr. Berthold Auerbach in Berlin 5 Thlr.

Der Aufruf von Weber ist packend. So kann doch nur die immanente Poesie, die das Mitleben von Leid und Lust ist, sich aussprechen. Sagen Sie Weber meinen

Dank für seine herzwarmen Worte, in denen indeß der Hinweis auf das Mirakel nicht nöthig war. —

Ich athme erst seit heute etwas freier auf. Ich habe gestern meinen zweiten öffentlichen Vortrag „über das Volkslied" gehalten. Mich nimmt Derartiges so total in Anspruch und ich habe so Vieles abzudämmen, was da anschießt, daß ich es schwer bereue, mich dazu hergegeben zu haben, und daneben noch die gesellschaftlichen Beanspruchungen, ich komme nur schwer zu meiner eigentlichen Berufsarbeit und zu einer Continuation der Stimmung.

Den 31. Januar 62.

Ich bin also gestern nicht einmal dazu gekommen, diesen Brief abzuschließen. Ich nehme nun Ihre beiden Briefe vor, um sie zunächst thatsächlich zu beantworten. Ad 2 so fällt es mir ein, Vergeltung zu üben für Ihre verstockte Dinte. Ich führe kein Briefbuch und noch weniger weiß ich etwas von einem Briefschuldbuch. Der Orden! Ja, mein lieber Wilhelm, er stünde Ihnen viel besser als mir, zu Ihnen paßt er besser, aber auch mich genirt er nicht. Ich habe nichts davon gewußt und keinerlei Concession dafür gemacht, man muß mich nehmen wie ich bin und bleibe und ich höre, daß ich der erste bin, der in der Ordensliste als Schriftsteller aufgeführt ist, und das hat sein Gutes. Ich weiß nicht wo, aber ich weiß, daß es Goethe sagt, solche Dinge helfen wenigstens, daß man sich nicht mit den Ellbogen durch die Vorzimmer Platz zu machen hat. Ich habe auch, was Sie vielleicht nicht wissen, früher den Orden vom Herzog von Coburg mit einem echt freundschaftlichen Briefe bekommen.

Ad 1. Ja, lieber Wilhelm, es wäre viel besser, dieser dreibogige Brief wäre in drei Portionen erschienen, ich bin kein Feind eines guten Bissens, aber viel auf Einmal macht sich nicht so schmackhaft. Indeß habe ich meine herzliche Freude an Ihrer reichlichen Brieftafel und schmatze mir's nun durch.

Daß auch Ihnen und Ihrer Frau, die ich herzlich grüße, Edelweiß so zu Sinn geht, warum haben Sie mir das nicht früher gesagt? Alle meine Freunde schweigen, um so rascher waren die Neidlinge und Halblinge. Ich ließ mich das nicht anfechten, da ich doch wußte, daß es ein redlich gearbeitetes Buch ist.

Karl Banck, dessen kurze Anwesenheit mir rechte Freude machte, läßt gar nichts mehr von sich hören.

Lieber Wilhelm!

Mir schwindelt der Kopf von Deiner Nachricht über die Lage und Gefahr Otto Ludwigs. Und neben solchem Jammer bankettiren und geistreichisiren und theaterspielen die Menschen!

Ich habe sofort an Dingelstedt, Keil und Freytag geschrieben und werde Weiteres thun.

Setze Dich zunächst mit Ferd. Stolle (das ist eine innige Natur) wegen Ludwig in Verbindung, ich habe ihm auch geschrieben.

Ich möchte sofort nach Dresden und kann doch nicht. Ich muß ein starkes Hirn haben, um das Tausenderlei auszuhalten, das mir auferlegt ist. Du kannst Dir keine Vorstellung davon machen. Und ich habe hier Niemand, mit dem ich in Treue das Brot des täglichen Lebens breche, mit dem man oft die ungeweinten Thränen hinabschluckt.

Ich arbeite unablässig, aber auf diesen Arbeiten liegt nicht der segnende Thau des Dichterberufes.

Sei es! Wenn nur das Leben frisch zu gestalten ist.

Sei mit den Deinen tausendfach gegrüßt, Du bleibst im neuen wie im alten Jahre

Deinem

Berlin, 31. Januar 62. Berthold Auerbach.

Berlin, 21. April 62.

Lieber Wilhelm!

Ihr Drama „Die Osternacht" wurde gestern von einem mäßig gefüllten Hause mit gutem Beifall aufgenommen, was von einem hiesigen Publikum und nun gar von einem Sonntagspublikum in einem zweiten Theater sehr viel heißen will, denn eigentlich will das ganze von der Birch-Pfeiffer und Kalisch aufgepäppelte Publikum vom Schauspiel nichts als leicht verdauliche Sentimentalität und Effectmacherei oder auf der andern Seite Posse mit Politik gespickt.

Im Ganzen wurde gut und mit sicherem Anstand gespielt, Osten als Alonso hatte ergreifende Herztöne und Weilenbeck als Fernando gab das Bild eines Märtyrers wie von Velasquez gemalt.

Ich sprach auch mit Frenzel und Gumbinner und glaube, daß die Kritik freundlich sein wird.

Geht es Ihnen auch wie mir, daß Sie nach Jahren eine eigene Arbeit betrachtend dieselbe mit freiem Auge fast wie ein Fremdes fassen?

Ich sah das Drama in der neuen Bearbeitung zum ersten Mal. Es hat viel an dramatischer Concision gewonnen, aber ganz klar wurde mir jetzt, daß, wie es vorliegt, die biographische Ueberraschung vorwiegt und zwar in der vielfältigsten Weise; die leicht erzählbare Fabel des Ganzen fehlt. Der Kernpunkt, wie das Ganze geworden, ist der Kampf des Sohnes zwischen Liebe, Glaube und Familienanhänglichkeit. Hier sind auch die besten Töne, der vierte Act wirkt tief ergreifend, Fernando ist eingesetzt und sollte es doch nicht sein, und am Schluß wird ein dramatischer Revolver mit 6 Schüssen losgebrannt. Weil Sie einen großen historischen und einzelbiographischen Hintergrund zeigen wollten, häufen sich die Gewaltsamkeiten, Isaak mit seinen Kindern, Pasqual mit seinem Dienerhasse, Don Gomez mit seinem gewaltsamen Mord, das vergangene Schicksal der Claudia und dann noch Salomon de Rosa und zuletzt noch Fernando. Bei diesem muß ich dabei bleiben, er durfte keinen Zusammenhang mit der Familie haben und wir mußten früher wissen, daß es ein Jude war, und auch jetzt können wir uns nicht denken, wie er dennoch unter Scheiterhaufen lebte und haben keine Vorstellung, wie er, nachdem das Drama geschlossen, weiter lebt und ebenso die Zukunft des jungen Paares in Rom und das fernere Leben der Juden ist uns problematisch.

Der Ausgang, wie er einmal ist, ist versöhnend aber nicht versöhnt.

Ich bin es dem Freunde schuldig, ohne Umschweife meine Betrachtungsweise kundzugeben. Sie werden dabei keinen Augenblick verkennen und vergessen, welche sympathischen Töne mir darin das Innerste bewegen, aber ich glaube auch, daß Sie von mir am genehmsten hören, daß Sie von diesem Werke nicht die einheitliche und sicher treffende Wirkung erwarten dürfen wie von „Nur eine Seele", wo Alles klar und scharf herausgearbeitet ist.

Ich schreibe Ihnen am frühen Morgen nach der gestrigen Aufführung. Ich könnte Alles, was ich meine, weitläufig motiviren, aber Sie verstehen ja auch von mir das Abbrevirte.

Es freut mich sehr, daß Ihre Revue nunmehr erscheint. Ich bin der Zuversicht, daß Sie aus culturgeschichtlicher Arbeit heraus unversehens wieder einen Stoff erfassen, an dem Sie Ihre große Kraft dramatischer Schaubarmachung auf's Neue bewähren. Ich schicke Ihnen die hiesigen Blätter morgen. Schreiben Sie bald wieder einmal

Ihrem

Berthold Auerbach.

Berlin, 6. März 1863.

Warum, lieber Wilhelm, lässest Du so lange auf dich warten? Und ich möchte Dich gar so gern und viel jetzt haben, denn ich bin so vielfach verstört und vereinsamt

in mir, wie noch nie in meinem Leben, täglich erscheint mir das Dasein in fragwürdiger Gestalt und sich meine, ich habe lange und redlich genug gearbeitet, um fest und sicher darin heimisch zu sein. Und die Sorge um auskömmlichen Erwerb bedrängt mich dazu wie noch nie. Mußte ich so alt werden, um nun so dazustehen? Das war meine Stimmung an meinem Geburtstage und sie begleitet mich noch stetig. Ich war am 28. Februar in Leipzig. Ich überlegte mir oft, ob ich nicht Sonntags zu Dir solle, und wie von fremdem Befehl getrieben reiste ich wieder hierher und arbeite nun mein Pensum so gut als ich kann, aber bei dieser journalistischen Thätigkeit, so viel Gutes auch dabei bewirkt werden kann, habe ich doch kein rechtes Genügen und dieses Abarbeiten für eine Zeit voll Jämmerlichkeiten — ich habe Mühe, meinen Menschenglauben aufrecht zu erhalten.

Ich habe in diesen Tagen Jean Paul gelesen. O wie gestorben ist dieser Geist, eine verschüttete Welt ist er, zertrümmert, aber leider war er lebendig kein Ganzes und die Nachwelt wird ihn immer schwerer zusammensetzen und fassen können. Jean Paul hat in manchen Stücken Aehnlichkeit mit Kaiser Joseph, beide voll höchster Intentionen, edlen weichen Herzens, aber sie hatten beide kein Compositionstalent und schufen kein Ganzes, Festes. Beide haben den Begriff „guter Mensch" fast in Verruf gebracht.

Den 20. März.

Ich habe heute eine Correctur meiner Lebensskizze Reinicks zur fünften Aufla ge gemacht. Wie ist mir doch das Alles wie ein Traum und welch ein schwerer! Da steht das Datum vom August 57, das war ein Sommer, in dem die Sonne nur Nach ts schien. Wie habe ich mir jedes klare Wort aus dem Chaos meiner Seele abringen müssen. Nun ist der gute Kamerad schon so lange todt und ich lebe noch da herum und weiß nicht was noch aus mir wird und bin doch schon so alt.

Mag kommen was da will, ich habe doch auch helle Tage gehabt und es müssen auch wieder helle kommen.

Warum ich Dir nicht schreibe, lieber Wilhelm — Du kannst Dir nicht vorstellen, wie stumpf und zerstampft mein ganzes Geistesleben ist. Ich verbringe oft ganze Tage ohne Gedanken, so daß ich mich oft frage, wer ich denn gewesen und noch bin. Und das politische Leben hier liegt wie eine bleierne Decke auf mir, die Zukunft Deutschlands verschleiert sich mir und ohne Glaube an Menschengüte und Vaterland bringe ich nichts aus mir heraus, was werth ist, den Tag zu sehen.

— —

Ich blättere eben in der Russischen Revue, die sehr stattlich und vielseitig sich dargiebt. Auf S. 260 hast Du Lenaus Don Juan vergessen. Trage das gelegentlich geschickt nach.

Ich schreibe meine deutschen Blätter fort so gut ich kann und muß alle preußische Politik vermeiden, das Verbot kann jeden Tag kommen.

Bei meiner Rückkehr traf ich die Nachricht vom Tode meines Freundes Dr. Lotmar von dem ich Dir oft sprach, und Advokat Lewald ist schwer krank.

Ich lebe hier in einer großen Menschenwüste ganz einsam.

Ich wiederhole immer wieder den Versuch, alte poetische Pläne auszuführen. Es geht nicht. Ich bringe nichts zu Stande.

Das Mißgeschick Bodenstedts thut mir sehr weh, ich fühle seinen Schmerz fast körperlich nach. Den Brief Otto Bancks schicke ich Dir gelegentlich. Ich werde auch etwas über sein Buch schreiben.

Grüße Deine Frau und all die Deinen herzlich.

Dein

Berlin, 23. Juni 63. Berthold Auerbach.

Lieber Wilhelm!

Du könntest der großen Sache des freien Geistes und zugleich einem Freunde einen großen Dienst leisten.

David Strauß hat ein populäres Leben Jesu in 2 Bänden (50 Druckbogen) vollständig fertig.

Eine französische und eine englische Uebersetzung wird nach den Aushängebogen gemacht. Ich habe Strauß davon geschrieben, daß sich gleichzeitig auch eine russische machen ließe. Willst Du das in Gemeinschaft mit einem Freunde in die Hand nehmen oder einem Freunde in die Hand geben? Strauß wird ein Honorar erhalten müssen, aber der Vortheil für Uebersetzer und Verleger kann groß sein.

Antworte mir sofort.

Ich habe keine Zeit zu Weiterem.

Grüße die Deinigen und meinen August.

Dein

Berlin, Wilhelmstraße 86. Berthold Auerbach.

6. November 63.

Lieber Wilhelm!

Der Kalender geht schon seinen Gang und ist nicht lebensentscheidend für mich, wohl aber ist dies die Aufnahme der gesammelten Schriften. Geh also in Deinem weitversendeten Probehefte tapfer darauf los und haranguire die ganze Welt und noch drei Dörfer, daß Jeglicher, wer schreiben und lesen kann, darauf subscribire, mehr verlange ich nicht. Natürlich wirst Du dem Publikus nicht sagen, daß es mir helfen soll, denn wenn es weiß, daß man's braucht, thut es viel weniger. Du brauchst Dich auch gar nicht zu geniren, in der Leipziger Zeitung Gesagtes zu wiederholen, Publikus hat unsere Sachen nicht so gut im Kopf wie wir. Mich beschäftigt diese gesammelte Ausgabe ganz ausnehmend. Ich möchte gern alle meine Freunde zur thätigen Bewegung anregen und doch fürchte ich, daß ich dabei mißverstanden werden, daß man meint, ich ambitionire um Lob, Kritik u. dgl.

Ach! Wenn man sich immer nur so auf das Verstehen des Freundesherzens verlassen könnte, wie wir miteinander.

Du schreibst nichts von Deiner Reise. Wie stehts denn damit? Besser wärs freilich, Du hättest sie nicht nöthig.

Die Großfürstin Helene war hier. Ich war Abends eine Stunde bei ihr.

Die hiesigen Zustände sind tief deprimirend.

Ich wollte, ich könnte mich in eine dichterische Production versenken, denn mit all meiner Hingebung an den Tag, was bringe ich zu Tage?

Die Sache mit der russischen Uebersetzung von Strauß lasse ich nun fallen. Ich glaubte Dir oder einem Deiner Freunde damit einen besondern Gefallen thun zu können.

Die Erzählung „Paul" von Tolstoy ist ganz exquisit, aber leider so zermalmend, was die Kunst nicht thun sollte.

Hast Du Dir von Tolstoy dort meine Denkschrift über Soldatenschulen geben lassen? Laß sie keinesfalls drucken bevor ich sie wieder angesehen.

Mit herzlichem Gruße von Haus zu Haus

Dein

Berlin, 16. November 63. Berthold Auerbach.

Illustrirte Bibliographie.

Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert von Friedrich Pecht. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann.

Der lebhafte Fortschritt auf dem Gebiete der bildenden Künste, wie er sich im Gegensatz zu der dichterischen Production der Gegenwart in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat, sucht seinen Ursprung in Bayern. Fürsten und Volk dieses Landes haben in gleicher Weise mitgewirkt, um die Fremdherrschaft auf dem Gebiete geistiger Thätigkeit zu überwinden — und während Preußen die Waffen schmiedete, um ein geeinigtes mächtiges Reich zu erringen, bereitete das kleinere Bayern einen anderen Umschwung vor, dessen Ziele eine nationale Kunst war.

Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war die Bevölkerung Bayerns im Besitze einer so hohen Kunstfertigkeit, daß sie die reizendsten Kunst- und kunsthandwerklichen Erzeugnisse in solchen Massen hervorbrachten, daß ihre Reste heute noch alle Museen Europas füllen. Ueberraschend schnell sank diese bayerische Kunst von ihrer Höhe herab, um erst wieder mit dem Beginn unseres Jahrhunderts die Pfade einzuschlagen, die zu den Erfolgen der Gegenwart geführt haben. Man hat den Verfall der altbayerischen Kunst „der verdummenden Wirkung des Katholicismus oder den Verwüstungen des 30jährigen Krieges" zugeschrieben. Pecht stimmt dieser Ansicht nicht bei. Er sieht vielmehr die Quelle des Uebels in der unseligen Einwirkung Ludwigs XIV. und des von ihm eingeführten Absolutismus auf die größeren Höfe, wie die dreihundert kleineren Dynastien, welche wie die Würmer den Leichnam des Deutschen Reiches zernagten. Erst mit der politischen Befreiung von dem Joche Napoleons wurde auch die Fremdherrschaft in Kunst und Wissenschaften überwunden. An diesem Kampfe hat ganz Deutschland Theil genommen, die Münchener Schule aber hat unbestritten die Führerschaft in demselben gehabt.

Ihr erstes Aufblühen verdankt sie größtentheils der hergebrachten Kunstliebe der bayerischen Fürsten, ganz besonders der beispiellosen Förderung, die sie durch König Ludwig I. erhielt. Aber es mußten auch andere Factoren mitwirken, vor allem der Charakter des bayerischen Volksstammes selber, der schon vor Jahrhunderten München neben Nürnberg und Augsburg zu einem Hauptsitze süddeutscher Kunst gemacht hatte. Auch die katholische Religion war, wenigstens im Anfange der Bewegung, der Erzeugung naturwüchsigen Kunstlebens günstiger als der Protestantismus Norddeutschlands.



Das Oktoberfest zu München. Von Wilhelm von Kobell.
Aus: Pecht, Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert. München. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

Pecht will, indem er die Geschichte der Münchener Kunst schildert, an einem besonders lehrreichen Beispiel die ersten Spuren des Ringens nach Selbständigkeit bis zu seinem vollständigen Siege verfolgen. Leitend ist für ihn dabei der Gedanke, daß

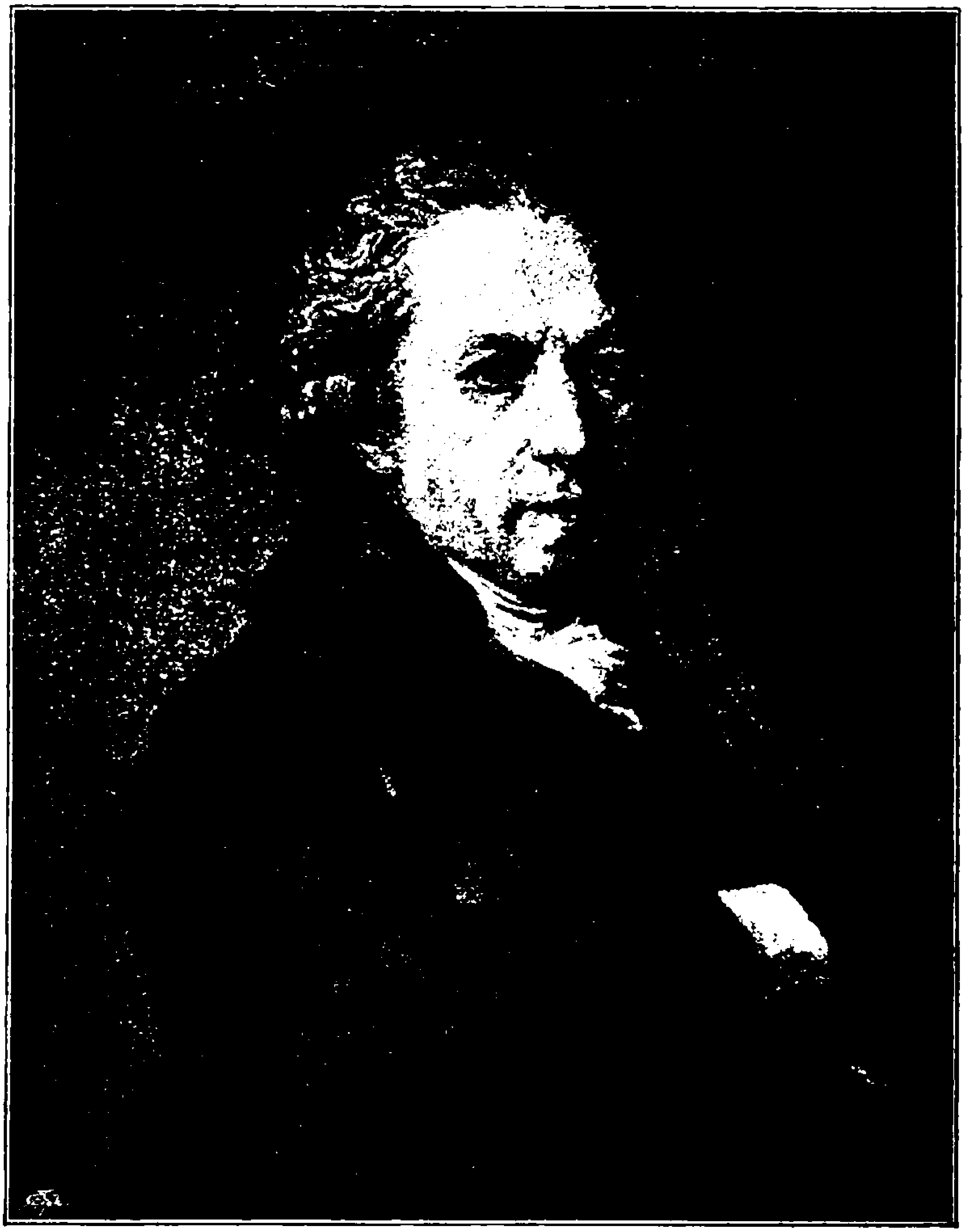


Herkules und der Centaur. Von Roman Boos. Gruppe in den Arkaden des Hofgartens zu München.
Aus: Pecht, Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert. München. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

die Formenbildung etwas, mit dem Volks- und Stammescharakter aufs genaueste Zusammenhängendes ist und daß daher jede begabte Nation ihre eigene Kunst erzeugen muß, wie sie ihre eigene Sprache, ihre eigenen Götter erzeugt hat. In diesem Satze

stellt er gewissermaßen sein Programm auf — denen gegenüber, welche das Gesetz der Individualisirung in der Kunst nicht anerkennen wollen.

Ein anderer Gedanke, dem er in polemischen Worten Ausdruck leiht, ist der Aberglaube von dem „allein seligmachenden italienischen Aufenthalt". Pecht ist der Ansicht, daß dieser „völlig unhistorische Aberglaube" mehr als alles andere die Entwickelung



Selbstportrait. Von Joh. Georg Edlinger.
Aus: Pecht, Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert. München. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

einer gesunden Kunst in den verschiedensten Ländern Europas seit den Niederländern und Spaniern verhindert habe. Nirgends herrsche ein schlechterer Künstlergeist, als er in Rom von jeher geherrscht und wie ihn schon Kochs „Rumford'sche Suppe" geschildert habe. Wenn auch einzelne, wie Cornelius, Overbeck oder später Feuerbach, die dort herrschende schmutzige Fremdenjagd nicht mitgemacht, so hätten sie doch unsagbar an der

Vaterlandslosigkeit gelitten, an dem Mangel an festem nationalen Boden unter den Füßen, da sie doch der deutschen Heimat immer mehr entfremdet wurden.

Dies etwa sind die Gesichtspunkte, von welchen aus Pecht den Gang der Münchener Kunst in unserem Jahrhundert zu beleuchten gedenkt. In den vorliegenden zwei Lieferungen werden gleichsam nur in vorbereitender Weise die zwei Perioden betrachtet



Ein Morgen in Partenkirchen. Von Peter von Heß.
Aus: Pecht, Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert. München. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

welche vor die Blüthezeit der Münchener Kunst unter König Ludwig fallen, die Zeit des Kurfürsten Carl Theodor (1777—1799) und Max Josephs (1799—1825). Es wird nachgewiesen, wie bis auf Heß und seine Zeitgenossen die Münchener Kunst, wie die deutsche Kunst im Allgemeinen, in den Fesseln fremden Einflusses lag. Heß und seine Schule stellen den totalen Bruch mit der zopfigen Vergangenheit dar. Sie sind

trotz ihrem pedantischen, mannhaften Wesen und ihrer Philisterhaftigkeit die ersten, welche mit tiefem poetischen Empfinden und inniger Liebe zur Natur begabt, wieder die eigene Persönlichkeit im Kunstwerk auszuprägen verstanden und die ihren Nachfolgern den Weg zu dem Ziele einer nationalen Kunst gewiesen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die größere Zahl der tonangebenden Künstler dieser beiden Perioden keine Bayern, sondern bald Italiener oder Franzosen, bald Deutsche aus anderen Provinzen waren, und ebenso merkwürdig ist es, daß sie so schnell mit dem altbayerischen Stamme verschmolzen.

In diesem starken Assimilationsvermögen der Bevölkerung — meint Pecht — lag die Kraft, welche die Münchener Schule erst gebildet und zu einer völlig selbständigen Erscheinung im nationalen Leben gemacht hat.

Der vorliegende Anfang des Werkes gestattet noch kein abschließendes Urtheil. Man darf aber das Beste von dem Buche erwarten; denn es ist wohl Niemand geeigneter zur Schilderung der Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert als Friedrich Pecht, der, wie er mit Recht von sich sagt, „den weitaus größten und bedeutsamsten Theil des Zeitraums als Augenzeuge und thätig Mitwirkender, im beständigen Umgange mit den Hauptträgern dieser Kunst erst als ihr Mitstrebender, dann 30 Jahre als publicistischer Vertreter der volksthümlichen und nationalen Schule mitgemacht hat." A. V.

Robert Schumanns Leben.

Aus seinen Briefen geschildert von Hermann Erler. Berlin, Ries und Erler. 2 Bände.

Den Freunden des unvergeßlichen Componisten bietet der Verfasser dieser Biographie eine äußerst werthvolle Gabe dar, wie sie in dieser Gestalt nur durch unermüdlichen Sammelfleiß und liebevolles Achten auf oft gering erscheinende Hinweise erreicht werden konnte; das Buch enthält keine kritische oder ästhetische Betrachtung von Schumanns Lebensgang, sondern will eher ein Urkundenbuch mit den nöthigen Belegen sein. Erler hat es sich vorgesetzt, den Künstler durchgehends selbst sprechen zu lassen. „Gleichsam beschworen durch kabbalistische Zeichen, tritt aus seinen schriftlichen Ergüssen der ganze Mensch heraus in seinem individuellen Wesen, mit dem unbegrenzten Reichthum seines Innern, der gewinnenden Liebenswürdigkeit seines goldklaren Charakters," sagt er in der Vorrede. Gewiß trifft dies bei Schumann besonders zu, aber die Aufgabe des Herausgebers war keine leichte, denn es galt mit pietätvollem Sinn hie und da zu ergänzen und nachzuhelfen, wo die flüchtig hingeworfene Schrift Zweifel ließ. Außerdem hat Erler zu den bereits früher von Wasielewski, F. Gustav Jansen, Alfred Dörffel und Richard Pohl veröffentlichten Briefen werthvolle neue Stücke hinzugefügt, von einem Wiederabdruck der „Jugendbriefe" aber, wir meinen mit Recht, ausdrücklich abgesehen. Der Zeit nach umfaßt die Sammlung die Jahre 1828—55, also eigentlich die ganze künstlerisch-bedeutsame Periode Schumanns; der Werth der einzelnen Nummern ist natürlich ein sehr verschiedener. Es kann nicht auffallen, daß sich eine große Menge rein geschäftlicher, an Verleger gerichteter Schreiben darunter befinden; auch sie bieten manche Aufschlüsse, nementlich über die zehn Jahre lang von Schumann geleitete Zeitschrift für Musik. Hochinteressant sind ferner die Briefe der früheren Zeit, in denen die sanguinischen Hoffnungen und die ewige Geldverlegenheit des jungen Studenten dem Freunde Gisbert Rosen eröffnet werden, das entscheidende Schreiben an Friedrich Wieck, in welchem er den Entschluß ausspricht, nur der Musik zu leben, die launigen und doch so innigen Bekenntnisse an seine Schwägerin Therese Schumann, das Hangen und Bangen um den Besitz seiner Clara, die Eindrücke der Petersburger Kunstreise vom Frühjahr 1844, die Anregungen, die er H. C. Andersen und Friedrich Hebbel verdankte, all das tritt dem Leser vor Augen. Den für die Musikgeschichte wichtigsten Abschnitt bilden endlich die Briefe an die Kunstgenossen, an Moscheles, Heinrich Dorn, Joseph Fischhof, Adolf Henselt, Louis Spohr, Karl Reinecke und unzählige Andere. Neu sind hier vorzüglich die bisher wenig bekannten Beziehungen Schumanns zu E. Klitzsch dargestellt worden. Eine verdienstliche Beigabe des Heraus-

gebers ist die jedesmalige Mittheilung der wichtigsten biographischen Notizen über die Adressaten; ebenso muß man für die Sammlung der kleineren Besprechungen, die Schumann 1834—44 für seine Zeitschrift schrieb und die in die „Gesammelten Schriften" nicht aufgenommen wurden, im Anhange dankbar sein. Das durch sorgfältige Namenregister sich als praktisch angelegt zeigende Werk ist auch künstlerisch vornehm ausgestattet, zumal der schöne Lichtdruck von dem Donndorf'schen Medaillonbilde, bekanntlich dem besten Bildnisse des Componisten, gereicht demselben zum Schmuck.

Bibliographische Notizen.

Ueber Welthandelsstraßen in der Geschichte des Abendlandes von Dr. J. Jastrow. Berlin, L. Simion (Volkswirthschaftliche Zeitfragen, Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von der volkswirthschaftlichen Gesellschaft in Berlin. Heft 63/64.)

Der Verfasser, dessen Geschichte des deutschen Einheitstraumes wohl den meisten Lesern dieser Zeitschrift bekannt ist, gehört zu denjenigen Historikern, welche sich ihre Gegenstände mit Vorliebe aus dem Grenzgebiete ihres Faches nach den Staatswissenschaften hin suchen. In der vorliegenden kleinen Schrift greift er eine einzelne Frage des praktischen Lebens heraus und beantwortet sie historisch nach allen Seiten in einer Weise, welche auch dem Uneingeweihten ohne Weiteres verständlich wird. Jastrow macht darauf aufmerksam, daß in älterer Zeit der Welthandel sich stets in einer festgewiesenen Straße bewegte, deren Richtung, Ablenkung und Ueberwindung für die jedesmalige Cultur überaus charakteristisch ist. In der Betonung des Straßenzwanges zeigt sich die Handelsherrschaft, in der Eröffnung neuer Straßen das Mündigwerden beherrschter Völker. Dieses Verhältniß zeigt der Verfasser im Alterthum an dem phönizischen Handelsmonopol, wie es ein volkswirthschaftlich geschulter Leser klar und deutlich in den Prophezeiungen Ezechiels geschildert findet, und in der griechischen Concurrenz, wie sie sich in der Colonisation des Schwarzen Meeres und den Feldzügen Alexanders des Großen zeigte. Dasselbe Verhältniß zeigt sich im Mittelalter, wo der Verfasser namentlich das Ringen der italienischen Handelsmächte gegen Constantinopel in den Kreuzzügen, die Stellung der deutschen Hanse in Scandinavien und Rußland, die portugiesischen und spanischen Handelsmächte, sowie endlich den transoceanischen Handel bespricht. Ein Blick auf die Gegenwart (orientalische Frage; Stellung des Kaufmanns im heutigen Leben); beschließt das klar geschriebene, sehr anregende Werkchen. sl.

Alte Steine in neuer Fassung. Bilder und Sagen aus der Provinz Hannover von W. Rißmann. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior).

Die vorliegende Sammlung giebt eine geschickte Auswahl der Sagen und Märchen aus der Provinz Hannover. Sie ist nicht für den Forscher bestimmt, sondern für weitere Kreise berechnet; der Verfasser wendet sich in erster Linie an einen weiblichen Leserkreis. Diese Bestimmung verräth sich deutlich in der Fassung der einzelnen Geschichten, manchmal auch zu deutlich; so hätte man dem Verfasser gewiß gern die Beziehung auf Marlitts Frau mit dem Karfunkelstein erlassen, da durch eine solche Anspielung die Stimmung gröblich verletzt wird. Auf Einzelheiten einzugehen, würde hier zu weit führen; mit einem Worte sei nur darauf hingewiesen, daß die Sage: Der Balksee S. 118 f. eine hübsche Analogie zu Grimms Märchen: Der Arme und der Reiche bietet. Während bei Grimm der liebe Gott selbst dem Armen und dem Reichen drei Wünsche freistellt, wird hier einem Pilger eine ähnliche Rolle zuertheilt. Das erinnert an die Art und Weise, in welcher uns die Geschichte im 16. Jahrhundert in der Schwanksammlung: Wendunmuth von Kirchhoff erzählt wird; in der letzteren sind die Apostel Peter und Paul diejenigen, welche dem Armen und Reichen die drei Wünsche gewähren. p.

Der Mönch von Sanct Bernhard. Eine Dichtung von Otto Franz Gensichen. Berlin Eugen Grosser.

Das qualvolle Ringen einer schuldbeladenen Menschenseele durch die Stürme

der Verzweiflung und des Zweifels empor zum Lichte reinster Menschlichkeit, ist das Thema der kleinen lyrisch-epischen Dichtung, in der Gensichen wieder die Gluth seiner Sprache wie seiner Phantasie recht deutlich zeigt. Die Liebe zu der Frau des Freundes, mit dem er sich einst durch den Knabenschwur: „Treu bis zum Tod!" verbunden, diese allgewaltige Liebe treibt die Schuldigen in die einsamen Eiswüsten der Hochalpen hinauf; dort stirbt die Geliebte, und ihr Mitschuldiger bleibt, ein anderer Ekkehard, als Mönch im Kloster zurück. Er wird kein gläubiger Christ, aber die fromme Hilfsbereitschaft, zu der ihn sein Dienst zwingt, führt auch ihn zum Frieden — im Tode. Wehmuthsvoll verklingt der Sang:

„Der Pfad, den ich mit Dir zuletzt gegangen,
Du, meine Traute, meines Lebens Lust,
Wo ich im Kuß an Deinem Mund gehangen,
Und wo zu sterben wir halb unbewußt
Vereint ersehnten — möge er empfangen
Den Scheidegruß aus meiner müden Brust!
Ich weiß, es ist mein letzter Weg hienieden
Der Weg durch's Todtenthal, der Weg zum Frieden!"

Zur Moral der literarischen Kritik. Eine moralphilosophische Streitschrift von Wilhelm Wundt. Leipzig, Wilh. Engelmann.

H. Sommer, ein Jurist von Beruf, der durch mehrere Arbeiten auf dem Felde der Philosophie als Freund der letzteren sich bethätigt hat, hat im Märzheft der preußischen Jahrbücher von 1877 Wilhelm Wundt als Ethiker angegriffen, woraus sich Berichtigung, Replik und schließlich die vorliegende Streitschrift (nahezu fünf Druckbogen!) absetzte. Letztere ist beachtenswerth, weil sie den concreten Fall benützt, um allgemeine Wahrheiten auszusprechen, die Beherzigung verdienen. Wundt fordert von der Kritik mit Recht Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, wogegen Sommer verstoßen habe. Wundt, der über ein ganzes Arsenal von Waffen gebietet, ist natürlich als einer der bedeutendsten Fachgelehrten auch in ihrer kunstgerechten und schneidigen Führung seinem Gegner überlegen. Unerquicklich aber ist dieser ganze Streit um Mißverständnisse. Denn solche, genau besehen sind es, um die es sich handelt; und diese haben ihren letzten Grund in der Divergenz der Weltanschauungen. Wenn aber diese im Spiele sind, und da nach einem von Luther herrührenden geflügelten Worte „die Geister aufeinander platzen", hat der Streit immer einen Zug der Erbitterung und geht leicht bis an die Grenze des Persönlichen, was der Sache niemals nützt. Wundt bliebe, auch wenn er diese Streitschrift nicht geschrieben hätte, was er ist: ein Führer in der geistigen Bewegung unserer Zeit. mk.

Ein buddhistischer Katechismus nach dem Canon der Kirche des südlichen Indiens, bearbeitet von Henry S. Olcott, Präsident der theosophischen Gesellschaft. Erste deutsche Ausgabe. 27. Tausend. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Wunderliche Zeit, in der wir leben. Ein englischer Oberster, zugleich „Präsident der theosophischen Gesellschaft", schreibt singhalesisch aus verschiedenen englischen Büchern einen buddhistischen Katechismus zusammen. Er bedauert „seine Unkenntniß des Pali und des Singhalesischen"; Dolmetscher und die Geneigtheit der „hochwürdigen" (buddhistischen) Priester helfen ihm über diese Klippe hinweg, und so erscheint das opus glücklich in singhalesischer Sprache in 17 000 Exemplaren. H. Sumangala, der „Hohepriester von Sripada und Galle, und Vorstand der Widyodaya Parivena", empfiehlt es zum Gebrauche der Lehrer in buddhistischen Schulen. Ein birmanischer „höherer Beamter" übersetzt es in's Birmanische — in Birma existirt auch eine englische Ausgabe; eine „vorzügliche" französische Ausgabe erschien 1884 in Paris; es existiren ferner Uebersetzungen in's Siamesische, Japanesische und Tamulische. Ein „Professor der Anatomie und Biologie, Dr. med. et phil.", Elliot Cues in Washington, veranstaltete eine amerikanische Ausgabe und versah sie mit Anmerkungen, die echt amerikanisch sind — und dieses Werk nun, sammt den echt amerikanischen Anmerkungen, haben wir nun auch deutsch (27. Tausend)! Es steht seit Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung nicht so übel um den Buddhismus in Deutschland. Nun wir diesen Katechismus haben, wird es bald noch besser stehen. Hat doch auch Professor Ernst Häckel, wie „ein singhalesischer Edelmann von hoher Geburt" dem Verfasser mittheilt, „bei seinem letzten Besuche auf Ceylon in einem Gespräch geäußert, daß, soweit er in die Sache Einsicht erhalten habe, der Buddhismus in der Lehre von dem ewigen Fortbestehen von Kraft und Stoff, sowie in anderen Einzelnheiten ganz mit den letzten Forschungs-Resultaten

der Wissenschaft übereinstimme". „Ein Katechismus ist für Kinder," sagt der Herausgeber der amerikanischen Ausgabe. Er fügt hinzu, daß „unter allen Katechismen, welche er bisher gelesen, dieser der einzige ist, in welchem er vernünftigen Sinn finden oder aus dem er wirklich Nutzen ziehen konnte". Eilen wir, daß unsere Kinder recht bald das Werk des „Präsidenten der Theosophischen Gesellschaft", welches vom Hohenpriester Sumangala approbirt ist, in die Hände bekommen. mk.

Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie. Prolegomena einer realistischen Aesthetik von Wilhelm Bölsche Leipzig, Carl Reißner.

Die verständig und mit warmer Begeisterung für den erwählten Grundgedanken geschriebene kleine Schrift stellt sich als das wissenschaftliche Programm einer schriftstellerischen Schule dar, deren Daseinsberechtigung heutzutage Niemand mehr ableugnen kann. Weit entfernt, den Hang zum Pathologischen in den Romanen Zolas zu verkennen, betont Bölsche doch besonders den Fortschritt, den dieselben der Darstellung des menschlichen Seelenlebens als eines durch physische Gesetze bedingten gebracht haben; die Erkenntniß von der Richtigkeit dieser Auffassung nimmt dem Realismus das Widerwärtige und Zerstörende und verleiht ihm etwas Versöhnendes. Bölsche weist dann im Einzelnen nach, wie die höchsten seelischen Empfindungen der Willensfreiheit, des Unsterblichkeitsglaubens und der Liebe auf's engste durch „physische, molekulare Vorgänge" in jedem Falle bedingt sind. Jedem Erdenwesen wohnt die Tendenz zum Glück, aber zu einem irdischen inne: das ist die Voraussetzung, auf der dann das „realistische Ideal" aufgebaut wird in folgenden Sätzen: „Nur allein das Metaphysische muß uns fern bleiben. Das Streben nach harmonischem Ausgleich der Kräfte, nach dauerndem Glück ist in jeder Faser etwas Irdisches. Hier auf Erden ringt der Einzelne nach Seligkeit, hier auf Erden pflanzen wir in heiterem Bewußtsein Keime zum Segen der kommenden Geschlechter. Die dunkle Welt des Metaphysischen sagt hier nichts, hilft nichts, hindert nichts; sie kann einen tröstenden Gedanken abgeben beim Tode; an Glück und Unglück im Leben ändert sie nichts." Es sei noch darauf hingewiesen, daß durch geschickt verwandte Beispiele auch vielfache Anregung in Bezug auf einzelne Probleme von dem Verfasser gegeben wird. — Bölsche schreibt auch zu der im Verlage von Hermann Dürselen in Leipzig erscheinenden „Gesammtausgabe von Heinrich Heines Werken" die Einleitungen. Die vorliegenden vier Hefte, im Ganzen sollen es zwanzig werden, enthalten von ihm eine kurze Biographie des Dichters und Einleitungen zum „Buch der Lieder" und zu den „Neuen Gedichten", die im knappsten Rahmen doch alles Wesentliche berücksichtigen. Unter den zahlreichen neuen Heine-Ausgaben möchten wir daher diese, auch wegen ihrer vorzüglichen Ausstattung bei äußerst niedrigem Preise warm empfehlen. fv.

Schlesiens Reformirung und Katholisirung und seine Rettung durch Friedrich den Großen. Nebst einem Anhang: Die Zukunft der katholischen Völker. Von Herman Semmig. Leipzig, Verlag von Eugen Peterson.

Die im Jahre 1885 während der Katholikenversammlung zu Gleiwitz ausgesprochene Klage des Rechtsanwalts Dr. Stephan, daß „seine Heimatsprovinz durch ungerechte Kriege von Preußen erworben worden sei" bot dem Verfasser die Veranlassung, die Grundlosigkeit dieser Aeußerung darzuthun und damit den unwürdigen Ausfall auf Friedrich den Großen zurückzuweisen. Semmig zeigt an der Hand der Geschichte — er schließt sich hierin an Wuttkes Werk „Die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens vornehmlich unter den Habsburgern", an — wie Schlesien sich entwickelt hat und in welches geistige und wirthschaftliche Elend es unter der katholischen Regierung versunken war, als Friedrich der Große von dem Lande Besitz ergriff und dasselbe vom Untergange rettete. Dann schildert der Verfasser in Form eines Referats über eine Dissertation von J. Mattern, welche Wohlthaten Friedrich der neuen Provinz erwiesen hat und wie durch ihn auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens Ordnung geschaffen worden ist. Als Anhang bietet der Verfasser eine Studie „über die Zukunft der katholischen Völker", welche nach E. de Laveleyes Schrift „De l'avenir des peuples catholiques" gearbeitet ist. Sie behandelt das religiöse Problem wesentlich vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus, und die Beweisführung erscheint um so nachdrücklicher, als sie von aller Dogmatik absieht.

wb.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Baumbach, Rudolf, Sommermärchen. Zwölftes Tausend. Leipzig, A. G. Liebeskind.
— Abenteuer und Schwänke. Alten Meistern nacherzählt. Sechstes Tausend. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Berger, Wilhelm, Vom Markt des Lebens. Novellen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.
Bibliothek der Gesammtlitteratur. Nr. 101. Schiller, Die Räuber. Nr. 102. 103. Wieland, Oberon. Nr. 104. 105. Heine, Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Nr. 106. 107. Heine, Die romantische Schule. Nr. 108. Kleist, Käthchen von Heilbronn. Nr. 109. 110. Walther v. d. Vogelweide. Gedichte, Gesammtausgabe. Nr. 112. 113. Dasselbe, Schulausgabe. Nr. 113. Goethe, Clavigo. Halle a. S., Otto Hendel.
Dost, Dr. Otto. Albert von Sachsen-Koburg-Gotha, Prinz-Gemahl von England, ein Bild seines Lebens und Wirkens. Plauen i. V., F. E. Neupert.
Ertl, Emil, Liebesmärchen. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Fellbogen, Sigmund, Unsere Rechtsstudien. Wien, C. Daberkows Verlag.
Fritsche, Paul, Mein Herzenstestament. Liedercyklus. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).
Golowin, Iwan von, Die geschichtliche Entwickelung des russischen Volkes. Leipzig, Feodor Reinboth.
Gurney, Edmund, Telepathie. Eine Erwiderung auf die Kritik des Herrn Professor W. Preyer. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Heine, Heinrich, Sämmtliche Werke mit Biographie von Julius Reuper nebst Einleitungen und dem Porträt des Dichters. Halle a. S., Otto Hendel. Lief. 2—8.
Hertzsch, Robert Hugo, Lazarus von Bethanien. Christliches Trauerspiel in 5 Aufzügen.
K—t. Praktische Wetter - Vorherbestimmung am Abendhimmel von einem auf den anderen Tag. Leipzig, Hugo Voigt.
Koeber, Dr. R., Ist E. Haeckel Materialist? Berlin, Carl Dunckers Verlag (C. Heymons).
Kühnast, L., Kritik moderner Rechtsphilosophie. Berlin, Hermann Bahr.
L. H., Fragmente. Eine Sammlung Aphorismen, Gedichte etc. Jena, Fr. Maukes Verlag (A. Schenk).
Langen, Siegfried Martin, Mein Lenz im Liede. Berlin, J. Zenkers Verlag.
Lingg, Hermann, Die Bregenzer Klause. Schauspiel in fünf Acten. München, Theodor Ackermann.
Lolling, W. F., Die Quadratur des Zirkels. Sichere Lösung einer bislang als Problem betrachteten wissenschaftlichen Frage. Hamburg, G. Kramer.
Marterstelg, Max, · Werner von Kronefalk. Dichtung. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Hesse-Wartegg, E. v., Nord - Amerika, seine Städte und Naturwunder, das Land und seine Bewohner. Auf Grundlage mehrjähriger Reisen durch den ganzen Continent und mit Beiträgen von Udo Brachvogel, Bret Harte, Theodor Kirchhoff, Henry de Lamothe, Paul Oeker, Charles Nordhoff, Bayard Taylor u. A. Mit gegen 300 Illustrationen. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Band IV: Der Süden, die Neu-England-Staaten und Canada. Leipzig, Gustav Weigel.
Radics, P. v., Landwirthschaftliche Culturbilder 1486—1886. Zumeist aus Oesterreich. Leipzig, J. M. Gebhardts Verlag.
Rahmer, Dr. S., Physiologie oder die Lehre von den Lebensvorgängen im menschlichen und thierischen Körper populär dargestellt. Mit zahlreichen Farbendrucktafeln und Holzschnitten. Stuttgart, Otto Weisert.
Robeg, S., Der Nilbräutigam. Roman. Leipzig, Reinhold Werther.
Rossmässler, E. A., Die Geschichte der Erde. Vierte Auflage. Vollständig umgearbeitet etc. von Dr. Th. Engel. Mit einer geologischen Karte von Deutschland. Stuttgart, Otto Weisert.
Schnee, Wold., Heilgymnastik, Massage und Elektro-Massage bei gleichzeitigem Bädergebrauch. Hamburg, Gebr. Behres Verlag.
Schnorr von Carolsfeld, Julius, Briefe aus Italien, geschrieben in den Jahren 1817—1827. Mit Porträt. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
Seeley, J. R., Stein. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preussen im Zeitalter Napoleons. 3. Bd. Aus dem Englischen von Emil Lehmann. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
Spielberg, Otto, Der Kampf gegen die bestehende Ordnung. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).
Stockton, Frank R., Ruderheim. Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares. Autorisirte Ausgabe. Deutsch von M. Jacobi. Stuttgart, Robert Lutz. (Sternbanner - Serie. Amerikanische Humoristen und Novellisten. Band I.)
Thümmel, Conrad, Der geschichtliche Zweikampf und das heutige Duell. Hamburg, J. F. Richter.
Turgenjew, Iwan, Der Gasthof. Eine Erzählung. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.
Virchow - Holtzendorff, Sammlung gemeinverständlicher Vorträge. Heft 5. Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische Generalgouverneur des Sudan. Von P. Treutlein. — Heft 6. Der Elephant in Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren afrikanischen Colonien. Von Dr. Heinrich Bolan.
Weber, Friedrich Percy, Fridolin. Eine Kreuzfahrergeschichte vom Rhein. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Weiss, Julian, Aus den Memoiren eines Wickelkindes. Vertrauliche Mittheilungen. Leipzig. Albert Unflad.
Zerbst, Max, Gedichte. Jena, Fr. Maukes Verlag, (A. Schenk).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Inhalt des 42. Vandes.

Mli. — August. — September.

s»ü»

^). Arnniiski in Lssegg.
von den Wegen des lebens 2K»
Verthold Auerbach.
Viiefe an Wilhelm wolssohn 28». q:>,
Walter Vorniann in INünchen.
Hermann lingg ^?
G. j). Vanilewskij in öt. Petersburg.
Mein« Fahrt nach Iatznaja Poljana, dein Gute des Grafen
t. U. Tolstoj ^^
Hedwig Volnn in Verlin.
Frau Tannbäuser, Line Reiscnovclle >
Heinrich Ehrlich in Verlin.
Vie Lntwickeluüg der dramatischen Musik in Italien ^N9
Franz Lyssenhardt in Hamburg.
peregrino Raro >1 ^
H. Fries-Schwenzen in Verlin.
Marit. Norwegische Novelle ^55
Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Merlins Wanderungen. Line Dichtung 2:9. 285
f)aul lindau in Verlin.
Der Mörder des Raufmauns Mar Kreiß. Vas Muster eines In>
dicienbeweises ION

Inhalt bez l2. Landes,
Paul tindau in Verlin.
Allerlei über Theater und was damit z»samme»hanat 25a.»^
Hermann lingg in München. .^.
Die 3chlachtfelder. Freie Rhythnicn 8« ?»'
m. Wilhelm Meyer in Verlin.
Heber Finsternisse und ihre historische Vedeuln»., 2^l, .
Otto Roquette in Darmstabt.
Das Capitel über die Franc». Novelle Iyy ..'
Sigmund Schlesinger in Wien. ^
Charlotte Wolter. Die Traaödin einer »Inn». n»d Dranaicit. , , ,i?,2
Anton Springer in Leipzig.
Die deutsche Kunst und ihre historische ^'ha»d!un>! 6ü
teo n. Tolstoi in Iaßnaja Polsana.
Der erste Vranntwcinbrenncr oder wi^ der Cc»!el da^ ^lotranftel
abgedient hat, lustspiel 27^
Vibliographie ^n. 299. ^7
Vibliographische Notizen 14«. 20<> 442

Juli 1887.

Inhalt.

5»!»

Hedwig Dohm in Verlin.
Frau Tannhäuser. Eine Reisenovelle. ^
Walter Vormann in München.
Hermann lingg HH
Anton Springer in Leipzig.
Vie deutsche Kunst und ihre historische Verhandlung 66
Hermann lingg in 2Nünchen.
Vie Schlachtfelder. Freie Rhythmen 88
Franz Efssenhardt in Hamburg.
peregrino Raro 9!
f>anl tindan in Verlin.
Der Mörder des Kaufmanns Mar Kreiß. Das Muster eines In>
dicienbeweises ^dl)
Vibliograpbie ^o
Vlätter für Rostümkunde. <Mil Illustrationen,) — Französische Vücher,
Vibliographische Notizen I. H8

Hierzu ein Portrait von Hermann lingg.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München,

—^— pieiz i>i!> Vuariol (3 hefie» ü Mark.
Illle Vuchl>llnl>Iungen und postanstallen newuen jeder,?,! Aestellungen an.

- Alle auf den redactionellen Inhalt von „^Zoid und Süd" bezüglichen
Sendungen sind an die Uedllctmn nach Bicßlau, 5iebenhufeners!raße 2/2, ohne
Angabe eines Personennamens zu richten. ^——

Veilagen zu diesem Hefte
Ir. Z»»fftr»«n>>, München, (humoristischer yauischah uon würielni Vulch,)

Frau Tannhause r.
«Line Reisenorelle,
Hedwig Vohm.
— Verlin,
Rom.
Lieber Freund!
icht wahr, mit irgend einem bedeutenden Gefühl muß man doch die
erste römische Feder in die erste römische Dinte tauchen? Ich
thu's. Mein Gefühl ist Verwunderung, grenzenlose Verwunderung,
daß ich überhaupt in Rom bin. Wie ich hergekommen — wenn ich die Ge-
schichte in einem Roman lese — unsinnig würde ich sie finden, unmöglich.
Ein Glück, daß Heiterkeit und Appetit bei mir unverwüstlich sind, sonst —
wer weiß, ob ich nicht schon eine Rolle in der Statistik gespielt hätte, unter
der Rubrik: Selbstmorde. Ich habe aber nun einmal kein Talent, der schönen
Gewohnheit des Daseins vorzeitig zu entsagen, woraus Du aber nicht schließen
darfst, daß ich nicht sehr, sehr unglücklich bin. Ach, an meiner Wiege ist es
mir nicht gesungen worden, daß ich an unglücklicher Liebe dahinsiechen würde,
denn ich sieche, wenn ich auch äußerlich etwas stärker geworden bin.
Daß es zu keinem tragischen Conflict gekommen ist, zu keinem Duell,
keiner Gift- oder Wasserleiche, das danke ich Dir, Du lieber verständiger
Mann, Solrates Du! Ohne die Xantippe natürlich. Aber ein klein wenig
Lob verdiene ich doch auch? Habe ich nicht die Fahne der ungeschminktesten
Wahrheit hochgehalten?
Nicht umsonst habe ich mich im Licht Deines philosophischen Geistes ge-
sonnt. Was hast Du mich gelehrt? „Mensch ärgere Dich nicht."
Tu nimmst es nicht übel, wenn ich die Perlen Deiner Weisheit ein

Bischen berlinisch fasse. Und ferner hast Du gesagt: „Wie der Geist Gottes
über den Wassern, schwebe über all unseren Schicksalen die heitere Vernunft."
Die Reue hast Du einen Diebstahl an der Zeit genannt, und die Liebe, die
hast Du mit einem Schopenhauer'schen Aperyu avgethan.
Und mit diesen und ähnlichen Lichtblihen hast Du das olllir-od8«ur
meiner Seele erhellt.
Und einmal hast Du auch zu mir gesagt: „Marie, ich habe mich in
Deine fröhliche Weltauffassung verliebt, Du bist von Temperament ein Philosoph,
Du bist'»teln/allerlvbstzls.'Alym. das in der Sonne tanzt, tanze nur immer
so fort, und' folge. Miz. Deiner blühenden, frohsinnigen Natur; nie werde ich
Dir irgend: .«tnVlt Awärg Hnthün, »und liebst Du mich eines Tages nicht mehr,
so sage es, sage es, ich werde nicht mit der Wimper zucken, wir trennen uns
dann a l'üiniMs." Das heißt, Du hast Dich natürlich wieder etwas anders
ausgedrückt.
Darfst Du böse sein, wenn Deine Philosophie Schule bei mir ge-
macht hat?
Uebrigens bedaure ich es leinen Augenblick, daß ich vier Jahr mit Dir
verheirathet gewesen bin. Freilich, seitdem Du Dich in die Geschichte der alten
Baudenkmäler, in's Hieroglyphische und Sanskritische verbissen hattest, so daß
Du kaum zum Mittagessen an die Oberfläche tauchtest, wobei es Dir dann
ganz gleichgültig war, ob Suppenfleisch oder Fasan auf den Tisch kam, was
für eine Hausfrau doch nicht angenehm ist, seitdem war's mir immer als
wärst Du verreist, und Du reistest immer weiter und weiter, in Länder, deren
Sprache ich nicht mehr kannte und ich stand, ganz Iphigenia, am Ufer, Dich
Verlorenen mit der Seele fuchend. Und bald erschienst Du mir nur noch
im Licht eines Stilllebens, etwa von Holmberg gemalt — ein Gelehrter in
seinem Arbeitscabinet, von Folianten umgeben — hochinteressant, als Ehe-
mann aber — nirvanahaft.
Du hättest nie heirathen sollen, nie, oder höchstens ein häßliches, gelbes
Hinduweib. Du siehst ja doch nicht, ob mau hübsch ist. Dein Charakter
aber — alle Achtung! Was würde ein anderer Mann gesagt und gethan
haben, wenn seine Frau ihm Confidenzen gemacht hätte, wie ich sie Dir ge-
macht habe. Noch sehe ich die Scene vor mir, als wäre es gestern gewesen,
und es sind doch schon 14 Tage darüber hingegangen.
Weißt Du noch, wie ich in Dein Zimmer trat mit dem Frühstücksbrötchen
in der Hand, um mir Conteuance zu geben? Du mit der Nase in den Büchern.
„Was willst Du?" — „Mit Dir sprechen." — „Habe keine Zeit." — „Ich
werbe warten." — Ich setze mich, Du schreibst weiter, excerpirst, schlägst nach,
immer so fort, und ich säße vielleicht heut noch auf jenem Stuhl, wäre ich nicht
auf den sinnreichen Einfall gekommen, Dich mit Brotkügelchen zu bombardiren.
Ein kluges Kügelchen traf eine Hieroglyphe in's Herz, riesiger Klecks. Das
klärte Dich über die Situation auf. Du gabst mir eine Viertelstunde Audienz.
Ich fiel gleich mit der Thür in's Haus. „Vetter Egon liebt mich leidenschaft-

lich, ich ihn dito, wir wollen uns heirathen, laß Dich von mir scheiden." Du
hattest Dich abgewandt, und griffst nach einem Buch, das zu Boden gefallen
war, und als Tu wieder aufblicktest und mich ansahst — ein Bischen Haft
Du doch mit der Wimper gezuckt — so merkwürdig sahst Du mich an, da —
da that mir beinah leid, was ich gesagt hatte, und wärst Du mir damals
zu Füßen oder wenigstens um den Hals gefallen, so — wer weiß, am Ende
hätte ich Dir das unermeßliche Opfer gebracht und auf Egon verzichtet. Du
aber sagtest nur: „Laß mich nachdenkt!," und winktest mir fortzugehen, und
als ich nicht gleich ging, winktest Du noch einmal, etwas streng, und — ich
ging. Wie schnell, wie weise und wie edelmiithig hast Du nachgedacht, Du
mein Sokrates! Du hast ja so viel Verstand, Tu mußtest es natürlich finden,
daß ich Egon liebe. Du weißt ja, daß wir uns als Kinder schon lieb hatten
und für einander bestimmt waren, und daß die Heirath nur an einer Caprice
meines Vaters, der an Egon irgend ein kleines Charakterdeficit entdeckt haben
wollte, scheiterte. Es war dann jugendliche Uebereilung von mir, daß ich
Dich heirathete. Tu glaubst gar nicht, wie sie mir alle Deine Berühmtheit,
besonders Deine zukünftige, anpriesen. Gewiß. Du gefielst mir, aber Du
bist viel zu ernst und zu tief für mich. Wollte ich uns durch eine Fabel
illuftriren, so würde ich sie „Der Schmetterling und die Eule" nennen. Die
beiden Thierchen kommen nie zusammen. Das eine lebt im Sonnenglanz,
das andere in obscurem, nächtlichem Gemäuer. Egon, der lebt auch im
Sonnenglanz. Was der für Esprit hat, und für Augen. Ich liebe ihn
rasend, und wir wären Beide gewiß gestorben, wenn Du nicht so lieb gewesen
wärst. Ich wußte es ja im voraus, daß Du mich nicht zu Dir zwingen
würdest; daß Du aber so einfach und liebevoll auf die Scheidung eingegangen
bist, das vergesse ich Dir nie.

Ich habe mich aber auch ganz correct benommen. Habe ich nicht? Was
hätte eine vulgäre Frau gethan? Ihren Man» betrogen. Greulich! Und
daß ich so ohne Murren auf all Deine Bedingungen eingegangen, und mich
in das Land der Goldorangen habe verbannen lassen, das war doch auch
recht vernünftig von mir, während es wiederum von Dir sehr hübsch war,
daß Du Egon erlaubt hast, mir so oft zu schreiben als er will. Kannst Du
es aber verantworten, daß Du mir nicht erlaubt hast, ihm eine Zeile zu ant-
worten? Ich habe Dir aber einmal mein Ehrenwort gegeben, zu thun was
Du verlangst, und ich werde es halten. Wie Du es willst, werde ich Dich
alle vierzehn Tage einmal ausführlich über die künstlerischen, topographischen,
landschaftlichen und seelischen Eindrücke, die ich von Rom empfange, orientiren,
so biideterhaft als möglich.

Warum willst Du mir denn aber leine Zeile schreiben? Das begreife
ich nicht — das heißt — doch — ja, ich fange an es zu verstehen. Du
bester, edelster Mensch, Du willst meine Gefühle nicht beeinflussen; das ist
wieder sehr hübsch von Dir, aber gar nicht hübsch ist es, daß Du mich gerade
nach Rom, in diese trostlose Einsamkeit, geschickt hast. Tante Friede!, als

H Hedwig Dohm in Vellin,
62.1ns ä'Iwnnsur, mit ihrem Strickstrumpf und ohne ihre ausgezeichneten Büchsen mit Eingemachtem, zählt doch kaum.

Neber unsere Pension, die pecuniären Fragen und einige andere Angelegenheiten hat sie Dir schon berichtet. Die arme Tante, sie kommt gar nicht aus dem Aerger und aus der Angst heraus, — Angst, weil alle Hunde hier ohne Maulkörbe umherlaufen, und Aerger, weil kein Italiener ein Wort deutsch versteht, wenn sie auch noch so laut und deutlich spricht. Und dann der Kaffee! seine grauschwarze Grundigkeit hat sie schon an den Rand von Thränen gebracht.

Wer soll auch hier seines Lebens froh werden! O, ich errathe, warum ich hier bin: Tannhäuser — Neue — Buße! u. s. w. Ich bin schlauer als Du denkst; dazu aber lieber Freund, habe ich nicht genug gesündigt.

Oder wolltest Du nur den Ernst meiner Gefühle für Egon prüfen?

Dann hättest Du mich nach Paris schicken sollen. An den Deutschenhaß da drüben glaube ich nicht, er wird sich wohl nur auf die unangenehmen Deutschen beziehen. Rom ist kein Aufenthalt gegen Liebe. Aus der Feuerprobe dieser tödtlichen Langeweile hier wird die meine geläutert hervorgehen. Wenn ich auch heiter thue, meine Scherze sind feucht von Thränen. Lebe Wohl, Rum ist greulich, und Egon, den liebe ich rasend, Dich aber achte ich wahnsinnig.

Deine treue Freundin
Marie.

Sotrates! Freund!

Ruf mich zurück! ruf mich zurück! Ich halte es ja doch nicht aus.

Oder laß Egon hierher kommen. Es hilft Alles nichts. Ich werde ihn lieben bis zum letzten Athemzug, und ganz speciell bis zum letzten Athemzuge in Rom. O, dieses Rom! Sind das verlogene Menschen, die sich — via Bädeler — für dieses Rest begeistern. Ich glaub's nicht! Ich glaub's nicht!

Mein einziger Trost hier sind Egons Briefe; da erfährt man doch wenigstens, was in dem reinlichen, entzückenden, bezaubernden Berlin V. vorgeht.

Ich habe ein rosa Bündchen um die Briefe geschlungen, und darüber geschrieben: „Trost in Ruinen." Nimm es nicht übel, aber er schreibt wirklich sehr amüsant. Er erzählt mir den neuesten Börsenwih. Habe ich gelacht! Denke Dir — nein, ich unterdrücke den Witz. Auf der Höhe Deiner antiken Baudenkmäler hast Du ja doch keinen Sinn für modernen Esprit.

Rom also! Rom! wie eine volle Woge rollt einem das Wort von der Lippe. Der Ort aber: steinernes Gerumpel, verblichene Scherben, marmorne Nasenlosigkeit, Risse, Sprünge, Trödel, zeitloser Kehricht, wüstes Gekreisch von Mensch und Esel, und über Allem der würzige Hauch ranzigen Oels — das ist Rom.

Und die Umgegend, die Campagna? eine wüste Steppe, wo der wilde
Stier gedeiht und der beißwüthige Hund, der Räuber mit dem Dolch im Ge-
wände und Moderluft. Und die elenden Gassen in der Stadt! Wenn ich
mir einmal eine Güte anthun will, so fahre ich nach Malao, das ist ein
funkelnagelneuer Stadttheil Roms in der Nähe des Bahnhofs, ganz acceptable
Straßen, wie bei uns etwa die Steglitzer« oder Kurfürftenstraße. Wenn wir
Bewohner der Regentenftraße einen Ausflug in die Steglitzerstraße machen
wollten, um frische Luft zu schöpfen — lächerlich!
Bei der Regentenftraße fällt mir unser viF-a-vis, der Baron Fuchs ein.
Weißt Du, was dem neuerdings in Nizza passirt ist? Egon schreibt es mir.
Er lernt da eine reizende junge Lame kennen, die sich mit einem alten Herrn,
der natürlich nur ihr Vater sein kann, dort aufhält. Sie machen einen ge-
meinschaftlichen Ausflug zusammen, er tanzt auf einem Balle alle Tänze mit
ihr. Er ist total verliebt, und hält bei dem alten Herrn um die junge
Dame an. Und der antwortet: Ich wechfle meine Maitressen nur alle zwei
Jahr, fragen Sie in achtzehn Monaten wieder an! — Tableau! Sehr komisch
— nicht?
Verzeih' die Abschweifung. Ja, was ich sagen wollte. Von den Säulen
auf dem Forum bis zu den Tischen und Stühlen in unserer Pension wackelt
und bröckelt Alles in Rom. Freilich an den gewölbten Plafonds der Zimmer
in unserem Palazetto — welches Haus wäre hier nicht ein Palästchen — hüllen
sich Frestoengel in rosige und bläuliche Schleier, die Beine aber an Tischen
und Stühlen werden mit Strippe zu ihren Pflichten angehalten. Ach Gott,
Alles ist 'hier antik: die abgestoßenen Teller, die Henkellosen Töpfe, die
schlüssellosen Thüren, die verrosteten Klingelzüge, antik scheinen auch die
römischen Ochsen, nach den zähen Rostbeaf zu schließen, das sie auf den
Mittagstisch liefern. Du weißt gar nicht, wie gut Du es mit Jetten hast,
die so perfect locht.
Antik sind auch die Fremden in unserer Pension, 20 ältliche Engländerinnen
und ein Ehepaar auf der Hochzeitsreise, das zusammen 125 Jahr zählt, von
denen auf die schöne schwerhörige Hälfte noch ein paar Jahre mehr kommen,
als auf die wegen Podagra hinkende. Sie ist grundhäßlich, er gewesener
Beau, sie sehr reich, er sehr arm, sie rasend eifersüchtig, er Don Juan außer
Diensten, sehr walA-tz Im. Sie führt den Trousseau einer Neuvermählten
mit sich, und erscheint zum Diner in halblangen Aermeln und cueurförmigem
Ausschnitt; ab und zu inscenirt sie ein Schäkerspiel Neuvermählter, sie flüstert
ihm in's Ohr, giebt ihm kleine Schläge mit dem Fächer und schielt ihn über
ihre Brille fort liebevoll an. Anfangs saß der wacklige Seladon neben mir
und spielte den Charmanten — sie entbrennt in Eifersucht und läßt eine
englische Tante mit einer Nachtmütze zwischen mich und ihn schieben. Er
blinzelt über die Nachtmütze fort zu mir herüber.
Mein Nachbar auf der anderen Seite ist ein deutscher Baron, Mecklen-
burger, nicht ohne Geist; Monocle, Scheitel über den Hinterkopf, lächelnde

Vlasirtheit mit Schopenhauer verbrämt, fchlanl und frivol, hört auf den Namen von Malwitz. Der hatte es gleich weg, daß ich mit meinem aschblonden Haar, grauen Augen und Grübchen in den Wangen etwas besonders Rares wäre, was ich daraus schließe, daß er es mir so oft als möglich sagt, ganz abgesehen von dem Veilchenftrauß, den er täglich bei mir abseht, Un» losten allerdings nur 5 Pfennige, die zarte Symbolik aber der Gabe verleiht ihm Werth. Mitunter erinnert mich der mecklenburgische Herr an Egon. Er erzählt Aneldoten, nicht ganz so, aber beinahe so hübsch wie er. Nun ja, er macht mir den Hof, wobei ich Dir nur gestehen will — bitte, nicht die Augenbrauen runzeln — daß ich hier für ein Mädchen gelte. Tantchen hatte — ohne jede Nebenabsicht natürlich — in das Fremdenbuch: „Frau Härtung nebst Nichte" geschrieben. Kann ich dafür, daß man mich nun, je nachdem man Italiener oder Deutscher ist, Fräulein Härtung oder Signorina anredet. Eigentlich bin ich doch auch gar nicht mehr verheirathet, und Wittwe bin ich auch nicht. Was bin ich denn? Ist es nicht so viel schicklicher und bequemer? Eine Frau, die in Scheidung schwebt! Abscheuliche Position. Und dann dieses ewige Fragen: Warum in Rom? Wozu in Rom? Wieso in Rom? Siehst Du, Dir schadet es nichts, und mir macht es Vergnügen. Das Unglück, wenn ich nun wirtlich in die Lage käme, dem mecklenburgischen Reactionär einen Korb zu geben. Schon aus politischer Antipathie gegen ihn würde es mir Spaß machen.

Tantchens Nachbar ist ein Holländer, irgend ein van Schulz oder van Müller, ich lann den Namen nicht behalten, ein langer knochiger Herr mit starken und energischen Zügen und einem großen Kopf, der auf einem zu dünnen und zu langen Hals zierlich auf- und niederschwanlt. Dieser Van (ich werde ihn der Abkürzung wegen nur „Van" nennen) zeichnet sich durch ein Notizbuch und ein Cello aus, die er immer in Bereitschaft hält. Er spricht alle vorkommenden Sprachen, ißt von allen Speisen, spricht mit allen Menschen, spielt mit allen Clavierpautern und verbindet mit den buschigsten Augenbrauen das kindlichste Gemüth. Sein Beruf: Menschenfreund und Musikdilettant. Tantchen, obwohl er etwas älter ist als sie, bemuttert ihn. Es scheint, die beiden Herren tonnen sich nicht leiden. Der Holländer sieht immer beleidigt aus, wenn der Baron etwas Geistreiches sagt, und der Baron überhört die Aeußerungen des Holländers als durchaus geringfügige. Ganz nach Deinem Wunsch durchstreifen wir täglich die Stadt nach allen Richtungen. Ich sperre die Augen auf und öffne die Thore meiner Seele, nicht nur um meinen Horizont zu erweitern, fondern hauptsächlich um Dir etwas Hübsches schreiben zu tonnen. Ja. was denn? Das Amüsanteste, glaube ich, ist Tante Friedet, die sich hier zusehends an Körper und Geist embellirt; wenn das so fortgeht, hört sie nächstens auf, alt zu sein. Du weißt ja, wie ängstlich sie sonst war; jetzt, seitdem sie die Hoffnung aufgegeben hat, den Italienern das Deutsche beizubringen, entwickelt sie einen Löwenmuth.

Frau Tannhäuser. ?
Sie sagt den Eingeborenen die unverfrorensten Wahrheiten in's Gesicht — auf Deutsch.
Gleich in unserer Straße, der via Ästlna, da rekeln sich den langen lieben Tag die römischen Modelle in der Sonne, die Du ja sammt ihrer malerischen Tracht aus hunderttausend Feuilletons auswendig kennen mußt.
Was thut unsere liebe Tante? Sie haranguirt sie folgendermaßen: „Ihr Nußknacker, Ihr Orangenesser, ist das eine Manier, die Schalen auf der Straße umherzuwerfen, daß anständige Fremde ausrutschen und sich Arme und Beine brechen müssen! Strickt doch, Ihr Faulpelze, damit Ihr einen ganzen Strumpf auf die Beine triegt, und kämmt Euch, damit Andere nichts von Euch kriegen. Und was habt Ihr denn da auf den Füßen? Dieses chaotische Durcheinander von schmutziger Baumwolle, Lederriemen, Sohlen, Löchern, Fetzen und Bändern soll Schuhwert sein? Ich danke." Und damit nahm sie ihre Kleider, um sie vor der Berührung mit den Modellen zu schützen, so eng zusammen, daß ihre Füße in ihrem ganzen respectablen Umfang zum Vorschein kamen. Die ganze Bande brach in ein Hohngelächter aus: „11 plö! 11 pi6! (Fuß). Und seitdem, so oft wir die Straße Passiren — etwa drei Mal täglich — das ganze Rachechor hinter uns hei: „II z»i6!" Und das ist nun, so Weit die via sigtlna reicht, Tantchens Beiname geworden.
Wie sie aber mich nennen? Sage ich's? Ich habe Dir Aufrichtigkeit geschworen — ich sag's. „H^ißslo clol oielo" rufen sie hinter nur her.
Und ach, dieser „»u^slo <1s1 oislo" marschirt nun durch Dick und Dünn in diesen elenden Gassen umher, mit dem Riechftäschchen in der einen Hand, während Tantchen in der anderen Hand ein Flayon mit Ungarwein trägt, beides als Schutzmittel gegen etwaiges Nacillengesindel, das gewiß hier seine schönsten Herde hat.
Und der Lohn für alle diese Strapazen? Nichts als zuweilen ein süßer Schreck, wenn ich in dunkle, feurige Augen blicke, die mich an seine Augen erinnern.
Zu unangenehm in diesen krummen Gassen sind die zahllosen Schlächter-läden, immer einer neben dem anderen, als ob alle Römer die Bantinglur brauchten und lein milderndes Schaufenster von Glas ist zwischen uns und diesen Opfern des Carnivorenthums. Bis auf die Straße hinaus sind die Ladentische geschoben, auf denen Lungen, Lebern und andere mir ganz un-belanne blutige Eingeweidepiöcen den Käufer anlocken sollen. Ganze Reihen abgeschiedener Lämmer hängen wie Damoklesschwerter über unseren Häuptern und nicht einmal ein paar Blumentöpfe zwischendurch beschönigen die Metzelei. Daß Schlächterläden so die Vorstellung von Blutthaten und Leichenfeldern erwecken können, habe ich erst in Rom erfahren müssen.
Als einmal gerade ein Schlächtermeister in seiner Thür stand, schrie ihn Tantchen entrüstet an: „Aber lieber Mann, so abgebrüht sind wir Berliner nicht, daß solche Lämmer unseren Appetit reizen könnten, der Anblick verekelt einem ja das saftigste Beefsteak. Müßt Ihr schon Euer Gewerbe auf offener

Straße treiben, steckt doch die Hängelämmer auf Spieße, und laßt sie Angesichts urdi et ordi braten anstatt bluten. So aber — da läuft man ja schnurstracks in den Gemüseladen nebenan, lauft Artischoken und . . ."

Da fiel ein Blutstropfen von einem Hängelamm auf ihren neuen Hut.

Entsetzt flohen wir auf die andere Seite der Straße und wären beinah aus der Scylla in die Charybdis gerathcn, das heißt in die geöffneten Arme von zerlumpten Bettlern. Davor schützte uns der Holländer; der kam unversehens durch die Straße und streckte nicht nur schützend seine Hände vor uns aus, er zog auch ein Taschentuch — gewiß eins von holländischer Leinwand — aus dem Rock und säuberte Tantes Hut, was ihrerseits ein gerührtes Erröthen zur Folge hatte.

Weißt Du, das Betteln, das ist hier eine wahre Tortur für die Fremden. Es verhärtet einem das Herz in der Brust, Ekel tödtet das Mitleiben, und wenn man giebt, so wirft man seinen Obolus hinter sich, nur um so schnell als möglich aus der verpestenden Nähe dieser Unglücklichen zu entkommen. Ehe man in eine Villa oder Kirche gelangt, muß man zwischen Nettlerreihen förmlich Spießruthen laufen.

Sie betteln nicht wie bei uns mit einem wehmüthigen Gemurmel und flehenden Blicken, sie betteln mit allen Gliedern ihres Körpers, mit Armen und Beinen, mit Lumpen und Wunden. Viele haben oder fingiren fürchterliche Gebrechen. An den Stellen, wo die meisten Fremden vorüberlommen, liege» stets eine Anzahl scheußlich geballter Klumpen, die sich auf allen Vieren fortwälzen und unter krampfhaften Verrentungen wahnfinnig um einen Soldi kreischen. Das angeschossene Thier flieht in die Einsamkeit, um seine Wunde zu verbergen, diese Bettler schwingen ihre verstümmelten Arme und Beine wie Trophäen, und überbieten sich einander mit wildem Triumph in Bloslegung ihrer Gebrechen. Ich sah, wie ein Einarmiger einem Andern, dem beide Beine fehlten, anspuckte, weil er einige Soldi mehr erwischt hatte als er.

Man glaubt sich in Zeiten fernster Uncultur versetzt, wo Aussätzige und vom Teufel Besessene an der Tagesordnung waren. Und dieses physische Pariathum durchfrißt ganz Rom, und dahin schickst Du mich zartfühlende Berlinerin! Was habe ich Dir gethan! Ach Gott, ja, ich habe Dir ja was gethan.

Tantchen fuhr an jenem Tag die Bettler an: „In's Hospital mit Euch! Ich schäme mich in die Seele Eurer Regierung hinein, die Euch hier auf offener Straße creviren läßt. Giebt es denn leine Siechenhäuser in Rom? oder wartet man auf die Cholera, damit die Euch da unten ein Unterkommen schafft?" Und damit stieß sie energisch mit ihrem Schirm auf das Pflaster, daß es hohl wie Grabeskollern klang.

„Wenigstens," meinte der Holländer, „könnte die Regierung dahin Wirten, daß diesen Elenden täglich ein unentgeltliches Bad verabreicht würde. Der Gebadete mühte dann mit einem Schilde versehen werden, und nur wer diese Reinlichteitsmedaille aufweisen könnte, hätte Anspruch auf Almosen.

Tantchen fand es noch einfacher, daß die bettelnden Herrschaften, Angesichts der Fremden, in eine der zahllosen römischen Fontainen sprängen, natürlich in einem decenten Badecostüm; die Fontaine« meinte sie, wären doch nicht blos zum Plätschern da. und sie schloß ihre Rede mit einem Loblied auf die Berliner Polizei. Es sei eine liebe Polizei, solche Wirtschaft tonne bei uns nicht aufkommen. Und darauf entwickelte sie mir den Plan, dem Polizei« lieutenaut unseres Reviers, der ihr einmal bei einer Dienftmädchen-Affaire behülflich gewesen war, eine Photographie vom Colosseum mitbringen zu wollen.

Dieser Plan aber fand ebenso wenig Anklang als der Vorschlag des Holländers, unverzüglich das Ghetto zu besuchen. Tantchen erklärte, ohne eine Stärkung nicht einen Schritt Weiter gehen zu wollen. Ich schlug Vor, in ein nahegelegenes Cafs zu treten. Sie wollte nicht, sie habe es ausprobirt, der einzig trinkbare Kaffee käme im «als uationals vor. Wir gingen also dahin, und Tantchen bestellte sich Kaffee mit erema (Sahne). Merkwürdig dick war die Sahne; sie nimmt einen Löffel, kostet, stößt empört die Tasse fort, und streicht Italien aus der Reihe der Culturländer.

Der Holländer blättert in seinem Notizbuch. Da stehts: den Gebrauch der süßen Sahne zum Kaffee kennt man in Rom nicht. Was man in den Cafös als crem» erhält, ist dicke oder saure Milch. Er 'giebt der Tante den Rath, sich künftig in die Caftzs aus einer der zahlreichen Molkereien Roms ein Töpfchen Sahne mitzubringen, welcher Vorschlag aber von ihr als gar zu materiell verworfen wird.

Und während sie noch von dem Hofgarten in München schwärmt, wo man bei Luhe den besten Kaffee mit der besten Sahne trinkt, nur die Tassen wären viel zu klein, tritt der Baron ein, unendlich erfreut, uns zu treffen: Schon feit einer Weile hatte ich ihn gegenüber auf der Straße bemerkt, heftig sein Monocle auf das Cafe richtend, dann war er auf eine Blumenverläuferin losgestürzt, und nun überreichte er mir den längstgewohnten Veilchenstrauß; er hätte geahnt, mich hier zu treffen. Ich lachte: ich lache immer, wenn mir nichts Geistreiches einfällt, was häufig der Fall ist. Und findest Du nicht auch, gegen ein unbequemes Liebeswerben giebt es leine bequemere Abwehr als ein harmloses Lachen? Erlauben die Stimmmittel, daß es silbern klingt — desto besser. Das Lachen sagt: ich weiß ja, daß Deine Liebe nicht ernsthaft ist, ich amüsire mich, Du amüsirft Dich, weiter hat es leinen Zweck. Uebrigens bleiben seine Huldigungen natürlich in den Schranken der Ehrerbietung. Würde^ ich sie mir sonst gefallen lassen? Er ist der reine Troubadour; z. B. bestelle ich in einem Restaurant ein Beefsteak, so laßt er sich ein Cotelette geben.und lasse ich mir ein Cotelette geben, so bestellt er ein Beefsteak. Warum? Im Fall mein Beefsteak schlecht ist, legt er mir sein Cotelette zu Füßen, und läßt mein Cotelette zu wünschen, so muß sein Beefsteak vor den Riß. Rührend, nicht?

Jedem Schnupfen meinerseits beugt er vor, indem er über die Bänke
von Stein, auf die ich mich sehe, seinen Paletot breitet. Sehr edel? Nicht?
Der Holländer brachte das Ghetto wieder auf's Tapet, und mit den
beiden Herren, Muth und Iehovavertrauen bewaffnet, entschlossen wir uns zu
dem Wagniß. Ich ging mit Herrn von Malwitz voraus, Tantchen mit dem
Van hinterher, und mit einem Mal fiel mir ein: Faust und Grethchen, Martha
und Mephisto; es war aber lein Garten, in den wir lustwandeln gingen,
o nein, ganz im Gegentheil,
Es grauste mich an, das Ghetto, als käme ich — Herr Gott, ich
glaube, es wächst mir ein leichter Flaum von Poesie auf der Lippe — auf
einen Kirchhof des Menschenthums. Waren das Menschen — Häuser —
Straßen? Das ganze Ghetto eine phantastische Kloake, eine menschliche, lebendige
Ruine voll unheimlichen, kreiselnden, wirbelnden Lebens. Nichts als ver-
steinerter Schimmel, Löcher, Höhlen, verfallende Steinklumpen, schwärzliche
Mauern, Gestank und rastlose Menschen, die in ihrer wilden, scheuen Art
etwas Gespensterhaftes haben, etwas krank Sehnsüchtiges.
„Ein architektonischer Höllenbreugel," sagte der Baron, und der Holländer
setzte verbessernd hinzu: „Eine Menagerie wilder Steine."
Der Abfall von Monaten, Jahren, Jahrhunderten liegt aufgehäuft in
den engen Gassen, ein sensationeller Unrath.
Wie Menschen diese Luft nur ein paar Stunden athmen tonnen ohne
zu ersticken, begreife ich nicht; und dahin schickst Du mich! Barbar!
Tantchen hielt sich, seitdem wir das Ghetto betreten hatten, permanent
die Nase zu. und näselte nun in höchst komischer Weise, wenn sie etwas
sagen wollte.
An manchen Häusern klettern schmale Hühnerstiegen von außen an dem
bröckligen Mauerwerk empor; sie führen in halb demolirte Räume. Durch
die leeren Fensterhöhlen sieht man struppige Köpfe sich unstät auf und ab-
bewegen. Auch ein alter, schiefer Palazzo steht in einer engen Gasse. Ueber
dem marmornen Altan hängen Lumpen.
In Höfe haben wir geblickt, nur wenig Quadratfuß groß und von hohem
Mauerweil eingefaßt. Auf den Mauerrändern und auf dem Pflaster des Hofes
sickerte eine grünliche Jauche, Fensterlucken öffnen sich auf diesen Hof, dahinter
die Schlafzimmer der Familie. Die Betten: eine Handvoll Lumpen auf einem
alten Kasten. Auf einem solchen Kasten sahen wir einen sterbenden Greis.
„Mitrobenhaft," sagte der Baron.
„Kommahllft," verstärkte der Holländer.
Tantchen erkundigte sich aufgeregt nach der nächsten Badeanstalt, ich aber
tonnte vor schmerzlicher Verblüfftheit kein Wort hervorbringen.
Einmal standen wir vor einem geheimnißvollen, cytlopenhaft gewölbten
Bogen, der in eine schwarzbraune Finsterniß führte. Ich sehte einen Fuß
hinein, der Baron riß mich zurück. Tantchen hielt sich noch energischer die
Nase zu und näselte: „'s riecht zum Himmel!"

Und denke Dir, Osterien (Gastwirthschaflen) giebt es sogar in dieser
Heimat des Urschmutzes. „Osteria" stand auf einer niedrigen Thür in einer
verwitterten Mauer. Oeffnete sich die Thür, su quoll ein giftiger Athen,
heraus. Die kleinen Fenster in der Mauer waren mit einer dicken Kruste
von — ja, ich weiß nicht wovon besteckt.
Ein großer Theil der Wohnungen empfangen Luft und Licht nur durch
die Hausthüren. Jeder kann in die dumpfen Gewölbe hineinfehen. Drinnen
ein wildes Durcheinander: Küchengerät!) zwischen Strohmatratzen, auf einer
Matratze ein schnarchender Strolch, zerlumpte Wäsche auf Tischen und Stühlen,
am Boden abgenagte Knochen; in Fett- und Wassertümpeln balgen sich kleine,
struppige Kinder. Die beiden Hauptstraßen sind ganz angefüllt, die eine mit
Millionen alter Schuhsohlen, die andere mit ebenso viel Lumpen. Riesen-
schränte voll Abhub. Auf kleinen Stühlen, in langen Reihen fußen alte
Weiber mit lrausfchwarzen Haaren und rastlosen Augen und sortirte» die
Lumpen. Einig? von ihnen glichen halb Vampyren, halb Prophetinnen.
.Das ganze Ghetto," meinte Herr von Mnlwih, „ist wie die Hallucination
eines, der am Säuferwahnsinn leidet."
„Ich möchte das Ghetto eher einen irren Epilog zum Mittelalter nennen,"
corrigirte der Holländer.
Dein Glück, lieber Freund, daß ich keine Schriftstellerin bin, und auch
sonst keine glühende Einbildungskraft besitze, ich tonnte mir am Ende vor-
stellen, daß diese Sohlen Nachts, wenn der Mond scheint, sich an die Schuh
und Stiefel hefteten, zu denen sie einst gehörten, und in das Schuhwert
schlüpften die Menschen, die es einst getragen und — soco, der grause Geister-
sput wäre fertig. Der Holländer belehrte uns aus seinem Notizbuch, baß
nicht mehr viel Juden im Ghetto wohnten. Ich glaub's, dafür spricht, daß
die Bewohner, wenigstens so weit meine ethnographische Einsicht reicht, wenig
jüdisch aussehen; meist grobe, plumpe, dicknasige Gesichter. Die besitzenden
Juden haben längst den Staub — nein, den Schutt und Moder von ihren
Füßen geschüttelt, zu dem ein socialer Rachegeist dieses Stadtviertel zer-
treten hat.
„Einem der Krösusse des Ghetto," so erzählte der Baron, „war vor
einigen Jahren ein großes Unglück pafsirt. Seine schöne Tochter verschwand.
Er setzte Himmel und Hölle und Geldsack in Bewegung, um sie wiederzufinden.
Endlich fand er sie, in einem Kloster, getauft, katholisch, als Nonne."
„Nur zu begreiflich," meinte der Holländer, „daß sie Antipathie empfand
gegen eine Religion, wo selbst auf den Treppen der Synagoge ein fo fürchter-
licher Schmutz angehäuft liegt." Hier brach er plötzlich ab, zog schnell sein Notiz-
buch hervor, und zeigte dem Baron eine doppelt unterstrichene Stelle. „Gieb
nie ein Almosen im Ghetto, sonst bist Du verloren." Es war zu spät. In
halber Zerstreutheit hatte der Baron bereits einige Kupfermünzen in eine
Schaar bettelnder Kinder geworfen.

„Schnell, schnell," flüsterte uns heiser der Holländer zu, und ohne recht
zu wissen, welche Gefahr uns drohte, liefen wir eilig davon, das Geheul der
Kinder, die sich in einem wilden Knäuel um die paar Soldi balgten, hinter
uns lassend. Die Bande aber hatte Blut geleckt, sie war uns auf den Fersen,
und wie die Reisenden in russischen Steppen den wilden Thieren, so sahen
wir uns diesen Bettelwölfen preisgegeben. Wir blieben fest und gaben nichts.
Sie begnügten sich nicht mehr mit dem Gekreisch um einen Sold — die ganze
Rotte war wie von einer bacchantischen Wuth befallen — sie umzingelten uns,
zupften an unseren Kleidern, klammerten sich an uns an. Schlugen die
Herren mit ihren Stocken eine Bresche in die lebendige Mauer, neue Schaaren
füllten sie gleich wieder aus.
Da Plötzlich packt mich einer der größeren Jungen an der Schulter, so
gewaltsam, daß ich hintenüber falle, mitten in die Lumpenbagage hinein.
Nun hättest Du den Baron sehen sollen, wie seine Augen sprühten, wie
er mich mit dem Ansprung eines Löwen aus dem Knäuel heraushob. Er
hielt mich einen Augenblick schwebend in der Luft, wie eine Siegestrophcie,
so daß ich ein Bischen zappeln mußte; ich wurde duntelroth vor Jörn, tonnte
aber den Zorn nicht austoben, mein Mecklenburger war schon über den Buben
her, den er gewiß todtgeschlagen hätte, wenn ich nicht für ihn gebeten hätte.
Der Bube hatte wieder Egons Augen.
Tantchen meinte später, es wäre ihr so vorgekommen, als hätte der
Baron, während er den Missethäter anfuhr, ihm etwas in die Hand gedrückt;
sie muß sich aber Wohl geirrt haben.
Nach dieser tollen Scene hielten sich die kleinen Strolche in einiger
Entfernung von uns, die Verfolgung aber gaben sie nicht auf; immer springend
und kreischend hinter uns her, aus dem Ghetto heraus, weiter und weiter
über die Piazza di Venezia, bis in den Eorso. Da brach unsere Energie,
und wir gaben Jedem einen Soldi.
O Solrates, die rasende, rasende Freude, die sie über diesen einen, einen
Soldi an den Tag legten, die wäre wohl eine socialistische Thräne Werth
gewesen.
Das Ghetto also ist eine Sehenswürdigkeit von Rom? Ich glaube.
Herr von Malwitz hat Recht, wenn er es eine Sehenswürdigkeit für Dichter
nennt, die das Bedürfnis; fühlen, sich von der Menschheit ganzem Jammer
— um ihn gedruckt zu verwerthen — anpacken zu lassen. Der Holländer
empfahl es für angehende Philosophen, die Menschenverachtung e-n ssro«
brauche».
Tantchen aber hielt diesmal keine Rede. All ihre grimmigen Gefühle
concentrirte sie näselnd in den pathetischen Schrei: „Posaunen, Posaunen!
Damit die Mauern fallen!"
Wir verließen das Ghetto mit einem Lächeln auf den Lippen über die
Ungläubigen, die von der Darwin'schen Theorie — der Abstammung des
Menschen vom Thier — nichts wissen wollen, und mit dem Schwur, diesen

greuelvollen Ort, wo selbst die strahlende Sonne nur wie ein wildes gelles
Lachen aus einer gequälten Menschenbrust wirkt, nie mehr zu betreten. Daß
die Regentenstraße tausend Mal schöner ist als das Ghetto, lasse ich mir von
Niemand ausreden. Gute Nacht.
Marie.
Lieber Freund!
Von unserer Pension habe ich Dir noch so gut wie nichts geschrieben.
Die ist noch das Gemüthlichste in Rom. Ter Salon mit seinem flammend
gelbrothen Cretonne auf allen Polstern und Tischen — blendend. Man ist
drauf und dran, den Sonnenschirm dagegen aufzuspannen. Für poetische
Gemüther — überall Grünes. Aus Korbgeflechten hängt es von den Wänden
nieder, auf den Tischen tritt es als Blumentopf auf. Hinter dem Pianino,
über dem Kaminspiegel, in dunklen Winkeln — Palmen. Die Palme ist
hier, was bei uns früher — Gott Hab ihn felig — der Gummibaum war.
Die Engländerinnen mit den großen ausgeschnittenen Schuhen, mit ihren
wollengestrickten Tüchern, vielen Broschen und ihrer betriebsamen Lernhaftigteit
geniren mich nicht. Alle haben mich gern, merkwürdig, nicht wahr? Von
dem mecklenburgischen Granden bis zu Pietro herunter. Das ist der Diener
und zugleich Bräutigam von Celeste, dem Stubenmädchen. Er markirt mir
immer mit den feurigsten Blicken das beste Stück Braten auf der Schüssel,
und denke Dir, auch der hat Egons Augen, und mit diesen Augen schielt er
— «boKinF! Celeste rächt sich für die Anbetung, die er mir zollt, durch ab-
solute Schonung des Ungeziefers und Staubes in meinem Zimmer, und neulich
vollführte sie sogar einen Racheact, mit dem eine Salundame Ehre eingelegt
hätte. Ich spreche mit ihr im reinsten und fließendsten Italienisch; und was
sagt sie darauf? „Merkwürdig," sagt sie, „wie das Deutsche und Italienische
sich ähneln"! Sie singirte zu glauben, daß ich deutsch spräche — unverschämt.
Ich habe sie deshalb auch nicht einen Augenblick bemitleidet, als sie gestern
schluchzend aus dem Zimmer der greisen Neuvermählten flog. Der Grund
war klar, denn hinter ihr stand mit aufgehobener Rechten — ein Rache-
geift — die beleidigte Gattin. Ihr Theurer hatte offenbar dem Mädchen
nachgestellt.
Die hochzeitreisende Urahne setzt übrigens auch den Feldzug gegen mich
fort. Sie hat sich mit ihrem Schatz an die andere Seite der Tafel Placiren
lassen, und einen Blumentopf vor sein Gesicht gestellt, um ihm meinen An-
blick zu entziehen. Er hat ein paar Blätter auseinander gebogen und versucht
nun durch die Lücke mit mir zu liebäugeln. Das wird wieder, wenn sie
dahinter kommt, eine luftige Scene geben.
Du siehst, es giebt Leute, die eifersüchtig auf mich sind, wenn es auch
nur Stubenmädchen, komische Alte und Mecklenburger sind. Dir freilich ist
die krummste Hieroglyphe lieber als die schlankste Gattin. Uebrigens gegeil

den Baron muß ich doch nächstens die Würde und Hoheit, die die Vertrau-
lichkeit entfernen soll, herauskehren. Seine Neigung nimmt Dimensionen
an . . . Er hat zuweilen Nuancen in der Stimme, und etwas Tiefes und
Heißes im Vlick, das mich an Egon erinnert.
Jeden Abend, wenn wir nach dem Diner in den Salon treten, finde
ich auf dem weichsten Fauteuil, an der wärmsten Kaminecke einen Plaid,
einen Bädeker, und die berüchtigste Daudet'sche Sappho, um die Engländerinnen,
die einen Iiorisur vor unsittlichen Büchern haben, von dem Lehnstuhl abzu-
schrecken.
Es ist auch ein Pianino da. Herr von Malwitz singt, nicht aufregend,
aber angenehm. Neuerdings singt er mit Vorliebe den Rubinstein'schen Asra,
augenscheinlich nur, um sich mit dem Nsra-Iüngling an der Stelle, wo er
vor Liebe stirbt, zu identificiren. Gestern z. B. ließ er seine Stimme an
der betreffenden Stelle brechen; Unbetheiligte würden vielleicht sagen, sie schnappte
über, weil es mir aber galt, sage ich, sie brach. Er stand auf, kam melan-
cholischen Schrittes auf mich zu, und wollte etwas sagen, sagte aber nichts;
dann sagte er doch etwas, aber blos: wozu? wozu? worauf er sich ebenfu
schleunig als effectvoll zurückzog, nachdem er einen blauen Blitz aus seinen
Augen geschleudert, der seinen Zweck, mein Herz einzuäschern, gänzlich verfehlte.
Als ich später in mein Zimmer trat, duftete es ganz nach Veilchen, ohne
daß ein einziges Veilchen zu sehen gewesen wäre. Tantchen fühlte sich davon
ganz spiritistisch angeweht, und neigte zu der abergläubischen Vorstellung, daß
durch die Decke hindurch — der Baron wohnte über uns — sein liebender
Geist im Verein mit seinem starken Willen dieses veilchenhafte Duften bewerk-
stelligt hätte. Als ob es nicht Veilchenparfüms gäbe und dienstfertige Geister,
sie in Umlauf zu setzen.
Der Don Juan a. D. warnt mich vor Herrn von Malwitz, und
flüsterte mir zu — er flüstert mir immer etwas zu, wenn seine Greisin
gerade die Brille Putzt: „liaigon cl3UFsrsu8s."
Die nächste Woche gehört den Ruinen, Gärten und Galerieen. Ach wie
langweilig! und wie liebe ich Egon! wirklich, über alle Maßen; es verdrießt
mich nur, daß Pietro Augen hat wie er, und ich hatte mir so viel auf seine
Augen eingebildet. Das ist wieder eine Täuschung, die ich Rum verdanke,
Du böser Sotratcs. Dessen ungeachtet grüßt Dich freundlich
Marie.
Lächerlich, wie alle Welt hier meinem Egon ähnlich sieht. Dir gleicht
keiner, nur der Sokrates, er ist aber doch noch häßlicher als Du.
Lieber Ernst!
Warum sind nur diese Villen mit den dazu gehörigen Gärten so be-
rühmt? Warum begeistern sich die Fremden dafür? Wahrscheinlich weil in
diesen Gärten leine Bäume sind, die Schatten geben, keine Bänke, die Lehnen

haben, und leine Wiesen, die gemäht, süß nach Heu duften; mit einem Wort, weil Alles ganz anders ist als daheim, und nicht halb so hübsch.
Wir waren — natürlich wieder zu Vieren — in den Gärten der Villa Medici und Wolkonsti, Du erinnerst Dich, in dem Mendelssohn'schen Briefwechsel wird davon wahnsinnig geschwärmt.
Ich weiß nicht, mir kommt hier Alles so tirchhüftich vor; wohin ich auch gehe, überall gähnt mich eine schimmelige Ewigkeit an, überall etwas ein- oder ausgebuddeltes. Gestern z. B. in der Villa Wollonsli. Ja, ist denn das wirtlich ein Vergnügen, durch lange Alleen zu lustwandeln zwischen Sarkophagen — wenn auch in einigen Petersilie gezogen wird — zwischen Columbarien, abgeschlagenen Armen und Veinen, steinernen Togafrtzen und bröckligen Gliedmaßen.
An Mauern, Grotten, Wänden, Vcmmstämmen, überall sind kleine Trümmerreste eingefügt, oft so kleine, daß man archäologisch überbildet sein müßte, um das Ganze zu errathen, in das diese Stückchen hineinpassen. Da giebt's Läppchen von Ohren, Nägel von Fingern, Nasenflügel, die Spitzen einer Locke, ein paar Federn aus einem Vogelflügel, die Falte einer Toga u. s. w.
„Eine steinerne Nesterhandlung," sagte der Baron.
„2 nein," entgegnete der Holländer, zierlich das Hälsche» ringend, „marmorne Vergißmeinnicht der Weltgeschichte."
Tante erröthete vor Vergnügen und drückte ihm die Hand, so hübsch fand sie das Wort.
Denke Dir, diese Tante ist in« vollen Zuge sich zu bekehren. Während sie in den eisten Wochen meine Abncignng in Bezug auf Nom noch überbot, steuert sie jetzt frisch im Fahrwasser aller übrigen, begeisterungssüchtigen Forestieri. Sie und ihr Verehrer haben jetzt ein gemeinschaftliches Neise-Handbuch; er vergißt das seine mit verdächtiger Negelmaßigleit, und da stecke» sie nun die Köpfe zusammen in das Buch um Nom zu studiren. Eigentlich wundere ich mich, daß Herr von Malwitz noch nicht auf diefe Form der Annäherung verfallen ist, er scheint auch selbst den Mangel zu fühlen. Er verfehlt nie, dringend dem Holländer seinen Bädeter anzubieten, den dieser jedes Mal ebenso dringend, unter Hinweis auf Tantchens Gsell-Fcls, zurückweist.
Ich wollte ja aber von der Woltonsti sprechen. Zwischen den Stein tlümpchen der erwähnten Alleen findest Du, um bunte Neihe zu machen, zahllose Feigencactusse. Alle sind wurmstichig und vermorscht und gebcrden sich in ihrer wilden Steifheit, mit ihrer Elephantenhaut, als wollten sie auch etwas antikes vorstellen. Und wie lächerlich sich ein Blatt an das andere seht, als hätte eins dem anderen einen Nasenstüber versetzt, der dann plötzlich versteinert oder verblrchert wäre. Botanische Mißbildungen sind's. die an Größenwahn leiden, durchaus ein Baum sein wollen, und es doch nur zu einem grotesken, knorrigen Gewächs bringen.
Ter Besitzer der Villa ist entschieden Von einer Scherbenmanie besessen.

Em antiker Kopf mit dem üblichen Zubehör von Nase, Ohr u. s. w. würde
ihm gar keinen Spaß machen. Das einzig Ganze in diesem Villengarten
sind die Forestieri (Fremden), die aus diesem steinernen Vischens Begeisterung
schöpfen.
„Wie gut ist man doch daran," sagte Tantchen, „daß man noch so leidlich
ganz ist."
„Das kann ich von mir nicht sagen," entgegnete der Holländer, „mir fehlt,
um ganz zu sein, die bessere Hälfte." Tante Friede! wurde duntelroth, und
klappte so schnell den Nädeler zu, daß einer seiner Finger darin blieb.
Natürlich benutzte auch mein Verehrer die günstige Gelegenheit, An-
spielungen auf sein zerrissenes Herz zu machen, z. B. wünschte er, daß sein
armes Herz auch eine marmorne Antiquität wäre, da es doch stückweis brechen
müßte u. s. w.
Auf einem der schmälsten Wege des Gartens trafen nur mit den eng-
lischen Neuvermählten zusammen. Die Alte hatte gerade noch so viel Zeit,
um ihren Herzallerliebsten mit ihrem Sonnenschirm vor unserm Anblick zu
schützen.
Wir treffen das Ehepaar überall. Augenscheinlich forscht der galante
Greis unfern Ausflügen nach und dirigirt sein Weib dann an den betreffenden
Ort, während dieses hinwiederum zu glauben scheint, daß wir den Spuren
ihres Gatten nachgehen. Sobald sie unsrer ansichtig wird, macht sie den aus-
giebigsten Gebrauch von dem halben Kopf, den sie größer ist als ich, indem
sie mich durch Blicke von oben herab ecrasirt. Unsere beiden Herren ignoriren
den Engländer in ostentativer Weise, der Holländer nämlich, weil er denkt,
seine Huldigungen gelten Tantchen, und der Baron, weil er sie auf meine
Rechnung setzt.
In Bezug auf die Wultonsti will ich noch nachtragen, daß der eigentliche
Garten nur autz Brennnesseln und Bohnenstangen besteht, und daß die paar
Berge in der Ferne den Kohl auch nicht fett machen.
Am andern Tag waren wir in der Villa Medici, und obwohl wir vor
unseren Cavalieren den Ausflug geHeini gehalten hatten, waren sie doch da.
Der Portier steckt dahinter, sie haben ihn bestochen; der holt uns die Droschken
und weiß wohin wir fahren.
Natürlich fehlten auch in diesem Garten zerbrochene Sarkophage, eisige
Maimorbänke, nasenlose Köpfe, Gestrüpp und schattenlose Pinien nicht.
Im vorderen Theil des Gartens giebt's allerdings keine Pinien, nur
ganz niedrige Bäume, deren Wipfel in einander fließen und dämmerig düstre
schmale Alleen bilden, Alleen wie grüne Kerkerzellen. Der Boden ist mit
grünlichem Schimmel bedeckt, über den ab und zu verstohlene Sonnenstrahlen
huschen.
Nun sollte man doch wenigstens von diesen Bäumen erwarten, daß sie
Myrthen, Lorbeer« oder Oleander wären — nein — Buchsbäume sind's!
mögen die sich noch so lorbeerartig strecken, Vuchsbcmm bleibt Buchsbaum.

Kein Zwitschern eines Vogels — Grabesstille — nichts als Schimmel und Buchsbaum.
„Ein Aufenthalt für Nachtvögel und letzte Acte eines Trauerspiels," sagte der Varon. Da ausnahmsweise der Holländer nichts dagegen hatte, behauptete Tantchen, daß die letzten Acte ihr gerade die liebsten waren, und nachdem ich bemerkt hatte, daß dieser feuchte Dämmer ungesund sein müsse, schlug der Baron vor, uns den Eichenhain mit dem berühmten Nelvedere aufschließen zu lassen.
Nach Hinterlegung eines zweiten Trinkgeldes öffnete sich uns der Eichenhain. So verkrüppelte Baumstämme habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. Als stürzten sie alle, hülfeschreiend, iu wilder Flucht durcheinander, so sehen sie aus, was Tantchen aber nicht abhielt zu declamiren: „Heraus in eure Schatten, rege Wipfel." Willst Du mit mir wetten, daß unter zehn Menschen, die diesen Hain betreten, neun sich dieses Citats schuldig machen?
„Da sind sie!" rief plötzlich der Holländer und brach mit Tantchen in ein dichtes Lorbeergebüsch ein, während Herr von Malwitz mich iu eine Seitenallee zog. Ich hatte aber noch Zeit zu sehen, wie die Alte unversehens dem Alten triumphirend um den Hals fiel, worüber er vor Schreck wie angewurzelt stehen blieb, und ihm die Kußfinger, die er mir zuwerfen wollte, in der Hand stecken blieben.
Bis zum Belvedere sind wir gar nicht vorgedrungen. Ein Ziegenbock stand vor der Treppe, die empor fühlte; schneeweiß war er — eine raffinirte Koketterie — wahrscheinlich sollte er dem Hain etwas verzaubertes, mythologisches geben, oder kommt in der Mythologie kein weißer Ziegenbock vor? Sollte ich ihn mit der Hirschkuh der Genovefa verwechseln? Darauf lommt's ja nicht an. Tante Friede! fürchtete sich vor den Hörnern des Thieres und wollte umkehren. Die Herren erklärten den Ziegenbock für unschädlich. „Mag sein." meinte Tante, „aber wer seht sich bei Tisch gern neben Jemand, der einen geladenen Revolver in der Tasche hat? Ich nicht. So ein Ding kann losgehen. Und dieser Ziegenbock ist doch nur ein unvernünftiges Thier. und hat seinen Revolver immer bei sich." Die Musik vom montL pinoio nebenan klang zu uns herüber. Meine feige Anverwandte zog es plötzlich unaufhaltsam der Musik nach, und die Klügere — ich nämlich — gab nach.
Ter pinoio, der wäre ja nun so weit ganz nett — mit der Rousseau-Insel freilich, besonders zur Zeit der Eisbahn, ist er nicht zu vergleichen — aber er ist zu Nein, eine wahre Tretmühle, in der man sich immer im Kreise dreht zwischen einem Gewimmel von Geistlichen, die durch die Mannigfaltigkeit ihrer Tonsuren und Gewänder, ihres Colorits, ihrer Sprache und Physiognomie allerdings eine recht bunte Staffage für diesen Spazierort abgeben, den einzigen in Rom, der zu Fuß zu erreichen ist. Die rothen Priester — es sind Deutsche — nehmen sich am besten zwischen den grünen Büschen aus. Im Allgemeinen glaube ich nicht, daß das Eülibat dieser Geistlichen der

Schönheitsentwickelung des Menschengeschlechts Abbruch thun wird. Die meisten sind häßlich, haben einen schlechten Teint, plumpe Füße und gehe» einem selten aus dem Wege.

Der Tante Friede! wäre neulich auf dem pinoio beinah ein Abenteuer begegnet. Wir waren zufällig allein an dem Tage, und Tantchen hatte sich, während ich weiterging, auf einer Bank niedergelassen. Bald aber kam sie athemlos hinter mir her gelaufen. „Unerhört," schrie sie mir von weitem entgegen, „ein Geistlicher! Erst ist er immer um meine Baut herumgeschlichen, Blicke hat er mir zugeworfen, um eine Gastrone anzuzünden, und dann hat er mich angesprochen — so zudringlich!" Da tam er heran, ein abgezehrter ältlicher Herr mit kleinen stechenden Augen. Er wendete sich jetzt an mich, er sprach französisch, ich verstand sein Murmeln nicht, die Eloquenz aber, mit der er seine zerrissenen Schuhe unter der Soutane herUorstrcckte, war nur zu uerständlich. Er bettelte. Das Abenteuer endete zu Tantchens Beschämung mit dem Baaiverlust einer Mark.

Findest Du es nicht lomisch, daß die Friede! mit ihren 40 Jahren noch an die Möglichkeit eines Abenteuers glaubt? Ich habe sie daraufhin genauer besichtigt, und ich gestehe, ihr frisches rothbäckiges Gesicht mit den braunen lebhaften Augen und das schwarze volle Haar haben mich etwas stutzig gemacht. Am Ende muß ich doch ein Auge auf sie und den Van haben.

Willst Du »och mehr von dem piiiLio wissen? Lehnt man sich über die niedrige Mauer, die ihn einschließt, und blickt auf die Landstraße, so sieht man gewöhnlich ganze Heerden kuhlschwarzer Schweine vorübertreiben — ich mag gar keinen Schinken mehr essen — manchmal sind's auch Büffel, fast immer aber ist es etwas gefährliches, oder etwas was — nicht duftet.

Vom monto Linola steigst Du nieder zur pi»22u clol popol« und vor der i«rta (Thor) clol iiopolo, am Anfang der viu tlaminia, da steht eine leibhastige Pferdeeisenbahn, die Dich zur i>oi>w nwl!« führt.

Via llaiuinia! Gott, wie historisch, wie immens interessant klingt das! Und was für eine Straße ist es! Eine gräßliche, schmutzige, prolctarierhafte Gasse, alle fünf Schritt eine Schänte, das Pflaster mit Abfällen von Gemüfe und Obst bedeckt, Frachtwagen, unermeßlicher Staub, wüster Lärm, armselige Häuser und überall Haufen von Proletariern, die müßig umhcrstehen und — spucken.

Vor einigen Tagen waren wir mit dieser Tramwan nach ponw molls gefahren und von da weiter gewandert nach a<i»a ucowin, was wir doch unserem Goethe schuldig waren, dessen Lieblingsspaziergang bekanntlich dieser Sauerbrunnen war.

Ter nicht allzu breite Weg war einsam an diesem Tage, Auf der einen Seite der Tiber, auf der anderen hohe, dichte Hecken. Unterwegs erzählte ich der Tante von der armen jungen Engländerin, die im vorigen Jahr diese» Weg geritten war; vor einer Heerde Schweine scheute plötzlich das Pferd, ging durch und Noß und Reiterin fanden in der Tiber ein Grab.

Kaum war ich in meiner Erzählung bei dem Wort „Schwein" ange-
langt, da wirbelte Staub auf — näher und näher tam's — eine unabseh-
bare Heerde dieser hassenswerthen Uuthiere, und leinen Weg der Rettung —
leinen. Ich hatte nur die Wahl: in die Tiber — über die Dornenhecke —
oder mitten durch den schwarzen Graus. „Eher in den Tod, als da mitten
durch," sagte ich zu Tante. Zum Besinnen war keine Zeit, schon grunzte es
uns um die Ohren, Ich entdecke eine lleine Oeffnung in der Hecke und mit
der Riesenkraft der höchsten Angst erweitere ich die Oeffnung nüt meinen
Händen, werfe mich glatt auf den Buden und krieche auf allen Vieren durch
die Oeffnung, und im nächsten Augenblick stehe ich hochaufathmend auf einem
schweinefreien Stoppelfeld. Nicht aber so viel Zeit blieb mir, um ein Dank-
gebet zu sprechen, eins der Ungeheuer hatte die Oeffnung geschnuppert, ein
schwarzer Kopf zwängte sich durch die Bresche, das Uebrige folgte und ge-
mächlich trottete das freche Thier auf mich zu. Herzzerreißend muß der Schrei
gewesen sein, der mir in der Kehle stecken blieb. Ich stürzte fort über Hecken
und Gestrüpp, fiel hin, stand wieder auf, immer weiter, bis mir auf ge-
drangem Weg ein Räuber den Weg versperrte. Er trug das malerische
Campagnolencostüm, ein sehr hübsches und ziemlich neues. Ich schwöre Dir,
ich weiß nicht wieso, aber ich fürchtete mich nicht, obgleich der Bandit die Äugen
etwas rollte. Wir fixirlen uns einen Augenblick schweigend.
„tzus clomninl»?" („Was wünschen Sie?") fragte ich endlich.
„IH doi83 o 1a vitn!" („Die Börfe oder das Leben!") antwortete er
wie aus einem Lustspiel heraus.
Ich gab ihm mein Portemonnaie, empfand aber einige Unruhe, da nur
zwei Lire darin waren. Er zählte das Geld langsam, dann fixirten wir uns
wieder einen Moment schweigend, er war offenbar betroffen von meiner Ge-
lassenheit. Darauf begann er die Augen wie Feuerkugel» zn rollen, zog aus
feiner neuen rothen Schärpe ein fehr blankgeputztes Messer und sagte: „non
w3w!« („Nicht genug!")
Unwillkürlich schrie ich auf. Wie auf ein Stichwort öffnete sich das
Gebüsch; Jemand stürzte auf den Banditen los, Jemand entriß ihm Dolch
und Portemonnaie und Jemand warf ihn zu Boden.
Daß mein Retter der Baron war, hast Du sicher errathen. Inzwischen
war der Räuber entflohen und Tantchen mit dem Van, die meinen Schrei
gehört, kamen herbeigelaufen. Ich erzählte mein Abenteuer. „Merkwürdig,"
meinte der Holländer, „wie der Bandit dem jungen Mann aus dem Marmor-
geschäft bei uns nebenan glich; Sie wissen, Herr Baron, mit dem Sie heut
Nachmittag gesprochen haben." — „Bewahre/ sagte Herr von Malwitz, „keine
Spur." Die beiden Herren tauschten während dieses Dialogs feindselige Blicke
aus. Es ist klar, Holland will Mecklenburg bei uns discreditiren. Sonder-
bar bleibt es allerdings, wie oft der Baron mich rettet.
Wie kamen die Herren nach Mite mollo? Diesmal habe ich Tantchen

im Verdacht des Verraths. Ein spätes Herz, das sich im vierzigsten Jahr entdeckt! Das wird Egon belustigen. Die nächste Woche gehört den Wuseen und Gallerie». — Tu lieber Gott! Leb Wohl!
Marie.

Also, lieber Ernst, die Gallerten und Museen! Die Begeisterung der Fremden dafür — glaube mir — Schwindel, naiver oder bewußter, und ich will Dir gleich von vornherein meine Schlußmeinung sagen: Diese Gallerien sind lein Kunstgenuß, sondern eine Strapaze. Vom Anschauen der Deckengemälde bekommt man Kopfschmerzen, von den steinernen Fußböden lalte Füße, und das Ganze ist ein Local für Erkältung. Tantchen weiß ein Lied davon zu singen. Vor dem Apoll vom Belvedere, wo es fürchterlich zog, hat sie sich eine dicke Backe geholt. Der Van fand, daß sie ihr sehr gut stehe, und seitdem will sie immer wieder in den Vatikan, wahrscheinlich um auch die andere Backe diesem Zustand unnatürlicher Geschwollenheit auszusehen.

Viele dieser Bilder sind nichts weiter als erloschene Farben und ein Name. Ob die Farben in's bräunliche, bläuliche oder grünliche verblichen sind, das kann mir ja ganz gleich sein. So ein gelbbraunes Gemengsel z. B. wie die Schlacht von Wuuvermann, welchem seelischen Bedürfnitz kommt sie entgegen? Und nun gar die altchristliche Kunst! Die Gesichter dieser Madonnen und Heiligen — Holz, die Blumen — Papier, Himmel — Lackfarbe, Glieder — Leder, Locken — Hobelspähne, Ausdruck — Weihnachtsschaf. Etliche dieser Madonnen sehen wie Gänsemädchen aus, andere stellen Vergilbte, ausgewaschene Mütter dar, die irgend etwas Unkenntliches, was ein Baby sein soll, an ihr, hinter complicirten Faltenwürfen gedachtes Herz drücken. Auf den meisten dieser Bilder: Wunden und Blut, knöcherne Greise, Leichname, und etwas Gespicktes, Gebratenes oder Geschundenes; unwillkürlich hält man sich die Ohren zu, es ist wie ein einziger, großer Schrei.

Auch der Baron schüttelte den Kopf und meinte, hier würden die Gallerien zur Morgue, und wir hielten Todtenschau.

Der oppunirende Holländer wies begütigend auf den Ausdruck himmlischer Wehmuth in den Köpfen der Gemarterten, und da ich doch auch manchmal etwas sagen muß, erlaubte ich mir diese Wehmuth schläfrig zu finden, wie unter dem Einfluß einer Morphiumspritze hervorgebracht. Herr vuu Malwitz lächelte mir beifällig zu, als wäre ich geistreich gewesen, und sagte: auf allen diesen Bildern gäbe es Himmel, Hölle ober Fegefeuer, nur für die Erde wäre lein Raum, und sie wäre doch die Hauptsache, wenigstens für ihn, da dieser Wcltkörper die Ehre hätte, von mir bewohnt zu sein. — Fade, nicht wahr? Es ärgert mich, daß er mich zuweilen an Egon erinnert, er hat auch so etwas berlinisches. Und Egon, den liebe ich, den Mecklenburger aber — gar nicht. Da gefällst Du mir noch hunderttausendmal besser. Wärst Du nur nicht gar so miberlinisch! Es grüßt Dich schönstens
Marie.

^il'l'rr, guter Ernst!

Du denkst gewiß, daß ich aus Eigensinn, aus Seelentrotz inich erhabenen Eindrücken verschließe. Du irrst. Siehst Du gestern z. B. da habe ich mich auf einen Stein in'Z Colosseum geseht. Tautchen mußte auf die entgegen» gesehte Seite rücken, so daß ich sie gar nicht sehen tonnte. Und da habe ich ganz corinnahaft, mit Notizbuch und Bleistift in der Hand, die Schatten der Vergangenheit heraufbeschworen. Ist es meine Schuld, daß mir nicht der kleinste Gladiator erschienen ist, und auch sonst gar nichts, was eine Toga tragt oder eine impeiatorenhafte Vifage hat. Soll ich mich darum grämen? Ich finde es gar nicht so bezaubernd, wenn man sich so recht lebendig vorstellt: dort ist das Thor, durch das die Bestien in die Arena stürzten, hier die Stelle, wo sie etliche weißgekleidete, christliche Jungfrauen in Stücke rissen; dort drüben wurden aus der Tiefe die zerfetzten Leichname an's Licht geschleift — da hinten — vorüber, vorüber, wie es in Gedichten heißt, wenn dem Dichter der Athem ansgeht. Danlen wir doch Gott, dah heut im Eolosseum an Stelle der wilden Thiere die Forestieri getreten sind, die doch wenigstens zum größten Theil zahm sind.

Tantchen hatte in der Arena keine Ruhe. Die Steine waren ihr zu lalt, auch behauptete sie, es raschle und knistere hinter ihr, und einen centner-schweren Stein hatte sie im Verdacht, einen unwiderstehlichen Drang zu fühlen, ihr auf den Kopf zu fallen. Sie wollte durchaus in die palatinischen Ausgrabungen. Da doch für mein Notizbuch nicht der kleinste Gedanken-schnitze! abfiel, that ich ihr den Willen. Als wir aber bei den ersten Mauer-resten den Van und Herrn von Malwitz trafen, wußte ich, warum ihr die Steine zu lalt gewesen waren. Wir waren kaum einige Minuten umherge-wandert, als Herr von Malwih rief: „Da sind sie!" Und richtig, da saßen die Neuvermählten auf einem antiken Stein, er mit einer Zeitung auf den Knieen. Die Alte brauchte diesmal ihren Sonnenschirm selbst und fand im Augenblick keine andere Abwehr gegen uns als die Times, in die sie den Geliebten förmlich einwickelte, so daß nur seine Haar- und Stiefelspihen daraus hervorlugten. Wir bemeitten auch, daß er die Ohren voller Baum-wolle hatte, zweifellos ihr Werl, sie wittert überall Sirenen.

Tantchen war bald ganz in ihren Gsell-Fels mit dem dazu gehörigen Holländer vertiest, und mir blieb nichts übrig, als meine Gebanken mit Herrn von Malwitz auszutauschen, welche Procedur ich mit den Worten ein-leitete: „Was sind Ruinen?" — „Nicht wahr," antwortete er lebhaft, „Sie haben ganz recht. Soll ich eine Greisin bewundem, weil ich in ihren Zügen die Spuren ehemaliger Schönheit finde? Der Verfall von Schönheit erregt höchstens ein energischeres und achtungsvolleres Mitleid, als wenn etwas ganz Vulgäres zerstört wird."

Hat er nicht Recht, lieber Freund? Ich gestehe, mir gefällt auch ein ganzes Haus mit vergoldeten Ledertapeten, Renaissancemöbeln und türkischen

Teppichen viel besser als so ein bröckliges Stückchen Palast mit Untraut, Schimmel und giftigen Spinnen möblirt. Wie hübsch ist doch unser Salon in der Regeutenstraße. Wenn ich. daran denke — Wehmuth schleicht mir in's Herz hinein. Brennt denn der neue Kamin ordentlich? Ich hatte ihn mir so leidenschaftlich gewünscht. Erinnerst Du Dich noch, wie ich so ahnungslos am heiligen Abend in's Weihnachtszimmer trat? Zwei Tage war es für mich gesperrt gewesen. Flammen schlagen mir entgegen. „Feuer! Feuer!" schrie ich entseht und Du, Du lachst wie ein Kind und rufst: „Feuer im Kamin!" Und da tanzte ich wie eine Wilde einen Freudentanz um das Feuer herum.

Konntest Du mir wohl je einen Wunsch abschlagen! Du bist ein schöner Pädagoge, und Du allein bist schuld, wenn ich so selbstsüchtig geworden bin. Als Kind hatte ich einen ganz guten Charakter, Ja, wovon sprach ich doch gleich? Richtig, von einem der sieben Hügel Roms, vom Palatin.

Herr von Malwitz meinte, die Ruinen könnten uns aber doch eine Lehre geben, sie sollten uns sein, was den Alten die Mumien bedeuteten, die man bei ihren Gastmählern in Abbildungen herumreichte: eine Aufforderung, in vollen Zügen aus dem Becher der Freude zu trinken. „Und was mich betrifft," fügte er hinzu, „ich trinke, trinke, und bin doch durstig, immer durstiger . . ." Aha, dachte ich, jetzt holt er ihn sich — den Korb nämlich. Er wollte meine, Hand ergreifen, ich zog aber vor, damit eine grüngoldene Eidechse zu greifen, und über ihre graziösen Windungen eine Lache aufzuschlagen. Mir war aber nicht ganz Wohl dabei. Sollte er mich ernsthaft lieben? Er hatte an dem Tage noch nichts Geistreiches gesagt, und ich nahm mir vor: entschlüpft vor Sonnenuntergang kein bon mat, kein Funke von Esprit dem Zaun seiner Zähne, so kündige ich ihm den Ciceronedienst und verschwinde aus seinem Gesichtskreise.

Indem ich diesen Vorsatz faßte, wandte sich der Holländer zu Herrn von Malwitz.

„Fragten Sie nicht eben, was Ruinen seien?"

„Ich habe mir die Frage schon selbst beantwortet," antwortete schnell der Baron, „Stoppelfelder der Weltgeschichte sind's."

Da war's ja, das Äperyu, das mir meine Gemüthsruhe wiedergab.

Der Holländer wollte lieber anstatt Stoppelfelder Schatten sagen, die die Menschheit hinter sich wirft. Und Tantchen, die jetzt allzeit poetische, lispelte etwas von „Oden in Stein" und hielt es für sehr verdienstlich, das morsche Gestein mit historischem Geist zu erfüllen.

Historischer Geist in Rom! Wo in jede Fuge des Alterthums sich schmarotzerhaft das neueste, modernste Leben eingenistet. Der Holländer citirt z. B. aus seinem Gsell-Fels: „Hier der tarpejische Felsen, wo Brutus seine Söhne hinabstürzen ließ" — und ich blicke ein paar Fuß tief in eine schmierige Gasse hinab. „Hier ist Marcellus in's Theater gegangen." und ich sehe in einen alten Käseladen und in eine schwarzverrußte Schmiede.

„Hier hat Diocletian gebadet," und ich klettere eine hölzerne Treppe empor,
die zu einem Bildhauer-Atelier führt, mit der Aussicht auf einen unsauberen
Schuppen, in dem Wagen stehen, faules Stroh liegt und — manches Andere.
„Hier ist das Schlafgemach des Titus," und ich stehe in einem viereckigen,
schlüpfrigen Kasten, an den Wänden einige lebhafte, schimmelige Farbenlleckse.
Siehst Du, ich kann mich nun einmal nicht für alte Steine und ab-
getretene Treppen, für unterirdische Kellerlöcher, Trinkgelder und Finsternisse
— weiter sind die Ruinen doch nichts — begeistern.
Tagegen fühlte ich mich neulich auf dem Palatin recht berlinisch an-
geheimelt. Ein Herr mit einem Knaben wanderte mit uns durch das Gestein.
Ter Knabe sprang lustig voraus, blieb dann stehen und fragte: „Papa, darf
ich mir hier auch etwas ausbuddeln?"
Uebrigens, so ganz resultatlos verlaufen meine Ruinenwanderungen doch
nicht. Wenn gerade lein Aufseher in der Nahe ist, belecke ich die umher-
liegenden Marmorstücke. Behalten sie nach dieser Procedur ihre weißlich-
graue Farbe, so werfe ich sie fort, sie sind dann eben gemeine, unbrauchbare
Steine. Nehmen sie aber unter der naiven Befeuchtung eine rothe Farbe
an, so habe ich ein Stück werthvollen marinoi-» ro88» erwischt, und leine
Spur von Ehrlichkeit hindert mich, das Stück in die Tasche zu stecken und
unter Hinzufügung einer Eidechse einen Briefbeschwerer daraus arbeiten zu
lassen. Tiefes Verfahren hat mich ein Schriftsteller aus Elbing gelehrt, der
auf diese Weise seinen ganzen Bekanntenkreis mit küstlichen Geschenken versorgt.
Tantchen leckt selten mit; ihr poetischer Zustand laßt das nicht zu. Dagegen
pflückt sie auf allen sieben Hügeln Roms Blumen, und führt dabei den
Namen Floras im Munde und raisonnirt auf den Berliner Thiergarten,
wo man nicht das kleinste Gänseblümchen unter 6 Marl Strafe pflücken darf.
Täglich kommt sie mit einem großen Strauß heim, nachher ist der Strauß
aber ganz klein; ich wette, sie theilt ihn mit dem Holländer. Ich habe mit
Niemandem etwas zu theilen. Egon, den ich liebe, der ist ja nicht da. Haft
Du eigentlich Blumen gern? Es blühen hier wunderbare Anemonen. Ich
hätte Lust, Dir welche zu schicken.
Deine treue Freundin
Marie.
Ja, lieber Freund, wir genießen Rom in vollen Zügen, wir schlucke«
den historischen Staub. Bald fahren wir durch die große Grciberstraße —
ein bröckelnder Bau neben dem andern, Stein an Stein, bald kriechen wir
durch irgend welche Thermen, wieder Steine; wir steigen in die Katakomben —
Steine, nichts als Steine. Zuweilen ist mir, als legten sie sich schwer auf
meine Brust, Grabsteine, und begrüben etwas in mir. Ach lieber Sotrates,
die Marie in der via 5i8tin» ist nur noch der Schatten der Marie aus der
Regentenftraße 13.
Tantchen aber, die gedeiht unter diesen — wie sie sagt — „himmlischen

Ruinen" wie ein Alpenveilchen unter Felsenriffen. In die obscurften Winlel und absurdeste» Löcher dringt sie muthig vorwärts, stecktest Du nur Deine Nasenspitze hinein, so riefest Du entsetzt: „Nachbarin, Euer Fläschchen N»u d« OoloFNß!"

Apropos Fläschchen: dabei fällt mir ein, was Egon mir von dem Baron Vörlitz schreibt — Du hast wohl auch seine Todesanzeige in der Zeitung gelesen. Der hatte nur eine Leidenschaft: Burgunder. Seine ganze Lebensaufgabe war, seinen Körper so zu dressiren, daß er möglich viel Burgunder in sich aufzunehmen im Stande war. Da hat er kürzlich eine Ohnmacht. Die Aerzte fehen darin den Vorboten eines Schlaganfalls, und verbieten ihm den Burgunder bis auf den letzten Tropfen. Was thut mein Baron? Er fchickt allen feinen Freunden eine Karte mit p. p. «. und schießt sich todt. Egon findet das genial. Du auch? Ich finde die Geschichte zu animalisch, und ich würde mich nie wegen weißer Rüben, die ich leidenschaftlich gern esse, todtschießen.

Hier, wo die Zeit so mit Jahrtausenden um sich wirft, lommt es einem ganz absurd vor, ihr in's Handwert zu pfuschen, wie Tantchen sagen würde, den Parzen die Scheeie aus der Hand zu winden. Tantchens Seelenzustand ist nämlich wieder um einige Grade gestiegen. Sie hat die Berlinerin völlig abgestreift und ist jetzt ganz mythologisch durchsetzt. Die wissenschaftliche Bildung ihrer Nackfischjahie lommt zum Durchbruch, sie mißbraucht die Namen aller Götter und liest Lessings Laotoon mit Cellobegleitnng.

Hast Du gewußt, daß die Tante eine so leidenschaftliche Patriotin ist, complicirt durch Vorliebe für's Militär? Neulich fand hier vor der Kirche ,ls1 6s8u eine prunloulle Procession statt. Die Augen einer dichtgedrängten Menge hingen an dem Schauspiel. Mit einem Mal läuft eine Bewegung durch die Masse, tausende von Köpfen drehen sich um, alles stürzt von dem Platz in die engen Straßen mit einem Hurrahgeschrei: „i prussiain i prus«lmi!" Und richtig, fürbaß schritten durch die Straße drei Berliner Kürassier-Lieutenants in ihrer Galauniform, mit dem silbernen Adler auf den blinkenden Helmen. Aus Läden und Casus liefen die Leute in die Gasse, von den Zimmern an's Fenster, und ihre Kindcsaugen hingen an den blanlen Barbaren des Nordens wie an einem Wunder.

Tantchen glühte von Patriotismus bis in die Fingerspitzen. „Ich bin auch eine Preuhin," jubelte sie in die Menge hinein, und wer weiß, ob sie nicht dem längsten Kürassier um den Hals gefallen wäre, wenn der Holländer nicht gar so ängstlich sein Hälschen gerungen hätte.

Ich habe gar leinen Patriotismus mehr. Selbst mein vielgeliebtes Berlin verblaßt in der Erinneruug, und auch all die Berliner, die mir so sehr gefallen haben. Rom aber — das ist eine merkwürdige Stadt.

Egon schreibt sehr oft, wöchentlich einen Brief, oder sind es zwei? Ich bin so verwirrt. Alles ist hier so vergangen, und doch so ewig, so zwecklos.

so universell und erdrückend. Die Ruinenhaftigleit steckt an. In der allgemeinen Zerbröckelung zerbröckelt auch etwas in mir. Wo? was? ich weiß es selber nicht. Man wandelt nicht ungestraft unter Ruinen.
Uebrigens Deine alten Baudenkmäler, insoweit sie sich auf römische Naureste beziehen, interiessiren mich jetzt einigermaßen. Schicke mir doch das Manuscript. Lebe wohl!
Marie.
Lieber Freund!
Du hast an Tantchen depeschirt, weil ich acht Tage über die festgesetzte Zeit nicht geschrieben habe. Ob ich tranl bin? Nein, ich bin nicht tränt. Ich weiß nur nicht, was ich Dir schreiben soll. Das heißt, ich bin doch leidend — eine Gemüthsmigräne habe ich und einen Kamin, der raucht; die treiben mich immer wieder in die Villengärten, in die Ruinen, und immer ärgerlicher lomme ich nach Hause zurück. Diesem kolossalen Verfall gegenüber, wir zwerghaft nichtig erscheint mir Alles, was ich dente und gedacht habe, was ich thue und gethan habe. Ich bin ruinentianl. Was soll ich, Dummbart, denn hier auf klassischem Voden? Der immense Gegensatz zwischen mir und Rom depiimirt mich, macht mich nervös. Ein umgekehrter Robinson Crusoe, bin ich aus meiner geistigen Uncultur hierher in eine Atmosphäre deftillirteften Geistes verschlagen, und ich sehe mich umsonst nach einem Freitag um, um mich zurecht zu finden. Du wärst so ein ganz passabler Freitag, auch könntest Du, Adler, mich Mücke auf Deinen Flügeln mit emportragen.
Denke Dir. ich habe historische Träume. Neulich erschien nur im Traum ein römischer Kaiser, ich glaube es war Caligula, Das Scheusal wollte mich als Brandfackel in's Jenseits befördern, wegen Untreue meinerseits. Ich erwachte schaudernd, und den ganzen Tag über war mir scheiterhaufenmäßig zu Muth.
Bist Tu böse auf mich, Sotrates? sehr böse? Ich hätte es gern.
Warum Haft Du damals nicht wuthgeschäumt! Das wäre eine Erleichterung für mein Gewissen. Freilich — ach Gott — was liegt denn überhaupt a» mir! Ich fühle mich so bei Seite gedrängt, in den Hintergrund geschoben, etwas anderes, besseres, größeres tritt in den Vordergrund. Was? ich weiß es nicht recht zu deftniren: Etwas Allgemeines: Natur, Kunst, Schönheit, das Universum, die Ewigkeit. — Mein Sinn für Humor ist mir auch abhanden gekommen. Ich kann über Egons Briefe nicht mehr lachen. Aber natürlich liebe ich ihn, ich liebe ihn noch immer. Lebe wohl, Sotrates.
Wer doch so weise wäre wie Du! Ich möchte so sehr gern wissen, ob Du böse auf mich bist!
Marie.

Lieber Ernst!
Weißt Du, worüber ich mich wundere? Daß sich der Varon noch leinen
Korb geholt hat; ich hatte schon ein so liebenswürdiges und geistreiches „Nein"
in Bereitschaft. Ob er mich vielleicht für eine Erbin gehalten hat? Tantchens
Erbin natürlich, und ob ihm jetzt, durch den liebenden Holländer, meine pccuniare
Zulunft in Frage gestellt scheint? — Ein haßlicher Verdacht. Die Sache
ist ganz einfach. Er merkt, daß er nicht auf Gegenliebe stoßt. Seit einigen
Tagen ist er auffallend unruhig. Er weicht mir aus. Indessen waren wir
doch gestern zusammen in der Villa Ludovisi, wo er nicht nur kein geistreiches,
sondern überhaupt lein Wort sprach. Er blickt? nur düster und schwieg
schwermüthig. Erst als wir am Ausgang des Parks standen, sagte er:
..Ich gehe fort."
..Nach Neapel?" fragte ich.
„Nein, nur in ein anderes Hotel, wozu noch länger . . ."
Bei „länger" brach er kurz ab, ergriff, ehe ich's verhindern tonnte, meine
Hand und drückte sie an seine, bei Gott, feuchten Augen. Es ist nur gut,
daß ich mir ihm gegenüber nichts vorzuwerfen habe. Es ist mir lieb, daß
er geht. Ich werde recht einsam sein, das will ich auch. Ich brauche keine
Menschen; sie gefallen einem ja doch immer weniger, je naher man sie kennen
lernt. Daß die Menschen nicht anders sind als sie sind, macht das Dasein
nicht vergnügter. Ich bin auch nicht anders, gehöre auch so zur Masse.
Du freilich, Du geHorst zu den Auserwählten, und wenn Du nicht gerade
berufsmäßig in Hinterindien beschäftigt bist, wohnst Du in der Nähe der
Sterne, und von da oben schaust Du auf uns Gesindel herab und lächelst
Wohlwollend ironisch. Ja, Du bist hochmüthig, hochmüthig bist Du. Herr
Gott, rede ich einen Unsinn! Lebe Wohl! Zu Deiner Höhe hinauf grüßt
Dich aus dem Staube da unten
Deine Marie.
Freund! Solrates! Ich schäme mich ja wie ein Pudel. Wie bringe ich
es über die Lippen! Der Baron — erst wollte ich Dir die ganze Geschichte
verschweigen. Aber nein — Unrecht heischt Sühne. Haarklein sollst Du Alles
erfahren. Lache nur, lache über mich! Ich habe ja auch oft über Dich ge-
lacht, weißt Du noch, zuletzt über Deinen neueu Ueberrock, der eine so komische
gelbbraune Farbe hatte.
Um fünf Uhr hatte er mir noch ein Veilchensträußchen in die Hand
gedrückt, niit einem Blick von brunnentiefer Melancholie. Am Abend wollt«?
er die Pension verlassen. Eine Viertelstunde vor dem Diner trete ich in den
Salon, wo sich um diese Zeit die ganze Gesellschaft zu versammeln pflegt;
sie war fast vollzählig. Zwei neue Ankömmlinge erregen die Aufmerksamkeit,
«ine stattliche Dame von etwa 40 Jahren mit ihrer erwachsenen Tochter, die
sehr blond und sehr hübsch ist, und mich lebhaft an Jemand erinnert, ich weif;
nicht gleich an wen. Auch die Mutter kommt mir bekannt vor. In der That

trat sie gleich auf mich zu, und — denke Dir meinen Schrecken — redete
mich mit „Frau Professorin" an.
»Frau Professorin. Sie hier? Das ist ja charmant."
Sie erinnerte mich, daß wir uns in Berlin in einer Gesellschaft beim
Geheimrath Pätow getroffen hätten, ein einziges Mal — o strafbares Ge-
dächtniß — fragte mich nach meinem Herrn Gemahl, für den sie immer eine
giganteske Verehrung gehabt, erzählte mir, daß sie ihren Mann überrascht
habe, der sie erst einen Tag später erwartet hatte, und was ich hier triebe?
^b ich durchgebrannt sei, oder an Husten, an Malerei oder Weltschmerz litte?
Und das Alles redete sie mit überlauter burschikoser Ungenirtheit, ein Ton,
in den manche Aristotratinnen verfallen, wenn sie über andere Mittel, sich von
den Plebejern zu unterscheiden, nicht verfügen. Ich stand wie auf Kohlen.
Ich fühlte Aller Blicke auf mir ruhen.
Da ging die Thür hinter uns auf, die Dame wandte sich um und rief
lebhaft: „Kurt, deute Vir, ich treffe hier eine liebenswürdige Bekannte aus
Berlin." Nnd Kurt — ist meiu Baron. Kreideweiß ist er anzusehen, seine
Augen blicken verstört in's Leere, und er ist im Begriff, die Flucht zu ergreifen.
„Bleibe doch," ruft ihm die Gattin zu. „ich will Dich der Frau Professor
Tclmar vorstellen." Sie unterbricht sich aber sofort. „Was fällt mir nur
ein, Ihr müht Luch ja täglich in der Pension gesehen haben. Und ich
wette." fuhr sie zu mir gewendet fort, „mein Kurt hat Ihnen den Hof ge-
macht, er ist ein Schlingel, aber Gefchmack hat er." Die Züge dieses Schlingels
hatten sich unter den Worten seiner Gattin wie mit einem Iauberschlag ver-
wandelt. Er schien um einen Kopf zu wachsen; sein ganzes Gesicht war von
einer Nosengluth der Vergnügthcit Übergossen.
Seine Damen hatten sich einem jungen Italiener zugewendet, und er
trat rasch, lachenden Auges, mit anmuthiger Sicherheit auf mich zu.
«Sind Sic mir böse." sagte er, „daß ich Ihren Scherz mit meinem
Lchcrz beantwortet habe?"
„Bewahre," antwortete ich, und suchte in meinen Ton so viel verächt-
liche Indifferenz wie möglich zu lege». Sie sind ein recht passabler Schau-
spieler."
„Meine Rolle war auch gar zu leicht," fuhr er fort, „ich spielte was
ich suhlte, das heißt nicht ganz, ich fühlte tausend Mal mehr; was ich spielte,
war nur ein zahmes Präludium zu dem Allegro, das in mir stürmte."
Er ging den ganzen Abend nicht von meiner Seite; und zu meinem
Ichrecken sah ich, wie ganz verändert zum Bösen er sich mir gegenüber zeigte.
Er war kolossal flott geworden. Keine sinnige Anspielung mehr auf sein
lranles Herz, lein sentimentales Lächeln, kein beredtes Schweigen. Im Gegen-
lheü, er gab mir zu verstehen, daß wir so eine Art Auguren wären, die,
wenn sie zusammen kommen, heimlich lachen über den Aberglauben der Anderen,
Aberglauben in Bezug auf Moral.
Ich verstand, was das Alles sagen wollte: Eine verheirathete Frau

ohne ihren Mann! Was sucht sie in Rum? Abenteuer. Noonn! Sie findet nichts besseres.

Ich wagte nicht, ihn schroff zurückzuweisen, jetzt, da seine Frau angekommen. Was würden die Engländerinnen dazu gesagt haben!

Am Abend dieses fatalen Tages fand ich auf meinem Zimmer — leinen Veilchenstrauß, statt dessen ein Riesenbouquet Von Nosen und Orangenblüthen. sie dufteten betäubend. Ich ersäufte sie in Tantchens Waschschüssel, worüber sie sehr böse war. Zum ersten Mal hatten wir einen kleinen lebhaften Wortwechsel, und ich fürchte fast, ich habe ihr den Van vorgeworfen, dem ich doch eigentlich sehr wohl will, wenn auch nur wegen der männlichen Giftblicke, dir er mit dem Baron austauscht.

Ich erklärte Tantchen, daß ich am anderen Tag die Pension verlassen wolle. Es stellte sich heraus, daß wir eine Woche voraus bezahlt hatten. Wir mußten bleiben. Glaubst Du, daß es dieser zärtlichen Verwandten leid thnt? Bewahre. Sie summte still vergnügt ein Lied vor sich hin und dachte dabei aller Wahrscheinlichkeit nach an den Cello mann.

An dem ganzen unangenehmen Abenteuer bist Tu schuld, Du Unweiser — Tu gar nicht Solrates. Wie tonntest Du mich auch so allein und schutzlos in die Welt schicken! Alte Damen, die sich in Holländer verlieben, sind kein Schutz, ich wasche meine Hände in Unschuld, mein schlechter Ruf komme über Dich! Ich bin so wild, so wild! Ein ganzer Hexensabbath ist in mir los. ich reite noch auf den Blocksberg. Und dann bin ich auch wieder so zahm, daß ich am liebsten in ein Kloster ginge; es giebt ja hier genug. Wer weiß, ob Du mich jemals wiedersiehst. Man lanu nicht wissen was geschieht, und ob wir überhaupt »och geschieden werden. Heute roth, morgen todt. Heut ein Palast, morgen eine Ruine. Ich bin zwar noch leine Ruine, aber doch wie eine Wohnung, die ausgeräumt ist für einen Umzug, es ist aber noch leine neue Wohnung da. Lebe wohl, ich lebe gar nicht Wohl.

Marie.

Häßlichster Manu!

Da haben wir's! Ich bin verfehmt! In die Acht erklärt! Ich stehe am Pranger! Alle wissen jetzt, daß ich verhenathet bin. Natürlich legt man meiner unschuldigen Mystifikation die abscheulichsten Motive unter. Man wagt es, mich schlecht zu behandeln. Das hättest Du nie geduldet! Wenn ich in den Salon trete, unterbrechen die Damen ihr Gespräch, und ich höre gewöhnlich noch das Wort- 8!>oKii>F! Will ich mich in die Unterhaltung mischen, so liest man lieber oder macht sich Notizen in's Tagebuch, oder zählt die Stiche an der Stickerei. Und von meinem Fauteuil, den sie bis dahin respectirt hatten, haben sie jetzt auch Besitz ergrissen. Celeste, wenn sie in mein Zimmer tritt, singt oder kaut und frühstückt mir ungenirt ins Gesicht, und ihr Pietro, der mir einst Sclcwe war, und nur ehrerbietig zu mir aufschielte, der schielt

jetzt Verliebt zu mir nieder, und läßt sich Von dem Juan n. D. als posWon
cl'zmoui- gebrauchen, indem er mir in seinem Auftrag beim Dejeuner eine gelbe,
und beim Diner eine rothe Nase zusteckt, und die angetraute Greisin des Alten
lorgnettirt die Rosen und mich mit ungeschminktester Bosheit.
Die fromme Padrona (Wirthin) hat mir bei Tisch einen schwerhörigen
Geistlichen aus Java zum Nachbarn gegeben, wahrscheinlich mit der Weisung,
mich zur Buße anzuhalten. Als der aber zum ersten Mal die lasterhaften
Sitten unserer Zeit in den Mund nahm, da unterbrach ich ihn in dem correctesten
Englisch: „Mein Herr, ich verstehe lein Wort englisch," worauf ihm die
lasterhaften Sitten im Halse stecken blieben, für immer, will ich hoffen.
Mir ist zu Muth wie einem Schulmiidchen, das auf der Strafbanl sitzt.
Ich gehe nun gar nicht mehr in den Salon, hauptsächlich des Barons wegen.
Es empört mich, erfüllt mich mit tiefster Beschämung, wenn er so nachlässig
seinen Arm um meine Stuhllehne legt, oder mir flüsternd — er soll nicht
flüstern — eine pikante Anekdote erzählt, ich will keine pikanten Anekdoten
hören. Und seine Gluthblicke machen mir den Eindruck, als rauchte es im
Zimmer, und ich möchte alle Fenster öffnen.
Ein solcher Liebhaber kann einem schließlich die Liebe überhaupt verleiden.
Tb doch am Ende Freundschaft mehr werth ist als Liebe? Es kommt mir
zuweilen vor, als wüchsen einem bei der Liebe die Empfindungen für irgend
einen Gegenstand wie Kraut und Rüben wild durch einander, und nicht der
Gegenstand, sondern die Liebe wäre dabei die Hauptsache, bei der Freund-
schaft aber ist es der Freund. Und kann man nicht auch dem Freunde herzlich
gut sein? über alle Maßen gut sein?
Weiß Du, mir kommt ein Gedanke: ich bin vielleicht gar nicht so ober-
flächlich, wie Du immer gedacht hast. Gedacht hast Du es, leugne nicht.
Ich bin Dein Kanarienvögelchen gewesen, das lustig in Deine Arbeit hinein-
pipste und Dich amüsirte, voül» taut.
Wir feilst und arbeitest Du nicht an Deinen wissenschaftlichen Büchern!
das kleinste Detail führst Du auf's sorgfältigste aus. Die Menschen aber,
die zu Dir gehören, die überläßt Du sich selbst, ihrer sogenannten Natur.
Nenn sie in's Kraut schießen — immerzu! Dich geht's nichts an. Und doch
— sind nicht die Menschen so gut wie die Pflanzen der Veredelung fähig?
Glaubst Du. daß Dummheit heilbar ist? Ich möchte einen Eid darauf leisten,
daß alles Böse, das ich gethan, nur von meiner Dummheit hergekommen ist.
Ich treibe mich jetzt in der Dämmerung viel auf dem piuoio umher,
was sehr ungesund sein soll, wegen der Fieberluft. Es wäre Dir ganz recht,
wenn ich an der malaria in ein frühes Grab sänke, oder, wenn ich ohne
Führer in die Katakomben stiege, in dem Gewirr der düster« Gänge umkäme
und die Erinnerung meines grausen Endes den Rest Deiner Tage vergiftete.
Mit Gift im Herzen
Deine bittere Marie.

Ich hübe diesen Brief zwei Tage liegen lassen; es schien mir unrecht, damit vielleicht einen Stachel in Dein sanftes Herz zu drücken Am Ende bist Du ja doch unschuldig an meinem Abenteuer. Es ist mir lieb, daß ich's thllt. Inzwischen ist eine Wendung zum besseren eingetreten. Der Baron ist mit Frau und Tochter nach >Neapel abgereist. Ich habe ihn fortgegrault. Wie ich's angestellt habe? schlau. Ich hatte ihm so beiläufig erzählt, daß in meiner Familie häufig Geistesstörungen vorgekommen wären. Darauf klagte ich, sobald er sich mir näherte, über beklemmenden Kopfschmerz, und »renn er dann mit mir sprach und seine Rede zu Ende geredet hatte, so fragte ich ihn: „Was sagten Sie?" und sah ihn geistesverloren au. Als ich zum dritten Mal fragte: „Was sagten Sie?" da kündigte er mir feine Abreise nach Neapel an, und gewiß ist er mit dem tröstlichen Bewußtsein geschieden, daß ich um seinetwillen am Rande einer Geistesstörung nachtwandle.

Das englische Ehepaar ist den Mecklenburgern auf den Fuß gefolgt, weil man — wie mir Celeste mit lächelnder Bosheit anvertraute — mit gewissen Leuten nicht länger in einer Pension bleiben wollte.

In der Pension scheint der Holländer eine tapfere Lanze für mich eingelegt zu haben, ich weiß nicht genau, was er der Bestie Verleumdung zur Befriedigung in den Rachen geworfen hat. Theils hat er, glaube ich, mit seinem Eello gestritt, das für die musikalischen Genüsse der Pension unentbehrlich ist, theils scheint er Dich als einen ausgezeichneten Gelehrten fabelhaft herausgestrichen zu haben; er hat Dir auch die Absicht untergelegt, mich binnen kurzem in eigner Person von Rom abholen zu wollen — so zu lügen! Die ganze Pension sieht Dir nun mit Spannung entgegen. Ter Holländer ist ein guter Mensch, ich habe es immer gewußt. Tantchen geht mit Symptomen heftiger Rührung umher, und das Gestäudniß ihrer heimlichen Verlobung mit dem Van schwebt ihr beständig auf den Lippen, das herbe Bewußtsein ihrer 40 Jahre aber drängt es zurück. Sie kann sich das Geständniß sparen; ich bin längst au t»it.

Das wäre ja nun alles ganz schön, und doch . . . der acute Aerger bei mir ist einer chronischen Trübseligkeit gewichen. Ich bin blaß und müde, und habe gar keine Lust mehr zum Leben. Wie lange wird's dauern, und die Grübchen in meinen Wangen sind lange, lange Falten. Lebe wohl. Ich komme mir wie eine verlassene Ariadne vor. Freilich, ein kleines Hülfsverb unterscheidet mich von dieser mythologischen Dame: ich bin nicht, — ich habe verlassen. Qb ich wie die andere Ariadne einen Faden finden werde, der mich aus dem Labyrinth meiner Gefühle nach Hause leitet? Nach Hause? Ich habe ja kein „Zuhause" mehr. Lebe wohl. Weißt Du, in meiner Mißvergnügtheit ist der Türkenladen an der Mi!«! bardkrina mein einziges Vergnügen. Ich handle Teppiche ein. Erschrick nicht; nur ganz kleine, die lächerlich billig sind, freilich auch ein^ bischen verschlissen und zerrissen, aber von einer Farbenpracht, sage ich Dir, wahre Regenbogen oder Diamanten in Wolle. In Gedanken bringe ich sie immer in unserm Salon unter. Einen

legen wir auf unsere Truhe, und einen anderen vor den Kamin. Ich freue
mich schon auf den Effect — aber nein — ich vergesse ja — was vergäße
ich denn nicht! Lebe Wohl, lebe endlich wohl!
Deine Marie.
Aber Ernst, Mensch, träume ich denn? Ist das wirtlich! Ich kann von
meinem Erstaunen noch gar nicht zu mir kommen. Das hast Du gethan,
Tu — Tu Sotra . . aber nein, Sulrntes sage ich doch nicht. Du hast
Wohl Angst gehabt, ich tonnte Dich eines Tages mit meinem halben Dutzend
schäbiger Türkenteppiche in der Regentenstraße überfallen? Da wolltest Du
vorbeugen. Du hast es so gut gemeint, unendlich gut, die Geschichte hat
aber doch einen Halen, ich möchte mich daran aufhängen.
Der Effect unserer eisten Begegnung war sensationell. Höre: Ich schrieb
Dir schon, daß man in der Pension mildere Saiten mit mir aufgezogen hat.
Gestern fordert man mich auf, an einer Reihe lebender Bilder teilzunehmen,
die eine junge Engländerin arrangirte. Ich sträubte mich anfangs, gab aber
schließlich den Bitten des liebenswürdigen Mädchens nach. Costüme für ganze
Figuren waren nicht aufzutreiben. Die praktische Engländerin wußte sich zu
helfen, und stellte nur solche Bilder, wo Schlafende oder Tobte auf Chaise-
longues, die ebenso gut Ruhebetten wie Särge vorstellen tonnten, unterzubringen
waren. Ueber die uncostümirten Partien der dargestellten Julia, Schnee-
wittchen, Dornröschen wurde eine verhüllende rothe Bettdecke gelegt, die Köpfe
aber richtete man durch phantastische Kränze, aufgelöstes Haar, weiße Schleier
und geschlossene Augenlider ebenso billig wie poetisch her. Beim letzten Bilde
„Rothkäppchen" nahm man von der Chaiselongue Abstand. Ich hatte bereits
zwei Scheintodte agirt und dachte auf meinen Lorbeer« zu ruhen. Niemand
wollte in dem letzten Bild den Wolf vorstellen. Schließlich gab ich mich dazu
her. Für das Fell des Wolfes hatten sämmtliche Engländerinnen ihre Pelz-
kragen heigeliehen; und da diese Pelzkragen die verschiedensten Farbennüancen
aufweisen, so erregte ich als zoologische Curiosität beim Aufziehe» des Vor-
hanges allgemeines Entzücken.
Die Pelze rochen so merkwürdig, ich konnte nicht gleich darauf kommen,
wonach, mir kribbelte es davon in der Nase. Da bemerke ich unter meiner
schweren Garderobe, daß unter den Zuschauern etwas vorgeht; ein hin- und
herschieben, ein bewegtes Flüstern und Plötzlich höre ich Celesten, die seitwärts
hinter dem Vorhang steht, ganz deutlich sagen: „il wariw, il «ißnarn pro-
lsssar« Z «llrivat«." (Der Professor, ihr Mann ist angekommen.) „Also
doch!" dachte ich bei mir. Ich wunderte mich eigentlich kaum, daß Du ge-
kommen warst, Du wußtest ja, wie elend mir zu Muthe war. Ich war fu
aufgeregt, daß mich unter all den Pelzen fröstelte.
So solltest Du mich wiedersehe»! Auf allen Vieren — als Wolf!
Es geschah mir recht; war ich doch als Wolf in den frommen Stall Deiner
Häuslichkeit eingedrungen. Nun aber war mir gar nicht wölfisch zu Muth,

sondern ganz lammdumm, und ich fürchtete mich vor Dir. Ich nahm mir vor, Dir Alles zn vergessen, Dir nichts mehr nachzutragen. Und während so in meiner Seele die sanftesten und weichsten Gefühle sich immer mehr ausbreiteten, kribbelte es immer starker in meiner Nase, und ich mußte all meine Korper- und Geisteskraft zusammennehmen, um nicht zu niesen. Der Vorhang fiel, wurde aber auf stürmisches Verlangen sogleich wieder aufgezogen. Meine Ungeduld wuchs, das Kribbeln auch. Ich konnte nicht mehr, und der Wolf nieste los: Abschi, abschi, abschi! drei-viermal hintereinander. Alles lachte. Ich sprang aus dem Bild heraus; ich wollte die Pelze abschütteln, kam aber damit nicht zustande. Da fassen zwei Hände die meinigcn. „Ernst," rufe ich, Sukrates. ich weiß nicht, ob ich dabei lachte oder weinte, die Hülle sinkt, nnd vor mir steht — Egon. Abschi — abschi — abschi; ich niese mit Dunnergepolter, immerzu, ohne Pause.
Ich lache, Egon lacht, die ganze Pension lacht, ein unauslöschliches Gelächter. Das war ein tolles, lustiges Wiedersehen, das übrigens, wie sich, später herausstellte, auf Celestes Rechnung kam; die rachednrstige Seele hatte Pfeffer in die Pelze gestreut.
Als die Wogen der Lustigkeit sich etwas gelegt hatten, nahm mich Tantchen bei Seite. Sie war außer sich, sie begreift nicht, wie Du Egon herschicken tonntest; mein Ruf, schon etwas leck, müßte ja dabei Schisfbruch leiden. Egon wäre schon seit einer Stunde da; sie hätte lange mit ihm beratschlagt, und sie wären Beide übereingekommen — es bliebe ja nichts anderes übrig — und da ich ja doch auf dem Punkt stände, Egon mit Deiner Bewilligung zu heirathen — und die ganze Pension hielte ihn bereits für meinen Professor — wir ließen es dabei, Egon sollte für meinen Mann gelten.
Ginge ich nicht darauf ein, so müßten wir uns sofort durch ein fingirtcs Telegramm abrufen lassen. Wir könnten dann keine Stunde länger in der Pension bleibe», obgleich wir 14 Tage voraus bezahlt hätte» und sie nicht wüßte, woher sie das Reisegeld nehmen sollte. Von dem zurückbleibenden Van aber, den jeder zwischen den Zeilen lesen konnte, sagte sie kein Wort.
Ich war so geknickt, daß ich kaum eine Antwort gab, ich nieste nur und nickte. Du hast mir diese Suppe eingebrockt und ich mnß sie aufessen. Das ist der Haken, von dem ich sprach.
Von Egon ist es unverzeihlich, daß er eingewilligt hat. Mir ist zu Mnthe, als wäre der Baron noch gar nicht abgereist. Wie diese Atmosphäre der Lüge mir widersteht. Ich wage keine»! Menschen mehr in's Gesicht zu sehen. Und das kann ich vollends nicht huren, daß sie ihn „Herr Professur" nennen. Der gute Egon — Professor! Ein lieber Lieutenant, der seinen Abschied genommen hat, nnd ab und zu, wenn seine Badereisen im Sommer und seine Wintervergnügungcn in Berlin es ihm gestatte», auf sein Gut reist, um ein paar Worte über das Wetter mit seine»! Pächter zu wechseln.
Aeußerlich finde ich ihn verändert, nicht zum Vurtheil; seine Augen sind in

Berlin viel schöner als in Rom, wo alle Welt seine Augen hat. Aber
natürlich, ich liebe ihn noch immer, das versteht sich von selbst.
Hätte er mir nicht Deinen Brief gezeigt, ich würde nicht geglaubt haben,
daß Tu ihn herschickst.
„Gehen Sie nach Rum, Marie erwartet Sie."
Ich danke Dir. danke Dir tausend Mal, daß Du ihn geschickt hast, er
iß ein lieber Mensch, und so frisch und vergnügt. Er ist für mich Berlin
in Rom. Natürlich wird seine Gegenwart den wuhltlMigsten Einfluß auf
mein Gemiith haben, ich merke es schon. Wir wollen uns aber auch amüsiren
und luftig sein und ausgelassen! In die Ostericn wollen wir gehen und
Marsala trinken, und tanzen wollen wir auf den Veillonen (Caruevalsbällen),
ich bin ja das Atom, das in der Sonne tanzt. Was meinst Du, ob ich
als Bajadere auf den Maskenball gehe? Ich werde Egon Rum zeigen. Ich
kenne ja das melancholische Nest in- und auswendig. Hätte ich nur nicht
Kopfschmerzen, so würde ich noch viel lustiger sein.
Marie.
Ich glaube doch, daß Du sehr böse auf mich bist.
Lieber Freund!
Müßte ich nicht in Glückseligkeit schwimmen? Ich schwimme ja auch oder
ich schwämme vielmehr, wenn mein Kopf nicht so müde wäre; zuweilen ist
mir, als hinge er ganz lose an einem Fäbchen, und dann wieder sitzt er mir
wie eine schwere Last auf den Schultern. Die Leute sagen, es wäre die
römische Frühlingsluft, und warnen mich vor dem Fieber. Eine unbestimmte
Angst beklemmt mich, so eine Art Seelen-Asthma, vielleicht ist's anch eine
wirkliche körperliche Athemnoth. Ich halte mich jetzt viel mit Egon in den
römischen Caf6s auf; er meint, da lerne man Land und Leute am besten
kennen. Hätte ich nur etwas mehr Interesse an den Leuten. Die schwarze»,
feurigen, tellergroßen Augeu der Italiener fangen an mir langweilig zu
werden und ich sehne mich manchmal förmlich nach hellen, deutsche» Auge»,
und wären sie auch noch so klein und wasserblau dazu. Was hast Du eigentlich
für Augen? Grane, grüne oder gelbliche? Ich kann mich nicht darauf
besinnen, Deine Augen gehen mir im Kopfe herum.
Tantchen mit ihrem Van und dem Nädeter sind natürlich immer bei
unseren Ausflügen dabei; sie nehmen aber wenig Notiz von uns; nur wirst
der Holländer zuweilen lange moralische uud mißbilligende Blicke auf Egon,
ich vermuthr, Tantchrn hat ihn in's Vertrauen gezogen.
Ich habe Egon gesagt, daß, bis ich von Dir geschieden wäre, er mich
nur als Eousine betrachten dürfe, oder wenn ihm das lieber wäre, als
Landsmännin. Das sind wir doch Deiner märchenhaften Güte schuldig. Es
gefällt ihm nicht, es thut mir leid, aber ich kann's nicht ändern. Mir
gefällt es; es scheint, daß ich sehr viel Talent zur Eousine habe, und als

liebevolle Verwandte bestrebe ich mich, nach Kräften für Egons Vergnügen
und Fortbildung zu sorgen. Wir schwelgen in Natur und Kunst.
Gestern Nachmittag waren wir im Eolosseum. „Wunderhübsch," sagte
er, als wir in die Arena traten, „nur ein Bischen viel Unkraut, hier müßte
unsere Berliner Feuerwehr einmal acht Tage lang aufräumen." Ich opponirte.
Ich habe jetzt immer eine Oppositionslust, die beinahe krankhaft ist. Wie
kannst Nu, sagte ich, diese durchgeistigten Vreunnesseln, diese geläuterten Kuh-
blumen, dieses ganze farbenglühende Geschlinge, das sich in dythirambischer
Lust um das Gestein schlingt, Unkraut nennen, dann wäre ja die ganze Botanik
Unkraut, Ich weiß nicht recht, war das wirklich meine Meinung oder dachte
ich: Das oder etwas Aehnliches würdest Nu ihm geantwortet haben.
Ter Baron — Egon wollte ich sagen — beantwortete meine Lobrede
mit einem Eompliment: Unter meinen Sonnenaugen verwandelten sich die
einfältigsten Gänseblümchen in die gefülltesten Tausendschönchen und dergleichen.
Tie Kraft dieser Sonnenaugen schien sich aber au den Treppen der
Ruinen zn brechen, denn die nannte er morsche glitschrige Steiuklumpen, die
von feuchtem Schimmel trieften.
„Sie triefen von Poesie," antwortete ich gereizt.
„Sei nicht böse, Eonsinchen," sagte er lachend, „mir fehlt nun einmal
der ,e^,rit <I« l'osoaliß^. Er reißt Witze ini Eolossrum! Das muß ich ihm
abgewöhne».
Die Sonne sank hinter den Albaner Bergen und er fragte mich, ob er
rauchen dürfe. Und er rauchte und erzählte mir dabei die pikante Geschichte
von Frau von Nüdesdors, Du weißt, die naive junge Frau, deren Mann
mit einer Dame der Halbwelt in die weite Welt ging, das heißt nach Italien
durchbrannte. Drei Monate später erzählte Frau von Nüdesdors ganz
beseligt aller Welt, daß ihr lieber Mann, von Neue gefoltert, in ganz zer-
knirschtem Instand zu ihr zurückgekehrt sei. Alle Welt wußte aber, daß seine
Circe, abgekühlt durch seinen Geiz nnd seineu Stockschnupfen, ihm den Stuhl
vor die Thür gesetzt hatte.
Egou erzählte die Geschichten ganz in seiner alten charmanten Art, nur
kommen sie mir in den romischen Ruinen nnd Haineu deplacirt vor, wie der
Wurst- und Käseladen in dem herrlichen alten Marcellnstheater. Als die
Geschichte zn Ende war, fühlte ich mich nicht wohl, eine brennende Sehnsucht
uach Einsamkeit überkam mich. Ich bat Egon, einen Wagen zu huleu, lehnte
jede Begleitung.ab und versprach, mich pünklich zum Diner in der rnlttori»
^nlcono einzufinden. Kaum aber war ich mit meinem Wagen aus Egons
Gesichtskreis, so lohnte ich den Kutscher ab und stürzte mich in das Menschen-
gewühl. Was ich wollte, was ich suchte, ich weiß es selbst nicht. Erst als
ich Abends im Betlc lag, da fiel mir ein, was ich gesucht hatte — Num.
Ich glaubte, den Weg nach Hanse finden zn können; bald aber wußte ich
nicht mehr, wo ich war. Ich geriet!) in enge schmutzige Gasfeu. Ich kam
an einem breiten Thorweg vorüber; Gemüse wurden darin feilgeboten; im

Hintergrund neigte sich eine armselige Madonna unter Glas und Rahmen
über Kohlstrünke und Zwiebeln' eine ewige Lampe brannte unter dem Bilde
und warf einen mystischen Schein auf den Grünkram und das dunkle Gebälk.
Ein altes Weib kämmte, an der Wand lehnend, sein langes graues Haar.
Ein paar Schritte weiter sah ich in einen engen schwarzen Flur; er
endete mit einem Bietterzanne, dahinter war eine Grotte von wüstem Gestein;
ein uralter verwitterter Gott, unkenntlich vor grünem Schimmel, stand in der
Grotte, die feinen Fäden des Venushaares fielen wirr wie grüne Haarsträhnen
über das Götterhaupt. Wassertropfen rieselten langsam darauf nieder, und
durch die Tropfen glänzte die Sonne.
Ich ging weiter und sah in einen kleinen unsauberen Hof, Eine niedrige,
blendend Weiße Mauer schloß ihn ab; jenseits der Mauer, hoch empor ragten
zwei einsame Pinien-, leuchtend klar hoben sie sich vom tiefblauen Himmel
ab und wirkten in dieser Gasse voll wüsten Lärms wie ein Choral, der
kreischende Blechinstrumente übertönt.
Es folgte mir Jemand; wie gejagt lief ich weiter; ich kam in immer
engere, ödere Gassen. Einmal stand ich plötzlich vor einem Palast. Voll
herrlichen Gleichmaßes fügte sich Fenster an Fenster, Säule an Säule. Die
Fenster aber hatten zerbrochene Scheiben, elende Kinder lehnten ihre struppigen
Köpfe hinaus; die verfallene Eiugangsthür hing in ihren Angeln wie eine
zerbrochene Harfe.
Die Schritte des Verfolgers trieben mich weiter. An unheimlichen
Winkeln kam ich vorbei, wo unversehens eine schwärzliche Treppe emporstieg,
düster wie Schaffotstufen, man sah nicht, wohin sie führte.
An dem Vorsprung eines armseligen Hauses hatte sich Kalk und Mörtel
abgelöst, eine antike Säule brach hervor, wie eine Lilie aus wildem Gestrüpp.
Es wurde dämmerig, und ich wanderte weiter wie ini Traum, und merk-
würdig — ich empfand keine Furcht.
Einmal gerieth ich in eine Sackgasse- zwischen hohen Kirchenmauer» War
ich wie gefangen; dichtes Gras wucherte aus dem Boden; unter einer Laterne
hing ein vergilbtes Heiligenbild; davor, auf den harten Steinen, kniete ein
Bettler.
Ich trat in die Kirche: flimmernde Kerzen, Weihrauchduft, uralte Mosaik-
bilder in dämmernden Nischen, eine murmelnde, lnieeude Menge. Beklemmender
Geruch Von Staub und Weihrauch trieben mich wieder hinaus.
In der Dämmerung schritt ich durch einen langen gewölbten Gang; zwei
schlanke Signoras in schwarzem Sammet wandelten vor mir her; römische
Krieger in wallenden weißen Mänteln schritten an ihneu vorüber. In dunklen
Ecken standen Bettler und sangen ihre einförmige Litanei. Ein Kind mit
Veilchensträußen lief den schönen Damen nach. Ich blickte in Gewölbe, tief,
gewaltig und schwarz wie die Werkstätten von Cytlopen. Durch die offene
Hausthür eines verwitterten Gemäuers sah ich Säulenreihen, die in erhabenen
Rhythmen aufstiegen, als führten sie zu einem Tempel.

Was war denn das Alles? War das Rom? Was hatte ich denn bisher ge-
sehen? Mit einem Mal wurde es mir klar, alle diese Häuser sind Palimpsestr.
wu unter vulgärem Kalk und Mörtel uralte Zaubersprüche zu lesen sind.
Habe ich in frühereu Briefen Rum schmutzig und prosaisch gefunden — bitte,
radire es aus. Mir war es bei dieser Wanderung, als vernähme ich ein
wundersames Eoucert, bei dem volle Orgelklänge sich mit den wehmüthig
kläglichen Tönen der Pifferaris mischten.
Wie konnte ich Rom nur prosaisch finden. Die Stadt hat einen immensen
künstlerische» Instinct. Die alten Mauern und die Veilchen, die weißen
Mäutel und die antiken Säulen, Unrath und Lumpen, Götterbilder und rieselnde
<3ascaden, alles weiß sie zu einem Gesammtbild zu fügen von großer träumerischer
und berauschender Harmonie.
Mein Verfolger hatte mich nicht aus den Augen gelassen; es war ein
hübscher junger Mann, ziemlich anständig gekleidet. „Was wollen Sie?" fuhr
ich ihn in ebenso grobem wie fließendem Italienisch an. Ich hätte es mir
denken tonnen. Er streckte die Hand aus. Ich gab ihm ein Geldstück, und
fragte ihn, ob er mich in die tinttorin InIoonL führen wolle? Blitzschnell
verwandelte sich mein Bettler in einen Cavalier; ich würde mich kaum ge-
wundert haben, wenn er mir seinen Arm geboten hätte. Auf das Verbind-
lichste erklärte er sich bereit, nannte mir unterwegs die Namen aller Straßen,
und vor der Thür des Restaurants verneigte er sich tief und sagte: „diu
«mpllticÄ siZilorma!-' Ich wollte ihm noch ein Trinkgeld geben; er lehnte es
aber mit dem graziösen Stolz eines Hidalgo ab.
Nnd dann aß ich mit den Anderen mein Beefsteak, meine Gedanke» aber
schweifte» abseits, und wir waren alle einsilbig, bis ich die Verpflichtung fühlte,
die Eonversatio» wieder etwas zu beleben.
Ick) fragte Ego», was für eine» Lindruck ihm die Stadt mache?
‚O eine» charmanten," antwortete er; „ich lerne auch hier etwas, und
lege den Grund zu reformatorische» Idee», für die ich in Berlin Propaganda
»lachen werde."
„Zum Beispiel?" fragte ich.
„Zum Beispiel die Rege»schirnie der römischen Kutscher," antwortete er.
„Bei mis, wo es »eun Monate im Jahre regnet, erhalten sich die Kutsche»
nur durch Schnaps über Wasser, hier, wenn aiisnahmsweise ei» Tropfen vom
Himmel fällt — was doch ei» Segen für den »»gewaschene» Zustand der
Russelenker sein sollte — entfalten sie ihre riesige» Schirme, die so bequem
nebe» dem Kutschbock angebracht sind und sich wie ein Dach über sie spannen/
Hättest T» Ego» für so praktisch gehalten? Niemand erhob Widerspruch. Es
kam aber zu keiner U»terhaltn»H mehr, und als Tantchen sagte: „Wir wollen
gehe»," ginge» wir alle ger». Ego» findet, daß ich nicht mehr so liebens-
würdig bin wie früher. Er hat gewiß recht. Ich fühle es selbst. Ich ent-
berlinisire mich.
Morgen wollen wir in die Villengärten. Lebe wohl. Bist Du noch

immer in Hieroglyphen verliebt? Ein richtiger Berliner bist Du auch nie gewesen, Du hast immer etwas Togahaftes gehabt, so ein Gemisch von Verlin, Rom und Hinterindien. Ich bin auch nicht mehr Berlinerin und auch nicht Römerin. Ich schwebe in der Luft — ein leerer Ballon. Wo werde ich niedergehen? Vielleicht falle ich in's Weltmeer, und hinterlasse keine Spur meines Daseins, keine Spur in keines Menschen Herzen.

Marie.

Mein lieber Ernst!

Ich weiß nicht wie es kommt, aber ich habe plötzlich eine Leidenschaft für die Einsamkeit, besonders gegen Sonnenuntergang ergreift mich dieser Hang, und ich spinne oft Intriguen, um ihm zu fröhnen. Du brauchst aber darum nicht zu denken, daß ich Egon nicht mehr lieb habe, ich habe ihn sehr lieb, natürlich liebe ich ihn, würde ich mich denn sonst um seinetwillen von Dir scheiden lassen — hast mir doch nichts zu Leide gethan — im Gegentheil. Es verdrießt mich nur, daß Egon italienische Schablonenaugen hat. In seinem Wesen freilich, da ist und bleibt er Berliner Vollblut.

Wir sind jetzt immer verschiedener Meinung. Wir streiten viel. Das kommt von der Frühliugsluft, alle Paar Tage weht Scirocco. Wir waren wieder in der Villa Woltonsli. Die Rosen blühten schon. So Weit das Auge reichte, nichts als Rosen. Volle Guirlanden zogen sich von Baum zu Baum, sie umschlangen die Stamme, wuchsen über die Krone hinaus, bis weit in den Aether hinein; sie glühten und blühten in vollen, leidenschaftlichen Büschen, sie bedeckten alle Gebäude und die hochragende römische Nrmauer, die mitten im Garten steht, sie kletterten an den Treppen empor und krochen am Boden entlang — so viel Rosen, als wäre der jüngste Tag für die Rosen angebrochen, und alle, die je geblüht, wären wieder auferstanden. Die ganze Natur duftete nach Hochzeit und Liebe, Alles war wie trunken von Rosenduft, und ich sah und träumte, und sehnte mich, und ganz „zerflossen in Wehmuth und in Lust", warf ich Egon eine Rose zu. eine glühend rothe, er steckte sie in's Knopfloch, küßte mir die Hand und fragte, ob er eine Eigarrette rauchen dürfe. Und er rauchte, und lobte die schönen Pinien und Cypressen im Garten, gab aber doch einer deutschen Buche oder Linde den Vorzug, nicht nur. wie er sagte, ihres wirthschaftlichen Nutzens wegen — bei den Cypressen fiele natürlich das gute Schweinefutter der Vuchnüsse fort, und von dem heilsamen und billigen Thee, den die Linden lieferten, könne ja bei den Pinien, leine Rede fein. — Er zog die deutschen Bäume auch in Poetischer Hinsicht Vor. Er fand, es gäbe nichts Anheimelnderes als sich im Schatten einer breitblättrigen Buche — bei einer Landpartie etwa — zu lagern, und darunter von frisch gepflückten Kräutern eine Maibowle zu brauen, beim Zwitschern der Vögel und der jungen Damen. Die römischen Bäume nannte er unge-

meßbare Aristokraten, die sich ablehnend gegen die Menschen verhielten und nichts thäten, als ihre Nasen hochmiithig in den Aether strecken.
Ich gab ihm zu, daß ich mir allerdings eine Maibowle mit zwitschernden Backfischen nicht gut unter einer Cypresse denken könne, entschuldigte aber die Bäume damit, daß sie einen anderen Berns hätten.
„Welchen?" fragte er.
„Sich vom tiefblauen Himmel malerisch abzuheben," sagte ich, „unter ihren Kronen marmorne Götterbilder sitzen zu lassen. Es sind so ganz katholische Bäume, und sie kommen mir in ihrer unnahbaren Keuschheit immer wie Wegweiser zum Himmel vor, grüne Altarlerzen, die aufwärts flammen. Solchen Eindruck, dachte ich, würden sie Dir ungefähr gemacht haben.
„Ich kenne nur einen Wegweiser zum Himmel," sagte er, „das ist die Liebe." Und er plauderte weiter über diesen Gegenstand. Ich war zerstreut, und unwillkürlich kamen mir die Worte über die Lippen: „Was sagen Sie, Herr Baron?" Ich erschrak darüber. Wie kann ich Egon nur mit Herrn von Malwitz verwechseln! Es ist mir schon einige Male passirt.
Wir stiegen auf das flache Dach der Villa und sahen hinüber in die Berge; ein leichter Schleier von Dunst umhüllte sie. Wie aus der Luft geboren, aus Duft gewoben, bildeten sie leichte Silhouetten und schimmerten in zartestem Peilmutterglanz.
„Hier wollen wir die Sonne untergehen sehen!" rief Tantchen begeistert aus. Ich sehte es aber durch, daß wir zu diesem Zweck in die Villa Medici fuhren. Ich hatte meinen Plan. Ich mag keine Sonnenuntergänge mit Cigarrettenrauch.
Als wir die ersten düsteren Alleen jenes Gartens betraten, erwähnte Tantchen, daß ich diesen Theil des Gartens ein grünes Gefängniß genannt hatte. Egon fand es fehr richtig und sehte hinzu: „Nnd wir wollen es auch zu einem fidelen machen. Dieser Egon, er ist ja so nett, so sehr nett, aber immer auf berlinisch. War ich denn damals blind! Heut erschien mir das Gefängniß wie ein Tempel. Sahen denn die Anderen nicht, daß die Sonnenstrahlen durch das dämmernd dichte Grün wie gemalte Kirchenfenster wirkten? In dem mystischen Schweigen sieht man sich unwillkürlich nach dem weihrauchumdufteten Dreifuß und den Sibyllen um, Ter Holländer, als hätte er meine Gedanken errathen, bemerkte: „Orakelhaft schön, würde der Baron gesagt haben." Der gute Van genirt sich auf eigene Hand geistreich zu sein.
„Rauche nur," sagte ich zu Egon, ehe er noch gefragt hatte, „ich Will mich inzwischen Verstecken, und ich wette, Du findest mich nicht."
„Ich wette, ich finde Dich." sagte er lachend, „und wärst Du am Ende der Welt."
„VeälLino," sagte ich, lief fort, rief den Gärtner, der de» Schlüssel zu dem Eichenhain mit dem berühmten Beluedere hat, und gab dem Ccrberus ein riesiges Trinkgeld, damit er Niemand mehr in den Eichenhain einlassen sollte. Er nickte verständuißvoll und verschwand. Die Thür des Haines

nämlich kann von Innen Jeder selbst öffnen; von Außen muß sie aufgeschlossen werden.
Ich fetzte mich auf das stäche Dach des Gemäuers, das den Hain von dem übrigen Garten trennt, und durch die schönsten Pixieu Roms erblickte ich die herrlichen Umrisse des Gebirges. Unter mir, in seinem Atelier, sang ein Bildhauer zu den Meißelschlägen. Ich lehnte an eine Marmorgrnppe, Amor. Psyche küssend.
Die Drei kamen herbei und sahen mich auf dem Dache sitzen. Ich rief ihnen zu. sie möchten nur den Gärtner suchen und sich den Hain aufschließen lassen. Sie gingen ihn zu suchen, ich wußte, der würde sich nicht finden lassen.
Langsam wandelte ich durch die Allee, die zu dem Velvedere führt; nie habe ich Stimmungsvolleies gesehen als diesen Hain bei untergehender Sonne. Eine breite alte Treppe führt empor zu dem Velvedere. Auf den oberen Stufen ist das Dickicht von Lorbeeren und Oleander so dicht, daß man nicht sieht, wohin die Treppe führt. Man ahnt dahinter ein geheinmißvoll Göttliches. Geistliche in weißen Gewändern kamen die Treppe langsam herab. Das machte die Täuschung, als wäre da oben ein Tempel, vollkommen. Nuthe Sonnenstrahlen spielten wie Glorienschein auf ihren Gewändern.
Ich empfand ein Gemisch von poetischem Entzücken und olympischer Andacht. Ganz himmelfahrtsmaßig, so mit Engelsköpfen um mich herum, war mir zu Mnth, als hieße ich gar nicht mehr Marie, sondern Maria. Heilige Schauer stutheten in mir auf und ab, und ich hätte gern ein paar Heilige gehabt, mich anzubeten. Ich kenne wohl einen Heiligen, der aber hat seine Götter in — Hinterindien, oder ist es Vorderindien?
Das Velvedere selbst ist ein unerhebliches kleines Gemäuer, aber der Blick in die Landschaft! als träumte man einen historischen Traum: die röthlich schimmernden uralten Mauern, zur Seite der weit sich hinstreckende Pinienwald, dahinter die Berge in zartvioletten, träumerischen Linien. Die Sonne sank tiefer, und die Berge, die in der Villa Woltonski Blumenglocken glichen, zart als könnte ein Windhauch sie verwehen, sie erschienen jetzt tief schwarzblau wie Glocken von Erz, düster und drohend, und die Campagna schmiegte sich in zarten grünlichen Wellen ihnen an.
Ich stand da, trunken von dem Anblick — da mit einem Mal wurde ich in's irdische Sein zurückgerufen. Es roch nach — Kaffee, intensiv nach Kaffee.
Wo kam der Geruch her?
Wahrscheinlich aus dem benachbarten Kloster ti-iniw cli inonte. Die Nonnen tranken Kaffee. Ich sog den Duft in langen Zügen ein, nnd mein thörichtes Herz schwoll von Heimatsgesllhlen. Unser heimatlicher Kaffcetisch in dem gemüthlichen Erker stieg in meinem Geist auf. Ich sah durch das bunte Glasfenster das goldene Licht auf die stilgerechte Dccle fallen, weißt Du noch, ich hatte sie Dir zum Geburtstag gearbeitet, und Dn necktest mich damit, daß ich Dir immer Wilthschaftsgegenstänoe schenkte, und drohtest mir

zu meinem Geburtstag mit einem Nasirmesser. Und der Majolikateller mit
den kleinen Kuchen, die Du so gern ißt, der stieg auch in meinem Geist empor.
Du hast immer behauptet, daß ich den Engel darauf viel zu knusprig braun
gemalt hätte. Das wird ein schöner Kaffee sein, den sie Dir jetzt zu trinken
geben! Du armer Ernst! Und unfer Kaffeetisch, und der zauberhafte Hain,
die Marmurbilder, Deine hellen Augeu und der dünne Kaffee, das alles flos;
ineinander und kam mir so rührend vor und so wehmüthig und so erhaben
— ich mußte ein Bischen weinen.
Ich stieg die Treppe hinab. Unheimlich düster war jetzt der Hain.
Inmitten des Weges stand unbeweglich der Weiße Ziegenbock. Ein letzter
verirrter Sonnenstrahl glänzte auf seinem Kopf. All die wahnsinnig ver-
krümmten Eichen schienen Daphnen im Augenblick der Verwandlung, wo noch
in jedem Stamm und jedem Zweig der wilde Schreck der Verwandlung und
die Angst der Verfolg»»«, zittert. Lautlose Stille. Ich bin sonst so furcht-
sam. An jedem andern Ort, z. B. an der Rousseau-Insel im Thiergarten.
hätte ich mich um diese Zeit, alle!» mit der mystischen Ziege, halb todt ge-
fürchtet. Hier war Alles so weit, weit von aller Prosa des Lebens, so
übernatürlich, traumbilbartig, wie eine Erzählung Homers. Furcht wäre
mir lächerlich vorgekommen.
Ich traf die andern vor der Thür, noch immer den Gärtner suchend;
sie waren böse auf mich. Auf dem Heimweg sagte Egon:
„Marie, liebst Du mich nicht mehr?"
Ich antwortete nicht, ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Ich
weiß nicht, ob ich ihn noch liebe. Mein Herz ist auch ein Palimpsest wir
die Häuser Roms. Es ist etwas darunter und etwas darüber geschrieben;
ich weiß nicht, welches die rechte Schrift ist. Wer hilft mir sie lesen? Du
weißt ja, daß ich nicht einmal mäßig gut geschriebene Briefe lesen tonnte,
Du mußtest sie mir immer vorlesen. Ja — damals! Palimpseste entziffern
— ich? — Ach Gott!
Marie.
Lieber Freund!
Ich fahre fort. Egon eine brave Cousine zu sein. Wir haben zusammen
die Thermen und die palatinischen Ausgrabungen besichtigt. Weißt Du das
Neueste? Ich bin verzaubert. Ich bin nicht mehr ich. Ich sehe, was ich
nie gesehen, ich fühle, was ich nie gefühlt. Irre ich mich, oder habe ich
wirklich erst vor zwei Monaten die Freude an den römischen Trümmern sür
affectirte Ruinensentimentaütät erklärt? Wie konnte ich! In einer Art nervöser
Aufregung wandere ich jetzt durch die historische Wildnis; der Kaiseipaläste,
Wo alles wieder eins geworden ist mit der Natur, und die Zerstörung wie
etwas künstlerisches Gewolltes erscheint; ich sehe, daß die Pracht der Kaiser-
Paläste versunken — in den Trümmern aber eine neue Welt der Schönheit

Frau Tan,»Häuser, H^
aufgegangen ist. Die Zerstörung erweckt hier leine Trauer, leine Wehmuth, sie erweckt eine Melancholie, die still und grüß und selbstlos ist,
Diese ungeheuren Gewölbe, diese gesprungenen Mauern, die gigantischen Höhlen voll Purpurner Finsternis;, die grandiosen Bogenfenster — sie sind fest wie Marmor. Wundersam durchgeistigt steigen die kolossaleil Massen frei und lühn empor — verklärte Felsen. Sie strecken sich hin wie Riesen-sarlophage, in denen die Weltgeschichte ruht. Wenn die Sonne hell auf das Gestein fallt, so schimmert es zuweilen weif; wie Schnee, so silbern uralt.
Gelbe Blumen fallen wie goldene Locken über die Steine. Neber offnen Riesenportalen leuchtet der tiefblaue Himmel. In der Treppe auf einein düsteren Gange ist eine Stuft ausgebrochen. Durch die Oeffnnug sieht mau in der Ferne eine Säule, von Sunnenglanz übergössen. Von einem lichtloscn Bugengang rieselt leiser Staub nieder. Der Gang endet mit einem grünen Hügel. Eine marmorne Nymphe sitzt davor, frisch uud duftig, als lebte sie von ihrer Schönheit ein ewiges Leben. Leise gleitet der Wind über die Gräser des Hügels, sie zittern im grüngoldenen Schimmer über die steinerne Göttin; sonst Alles marmorstill und marmorschön.
Die Nymphe hat keinen Kopf, aber das Haar wallt ihr um den süße» Leib.
„Diese schöne Nymphe," sagt Egon, „erinnert mich an das häßliche, aber schön gewachsene Fräulein Von Strecker."
„Wieso?" fragte ich.
„Wenn man die köpfte, wäre sie auch sehr schön."
Und wie der das sagte, sah er — schrecklich aber wahr — dem Pieiro ähnlich, es kam mir sogar so vor, als schielte er. Ich eilte fort von ihm, zn einer Stelle der Ausgrabungen, wo sich zwischen den gewaltigen Pfeilern eines Gewölbes ein Blick in die Landschaft öffnete, über Garten hinweg bis an die blauen Albanerberge.
Es ist mir in Rom aufgefallen, wie die Natur hier oft nur als Folie für die architektonischen Wunder erscheint. Sie zeigt sich als das Liebliche und Vergängliche, und die Säulen und die Trümmer stehen in der Land-schaft als etwas Gewaltiges, Ewiges und ergreifen uus wie eine Sophokleische Tragödie.
Egon fand Alles schön und interessant, nur die viele» unterirdischen Gelasse flößten ihm Bedenken ein.
„Die reinen Abruzzen für den Banditen," sagte er.
Der immer begütigende Holländer milderte die Abruzzen in „Asyle für Obdachlose".
Er ist wirklich ein lieber Mensch, der Egon. Alles findet er schön nnb interessant, er raucht überall und ist ungemein praktisch, und würde au die Sehenswürdigkeiten noch viel mehr Witze knüpfen, wenn ich. bei der An-näherung dieser Gefahr, nicht immer warnend den Finger erhöbe. Wir sind auch wieder ganz herzlich miteinander, wenigstens so lange ich vergnügt bin, in den Cc>f6s z. B., in den Trattorien, ans dem pincic», wenn Concert ist,

bei den Spazierfahrten in den borghesischen Gärten n. s. w. Immer bin ich natürlich nicht vergnügt, ja, wenn ich aufrichtig fein soll, ich bin es eigentlich recht selten. Findest Du nicht auch, daß die höchste Schönheit einen melancholisch macht wie das tiefste Leid, in der physischen Welt erregt ja auch die heißeste Gluth uub die eisigste Kälte dieselbe Empfindung. Alles ist hier wie eine Offenbarung, davor kommt nichts Kleines und Alltägliches auf, z. V. der Gedanke: wie lasse ich mir mein kupferfarbenes Plüschlleid machen? der mich in Berlin intensiv intercssiren würde, hier — einfach lächerlich. In weite Femen schweift mein Blick, hinter mir, vor mir. Nur wie fernes Meeresbrausen dringen die Time des Menschengewühls an mein Ohr, und ich fühle mich ganz als Atom, aber nicht als eins, das in der Sonne tanzt, nein, als ein Atom, das sich in dem großen universellen Staub auflöst. Ich begreife jetzt kaum, wie ich Dich mit dem Krimskrams meiner Filigrangefühlchcn behelligen konnte. Oft denke ich an den Blick, den Du mir damals zuwarfst. „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir," das wolltest Du sagen, nicht? Nun bist Du froh, daß Du mich losgeworden. Du hast mich abgeschüttelt wie etwas fremdes. In Deinem Studirzimmer, da verkehrtest Du mehr oder weniger mit Göttern, und ich subalterne Dame riß Dich alle Augenblicke aus Deinen Himmeln. Gewiß ich nahm mich neben Dir aus wie eine Anekdote Egons im Colosseum.

Weißt Du, das erste Verschen unsrer Ehe war, daß ich Dich schon kannte, als ich noch ein Kind war. Ich war an Dich gewöhnt, che ich Dich verstehen konnte, und nahm Dich hin, wie das liebe Brot, als etwas Alltägliches. An dem großen Kurfürsten auf der langen Brücke, der doch ein eminentes Kunstwerk seiu soll, bin ich auch immer vorübergegangen, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, weil ich ihn eben von Kindesbeinen an kannte, während ich hier in Rom drauf und dran bin, dic unbekanntesten und mittelmäßigsten Torsos anzustaunen.

Es ist bald Mitternacht. Ein Nachtschwärmer singt schon wieder unter meinem Fenster.' „Ia cloima 6 modüo." Wie Hohn klingt's herauf. Gute Nacht!

Marie.

Lieber Ernst!

Wir hatten eine Fahrt in die Campagna verabredet. Egon, der beim Gesandten zum Diner geladen war, hatte zur festgesetzte» Stunde seine Toilette nicht beendigt. Ich wollte nicht warten, wir fuhren fort, und ich hinterließ, daß wir uns im Gasthans bei der poittL nomcnwna treffen wollten. Vor dem Gasthaus stiegen wir aus und wanderten in die Eampagna hinaus.

Ich war schon früher in der Eampagna gewesen, ohne daß sie mir einen besonderen Eindruck hinterlassen hätte. Damals war ich Wohl nicht in der richtigen Stimmung, nun war ich's. Dic römischen Urberreste in der Eampagna stehen da, als hätte die Natnr selbst sie hervorgebracht, und man

muß sie bewundern wie das gestirnte Firmament, wie das Meer oder das
Gebirge. Phantastischen Riesenblumen gleich wachsen sie aus der Landschaft.
Mitunter sind es nur ein paar verwitterte Steine, über die sich die Krone
einer Pinie wölbt. Ein ander Mal erhebt sich groß und herrlich eine Mauer,
und wir glauben ein Märchenland voll versteinerten Visionen zu schauen.
Wenn wir in Teutschland an schöne Gegenden denken, so verbinden wir
damit vorzugsweise den Begriff „grün", Wälder, Wiefe» und blinkende Wasser
schweben uns vor.
Die römische Campagna zeigt auf den eisten Blick nichts als öde,
bräunliche Gründe und Hügel.
Hier und dort ragt eine einsame Pinie oder Cypresse empor, ein Hirt
lehnt daran, und feine Lämmerheerde bildet einen silbernen Streif auf der
bräunlichen Fläche. Schwerfällig wälzt der melancholische Tiber seine trüben
Wasser durch die Landschaft und über die Götterbilder die noch in seiner
Tiefe ruhen; man kann an das tobte Meer dabei denken, so stumm und einsam
sind die Ufer.
Tie deutsche Landschaft scheint um der Menschen willen da zu sein,
die römische um ihrer selbst willen. Tie deutsche ist voll Gemüth und
Romantik, voll sinniger Nehmuth, phantastischer Wildheit oder naiver Frische.
Nie Campagna ist schön wie eine griechische Statue; sie trägt den
Charakter der Einsamkeit, einer grandiosen, ergreifenden Monotonie, mitunter
ist sie tudesstill, dann hat sie etwas Banges, Verhaltenes, und wer dann
ihres giftigen Athcms denkt, dem mag sie wie der Kopf der Medusa er-
scheinen, tüdtlich schön.
In die Campagna geht man wie in eine Galerie. Jeder Stein hat
hier eine künstlerische Mission. In deutscher Landschaft rauschen die Bäume
willkürlich, die Natur ist wie sich selbst überlassen; oft finden wir neben
Kargheit eine Ueberftürzung von Effecten, überall tragische, schauerliche oder
anmuthige Motive dicht nebeneinander. Hastig und oft leidenschaftlich läßt
sie alles drüber und drunter wachsen. Ihre Schönheit hat etwas Ursprüng-
liches, Instinctives.
Tie Campagna ist ganz durchgeistigt. Da ist Ruhe, reine architektonische
Schönheit, edelstes Maß, nichts Vages, Verschwommenes oder Ueberstiirztes.
So viel ich mich erinnere, habe ich früher nie von Landschaften ge-
träumt. Von der Campagna träumte ich letzte Nacht.
Zwischen den Hügeln sah ich Sarkophage stehen, und durch die epheu-
umrankten Bogen der Wasserleitung marmorne Götter schreiten. Ungeheure
Vasen sah ich aus den Gründen wie Blumen hervorwachsen, aus den Kelchen
aber blühten die Sibyllen Michel Angclos hervor, und von den Lippen der
heiligen Weiber tönte ein Requiem.
Was dieser schweigsamen Natur Leben giebt, ist das Licht. Könnte ich
Dir doch von diesem Zauberspiel der Farben eine Vorstellung geben! von
diesem wundersamen tiefen und zartem Violet, daß wie Purpur wirkt, und

wie nn Lubgesang der Engel sich auf die Erde niedersentt, vun dieser Rosen-
glnth, die Nähe und Ferne überzieht und Tiefsinn und unaussprechliche
Heiterkeit athmet.
Nein, wir im Norden Hab«! leine Ahnung von der Gluth und Lauterkeit
dieser Farben, von ihrem weichen Feuer und ihrer verklärten Pracht,
Himmel und Erde gehören hier mehr zusammen als bei uns. Deutsche
Wälder verdecke« den Himmel, die scharfgezeichneten Pinien uud Cyprrssen
lassen ihn in durchsichtiger Klarheit schärfer hervortreten.
Es war gestern in dieser Beleuchtung etwas seliges. Die Farben glühte»,
als ob der Genius der Liebe selber die Luft mit seiner Fackel entzündet.
Wie trunken von ihrer eigenen Schönheit schmiegten sie sich wollüstig an den
irdischen Boden, als gälte es einer Bermählnngsfeier zwischen Himmel
und Erde.
Wahrhaftig, ich glaube, es blinkte mir eine Thräne der Begeisterung im
Auge. Gerade in diesem Moment kam Jemand durch die Bogen der Wasser-
leitung geschritten. Er blieb in der magischen Beleuchtung stehen. Der
Jemand trug eiueu Frack und eine weiße Cravatte, auf dem Kopf einen
Ehliuder und im Auge das Monocle. So präsentirte sich — Egon, unter
der grandiose» Mauer, wo ich eben vun Sibyllen uud Sarkophagen ge-
träumt. O Gott, war der Anblick komisch! fast grotesk. Ich lachte laut auf,
uud als er mir die Hand reichte, lachte ich noch immer, wie ich seit den
Pfesferpelzen nicht mehr gelacht hatte, und uuter dem Lachen wurde es mir
plötzlich sonnenklar: ich liebte Egon nicht! Ein Gefühl unendlicher Befreiung
kam über mich; nein, ich liebe ihn nicht mehr, gar nicht mehr — leine Spur.
Nie mich dieses Bewußtsein mit reinem Frohsinn erfüllte! Was war das
nur gewesen — diese Liebe? Man sagt, in jedem Hause sei ein Skelet, su
hat Wohl auch jede Seele einen Kobold, der ab und zu nächtlicherweile ein
bischeu spukt, wenn aber der Hahn kräht, macht er sich aus dem Stailbe.
Jetzt weiß ich's, diese Liebe war nichts als eiu Schnaderhüpfl meines
Gemüths, vor der großen Symphonie Roms sind die kindischen Iuchzer ver-
klungen. Sage, Ernst, muß ich ihn denn nun heirathen, weil ich's ihm ver-
sprochen habe? Sage ja, sage was Tu willst, ich thu's doch »icht. In
Berlin tonnte ich Egon lieben, in Rum — nein. Niemals wieder tan» ich
so ganz, so aus Herzensgrund Berlinerin werden. Vuu Roms Geist habe ich
„einen Hauch verspürt". O Ernst, Dich verehre ich — Du — Lebe wohl!
Marie.

Liebster Freund!
Mein Seelenbaiometer steht auf veränderlich. Antike Heiterkeit und
moderne Schwermuth wechseln iu mir. Jeden Tag erlebe ich etwas Be-
deutendes. Eguu ist trübe gestimmt. Seine Witze stehen auf dem Aussterbe-
etat, Ich rede ihm ein, das Fieber sei bei ihm im Anzüge, uud er müsse
auf acht Tage nach Eapri gehen. Er will nicht.

Wir waren wieder in den Gallerien. Habe ich in früheren Briefen
Schlechtes über die Bilder gesagt, radire es aus. Was für eine Wonne ist
es, allmählich sehen zu leinen. Wo ich anfangs nur blutige Leiber, drapirte
Glieder oder kalten Marmor sah, da sehe ich jetzt Götter, ich sehe Madonnen,
ich sehe Märtyrer.
Einmal sah ich auch vor den Freske» des Nafael einen Malerjüngling
stehen, ein schwarz und weif; carirtes Plaid um die Schultern drapirt, blonde
Mahne, blaue begeisterte Augen, leine Manschetten. „Ein Berliner," sagte
mir mein Instinct: die Ahnung wurde zur Gewißheit als der Jüngling unver-
sehens in begeistertem Berlinisch ausrief: „Rafael, Du warst doch ein
großer Knopp!"
Während wir im Lateran an den zahllosen Kaiserköpfen vorübergingen
und Egon Eonverflltion machte — er erzählt noch immer pikante Liebesgc-
schichten, bei denen man am Schluß „wdloan" sagen muß — fiel mir ein:
„Was ist denn eigentlich Liebe? Titus und Claudius und alle die Kaiser mit
und ohne Nasen, sie haben geliebt, und sind nun alle todt seit Jahrtausenden.
Wenn doch das Ende von Allem — Asche ist ..."
„Tu denkst ja schon wieder," unterbrach mich Egon vorwurfsvoll.
Ich entschuldigte mich mit dem Scirocco, der gerade wehte. Egon freilich,
der, ja der sitzt auf den Trümmern von Rom und raucht Cigarretten.
Wir schlenderten weiter durch das Museum, ziemlich gleichgültig. Ich
habe noch nicht viel Sinn für Scnlptnr.
Ich ging an einer Statue, nur halb hinblickend, vorüber. Da war mir
plötzlich als schritte mir die Marmurgestalt nach. Ohne daß ich mir dessen
bewußt war, hatte sie mir einen Eindruck gemacht. Ich kehrte nm, »nd
lange, lange stand ich vor dem Sophokles.
In einem Moment begriff ich die Kraft und Größe der Sculplnr.
Nicht der Zeus des Phidias, nicht die Juno Ludovisi hatten mich be-
wegt wie dieser Sophokles.
Er ist mehr als ein Kunstwerk. Das ist gemeißelte Tugend, eine ethische
That. In diesem Antlitz, groß und süß, einfach und erhaben, in dieser ganz
durchgeistigten, edelsten Gestalt ist eine hinreißende Beredtsamkeit: eine Berg-
predigt voll unendlich tiefer, milder Weisheit.
Ich hatte eine Empfindung, wie sie einem Wohl auf Bergeshöhen über-
kommt, wenn man den Sternen nah ist, die Brust sich weitet und der Blick
groß und frei wird.
Ein geistiges Ozon strömt von dem Bildwerk aus.
Nein, nicht Alles wird Asche! Vor dem Sophokles begriff ich, daß es
Gedanken giebt und Empfindungen und Thaten, die ewig sind und um deret-
willen das Leben schön ist und reich, und zu leben eine Wonne. Der
Sophokles ist schön, und Du bist häßlich, und doch ist eine Ähnlichkeit
zwischen euch im Ausdrnck des Gesichts. Es ist doch gewiß wahr, daß die
Gesichter wie die Menschen weiden.

„Was sagt Dir dieser Sophokles?" fragte ich Egon.
„Daß er hoch beglückt ist," antwortete er, „Dir so sehr zu gefallen, und daß es sein dringendster Wunsch ist, als allerliebste kleine Tanagrafigur auf Deinem Schreibtisch zu thronen, was ich aber vielleicht aus Eifersucht nicht zugeben möchte."
Ich bat Egon, mich allein zu lassen. Er ging widerwillig in den nächsten Saal.
Leute kamen ab und zu, sonst wäre ich niedergekniet vor dem Sophokles und halte seine Füße mit meinen Thränen benetzt. Ach Ernst, Du weißt nicht was es heißt, wenn man sich selber verhaßt wird. Ja, ich hasse mich! Nie armselig, armselig bin ich! Wie kindisch, wie leichtsinnig bin ich in das Unrecht hineingetaumelt, nicht klüger als das Insect, das sich im Lichtschein verbrennt. Und daß ich ihn, um den ich Dich verließ, nicht einmal geliebt habe! wie schmachvoll! schmachvoll! Ich kannte Dich nicht! Da ich Rom erkenne, erkenne ich auch Dich, oder habe ich erst Dich erkannt und dann Rom — ich weiß es nicht. Als ich Dich heirathete, hatte ich Dich lieb, recht lieb, o ja, hochachtungsvoll ergcbenst hätte ich unter meine Gefühle schreiben können, und jetzt — Alles zu spät! Ach Ernst, was ist denn leben! Ter Sophokles hat gelebt, und Du und Deinesgleichen, Ihr lebt. Ich und meinesgleichen aber, wir vegetiren nur. Ihr seid die eigentlichen Menschen, und wir Schmarotzer saugen an Eurem Mark.
Bäte ich Dich, mir zu verzeihen, o ja, ja, Du würdest es thun, wie Du dem eisten Besten verzeihen würdest in Deiner starken Milde. Seinem Weib verzeihen aber heißt es wieder lieben. Und das kannst Dn nicht. Zu spät!
Marie.
Ernst, lieber Ernst!
Wir werden uns nicht wiedersehen — nie. Das Fieber rast in mir, ich sterbe daran. Den Varon — Egon wollte ich sagen — habe ich halb mit Gewalt nach Capii geschickt. Er weiß, daß Alles zu Ende ist; es wird sein Herz nicht brechen. Er hat in der letzten Zeit Nespect vor mir bekommen, das kann er nicht vertragen. Die Tante ist auch seit gestern fort, nach Albano. Sic läßt sich dort mit dem Holländer trauen.
Den ganzen Tag über habe ich zu Bett gelegen. Jetzt bin ich aufgestanden, weil ich Dir schreiben will. Ich muß! ich will Abschied von Dir nehmen. Sie sagen, ich habe mich erkältet. Nein, es ist etwas anderes, was mich verzehrt.
Gestern, oder war es Vor acht Tagen, ich weiß nicht mehr, kam es in mir zum Ausbruch. Wir waren in S. Peter, um die Lamentationen und das Miserere singen zu hören. Es ist ja Ostern. Während der Lamentationen versaut ich in vage Träumereien. Von der Kuppel strahlte die Sonne, unten im Schiff war schon Dämmerung. Hoch oben in einer Loggia wurden

die Lichter angezündet. Die Kerzen schimmerten bleich durch den dämmernd goldnen Sonnenduft, der von der Riesenwölbung nieberschwebte. Ein traumhaftes Stillleben athmete durch die weiten Räume, und in meinem Halbschlaf war es mir, als lauschte ich einem Duett zwischen Unkenrufen und Nach« tigallentönen.

Plötzlich fuhr ich auf. Was war das? Das Miserere begann. Hätte ich gefragt: „Wo bin ich?" und hätte man mir geantwortet: Im Himmel, ich würde mich nicht gewundert haben.

Das Miserere hat mich bis zum Wahnsinn erschüttert. Aus weiter Ferne schienen Anfangs diese Töne heranzuschweben, ein Glockenläuten hoch oben an der Burg des Herrn. Ich glaubte das säuselnde Rauschen von den Fittigen der Seraphim zu hören, und ihre heiligen Thränen in der eigenen Brust zu fühlen.

Tödtliche Süßigkeit durchdrang mich ganz, und ein namenloses Weh, das sich allmählich in Seligkeit auflöste.

Ja, Tod und Auflösung ist in dieser Musik und zugleich die Ahnung der Auferstehung.

Hätte sich nach den letzten verklingenden Tönen ein Kloster vor mir aufgethan, in das Kloster wäre ich gegangen, und die Thüren hätte ich fest, fest hinter mir geschlossen. Ich hätte mich geißeln mögen, und knien auf harten Steinen und die Hände hätte ich wund ringen mögen. Ja — eine Büßende bin ich — ein Tannhäusei — aber mein Stecken wird nicht grünen — nie. Grünen und blühen wird es nur noch auf meinem Grabhügel.

Sterben, ohne Dich noch einmal gesehen zu haben! Nur einmal noch möchte ich meine Lippen auf Deine Hände drücken und Dir sagen: Ich liebe Dich! Ja, ich liebe Dich, nicht wieder, nicht von neuem — nein — ich liebe Dich zum ersten Mal, mit einer reinen, starten Liebe und einer brennenden Sehnsucht nach Dir im Herzen. Ich kann die Feder nicht mehr halten, es wird dämmerig — dann kommt die Nacht — die Nacht, und Du wirst nicht an mich denken, wenn ich gestorben bin. Oder — wirst Du's doch? Ach thu's, Du Lieber — ich denke nichts als Dich.

Marie.

O liebe, liebe Tante Friedet!

Laß Dich umarmen! Laß Dich tüßen! Nun verstehe ich das zärtliche Lächeln, mit dem Du von mir Abschied nahmst und mich in meiner bitteren Herzensnoth allein ließest. Und ich konnte Dich auch nur einen Augenblick für eins jener lieblosen Scheusale halten, die man am besten in die Wulfsschlucht wirft.

Du wußtest ja Alles, und wie es kommen würde. Zwei Tage lag ich sehr trank am Fieber, ich glaubte zu sterben. Am dritten Tag war ich sieberfrei. Es hielt mich nicht im Bett. Ich stand auf und zog mich an: ein weißes Kleid. Ich sah mich in dem Spiegel, mein Gesicht war so weiß wie

das Kleid, ich mußte an Mignon denken. Und schwach war ich wie ein Kind. Ich wollte aber doch in die Villa Medici. sie ist ja nur fünf Minuten entfernt. Ich ließ mich von der Tochter des Portiers hinführen und schickte sie am Eingänge des Eichenhains fort. Dann schlich ich bis an die Marmorsitze in der Mitte des Hains. Ich nahm den Hut ab und lehnte meinen müden Kopf an einen Baumstamm. Lautlos still war es. lieber den Fußboden zitterten Sonnenstrahlen. Ich dachte an Ernst, an das, was ich gethan, an das, was nun werden sollte. Ich schluchzte auf. Ein Ruf wie aus weiter Ferne kam: Marie! Naher kam er: Marie! Marie! Ich zitterte.
Hatte ich eine Hallucinatiun? Ich sah nicht auf, ich sah mich nicht um, ich hielt den Athem an, ich wußte — jetzt würde etwas kommen, etwas Unerhörtes, Wunderschönes! Und es lam — Er! Ich lag in seinen Armen und weinte, weinte süße unaufhörliche Thranen. Ich erwartete den Tod und das Leben ist gekommen. Ich bin wie berauscht, ich werde nie wieder nüchtern werden. Ich will's auch nicht. Ueberall quellende Liebe und Frühling. Orangenblüthen, Sonne und Rosen. O Du heiliger, heiliger Hain, ja es giebt ein Glück, ein Glück, und ich habe es, ich halte es. In Rom habe ich ihn gefunden. O, Du ewige, heilige Stadt! Und er hat gewußt, daß ich ihn da finden würde, darum hat er mich ja hingeschickt. Ihr werdet mich gut verspotten. Du und Dein Van! Einen Beinamen werdet Ihr mir anhangen: Frau Tannhimser. Immerzu. Ich komme Euch zuvor. Ich unterzeichne mich selber als Deine bußfertige und ach! fo glückselige Nichte
Frau Tannhäuser.

Hermann sin gg.
von
Walter Bormann.
— München. —

Überblicken wir einmal die Wendungen, welche die Dichtkunst in Teutschland seit ihrer Neugestaltung durch Martin Opitz genommen Hot! Wie viele derselben sind es, die uns entgegentreten! Zuerst die Einführung fremder Formen und Muster, welche Gottsched dann hauptsächlich in Anlehnung an die Franzosen uns eigen zu machen strebte, indem er so mittelbar zur echten Antike zu gelangen vermeinte. Klopstock dann, der mit seinen religiösen Stoffen an die Richtung anknüpfte, die bereits durch Luther und das Kirchenlied ein wirtliches Eigenthum des Volkes geworden war. Die Einflüsse Friedrichs des Großen darauf und die unmittelbare Belebung durch die großartigen geschichtlichen Thaten, wie sie in Gleim, Ewald von Kleist und vor allem in Lessing zu Tage tritt. Plötzlich dann von diesem Geiste berufen unter den gleichzeitigen Einwirkungen der französischen Aufklärung und der Wundermacht Shakespeares, die hundert Jahre nach Columbus die ganze entdeckte Erde in den sie bewegenden Gefühlen und Leidenschaften des Menschenherzens nochmals entdeckte, jene Periode „des Sturmes und Dranges" voll ungebundenen natürlichen Empfindungstriebes, der auch dem Fühlen und Leiden der Gegenwart Sprache lieh. Damit war die Rückkehr der Dichtung zum Volte gefunden und der Gegensatz zur gelehrten Poesie ausgeglichen; jeder war Dichter, der, wer auch immer, ob Hoch oder Nieder, in

solcher Weise in das Gemüth des Voltes hineinzugreifen verstand. So viel?
Kraft und wahrhafte Große aber hatte bei der Betheiligung höchst bevorzugter
Geister diese Periode entwickelt, daß wie von selbst das Verlangen nach voll-
kommener Schönheit sich einstellte, welche einem so gewichtigen Gehalte genug-
thllt. Es folgt die klassische Periode, vorbereitet schon durch den in Jamben
geschriebenen Nathan, eingeleitet durch die Iphigenie und gewissermaßen auch
durch den Carlos, der im Gewände des Verses dem nämlichen Bedürfnisse
entgegenkam. Das sind drei große Gedichte, von denen das erste die Freiheit
der Religion, das zweite ganz allgemein die Freiheit eines reinen Herzens, das
dritte auf staatlichem Gebiete ebenfalls Freiheit begehrt. So blieb auch im
Stieben nach dem Schonen sich immerdar die Poesie darin treu, daß sie hohe
Ideen gestaltete, welche mit dem Fühlen des Volkes zusammenhingen. Schon
durch die Bevorzugung des Dramatischen war diese Kunst in stetige Berührung
mit der Menge des Voltes gesetzt. Das höchste Vorbild ihrer Form aber,
besonders nach Goethes Beispiel, war das Alterthum, wenn auch daneben der
Einfluß Shakespeares auf das dramatische Schaffen Schillers niemals aufhörte.
Um die einseitige Geltung des Alterthums zu brechen, erscheint da die romantische
Schule, welche trotz allen ihren Grillen, trotz den philosophischen Wunderlich-
leiten, welche dem Gemüthe des Voltes ganz fremd waren, dennoch auch
eine wichtige nationale Aufgabe vollbrachte, indem sie die Schatze aus der
Vergangenheit der deutschen Poesie wiederum belebte, das inbrünstige Ge-
müthsleben in seiner Berechtigung anerkannte und nicht zum Wenigsten ferner
den von Goethe und Schiller bereits angeregten Natursinn auf das Innigste
zu wecken verstand. Wie bald macht die Gegenwart durch die Ausbildung eines
politischen Bewußtseins ihre Anforderungen geltend auch auf das Schriftthum.
das augenblickliche Siege auf dem Kampfplatze des Tages davontragen soll!
Dazu scheint es weit weniger des Gemüthes und der Phantasie, als vor allem
des Geistes zu bedürfen. Das „junge Deutschland" schickt hierfür seine ge-
wandten Kämpen, die blitzend das Wort als scharf geschliffene Klinge führen.
Die Prosarede bekommt ein Uebergewicht über den Vers. Wie löblich da
auch, wie unvermeidlich der Widerstand gegen alle leblosen, unvoltsthümlichen
Bestandtheile der Romantik war, gerade vor solchem Umschlage, der wiederum
genug schädliche Wirkungen in sich trug, — verkenne man das nicht! — waren
die heilsamen Einflüsse der Romantiker von doppeltem Segen.
Eine solche Uebersicht der verschiedenen auf einander folgenden literarischen
Strömungen möchte die allerwichtigsten Aufschlüsse uns gewähren, wenn es
darauf ankommt, einen bedeutenden neueren Dichter, wie Hermann Lingg, in
seinem Werthe zu schätzen. Es möchte sich zeigen, daß er gleich einigen
anderen hervorragenden deutschen Poeten unter den sogenannten Epigonen,
was an allen diesen Strömungen echt und bildend war, in Geist und Form
seiner Dichtungen unversehens wie eine lebendige Erbschaft übernahm, unbe-
schadet seines persönlichen dichterischen Charakters, der noch außer einer solchen
natürlichen Mischung vorauswirkenbcr literargeschichtlicher Anregungen erkannt

werden muß, um das ganze eigenthümliche Bild einer genialen Dichternatur zu gewinnen.

Seine grüßte Anerkennung genießt verhältnißmäßig Lingg als lyrischer Dichter, der in sieben Bänden seine reichen lyrischen Gaben ausstreute: Die »Gedichte" erschienen in drei Bänden (Stuttgart, Cotta'scher Verlag, der erste Band in siebenter, der zweite in dritter Auflage), es folgten „Vaterländische Balladen und Gesänge" (München 1869), „Dunkle Gewalten" (Stuttgart. Göschen 1872). „Schlußsteine" (Berlin 1878. Grote'scher Verlag), deren Titel erfreulicher Weise neuerdings der Band „Lyrisches" (Wien und Teschen) berichtigt hat.

In der Lyrik wollen wir zuerst der Naturbehandlung Linggs näher treten. Wie für diesen Dichter seine Vorliebe für alle Zustände des Ueberganges überhaupt, so ist hier die häufige Darstellung des Wechsels von Tag und Nacht, des Umschwunges der Jahreszeiten merkwürdig und charakteristisch. Hier eine Probe:

Morgen im Gebirge.')

Noch ist es stille tiefe Nacht,
Die goldnen Sterne brennen,
Es gliinzt der Mond in voller Pracht
Und lnnn sich gar nicht trennen
Vom Himmel in der Nacht.

Die Höhen sind so licht und rein,
Die Nergeselfcn wirken
Und weben ihren Nebelreih'n
Im Schallen junger Virlen
Um Felsen und Gestein.

In ihrem Slernenmeer entfacht,
Neu Seelen aufgeschlossen,
Strömt überher mit aller Macht
Die Liebe ausgegossen
Vom Himmel in der Nacht.

Der junge Tag ist aufgewacht,
O Sieger, Licht und Töne
Umgeben Dich in voller Pracht,
Du steigst in Deiner Schöne
Vom Himmel in der Nacht!

Wie klingt aus den wenigen Strophen, welche das Ineinanderweben von Tag und Nacht zum Ausdrucke bringen, die Ganzheit der Natur unserem ganzen ausgefüllten Innern wieder! Alle diejenigen Gedichte — und ihrer sind nicht wenige — welchen Lingg den wahren Geist seiner Dichterseele eingehaucht hat, sind in fo hohem Grade, wie man es nur bei voll begnadeten

') Btl. Ball, und Ges. S, 144.

Dichtern findet, bis auf das Kleinste und damit in Allem selber Seele, also bis in das Tiefste echte Poesie geworden. Seelenschwingen sind es, die überall in ihnen leise und mächtig, zart und gewaltig sich regen. Ja, ein solches Gedicht wie das mitgetheilte würde, wenn man es als „anmuthig" bezeichnete, doch nur recht unvollkommen gewürdigt werden. Um gerade die reine Natur in ihm zu erkennen, können wir nicht anders als mit dem Worte „zart" es benennen. Die Elfen geben ihm auch einen romantischen Zug, die wie andere Vorstellungen altgermanischer Mythologie Lingg öfters einzuführen liebt, ohne daß er künstlich solche Anschauungen wieder zu beleben trachtet; vielmehr erscheinen sie ihm unmittelbar lebendig als ein Theil der Naturseele, wie sie zuerst dem ahnenden Sinne des Volles vorschwebten. Ob ernüchtert immerhin nach den kurzen Träumen der Poesie der gewaltthätige Verstand ihre Gestalten wieder vertreibe, auch dann noch bleiben sie uns als liebliche Sinnbilder des Naturlebens von geheimnißvoller Bedeutung. Das Wunderbare, Mystische nimmt in der Poesie Linggs in verschiedentlichem Ausdrucke eine wichtige Stellung ein.

Neben das angeführte Gedicht mit seiner wahrhaft beglückenden und heiteren Stimmung tonnten wir noch manche Morgenlieder setzen voll lebensfrischer, frommer und erhebender Gefühle (wie .Nergode" Vtl. S. 183, „Frühlingsmorgen" Ged. I. 84 und Ged. I. 122) oder Von so bezaubernder Naivetät, wie den Mondmythus" (Ged. I. 106).

Anstatt dessen wollen wir sogleich dem lichtvollen ein düsteres Bild folgen lassen, um die Gegensätze in Linggs Phantasie schnell zu veranschaulichen, und reihen ein Gedicht an, welches den Wechsel der Jahreszeiten schildert:

herbstabend.')

Durch's Stoppelfeld »uf Nebelstreifen
Weht traurig kalt Nooemberwind.
Dort wanlt am Wald mit Neisighäufen
Ein armes Weib und führt ihr Kind.
Dort sucht man die vergess'ne Traube,
Dort pflückt man Schleh und Hagebutt',
Im Hofe pickt die wilde Tauoe
Ein Körnchen noch aus Stroh und Schutt
Und hier — gebeugt auf müden Füßen
Kehrt einer heim, arm und allein,
Um noch zum letzten Mal zu grüßen
Nie letzte Seele, die noch fein.

Es ist dies kleine Gedicht, welches die Verlassenheit, die Armuth durch eine Reihe von Vorstellungen wiedergiebt, die gegenseitig durch Darstellung dieses einen Gedankens ein noch erhöhteres Leben gewinnen, für Lingg außer-

>) Ged. I, 136.

ordentlich charakteristisch; denn das Leid und die Noth des Daseins hat er so vorherrschend zum Gegenstände seiner Dichtung gemacht, daß man ihn deswegen einen „Dichter der Passion" genannt hat. Und dennoch muh sogleich ausgesprochen werden, daß Niemand weniger als Lingg ein Dichter des Pessimismus ist. Das ist beachtenswert!) genug und muß einer weitverbreiteten Richtung unserer Zeit nachdrücklichst eingeschärft werben, daß dieser Dichter, welcher alle Ungerechtigkeiten und Härten des Erdenseins wie lein anderer unaushörlich den Blicken entschleiert, von der Weinerlichkeit, die immer nur aus derselben Saite spielt, völlig frei ist, daß gerade er die Männlichkeit und lcraft bewahrt, die noch mitten in Schmerz und Klage den Glauben sich er« hält. Weltfreude und Thatenlust, einen kernigen Lebensdrang für diese Welt und über diese Welt hinaus behauptet.

Um diese prophetenartige Glaubensstärke zu kennzeichnen, wollen wir unter den Gedichten, welche ebenfalls den Wandel der Jahreszeiten dar- stellen, an die „Weiße^ Weihnachtsrose" ^) erinnern, als welche der Dichter die weiße Distel bezeichnet, die, wenn alles Pflanzenleben erstorben ist, füll in Schnee und Eis die Sonnenwende der Weihnachtszeit erharrt, damit sie mit einem „Hoffnungstraum in das Grab sinke", um bald vom Frühling geweckt zu werden.

Das erste Lied „IoHannissegen" 2), in dem er in der Sommersonnen- wende an die Abnahme der Tage mahnt, schließt er mit dem heiteren Wunsche:

Tlls Feuer auf dem Vera verglühe,
Es sml' der Sonne stolzer Lauf,
Drin Nohlergehn! es blüh und blühe
Mit jedem Tage reicher auf.

Im Frühling ruft er die „schwermüthige Liebe" herab unter den blühenden Flieder und in der „Winternacht^), wenn „Hirsch und Reh durch das Dickicht des dunklen Waldes tastet", gedenkt er der verborgenen Liebe, die entrückt dem Blick der Zeit, im Erdenschooße die Saat entfaltet ^). Hier wird in dem phantasiereichen Liebe „Alelei" ^) das „Hinsterben des holden Mai" wehmüthig besungen, dort wird in Versen, deren Rhythmus zu dem schalkhaften Inhalt trefflich stimmt, St. Gertrud, die erste Gärtnerin, gescholten, daß sie an ihrem Ehrentage (27. März) „in weißem Kleide und nicht in grüner Seide" komme«). So gehen in mannigfaltigster Weise, bald in tiefernsten, bald in bezaubernd naiven Gedichten, überall Freude und Leid, das Trübe und Heitere bei ihm nebeneinander her, seine Welt ist ungetheilt, ist ganz.

Die „Weide am Bache" 7) mahnt „die süße Braut" zu beten, bevor sie

') Ged I. «9. — «) Ged. II. 129. — «) Ged. II. 173. — <) Ged. II. 150.
°) Ged. II. 166. — «) Ged. II. 153. — ') II. 221.

den Steg beschreitet, damit er unter ihrem Glücke nicht breche, der sicher alle Beladenen, den „sorgenschweren Wandrer", „den Täufling, dessen Loos ferne Kämpfe zahlenlus", und den „müden Gast der Erde" tragt! Da schauen wir das Antlitz des Dichters in seiner ganzen Strenge, es erhält einen dämonischen Zug, wenn er das reinste Menschenglück so nahe dem Verderben erblickt. Ja, das Dämonische — einen wie hervortretenden Rang unter den Stimmungen der Lingg'schen Dichtungen nimmt es ein, wie hängt es auch mit der schon dargelegten Eigenart derselben enge zusammen!

Denn wer dergestalt sein Auge für alles Wehe der Menschen öffnet, wer im Glücke noch der stets es bedrohenden Trübsal eingedenk ist, der wirb in uns mannigfach ein Ahnen jener unheimlichen Gewalten aufrufen, die. trotz ihrer unwiderstehlichen Erdenmacht, jedes unschuldige Glück gebieterisch in Unheil Wendend, düstere Leidenschaften in selige Freuden streuend, oftmals die Seelen berückend und verderbend, aber zugleich auch läuternd und befestigend, einen solchen Ursprung vcrrathen, den »vir als überirdischen fühlen. Das Dämonische entfaltet eine volle sinnliche Natur, finster und grausenhaft, obwohl es zuletzt geschaffen scheint, allen Frieden und alles Glück des Himmels, der reinen Sphäre, von der es zuerst entstammte, herbeizuführen. Als eine „Spottgcburt von Dreck und Feuer" und als die „Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft", wird es von Goethe bezeichnet, der außerdem in Wahrheit und Dichtung der Erläuterung des Dämonischen mehrere Seiten widmet').

Für die Naturdarstellung Linggs geben wir ein Gedicht als Beispiel, das uns diese sehr bemerkenswerthe Richtung unseres Dichters belegen möge. Des einheitlichen ästhetischen Genusses wegen geben wir es unverkürzt.

Schneenacht^).

Kalt ist die Nacht, Das Nordgestirn
Brennend kalt: Auf's weiße Grab
Von tobten Blitzen Der Nacht herab.
Im Widerschein „Feuer! Feuer!"
Des Schneegefildes Es brennt im Dorf!
Erglänzt der Himmel, Weh! weh! kein Wasser
Hellleuchtend schaut Die Brunnen todt,

>) Änch in den Gesprächen mit Eckennann wird fort und fort das Dämonische in den Kreis der Betrachtung gezogen. Weil Mephistouheles nicht positiv sei, will Goethe ihn dort nicht als dämonisch gelten lassen, obwohl er jenem doch das Wort in den Mund legte, daß er „stets das Gute schaffe." In diesen Unterredungen bezeichnet Goethe mit dem Dämonischen überhaupt mehr das Göttliche an sich gemäß der ursprünglichen Bedeutung des griechischen Wortes, während er in „Wahrheit und Dichtung" eine sich zuletzt in der Einheit der Gottheit versöhnende Zwiespältigkeit derselben annimmt nach dem Worte: Aoino <-c>ntrll äeum i>i«i <Ie»L ip8e.

2) Vtl. E. 132.

Nie Bache verschneit,
Die Quellen erfroren,
Ter Eimer selbst
Gefriert in der Faust
Und in der Vrust
Die Angst zur Verzweiflung,
Halbnackt und Hülflos
Wärmt sich der Anngewordne,
Der Obdachlose
Am Feuer, das ihm
Sein Letztes verzehrt.
Draußen aber
Vor dem Dorf
Begegnen sich Zwei,
Eilen sich,
Einer hinein
Einer hinaus,
Scheu vorüber,
Mordbrenner der Eine
Schleppt den Raub
Hinaus zum Forst!
Und müder, müder
Von Schlecken gejagt
Versinkt er im Schnee,
Erliegt er fluchend
Der fremden Last
Und sinkt zu Voden
Zum letzten Schlaf.
Der Andere aber,
Ter Wolf, der läuft,
Vor Hunger bellend
Zur Vrandstatt, suchend
Im halbverlohlten
Schutte nach Blut,
Und hoch auflodernd
Stürzt Valien und Mauer
Ueber den Räuber
Und seine Beute.
Vom Kirchhof schaut
Ein großes Kreuz,
Schwarz, todesernst
Und still herab.
Im Niderschein
Des großen Brandes
Erglüht der Himmel,
Das Schneelleid fallt,
Von Baum und Busch
Und über den Wassern
Zerbricht das Eis.
Wie von des Frühlings
Hauche bewegt
Wiegt sich die Tanne
Und zürnend braust
Die befreite Welle
In die Nacht hinaus.

Bedarf es für den Eindruck eines solchen Gedichtes nur eines Wortes?
Nie kurzen freien Rhythmen sind in trefflicher Zusammenstimmung mit den rasch vorübergleitenden Bildern. Auch hier aber die Darstellung der obdachlosen Armuth, in der furchtbarsten Lage, da sie sich noch an dem Feuer Wärmen muß. das ihre Habe verzehrt. Eben derselbe Dichter, der mit seiner Betrachtung der Natur wie hier noch oft solche dämonische Vorstellungen verbindet („Die Windsbräute" Ged. I. 223. „Die Gottesackerwtinbe" Vtl. 97. „Nordische Sommernacht" Ged. I. 33), begnügt sich dann wieder an den einfachen Bildern von einer Heckenrose, einer Libelle und Cicaden, um sich an der Harmonie der Natur zu beseligen i). Selten stellt er rein an sich die Natur dar, ohne die Empfindungen, welche sie in der menschlichen Brust weckt, hinzuzufügen. Zuweilen aber gicbt er uns auch kurze Schilderungen, welche allein durch ihre Stimmung ohne besondere Gefühlsaussprache zu uns reden, indem da der Reiz auf der Verwandtschaft und Verwobenheit beruht, in der das Menschenherz und die freie Natur sich begegnen. Weil sich unversehens sonst der Ausdruck menschlichen Empfindens eindrängen würde, so vertragen solche Lieder leine längere Ausführung. („Sommermorgen im Gebirg" Schlichst. 45. „Frühlingslied- Schlichst. 27. „Sommernacht" Ged. II. 137.)

') Lur. 24.

Iulinacht').

Schwüle, schwüle Iulinncht —
Südwind kiißt die Zweige,
Was Dich so stolz und elend macht,
Schweige, mein Herz, verschweige!
Nebel den See, der stille ruht,
Wehen die Wolkenschatten,
Ueber die stille schlafende Fluth,
Ueber die schimmernden Matten!
hörst Du's, wie zur Hochzeitnacht
Flöte tönt und Geige?
Was Dich so stolz und elend macht,
Schweige, »nein Herz, verschweige!

Mit einer träumerischen Naturdarstellung führt uns dies Gedicht zugleich auch in das Gebiet der Lingg'schen Liebespoesie ein. Es zeigt uns sofort den Charakter derselben: denn, wie das Leid und Wehe der Erbe ihn sonst so hauptsächlich beschäftigt, so ist Entsagung, Sehnsucht, Scheiden in immer anderer Weise der vorherrschende Zug in seinen Liebesliedern. Und wie ist jenes Gedicht auch im Uebrigen ein echtes Kind der Lingg'schen Muse! Wohl schildert es ein Leid, aber doch auch ein Glück, voller Entbehrung ist es auch voller Stolz! Wie viele der kleinen Gedichte Linggs sind es doch, die dieses Entsagen oder ein schmerzliches heißes Darben der Liebe austlingen! Von den Liftpen der Kranken'^) hört er sie „die noch einmal, »ehe die Maienlüfte wehend, ach! zum letzten Male den Geliebten zu sehen begehrt"; dann sieht er das allverlassene arme Mädchen, das ihm einst hold war, ohne Obdach im Wonnemai durch die milde Negennacht irren 3):

«Kein Licht erglilnzt, kein Stern erwacht,
Nur Deine Locken lMt der Wind."

Und welch unergründliches Leid tönt aus der Klage der Unglücklichen, die im Weißzeugnähen für ihr späteres Heim ihr Augenlicht beinahe opferte, und hernach von den gnädigen Verwandten des Bräutigams zur Cur in die Berge geschickt wird, um für immer den Abschied zu erhalten 4). Es sei endlich nur noch an „Wandrers Weihnacht" 5) erinnert, dies durch Form und Inhalt wunderbar ergreifende Gedicht, wo am Weihnachtsabend ohne Wort und Gruß der Liebende Abschied nimmt vom Traum seiner Jugend, und auf demselben Platze des Eisenbahnzuges, den eben das geliebte Mädchen verließ, durch die finstre kalte Schneenacht in weite Fernen entführt wird.

Streifen aber wenigstens muß ich hier noch ein Gedichts, das zum Theil gleichfalls zu dieser entsagenden Liebespoesie gehört. „Wie schön wird einst dies Mädchen sein!" „Wie schön muß sie gewesen sein!" „So schön, so wirst Du immer sein!" lauten die drei Schlußuerse von je drei Strophen,

') Gel». II. 135. — «) Ged. I. 72. — 3) II. 134. - <) I. 146 — ») II. 371
«) III 158.

welche diese Gedanken seelenvoll ausspinnen und erklären, wieder mit einer Vermischung von „Schmerz und Wonne".

Und hören wir den Dichter auch einmal das ungetrübte Glück der Liebe besingen:

„Ein Sche^flein Hab' ich doch gelegt,
O Noch, auf Deine Wunden!
Ein Fiinkchen Hab' ich doch gehegt,
Ein Röslein doch gefunden!
Den besten Dank, den einer wüßt',
Den Hab' ich auch empfangen,
Die schönsten Lippen Hab' ich geküßt
Und auch die blühendsten Wangen! >)

Ferner lese man die folgenden Zeilen, die zugleich von der Behandlung des Sonettes durch Lingg, in der er furmftrenger als die meisten Neueren den weiblichen Reim festhält, eine Probe liefern 2):

Erblick' ich sie mit Schmuck und Ziergehenken
Im falschen Haar beim falschen Kerzenschimmel
Die stolzen Damen all', so mich ich immer
An Dich, mein einsam Kind, mit Webmuth denken.
Wie Du mit nichts prangst als mit den Geschenken,
Die die Natur Dir gab, wie Du im Zimmer
Allein jetzt weilst bei Dein« Lampe Schimmer,
lind sich in Wehmuth Deine Blicke senken.
Wenn ich das denk', wird seltsam mir zu Muthe,
Ich möcht' am Weg mich wie ein Veltler setzen
In Nacht und Frost, als Mm' es Dir zu Gute;
Als könnte Leid an mir es Dir ersetzen.
O fübl's, daß ich für Dich im Stillen blute,
Daß Thränen mir um Dich 5as Auge netzen!

Unter den angeführten Liebesgebichten sind bereits manche von genrehaftem Charakter und es ließen sich noch viele hinzufügen. Im Genre hat Lingg nicht Weniges auch außerhalb des Gebietes der Liebespoesie gedichtet, aus dem Leben der Fischer und Schiffer, aus dem Klosteileben, dem Treiben der Soldaten, auch der Zigeuner, den Verrichtungen des Gärtners seine Stoffe entlehnend, mit einem Inhalte, der bald heiter, bald elegisch, bald ergreifend und sogar erschütternd ist. („Fortuna" Ged. II. 134, „Sommerlied" Lyr. 19, „Auf ein Gärtchen" Ged. II. 179, „Klosterlied" I. 98, „Die Schiffersfrau" I. 79, „Der Wandschrank" Lyr. 64.) Den letztere» Charakter in überwältigender Weise trägt das Gedicht unter dem anspruchslosen Titel „Fifcherhütte "2). Durch die nebelige Nacht erglänzt das Licht

') II. 154. — ?) Sonett XI.V in Ged, III. — ->) Ged, II. 186,

der Hütte dicht neben dem alten Heidenthurme, es wacht die Mutter allein
bei ihrem kranken Kinde, draußen ringt der Vater mit Welle und mit Sturm.
Der Mutter sinken die Augen vor »Schlaf und Thronendem", während durch
die Fenster die Winde wie Seufzer des Vaters tönen, der zum kranken Kinde
heimverlangt, bis ihn der Rachen der Fluth verschlingt, bis sterbend das Kind
die Hände hebt und mit dem Vater sich vereinigt! So theilt sich auch solchem
schlichten Gegenstande wieder ein dämonischer Zug mit. Recht im Gegensatze
hierzu steht das Gedicht „Die Genesene" i), welches nach einer lebhaften und
rührenden genreartigen Schilderung des Leidens das überschwängliche Glück
der Genesung feiert. Unter den genrehaften Gedichten sind nur wenige eigentlich
humoristisch, aber unter diesen einige recht gelungene, wie „Die Stalllaterne'^),
„In der Sommernacht" ^) „Rulandsbrunnen"^).

Was die frohsinnigsten Lieder unseres Dichter beseelt, das ist der Preis
der Rebe, deren Feuer, am Aether und im dunklen Erdenschooße geboren, in
helldüstrer Gluth gleichsam auch seine großen dämonischen Sänge durchzittert.
Es zieht sich eine lange Reihe schöner Lieder, welche den Wein verherrlichen,
durch alle Bände seiner Gedichte, von denen wir nur die köstliche „ Herbst-
freude"5) noch aus der letzten Sammlung namhaft machen.

Der dämonische Geist, welcher sogar im Genre bei Lingg sich findet,
prägt sich begreiflicher Weise bei den der Sage und Geschichte entlehnten
Stoffen am häufigsten aus. „Die Willis" behandelt die Sage von den
Mädchen, die nächtlich aus ihren Gräbern zur Leidenschaft des Tanzes er-
wachen; bei Lingg zieht die Tänzerin den Geliebten mit hinunter in das
Gmb6). Ein Sagenbild in grellster Beleuchtung von ebensolcher Kraft ist
„Der ewige Spieler""); fanfter wieder, aber nicht minder die dämonische
Unentrinnbarkeit schildernd durch die Gewalt der Liebe, ist ,,Tannhäuser"s);
unbändig, satanisch ist „Das wilde Heer"«), nur mitleidsloses Entsetzen ent-
hält „Der schwarze Tod" i«). Welchen Reichthum gestaltender Phantasie Lingg
besitzt, ersieht man aus der Verschiedenheit dieser Gedichte. Neben das be-
kannte Gedicht „Die Wasserfee""), das Weichheit und Gewalt vereinend eine
hohe rhythmische Vollendung besitzt und seiner sangbaren Art wegen von
Rheinberger in Musik gesetzt wurde, setze man beispielsweise Gedichte von
so realistischer Schärfe wie „Die Rothtaufe" ^2), „Ans Goldkästchen" ^) oder
„Nach Californien""). In den beiden letzten findet das Mitgefühl, das der
Dichter sonst für die Roth an den Tag legt, sein Widerspiel in der Aus-
malung wahnsinniger Gier nach dem Golde. „In Californien" hat keine
leichten Liedertöne, keine ineinander schillernden Farben, wie sie zum Stoffe
der Sage passen, sondern alles Einzelne will die langsamer vorwärts schreitende
Rede in festen Umrissen dem Blicke unterbreiten.

') Ged. III. 231. — 2) i. 102. — 5) n. 234. — 4) V«l. lßö. — 5) Lyr. 49. —
«) II. 198. — ?) Vtl. 135. — ») Ged. I. 115. — ») I. 100. — »«) I. 52. —
") II. 209. — >2) in. 223. __ „) 11. 250. — ") III. 18.

Ganz der dämonischen Richtung gehört der Band „Dunkle Gewalten"
an. Zwei so bedeutende Erzählungen wie „Ter Junker von Bergün" und
„Der Zieler" zeigen darin abermals Gegensätze, die erste unser Empfinden
bis zum tiefsten Grunde aufwühlend, aber in das Phantastische sich ver-
lierend, wo nicht alle Fragen nach dem genauen Hergange von der übrigens
unübertrefflichen Taistellungskunft ihre Beantwortung finden, die andere nicht
minder dämonisch, aber voll der reinsten, verständlichsten Lebenswahrheit.
„Die Büste der Bacchantin" >) und „Vor dem Medusenbilde der Glyptothek
zu München" 2), das sind Gedichte, die gleichsam einen Weiheschauer ehrwürdiger
Mysterien ausströmen, und mit ihnen vergleiche man dann „Die Bastille""),
wo der rasende Voltsjubel an eben der Stätte erschallt, au der kaum noch
das Hülflose Unglück weinte in den Banden der Tyrannei-

Auf Trümmer der Nastille
Tic Trikolore pflanzt!
Ls ist des Voltes Wille:
Hier wird getanzt! u. f. f.

Mit diesem Gedichte haben wir denn auch das Gebiet der Geschichte
betreten. Es ist zu beklagen, daß wir durch Rücksichten auf den Raum ver-
hindert sind, bei den geschichtlichen Gedichten Linggs uns langer aufzuhalten,
denn Zahl und Bedeutung derselben ist außerordentlich. Wenn man so oft
die Eigenthümlichteit der lyrischen Epigonen hat in Frage stellen wollen, so
sollte man bestimmt den neuen Gewinn zugeben, welchen dieselben durch die
Einwebung der Geschichte auch in das kürzere Gedicht, die Poesie reich be-
fruchtend und die Geschichte nach allen Seiten verlebendigend, hinzugefügt
haben. Unter Goethes Gedichten ist noch lein einziges von geschichtlichem
Inhalte, bei Schiller nur wenige, wie „Die unüberwindliche Flotte" und
„Graf von Habsburg", bei Uhland, Rückert, Platen sind einzelne Anfänge.
Einen besonders großen Reichthum geschichtlicher Bilder lieferte dann Grün
in den „Spaziergängen" im „letzten Ritter", im „Schutt" im „Prinz Eugen" :c.
Es folgte Geibel mit seinem bedeutenden „Tod des Tiberius" u. a. Ge-
dichten, während Freiligrath das Natur- und Culturleben fremder Zonen ver-
sinnlichte. Der Einfluß dieser letzten Dichter auf Lingg ist deutlich zu er-
kennen; doch ist er an Mannigfaltigkeit großartiger geschichtlicher Gemälde
ihnen überlegen und in der Vergegenwärtigung fremder Zonen ungleich wärmer
als Freiligrath, da er auch folche Stoffe gern mit einem feelenvollen In-
halte durchhaucht. Von der ehrwürdigen Cultur Aegyptens an bis zu unseren
Tagen hat seine Dichtelschwinge Zeit und Erde überflogen.
Eröffnen wir denn ein leider nur zu kurzes Verzeichnis; einiger der vor-
züglichsten Gedichte: „Normannenzug" 4). ,,Dodona"5), „Neapels Golf"»"),
„Pästum" 7), „Gesang der Titanen"^), „Das letzte Schlachtlied der Vandalen

>) II. 260. — y Vtl. 153.,— 3) Ged. II. 111. — «) Ged. I. 42. — °) I. 3. -
«) I. 188. — ') I. 20«. — ») II. 3.

in Afrika"!), ^es Kaiserheeres Romfahrt"2), ferner „Das Heerbannlied" >').
voll von Mark und treffender Knappheit. „Das Mittelalter" 4), wo der Stärke
des Gefühlslebens in dieser Epoche Gerechtigkeit widerfahrt, das rührende
Gedicht „Der Kreuzritter" 5). ein Preis innigster Heimatsliebe, da der heim-
kehrende Mann selbst die in Schutt liegende Burg der Väter nach den Helden-
taten, die er vollbracht, mit Glück und Dankbarkeit begrüßt. „Der Kinder
Kreuzfahrt" «), „Konradins Einzug in Rom" ^), mit den Gegensätzen der
übermäßigen Festesfreude und des lauernden Unterganges, gleichfalls ganz
dämonisch „Die Tanzwuth"«), und „Ter Schmied von Kochel" ^), dann das
kurze, herrliche Lied „Plingcmser""). „Der Hochländer Kriegsmarsch"!')
verherrlicht in rauschenden Siegesrhythmen den Entsatz der Engländer in
Indien nach äußerstem Elend, der mit einem wehmütigen Opfer der Freude
bezahlt wird. „Der Tod des Culumbus"^) ist ein hehres Lied der Freiheit.
In die Culturgeschichte vertiefen sich „Cytlopen-Mauern"") und „Die Rumer-
straße".")
In allen diesen geschichtlichen Gedichten tritt überall der schon darge-
legte Charakter Linggs hervor, sein Mitgefühl mit dem Wehe der Menschheit
oder oft auch jener dämonische Ton. In manchen wird Schuld oder Leid
und Schicksal als das gemeinsame Menschenloos besonders kurz zusammenge-
faßt, wie in „Kam"") „Niube">°), „Chaifreitag""). „Passionsblume"'«).
Die Umfassung des Weltganzen, die er in einem so kleinen Liede wie „Feier-
abend" '2) zu bieten vermag, giebt er uns dann in großen Gedichten, wie im
„Weltumseglei"20), oder in dem langen Gedichte zum Preise Schillings >),
in welchem ein Ueberblick der ganzen Philosophie enthalten ist und auf das
Streben der Menschen zum Wahren und Ewigen in allem Wandel, auf das
die Natur ordnende Gesetz eine höhere Freiheit und das Dasein eines Gottes
gegründet wird. Noch sein letzter Band „Lyrisches" zeigt uns mehrfach, wie
sehr er diesen Plan im Geiste der Weltgeschichte allenthalben erkennt. Selbst
die Rache in der Geschichte bedeutet ihm nur Herstellung des Rechtes. Die
Weltgeschichte ist eine Sphinx, die, ob Todtenbein und Trümmerschichte sie um-
ringen, doch zuletzt nur schlickten und schonen wollte.'")
Als ein echter Dichter ist Lingg ein Seher, der in der schönen Form
die Wahrhaftigkeit einer klaren Welterkenntniß ausdrückt, dem Schönheit unzer-
trennlich ist von der Wahrheit. Und mit dem traurigsten Erdenleide noch
kennt er Versöhnung. Das erkenne man aus seinem wunderbaren „Gesang
der Blinden"23), oder den erschütternden Versen, die „Im Irrenhause"24) über-
schrieben sind. Hinter den Erscheinungen der Natur will er immerdar den
Geist erspähen, wie seine „Priesterin der Isis in Rom"2») in ihrer stolzen

') II. 25. — ') II. 39. — ') II. 37. — 4) ill. 30. — ») II. 42. — «) I. 47. —
7) Vtl 8l. — «> Ge». I. 56. — ») II. 103. — >°) Vtl. 83. — ") Geb. III. 69. —
'«) II, 62. — «) II. 20. — ") II 368. — ") II. 9. — »») II. 15. — '?) III. 75. —
'») III. 56. — '») II. 223. — w) i. 233. — ") I. 303. — 22) m. 239. — 23) 1 82
vgl. „Der Vlinde an sein Kind" III. 217. — 2<) n. 358. — 2») 1, 24

Wehklage es verkündet, er glaubt auch, wie er oft sagt, an eine ewige Bestimmung, eine ewige Dauer der Menschenseele. Wäre wirklich da wieder Jemand, der so ernste Gedanken einem Dichter verwehren und sie als „reflectirt" verdächtigen möchte? Muß denn die ethische Betrachtung durchaus auf der Thätigkeit des Verstandes beruhen? Wenn sie echt ist, so entfließt sie ja doch allein dem tieften, vollsten Gefühle! Alles, was die rechte Art Hermann Linggs an sich trägt, ist, daß wir es noch einmal sagen, von warmer Seele durchdrungen. Um dllfür die nächstliegenden Beispiele zu geben, verweisen wir noch auf die unendliche Liebe l), mit der er seiner Mutter gedenkt, auf die zarte Sorge'), mit der er sein schlummerndes Kind betrachtet.

Seine Begeisterung strömt auch in einer großen Zahl von Gedichten aus, welche er zur Feier großer Männer und anderen Festen verfaßt hat. Von ausnehmender Schönheit darunter sind die Gedichte auf Albertus Magnus^), Rafael4). Lessing'). Jean Paul«) und Uhland^).

Zuletzt erwähnen wir noch ein Festgedicht unter den lyrischen Sängen Linggs zum würdigen Abschlüsse der langen Reihe. Es Preist eine Gabe, welche schon Pindar die trefflichste nannte: das Wasser verherrlicht es in Verfen, die fo hell und freundlich und labend sind, wie die Quelle selbst, an deren erquickendem Strahle der Dichter die sinnigsten, lieblichsten, ernstesten Bilder vorüberführt. („Zur Enthüllung des Brunnens in Lindau."^)

Freundliche Quelle, wie Morgenkühle
Labt Dein herrlich erfrischender Trank
Und so bring' ich mit reinem Gefühle
Allen, die Dich uns gaben — den Dank!

So fpenden wir unfern Dank jetzt dem Dichter für die Wunderfülle seiner lyrischen Kunst!

Dieses Dankes bewußt gehen wir auch zu den übrigen Schöpfungen Linggs über. Leider ist es unmöglich, sie noch mit einiger Ausführlichkeit zu behandeln. Uns muß es genügen, daß wir hier von Linggs Lyrik und deren Reichhaltigkeit einigermaßen doch ein vollständiges Bild geliefert und damit das Interesse für die Kritik seiner Werke angeregt haben.

Daß ein Dichter, der in der Lyrik eine hervorragende Gestaltungskraft und außerdem fo große, dämonische Züge besitzt, auch zum Schassen auf dramatischem Gebiete berufen fei, ist von vornherein wahrscheinlich. Selbstverständlich aber werden wir uns da von keinerlei Voreingenommenheit bestimmen lassen und einzig an die Werte selbst uns halten dürfen. Freude und Genugthuung muß es in jedem Falle der Bühne und Schauspielkunst sein, einem lebenden und strebende» Dichter, der so Großes schuf, zum Erfolge

') I. 76, I. 150. — «) II. 127. — z) Lyr. 2L9. - 4) Lur. 237. - °) Lur, 202. — «) Ged. I. i-95. — ') l. 298. — ») 261.

zu verhelfen, und selbst wenn frühere dramatische Werte nicht hinreichend gelungen erschienen, ist es Pflicht, die neuen Arbeiten stets mit gleicher Hingabe entgegenzunehmen und zu prüfen.

Lingg hat eine Menge dramatischer Weile geschaffen: Catilina, Clytia, Die Frauen von Salona (die letzteren beiden einactig), Violante, Macalba, Der Doge Candiano, Berthold Schwarz, Die Bregenzer Klause, Högnis letzte Heerfahrt (einactig), Die Walküren, Der Samum (Bruchstück). Weder auf die Vorzüge noch auf die Mängel, die uns an den einzelnen Stücken entgegengetreten sind, tonnen wir uns einlassen. Ihre Starte besteht meistens in der Fülle der angeregten Motive, ihre Schwäche häufig in einer mangelhaften Einheit, in einer Zersplitterung der Wirtungen.

Wir heben hier blos zwei Stücke als diejenigen hervor, die nach unserer Ueberzeugung unter richtigen Verhältnissen einer schönen Bühnenwirkung gewiß sind: „Der Doge Candiano" und „Die Bregenzer Klause".

Das erstere Stück hat diesen Erfolg fchon früher bewahrt. Es zeigt einen llar heraustretenden, mächtig fortreißenden Helden, eine dämonische Gestalt in der Mischung seines Frevelmuthes mit den edelsten Eigenschaften im Flusse einer wichtigen, packenden Handlung. Venedig ist der Schauplatz zur Zeit seines kräftigsten Aufblühens (952) und überstrotzcnde Kühnheit im Vereine mit wunderbarer Romantik breitet über das Ganze den Schimmer, in dem wir den wahrhaften Geist jener Epoche wiederzuerkennen glauben. Was man im Einzelnen einwenden könnte, fällt gegen die großen Schönheiten des Stückes sicher nicht in's Gewicht. Den Schluß des fünften Aufzuges hat der Dichter, da er mit Recht durch denselben nicht ganz befriedigt war, selbst nach dem Drucke noch abgeändert. Hoffentlich erinnern sich die Bühnenleitungen dieser herrlichen Dichtung wieder recht bald!

„Die Bregenzer Klause" sieht eben erst ihrer Veröffentlichung entgegen. Den Stoff dieses Schauspieles hat der Dichter nachher noch in einer trefflichen Novelle behandelt. Es ist darin ein echtes Schauspiel, wie Iphigenie, Nathan, Tell, Prinz von Homburg, daß es über eine entsetzliche Gefahr und erschütternde Wirkungen hinweg zu einem glücklichen Ausgange führt. Zudem bedeutet das Ende hier Erlösung und Frieden für alle Welt, für unser armes erschöpftes Vaterland nach den ewigen Drangsalen des dreißigjährigen Krieges. Diese rauhe, verwilderte Zeit mit ihrem Elend und Wehe ist es, was uns hier der „Dichter der Passion" vergegenwärtigt. Scharf weht die Luft, fcharf sind die einzelnen Gestalten: der alte Wrangel, der unerbittliche Mann des Krieges. Marsisa, die Emissärin Mazorins. die als die Kriegsfurie selbst mit einer heimlich erwachenden Liebe im Busen doch dämonisch jeden aufsprossenden Keim des Friedens zertritt und endlich als ein Opfer der wüsten Zeit im Nodensee begraben wird, der alte Bauer Heltmann, der von unbezähmbarem Hasse gegen die Schweden beseelt ist. Auch in den beiden jungen Männern, die sich redliche Freunde sind, ist dieser Geist des unbarmherzigen Krieges zu spüren. Beide aber werden von einer Macht der Liebe geleitet, Reinhold

Wrangel ist von Pia Montfort, der einzigen sanften Gestalt des Stückes, zu weichem Empfinden fortgerissen und Faltenburg schmachtet, obwohl verschmäht, in den Banden jener unheimlichen Marfisa. Er ist, wie kriegeshart und jähe auch, in Vielem eine rührende Gestalt, soldatisch aufrichtig und nach vorhergehenden Zwisten versöhnlich und theilnahmsvoll gegen den Freund und dessen Liebesregung, als er die Falschheit des von ihm begehrten Weibes gegen ihn begriffen hat. Ter Freund aber muß von der Kugel der Feinde fallen, befreit von dem Verhängnis) einer Liebe zu dem Mädchen, das in ihm nur den Feind ihres Landes erblickt. Faltenburg ist, ohne es zu wissen, der Sohn des Bauern Heltmann; er bedroht mehrere Male das Leben des eigenen Vaters, bis in den Mauern seines zerstörten Geburtshauses er jenen erkennt und nach hartnäckigem Trotze weiche Gefühle auch für feine Heimat wieder in sein Herz Eingang finden, bis er im Augenblicke höchster Gefahr, da der Vater als Spion erschossen werden soll, denselben errettet und sogar den felsenstarren alten Wrangel rührt, bis von den Lippen der sanften Pia beim Klange der Neihnachtsglocken die Worte tönen: Friede auf Erden! Das Stück ist nicht in schwungvollen, hohen Versen geschrieben, sondern in äußerst einfacher Prosa, die in ihrer Schlichtheit doch allenthalben wunderbar treffend das rechte Wort findet, im Einklänge mit der Handlung und den handelnden Personen und für diesen Gegenstand die glücklichste war: kernig, lebhaft und daher höchst dramatisch.

Auch für den Theatererfolg wird die straffe Einheitlichkeit dieses Stückes sein größter Vortheil sein, und man braucht ihm weniger gute Schutzgeister, als die Abwesenheit der schlimmen Geister zu wünschen.

Es bleibt noch die ganze epische Poesie Linggs übrig. „Die Völkerwanderung!" Eine auch nur annähernde Würdigung dieser grußartigen Gesänge auf dem vergönnten Räume zu bieten, ist nicht möglich. Das Erstehen der jungen germanischen Welt auf den Trümmern der alten Cultur ist es, eine Zeit bedeutsamster Uebergänge, was hier die Phantasie eines Epikers bei unendlicher Mannigfaltigkeit sehr glücklich beschäftigt. Wenn man selbst, wie uns scheint, mit Recht behaupten muß, daß die Abrundung dieser Gesänge zum Ganzen nicht vollständig gelungen sei, so wäre es mehr als Engherzigkeit, sich deshalb den Genuß an einer Reihe von Gesängen trüben zu lassen, deren Charakter gemäß der ursprünglichen Natur, die in ihnen waltet, nicht als glänzend oder prachtvoll, auch nicht schlechtweg als erhaben, sondern, wie wir für die Naturunschuld anderer Gedichte allem die Bezeichnung des Zarten fanden, gleichfalls nur mit einem einzigen Ausdruck treffend gekennzeichnet werden kann: sie sind gewaltig! Man verschone uns auch mit manchen an sich berechtigten Ausstellungen über einzelne Nachlässigkeiten der Form an einer Dichtung, die im Uebrigen eine so große Meisterschaft der Sprache verräth, wenn man uns damit im Geringsten den Genuß verkümmern will. Für jeden Empfänglichen ist das auch geradezu unmöglich. Viele dieser Gemälde weiden sich uns unauslöschlich einprägen. Man wird

ewig an den Auftritt gedenken, wie die stolzen Gothen, um ihr höchstes Gut.
ihr Schwelt, zu behalten, Weib und Kind den Römern als Geiseln lassen
und so stolz, so treu und groß, die Weiber von ihnen Abschied nehmen.
Der gewandte jugendliche Audogar, der anfangs so willfährig im Dienste
Roms sich bewahrt und spater als selbstbewußter Mann Stelico gegenüber-
tritt! Stelico, Alarich, Attila! Und Geiserich! Dessen dämonische Schwimm -
fahrt zwischen zwei Welttheilen mit dem Bruder, das furchtbare Ende dieses
Bruders, das selbst einen Geiserich zu Thränen zwingt. Bild auf Bild in
langer Reihe!

Es würde auch unsres Amtes sein, Hermann Lingg als Novellisten noch
zu würdigen, zumal da mau gerade seinen Novellen bisher, wie uns scheint,
lange nicht die Beachtung geschenkt hat, die ihnen gebührt. Wir müssen uns
wieder auf einige spärliche Worte beschränken. Eine schmelzende Weichheit, durch
die so oft das gefällt, was heutzutage Novelle heißt, soll man bei Lingg nicht
suchen. Nührfeligkeit ist so wenig seine Sache wie die Pilanterie der Fänl-
niß. Wer an einer Novelle wie Kleists „Erdbeben von Chili" keine Freude
haben kann, der wird sie auch an keiner Novelle Linggs empfinden. Wen
dagegen eine solche echte Novelle, die außergewöhnliche Vorgänge in rascher
Gegenständlichkeit abbildet, wirklich erfreut, der wird auch an gar manche»
Novellen Linggs einen wahrhaften Genuß haben wie an der „Bregenzer
Klause" (im Bande „Von Wald und See") oder an den fesselnden „Byzan
tinischen Novellen", (beide Novellenfammlungen bei O. Ianle, Berlin),
welche wieder das Culturleben einer Zeit des Ueberganges veranschaulichen,
oder an „Nur einmal" (veröffentlicht in der Deutschen Revue").

Wenn wir in der Rückerinncrung an unfere einleitenden Worte die
sämmtlichen Dichtungen Linggs überschauen, dann müssen wir anerkennen,
daß er von Klassicismus sowohl wie Romantik heilsame Einflüsse in sich
aufgenommen hat und überdies in seinem Mitgefühl mit aller Nvth und
allem Elend, in feinem Abscheu gegen Willkür und Druck und prahlenden
Ueberfluß auch als ein Freiheitsdichtcr der Gegenwart erscheint. Was er
endlich durch seine besondere Eigenart zu allem diesen hinzuthat, das haben
wir gleichfalls erwähnt.

Im Allgäuer Gebirgslcmd an den Ufern des Bodensees zu Lindau ist
Hermann Ludwig Otto Lingg am 22. Januar 1820 geboren. Die stolzen
Berge regten wohl mehr in ihm noch an, als seinen Natursinn, sie förderten auch,
was im gleichartigen Treiben großer Städte leicht verloren geht, die auf sich
selbst ruhende Eigenart. Das Gymnasium besuchte er in Kempten. Nach
dem Wunsche des Vaters, der Advokat war, studirte er Medizin in München,
Freiburg, Berlin und Prag. 1845 ward er zum Doctor promovirt. 1846
wurde er baierischer Militärarzt, Anfangs zu Augsburg, darauf in gleicher
Stellung zu Straubing und Pafsau. Gesundheitsrücksichten veranlahten ihn,
seinen Urlaub und dann seinen Abschied zu nehmen. Er machte einige

Reisen nach Italien und lebte erst in seiner Allgäuer Heimat, dann zu München immer mehr der Poesie, der er von frühem Alter an vertraut war. Geibel leitete die erste Ausgabe seiner Gedichte ein. Maximilian II. setzte ihm ein Iahresgehalt aus. Ludwig II. nahm ihn in die Verdienst-llasse des Ordens vom heiligen Michael auf, ebenso erhielt er den Maxi-miliansoiden für Wissenschaft und Kunst, welchen das Capitel dieses Ordens selbst verleiht. Auf der Brust des berühmten Dichters ward zum doppelten Schmucke die einfache Kriegsdenkmünze von 1870—71, Welche er sich durch seine Mithülfe in Frankreich erwarb.

Seit mehr als 3 Jahrzehnten ist ein kleines Haus mit Gärtchm in der Nymphenburger Straße zu München sein Heim: da erfreut er sich still der Herzen, die ihm die liebsten und treuesten sind.

Treu aber soll auch das ganze Volt im weiten deutschen Lande ihn im Herzen tragen und sich selbst ehren, wenn es ihn ehrt! Nehme recht bald eine Verlagsbuchhandlung eine Gesammtausgabe seiner Werke in die Hand, nm sein Verstiindniß in immer weitere Kreise zu leiten. Unsere Zeit blutet an tausend Wunden, die nicht bloß mit Gesehesparagraphen und Handels-verordnungen geheilt werden. Es giebt andere Heilquellen. Sie fluthen aus dem Volkesherzen selbst. Möge man sie finden: hier fließen sie voll und rein!

Die deutsche Kunst und ihre historische Behandlung.

von

Antun Springer.

— leidig, —

ehrcre Menschenalter hindurch erfreute sich die italienische Kunst einer viel größeren Gunst deutscher Forscher als die heimische Weise. Von Rumohr und Passavant angefangen, zieht eine gar stattliche Reihe deutscher Historiker an uns vorüber, welche alle der Erforschung und Verherrlichung italienischer Kunst den besten Theil ihres Lebens und ihrer Kraft gewidmet haben. Wie arg schrumpft daneben das Häuflein von Mannen! zusammen, welche in ernst wissenschaftlicher Weise die deutsche Kunst erörterten. Von den italienischen Künstlern wurden nicht nur die Hanpt-mcister mit sichtlicher Vorliebe in unserer Literatur, einzelne sogar wiederholt geschildert. Auch die Männer zweiten Ranges erfreuen sich eingehendster Behandlung. Ein Ventscher hat das wichtigste Urtundenbuch der italienischen Kunstgeschichte herausgegeben. Einem deutschen Kunstgelehrten dankt die Welt den besten Führer durch die Kunstschätze Italiens. Wie nahe uns die italienische Kunst am Herzen liegt, beweist am besten die leidenschaftliche Art, in welcher Streitfragen, sobald sie jene betreffen, durchgekämpft werden. Ob man das „Venezianische Skizzenbuch Rafaels" für echt oder unecht erklärt, ist formlich zu einer Parteisache geworden. Verglichen mit diesem Feuereifer, sobald es sich um italienische Kunstintercssen handelt, erscheint unser Verhältnis; zur heimischen Kunst ziemlich kühl. Siebzig Jahre sind vergangen, seit der wackere Fiorillu den ersten Versuch einer zusammenfassenden deutschen Kunst-geschichte wagte. Das jüngere Geschlecht, schreibelustig aber lesescheu, ist ihm

noch immer zu großem Tanke für den Bienenfleiß verpflichtet, mit Welchem
er die urkundlichen Belege für das deutsche Kunstleben im frühen Mittelalter
sammelte. In der Vorrede zu seinem Buche klagt er, daß die Arbeit weit
über die Kräfte eines einzelnen Mannes gehe, weil die deutsche Kunstgeschichte
bis jetzt ganz vernachlässigt geblieben, und erwartet von „Specialuntersuchungen"
in allen Provinzen Teutschlands die endgültig richtige Gestaltung der deutschen
Kunstgeschichte. Mit der gleichen Klage und einem ähnlichen Wunsche mutzte
bis vor Kurzem noch jeder Historiker vor seine Leser treten. Unsere Archive
sind selbst jetzt noch ziemlich wortkarg, sobald es sich um Kunstinteressen handelt,
unsere alten Denkmäler fesseln noch lange nicht genug die Aufmerksamkeit
weiterer Kreise. In Italien haben die Archivvoistände seit Menschengedenken
an der Kunstforschung regsten Antheil genommen. In Frankreich wird bei
der Ausbildung der Archivisten auch auf den Erwerb kunsthistorischer Kenntnisse
Rücksicht genommen. Man kann nicht behaupten, daß bei uns die gleiche
Regel waltet, und Kunstliebe und Kunstverständniß in unsere Archivräume
so häufig, als es zu wünschen wäre, bereits eingezogen sind. Während in
Italien selbst entlegene und unbedeutende Bildwerke der photographischen
Wiedergabe werth erachtet werden, haben wir gar arge Roth, uns von
hervorragenden Denkmälern einigermaßen genügende Abbildungen zu verschaffen.
Mit der Architektur ist es noch am besten bestellt. Und dennoch hat von den
drei mittelrheinischen Domen, unserem Stolze und bestem Ruhme, erst der
Mainzer Dom eine wissenschaftlich historische Würdigung — diese allerdings
in mustergültiger Weise — erfahren. Noch fehlen gute Aufnahmen über den
Namberger. Naumburger Dom und über zahlreiche, besonders süddeutsche
Baugruppen des Mittelalters. Daß sich in den letzten drei Jahrhunderten
eine reiche Bauthätigkeit auf deutschem Boden entfaltet hatte, ist erst in den
jüngsten Tagen geradezu entdeckt worden. Man kann danach die Lücken
unserer Kenntnisse auf den anderen Kunstgebieten, wo die Einzelwerte weniger
in das Auge fallen und diese erst mühsam an entlegenen Orten aufgespürt
und nur mit Anwendung großen Scharfsinnes in Zusammenhang gebracht
werden, ermessen. Begreiflich, daß das Ziel zusammenfassender Schilderungen
nicht lockte, und wo solche Versuche gemacht wurden, dieselben vollständig
mißlangen. Ernst Försters Geschichte der deutschen Kunst (4 Bände, 1851
bis 1860) gehört zu den schlechtesten Büchern, welche die lunsthistorische
Literatur producirt hat. Und das will viel sagen!
Die höhere Wertschätzung der italienischen Kunst in den früheren Jahr-
zehnten hängt mit dem Gange unserer Kunstbildung zusammen. Nächst der
Antike schwebte uns die Renaissance als höchstes Kunstideal vor Augen. Hier
fanden die Künstler die beste Schule, hier suchte» die Kunstgelehrten nach den
Regeln und Gesetzen, welche der Kunstentwickelung überhaupt vorstehen, die
Vollendung der Kunst bedingen. Rom war Jahrzehnte lang die Lieblings-
werlstätte unserer Maler und Bildhauer, nach Italien pilgerte selbstverständlich
und vornehmlich, wer sich Kunstkenntnifse erwerben wollte. Diese Zustände

warfen eineil hellen Widerschein auf die kunstgeschichtliche Literatur, welche mit Vorliebe die italienische Musterkunst schilderte, über den Renaissancetreis hinaus sich selten wagte. Sie ließ sich nicht allein stofflich von den herrschenden künstlerischen Anschauungen leiten, sondern war auch in der Auffassung und Abschätzung der Künstler und Kunstperiuden von denselben abhängig. Wie sich für die ausübenden Künstler die Größe der antiken Kunst in Phidias, die Herrlichkeit der Renaissance in einigen auserwählten Helden einigte, so erblickte anch der Historiker immer nur einzelne absolute Höhenpunkte. Was voranging, galt als unmittelbare Vorbereitung auf dieselben, was folgte, erschien als Verfall. Die gleichzeitige populäre Geschichtschreibung, welche ebenfalls bei der Darstellung der mannigfachen Ereignisse fest bestimmte Zielpunkte in das Auge faßte, förderte diese Richtung. Hier war es die politische Tendenz, in der Kunstgeschichte die ästhetische Lehre, welche das Urtheil färbten. Erst als in der Staatengeschichte ein anderer, der streng objective Standpunkt siegreich durchdrang und als die wichtigste Pflicht des Historikers anerkannt wurde, die Thatsachen zu erklären und zu erzählen, nicht aber sich zum moralisch-politischen Richter über längst vergangene Zeiten aufzuwerfen, kam analog auch in der Kunstgeschichte die strengere historische Methode zu Ehren. Die Kunstwerke wurden nicht mehr ausschließlich auf ihren ästhetischen Gehalt geprüft, die Zeitalter nicht mehr mechanisch in Perioden des Aufschwunges und des Verfalles eingetheilt. Es wird ihnen vielmehr das Recht zu einem selbständigen Leben eingeräumt, das Ziel der künstlerischen Thätigkeit nicht aus der Gegenwart in eine fernere Zukunft hinausgerückt.
Bei dem Rückblick auf das vergangene Kunstlebcn zeigt sich eine reiche Entwickelung, aber jede einzelne Entwickelungsstufe tritt verhältnißmäßig geschlossen auf und befriedigt die Zeitgenossen. Wir glauben nicht mehr an ein absolutes, unbedingtes Kunstideal, sondern hegen die Ueberzeugung, daß jede Kunstweise eine zeitliche und räumliche Begrenzung, innerhalb derselben aber ihr volles Recht besitze. Die veränderten historischen Anschauungen übten zunächst Einfluß auf die Behandlung der italienischen Nenaissancelunst. Die Aufmerksamkeit der Forscher wandte sich den Voraussetzungen zu, unter welchen die italienische Renaissance allmählich zur Vlüthe erwuchs. Die großen Kunsthelden werden nicht aus ihrer Umgebung herausgerissen und auf isolirtem Sockel der Bewunderung der Menschheit vorgehalten. Das Streben geht vielmehr dahin, ihre tiefen Wurzeln im umgebenden Boden «achzuweifcn. Der Heroencultns kommt dabei nicht zu kurz. Die Persönlichkeit der großen Meister giebt doch immer schließlich die Entscheidung. Aber auch die nicht italienischen Kunstweisen und die älteren Perioden kamen nun zu größerem Rechte. Unbefangener, billiger wurde die Kunst des Mittelalters beurtheilt, der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß die in der italienischen Renaissance üblichen Tarstellungskreise und Kunstmittel keine absolute Geltung in Anspruch nehmen dürfen.
Ein tiefgehender Umschwung in der praktischen Kunstthätigkeit kam der neuen Richtung der tunsthistorischen Studien kräftig zu Hülfe. Seitdem in

den Coluritwirtungen ein Hauptreiz der malerischen Werke begrüßt, aus frische Lebendigkeit und Wahrheit der Schilderung immer größerer Nachdruck gelegt wurde, so daß die überlieferten Begriffe von Schönheit eine Verschiebung erlitten, ließ sich die alte Begrenzung dessen, was musterhaft ist und eingehende Würdigung verdient, nicht länger aufrecht halten. Wir sind auch in der Kunstgeschichte universeller in unseren Interessen und unseren Sympathien geworden. Und auf der anderen Seite hat wieder die Hebung des National-bewußtseins viel dazu beigetragen, daß überall die heimische Weise eine größere Beachtung fand. So wurde auch allmählich der Boden für eine umfassende deutsche Kunstgeschichte vorbereitet. Vor einem Menschenalter wäre sie noch auf unüberwindliche Hindernisse gestoßen und hätte auf die ernste Theilnahme nur einer kleinen Gemeinde rechnen können. Gegenwärtig kommt ihr die Empfänglichkeit weiter Kreise entgegen. Die Schwierigkeiten freilich sind noch nicht alle überwunden, mag auch das größte Hindernitz, die Stumpfheit des Auges bei Forschern und Betrachtern für die eigenthümtlichen Formen unserer Kunst, glücklich beseitigt sein.

Im richtigen Zeitpunkt erfaßte eine unserer vornehmsten und thätigsten Buchhandlungen den Plan zu einer deutschen Kunstgeschichte, wie sie in so stattlichem Umfange und so reicher Ausstattung noch vor kurzem kaum ge-träumt wurde.*) Und fügen wir gleich hinzu: in so gediegener Ausführung. Die besten Kräfte wurden für das Unternehmen gewonnen. Friedrich Lipp-mann, welcher die Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes zu schreiben zugesagt hat, Julius Lessing, welcher die Schicksale des dentschen Kunstgewerbes erzählen will, sind hervorragende Autoritäten in ihrem Fache. Wilhelm Bode genießt nicht allein als feiner Kenner der holländischen Malerei einen europäischen Ruf, fondein hat sich auch als Forscher auf dem Gebiete der Plastik glänzend bewährt. Ihm ist die deutsche Sculptur langst lein fremder Boden mehr. Robert Dohme, der Geschichtschreiber unserer Architektur, hat durch mannigfache Schriften und Aufsätze seine vielseitigen Baulenntnisse dargethan. Hubert Ianitschet, welcher zu den rüstigsten jüngeren Kunstgelehrten zählt, suchte zwar bisher sein Arbeitsfeld erfolgreich vor-wiegend in Italien, doch zeigen ihn seine karolingischen Studien auch in der nordischen Kunst trefflich bewandert. Gerade sein weiter Umblick wird ihn am sichersten vor der Klippe bewahren, welche einen ausschließlich im Kreise der alten deutschen Malerei thaligen Schriftsteller bedroht. Wir wollen und sollen nicht durch ihre Überschätzung fehlen, nachdem wir so lange durch Unterschützung gegen sie gesündigt haben. Die Eutwickelung der deutschen

') Geschichte der deutschen Kunst. I. Nie Baukunst von N. Tohme; II. Die Plastik von W. Nobe; III. Tic Malerei von H. Ianitschek: IV. Der Kupferstich und Holzschnitt von F. Lippmann; V. Das Kunstgewerbe von I. Lessing. Mit zahlreichen Illustrationen in Tezr, Tafeln und Farbendruck. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Malerei zeigt einen starten Gegensatz zu jener der italienischen Kunst; um ihn vollkommen zu verstehen und zu würdigen, muß man auch die letztere genau kennen.

Bessern Kräften konnte die große Aufgabe nicht vertraut werden. Liegt auch erst ein einziger Abschnitt (Sculptur) fertig vor — jene über den Kupferstich und die Kunstgewerbe, auf welche wir besonders gespannt sein dürfen, fehlen sogar noch vollständig — so reicht doch was bereits gedruckt ist hin, um die Ueberzeugung zu begründen, daß unsere Literatur durch das Werl eine namhafte Bereicherung erfahren wird und wir alle ans demselben viel und wichtiges lernen können. Die Klage, unsere Kunst sei in der historischen Wissenschaft nicht gebührend vertreten, sie werde nicht hinreichend gewürdigt, muß fortan verstumme». Einzelheiten möchte man anders wünschen. Hier und dort hat sich ein kleiner Irrthum in die Feder geschlichen*). Die Ausgabe des Werkes in Lieferungen, aus praktischen Gründen wohl nicht zu vermeiden, zwang zu rascher Niederschrift und hinderte in manchen Fallen das bedächtige Ausfeilen der Form, das ruhige Abwägen der Vorstellungen. Das sind Dinge, welche nicht der einzelne Autor verschuldet, welche vielmehr der äußeren Entwickelung unserer Literatur überhaupt zur Last fallen. Die im Buchhandel herrschende Sitte der Lieferungsausgaben, die Sucht ferner, alle Bücher wenn möglich für den Weihnachtsmarkt fertig zu stellen, übt auf Stil und Inhalt derselben einen größeren Einfluß, als man gemeinhin glaubt. So erklärt sich der so häufig über das Knie gebrochene, gewaltsame Abschluß erzählender Dichtungen, der fast regelmäßig wiederkehrende Mangel an Gleichmaß in der Gliederung des Stuffes, weil es an der Zeit zum prüfenden Ueberblicke des Ganzen gebricht, die Zufluchtnahme in der Eile zu allgemeinen, minder scharfen, wenig sagenden Ausdrücken und die mißbräuchliche Wiederholung derselben**). Nur wenige Bücher der letzten Jahre entziehen sich vollständig dem Einfluß des äußern Betriebes. Auch unser Werl zeigt insofern Spuren desselben, als entweder eine namhafte Ueberschreitung des angekündigten Um-

') Einzelne Flüchtigkeiten und Schreibfehler, wie die Verwandlung des würdigen Königs der Juden Ezelias in einen Bildschnitzer des zehnten Jahrhundert, die Angabe, die Kreuzigungsgruppe in Wcchselburg sei aus Thon gebrannt u. s, w. werden gewiß noch am Schlüsse des Werkes berichtigt werden. Auch die irreführende Bezeichnung des Leipziger Psalters als eine sächsische Handschrift, wahrend sie doch in Hennegau lSoignics) geschrieben und illuminirt wurde, beruht nur auf dem Irrthum des unkundigen Berichterstatters, welchem der Verfasser vertrauen zu dürfen glaubte.

") Zu den am weitesten verbreiteten Wucherworlen der letzten 5 Jahre gehört die „Eigenart" und das „Eigenartige". Kaum ein Zcitungsblatt kann man zur Hand nehmen, ohne auf das Wort zu stoßen. In jeder Abhandlung, jeder auch kleinen Schrift kehrt es mit ennüdender Regelmäßigkeit wieder. An sich läßt sich gegen das, wenn ich nicht irre, von Goethe eingeführte Wort nicht« einwenden, es wird aber in 5» Fällen unter 10 mißbräuchlich herangezogen, um sich der genauen Analyse eines llharalters, einer Situation, eines Kunstwerkes zu entziehen. Nie Flagge: „Eigenart" deckt nur zu häufig die Tiägheit des Schrifistcllers.

fanges droht oder die Schlußcapitel einzelner Abschnitte eine empfindliche Kürzung erfahren müssen. Noch das mindert nicht den Werth des Gebotenen und lann bei einer hoffentlich bald kommenden neuen Auflage leicht verbessert werden. Eine andere Frage heischt eingehende Ueberlegung und klare Antwort: Wie läßt es sich rechtfertigen, daß die Lösung der Aufgabe nicht in eine Hand gelegt, sondern mehreren Gelehrten anvertraut wurde und wir gleichsam ein Sammelwerk empfangen?

In der historischen Literatur hat sich die Theilung der Arbeit bereits eingebürgert. Es ist aber doch etwas anderes, wenn die Geschichte einzelner Zeitalter und Völker von verschiedenen Männern geschrieben wird, als wenn die EntWickelung der Kunst eines Volkes von mehreren Forschern selbständig zur Tarstellung gelangt. Die Vortheile einheitlicher Geschichtschreibung dürften jedermann einleuchtend sein. Die Ereignisse werden von einem und demselben Standpunkt beurtheilt, der Stoff leichter und bequemer gegliedert, die Wechselbeziehungen zwischen Menschen und Dingen klarer und ungezwungener dargelegt. Als der Plan einer „Geschichte der deutschen Kunst" berathen wurde, hat man gewiß diese Vortheile und auf der anderen Seite alle Schwierigkeiten, welche aus der vertheilten Arbeit hervorgehen, reiflich erwogen. Die gothische Sculptur ist z. B. eigentlich nur im Zusammenhange mit der Architektur erfaßt vollkommen verständlich; die Erzählung von dem Wirken unserer größten Meister wie Dürer und Holbein greift in die Geschichte des Kupferstiches und Holzschnittes tief ein. die alten Goldschmiede können eben so gut den Plastikern wie den Decorationstünstlern eingereiht weiden, in der Geschichte der deutschen Renaissance kann die Baukunst von dem Kunstgewerbe eigentlich nur gewaltsam getrennt weiden. Wenn trotzdem das Werl in selbständige Abschnitte getheilt, und jeder Abschnitt von einem andern Kunstgelehrten verfaßt wurde, so sprachen dafür gewichtige Gründe, welche die Vortheile einer einheitlichen Darstellung in Schatten stellen. Ganz abgesehen davon, daß sich keine einzige wissenschaftliche Kraft gefunden hätte, fähig das ganze Gebiet der deutschen Kunst gleichmäßig zu beherrschen, daß im besten Falle ein größerer oder kleinerer Theil des Buches nur als der Widerhall fremder Arbeit tönen würbe, so ruft der Stand unserer Kenntnisse gebieterisch nach einer gesonderten Schilderung der einzelnen Kunstgattungen und stellt bei jeder dem Geschichtschreiber andere Aufgaben. Verhältnißmäßig am meisten wurde bereits auf dem Gebiete der Architektur vorgearbeitet. Die Beschreibung der Vauthätigleit in den verschiedenen deutschen Landschaften, welche im letzten Jahrzehnt dank einzelner BeHürden und Vereine große Fortschritte gemacht hat, Elsaß, Hessen, Nassau, Westfalen, Sachsen, Holstein u. f. w. umfaßt, gewährt dem Historiker eine gute Grundlage, die EntWickelung der Baukunst zu studiren. Das Alter der Mehrzahl der Denkmäler ist richtig bestimmt; es fehlt auch nicht an Detailaufnahmen und an der von Fachmännern gegebenen künstlerischen Würdigung einer größeren Zahl von Monumenten. Dem Historiker bleibt die Aufgabe, die Einzelbeobachtungen zu einem anschaulichen Bilde zusammen zu fassen, die

Denkmäler so zu gruppiren, daß der stetig? Fortschritt in der Anwendung der Bauformen kenntlich wird, und endlich die vielfach sich kreuzenden Einflüsse der verschiedenen Bauschulen nachzuweisen. In diesem Sinne hat Dohme die Geschichte der deutschen Baukunst (bis jetzt bis zum Schlüsse des Mittelalters) geschrieben. Den ganz kurz und knapp gefaßten Analysen der Einzelwerke läßt er ausführlichere Schilderungen des Charakters der Bauweise in den verschiedenen Provinzen und den auf einander folgenden Menscheualtern folgen und betont insbesondere die EntWickelung der Stilarten. Auch auf die Uebertragung und Verpflanzung der Bauformen von einer Landschaft in die andere legt er großen Nachdruck. Die Cluniacenser und Cistercienser, die Lombarden uud Franzosen als Bewahrer der technischen Kunde und Träger der Bau« bewegung spielen bei ihm eine wichtige Rolle.

Andere Ziele treten in der Geschichte der deutschen Plastik in den Vordergrund. Die zusammenfassende Darstellung muß hier zunächst gegen die Einzelforschung zurückweichen. Die Denkmäler selbst, theils noch auf ihren ursprünglichen Standorten an und in den Kirchen erhalten theils in Sammlungen bewahrt, sind zwar schon oft aufgezählt worden, doch mangelt in sehr vielen Fällen die kritische Würdigung ihres Kunstwerthes, die Gruppirung der stilistisch verwandten Arbeiten und für die spätere Zeit die genaue Prüfung der künstlerischen Individualitäten. Ein Theil der Sculpturen, die frühmittelalterlichen wurden in Bausch und Bogen als barbarische abgethan, bei einem andern begnügte man sich mit einer allgemeinen Charakteristik durch schmückende Beiwörter. Nur ein geübtes und geschultes Kennerauge, wie es Vode besitzt, vermochte in die stilistischen Merkmale der Werte tiefer einzudringen und die Mannigfaltigkeit der Formensprache vollkommener als es früher geschah zu entdecken. Wie sehr das genauere Studium der Formen die richtige historische Anschauung fördert, dafür bietet Bodes Buch ein treffliches Beispiel. Gewöhnlich wird die ganze Plastik vom Anfange des dreizehnten bis zum Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts der gothischen Periode eingeordnet, aus keinem anderen Grunde, als weil die Herrschaft der gothischen Architektur innerhalb dieser Ieitgrenzen dauerte. Ob die beiden Kunstgattungen während dieser ganzen dreihundert Jahre der gleichen Strömung der Phantasie, der gleichen Richtung des Formensinnes entstammen, blieb unerörtert. Mit Recht drängt Bude die gothische Plastik in einen viel engeren Zeitraum zusammen, läßt bis über die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hinaus die romanische Scnlptur blühen und schon um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine neue Weise der künstlerischen Auffassung und Darstellung sich Bahn brechen. Ein bis dahin dunkler Punkt in der Geschichte unserer Kunst wird alsbald in klares. Helles Licht gestellt.

Die schwierigste Rolle spielt der Gelehrte, welcher die Geschichte der deutschen Malerei schreiben muß. Hier gilt es, zunächst das Material, welches vielfach vergessen, zum Theil noch gar nicht bekannt war, herbeizuschaffen, äußerlich und innerlich zu ordnen, die Werke auf ihren künstlerischen Gehalt

hin zu prüfen, die Merkmale für das historische Urtheil festzustellen, was den
einzelnen Landschaften und Zeitaltern angehört, zu bestimmen. Langwierige
Vorarbeiten ragen in die Ausführung hinein und bedrohen zuweilen den
reinlichen Charakter der letzteren. Gewiß wird jeder Historiker eine nicht
allzugroße Belastung durch das Zusammentragen des Stoffes wünschen. Aber
abgesehen davon, daß nun einmal für die Geschichte der deutschen Malerei
niemand die Bürde ihm abgenommen hat, läßt sich hier die bis in das
Einzelnste eingehende Forschung von der Darstellung am wenigsten trennen.
Erst wenn man an die letztere schreitet, merkt man die Lücken unserer Kennt-
nisse und entdeckt dm Werth der einzelnen Werke für die Entwicklung der
deutschen Malerei. Nur unter dem Zwange historischer Schilderung gelangt
man dazu, die entscheidenden Eigenschaften einer künstlerischen Schöpfung zu
erfassen, durch Vergleichung und Verbindung Reihen und Gruppen herzustellen,
die einzelnen Künstlergestaltrn in Schulen zu vereinigen. Und so haben sich auch in
dem vorliegenden Buche Forschung und historische Compositiun gegenseitig unter-
stützt. Ianitschets Erzählung reicht vorläufig bis zum zwölften Jahrhundert.
Tic Einzelforfchung herrscht vor, da die Unterlage für das historische Ur-
theil, fast ausschließlich die Werte der Miniaturmaler, erst sorgfältig geprüft
werden mußte. Daß Ianitschet zu denselben Schlüssen gelangt, wie Bode
in der Geschichte der deutschen Plastik, daß er gleichfalls die karolingisch-ottonische
Periode zusammenfaßt, und aus gleichen Wurzeln hervorgehen läßt, baß auch
bei ihm vom zwölften Jahrhundert an der nationale Stil beginnt, welcher
zu einer eisten Blüthe der deutschen Malerei im folgenden Zeitalter führt,
weckt das größte Vertrauen zu der von beiden Forschern verfolgten Methode.
Unabhängig von einander haben sie sich dieselben Anschauungen von dem
Gange der deutschen Kunst gebildet.

Man muß sich die äußeren Schwierigkeiten bei dem Niederschreiben einer
wissenschaftlich befriedigenden Geschichte der deutschen Kunst stets vor Augen
halten, um den Muth und die Kraft der Männer, welche sich zum gemein-
samen Weile zusammen gethan, zu würdigen und der kühneu Unternehmung
gerecht zu werden. Und wenn es nur bei den äußeren Schwierigkeiten, bei
dem Mangel an brauchbaren Vorarbeiten, bei der Noth, den Rohstoff herbei-
zuschaffen u. s. w. sein Bewenden hätte. Nicht minder groß, ja viel größer
find die Schwierigkeiten, welche der Natur des Gegenstandes selbst entspringen,
mit dem Wesen, den Schicksalen unserer alten Kunst eng verknüpft sind.

Der Anfang historischer Weisheit ist allwegs die Begeisterung. Packt
ein Held durch die Größe seiner Thaten, den hellen Schein seines Ruhmes
unsere Phantasie, nimmt eine Zeit durch die Fülle und die Bedeutung der
Ereignisse unseren Sinn gefangen, dann naht auch die Lust, mehr zu erfahren
und alles genau zu wissen. Man versucht die Züge des Helden nach der
Natur zu zeichnen, man will hören, wie die Dinge so herrlich gewurden, wie
sich Alles so wunderbar gefügt. Die stolzen Empfindungen wandeln sich

allmählich in bedächtige Vorstellungen. Mit Ruhmesgesängen hat die Geschichtschreibung begonnen.

Mit dem besten Willen findet man nun in de» Schicksalen der deutschen Kunst nicht allzuhäufig den Anlaß zu lodernder Begeisterung. Kein günstiger Stern waltet über derselben; gar oft wird namentlich die elementare, unmittelbar überwältigende Kraft des Eindruckes bei den Bildwerken vermißt. Es bedarf einer längeren, fleißigen Betrachtung, um den künstlerischen Reizen, welche sie denn doch auch besitzen, gerecht zu werden. Ein berühmter Kunstkenner Italiens hat die Volker mit den Vögeln verglichen. Wie diese in Singvögel und Raubvögel zerfallen, so theilen sich auch die Nationen in solche, welchen die Natur den Sinn für das Schöne eingepflanzt hat, und in solche, welche es vornehmlich auf die Entfaltung der Stärke abgesehen haben. Zu Letzteren, zu den Raubvögeln, gehören die nordischen Völker. Selbst für einen Scherz ist der Vergleich übertrieben. Immerhin dürfen wir das Koni Wahrheit in ihm nicht hochmüthig übersehen. Zuweilen beschleicht uns in der That das Gefühl, als ob das deutsche Volt in den bildenden Künsten nicht den reinsten, nicht den liebsten Ausdruck für seine Empfindungen und Stimmungen gesucht, als ob bei ihm der Formsinn aus äußeren und inneren Gründen nicht jene Ausbildung gewonnen hätte, welche den Aufschwung der Scnlptur und Malerei bedingt. Unsere Phantasie bohrt gern in die Tiefe, wohin fest umrissene Gestalten nicht leicht folgen oder wo die Empfindung in sinnige Gedanken übertragen wird. Musik und Poesie scheinen denn doch, alles in allem genommen, unsere wahre Herzenskunst zu sein. Wenigstens sagen uns alte und neue Erfahrungen, daß unsere Künstler es selten verschmähten, einen starken Ton auf den poetischen Gehalt, auf den Gedantenreichthum in ihren Werken zu legen, und daß sie gerade dadurch die gebildeten Kreise fesselten. Ebenso ist der enge Anschluß an Richtungen in der Dichtkunst nirgends so auffällig als in unserer Malerei. Dennoch gehören überall die bildenden Künste zu dem unentbehrlichen Hausrathe im Volksleben. Und so haben sie denn auch bei uns reiche Pflege gefunden und einzelne Prachtblüthen getrieben. Der Himmel bewahre uns davor, an der Größe eines Dürer, Holbein, Bischer u. f. w. zu zweifeln. Immer bleibt für den Historiler, welcher das ganze vergangene Knnstleben unseres Voltes schildern will, die Schwierigkeit bestehen, daß ihm die Empfänglichkeit des Lesers nicht auf halbem Wege entgegenkommt, er vielmehr bei diesem das Verständniß erst wecken, ihn gleichsam erziehen muß.

Mit zwei Thatsachen hat der Geschichtschreiber der deutschen Kunst zu rechnen. Zuerst mit der geringen Zahl voll lebendiger Persönlichkeiten unter unseren Künstlern. Wie plastisch treten uns im alten Vasari die verschiedenen Individuen seit Giottos Zeiten entgegen. Jedes hat seine eigenen Geschicke, jedes eine andere Physiognomie, einen besonderen Charakter. Ein deutscher Vasari würde, fürchten wir, viele und große Lücken zeigen. Die Behauptung, daß in der älteren deutschen Kunst die Persönlichkeit selten zu ihrem vollen Rechte gelangt,

erregt in einzelnen Kreisen gewiß argen Anstoß. In der jüngsten Zeit haben
sich Kunstkenner der Erforschung der Malerschulen des fünfzehnten Jahrhunderts
mit Eifer zugewandt und die einzelnen Meister scharfer zu sondern versucht.
Es ist ihnen auch gelungen, die Unterschiede in der Farben- und Formen-
gebung auf einzelnen Gemälden nachzuweisen, die Gruppen zu spalten. Die
technische Individualität fällt aber keineswegs mit der künstlerischen Persönlich-
keit zusammen. Die Letztere giebt sich erst tund in der besonderen Stimmung,
welche aus den Schöpfungen des Künstlers spricht, in der eigenthümlichen Art.
wie er die Natur auffaßt, in der Vorliebe für bestimmte Gegenstände der
Darstellung und in der Neigung, einzelne Töne in der Schilderung zu wieder-
holen. Wären die künstlerischen Persönlichkeiten unter unseren alten Bild-
hauern und Malern so häufig, wie von manchem übereifrigen Forscher be-
hauptet wird, so würde es nicht eine so große Mühe tosten, die Werke des
Meisters und die Arbeiten seiner Werkstätte auseinanderzuhalten. Nur die
peinlichste technische Untersuchung verleiht in einzelnen Fällen darüber Ge-
wißheit. Man braucht nicht, um eine künstlerische Persönlichkeit zu erfassen,
das äußere Leben des Meisters genau zu kennen. Von Giorgione wissen wir
blutwenig und dennoch sind wir wohl im Stande, aus seinen Gemälden die
persönliche Empfindungsweise, den Seelencharatter herauszulesen. Naß unsere
Künstler schlechthin aus gröberem Stoffe wären erschaffen worden, solches zn
behaupten, liegt uns fern. Im Zeitalter der Reformation treten uns alsbald
prächtige Künstlernaturen, geschlossene Persönlichkeiten entgegen. Wie große
Ereignisse kamen, welche die Voltsgeister erschütterten, den einzelnen Mann vor
eine bestimmte Auffassung des Lebens stellten und zu einem selbständige»
Denken leiteten, hob sich auch sofort das künstlerische Bewußtsein und gewannen
die Arbeiten der Maler und Bildhauer ein persönliches Gepräge. Man erspäht
hinter dem Werte den Schöpfer, welcher seine Gedanken und Empfindungen
in dasselbe gelegt hat, mit seiner Persönlichkeit dafür einsteht. Es erstarkt
eben die Herrschaft individueller Bildung auf deutschem Boden später als in den«
cultursatten Italien. Bis zum Schlüsse des fünfzehnten Jahrhunderts stand
unsere Kunst fast ausschließlich im Dienste der Kirche und schuf Andachtsbilder.
Keine lebensfrischen Legenden weckten hier wie in Italien die Phantasie und
reizten die Gestaltungstraft des Künstlers. Die kleinen fiaurenreichen Tafeln
verlangten zuerst eine deutliche Darstellung, führten deshalb leicht zu Über-
treibungen. Selten wurde dem Maler Gelegenheit geboten, dir Erfindungs-
gabe, den feineren Formensinu zu erproben. Das so wichtige Vermittelungs-
glied der Kunstliebhaber fehlte, welche ein persönliches Verhältniß zum Künstler
und seinem Werte haben und dadurch auch den Künstler zum Heraustchren
seiner Persönlichkeit bewegen. Und so könnte noch vieles andere angeführt
werden, was den matten persönlichen Wiederschein der alten deutschen Bild-
werke erklärt. Der Kunsthistoriker muß bei diesen Verhältnissen schwere Ent-
sagung üben. Die Biographien, die Würze der geschichtlichen Erzählung treten
zurück, die tritisch-technischen Bildeibeschreibungen nehmen den weitesten Raum

«in. So wichtig und wesentlich die letzteren auch sein mögen, den Reiz psychologischer Schilderung ersetzen sie nicht.

Die zweite Schwierigkeit, welche sich der historischen Behandlung der deutschen Kunst entgegenstellt, ist die geringere Stetigkeit in ihrer Entwickelung. Wiederholt wird die letztere abgebrochen oder doch durch fremde Einflüsse von dem ursprünglichen Ziele abgelenkt. Es sei gestattet, auf diesen Punkt hin den Gang der deutschen Kunst zu untersuchen. Nichts liegt näher und erscheint berechtigter, als sie auf dem Untergrunde der ursprünglichen germanischen Anschauungen aufzubauen. Dennoch äußert sich die Einwirkung der letzteren auf die bildenden Künste nur in ganz beschränkter Weise. Wir begreifen es. Zweimal stieß das jugendliche Germanenthum auf fremde Culturen, welchen es sich unterordnen mußte. Wenn die Römer nur in einzelnen Landstreifen ihre künstlerischen Formen einbürgerten, so drang das Christenthum und mit ihm zum zweiten Male römische Bildung tiefer in die nationale Welt. Architektur und Plastik empfingen von diesen beiden Factoren ihre Gestalt. Nlos im Kreise der Ornamentik wahrt der heimische Sinn sein Recht auf Selbständigkeit und überträgt mannigfachen Zierrath von Geschlecht zu Geschlecht. Und man kann diese Einschränkung nationaler Formengebung auf ein einziges Kunstgebict, das ornamentale, welches sich überdies nur in der Miniaturmalerei kräftiger behauptet, kaum beklagen. Ein Blick auf das Schicksal der irisch-teltischen Kunst zeigt uns, wohin nationale Sprödigkeit im vorigen Jahrtausend führte. Die Iren besaßen, als sie mit der christlich-römischen Formenwelt in Berührung kamen, eine eigenthümliche, vorwiegend lineare, von Schönschreiben ausgebildete ornamentale Kunst, Jetzt trat an die Künstler auch die Aufgabe heran. Figuren, wie die Evangelisten, die Mutter Gottes, Engel, zu zeichnen. Eingeschlossen in engbegrenzten heimischen Anschauungen, vermochten sie nicht den Werth der fremden Formen zu erfassen, versuchten dieselben in den ihnen allein geläufigen rein ornamentalen Stil zu übertragen. Sie zeichneten die Figuren nicht nach, sondern schrieben sie nach, d. h. sie gaben sie in demselben Stile wie ihre Initialen, ihre kalligraphischen Schnörkel wieder. So entstanden jene entsetzlichen Bilder, welche die menschliche Gestalt in eine Fratze verwandeln und jede Möglichkeit eines künstlerischen Fortschrittes aussperren. Denn hier wurde Barbarei auf Halbbildung gepfropft, orgauisches Leben gewaltsam auf den Stand des rein elementaren zurückgedreht. Da haben die germanischen Stämme in England, Frankreich und dem südwestliche!! Deutschland einen klareren Blick für das nun einmal unabwendbare Geschick bewiesen. Sie nahmen die römisch-christliche Formenwelt an, lebten sich allmählich in dieselbe hinein, schlössen selbst auf ornamentalem Gebiete ein Compromiß, indem sie mit dem ursprünglichen linearen Flcchtwerlc und Geriemsel den Blattschmuck verbanden.

Die karolingische Kunst besaß vorwiegend einen internationalen Charakter. Ans den verschiedenen Landschaften des westlichen Europa wurden die Kräfte wie zur Hebung der wissenschaftlichen und poetischen Cultur, so insbesondere

auch zur reicheren Kunslpflege herangezogen. Es hält daher schwer, den Antheil. welchen das Deutschthum an der karolmgischen Kunst besitzt, festzustellen, um so schwerer, als unter den Nachfolgern Karls des Großen die Kunst bei entschieden gesteigerter Tüchtigkeit das nationale Element stärker zurückdrängt, sich den altchristlichen römischen Traditionen enger anschließt. Die erhaltenen Denkmäler sind überhaupt ein unsicherer Wegweiser. Sie gehören vorwiegend dem Kreise der Hoftunst an und gestatten keinen gewissen Rückschluß auf das Maß der Kunftbildung im Volte. Wir weiden uns z. B. hüten, die Schöpfung des Aachener Münsters dem deutschen Baugeiste zu vindiciren. Wohl aber hat derselbe fruchtbare Folgerungen aus dem Dome gezogen, die hier geschcmten Formen in mehr oder weniger selbständiger Weise zu verwenden gelernt. Aehnlich wurden andere Werke benutzt, welche aus den Hofschulen der Karolinger hervorgingen, wie die Bilderhandschriften. So erstand in allmählicher Entwicklung in der otlonischen Zeit — von der Mitte des zehnten bis gegen die Mitte des elften Jahrhunderts — auf deutschem Boden eine Kunstweise, welche sich einerseits an die karolmgischen Muster anschließt, andererseits aber schon Züge aufweist, wodurch sie sich von der Thätigkeit der anderen Völker zu unterscheiden beginnt. Sind diese Unterschiede auf eine eigenthümliche nationale Denk- und Empfindungsweise zurückzuführen, welche sich jetzt wieder regt und offener an das Tageslicht dringt, nachdem das Volt eine römisch-christliche Schule durchgemacht hat? Die allgemeine Voraussehung spricht zu Gunsten dieser Annahme. Doch darf der Ausdruck nationalen Bewußtseins nicht in der Formsprache gesucht werden. Diese erscheint fast durchgängig angelernt. Wohl aber werden sich Spuren des besonderen Stammcharatters außer in der Ornamentik auch in der Vorliebe für die Darstellung bestimmter Gegenstände, in der häufigen Wiedergabe gewisser Empfindungen,, in der Auffassung und Wendung der überlieferten Scencn und Ereignisse nachweisen lassen. Manche Beobachtungen deuten ein Fortleben uralter Phantasierichtungen an. Sie leben eine Zeit lang gleichsam tief begraben und verborgen, durchbrechen aber, wenn einmal die Sonne wärmer fcheint, die Hülle. Wenn wir z. B. sehen, daß Dürer den Psalmentext in der gleichen Weise in greifbare Bilder umwandelt, wie sechshundert Jahre vor ihm ein Zeichner angelsächsischen Stammes, daß hier und dort das Wort mit sinnlicher Kraft unmittelbar verkörpert, dir tudte Vorstellung als lebendige Handlung erfaßt wird, so müssen wir an eine Fortdauer uralter nationaler Erinnerungen glauben. Solcher Beispiele wird eine Kunstforschung, welche auch das Psychologische in den Bildwerken in Betracht zieht, noch mehrere andere anführen können. Sie wird mannigfache Beziehungen zwischen der Poesie und den bildenden Künsten erkennen und gewisse Grundströmungen, welche beiden gemeinsam sind und von Zeit zu Zeit immer wieder Geltung erlangen wie den Humor, die Neigung zum Phantastischen u. s. w. entdecken. Solches Aufsuchen und Auffinden nationaler Stimmungen, welche in unserer Kunst bald stärker, bald schwächer anklingen, bleibt vorläufig ein Problem. Eine Thatsache dagegen ist der Aufschwung der deutschen

Kunst im Zeitalter der sächsischen Kaiser. Noch überwiegt der Einfluß der Überlieferungen, noch waltet ein unmittelbarer Zusammenhang mit der karolingischrn und weiter mit der altchristlichcn Kunst. Aber gleichzeitig regt sich auch schon ein selbständiger Geist in den künstlerischen Schöpfungen. Alemannische und rheinisch-hessische Klöster, die wichtigsten Stätten der Kunstpflege, reichen sich die Hand, zu den Sitzen alter ererbter Cultur gesellen sich die für die christliche Gesittung neu gewonnenen Stämme. Sie alle stehen enger zusammen als die süd- und nurdfranzösischen Landschaften und bilden ein größeres einheitliches Culturreich, aller provinziellen Besonderheit zum Trotze, als Italien. Wir begrüßen in der ottonischen Periode den ersten Höhepunkt deutscher Kunst. Der weitere Weg führt aber nicht aufwärts. Kann auch nicht ein unbedingter Rückschritt der deutschen Kunst in der Zeit von 1050 bis 1150 behauptet weiden, so doch ein Stillstand auf wichtigen Gebieten derselben. Die großen Vaugedanten, welche in den rheinischen Domen zu Speier, Mainz und Worms verkörpert wurden, entstammen noch der eisten Hälfte des elften Jahrhunderts. Das folgende Menschenalter vermochte nur auszuführen, was die frühere taiserheirliche Zeit mit kühnem Muthe, den die ganze Welt anstaunte, entworfen hatte. Seit der Mitte des elften Jahrhunderts stockt die EntWickelung des Formensinnes. Das Ornament büßt den feinen Schwung ein, die Falten der Gewänder werden steif, die Köpfe häßlich und leer, die Bewegungen ungelenk, der Ausdruck grob, die Compositton entbehrt auch den leisesten Hauch lebendiger Frische. Noch auffälliger erscheint die plötzliche Ablenkung der Phantasie von der bisher eingeschlagenen Richtung. Hell war bisher der Ton der Schilderung, naturfrisch die Stimmung, durchsichtig klar die Auffassung. Als Beispiel möge an die Parabel-Illustrationen im Echternacher Evangelium (Gotha) erinnert werden. Das Alles ändert sich mit einem Male. Dnmpf und trübe erscheint nicht nur die Farbe, sondern auch die Empfindung, finste> der Ausdruck der Menschen, dunkel und verworren der Vorstellungskreis. An derben Männerlämpfen haben auch die Künstler der karolingisch-ottonischen Periode Freude gehabt. Nun streiten aber nicht Manu gegen Mann im offenen Felde. Die Hölle hat sich aufgethan, scheußliche Spukgestalten sind ihr entstiegen, sich gegenseitig bedräuend oder den Menschen angreifend. Auch seltsame Mischbildungen, aus verschiedenen Thiergattungen zusammengesetzt, treten auf und lehren uns eine merkwürdige Abtehr des Formensinnes vom Natürlich-Wahren kennen.

Wie ist diese ganze Erscheinung zu erklären? Auf einen Niedergang der nationalen Kunstfähigteiten kann man nicht schließen. Denn seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts nimmt die deutsche Kunst aus eigener Kraft des Voltes einen neuen Aufschwung und diese neue Kunst knüpft, was bisher übersehen wurde, in manchen Punkten an die ottonische Periode wieder an. Was dazwischen liegt, macht mehr den Eindruck einer durch äußere, nicht im Schooße des nationalen Bewußtseins ruhende Einflüsse bedingten Nnterbrechung. Oder sollte die Ansicht im Rechte sein, nach welcher die durch die tarolingische Cultur

zurückgedrängtenllltgermanischen, in ihrenWurzeln heidnischen, phantastischen,alles Formenmaß überschreitenden Vorstellungstreise im elften Jahrhunderte endlich Ausdruck fanden. Merkwürdiger Weise haben zwei französische Jesuiten, die Herren Martin und Cahier diese Hypothese am eifrigsten vertreten, in den Riithselbildern der romanischen Sculptur überall Anklänge an die Edda gewittert. Sie waren aber nicht im Stande überzeugend darzulegen, wie sich die alten Mythen unversehrt in den bildenden Künsten erhalten konnten, während sie doch in der Volkssage und in der Dichtung eine so starke Umwandlung, oft bis zur Unkenntlichkeit erfahren hatten, und welches Interesse gerade die Kirche hatte, diefe heidnischen Empfindungen zu pflegen. Unbefangene Forschung hat denn auch dargelhan, daß die grausigen Räthselbilder, wenn man von den Drachen als Schahhütern an mittelalterlichen Schmuckkästchen und einigen wenigen anderen Nachklängen uralter Sagen und von abgeschliffenen, dadurch schwer verständlichen antiken Motiven (Sirene, Gorgo. Alrranderfahit u. a.) absieht, dem Einflüsse einer bestimmten kirchlichen Richtung ihren Ursprung verdanken. Auch die Kunst wurde in den Streit zwischen Kaiser und Papst hineingezogen. Sie hat den Kampf nicht entscheiden helfen, nur fchwere Wunden davongetragen. Unter den Waffen, welche die Kirche gegen das Kaiserthum schmiedete, befand sich die Herrschaft über die Volksphantasie. Die von ihr erhobenen Ansprüche gewannen eine natürliche Berechtigung, wenn das Volt in der innersten Seele aufgerüttelt, von tiefster Angst um sein Heil gepackt wurde und die Rettung von der allein mächtigen Kirche erwartete. Daher wurde das weltliche Leben in den schwärzesten Farben ausgemalt, als steter Kampf mit teuflischen Mächten geschildert. Nie diese den armen Menschen unaufhörlich bedrohen, und nur dura) geistliche Gnadenmittel und Hingabe an die Kirche Vertrieben werden, hören iir in den kirchlichen Dichtungen und Mahnungen jener Zeit, davon erlicken wir den Wiederschein in den bildenden Künsten. Die Heiligen verändern den Charakter, sie sind alle asketische Mönche mit gefurchten Wangen, abgemagerten Leibern geworden. Der freundliche Naturton in den Schilderungen macht einer phantastischen Auffassung der Dinge Platz. Stärker als zuvor tritt auch der lehrhafte Zweck der künstlerischen Darstellung in den Vordergrund. In den Landschaften, wo die Congregation von Cluny, dieser tapferste Streiter gegen das Kaiserthum, ihre Herrschaft ausbreitete, im südwestlichen Teutschland tritt diese Richtung der Phantasie am stärksten auf,- das giebt einen deutlichen Fingerzeig, wo wir ihren Ursprung zu suchen haben.

Erst seit der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erstarkt die deutsche Kunst zu einem frischen Leben. Die Hindernisse, welche der Entfaltung ihrer Kunst im Wege waren, sind gehoben, das Kaiserthum strahlt wieder glänzend, durch alle Kreise des Volkes strömt Muth und frühliche Lust. Der Charakter dieser Kunstperiode darf als bekannt vorausgesetzt werden. Ter Aufschwung der Architektur und der malerischen Künste in den Rheinlande», die Blüthe der Sculptur in Sachsen, Thüringen und Franken sind oft erzählt worden,

9lur haben sich die Forscher nicht recht noch einigen können, ob sie der Kunst-
weise von 1150 bis 1250 eine selbständige Bedeutung zuschreiben sollen, ob
in derselbe» ein älterer Stil ausllingt oder ein neuer, der gothische, vorbereitet
wird. Die Bezeichnung: Uebergangsstil hat sich die größte Beliebtheit er-
worben. Dennoch sträubt sich gegen seine Annahme ein berechtigtes Gefühl.
Kein Zeitalter lebt für die Zukunft und forgt für ferne Enkel, sondern sucht
die Gegenwart auszunützen, hält hoch, »ras diese bietet. Am wenigsten darf
man der Phantasie die Selbstverleugnung zumuthen, daß sie blos Keime Pflanzt
und das Pflücken der Blüthe, den Genuß der Frucht kommenden Geschlechtern
überläßt. Nachträglich merkt man vielleicht, daß sie ihre Schöpfungen nicht
zur Reife brachte, aber ihre Absicht und ihr Ziel war es gewiß nicht, sich
mit Anweisungen auf die Zukunft zu begnügen. Viele Mißverständnisse waren
in der historischen Betrachtung beseitigt worden, wenn man den Begriff des
„Ueberganges" nicht auf die Kunst der Zeit von 1150 bis 1250 angewendet
hätte. Die Franzosen benennen ihre Kunst während des siebzehnten und acht-
zehnten Jahrhunderts nach den gerade herrschenden Königen. Warum folgen
wir nicht für das frühere Mittelalter ihrem Beispiele und bezeichnen die Kunst-
periode nicht nach unseren Kaiserdynastieen? Der Name: karolingisch-ottonische
Kunst hat sich bereits eingebürgert. Für die Periode 1150 bis 1250 empfiehlt
sich die Taufe: Hohenstaufentunft. Bleibt auch die persönliche Einwirkung
der Hohenstaufenlaiser ausgeschlossen, so entwickelt sich doch während ihrer
Herrschaft auf poetischem und künstlerischem Gebiete eine reiche Thtitigleit,
welche einen geschlossenen Charakter, gemeinsame Grundzüge aufweift und durch
den Gang der öffentlichen Dinge mitbedingt wurde. Kölns hervorragende
Stellung am Schlüsse des zwölften Jahrhunderts wird nur verstanden, wenn
man die Rückwirkung seiner politischen Rolle auf die inneren städtischen Zu-
stände und die gleichzeitigen Strömungen in dem geistigen Leben miterwiigt.
Mit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ändert sich wieder das Bild
der deutscheu Kunst. Durch die Aufnahme des sogenannten gothischen, ur-
sprünglich französischen Stiles gewinnen namentlich die Naufurmen eine neue
Gestalt. Aber bereits sind die heimischen Kunstkräfte erstarkt genug, um sich
nicht dem fremden Einflüsse unbedingt zu unterwerfen. Der französische
Kathedralstil findet nur im Westen und Süden Deutschlands offenen Eingang,
im Norden brach sich feine Herrschaft an der Eigentümlichkeit des Landes
und der bereits zu einer gewissen Selbständigkeit entwickelten Phantasie der
Anwohner. Die constructiven Theile der Gothil, welche allerdings einen großen
Fortschritt gegen die frühere Uebung bedeuteten, wurden festgehalten, dagegen
der üppige Schmuck, der berückende Reichthum und Zierrath theils beschränkt,
theils entfernt. Wir haben allen Grund, die norddeutsche Backsteingothik als
eine nationale Schöpfung zu feiern und in der Geschichte unserer Kunst in
den Vordergrund zu stellen, mag auch zunächst die künstlerische Wirkung gegen
die prachtvollen Dome im Westen und Süden Deutschlands zurückstehen.
Für das historische Urtheil ist die Entwickelungsfähigkeit entscheidend. Und

dann überragt die norddeutsche Architektur ihre mit glänzenden Mitteln aus-
gestattete Nebenbuhlerin. Zum ersten Male tritt im dreizehnten Jahrhundert
Norddeutschland auf den Plan.

Seitdem wandelt es ruhig und stetig seinen Weg. Bedarf es
äußerer Anregungen, so holt es dieselben von den stammverwandten Nieder»
landen. Die Entwickelung erscheint abgeschlossener und folgerichtiger, daher
fehlen auch die Sprünge, welche den künstlerischen Fortschritt in Süddeutschland
wiederholt von der einmal eingeschlagenen Richtung ablenken. Der Uebergang
vr»m romanischen Stil zum guthischen, und ebenso jener von der Gothik zur
sogenannten Renaissance vollzieht sich in friedlichster Weise, ohne jeden gewalt-
samen Bruch mit der Vergangenheit. Für den Forscher, welcher nur Form-
studien treibt und den Blick von einzelnen Kunstwerken nicht erhebt, mögen
diese Thatsachen ein geringeres Interesse besitzen. Wer aber außerdem noch
die Stellung der Kunst im Volksleben zu betrachten liebt und in ihr den
Wirkungen des nationalen Geistes nachspürt, entdeckt in der starker gesammelten
Kraft, in der stetigen, wenn auch langsameren EntWickelung einen Charalter-
zug, welcher die wichtige Rolle des norddeutschen Landes in der späteren
beschichte unseres Volkes erklären hilft.

Die stolze Pracht, der üppige Reichthum der gothischen Architektur blendet
nicht allein die Augen des Laien, sie läßt auch manchen Kunstkenner den
Schaden übersehen, welchen Plastik und Malerei während ihrer Herrschaft
«rlitten. Der Mangel an großen Flächen hemmte die freie Entfaltung der
Wandmalerei. Sie hatte in dem unmittelbar vorhergehenden Zeitalter einen
vielversprechenden Aufschwung genommen, ging nun aber, wenigstens was die
Erfindung und behäbige Anwendung anbelangt, entschieden zurück. Die Glas-
malerei bot dafür keinen genügenden Ersah, da sie den Künstler in Bezug
-auf die Composition einschränkte, eine reiche, Gruppirung erschwerte und durch
die technische Vollendung des Materials die größte Wirkung übte. Nur
scheinbar günstiger gestaltete sich das Loos der Sculptur. Zwar hatte ihr
die Schwestertunst, die Architektur, ein weites Arbeitsgebiet überwiesen.
Hunderte von Statuen beleben die guthischen Tome, in den Bauhütten wirken
rüstig zahlreiche Steinmetzen, in gleicher Weise für figürliche Darstellungen
wie für ornamentale Werke gefchult. Der massenhafte Verbrauch von Einzel-
statuen hindert die Künstler, ihre persönliche Empfindung, ihre Individualität
in den Werken auszuprägen, über eine technisch gute Leistung hinauszugehen.
Ter unmittelbare Anschluß an die Architektur verleiht der Plastik nothwenbig
einen decorativen Charakter. In der That beobachtet man an den Dom-
sculpturen des vierzehnten Jahrhunderts nicht nur eine gewisse Eintönigkeit,
sondern auch in der Haltung und Bewegung, in dem Faltenwurfe der Figuren
<ine starke Abhängigkeit von der architektonischen Umgebung. Sie von der
letzteren wirksam abzuheben, darauf erscheint das Augenmerk der Bildhauer
vorzugsweise gerichtet.

Enge Schranken sind namentlich der Entwickelung des Reliefstiles gesetzt.

Den Rcliefbildern wird z. B. als Hauptraum das spihbogige Feld über den Portalen zugewiesen. Nun überragt aber die Höhe des Bogenfeldes so sehr die Breite, daß eine Ausfüllung desselben mit einer großen Gruppe — es müßte denn die Kreuzigung sein — mannigfache Schwierigkeiten bereitet. Die Eckfiguren würden gegen die Gestalten in der Mitte in den Maßen arg zurückstehen. Man half sich durch die Anordnung mehrerer Bildelstreifen über einander. Auf diese Weise hat auch die monumentale Sculptur dazu beigetragen, daß die formale Phantasie in kleinen, spannenlangen Figuren für alle ihre Gebilde einen genügenden Ausdruck erblickte. Die Kunst sollte erzählen, den Gläubigen die Ereignisse der heiligen Vorzeit anschaulich vorführen. Dafür fand sie, da die breiten Wandflächen in der Gothil fehlten, den passendsten Raum in den Altären. In gedrängter Weise, in kleinem Maßstabe schildern die Flügelaltäre die biblischen Scenen; die Mittel dazu bietet halb die Malerei, halb die Sculptur; die Reliefs reihen sich äußerlich an die Gemälde an; die Bemalung oder Vergoldung der ersteren, die geringe Vertiefung der letzteren lassen beide Daistellungsweisen einigermaßen verwandt, ihre Mischung weniger störend erscheine». Auf die feinere Ausbildung des Formensinnes haben diese Vorgänge keinen guten Einfluß geübt. Der kleine Maßstab erschwerte das genaue Studium der Einzelgestalten, die Nachbarschaft der Reliefs verlockte die Maler, die Gruppen im Vordergrunde zusammenzudrängen. Diese Schranken der EntWickelung wären rascher beseitigt worden, wenn nicht sowohl die ausübenden Künstler wie das Publikum, für welches sie arbeiteten, auch innerhalb derselben sich Wohl und befriedigt gefühlt hätten.

Gar oft wurde fchon darüber Klage geführt, daß unsere nationale Bildung in den verschiedenen Perioden stets nur in einem einzelnen Voltskreise tiefe Wurzeln gefaßt, unsere Dichtung und Kunst bald an diesen, bald an jenen Stand vorzugsweise sich gewandt habe. So bildet auch seit dem vierzehnten Jahrhundert das Nürgerthum den Mittelpunkt des künstlerischen Lebens, aber nicht so sehr das Patriziat, das sich eines weiten Umblickes erfreut, mannigfachen Interessen huldigt, auch dem ritterlichen Wesen nicht abhold ist, als das zünftige Kleinbürgerthum. Dieses setzt den Künstlern andere Ziele und verlangt von ihnen die Lösung anderer Aufgaben als höfische und aristokratische Kreise. Es legt auf die gediegene Tüchtigkeit der Ausführung einen besonderen Nachdruck und wünscht vor Allem Deutlichkeit der Schilderung. Ihm mißfällt nicht das Derbe und selbst Uebertriebene der Empfindung, ihm gefällt auf der anderen Seite das fein Zierliche. Für die Mittcltöne in der Charakteristik und im Ausdruck fehlt die frische Freude, für das schöne Ebenmaß in Gedanken und Formen das volle Verständniß. Von diesen Anschauungen sich loszureißen, wurde nach den herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen dem Maler und Bildhauer noch viel schwerer als dem Dichter. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn sie ihre freie Persönlichkeit nur selten zur Geltung bringen, der Mehrzahl nach im Zunftbanne leben.

So fest waren aber doch nicht die Schranken, daß sie der Zeitströmung
und der säcularen Stimmimg den Eingang verwehrt hätten. Auch in die
deutsche Kunst drang im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts eine kräftigere
Zugluft. Die Natur wird schärfer beobachtet und genauer wiedergegeben, das
Bildwerk als ein Spiegel des Lebens erfaßt und dieser um so höher
gepriesen, je treuer er die Gegenstände wiederscheinen läßt. Man hat diesen
gesteigerten Naturalismus dem Einflüsse der niederländischen Malerei zu-
geschrieben, also auch hier wieder den Sieg eines fremden oder doch halb-
fremden Elementes behauptet. Dieses Mal aber mit Unrecht. Wir begreifen
die engeren Wechselbeziehungen zwischen den benachbarten niederrheinischen
Landschaften und den Niederlanden, obschon auch hier manches Gemälde als
einheimische Arbeit gilt. Welches niederländische Künstler geschaffen haben. Nenn
jedoch der niederländische Einfluß auch auf die schwäbischen und fränkischen
Schulen ausgedehnt, die ganze deutsche Kunst in der zweiten Hälfte des
fünfzehnten Jahrhunderts von niederländischen Meistern abhängig dargestellt
wird, so genügt es nicht, das Aufkommen landschaftlicher Hintergründe und
den vordrängenden Zug größerer Naturwahrheit als Beweise anzuführen.
Um uns den Vorgang glaubwürdig zu machen, daß erst das Studium der
Niederländer die schwäbischen und fränkischen Meister in eifrige Verehrer der
Natur umgewandelt habe, müßte man auch in vielen Einzelheiten den un-
mittelbaren Einfluß der elfteren darthun. Ter Zug der Zeit ging im fünf-
zehnten Jahrhundert überall auf den Realismus, auch in Deutschland. Er
zeigt sich hier, um nur die Ereignisse auf künstlerischem Gebiete zu berühren,
in der Veränderung der gothischen Bau- und Zierformen, dem Astweit an
den Portalen z. B., in den derber und kräftiger ausgearbeiteten Köpfen der
Statuen, in dem stärkeren Heranziehen der Zeittracht auch bei biblischen
Schilderungen u. s. w. Jedenfalls hat hier eine gesunde, unbefangene Detail-
forschung noch viele Aufgaben zu löse». Sie wird gut thun. auch Dinge zu
erwägen, welche dem tunsthiftorischen Gesichtskreise zunächst ferner liegen, unter
anderem auch die Frage beantworten müssen, ob die socialen und wirth-
schaftlichen Verhältnisse den Malergesellen Studienreisen und Wanderungen
in fremde Länder in so reichem Maße gestatteten, daß ihre Rückkehr in die
Heimat eine Umwälzung der bis dahin herrschenden Weise hervorrief. Erst
wenn die Archive der alten Reichsstädte auch der kunsthistorischen Forschung
sich öffnen und Nachrichten über den äußeren Kunstbetrieb uns bringen
weiden, dürfte sich das Dunkel über die Entwickclung der deutschen Kunst
im fünfzehnten Jahrhundert etwas lichten. Die eine Thatsache steht fest,
daß die Meister am Anfang des folgenden Jahrhunderts, namentlich Dürer,
ein scharf ausgeprägtes nationales Antlitz zeigen.
Leider währt diese Blüthe der nationalen Kunst nicht lange. Auch jetzt
wieder beobachtet man eine Ablenkung von dem bereits glücklich zurückgelegten
Wege, ja was noch schlimmer ist einen längeren Stillstand. Ueber den Einbruch
der italienischen Renaissance in unsere heimische Weise dürfen wir nicht eine

besondere Klage führen. Wir theilten dieses Schicksal mit allen anderen
nordischen Völkern, und wir wissen, daß dasselbe durch den Gang der Welt-
geschichte unabweisbar war, zur Naturnotwendigkeit sich gestaltete. Die
Renaissance verklärte die alten Geistesmächte; indem sie dieselben von allein
Stofflichen befreite, in vollendet schöner Form wiedergab, verflüchtigte fie auch
dieselben und schuf Raum für eine neue Geisteswelt. Abschließend und vor-
bereitend zugleich, bildet die Renaissance einen heilsamen, verhaltnißmaßig
ruhigen Uebergang von einer weltgeschichtlichen Periode zur andern. Wenn
wir nur wie die Niederländer aus dem Uebergange den Weg zur nationalen
Kunst wiedergefunden hatten! Darüber erheben wir leider die Klage mit
größere»! Recht, daß seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die Ent-
wicklung unserer heimischen Weise stockt. Wer trägt die Schuld an dieser
peinlichen Ähnlichkeit des Verlaufes unserer Kunst und unseres schönsten
Stromes? In weiten Kreisen wird die Reformation verantwortlich gemacht.
Wie unbillig dieser Vorwurf, beweist am besten das Schicksal der Malerei
in Holland. Wenn die in der Reformation wurzelnde Bildung in der That
kunstfeindliche Elemente in sich bärge, auf welche Art erklärt man dann den
Aufschwung der holländischen Malerei nach der Trennung des Volles vom
alten Bekenntnisse und die Schöpfung neuer Ziele und Aufgaben der Kunst
daselbst? In Wahrheit trifft die gegenteilige Behauptung zu. Nicht die
Reformatio» hat den Stillstand der deutschen Kunst verschuldet, sondern ihr
unvollständiger Sieg. Die schroffe Trennung der Nation nach Bekenntnissen
bedeutete gleichzeitig eine scharfe Spaltung der Cultur. An eine gemeinsame
Arbeit, an ein Heranziehen aller Vullslräfte im Dienste der Kunst war nicht
zu denken. Die Gedankenkreise, die Empfinbungsweise, die Lebensziele gingen
zu sehr auseinander. Das traf besonders hart die Malerei. Ohne Zweifel
sind die süddeutschen Stämme für ihre Pflege besonders gut ausgestattet.
Die landschaftliche Natur, die Ueberlieferung, die reichere Sinnlichkeit, die
größere Wohlhabenheit, das Behagen an fröhlichem Lebensgenüsse, alles half
hier die malerische Phantasie anzuregen, den Kunstsinn und Kunstfreube zu
wecken.

Als hier die reformatorische Bewegung zurückgedrängt, in mehreren Land-
schaften mit Gewalt unterdrückt wurde, stuckte natürlich der Kunstbetrieb im
Volle. Weltliche und geistliche Fürsten holten aus der Fremde, insbesondere
aus Italien den Ersatz. Früher zogen deutsche Künstler gerade so wie
niederländische über die Alpen, um sich dort auszubilden; jetzt wandern
Schaaren italienischer Künstler nordwärts. So trat Deutschland zum zweiten
Male in Wechselbeziehungen zur italienischen Kunst. Dieses Mal nicht zu
seinem Vortheile. Denn es fehlte die innere Verknüpfung mit der heimische»
Art; nur auf der Oberfläche gewann die italienische Kunst als höfische und
kirchliche Manier einen breiten Nanm. Dem Umstände, daß die Niederlande
vor der Ueberfluthung durch fremde Künstler bewahrt blieben, danlen sie
wesentlich den Wiedergcwinn ihrer künstlerischen Selbständigkeit im siebzehnten

Jahrhundert. Tie Herrschaft des italienischen Stiles erscheint in den Nieder-
landen nur als eine Uebergangsstufe. Tie flandrischen und holländischen
Künstler, welche nach Rom, Florenz, Venedig pilgerten, verloren doch nicht
vollständig den Zusammenhang mit dem heimischen Voltsboden, sie unterdrückte»
nicht die nationale Empfindungsweise, welche neben ihrer, Richtung bald ver-
deckt, bald sogar ganz unverhüllt sich in zahlreichen Bildwerken kundgab und
führten der nordischen Kunst manches neue fruchtbare Element zu. Ohne
das eingehende Studium italienischer Meister hätte z. B. Rubens schwerlich
seine volle Größe erreicht. Beruht doch seine künstlerische Bedeutung wesentlich
auch auf der organischen Verknüpfung italienischer Kunstauffassung mit der
heimischen Art. Uns ging es nicht so gut. Hier waren die persönlichen
Träger der fremden Kunstweise selbst Fremde und daher selten in der Lage,
jene der nordischen Phantasie entsprechend in einzelnen Zügen"umzuändein.
Tie niederländischen Romanisten*) blieben, auch wenn sie in Italien ihre
Ideale aufsuchten, Söhne ihres Heimatlandes. Die in Teutschland thätige»
italienischen Meister gaben ihre welsche Natur nicht auf, traten mit den deutschen
Genossen in leine engeren Beziehungen.
Tie deutsche Kunst rang auch unter diesen ungünstigen Verhältnissen nach
Selbständigkeit. Eine Tugend hatte sie sich aus den besseren Zeiten glücklich
gerettet: die gediegene, tüchtige Technik. Diese verlieh den Muth, der fremden
Kunstweise, nachdem der erste verblüffende Eindruck der letzteren sich gemildert
hatte, entgegenzutreten und zwar auf dem Gebiete, auf welchem der Sieg am
schwersten zu erringen war, in der Architektur. Die deutsche Baukunst gewinnt
in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts wieder ein vulksthllmlickM
Aussehen. Es wird die nun einmal eingeführte italienische Renaissance nicht
gewaltsam beseitigt, wohl aber mit zahlreichen, der heimischen Tradition ent-
lehnten Elementen versetzt. Daß sich solche aber noch lebenskräftig erwiesen
hatten, dankte man dem Kunsthandwerke, in welchem sich dieselben erhalten hatten.
Ein gewichtiges Ieugniß für dm wieder beginnenden Aufschwung der nationale»
Kunst gewährt der niederländische Vasali, der alte Karl van Mander. In
seinem „Schilderboeck" (1604) klagt er, daß die moderne, d. h. italienische
Bauweise, welche in der eisten Hälfte des sechszehnten Jahrhundert, geherrscht
hatte, in späteren Jahren wieder der „hochdeutschen" weichen muhte, von
welcher man sich schwerlich mehr werde befreien können. Von einem ähnlichen
Entarten der anderen Kunstgattungen am Schluß des sechszehnten Jahrhunderts
wissen wir leider nicht zu berichten. Im Portraitfache begrüßen wir aber

') Dieser Name empfiehlt sich besser, als der in lunsthlstorischen' Handbücher»
gangbare: Manielisten. Die letztere Bezeichnung schließt ein ästhetisches Nrtheil in sich,
welches keineswegs völlig zutreffend ist, jedenfalls nicht auf alle Maler, welche sich den
italienischen Stil anzueignen suchten, gleichmäßig paßt. „Romanisten" war der Name
der Gesellschaft, welche die Italienfahrer, die Künstler, welche in Italien studirt hatten,
in Alüweipen gegründet hatten; er darf daher auch in der Kunstgeschichte zur Charatte-
risirung der gleichen Kunstlergruppe eingeführt werden.

»och nach Dürer und Holbein einzelne tüchtige Meister, die wahre deutsche Volkskunst, der Holzschnitt, treibt bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts seine kräftige Blüthe. An das Portrait würde vielleicht wie in Holland auch bei uns die weitere Kunstentwickelung angeknüpft, der Holzschnitt sich in malerischer Richtung neue Bahnen geöffnet haben, wenn die äußeren Verhältnisse sich dauernd günstig gestaltet hätten. Der dreißigjährige Krieg schnitt grausam alle Hoffnungen ab. Abermals wurde bei der Verwüstung des Landes und Verarmung des Volkes die rege Kunstpflege mehrere Menschenalter lang unterbrochen. Als am Schlüsse des Jahrhunderts das Kunstinteresse zunächst in höfischen Kreisen wieder erwachte, nahm man zu fremden Kräften die Zuflucht. Ein letzter Rest von Kunstsinn hatte sich in die Werkstätten der Handwerker gerettet und hielt den guten Ruf technischer Tüchtigkeit in einzelnen Zweigen der decorativen Kunst aufrecht. Aber schließlich verschwand er auch in Handwerlstreisen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts war von einer deutschen Kunst, welche sich der Poesie, der Wissenschaft hätte ebenbürtig zur Seite stellen können, leine Rede. Um „den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen", reiste Goethe 1786 nach Italien. Jetzt begreifen wir die sonst unerklärlichen Anfänge der modernen deutschen Kunst im Zeitalter Winckelmcmns und Carstens. Man hat denselben die Flucht aus dem Volksthum, die Verwechslung des allgemein Poetischen mit dem besonderen Künstlerischen, den dilettantenmäßigen Charakter vorgeworfen. Es ist richtig, daß der zündende Funken, welcher die starre über unserem Kunstleben lagernde Decke sprengte, erst von außen in die Künstlerkreise geworfen wurde, daß der künstlerischen Bewegung die poetisch - literarische voranging und der poetische Gehalt des Bildwerkes nur zu häufig über die Formmängel desselben hinweg sehen ließ, diese sogar für die meisten Betrachter unbemerkt blieben. Aber es ist ebenso richtig, daß auf einem anderen Wege die Wiederbelebung des beinahe völlig abgestorbenen nationalen Kunstlebens nicht erreicht werden konnte. Eine formenreiche, farbenprächtige Kunst wird nicht improvisier. Sie setzt eine stetige Ueberlieferung voraus, diese war aber nicht vorhanden. Wohl aber waren unsere besten Kreise — wir dürfen wieder Goethes Namen erwähnen — von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ohne Kunstbildimg eine höhere menschliche Bildung nicht erreicht werde. Von diesem Standpunkte gingen Künstler und Kunstfreunde an das Werk einer beinahe völlig neuen Gründung unserer Kunst. Seitdem sind mehrere Menschenalter vergangen. Wie in jüngeren Tagen mit wechselndem Erfolge der Versuch gemacht wurde, den leider durch unabwendbare Umstände gerissenen historischen Faden wieder zu knüpfen, für die Kunst in unserem Volksthume festere Wurzeln zu suchen und zugleich das technische Vermögen und den lebendigen Formensinn zu stärken, ist sattsam bekannt.

Die Geschichte der deutschen Kunst, das müssen wir ehrlich und offen bekennen, ist kein gleichmäßig hell und sonnig beleuchtetes Bild. Einzelne Lichtpunkte wechseln mit schweren dunklen Schatten ab. Wer an ihr Studium

schreitet in der Hoffnung von Genuß zu Genuß zu gleiten, wird manche
bittere Täuschung erfahren. Testo lehrreicher ist ihre historische Erforschung.
In den wechselvollen Geschickender deutschen Kunst spiegelt sich gar deutlich
das Schicksal des deutschen Volkes wieder. Ohne Kenntniß der Wandlungen
in dessen staatlichen und nationalen Leben kann man ein volles Verständniß
unserer Kunst nicht erreichen. Morelli-Lermoliesis Gleichniß von den Vögeln
müssen wir richtig stellen. Auch in Deutschland gab es fröhliche Sängerschaaren.
Aber mitten im Gesänge wurden unsere singenden Vögel von bösen Raub-
vögeln gestoßen; ihnen wurden die Federn gerupft und sie gezwungen, in das
heimliche Nest zu flüchten und hier schweigsam sich zu ducken, bis Fluglraft
und Sangeslust wieder erstarkten. Leider sind diese Stoßvögel nicht immer
aus Weiter Fremd« gekommen, sondern häufig auf heimischem Boden gezüchtet
worden.

Die Schlachtfelder.
Freie Rhythmen.
Hermann Linyg.
^ Mnncben. —
elch rauher Tag ist angebrochen?
Hört Ihr die Hämmer pochen?
5ie hämmern Eisen Tag und Nacht,
Sic schmieden an den Feuerrohren,
5ie schmieden immer für die Schlacht
Und hämmern immer fiii's Seistören.
Und wie von jeher Auserwählte
Unter den Menschen waren, Reichegründer,
lä'ndererob'rer und schmerzgestählte
Kreuzlastträgei und Heilverkündcr,
Also sind auch auf Lrden
Immer und immer die Stätten geblieben,
wo loose der Welt entschieden werden.
Die Schädelstätten, wohin wie Flug und Heerden
Die Völker werden zur Schlacht getrieben,
Gedrängt von den elementaren uralten
Der <krde mit einerschaff'nen Gewalten.
Seit Jahrtausenden
Machen die heranbrausenden

Kriegswogen auf denselben Feldern kjalt,
wo sie von jeher Vlut vergossen,
wo sie gelagert mit wagen und Rossen:
Dünn' Gras wächst dort, Gras der Haide,
Der 2tr«m wälzt traurig seine Fluch,
Und nichts ist als nur Wald und weide,
Und 3ausen des Windes in Abendgluth.
wo sie mit Keulen und Vogen
Einst zur Entscheidung genaht,
Kommt jetzt die Granate geflogen,
Regnet die Augelsaat;
vom Voden aus den verscharrten
Ringpanzern und zerknickten Standarten
steigt empor manch schemenhaft panier,
Und dann erklingt's von verscholl'nen Namen,
von Namen Jener, die nicht mehr zu Worte kamen,
Die, wie der Urwelt Flügelthier,
Eingesargt sind in alten Gesteinen,
Rainen Derer, die umjauchzte Throne
Zuerst über dem Wahlfeld aufgestellt
Und die Vesiegten gebeugt zur Frohne.
Ach und wo wäre nicht Vlut geflossen?
Auf Verserschilden ruht Griechenspeer,
Römerschwert liegt unter Partherrossen,
Am Tiber Rüstung vom Gochenheer.
March- und lechfeld, lombardische Fluren,
leipzigs zweimalige Völkerschlacht,
Main' und Rheinstrom, überall Spuren
3tnrzend und neu errung'ner Macht.
Und — „wo?" geht durch die Welt ein Fragen,
wo wird die nächste große Schlacht geschlagen?
Die jetzt darüber schreiten, zwei Wandrer
2ie sagen — »siehst Du!" zu einander
Hier und hier, und bei jedem schritt
Nehmen wir stücke von Kronen mit.
wir schreiten über große Thaten
Und über Ereignisse weg, die Zaaten,
woraus wir selbst mit unserer Zeit
Und allem, was wir sind, entstunden,
Und so geh« wir, an lodle gebunden,
Ueber uns selbst weg in Dunkelheit.
Aber horch I wer ruft? Fährmann heran!
Fährmann, ruft es, komm', ich richte,
Die Rorne ruft, die Weltgeschichte.

Führ' mich über in Deinem «ahn.
Führ' mich über,
«riegsluft gährt
Ueberall auf,
Haß ist genährt,
llugel im lauf. —
Hol' über, fernher schallt
Geschützdonner — ich will in's land —
Adlerflug rauscht,
Heerbanner wallt,
Die tust durchfuhr,
Ein leuchten, ein Feuerbrand.
Ich seh' eine Hand,
Und die ist roth, und roth ist die Spur
An des Jahrhunderts wankenden Schwellen,
Vlutroth streift es den Wüstensand,
<Ls setzt die männermordende Schlacht
Im Abgrund fort und erschüttert die Welle»
In der Meerestiefe Purpuren« Nacht.

Oeregrino Raro.

Franz Enssenhardt.

— Hamburg. —

^iß die spanische Inquisition auch sehr heilsame Wirlungen gehabt hat, sollte man nach den Berichten über ihre Ketzerverfolgungcn nicht annehmen. Vielleicht dürfte sich dies aber doch einmal herausstellen, wenn ihre Proceßacten in größerem Umfange und nach unparteiischer Auswahl veröffentlicht würden. Für die folgende Mittheilung liegt uns ein vor Kurzem veröffentlichtes Manuscript der Hamburger Stadtbibliuthet vor, welches das Plaidoyer des Fiscals des heiligen Tribunals, die Vertheidigung des Angeklagten, und endlich das Urtheil enthalt. Für die Sittengeschichte und die Keuntniß der Culturzustände der Zeit sind diese trockenen Proceßacten von unschätzbarem Werthe: den gezierten und unwahren Liebesgeschichten der Zeit gegenüber enthalten sie vielfach den untrüglichen Accent wahren Lebens und aufrichtiger Leidenschaft, und unterscheiden sich darin ebenso stark von der gleichzeitigen Literatur wie in dem Stile. Gegen die Zierlichkeit der Satzbildung, wie sie damals geübt wurde, steht der gigantische Satz — denn formell ist der Bericht über den Hergang des Pucesses, welcher in der Handschrift vierunddreitzig eng beschriebene Folioseiten einnimmt, ein einziger Satz — in einem ebenso starten Gegensatze wie die Aufrichtigkeit der Ausdrücke zu den conventionellen Redensarten der Romane.

Irancisco Garcia de Calderon war ein angesehener Benedictinermönch in Madrid und führte einen Lebenswandel, der wahrscheinlich nicht wesentlich von dem seiner Standesgenossen abwich: wenigstens wurde er in demselben durch Niemand behelligt. Er scheint ein berühmter Kauzelreduer gewesen zu sein, und wurde velinuthlich als solcher vielfach außerhalb von Madrid

beschäftigt. Abgesehen von anderen in den Proceßacten erwähnten Reisen, lernte er auf einer Reise in einer nicht näher bezeichneten Stadt bei Gelegenheit der Beichte ein Mädchen kennen, für welches er eine Leidenschaft faßte, die über den Tod der Geliebten hinaus dauerte. „Er ließ sie," sagte der Ankläger später, „wie ein Wesen von heroischer Tugend und ungewöhnlicher Keuschheit und Reinheit begraben; in dem schönen Begräbnisse ließ er einen Platz frei, um dort svätcr selbst beigesetzt zu werden. Nach einigen Monaten ließ er das Grab öffnen und den Leichnam neu in Seide kleiden. Weil die Verwesung noch nicht weit vorgeschritten war, behauptete er, dies sei ein Wunder und bezeuge die Heiligkeit der Verstorbenen." In der mystischen Erregtheit und Verschwommenheit, in welche ihn dieser Todtencultus versetzte, glaubte er offenbar die Verstorbene nicht höher ehren zu tonnen, als wenn er sie nach dem Tode als wunderthätig hinstellte.

So predigte er über sie und berichtete seinen Zuhörern weitläufig die durch sie bewirkten Wunder und Zeichen. Den Schlüssel zu ihrem Grabmale hatte er immer am Halse hängen, vertheilte ihre Kleider unter die Gläubigen und rieth seinen Beichtkindein, sich ihrer Fürbitte zu empfehlen. Ja. die Sache ging so weit, daß er ihren Gürtel zu einem erkrankten Mitglied? des königlichen Hauses bringen ließ, welches denn auch durch die Berührung desselben von seiner Krankheit genas. Schließlich wußte er es durch den Nuntius fertig zu bringen, daß ein päpstliches Breve erging, in welchem ein informatorisches Verfahren über die durch die Verstorbene bewirkten Wunder angeordnet wurde, damit eventuell die von dem Mönche beantragte Heiligsprechung erfolgen könnte.

Der nächste Antlagepuntt zeigt, daß Francisco die Geliebte zu vergessen ansing. Es wird ihm vorgeworfen, mit zahlreichen seiner Beichtkinder Liebesverhältnisse unterhalten zu haben. Außerdem war ihm der Erfolg, den er bei der Verherrlichung der Verstorbenen gehabt hatte, so zu Kopfe gestiegen, daß er keinen andern Beichtiger aufkommen lassen wollte und sogar so weit ging, zu behaupten, wer nicht bei ihm beichte, könne nicht selig werden.

Sinnlichkeit, pfäffische Eitelkeit und mystische Erregung brachten ihn nun dahin, den Theil seines Verstandes, welchen ihm das sinnverwirrende Leben, welches er führte, noch etwa gelassen hatte, fast gänzlich zu verlieren. Er war der Gründer und Beichtvater des Nonnenklosters San Placido in Madrid, dessen Priorin, Donna Teresa de Silva, erst sechsundzwanzig Jahre alt war. Die Zahl der Nonnen betrug dreißig.

Im Jahre 1628 war eine dieser Nounen vom Teufel besessen, und sagte dabei voraus, es würden noch mehr Nonnen in denselben Zustand gerathen. Daß Francisco an dem ersten Einzüge des Teufels schuld war und daß er das Weitergreifen der hysterischen Zustände hervorgerufen hat, behauptet die Anklage nicht. Sehr bald ergriff fünfundzwanzig andere dieselbe Krankheit. Geschickt machte sich Francisco die Sache zu Nutze. Die erste Besessene (die dritte war die Priorin) hatte er pflichtmäßig beschworen- da

nun die Exercitien auf so viele andere Nonnen ausgedehnt werden mußten, speiste er Mittags und Abends in dem Kloster, brachte auch gewöhnlich einen großen Theil der Nacht in demselben zu und behandelte die geweihten Räume wie seine eigene Wohnung.

Aber selbst dieser Unfug würde ihm vielleicht noch nicht den Hals gebrochen haben, wenn nicht die Teufelsbeschwörungen mit psychologischer Natur« nothwendigkeit in ein Gebiet herübergeftreift hatten, welches den Mönch zu Falle bringen mußte. Man kann nicht fortwährend den Teufel beschwören, ohne daß der Teufel sich äußert, und die Hysterie der armen Nonnen äußerte sich, wahrscheinlich unter dem Einflüsse der Fragen des Beichtvaters, in gefährlichen Nachrichten, welche der in ihnen wohnende Dämon aus dem Jenseits überbrachte.

Auch hier war das Hauptagens wieder die Eitelkeit: jedes der armen Weiber wollte einen bedeutenderen, geistreicheren Teufel haben als die anderen. So sagte eine Nonne, die einen besonders .eleganten und witzigen" Teufel hatte, zu dem Beichtvater: „Francisco, wenn Du die Teufel zu vertheilen hattest, so gäbest Du meinen Teufel gewiß Donna Fulana*), die Du lieber hast als mich, damit sie einen hübscheren hätte: denn ihr Teufel ist sehr ungezogen." Freilich war der hier so lebhaft gelobte Teufel der bedeutendste von allen. Er hatte, wie die anderen auch, einen Namen bekommen, und hieß Peregrino Raio. Ein anderer hieß Corchete (Gerichtsdiener). Der letztere versuchte es mit Peregrino Raro aufzunehmen, und machte sich besonders dadurch bemerkbar, daß er auf eine bloße Anrufung mittheilte, was sich in diesem Augenblicke in England begab. Auf die Dauer kam er aber gegen Peregrino Raro doch nicht auf, und zwar aus einem leicht ersichtlichen Grunde.

Peregrino war ein Schmeichler, und that alles, um dem Beichtvater angenehm zu sein. Der Fiscal der Inquisition sagt von ihm: „Peregrino Raro bildete eine Äpostelgemeinschaft von elf Nonnen. Die Zahl zwölf wollte er vermieden wissen, damit lein Judas unter den Aposteln sei. Er bezeichnete diejenigen Nonnen, welche Apostel sein sollten, behauptete, dieselben besaßen den wahrhaftigen apostolischen Geist, und vertheilte die Gaben des heiligen Petrus, des heiligen Paulus und des heiligen Johannes unter dieselben. Diese Apostel, so weissagte er, würden die Welt durchziehen und bekehren, und als zweite Erlösung die erste Erlösung des Menschengeschlechtes vollenden und ergänzen. Fraucisco sollte seiner Aussage nach das hauptsächlichste Werkzeug dieser Bekehrung sein, für einen zweiten Christus gelten und als Erlöser betrachtet und so bezeichnet werden. Die Apostel sollten nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt Klöster nach ihrer neu zu ordnenden Ordensregel gründen und sämmtlich den Märtyrertod erleiden."

") ?ullino, I'ulani», spanische Bezeichnung einer bestimmt«! Person, deren Name» man nicht kennt oder nicht sagen will.

HH Franz Eyssenhaidt in Hamburg.
Wie angenehm mußten diese Nachrichten dem Mönche sein, der seinem bisherigen Lebensgange nach nicht sehr für das Märtyrerthum qualificirt war, und dieses nun blos für seine Werkzeuge in Aussicht genommen sah. Ihm blieb etwas ganz anderes vorbehalten. „Gott hatte es," berichtet der Ankläger, „den in dem Kloster von den Besessenen gemachten Prophezeihungen gemäß so angeordnet, daß nach dem Tode unseres heiligsten Vaters, des Oberhauptes der Christenheit, ein großer Cardinal, mit welchem der Angeklagte Verbindung und Freundschaft unterhielt, Papst werden, den Angeklagten zum Cardinal machen, und dieser ihm dann auf dem päpstlichen Stuhle nachfolgen sollte. Einmal Papst, sollte er die von den Besessenen vorausgesagten Wunder erfüllen, die Christen zur Eroberung des heiligen Landes ermahnen und Jerusalem unter dem wunderthätigen Beistande feines Schutzengels einnehmen. Nach der Einnahme Jerusalems würde der Angeklagte den apostolischen Stuhl von Rom nach Jerusalem verlegen und dort noch breiunddreißig Jahre leben. In Jerusalem, oder dicht dabei, würde eine von den besessenen Nonnen, die der Angeklagte sehr schätzte, den Märtyrertod erleiden. Sehr zur Eroberung Jerusalems würde ein Mitglied des königlichen Hauses von Spanien beitragen, welches zu jener Zeit König sein werde, ferner ein anderes Mitglied desselben, welches zur Zeit der Prophezeihungen noch ein Kind war, und der noch ungeborene Sohn eines großen Herrn. Die beiden letzterwähnten Kinder würden Benedictinermönche werden und auch wesentlich zur Eroberung Palästinas beitragen."
Was tonnte Francisco mehr wünschen? Die armen Nonnen nahmen für sich den Martyrertod und gaben ihm die dreifache Krone. Die spanischen Köpfen geläufige Idee der Weltherrschaft gestaltete sich für ihn zu einer geistlichen Eroberung, und warum sollte er nicht hoffen dürfen, wie einst die Borja nach Rom zu ziehen, da er mit den vornehmsten Kreisen Fühlung hatte? Nicht nur eine Infantin und eine Prinzeffin gehorchte ihm blindlings, auch in den maßgebenden politischen Kreisen muß er sich wcitgreifenden Einfluß gesichert haben. „Die Besessenen," sagte der Ankläger, „gingen mit ihren Weissagungen in allen möglichen weltlichen Angelegenheiten immer weiter, besonders insofern dieselben hochstehenden Männern oder Ministern angenehm und schmeichelhaft sein tonnten. Bei derartigen Leuten suchten sie auf Anstiften und Anrathen des Angeklagten Einfluß und Ansehen zu gewinnen, wie derselbe denn auch die Wege zu finden wußte, auf welchen derartige Nachrichten und Voraussagungen anzubringen waren. Ebenso wie sie schon einem Cardinale die Papstwahl versprochen hatten, versicherten sie einen großen Gelehrten, der keine Nachkommenschaft hatte, es werde ihm ein Sohn geboren werden, der die höchsten weltlichen und kirchlichen Ehren zu erlangen bestimmt sei."
Mit pfäffischer Schlauheit wußte Francisco jeden Widerstand zu brechen. Ter Angeklagte brachte es dahin, daß eine Besessene einen Frennd des Angeklagten, dem die Vorgänge in dem Kloster — von denen er übrigens nur

den kleinsten Theil erfahren hatte — widerwärtig waren, und der sich den Aussprüchen des Angeklagten nicht fügen wollte, willfährig machte. Zu diesem Zwecke mußte der andere Mönch anhören, wie der Teufel aus jener Nonne sprach: »Höre Du, Fulano, unterwirf Dich endlich dem Manne Gottes," womit sie den Angeklagten meinte. „Finde Dich darein, seinen Willen zu thun, denn das ist göttlicher Wille und Befehl." Durch weitläufige derartige Ermahnungen brachte sie den Mönch denn auch dahin, sich dem Angeklagten zu Füßen zu werfen und nach seinem Willen eine Neise nach Rom zu unternehmen, auf welcher er, nach der Behauptung des Angeklagten, wie ein Gesandter Gottes empfangen, die größte Gunst erfahren und mit dem Cardinalshute geschmückt zurückkehren werde. Den Zustand, in welchem der Abgesandte zurückkam, schildert der Ankläger mit spanischer Deutlichkeit, und berichtet, daß er nach der Heimkehr umsonst versucht habe, den Beichtvater der Nonnen von seinen Irrthümern zurückzubringen.

Peregrino Raro war übrigens in seinem Sinnen und Trachten nicht nur auf die Eroberung der Welt und die Erneuerung des Glaubens gerichtet, er beschäftigte sich auch mit scheinbar kleinlichen und unbedeutenden Dingen. So schnitt er eigenhändig ein anderes als das gewöhnliche Muster für die Sandalen der Benedictiner zu, welches einen so großen Eindruck auf den Schuhmacher hervorbrachte, dem es zur Nachachtung übergeben war, daß er, wie der Ankläger sagt, entweder aus Zufall ober wegen der Seltsamkeit des Schnittes sagte: „Es ist unmöglich, daß das ein Anderer als ein Teufel zugeschnitten hat." In jeder Beziehung erwarb sich Peregrino Achtung, und man kann es den Nonnen nicht verdenken, daß sie ihn als Caballero und Vu08a Hlei-eell (Euer Gnaden) anredeten: war er doch wirtlich kein dummer Teufel, sprach nur von Dingen, die er verstand, und ließ sich aus keine undeutlichen Meinungsäußerungen, wie etwa Klopfen oder dergleichen ein, was freilich überhaupt bei seinen anständigen spanischen College« im siebzehnten Jahrhundert nie beobachtet worden ist. Damals wußten die Teufel noch ihre Zunge zu gebrauchen, eine Kunstübung, die ihnen offenbar erst mit dem Aufhören der Inquisition abhanden gekommen ist, so daß sie nun in den schmählichen Verfall gerathen sind, den wir alle kennen und bejammern.

So hoffnungsvoll auch die Einrichtung des Apustolates war, so scheint es doch, als ob die Zahl elf für höhere Zwecke zu groß gewesen sei. Es bildete sich also ein kleinerer Ausschuß von sechs Nonnen, welche der Beichtvater conNlinaclorllL (Bestätigerinnen) nannte. Sie hatten die Aussprüche der Besessenen gewissermaßen zu controliren und die wichtigsten auszuwählen, denn — so gräbt sich jeder Verbrecher sein eigenes Grab — Francisco war auf das eifrigste bemüht, dem heiligen Tribunal, wenn die Zeit gekommen war. das ganze Actcnmaterial über sein Thun und Treiben zur Verfügung zu stellen.

„Etwa drei Jahre lang," sagt der Ankläger, „ging der Angeklagte mit den Geistern um und unterhielt sich mit ihnen. Ueb« alle möglichen

Gegenstände fragte er sie nach ihrer Meinung, besonders in Betreff zukünftiger Dinge, die menschlicher Weise nicht zu erfahren waren und welche Gott allein wissen konnte. Was er dabei hörte, glaubte er nicht allein, sondern handelte auch darnach, und ließ sich dadurch in seiner Leitung der geistlichen Angelegenheiten des Klosters, sowie in andern wichtigen Sachen bestimmen. Ja, er hielt diese Nachrichten so werth, daß er Alles, was er in dem erwähnten Zeitraum von den Geistern horte, eigenhändig aufzeichnete ober durch andere niederfchreiben ließ. Auf diese Weise wurden etwa sechshundert Bogen vollgeschrieben, und dieses Mcmuscript mit großer Andacht und Verehrung aufgehoben, als enthalte es Aeußerungen göttlicher Eingebung."

Alles was wir bis jetzt von Franciscos Treiben gesagt haben, ist in der Anklageschrift enthalten. Auf das, was uns als das Wichtigste erscheint, geht die Anklage nicht ein, vielleicht Weil sie die Sache nicht als tadelnswerth ansah. Francisco erzählt sie selbst in seiner Vertheidigung, weil er sie sich zum höchsten Nuhme anrechnet.

„Als ich," sagte er, „nach Beendigung meiner Studien in dem Kloster meines Ordens in Salamanca lebte, und voll von dem Wunsche war, die alte strenge Regel des heiligen Benedict in einem Kloster meiner Gründung wieder einzuführen, hörte ich, als ich. nachdenklich über die Abwesenheit eines geistlichen Freundes, in tiefen Gedanken eine Treppe hinabging, eine Stimme, die mich in meinem Vorhaben ermunterte.

Als ich mich dann später in einer gewissen Stadt aufhielt und immer noch voll von dem Wunfche jener Gründung war, bestimmte ich eine sehr reiche und kinderlose Frau, deren Beichtvater ich war, dazu, die Kosten der Sache auf sich zu nehmen. Später bereute sie jedoch ihren Entschluß wiederum und meine Drohungen halfen nichts.

Darauf ging ich nach Madrid und suchte die Gemahlin eines Granden dazu zu bestimmen. Hierbei war besonders die Dienerin einer Freundin dieser Dame wirksam, welche vom Teufel besessen war und von mir beschworen wurde. Wie sehr aber auch der in ihr wohnende Dämon die Gründung des Klosters als ein gottgefälliges Unternehmen anpries, fu zerschlugen sich doch nach einigen Tagen auch diese Verhandlungen, und der Teufel fuhr aus dem Mädchen aus.

Nun faßte ein junges Mädchen, die Tochter reicher Eltern und Verlobte eines vornehmen Mannes, den Entschluß, den Freuden der Welt zu entsagen und Gott zu dienen. Sie theilte mir ihren Entschluß mit und wurde von mir in der Beichte darin bestärkt. In der Folge wußte sie ihren Verlobten dazu zu bestimmen, die Gründung des Klosters mit seinem eigenen Vermögen zu unterstützen. Alle Schwierigkeiten, welche sich der Sache entgegenstellten, wurden auf wunderbare Weise hinweg geräumt, das Kloster gegründet und die ursprüngliche Ordensregel des heiligen Benedict zur allgemeinsten Zufriedenheit und Bewunderung darin befolgt.

Die Dienerin, welche einst, als sie noch kein Ordensgelübde gethan hatte.

besessen gewesen war, lebte ebenfalls als Nonne in dem Kloster. Ein Jahr nach der Gründung desselben zeigte es sich, daß eine Nonne besessen war. Dabei prophezeite dieselbe, daß auch andere Nonnen in denselben Zustand gerathen würden. Und so geschah es innerhalb weniger Tage, wobei die früher besessen gewesene ehemalige Dienerin als ihren Dämon Peregrino Raro nannte."

So hatte also Francisco seinen Zweck erreicht. Die Nonnen standen unter seiner absoluten Herrschaft und ihrer Discretion war er sicher. Die meisten mochten Vermögen mit eingebracht haben, und die ehemalige Dienerin Wußte ihren Mangel an irdischen Schätzen durch die für den Beichtvater unschätzbaren Aeußerungen Peregrinos aufzuwiegen.

Aber wenn der Mensch etwas Großes erreicht hat, so will er sich vor seines Gleichen mit seinen Erfolgen sehen lassen: der Beifall und die Bewunderung der Nonnen tonnte dem Mönche unmöglich genügen. Die Laienwelt in die Geheimnisse des Klosters einzuweihen, war er natürlich zu klug: nach außen wurden nur die wunderbaren Prophezeiungen im Allgemeinen ruchbar und klug verwendet. Aber einem geistlichen Gevatter, einem Mönche wie er selber, konnte er doch Antheil an seinem Ruhme gönnen, und so weihte er den später nach Rom geschickten Freund in die Sache ein.

Der Ankläger sagt nach dem bei dem Inquisitionsgerichte üblichen Verfahren nichts von dem Denuncianten, aber aus den später, nach Beschluß des Processes, und bei Wiederaufnahme des Verfahrens gethanen Aeußerungen der Aebtissin geht mit der größten Wahrscheinlichkeit hervor, daß der Denunciant eben jener andere Mönch war. Die Piiurin behauptete nämlich, die ganze Anklage sei erlogen und der Angeber sei ein Neider und Feind Francisco gewesen.

Dem nach Rom gesandten Mönch mochte der Aerger über das Fehlschlagen seiner Gesandtschaft, die ihm an dem päpstlichen Hofe statt Belohnung und Anerkennung nur aufrichtiges Gelächter über seinen bornirten spanischen Fanatismus eingetragen haben dürfte, das Gedächtniß für die Erinnerung an seine Pflicht, alles, was an Ketzerei streift, dem heiligen Tribunale anzuzeigen, in wirksamer Weise schärfen. Er beschloß also, sich dem Vorwurfe, den der Fiscal der Inquisition gegen Francisco in den Worten formulirte, er habe die Ketzereien, die unter seinen Augen vorgingen, weder gemißbilligt noch dem heiligen Tribunale denuncirt, nicht auszusetzen, und wurde zum Denuncianten.

Neben allen anderen Thorheiten hatte Francisco, offenbar von seinem bösen Gewissen getrieben, eine unverzeihliche Narrheit begangen, die ihm schon allein jede Hoffnung auf Rettung abschnitt. Als letzten Antlagepunkt führte nämlich der Fiscal der Inquisition an, er habe eine üble Meinung von der Einrichtung und Gründung des heiligen Tribunals und seiner Art, Gerechtigkeit zu üben, gehabt. „Ja er behauptete unter anderen Albernheiten, es sollte überhaupt leine Inquisition geben. Als ihm einst der Nath gegeben wurde,.

in einer gewissen Stadt Spaniens den Umgang mit mehreren, wegen Ketzerei bestraften Nonnen zu vermeiden, kehrte er sich nicht daran, und sagte: »es kommt nichts auf diese Bestrafung an; denn das Inquisitionstribunal ist das ungerechteste und roheste Gericht, welches es überhaupt giebt."

Drei Jahre hatte der Unfug gedauert, da wurde, im Jahre 1631, dem Mönche von der Inquisition in Toledo der Proceß gemacht. Das Verfahren dauerte zwei Jahre, während welcher Zeit der Angeklagte drei Mal in der grausamsten Weise gefoltert wurde. Aus den erwähnten Proceßacten geht dies nicht hervor, da der Bericht solche, zu dem informatorischen Verfahrest des heiligen Tribunals gehörige Kleinigkeiten als selbstverständlich nicht erst erwähnt: wir wissen es nur durch den Historiker Lasuente, welcher den Proceß kurz erwähnt, und neben einem dem Hamburger ähnlichen Manuscript der Nationalbibliothet zu Madrid noch andere handschriftliche Quellen eingesehen hat.

Endlich sprach Don Diego Serrano de Silva im Jahre 1633 „nach Anrufung des Namens Christi" das Urtheil. In demselben heißt es: „Wollten wir der Strenge des Gesetzes folgen, so tonnten wir Franz Francisco Garcia Calderon zu großen und schweren Strafen verurtheilen. Tuch wollen wir Milde und Mitleid üben und befehlen, daß dem Angeklagten das Urtheil in unserem großen Audienzsaale in Gegenwart sämmtlicher Angehörigen unseres Gerichtes vorgelesen werde. Es haben diesem Acte feiner sechs Domherren des Domes von Toledo, sämmtliche Pfarrer der Parochialtirchen, sowie die Oberen der Klöster von Toledo mit ihren Mönchen und vier Professoren der Universität von Toledo beizuwohnen. In Gegenwart all dieser Personen hat er eine ernstliche Vermahnung zu vernehmen und seine Irrthttmer abzuschwören. Darauf ist er für immer und für alle Tage seines Lebens in der Zelle eines später zu bezeichnenden Klosters einzumauern, und darf nur einmal im Jahre, nämlich zu Ostern, das Abendmahl nehmen. Wird er nach dem ihm zum Aufenthalte bestimmten Kloster abgeführt, so wird er gegeißelt und der Secrctair der Inquisition liest ihm das Urtheil vor. Ist er in dem Kloster angekommen, so wird er wiederum gegeißelt und ein Commissar und ein Notar des heiligen Tribunals lesen ihm wiederum das Urtheil vor, dessen Ausführung sie bezeugen und bescheinigen."

Auch der erwähnte spanische Historiker ist der Ansicht, baß das heilige Tribunal einen sehr viel härteren Spruch habe fällen können. Wir gönnen ihm die Freude darüber, daß der Mönch mit so außerordentlicher Milde behandelt worden ist, und sind ihm für eine Nachricht über das Schicksal der anderen Vetheiligtcn dankbar.

Donna Tcresa de Silva war mit Verbannung bestraft worden. Es ist als selbstverständlich anzunehmen, daß sie die Zeit dieser Verbannung in einem ausländischen Kloster zugebracht hat. Nach Ablauf von vier Jahren wurde zu ihren und der andern Nonnen Gunsten der Proceß wieder aufgenommen, das erstinstanzliche Urtheil umgestoßen, und die Nonnen als unschuldig anerkannt.

Auch Lafuente ist von der Schuldlosigkeit der heiligen Mädchen überzeugt
und hält sie für grausam verleumdet, vergißt aber leider dabei mitzutheilen,
was aus Francisco geworden ist: waren die Nonnen nicht verführt, sondern
unschuldig angeklagt, so konnte ja der Beichtvater der ihm zur Last gelegten
Verbrechen ebensowenig schuldig sein. Ueber ihn findet sich aber keine Nach-
richt, und wir müssen annehmen, daß er eingemauert blieb, während Donna
Teresa de Silva wiederum in ihr geliebtes, von ihr selbst gestiftetes Kloster
einzog, und als unangenehme Folgen allzu lebhaften Verkehrs mit dem Jenseits
nur einen vierjährigen Aufenthalt in „Europa", wie die Spanier wohl den
außerspanischen Theil unseres Erdtheils bezeichnen, und die Unbequemlichkeit
für sich und ihre Nonnen einen anderen Beichtvater zu suchen, davonzutragen
hatte. Hoffentlich hat ihr der Keherrichter, der dem Namen nach mit ihr
verwandt gewesen zu sein scheint, dabei eben so gute Dienste geleistet wie bei
der Wiederaufnahme des Verfahrens zu ihren Gunsten.

Der Mörder des Kaufmanns Max Kreiß.

Das A'lustcr eines Indizienbeweises.

Paul Lindau.

— Vülli». —

!.

cit den Verhandlungen gegen Tickhoff hat kein Mordproceß in unserer Hauptstadt eine so allgemeine und tiefe Erregung hervorgerufen und einen so stürmischen Andrang zum Schwurgerichtssaal veranlaßt, wie der in den Tagen vom 20. bis 25. Mai unter Leitung des Landgerichts-directors Krause vor dem Geschworenengerichte des Landgerichts Berlin I verhandelte gegen den Buchhalter Hermann Günzcl, der angeklagt war, am 9. April d. I., Ostersonnabend, in vorgerückter Abendstunde, wahrscheinlich kurz vor oder nach zehn, den Kaufmann Max Kreiß in dessen in der Adalbertstraße 60/61 belegenen Wohnung ermordet und beraubt zu haben.

Mordprocesse find für Berlin leider ebensowenig etwas Außerordentliches wie für die andern große» Hauptstädte. Sie bieten daher auch im Allgemeinen, wenn sie wie bei Gronack, Schunicht, Keller, nichts anderes sind als die entsetzlichen Blutthaten, verübt von den verkommensten und rohsten der Menschen an unglücklichen Opfern, die in fast allen Fällen der wenigbegünstigten Klasse der Menschheit angehören, wenn der Verbrecher entweder auf frifcher That oder unmittelbar nach deren Vcrübung betroffen wird oder so unzweifelhafte Spuren feines Verbrechens hinterläßt, daß er selbst sich nach kurzem Leugnen zu seiner ruchlosen That bekennen muß — sie bieten taum noch ein anderes Interesse als das der Verurtheilung des Schuldigen und seiner Ausschließung auf ewige Zeiten aus der bürgerlichen Gemeinsamkeit.

Der Mörder des Kaufmanns INal.K^üiß. , , ^0<
Daß aber die Ermordung des Kaufmanns Krciß eine ungewöhnliche Theil-
nahme hervorrufen tonnte, findet seine Eiklänm.g »^nohl: !n'-der »M'csiinli^-
leit und Lebensstellung des Opfers, als auch in der Persönlichkeit des des
Mordes Angeklagten, endlich und hauptsächlich jedoch in den sachlichen Schwierig-
keiten, die bei dem hartnäckigen Leugnen des Angeklagten, der an dem Ort des
Verbrechens keine nachweisbare Spur von sich zurückgelassen hat, zu über-
winden waren.
Ter ermordete Kaufmann Max Kreiß lebte in zwar bescheidenen, aber
durchaus geregelten Verhältnissen. Er stand an der Spitze eines Glaswaaren-
geschäftes, Kreiß 6, Co., dessen Erträgnisse mehr als genügend waren, um
ihn von allen materiellen Sorgen um das Dasein zu befreien. Er befand
sich also in der gleichen Lage mit den Tausenden der kleineren Berliner Ge-
schäftsleute. Er war ein tüchtiger, gebildeter, einsamer Mann, der in der
seinem jähe» Ende kurz vorhergehenden Zeit auch körperlich leidend gewesen
war und sich deshalb immer mehr von der Geselligkeit, an der er wohl niemals
besonderes Gefallen gefunden zu haben scheint, zurückgezogen hatte.
Ter des Mordes beschuldigte Hermann Günzel hat das sechsundzwanzigstr
Lebensjahr eben vollendet. Er gehört der großen Klasse der stellungslosen
Commis an, die die verräucherten Schenken der entlegeneren Stadltheile be-
völkern, jener Halbproletarier mit Spazierstock, die in seltenereu Fällen wegen
Ueberfüllung des Marktes zur Arbeitslosigkeit gezwungen und zu unverdientem
Elend uerurtheilt sind, gewöhnlich aber aus Faulheit, Leichtsinn, schlechtem
Willen den au sie gestellten Anforderungen nicht genügen, sich erwerbslos um-
hertreiben, von einer Kneipe in die andere ziehen, in schlechte Gesellschaft ge-
rathen, Schulden machen, und von der Noth schließlich auf die Bahn des
Verbrechens gedrängt weiden.
Zur Gesellschaft dieser Verbummelten und Verkommenen gehört Hennann
Günzel, der durchaus nicht unfähig gewesen wäre, sein Vrot redlich zu ver-
dienen, der im Gegeutheil sogar mit nicht geringer Gewandtheit und einem
Maße mittlerer Bildung ausgestattet ist, die ihm bei ernstlichem Wollen ohne
Zweifel den Kampf um das Dasein siegreich hatte bestehen lassen. Günzel
hat es in keinem der Geschäfte, in denen er angestellt gewesen ist, lange aus-
gehalten. Von dem ermordeten Kreiß, in dessen Diensten er ebenfalls nur
sechszehn Tage, vom 21. Januar bis 6. Februar 1886, gestanden hatte,
war er in Unfrieden geschieden. Er war wegen einer Ungehörigteit plötzlich
entlassen worden, strengte eine Klage wegen einer von Kreiß noch zu zahlenden
Gehaltssumme an und gewann seinen Proceß. Als Angestellter im Geschäfte
von Bodenburg, Maschinenöl- und Talgschmelzerei, hatte er am 16. Januar
d. I. das Unglück, den linken Arm zn brechen, und mußte den Arm einige
Zeit in der Binde tragen. Zuletzt war er als sogenannter Stadtreisender
beim Troguenhändlei Ebeling in der Dresdencrstraße beschäftigt. Er gak
auch diese Thätigleit bald auf, da sie ihm ein zu kärgliches Einkommen ge-

währte — er war nur.mit »einem Antheil an den von ihm bewerkstelligten V^I«üfeN-Heiheittg(.-7^.'"und-wllr seit Anfang Februar d. I. stellenlos.
Es ging ihm jämmerlich. In der ersten Zeit freilich war er vor dem Alleräußersten geschützt. Er hatte bei Frau Kaul in der Dresdenerftraße 5 Schlafstelle und Frühstückskaffee für monatlich 10 Marl 50 Pfennige, und obwohl er gar kein Einkommen hatte, war er doch im Stande, die Ansprüche seiner Wirthin dadurch zu befriedigen, daß er eben Geld entlieh, von gut-müthigen Verwandten, von vertrauensvollen Bekannten. Vor Allem aber brauchte er nicht zu hungern und auch nicht zu dursten. Durch Schwindeleien aller Art, die schließlich in einer schweren Urkundenfälschung gipfelten, hatte er einen Gastwirth, Namens Schoßtag. bethört, und in dessen Wirtschaft mit der Zeit für beinahe 120 Mark Speisen und Getränke verzehrt, ohne dafür zu zahlen. Als der Wirth hinter Günzels Schliche kam, sehte er sich auf gut berlinerische Art mit ihm auseinander und warf ihn zur Thür hinaus.
Da Günzel nun sein bisheriges Stammlucal zu meiden hatte, traten die Nahrungssorgen immer bedrohlicher an ihn heran. Er versetzte seinen guten Anzug und seine Uhr, er lieh Geld von seinem wenig bemittelten gutherzigen Schwager, dem Tischler Ostermann in Rixdorf, von dessen Frau, seiner armen Schwester, die für ihren Bruder sogar den Trauring hergab, von seinem Schlaf-genossen bei Frau Kaul, von aller Welt. Sein alter Anzng war völlig abgerissen, seine Stiefel in auffällig schlechtem Zustande, er hungerte, und nun hatte er auch seiner Wirthin das Geld für Miethe und Frühstückslaffee schuldig bleiben müssen, und diese, die nicht in der Lage war, die Zahlung zu stunden, be-drängte ihn. Sie sowohl wie seine andern Gläubiger vertröstete er immer mit dem bestimmten Versprechen, das Geld zu Ostern zu bezahlen.
I» schadhafter Bekleidung, mit leerem Magen, mit leerer Börse, be-drängt von Gläubigen!, ohne Erwerb, in tiefem Elend, mit der Aussicht, in wenigen Tagen, wenn er das Geld nicht schaffe, von seiner Wirthin an die Luft gesetzt zu werden und dann an die Thür des Asyls für Obdachlose klopfen zu müssen — so sah Hermann Günzel am Heiligabend, an dem Max Kreiß ermordet wurde, dem Osterfest entgegen.
Günzel ist mittelgroß. Seine Figur ist nicht übermäßig kräftig, aber sie ist durchaus normal mit verhältnißmäßiger Breite der Brust und macht den Eindruck des Straffen und Strammen. Seine Hände sind groß und knochig, und als er im Gerichtssaal zu einer ärztlichen Feststellung seine Arme ent-blößen mußte, zeigten diese eine nicht gewöhnlich starke Musculatur. Er brüstete sich wohl auch gelegentlich mit seiner Körperkraft und machte sich in einem WirthZhause anheischig, eine halbe Tonne Bier, die über 150 Pfund wiegt, vom Boden auf den Stuhl zu heben. Es gelang ihm freilich nicht, er hob die Tonne nur einige Ccntimeter vom Boden auf und mußte dann sein Beginnen aufgeben. Er erklärte das Mißlingen seines Versuchs damit, daß jetzt sein Arm infolge des Bruches die frühere Kraft noch nicht wieder-gewonnen habe. Immerhin war dieser gebrochene Arm doch schon wieder

genügend erstarkt, um es Giinzel zu ermöglichen, die anderthalb Centner
schwere Last vom Boden aufzuheben, wie er denn überhaupt schon seit An-
fang März nirgends eine Klage über seinen Arm geführt. Billard und Kegel
gespielt hat u. s. w.

Sein Gesicht ist nicht uninteressant. Es ist fast bartlos, ein kaum bemerk-
barer Flaum bedeckt die Oberlippe. Seine halbdunllen Haare sind ungewöhn-
lich voll. Er trägt sie ziemlich lang, ohne Scheitel, aus dem Gesicht gekämmt,
und sie stauen sich auf dem kurzen und breiten Schädel anspruchsvoll zu einer
hohen Tolle auf. Die Stirn ist gut entwickelt, die Nase scharf geschnitten,
ziemlich groß, der Mund energisch. Die kleinen Augen sind lebhaft, dunkel,
häßlich. Günzel sieht aus wie der Charakterspieler einer herumreisenden
Schauspielergesellschaft. Seine Gesichtsfarbe, die wahrscheinlich wahrend der
Haft und infolge der ungewöhnlichen Aufregungen bei den Verhandlungen sich
wesentlich verändert hat, ist gelbgrau. In den Augenblicken der stärksten
Aufregungen, wenn die belastendsten Aussagen gegen ihn gemacht wurden,
nahm das Gesicht eine unheimliche fahle olivengrüne Färbung an. In seltenen
Fällen röthete es sich. Dies geschah namentlich bei der Vernehmung seiner
Angehörigen und seiner Braut. Dann nahm auch sein Auge, das gewöhn-
lich stechend und gehässig um sich blickte, einen freundlicheren Ausdruck an.
Es muß noch erwähnt weiden, daß Günzel sich auch schriftstellerisch versucht
hat. Er hat verschiedene lyrische Gedichte verfaßt und auch an einem Drama
„Cagliostro" seine Kräfte messen wollen. Diese dilettantenhaften Erzeugnisse
sind nicht der Rede werth.

Die Blutthat in der Adalbertstraße — derselben Straße, in der
beiläufig bemerkt auch der unglückliche Briefträger Cossäth von Sobbe ermordet
worden ist — entspricht genau dem Bilde, das sich bei dem Begriffe des
Mordes der geängstigten Phantasie der Frauen als Schrecken darstellt: Der
Mörder schleicht sich in der Dunkelheit in das Haus ein, lauert auf der
Treppe, die nach oben führt, oder verbirgt sich auf dem Boden und erspäht
nun den geeigneten Moment, um in die Wohnung des nichtsahnenden Opfers
einzudringen. Das Opfer wird niedergeschlagen, beraubt, der Thäter ent-
kommt. Am Orte der Schreckenstat wird nichts gefunden, das auf diesen
hinweist. Erst ganz allmählich geben gewisse zunächst nebensächlich erscheinende
Umstände der Nachforschung eine bestimmtere Richtung; und nun fügt sich
Umstand an Umstand, der beweist, daß der eingeschlagene Weg der richtige
ist, und jede neuermittelte Einzelheit bestätigt dies. Alle Wahrnehmungen
schießen zusammen zu einer gewaltigen festgegliederten Anklage, zu einem un-
zerreißbaren Netze, in dem schließlich keine Masche mehr locker ist. in dem
sich nun der Schuldige verstrickt und verzappelt, aus dem ihn nichts mehr
befreien kann. . .

Bei diesen Persönlichkeiten und bei diesen Verhältnissen, hier, wo lein
lebender Mensch die That bezeugen konnte und der unzweifelhafte Thäter
das Verbrechen mit aller Entschiedenheit bis zum letzten Augenblicke bestritt,

wo sich nur die stummen sachlichen Zeugen zu dem Schuldbeweise zusammenzufinden hatten, war die fieberhafte Anfiegung, mit der die Oeffentlichteit den Verhandlungen folgte, wohl begreiflich. Wenden wir uns nun zu dem Verbrechen selbst.

II,

Die Adalbertstratze liegt im südöstlichen Theile von Berlin. Sie lauft parallel mit dem Canal, welcher das Engelbecken mit dem Thorbecken verbindet. Die Diesdenerstraße, in welcher Günzel wohnte, mündet am Kottbuser Platz in spitzem Winkel in die Adalbertstraße. Die Reichenberger-, Oranien-, Naunyn- und Waldemaistrahe, in denen die wichtigsten Zeugen ihre Wohnungen haben, durchschneiden die Adalbertstraße rechtwinklig. Am nördlichen Ende der Adalbertstraße, zwischen der Waldemarstraße und dem Nl'thcmienufer, liegt das Krankenhaus Bethanien mit seinen großen Gärten und davor östlich der Mariannenparl. Die Straße am Canal vom Ma« riannenpart bis zur Spree ist das Mariannenufer.

Unweit des Unglückshauses, in dem Sobbe den Briefträger mordete, auf der andern Seite in der Adalbertstraße, auf dem Grundstücke, welches die Nummern 60 und 61 trägt, jenseits des Canals, zwischen dem Engeluser und der Melchiorstraße, wohnte der Kaufmann Max Kreiß. Das Grundstück ist auf eine in Berlin nicht gewöhnliche Weise bebaut. Die ziemlich alten Gebäude füllen nicht die Breite der Straßenfront; rechts und links sind vielmehr Seitengebäude, welche zwischen sich einen größeren Vorhof freilassen; daran stößt dann rechtwinklig das Qucrgebäude, das einen Durchgang zu dem zweiten Hufe offen läßt. Zwischen den beiden Seitengebäuden, in der Mitte des Grundstücks, der Straße zu, liegt eiu kleines Portierhaus; rechts und links zwischen diesem und den beiden Seitengebäuden sind die Durchfahrten freigelassen, die durch ein eisernes Gitter geschlossen werden tonnen und Abends auch regelmäßig geschlossen werden. Das Gitter ist aber mit großer Leichtigkeit zu übersteigen. In den Gebäuden sind verschiedene Fabriken uud Lagerräume: Lederfabrik, Metallhandler, Farbenfabrik, eine Blechemballagefabrit u. s. w. Da befanden sich auch die Geschäftsräume und die Wohnung des Kaufmanns Max Kreiß, und zwar im eisten Stock des rechten Seitengebäudes.

Zu dieser Wohnung führt vom Hofe aus ohne Thür oder sonstigen Verschluß eine theilweise mit Wellblech bedachte Treppe. Vom Treppenvorftur links gelangt man in die Wohnung des Kreiß. Nach rechts zu im Quergebäude, eine halbe Treppe höher, ist die Wohnung der Stockmar'schen Eheleute. Die Wohnung des Herrn Kreiß ist von diesem Vorflur durch eine Doppelthür abgeschlossen. Die Außenthür ist zweiflüglig, von Holz, mit Riegeln und Schloß versehen. Die Innenthür hat oben Glasfenster und öffnet sich nach innen. Sie hat eine gewöhnliche Klinke. Beim llefmen derselben aber schlägt ein Bügel an eine ziemlich hell klingende Glocke. Durch

diese Thür gelangt man auf den Corridor der Kieiß'schen Wohnung, auf dessen rechter Seite sich zwei Thüren befinden. Eine dritte Thür ist geradezu.
Die Kreiß'sche Wohnung besteht aus vier verschiedenen Räumen. Ter größte derselben, nach der Adalbertstraße zu, mit zwei Fenstern nach der Straße und einem Fenster nach dem Vorhofe, ist der Lagerraum. An diese» schließen sich in der Richtung auf das Quergebäude drei ziemlich gleich große Räume; zunächst der Musteriaum mit einem Fenster nach dem Vorhofe und einer Thür nach dem Curridor, dann das Cumptoir, ebenfalls mit einem Fenster nach dem Vorhofe und einer Thür nach dem Corridor, und endlich das Wohnzimmer, dessen beide Fenster nach dem Quergebaude zu liegen. Die Wohnstube hat leinen Eingang vom Corridor aus. Die sämmtlichen Räume: der Lagerraum, der Musterraum, das Cumptoir und die Wohnstube, sind durch Thüren miteinander verbunden. In der Wohnstube stand auch das Bett des Ermordeten.
Von diesen Räumen hat für unfern Zweck nur das Comvtoir eine besondere Bedeutung. Wenn man in dasselbe vom Curridor aus eintritt, so ist linls der Ofen; hinter der Thür, die zum Musterraum führt, ebenfalls auf der linlen Seite, der Ladentisch, und daneben das Geldspind. Von diesen nur durch eine geringe Entfernung getrennt steht in der Nähe des Fensters ein Toppeluult, an dem Herr Kreiß und auch Günzel gearbeitet haben, und zwar saß Günzel so, daß er es sehen mußte, wenn sein Chef den Geldschrank öffnete und verschloß. Kreiß trug den Schlüssel immer in der linlen Hosen« tasche. Der Geldschrank ist von einfachster Einrichtung und tann mit dem Schlüssel von Jedermann ohne Weiteres geöffnet weiden.
Am Sonnabend vor Ostern, 9. April, verließen etwa um halb neun Uhr die beiden Hausdiener des Heim Kreiß, Harzmann und Sacha, die Wohnung ihres Principals. Max Kreiß war längere Zeit leidend gewesen. Er war um diese Zeit damit beschäftigt, die Inventur aufzunehmen, und sein Bruder, der Kaufmann Herr Jean Kreiß, und dessen Ehefrau waren ihm bei dieser Arbeit behülflich. Sie waren auch an jenem Sonnabend bis neuu Uhr mit ihm zusammen. Nachdem Frau Jean Kreiß für ihren Schwager noch das Abendbrot bereitet hatte, Verließ ihn das Ehepaar mit dem Versprechen, am andern Morgen wiederzukommen. Sie ließen ihm, da er eben ganz allein in der Wohnung war und sich noch immer nicht ganz wohl fühlte, wie fchon öfters ihren kleinen Hund zurück, und Jean Kreiß sagte seinem Bruder, bevor er sich verabschiedete, er möge doch den Hund vor der Nacht noch einmal auf den Hof führe«.
Am Ostersonntag früh, etwa um die neunte Stunde, lamen die beiden Hausdiener Harzmann und Sacha zur Arbeit. Sie fanden die Holzthür. die vom Vorflur zum Corridor der Kieiß'schen Wohnung führt, noch geschlossen. Es fiel ihnen nicht besonders auf, da Max Kreiß wie gefügt in letzterer Zeit vielfach gekränkelt hatte und oft ziemlich lange im Nett blieb. Sie wolllen ihren Herrn deshalb auch im Schlafe nicht stören, blieben auf der Treppe und

unterhielten sich. Etwa um elf Uhr kamen der Vruber und die Schwägerin, Herr Jean Kreiß und Frau, um ihm bei der Arbeit der Inventur weiter Vehülflich zu sein. Jean Kreih klopfte und klingelte, erhielt aber leinen Bescheid. Da er fürchtete, daß seinem noch lange nicht genesenen Bruder etwas zugestoßen sein möchte, forderte er den Hausdiener Harzmann auf, auf das Welldach, das die vom Hofe aufführende Treppe bedeckt, und von dem aus man ohne Mühe durch das Fenster in die Kreiß'sche Wohnung gelangen kann, zu steigen. Unmittelbar über diesem Dach ist eines der Fenster der Krciß'schen Wohnstube, in der bekanntlich auch sein Nett stand. Harzmann klopfte an die Scheiben. Von drinnen kam keine Antwort. Da entschloß er sich, eine Scheibe einzudrücken, und stieg durch das Fenster ein.

Sehr bald darauf öffnete Harzmann mit dem Ausdruck der äußersten Bestürzung die Doppelthür, vor der Jean Kreiß mit seiner Frau und dem Hausdiener Sacha wartete, und theilte diesen in großer Aufregung mit, baß sich der Principal erschossen habe, er liege in seinem Blute im Comptoir. Die Verwandten und der Diener eilten nun in die Geschäftsstube, und es bot sich ihnen da ein schrecklicher Anblick dar.

Unmittelbar an der Thür, die zum Musterraum führt, hart am Ofen, lag die Leiche des Max Kreiß in einer großen Blutlache, die Füße nach dem Ofen zu, den Kopf nach der Thür. Auf den eisten Blick war zu erkennen, daß sich Harzmann geirrt hatte, daß nicht ein Selbstmord, sondern ein Mord vorlag. Der Schädel des Unglücklichen war zerschmettert, und um seinen Hals war eine Hanfschnur geschlungen und festgezogen. Neben der Leiche lag eine zertrümmerte Lampe, und in nächster Nahe vor der Thür zum Musterraum war auf dem Fußboden ein großer Petroleumsteck. An den Wänden und den der Leiche nächstliegenden Gegenständen fanden sich vielfache Blutspritzungen. Die Leiche war vollkommen bekleidet. In der linken Hosentasche, in der Kreiß den Schlüssel zum Geldschrank zu tragen pflegte, waren blutige Spureu. Ebensolche befanden sich an der Schnur des inneren Rouleaus. Außer diesem, das aus sehr dünnem und durchsichtigem Stoff gefertigt ist, war an dem einzigen Fenster des Comptoirs nach außen hin noch ein sogenanntes Wetterrouleau (oder Marquise) angebracht. Um diefe äußere Marquise zu schließen, mußte man mit der besonderen Vorrichtung umzugehen wissen, da sie sich sonst, wie die Zeugen aussagen, leicht „verhedderte". Das Wetterrouleau wurde übrigens gewöhnlich nicht herabgelassen. Das war aber jetzt der Fall, und zwar war es augenscheinlich von unkundiger Hand gewaltsam herabgezerrt; es war eingerissen. Offenbar hatte der Mörder, dessen blutige Spuren an der Schnur des inneren Rouleaus zurückgeblieben sind, die Marquise schließen wollen, um den Thatort der späteren Beraubung von den Blicken der Nachbarn abzusperren; und da er mit dem Mechanismus nicht vertraut war und ihm das nicht gleich gelang, hat er das Rouleau gewaltsam herabgerissen.

Das eiserne Geldspind im Comptoir War ordnungsmäßig verschlossen; der dazu gehörige Schlüssel fehlte. Als Jean Kreiß dasselbe mit dem in seinem

Besitze befindlichen Reserveschlüssel öffnete, ergab sich, daß die Vaarschast im Betrage von etwa 700 Mark fehlte, — insbesondere auch eine Brieftasche, in der sich, wie Jean Kreiß sofort mit Bestimmtheit angab, ein Hundertmark- schein, ein Zwanzigmarkschein und ein Fünfmarkschein befanden. Auch die Taschenuhr des Kreiß war verschwunden.

In dem Wohnzimmer nebenan, rechts vom Comptoir, stand auf dem Tische der Rest des Nachtmahls, das seine Schwägerin ihm bereitet hatte, ferner eine leere und eine volle Bierflasche, ein mit Bier halbgefülltes Glas, und daneben lag aufgefchlagen eine Nummer der „Fliegenden Blätter". Das Bett war unberührt. Ter kleine Hund hatte sich verkrochen und schlich, als er seinen Herrn erkannte, unter einem Möbel hervor.

Im Comptoir nahe dem Geldschrank fand man zwei Zettel, die nach der Angabe der in Betracht kommenden Zeugen nicht im Besitze von Max Kreiß gewesen waren. Es war eine Steuerquittung für das erste Quartal 1886 auf den Namen des Schuhmachermeisteis Haberland und ein Abonne« mentZvillet für das Nationalpanorama, auf dessen Rückseite ein Stempel ge- drückt war mit der Aufschrift: „Centralspeiseanstalt von P. Schirlitz, 0.. Neuthstraße 10." Tarunter war mit blauer Tinte geschrieben: ‚K. Bethge."

Auffallend war es Herrn Jean Kreiß, daß eine Stehleiter, die gewöhnlich im Lagerraum stand, jetzt dicht an die Glasthür des Comptoirs gerückt war. s» daß man von dort aus den eisernen Bügel, welcher an die Glocke schlug, biegen und es so bewerkstelligen konnte, daß die Thür beim Hinausgehen ge- öffnet wurde, ohne daß die Glocke anschlug.

Die Leichenschau ergab, daß Mar Kreiß durch mehrere wuchtige Schläge mit einem stumpfen ziemlich scharfkantigen Werkzeug, also mit einem Neil oder einem Hammer, erschlagen worden war. Stirn, Schädeldach und Scheitel- gegend auf der linken Seite waren zertrümmert. Tie Wunden waren absolut tüdtliche. Tie Sachverständigen nahmen an, daß dem Sterbenden im Todes- kampfe die Hanfschnur um den Hals geschlungen sei, um dessen Röcheln zu ersticken. In der Hand der Leiche wurden einige Haare vorgefunden, die mit den Haaren des Ermordeten selbst große Aehnlichleit haben.

Alles wies darauf hin, daß der Mord von einer Person begangen sein mußte, die dem Ermordeten einmal näher gestanden hatte, die Wohnungs- verhaltnisse und die Gewohnheiten des Mannes kannte. Es blieb einstweilen unaufgeklärt, wie der Verbrecher sich eingeschlichen hatte. Turch die Thür. die vom Vorflur zum Corridor führt, konnte er, so lange Kreiß in der Wohnung war, kaum gelangt sein, da der Anschlag der Glocke Kreiß gewarnt haben würbe. Jedenfalls wußte der Verbrecher aber, daß Kreiß eine gewisse Summe baarcn Geldes in seinem Geldspinde aufbewahrte, und daß Kreiß den Schlüssel in der linken Hosentasche trug, denn aus dieser war der Schlüssel, wie die blutige Spur nachwies, genommen worden. Ter Schrank war ohne Gewaltthätigteit geöffnet, seines Inhalts beraubt und wieder geschlossen worden.

Es lag für die forschenden Behörden die traurige Notwendigkeit vor, vor'allen Dingen die dem Ermordeten Nächststehenden, also seine Familienangehörigen, zu vernehmen. Und ein niederträchtiges und völlig unbegründetes Gerücht hatte die von dem Morde Schwerstbetroffenen in der That zunächst belastet. Es stellte sich aber sofort mit sonnenklarer Sicherheit die völlige Nichtbetheiligung der Verwandten an dem Morde heraus. Ebenso waren die beiden Hausdiener sogleich im Stande, über ihr Verweilen am Vorabende durchaus befriedigenden Aufschluß zu geben, und auch gegen diese lag nicht der geringste Anlaß zu einem Verdachte vor. Das Gleiche galt vom Schuhmachermeister Haberland, einem braven Handwerker, der keinen Aufschluß darüber zu geben vermochte, wie der Steuerzettel, den er sofort als ihm zugehörig anerkannte, ihm abhanden gekommen und an den Ort des Verbrechens gelangt sei. Ter Gastwirth Schirlih thcilte mit, daß er vielen seiner Gäste derartige Einlaßkarten zum Nationalpanorama für die Hälfte des Kassenpreises überlasse. Ob sich unter denselben ein Mann Namens Velhge befunden habe, vermöge er nicht anzugeben. Die nachforschenden Behörden waren übrigens von vornherein überzeugt, daß die rechtmäßigen, die früheren Bescher der in der Wohnung von Max Kreiß gefundenen Zettel mit dem Verbrechen nichts zu thun haben würden. Es wäre in der That unerhört, daß der Verbrecher, der bei der Verübung des Verbrechens eine fo große Schlauheit an den Tag gelegt hatte, die plumpe Dummheit begangen haben sollte, gewissermaßen seine Visitenkarte am Orte der That zurückzulassen. Sie nahmen vielmehr und, wie sich später herausgestellt hat, mit vollem Recht an, daß sich der eigentliche Thäter diese Zettel auf irgend welche unaufgeklärte Weise angeeignet «nb an dem Schauplatze seiner Nlutthat absichtlich zurückgelassen habe, um die Nachforschung zunächst auf eine falsche Fährte zu bringen.

Nachdem nun die Verwandten und Bediensteten des Ermordeten aus der Reihe der Verdächtigen unbedingt auszuschließen waren, und es gleichwohl als erwiesen anzusehen war, daß der Thäter Max Kreiß und die Kreiß'sche Wohnung sehr Wohl gekannt haben müsse, wurde die Untersuchung auf die früher von Kreiß beschäftigten Persönlichkeiten ausgedehnt. Und da stellte sich denn der Nachforschung sogleich die Persönlichkeit des Hermann Günzel, der nach kurzer Zeit von Kreiß weggeschickt worden war, der gegen Kreiß einen Proceß angestrengt und gewonnen, der vor dem Morde mit den bittersten Gcldsorgen gekämpft und unmittelbar nach dem Morde für seine Verhältnisse sehr bedeutende Ausgaben gemacht hatte, als eine solche dar, die der blutigen That Wohl verdächtig erscheinen tonnte.

Der polizeiliche Beamte, CriminalcommissarDamm, fand Günzel, als er sich <nn Mittwoch dm 13., also drei Tage nach der Entdeckung des Mordes, in dessen Wohnung zu Frau Kaul begab, nicht zu Hause und hörte sogleich, daß Günzel während der Feiertage fast gar nicht im Hause gewesen war, hörte dazu soviel höchst bedenkliche Dinge, und die Verdachtsmomente häuften sich derart, daß die sofortige Verhaftung des Günzel beschlossen wurde. Am folgen-

dm Morgen in aller Frühe, Dunnerstag 14. April, wurde Giinzel aus dem
Bett geholt und zu einer ersten polizeilichen Vernehmung nach dem Molken-
markte gebracht. Von da wurde er in das Untersuchungsgefängniß nach
Moabit abgeliefert und dem in Criminalsachen besonders bewanderten Unter-
suchungsrichter Landgerichtsrath Hollmann überantwortet.

III.

Giinzel leugnete Alles. Er behauptete, in gar keinem Zusammenhange
mit der That zu stehen.

Bei seinen ersten Vernehmungen durch die Criminalbeamten und den
Herrn Untersuchungsrichter gab er auf die beiden wesentlichsten Fragen: was
er am Sonnabend vor Ostern und während der Osterfeiertage angefangen habe,
und wodurch er auf einmal in Besitz von nicht unbeträchtlichen Baarmitteln
gelangt sei, zunächst folgende Auskunft.

Am Sonnabend Vormittag habe er sich, wie fchon mehrfach, nach dem
Bureau der „Vossischen Zeitung" begeben, um unter den Anzeigen nachzusehen,
üb für ihn eine geeignete Stellung zu finden sei. Darauf sei er zu einem
Schuhmacher gegangen, um ein Paar Stiefel zu taufen, die dieser ihm aber,
da er sie auf Credit begehrte, nicht habe mitgeben wollen. Er habe den
Schuhmacher gebeten, sie bis zum Abend zurückzustellen. Dann sei er zu
seiner Schwester, Frau Ostermann in Rixdorf, gegangen, wo er um zwölf
Uhr Mittags angekommen sei. Dort habe er, da seine Strümpfe zerrissen
waren, sich Strümpfe geholt und den rechten Fuß gekühlt, der durchgelaufen
gewesen sei. Um halb zwei habe er bei seinem Schwager mit seiner Schwester
und Stiefschwester zu Mittag gegessen, und seine Stiefschwester habe ihm dann
noch ein Paar Butterbrode geschnitten, die er zugleich mit den Strümpfen,
die er abgelegt hatte, in ein Packet gewickelt und mitgenommen habe. Nun
habe er sich nach der Oranienstraße begeben, um sich um eine Stellung zu
bewerben, habe da aber bemerkt, daß mehrere junge Leute vor der Thür
standen, und daß die Sache für ihn hoffnungslos sei. Er sei sodann nach
der .Possischen Zeitung" zurückgekehrt, wo er zwischen sechs und sieben die
Anzeigen durchgelesen habe.

Da habe er denn bemerkt, wie ein Herr, der seine Droschke vor der
Expedition halten ließ, sehr eilig in das Bureau eingetreten sei und am
Schalter verschiedene Briefe abgeholt habe. Ter Netreffende, der es wie ge-
sagt sehr eilig hatte, habe unbemerkt zwei Briefe fallen lassen, die Giinzel
aufgehoben habe. Letzterer habe dann gesehen, wie der Herr mit einer Dame,
die draußen in der Droschke auf ihn gewartet habe, davon gefahren sei.
Der eine Brief habe eine chiffrirte Adresse getragen, und diesen habe nun
Günzel in der Expedition abgegeben; der andere sei aber nur ein zusammen-
gefaltetes Papier gewesen, und in diesem hätten sich ein Hundertmarkschein,
zwei Coupons und eine Visitenkarte, mit dem Namen „Fritz von Wollen"
befunden. Ueber die Coupons lauten seine Aussagen widerspruchsvoll. Ein-

mal behauptet er, er habe sie weggeworfen, weil er geglaubt habe, daß ein Zeitungsjunge ihm folge; ein andermal sagt er, daß er sie zunächst bei sich behalten habe und dann um zehn Uhr nach der Breitenstraße zurückgekehrt sei, um den Versuch zu machen, die Coupons zu wechseln. Er habe nicht gleich daran gedacht, daß um diese Zeit die Geldwechsler bereits geschlossen haben.

Nach dem Funde des Hundertmarkscheins sei er spazieren gegangen und zwar stundenlang, trotz seiner wunden Füße — denn er war angeblich schon den ganzen Nachmittag gelaufen: nach Riidurf, von Rixdorf nach der Breiten - straße, Oranienstraße. wieder Breitestraße, um schließlich über die Linden durch die Passage, Friedlichstraße, Zimmerstraße, Oranienstraße nach seiner in der Dresdenerstraße belegenen Wohnung sich zu begeben.

Der Criminalcommissar Damm machte ihn darauf aufmertfam, wie es doch sehr auffällig erscheinen müsse, daß Günzcl den ganzen Nachmittag und Abend ohne einzukehren spazieren gegangen sei. Darauf sagte er, er habe allerdings in der Zimmerstraße in einer Destillation einen Schnaps ge- trunken, und endlich erzählte er noch, daß er in der Wirthschaft von Hennig, die im Erdgeschosse desselben Hauses liegt, in dem Günzel bei Frau Kaul in Schlafstelle war, Dresdenerstraße 5, vor dem Schlafengehen ein Glas Bier getrunken und dazu ein Caviarbrödchen gegessen habe. In dem kleinen Local seien noch verhältnißmäßig viel Gäste gewesen, unter Anderm hätten vier Karten gespielt. Das sei kurz vor zwölf gewesen. Er habe da die Zeitungen gelesen und sich dann in die Wohnung der Frau Kaul begeben. Das Hennig'sche Local wird um zwölf geschlossen. Günzel ist aber erst viel später, nach halb eins, wie seine Stubenmitbewohner bezeugen, in seiner Schlafstelle eingetroffen.

Bei diesen ersten Vernehmungen wußte aber Günzel für die Verwendung der Zeit von acht Uhr Abends bis Mitternacht nichts Anderes anzugeben, als daß er durch Berlin gelaufen und kurz vor zwölf bei Hennig eingekehrt sei. Es wurde ihm sowohl von den Criminalbeamten, als auch ganz besonders von dem Untersuchungsrichter vorgehalten, daß es für ihn von äußerster Wichtigkeit sei, über diese entscheidenden Abendstunden des stillen Sonnabend die genaueste Auskunft zu geben, also namentlich auch die Locale zu bezeichnen, in denen er sich etwa aufgehalten habe. Er hatte darauf keine andere Antwort, als eben die, daß er gegen Abend in einer Destillation in der Zimmerstraße einen Schnaps getrunken und kurz vor Mitternacht bei Hennig in der Dresdener- straße ein Glas Vier und ein Caviarbrödchen verzehrt habe.

Günzel mochte empfinden, daß diese Angaben, die über sein Verbleiben während der verhängnißvollsten Stunden gar keinen Aufschluß geben, doch nicht genüge» würden. Und so rückte er denn acht Tage nach seiner Ver- haftung, und nachdem er bereits zahlreiche Verhöre hatte bestehen müssen, plötzlich mit der Angabe heraus, daß er, wie er sich jetzt erst besinne, am Charsamstag um die zehnte Stunde, wenige Minuten vor oder nach zehn, in

das Sadau'sche Local, Ecke Breitestraße und Schloßplatz, gegangen sei und dort etwa zwanzig Minuten verweilt habe. Ei irrte sich zunächst im Namen und nannte es das Sauer'sche Local; aber im Uebrigen waren seine Angaben über die innere Einrichtung dieser Wirtschaft richtig. Er bezeichnete auch den Tisch, an dem er gesessen haben wollte, ganz genau. Er behauptete, daß er eine Iauersche Wurst und ein kleines Glas Weißbier zu sich genommen und dafür 25 Pfennige gezahlt habe.

Diese Erklärung Günzels war von der allergrößten Bedeutung, denn genau um die Zeit, während der Günzel im Sabau'schen Local gewesen zu sein erklärte, war, wie es fast zweifellos erscheint/der unglückliche Kreiß ermordet worden. Alle Einzelheiten, die sich also auf das behauptete Verweilen Günzels im Sadau'schen Local um die zehnte Abendstunde bezogen, wurden demgemäß mit größter Genauigkeit verzeichnet und auf ihre Richtigkeit hin geprüft.

Günzel, der, wie sich bei den öffentlichen Verhandlungen gezeigt hat, um seine Lügen glaubhaft erscheinen zu lassen, immer dasselbe Mittel anwendet: eine Anzahl charakteristischer kleiner nebensächlicher Einzelheiten anzuführen, — wie also die Dame, die in der Droschke auf den unentdeckbaren Fritz von Wollen wartet, wie die Kartenspieler bei Hennig — machte auch ganz bestimmte Aussagen über die Persönlichkeiten, die sich zu der von ihm angegebenen Zeit im Sadau'schen Local befunden, und über Vorgänge, die sich da abgespielt haben sollten.

Er will daselbst zwei Droschkenkutscher gesehen haben und versichert auf das Bestimmteste, daß er die Wirthin Frau Sadau, die hinter dem Büffet stand, gefragt habe, wohinaus der Weg nach dem Hofe gehe.

Von dem Sadau'schen Local will er dann, wie er schon früher angegeben, auf dem bereits.bezeichneten Wege über die Linden u. s. w. langsam seiner Behausung zugegangen, bei Hennig kurz vor Mitternacht eingekehrt sein und sich dann auf seine Stube begeben haben.

Ten Sohn der Mithin, Comptuirdiener Kaul, und den Tischler Off, die mit ihm dasselbe Zimmer theilten, habe er allerdings noch wach gefunden. Er habe dem Sohne der Wirthin die noch schuldigen 5 Mark 90 Pfennige und dem Off die von diesem entliehenen 2 Marl gezahlt. Er habe das Geld von dem Erlöse des verpfändeten Traurings seiner Schwester besessen. Seine Schwester habe ihm außerdem noch 9 Marl zur Einlösung des Traurings gegeben, und am Sonnabend Abend habe er noch 12 Mark gehabt. Dann habe er das Packet, in dem sich die Butterbrode und die zusammengelegten Strümpfe befanden, in die Ofenröhre, die von ihm mehrfach zur Aufbewahrung von Gegenständen benutzt worden sei, gelegt, sich seiner OberNeider entledigt und sich zur Ruhe begeben. Er bestreitet nicht, daß er seinem Stubengenossen Kaul, der noch gelesen, das Licht vor der Nase ausgeblasen hübe. Er motivirt diese auffallende Handlung damit, daß er be-

hauptet, man habe von gegenüber in's Fenster sehen können. Uebrigens habe
er, als Kaul ihn darüber zur Rede gestellt, das Licht wieder angezündet.
Er sei am anderen Morgen nicht früher als gewöhnlich aufgestanden,
habe fo etwa um die achte Stunde, nachdem er das Packet wieder an sich
genommen, das Haus verlassen und dann bei dem Destillateur Föllmer am
Kottbuser Platz den Hundertmarkschein gewechselt. Diese letztere Angabe be-
zeichnete er spater als einen Irrthum seinerseits. Er habe den Hundert-
markschein bei Föllmer wechseln wollen, aber er besinne sich jetzt, er habe
ihn gewechselt in der Kleiderhandlung von Simon in der Oranienstraße 161.
Er habe daselbst einen im Schaufenster ausgehängten Ueberzieher für 24 Mark
gekauft und auf seinen Schein von dem Lehrling, der ihn bediente, 50 Mark
in Gold, einen Zwanzigmarkschein, einen Fünfmaitschein und eine Mark
Wiederbekommen.
Um Günzels weitere Angaben zu verstehen, muß man annehmen, daß
er auch um diese frühe Stunde beim Pfandleihe! gewesen sei und den dort
versetzten Anzug mit der versetzten Uhr eingelöst habe, denn er sagt spater,
daß er in Rixdorf seine Sachen ausgepackt und sich umgezogen habe. Bei
dem Pfandleiher will er dura) einen Irrthum für seinen Anzug und die Uhr,
für deren Einlösung er eigentlich 33 Marl zu zahlen hatte, nur 12 Marl
50 Pfennige gezahlt haben, nur die Versahsumnie für die Uhr; der Anzug,
den er gleichfalls auslösen wollte, sei ihm aus Versehen ausgehändigt worden,
ohne daß dafür die Bezahlung verlangt worden wäre. Der Pfanbleihcr sei
gerade durch andere Geschäfte in Anspruch genommen gewesen.
Nun sei er nach Rixdorf zu seinem Schwager hinausgefahren, um diesem
eine Abschlagszahlung zu machen. Nach seiner Behauptung null er nach acht
dort angekommen sei. Eine frühere Stunde wäre auch undenkbar, da er sonst
unmöglich die Besorgungen hätte erledigen können. Er schuldete seinem
Schwager 83 Marl. Er habe ihm 25 Mark bezahlt und zwar in den beiden
Papierscheinen von 20 und 5 Mark. Vorher habe er auch noch, da seine
Stiefel vollkommen unbrauchbar geworden seien, sich Stiefel angeschafft und eine
Unterhose, ein Hemd und später einen Stuck gekauft. Er habe, da er natürlich
von dem Funde des Hundertmarkscheins nichts habe verlautbaren lassen wollen,
gesagt, daß er von einem seiner Bekannten, Namens Friedrich Müller, an
den er eine Geldforderung zu haben behauptete, eine Abschlagszahlung er-
halten habe. Den eben getauften Ueberzieher habe er, damit sein Schwager
nicht merke, daß er soviel Geld habe, und dann eine höhere Abschlagszahlung
verlange, in einer Restauration zur Aufbewahrung gegeben. Die schmutzige
Wäsche habe er bei seiner Schwester gelassen; diese habe für ihn schon mehr-
fach Kleinigkeiten gewaschen.
Er würde die Wohnung seines Schwagers, wenn seine Angaben richtig
wären, nach zwölf verlassen haben. Dann fei er noch einmal umgelehrt, weil
er sein Taschentuch vergessen hatte. Darauf sei er wieder nach Verlin ge-
gangen. Am Rolltrug habe er bemerkt, daß er sein Portemonnaie vergessen

habe, und also noch einmal umkehren müssen. Inzwischen sei es aber halb zwei Uhr geworden, und um zwei Uhr habe er sich mit seiner Braut, die einer Taufe in der Thomaskirche beiwohnte, verabredet. Er habe also die Pferdebahn nach der Omnienplatze genommen und sei nun in der Nähe der Thomastirche, die unweit der Adalbertstraße liegt, auf- und abgegangen. Da habe er auch einen Auflauf bemerkt, sich aber nicht darum gekümmert, weil er gedacht habe, es handle sich um eine Hochzeit. Am Nachmittag habe er dann mit seiner Braut eine Partie nach dem Grunewald gemacht.

Am zweiten Feiertage sei er nach Rixdorf zurückgekehrt, habe Kegel gespielt und den Nachmittag wiederum mit seiner Braut verbracht.

Soweit die Angaben Güuzels über die Verwendung seiner Zeit am Charsamstag, am ersten und zweiten Ostcrfeiertag.

IV.

Die Untersuchung hatte nun denselben Weg, den Günzel ihr bezeichnet hatte, einzuschlagen und dem des Mordes Verdächtigen Schritt für Schritt zu folgen. Ihre Ermittelungen sind Günzel nicht günstig gewesen. Es ist vielmehr in unzweifelhafter Weise festgestellt, das; er lin allen wesentlichen Punkten gelogen hat.

Daß er in den Nachmittagsstunden zwischen fünf und sechs in der Expedition der „Vossischen Zeitung" sich nicht aufgehalten habe, läßt sich freilich nicht beweisen. Aber ungefähr zu derselben Zeit, um die sechste Stunde, ist er, wie durch die Aussage der Zeugin Riesack festgestellt ist, in der Naunynstraße 26, also sehr weit von der Breitenstraße und in nächster Nähe der Adalbertstraße, gewesen.

Er versichert, einen Hundertmarkschein mit der Visitenkarte des Fritz von Wollen gefunden zu haben. Trotz aller Bekanntmachungen hat sich kein Verlierer gemeldet — die gegentheiligen Angaben sind jenen schlechten Spaßen beizuzählen, die bei keinem Criminalprocesse fehlen. Der Expedition der „Vossischen Zeitung" ist keinerlei Anzeige darüber zugegangen, daß am Sonnabend vor Ostern ein Hundertmarkschein verloren gegangen sei. Die Visitenkarte des Fritz von Wolten ist natürlich nicht vorhanden, ebensowenig hat eine Person, die diesen Namen trägt, ermittelt werden tonnen.

Erscheint es nun schon in hohem Maße verdächtig, daß der Angeklagte, der bei seinen gut entwickelten Verstandesgaben sehr Wohl wußte, wieviel für ihn darauf ankam, nachzuweisen, daß er am Abend zwischen zehn und elf in einem bestimmten Locale gewesen sei, und der außerdem noch von den zuständigen Beamten auf die besondere Wichtigkeit einer solchen Aussage in eindringlicher Weise aufmerksam gemacht worden war — erscheint es also verdächtig, daß Günzel die wichtige Thcitsache seines behaupteten Aufenthaltes im Sadau'schen Locale vier Tage nach vollbrachter That ganz vergessen hat, vierzehn Tage später aber sich plötzlich dieser bedeutungsvollen Einzelheit erinnert, so ist bei der bewiesenen Unwahrheit aller andern von ihm gemachten

Angaben über seinen Aufenthalt im Sadau'schen Locale der Schluß durchaus
gerechtfertigt: daß er an jenem Abende zu der von ihm bezeichneten Stunde —
derselben, in der der unglückliche Kreiß erschlagen worden ist — nicht bei
Sadau gewesen sein lann.
Kein Zweifel, daß er das Local lennt. Er ist ja viel in Veilin her-,
umgebummelt; er ist gewiß auch oft in der Expedition der „Vossischen Zeitung"
gewesen, weshalb sollte er von da nicht auch einmal in das nahegelegene
Local des Sadau eingekehrt sein? Das also ist in hohem Grade wahrscheinlich.
Nur ist er nicht an jenem Abende dort gewesen. Und darauf allein lommt
es an. Er hat aber gerade dies Local für sein Alibi gewählt, weil es vom
Orte der That weit entfernt ist.
An jenem Abend und zu jener Stunde haben sich in dem Sadau'schen
Local unter Anderen verschiedene von den nahewohncnden Hofjuwelieren Ge-
brüder Friedlaender beschäftigte Personen befunden. Niese wollen allerdings
einen jungen Mann eine Iauersche Wurst haben essen sehen. Und das mag
auch sehr wahrscheinlich geschehen sein; denn der Consum einer Iauerschen
Wurst und einer „kleinen Weißen" gehört in Localen dieser Art zu dem aller-
gewühnlichsten. Die beiden Droschkenkutscher aber, die Günzel aufgefallen sind,
sind von den drei Gästen nicht bemerkt worden. Außerdem,hat der junge
Mann, der die Iauersche Wurst gegessen hat, an einem ganz anderen Tische
gesessen, als an dem, an dem Günzel gesessen zu haben behauptete. Günzel
will für seinen Verzehr 25 Pfennige gezahlt haben, während der Preis für
die angeblich entnommenen Nahrungsmittel bei Sadau 30 Pfennige beträgt.
Günzel will Frau Sadau gefragt haben, wie man auf den Hof gelangt;
und als ihm Frau Tadau zum ersten Mal gegenübergestellt wird, behauptet
er mit vollster Bestimmtheit: „Ja, das ist die Frau, die ich gefragt habe,
und die mir Bescheid gegeben hat." Und er bleibt steif und fest bei seiner
Behauptung stehen. Das ist aber eine offenbare Lüge, denn Frau Sadau
ist vom Charfreitag bis zum dritten Feiertag gar nicht in Berlin gewesen.
Nun lenkt er ein: dann müsse er sich freilich geirrt haben, dann wäre es
eben eine andere Person gewesen, vielleicht die Schwester des Wirthes. Diese
hat sich am Charsamstag Abend nun allerdings in Berlin aufgehalten, ist
auch zu Hause gewesen, aber nicht im Schantlocal. sondern in der Küche.
Sie glaubt auf das Bestimmteste versichern zu können, daß an jenem Abend
Niemand an sie die betreffende Frage gestellt habe. Weder von den drei
Gästen des Sadau'schen Locals, die sich gemeldet haben, noch von dem Wirthe,
noch von der Wirthsfrau, noch von der Schwester des Wirthes kann Günzel
recognoscirt weiden, obwohl er ein sehr auffälliges Aeußere hat, ein Gesicht,
das man kaum wieder vergißt, wenn man es einmal gesehen hat. Aber das
würbe ja wenig beweisen. Das Wesentliche ist, daß er nach seiner Angabe
an einein andern Platze gesessen hat, als der unbekannte Wurstesser, den die
drei Gäste zufällig bemerkt haben wollen, daß er eine geringere Summe für
seinen Consum bezahlt haben will, als diese thatsächlich beträgt, daß er mit

Bestimmtheit behauptet, eine Frage an Frau Sadau, die gar nicht in Berlin gewesen ist. gestellt zu haben, daß die Droschkenkutscher, die er gesehen haben will, von keinem Andern im Locale bemerkt wurden sind.
Ebenso unwahr ist seine Behauptung, daß er, nachdem er langsam seinem Stadtviertel zugewandert sei, schließlich kurz vor Mitternacht noch bei dem Gastwirth Hennig in der Dresdenerstraße eingekehrt sei und dort ein Glas Vier getrunken und ein Eaviarbro'dchen gegessen habe.
Man denke sich zunächst einen Mann mit durchgelaufenen Füßen, der den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend mit kurzen Unterbrechungen durch die Straßen von Berlin läuft, der aus Rixdorf zwei Butterbrode mit- gebracht hat und dessenungeachtet zunächst bei Sadau eine Iauersche und dann bei Hennig ein Caviarbrodchen zu sich nimmt, und die Butterbrode, die mit den Strümpfen in widerwärtiger Nachbarschaft in Papier eingeschlagen sind, beständig mit sich herumträgt, ohne daran zu denken, sie zu verzehren, der später die Butterbrode mit hinaufnimmt in seine Wohnung, sie dort in die Rühre legt und am andern Morgen dieselben Butterbrode wieder nach Nixdorf zurückbringt, woher er sie geholt hatte!
Der Gastwirth Hennig bestreitet überdies auf das Allerbestimmteste, daß Günzel, den er sehr gut kannte, am Abend vor Ostern in seinem Locale gewesen sei, und hält gegenüber den Einzelschilderungen, die Günzel Von seinem Verweilen in der Gaststube des Hennig giebt, die bestimmte Behauptung auf- recht, daß sich diese ganze Schilderung auf einen früheren Abend, auf Vor- gänge, die acht oder vierzehn Tage vorher gespielt haben, beziehe. Da Hennig sehr kurze Zeit nach der Verhaftung Günzels vernommen worden ist, tonnte ihm der Abend vor dem Feste noch vollkommen gegenwärtig sein, und er hat in der Thllt über die Vorgänge in seinem Local am Abend vor Ostern die bestimmtesten und umfassendsten Angaben gemacht. Günzel ist entschieden nicht dagewesen.
Daß er etwa um halb eins sich zur Ruhe begeben hat, stimmt mit den Aussagen der betheiligten Zeugen überein. Er giebt auch zu, den Wunsch ausgesprochen zu haben, um sechs Uhr geweckt zu »Verden.
Nun aber weichen die Angaben seiner beiden Stuben- und Schlafgenossen von den seinigen vollkommen ab.
Günzel will am Osteinrorgen erst kurz vor acht seine Wohnung verlassen haben. Seine Stubengenossen wissen aber ganz genau, daß er bereits kurz nach fünf Uhr aufgestanden sei und etwa ein Viertel nach sechs das Zimmer verlassen hat, nachdem er das Packet aus der Ofenröhre, dessen Inhalt die Beiden neugierig gemacht, wiederum zu sich gesteckt hatte.
Die Aussagen der beiden Zeugen finden ihre vollkommene Bestätigung in den davon unabhängigen Aussagen anderer Zeugen. Zu derselben Zeit nämlich, zu der Günzel nach Aussage des jungen Kaul und des Off das ge- meinsame Zimmer verlassen — es stimmt auf die Minute —, ist eine Zeitungs- trägerin, die im vierten Stock eine Zeitung abzugeben hatte, einem jungen

Manne auf der Treppe begegnet, der eine Zeitung von ihr entliehen und ihr
dafür zehn Pfennige gezahlt hatte. Die Zeitungsfrau lann die Zeit ganz
genau bestimmen: es muß sechs ein viertel Uhr oder sechs Uhr zwanzig
Minuten gewesen sein. Sie hat mit dem jungen Manne, den sie sich aller-
dings nicht naher angesehen hatte, ein auffälliges Gespräch geführt und mit
ihm zusammen das Haus verlassen; dieser ist dem Kottbuser Thor zuge-
gangen, also in der Richtung auf Rixdorf.

Günzel ist denn auch thatsachlich nach den ersten und bestimmtesten Aus-
sagen des Schwagers und der Schwester um sechs dreiviertel Uhr in Rixdorf
bei der Schwester gewesen, und er hat um diese Stunde bereits mit einem
Zwanzig- und einem Fünfmarkschein die Abschlagszahlung von 25 Marl an
seinen Schwager geleistet.

Wenn Günzel bei seinen Aussagen alle diese Vorgänge auf spätere Stunden
verschiebt, so hat er dafür seinen sehr guten Grund. Er mußte ja den
Hundertmarkschein, der außer den 12 Marl, die er als Darlehen von seiner
Schwester zu besitzen behauptete, sein einziges Vermögen bildete, den glücklichen
Fund in der „Vossischen Zeitungs"-Expedition — er mußte diesen Hundert-
maitschein unbedingt gewechselt haben, um die Zahlung an seinen Schwager
zu rechtfertigen! Daß die Zahlung in den Frühstunden erfolgt war, tonnte
er nun freilich nicht in Abrede stellen; aber so früh durfte es nicht fein,
denn zu der Zeit war noch kein Laden offen. Nun hat er aber thatsachlich
auch am ersten Feiertag, wenn auch zu späterer Stunde, den Hundertmarl-
schein gewechselt, beim Anlauf eines Paletots. Er mußte also den Antauf
dieses Paletots im Simon'schen Geschäft auf eine frühere Stunde verlegen,
als feine Ankunft in Rixdorf.

Deswegen erklärt er auch auf das Bestimmteste, baß er bereits vor acht
Uhr oder spätestens um acht den Ueberzieher in der Oranienstraße bei Frau
Simon gekauft habe. Nun ist aber durch untrügliche Zeugnisse, die auf ganz
feste, nicht zu erschütternde Grundlagen gestellt sind, in unwiderleglicher Weise
nachgewiesen worden, daß dieser Ueberrock erst in der Mittagsstunde verlauft und
daß bei dieser Gelegenheit allerdings der Hundertmarkschein gewechselt worden
ist. Die Besitzerin des Geschäfts, Frau Simon, behauptet bestimmt, daß sie
erst um zehn Uhr in's Geschäft gekommen ist, und erinnert sich der Thatsache,
daß sie auf einen Hundertmarkschein 76 Mark herausgegeben hat, und zwar
drei Zwanzigmarkstücke, ein Zehnmarkstück und zwei Dreimarkstücke, ganz genau.
Ter Geschäftsführer der Frau Simon, Holländer, weiß ebenfalls bestimmt,
daß der Verlauf gegen zwölf Uhr stattgefunden hat, ebenso der Lehrling, der
den Rock verlauft hat. Auch dieser ist seiner Sache ganz sicher, daß er nur
Gold und Silber, aber lein Papiergeld auf den Hundertmaitschein herausge-
geben hat.

Es ist also als unzweifelhaft erwiesen anzusehen, daß Günzel etwa ein
viertel nach sechs Uhr seine Behausung verlassen und sich nach Rixdorf be-
geben hat. Dort hat er die 25 Marl an seinen Schwager gezahlt, bevor

er den Hundertmarkschein, den er gefunden zu haben behauptet, gewechselt
haben konnte. Er muß also außer dem Hundertmarkschein noch wenigstens
25 Marl gehabt haben. Ten Schein hat er erst spater in der Mittagsstunde
gewechselt.
Er behauptet nun, daß er das Haus seines Schwagers verlassen und
dann ein erstes Mal umgekehrt sei, weil er sein Taschentuch vergessen, und
ein zweites Mal, weil er sein Portemonnaie vermißt habe.
Zwischen dem Augenblick, da er das Haus seines Scbwagers zum ersten
Mal verlassen und dann wieder umgelehrt ist, scheint nur kurze Zeit Verstössen
zu sein. Es ist anzunehmen, daß er in dieser Zeit nur die nöthigsten Ein-
laufe gemacht hat, namentlich den des Hemds, vielleicht auch der Stiefel.
Darauf ist er zu seinem Schwager zurückgekehrt, wieder fortgegangen,
nun längere Zeit fortgeblieben und hat seine etwas auffällige nochmalige
Rückkehr in das Haus des Schwagers mit der Behauptung begründet, er habe
sein Portemonnaie vergessen. Diese längere Zeit dürfte er dazu verwandt
haben, den Ueberzieher zu kaufen und beim Pfandleiher feinen Anzug einzu-
lösen. Es ist zu bemerken, daß die Wohnung des Pfandleiheis und der
Verlaufsladen der Frau Simon in sehr kurzer Zeit mit der Pferdebahn von
Rixdorf aus erreicht werden können, so daß er ganz bequem, nachdem er sich
bereits der Wäsche und der Stiefel, die er am Sonnabend getragen, entledigt
hatte, von Rixdorf nach der Gegend des Oranienplatzes fahren, dort die nicht
zeitraubenden Geschäfte der Auslösung seiner Kleidungsstücke und des Anlaufs
des Ueberziehers erledigen, mit der Pferdebahn zu seinem Schwager zurück-
fahren und sich umkleiden konnte, um, wie er behauptet und wie es auch richtig
sein kann, gegen halb zwei Uhr das Haus seines Schwagers definitiv zu ver-
lassen und das Rendez-vous mit seiner Braut innezuhalten.
Er hatte aber Veranlassung, am zweiten Feiertag noch einmal nach
Rixdorf hinauszugehen, und er hat als Grund für diesen erneuten Besuch
angegeben, daß er nun gemerkt habe, er Habe in seinem grauen Anzüge, den
er am Sonnabend getragen, den Hausschlüssel stecken lassen. Allerdings wird
er mit dem grauen Anzüge zu schaffen gehabt haben. Er hat jedenfalls am
zweiten Feiertage die Hose ausgewaschen — sie war noch feucht, als sie von
dem Eriminalbeamten im Spind der Schwester, ganz hinten Versteckt, vor-
gefunden wurde — und Rock und Weste, die ihm unverfänglich erschienen,
mit nach Hause genommen.
Der Alibibeweis, den Günzel anzutreten versucht hat, ist also vollständig
mißlungen. Er ist zur Zeit der That, um die zehnte Stunde des Sonnabend,
nicht bei Sadau gewesen. Er ist auch vor zwölf Uhr nicht bei Hennig ge-
wesen. Er ist nicht im Stande, irgend eine Person zu nennen, mit der er
am Sonnabend Abend von neun Uhr an bis um halb eins, als er sich in
seiner Schlafstelle einfand, zusammengetroffen wäre. Er ist nicht im Stande,
irgend einen nachweisbaren Umstand anzuführen, der bewiesen hätte, daß er
sich in den angegebenen Stunden zu irgend einem Augenblicke an einem un-

verfänglichen Orte, den man ruhig eingestehen kann, befunden habe; und es
muß immer wieder hervorgehoben werden, daß man bei seineu ersten Ver-
nehmungen von ihm Auskunft über Vorgänge verlangte, die erst wenige Tage
alt waren, daß er auch nicht ein einziges Mal gesagt hat: „ich weiß nicht
mehr, was ich zu der Zeit gethan habe," sondern immer in der Lage zu sein
behauptete, ganz genau anzugeben, in welcher Weise er die verfänglichen
Stunden verbracht habe.

Ferner waren seine Angaben über die Vorgänge am Murgen des ersten
Feiertages durchweg nachweisbar unrichtig. Er hatte wenigstens anderthalb
Stunden früher, als er angegeben, die Kaul'sche Wohnung verlassen. Er
hatte den Hundertmailschein nicht Wechseln können, bevor er seinen Schwager
in Rixdorf aufsuchte und diesem 25 Mark zahlte. Er hat diese 25 Mark
in aller Frühe gezahlt und erst gegen Mittag den Hundertmarkschein beim
Ankauf des Paletots gewechselt. Seine Behauptung, daß er zweimal die
Wohnung seines Schwagers verlassen habe und zweimal umgekehrt sei, weil
er beidemal etwas vergessen habe, ist im höchsten Grade verdächtig. Vielmehr
darf mit voller Sicherheit angenommen werden, daß er die beiden Ausgänge
— wie wir sie besser nennen wollen — dazu benutzt hat, um sich neue
Kleider zu verschaffen und dann bei seinem Schwager sich der Wäsche und
der Kleider mit den verdächtigen Flecken zu entledigen.

An der Wäsche, die er am Ostersunntag früh in Rixdorf abgelegt und
in die schmutzige Wäsche der Schwester geworfen hatte, sind deutliche Nlutspuren
constatirt wurden. Ganz hinten im Kleiderschrank der Fran Ostermann ver-
steckt fand man die dem Angeklagten gehörige Hose, die er am Heiligabend
getragen. Sie zeigte noch verschiedene Blutspritzungen. Der obere Theil war
offenbar ausgewaschen, man sah verwaschene Flecke, und bei der Berührung des
Tuches fühlte man nuch die Feuchtigkeit. Auch am Rock des Angeklagten
sind kleinere Blutspritzuugen, die ihm leicht entgangen sein können. Er hat
wahrscheinlich nur den großen Blutfleck auf der Hose gesehen und zu beseitigen
gesucht. Nie Stiefel des Angeklagten, die er am Abend des Verbrechens ge-
tragen, sind, wie er selbst sagt, vun ihm weggeworfen und nicht wieder auf-
gefunden worden. Diese haben vermuthlich die stärksten Spuren des Blutes
gezeigt.

V.

Erschien somit Günzel, der in den Diensten des Ermordeten gestanden,
der die Einrichtung der Wohnung kannte und wissen mußte, wo Kreiß den
Schlüssel zu seinem Geldschrank trug, der über sein Thun und Lassen am
Abend vor Ostem auch nicht eine wahre Mittheilung zu machen in der Lage
war, der am Ostersamstag mittellos war und in der Frühe des ersten
Feiertags seinem Schwager einen Zwanzig- und einen Fünfmarkschein gegeben,
in der Mittagsstunde einen Hundertmarkschein gewechselt — man erinnert
sich noch, daß dem Ermordeten eine Brieftasche geraubt war, in der sich ein

Hundert-, ein Zwanzig» und ein Fünfmarkschein befanden —, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als am eisten Feiertage sich vollständig umzukleiden und lein einziges der am Tage vorher noch von ihm getragenen Kleidungsstücke wieder angelegt hatte, der nun neue Stiefel, neues Hemd, neue Unterhosen und den vom Pfandleihei ausgelösten vollständigen Anzug mit dem dazu neuerstandenen Ueberzieher trug; dessen alte Kleidung, die er am Tage vorher getragen, überall Blutspuren zeigte, über die Günzel eine genügende Erklärung zu geben nicht vermocht hat — er behauptet, das Blut an seiner Manschette sei daher gekommen, daß er ein Geschwür gehabt, das er mitunter blutig gelratzt habe, und die Blutflecke an seinen Kleidungsstücken rührten von einer Prügelei her, die mit aller Bestimmtheit sowohl von dem Wirthe des Locals, wie von den angeblich an der Prügelei betheiligten Zeugen in Abrede gestellt wird — erschien nach allen diesen furchtbaren Anzeichen der Angetlagte des begangenen Verbrechens in höchstem Grade verdächtig, so lamen noch andere Momente hinzu, um ihn unter der Wucht der nachgewiesenen Verdachtsgründe völlig zu Boden zu drücken.

Bei der Untersuchung der Kleidungsstücke des Günzel fand man ein zusammengenähtes Chemisette, das innen ausgepolstert war. An der einen Seite war es offen, so daß es eine Art gepolsterter Tasche bildete. In dieser Tasche waren Rostflecke.

Es wurde ferner festgestellt, daß Frau Kaul etwa Mitte März ihr Handbeil vermißt hatte. Sie fand es eines Tages ganz unten unter Günzels Wäsche in dessen Kommodenkasten. Sie nahm es wieder an sich. Das Beil verschwand wiederum. Man wurde nun aufmerksamer und bemerkte, daß das Beil am Morgen immer da war, im Laufe des Nachmittags aber immer verschwand. Günzel wurde deswegen von der Wirthin und deren Sohn direct gefragt, was er denn mit dem Neil anfangen wolle? Er gab darauf zur Antwort, daß er Regale bei seinem Principal damit einzuschlagen habe. Ein andermal sagte er, er habe Fässer damit geöffnet.

Er nahm aber auch noch ein Beil Von seiner Schwester mit sich fort, und seine Stiefschwester holte es bei ihm ab. Dieser sagte er zur Erklärung für die Wegnahme des Neils, daß er einen Koffer habe öffnen müssen. Noch von anderer Seite befragt, was er denn mit dem Beil eigentlich wolle, behauptete er. er wolle sich damit die Absätze seiner schiefgelaufenen Stiefel gerade klopfen.

Endlich in der Untersuchungshaft wiederum befragt, was ihn dazu habe veranlassen können, das Neil der Frau Kaul und das seiner Schwester wochenlang mit sich herumzuschleppen, gab er eine Antwort, die man tomisch nennen könnte, wenn in dieser grausigen Tragödie von Komi! die Rede sein dürfte: er sagte, er habe sich mit dem Beil vergiften wollen! Er war thatsachlich in Besitz von Cyankali und sagte nun. daß er das Eycmlali auf dem Beil habe zerreiben wollen. In der öffentlichen Gerichtsverhandlung hat er diese letzte Erklärung wiederholt, und als ihn der Vorsitzende darauf

aufmerksam machte, daß man doch nicht vierzehn Tage brauche, um Cyanlali
zu reiben, sagte er, er sei sehr oft gestört worden und sei noch unbeholfen mit
seiner Hand gewesen. Die früheren Angaben feien erlogen, weil er doch
nicht habe sagen können, daß er mit Selbstmordgedanken umgegangen sei.
Er habe sich mit seiner Braut überwürfen gehabt und daran gedacht, sich
zu vergiften.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Günzel das Beil in der von
ihm gefertigten Chemisettelasche auf bloßem Leibe getragen hat. Er hat die
Tasche ausgepolstert, weil ihn sonst das Eisen drückte. Seine Stubengenossen
haben gesehen, daß er eines Abends, als er nach Haufe kam, vor die
Kommode getreten ist, seinen Kasten aufgezogen, seine Beinkleider aufgeknöpft
und dann etwas herausgenommen, das er unten in der Kommode verborgen
hat. An derselben Stelle hat Frau Kaul später das Beil gefunden. Günzel
behauptete, als ihm dies entgegengehalten wurde, es würden Wohl seine
Schlittschuhe gewesen sein.

Auf die Frage, weshalb er denn das Chemisette zu einer gepolsterten
Tasche umgestaltet habe, erklärte er, es fei keine Tasche, es sei nur gepolstert,
und er habe das gethan, um sich eine stattlichere Figur zu geben. Wie die
Rostflecke in die Tasche hineingekommen sind, vermag er sich nicht zu erklären.
Aus diesen Thatsachen erhellt zur Genüge, daß Günzel sich schon seit langer
Zeit mit dem Gedanken getragen hat, ein Verbrechen wie das an Kreiß be-
gangene auszuführen.

Mit diesen Beilen ist aber das Verbrechen nicht begangen, sie sind zur
Stelle. Dagegen hat man doch sehr starke Anhaltspunkte für den Schluß
auf das Werkzeug, dessen sich Günzel bedient haben wird. Jenem Gastwirt!)
Schoßtag, bei dem Günzel als Stammgast täglich verkehrte, und dem er eine
hohe Zeche schuldig geblieben ist, fehlte eines Tages — es war ebenfalls im
März, als der Wirth diese Wahrnehmung machte — ein ziemlich großer
Hammer, der immer am Schenktisch gelegen hatte, und zwar so, daß derselbe
fehr leicht von einem Gaste entwendet weiden konnte. Günzel erinnert sich
auch dieses Hammers, er spricht einmal davon, er hat ihn also unbedingt ge-
sehen. Natürlich leugnet er, ihn mitgenommen zu haben. Aber der Hammer
ist fort und nie wiedergefunden worden. Und die schrecklichen Wunden, die
dem unglücklichen Kreiß beigebracht worden sind, sind derart, daß sie nach
der Aussage der Sachverständigen sehr Wohl von Schlägen mit einem Hammer
herrühren können.

So wurden denn die bestimmten Anzeichen, die auf Günzel als auf
den Mörder des Herrn Kreiß hinwiesen, noch wesentlich verstärkt durch die
hohe Wahrscheinlichkeit, daß Günzel sich schon lange mit Mordgedanten ge»
tragen, daß er sich mit einem Mordwerkzeuge bewaffnet hatte, und daß das-
jenige, mit dem Kreiß getödtet worden ist, ein folches war, wie es der Gast«
wirth Schoßtag in dem von Günzel gekannten Hammer besessen hatte, in
jenem Hammer, der verschwunden war und den Günzel bei seinem täglichen

Der Mörder des Kaufmanns Mai Kreiß, 51.21.
Verkehr in der Schoßtag'schen Wirtschaft sich sehr wohl hatte aneignen
tonnen.
Vorgreifend wollen wir hier noch bemerken, daß Günzel während der
Vernehmung vor dem Untersuchungsrichter diesem einen Blaustift wegge-
nommen hat, um damit einige Kassiber herzustellen, die seine Unschuld be-
theuern und einen Andern als den Verüber der That zu verdächtigen, be-
stimmt sind. Wer in einer so ernsten Situation einen Blaustift bei dem
Untersuchungsrichter wegnimmt, wer sich heimlich „für alle Fälle" von seinem
Prinzipal Cyanlali aneignet, der kann auch einem Gastwirth einen Hammer
entwenden. Die Gewandtheit dazu besitzt er jedenfalls, und der Gedanke
des Diebstahls schreckt ihn nicht!
So war denn von den Criminalbeamten und dem Untersuchungsrichter
alles Material gesammelt und mit großem Scharfsinn gesichtet, um die Kette
zur verhängnißv ollen Anklage gegen Günzel wegen Ermordung des Kauf-
manns Max Kreiß zu schmieden und festzuhämmern. Und selten ist es mög-
lich gewesen, eine Anklage fester zu begründen, als in diefem Falle.
Freilich hört man vielfach die Behauptung aufstellen: Es hat ja Nie-
mand das Verbrechen gesehen, der Thäter leugnet es, und wenn auch die
Verdachtgründe sehr starke sind, ein Irrthum ist doch möglich. Auch in der
Rechtsprechung, namentlich bei Criminalfällen, sind ja bei der Unvolltommen-
heit aller menschlichen Einrichtungen die Irrthümer nicht ausgeschlossen, und
sie weiden dann immer besonders verhängnißvoll: sie können zum Justiz-
morde führen.
Gewiß ist in diesen Fällen, in denen es sich um Leben und Tod
handelt, die alleistrengste Gewissenhaftigkeit, die allerpeinlichste Prüfung jedes
belastenden und jedes entlastenden Momentes eine heilige Pflicht. Aber un-
sere Behörden haben dieser Pflicht bis auf's Aeußerste genügt. Jede Aus-
sage des Angeklagten, auch die unsinnigste, auch die auf handgreiflicher Lüge
beruhende, ist sorgsam geprüft worden. Es ist aber nachgewiesen und un-
zweifelhaft nachgewiesen, daß Günzel während des ganzen Processes auch
nicht über einen einzigen Vorgang die Wahrheit gesagt hat; er hat
immer gelogen, vom ersten Worte, das er gesprochen, bis zum letzten! Soll
man glauben, daß sechzig unbescholtene, anständige, unbetheiligte Leute, die
gar leine Berührung mit einander haben, sich zu dem verbrecherischen Werte
zusammenfinden, unter dem Zwange des Eides ein Lügengewebe zu spinnen,
um einen Unglücklichen zu vernichten? In dieser Beziehung ist ja dieser
Proceß ein einziger zu nennen: daß nämlich nicht ein Entlastungszeuge den
Angeklagten entlastet hat; im Gegeutheil: alle Zeugen, wie sie sind, sowohl
die von der Staatsanwaltschaft wie die von der Vertheidigung geladenen,
haben gleichermaßen, mittelbar oder unmittelbar, für die Schuld des Ange-
klagten zeugen müssen.
Ja, aber Zeugen irren sich, wirft man ein. Sie machen unter Umstanden
unrichtige Aussagen, nicht aus Bosheit, nicht aus Niedertracht, unwillkürlich;

sie bilden sich unter Umständen in ihrem Kopfe eine feste Vorstellung von Vorgängen, die sie genau beobachtet zu haben glauben, und die trotzdem sachlich nicht richtig sind. Sie halten diese Vorstellung für die Wahrheit und glauben dieselbe mit reinstem Gewissen beschwören zu tonnen; und sie irren unter Umständen doch! Es kommen ja die unglaublichsten Sachen in dieser Beziehung vor. Die Wirthin, bei der Sobbe gewohnt hatte, schilderte denselben als einen ziemlich großen schlanken Mann, blond — und Sobbe war kaum mittelgroß, breitschultrig, mit einem schwarzen Barte und schwarzen Haaren. Als die Wirthin gefragt wurde, wie sie denn darauf gekommen sei, eine so falsche Schilderung zu geben, sagte sie treuherzig: „Jetzt sehe ich, daß mein Miether anders aussieht, als ich mir gedacht hatte. Ich habe immer geglaubt, er wäre blond." Gewiß ist also äußerste Vorsicht geboten, wenn es sich für den Richter darum handelt, das Maß der Glaubwürdigkeit, das den einzelnen Aussagen zu geben ist, zu bestimmen; und der gewissenhafte Richter wird in allen Fällen wohlthun, namentlich in einem Falle wie dem vorliegenden, eher zu wenig als zu viel von dem zu glauben, was den Angeklagten belastet.

Gewiß sind diese Einwände voll berechtigt!

Aber darauf ist doch zu erwidern, daß da, wo sich aus den verschiedensten Kreisen, die mit einander absolut nichts zu schaffen haben, von den verschiedensten Zeugen, die sich nie im Leben gesehen, nie mit einander verkehrt haben, über grundverschiedene Dinge Angaben gemacht werden, deren Bedeutung diese selbst kaum fassen tonnen, und wo sich nun alle diese Angaben streng logisch zusammengliedern und zu einem einzigen festen unerschütterlichen Ganzen harmonisch sich vereinigen, daß da entweder die Gesammtzeugenschaft von einem epidemisch contagiosen Irrthum befallen ist — und diese Annahme ist doch als ausgeschlossen anzusehen — oder daß die Glaubwürdigkeit der Zeugen in allem Wesentlichen erhärtet erscheint.

Die beiden Stubcngenossen wissen genau, daß Günzel am ersten Feiertag nach sechs, etwa ein viertel auf sieben, seine Stube verlassen hat. Die Zeitungsfrau begegnet um ein viertel auf sieben auf der Treppe einem Manne, der das Haus verläßt, und mit dem sie sich unterhält. Kein anderer Bewohner des Hauses Dresdcnerstraße 5 hat um diese Zeit das Haus verlassen. Eine halbe Stunde drauf ist Günzel bei seinem Schwager in Rixdorf. Soll man nun annehmen, daß die beiden Stubengenossen, alle andern männlichen Bewohner des Hauses Dresdenerstraße 5, die Zeitungsfrau, der Schwager, daß sie allesammt sich geirrt haben? Das ist undenkbar. Und gerade so verhält es sich mit allen andern Einzelheiten.

In dem vorliegenden Falle war aber den Zeugenaussagen noch eine ganz besondere Wichtigkeit beizulegen. Man hört freilich oft von Diesem und Jenem die Bemerkung: „Wie kann ich wissen, was ich an dem und dem bestimmten Tage, und wäre es auch ein besonders ausfälliger wie der Oster-Heiligabend, gethan, mit wem ich gesprochen, was ich gesehen habe?" Dieser Einwand ist ja ebenfalls zutreffend. Aber man darf nicht vergessen, daß sich

diesmal die Verdachtsmomente gegen Günzel mit ganz ungewöhnlicher Schnelligkeit häuften, so daß zwischen der Verhaftung des Verdächtigen und der vollbrachten That nur ein Zeitraum von fünf Tagen lag. Damals aber waren die Vorgänge denen, die ein besonderes Interesse an der Sache hatten, weil sie eben auf die Thaterschaft Günzels schlössen, noch ganz frisch in der Erinnerung. Damals war es diesen noch ein Leichtes, sich alle Umstände zu vergegenwärtigen, die in Betracht kommen konnten. Die eisten Aussagen der Verwandten, der Stubengenossen, der Wirthin, der Zeitungsträgerin, der Verkäuferin des Ueberrocks, des Lehrlings, haben den vollsten Anspruch auf Glaubhaftigkeit, und bei diesen erscheint die Gefahr einer unwillkürlichen phantastischen Ausschmückung ausgeschlossen.

Aber auch die andern Zeugen, die später zur Charatterisirung des Günzel herangezogen worden sind, um Wahrnehmungen über frühere unwillkürlich gemachte Beobachtungen und Vorfälle zu geben, verdienen sicherlich Vollen Glauben. Darunter verstehe ich die Schankwirthin, die ihn beobachtet hat, als er in der Adalbertstraße in auffälliger Weise vor dem Hause des Kreiß auf- und abschleuderte; die Hausbewohnerin Stockmar, die ihn schon im Februar auf der Treppe der Kreiß'schen Wohnung gesehen; deren Ehegatten, der ihn ebenfalls auf dem Grundstück getroffen hat; den Cigarrenmacher, mit dem er im Mariannenparl spazieren gegangen ist, und dem gegenüber er geäußert hat: Man müsse einen reichen Juden todtschlagen, aber man dürfe sich dabei nicht kriegen lassen. Aber selbst wenn in diesen Aussagen ein unwillkürlicher Irrthum mitwirken sollte, so wäre das ohne Belang.

Denn noch viel wichtiger als alle Zeugenaussagen sind dir Indicien.

Und es ist eine alte criminalistische Erfahrung, daß Nechtsirrthümer immer nur herbeigeführt worden sind durch Zeugenaussagen, niemals aber durch Indicien. Der lebende Zeuge kann sich irren, der sachliche Zeuge, das Judicium, irrt nicht, lügt nicht. Das Beil, das der Angeklagte tagelang mit sich herumschleppt; die gepolsterte Tasche mit dem Rostfleck; die blutbesudelten Kleider und Wäsche; jene drei Gelbscheine von 100, 20 und 5 Mark, die am Sonnabend Abend dem Ermordeten geraubt weiden, und die sich in meilwürdiger Ueberetnstimmung befinden mit dem Hundertmarkschein, den Günzel bei Frau Simon wechselt, dem Zwanzig- und Fünfmarkschein, die er am Sonntag früh seinem Schwager zahlt; der Kleiderwechsel, die unerklärlichen Ausgaben — sie irren nicht!

Und nimmt man dazu die äußerste Noth, die den Elenden zur Verzweiflung treiben mußte, das Gift, das er sich zu verschaffen gewußt — nicht um sich wegen eines Zerwürfnisses mit seiner Braut zu ermorden, sondern viel wahrscheinlicher um sich zu vergiften, wenn er bei der That betroffen würde —. sein Versprechen, seine Gläubiger zu Ostern zu befriedigen, sein Verhältnis) zu dem Ermordeten; nimmt man dazu endlich den Charakter dieses Menschen, wie er sich während der Verhandlungen offenbart hat: vergegenwärtigt man sich diesen Mann von seltenster Verlogenheit und eisernster

Willenskraft, der die zermalmenden Anklagen des Staatsanwalts anhört und ihm ruhig in's Auge blickt, der bei der Verurtheilung zu lebenslänglichem Zuchthaus leine Miene verzieht, der eine Fälschung begangen, eine Erpressung versucht, sich fremdes Gut angeeignet, und schließlich, um eine theatralische Wirkung auf die Geschworenen auszuüben, im entscheidenden Augenblick auch noch einen Meineid leistet.und bei Gott dem Allmächtigen schwort, daß er unschuldig sei — erwägt man die That, die Umstände und veranschaulicht man sich den Menschen, so wird man zu dem Schlüsse gelangen müssen: Günzrl hat Max Kreiß erschlagen, Günzel und kein Anderer hat gemordet und geraubt!

Der sachlichen Momente sind so viele, so schwerwiegende, so eng zusammenhängende, die Zeugenaussagen sind diesmal unter so ungewöhnlich günstigen Bedingungen erfolgt — die Vernehmungen der Zeugen haben unmittelbar nach der That beginnen tonnen, und vom Tage des Verbrechens bis zu den öffentlichen Verhandlungen sind kaum sechs Wochen verstrichen —, Alles fügt sich in so wunderbarer Wohlordnung an- und ineinander, daß es möglich ist, auf Grund dieser individuellen und sachlichen Angaben die Vorgänge, wie sie aller Wahrscheinlichkeit nach gewesen sein müssen, in einer vollkommen zusammenhangenden Darstellung zu schildern. Und dieser Versuch soll hier gemacht werden. Die unausbleiblichen Wiederholungen wolle der Leser verzeihen.

VI.

Zu Anfang des Jahres 1887 erging es dem Hnidlungsdiener Hermann Günzel herzlich schlecht. Er war schon im Jahre vorher oft längere Zeit ohne Stellung und Erwerb gewesen. Er hatte ssich schon von diesem und jenem seiner Verwandten und Bekannten zur Bestreitung der allernuthwenbigsten Ausgaben Geld borgen müssen. Da hatte er noch das Unglück, sich den Arm zu blechen. War er schon früher durch Leichtsinn und Trägheit in schlechte Verhältnisse gerathm, so wurde er jetzt ohne sein Verschulden auf längere Zeit, wenigstens auf einige Wochen, erwerbsunfähig. Gegen die alleräußerste Noth war er indessen noch geschützt, er brauchte nicht zu hungern.

Er hatte die Bekanntschaft des Wirthes Schoßtag gemacht und sich dessen Vertrauen erworben. Er hatte diesem nämlich erzählt, seine Eltern beabsichtigen um die Osterzeit nach Berlin überzusiedeln und eine Gastwirthschaft zu laufen, und es würde sich wohl so machen lassen, daß diese sich für den Ankauf der Schoßtag'schen Restauration entschließen würden. Der Wirth, den die Aussicht auf ein gutes Geschäft etwas leichtgläubig gemacht hatte, schenkte diesen Worten Glauben. Günzel, der eine nicht gewöhnliche Redegewandtheit besitzt, führte eine ganze Reihe von Einzelheiten an, die seinen Mittheilungen den Schein der Wahrheit gaben. Und wenn die Eltern zu Ostern kommen würden — so hatte Günzel erzählt — so würden sie auch viel Geld mitbringen und natürlich seine Schulden bezahlen.

Daraufhin ließ sich der Wirth herbei, seinem Stammgast, der früher regelmäßig gezahlt hatte, in letzter Zeit die Zahlung zu stunden. Als aber das Schuldconto Günzels allmählich zu einer ungewohnten Höhe aufstieg, wurde der Wirth doch mißtrauisch, und Günzel war nun darauf bedacht, dem Nirth die Ueverzeugung beizubringen, daß er, abgesehen von der verwandtschaftlichen Hülfe, auch noch für die nächste Zeit auf eine Einnahme zu rechnen habe, die mehr als genügend sei, um die Schuld zu tilgen. Er erzählte ihm, daß der in einer Actiengesellfchaft angestellte Friedrich Müller ihm die Zahlung von 300 Marl versprochen habe, Wege» eines Dienstes, den Günzel in einem Proceß mit einem Eide zu leisten im Stande war. Schußtag kannte den Müller und brachte Wohl auch einmal das Gespräch auf diese angebliche Forderung von 300 Mark, und Müller machte eine Bemerkung, die den Wirth insofern beruhigte, als er daraus entnahm, daß an der Sache wirklich doch etwas Wahres sei. Müller glaubte wohl, selbst damals noch daran, daß er Günzel die 300 Marl werde zahlen können, und^ er gab ihni, vielleicht als Vorschuß auf diese Summe, vielleicht aus anderen Gründen, ab und zu einige Mark.

Günzel hatte bei Frau Kaul in der Dresdenerstraße 5 eine Schlafstelle. Er theilte die Stube mit dem Sohn der Wirthin, dem. Eomptoirdiencr Kaul, und dem Tischler Off. Da mußte er die wöchentliche Miethe regelmäßig berichtigen, denn Frau Kaul war selbst in dürftigen Verhältnissen und konnte nicht warten. War er nun, wie fast immer, völlig mittellos, blieb ihm gar lein anderer Ausweg, und mußte das Geld gezahlt werden, so schlug er den Weg nach Rixdorf ein. Da wohnte in der Hermannstraße seine Schwester, die mit dem Tischler Ostermann verheirathet war. Die guten Nixdorfer hatten freilich auch nicht viel, sie hatten sogar kaum das Allernlithigste, aber es waren eben gutmüthige Leute, und sie ließen sich immer wieder herbei, dem Bruder, resp. Schwager, defsen Nothlage ihnen bekannt war, und der auch hier seine volle Neredtsamteit anwandte, um Geld zu bekommen und um die pünktliche Zurückzahlung in sichere Aussicht zu stellen, ein paar Marl zu geben. Auch da wuchs mit der Zeit die Schuld so hoch heran, bis zur Höhe von über 80 Marl, daß Günzel einsah, viel werde da nicht mehr zu holen sein.

So verdüsterte sich seine Lage immer mehr. Er schlenderte rathlos am Wasser entlang, am Mariannenufer, durchstreifte den Parl bei Bethanien, immer und einzig von dem einen Gedcmlen beschäftigt: wie kommt man zu Geld? „Man müßte einen reichen Juden tudtschlagen," sagte er in einer solchen Stimmung gelegentlich dem Eigarrenmacher Werner. Und das war in diesem Falle mehr als die übliche und geschmacklose Redensart, deren sich der Eine oder Andere schon vor Günzel bedient hat, ohne deshalb zum Mörder zu werden. Denn als ihn Eigarrenmacher Wemer darauf aufmerksam machte, daß ihm das nicht viel nützen würde, fügte er hinzu: „Ja, aber man darf sich nicht dabei kriegen lassen."

Im Munde eines Mannes, der sich wirklich schon mit dünern Gedanken
trug, hatte diese Redensart eine ernstere Bedeutung. Und er trug sich mit
düstern Gedanken . . .
Er hatte sich zu jener Zeit bereits das Cyanlali aus dem Droguen-
handel, in dem er beschäftigt gewesen war, angeeignet, und er wollte davon
Gebrauch machen. Im schlimmsten Falle wollte er sich selbst das Leben
nehmen. Sich — oder vielleicht auch einem Anderen. ...
Dieser furchtbare Gedanke reifte allmählich. Er war ausgereift an dem
Tage, da Günzel das Beil in der Küche seiner Wirthin zum ersten Mal
heimlich fortnahm und zu sich steckte.
War aber dieser Gedanke einmal gefaßt, so drängte sich ihm auch so-
gleich die Frage auf: Wer soll das Opfer sein?
Und da stieg ihm die Erinnerung auf an jenen Max Kreiß, der ihn
nach vierzehn Tagen an die Luft geseht, der ihm die Zahlung seines Gehaltes
verweigert, gegen den er einen Proceß hatte anstrengen müssen. Der Mann
hatte ja Geld, und Günzel wußte, wie man zu diesem Gelde gelangen tonnte.
Der Geldschrank, in dem immer für die Verhältnisse Günzels erheblichere
Summen aufbewahrt wurden, war ohne besonders künstliche Vorrichtung her-
gestellt und konnte mit einfachem Drehen des Schlüssels geöffnet weiden. Und
Günzel wußte, daß Kreiß diesen Schlüssel stets in der Tasche bei sich trug.
Es war uni die Mitte des Februar, als Günzel mit seinem Plane,
Kreiß zu ermorden und zu berauben, fertig war. Sein gebrochener Arm
war inzwischen vollkommen geheilt, und zu dem Schlage mit dem Beil bedürfte
es auch nur eines Armes. Er trug das Beil jetzt beständig bei sich. Das
Eisen drückte ihn. Aus dem alten Chemisette fertigte er sich eine ausgepolsterte
Tasche, die groß genug war, um das Eisen des Beils in sich aufzunehmen,
und ganz dazu angethan, den Druck zu vermindern.
Aber Frau Kaul vermißt ihr Beil, sie findet es wieder bei Günzel.
und zwar versteckt unter der Wäsche in der Kommode. Sie fragt ihn, was
er denn mit dem Beile wolle? Er giebt irgend eine Antwort: er wolle
Regale aufschlagen. Die Wirthin nimmt ihr Eigenthum wieder in Beschlag.
Das Beil verschwindet wiederum. Sie fragt noch einmal. Nun wird ihm
die Sache doch bedenklich, er muß ein anderes Beil haben.
Er geht nach Nixdorf zu seiner Schwester und holt sich deren Beil.
„Wozu brauchst Du denn ein Beil?"
„Ich habe einen Koffer zu öffnen."
Auch dieses Beil behält er verschiedene Tage, bis seine Stiefschwester
es aus seiner Wohnung abholt.
Inzwischen umkreist er die Stätte, die er sich zur Vollbringung seiner
grausigen That auscrsehen hatte. Er geht so oft vor dem Hause auf und
ab, bald auf der Seite des Wuhnhauses, bald auf der gegenüberliegenden,
daß es der Frau eines Gastwirthes, die da in der Nähe wohnt, schließlich

auffällt. Denn Günzel ist eine auffällige Erscheinung. Das bartlose scharfgeschnittene Gesicht mit dem vollen Haar prägt sich der Erinnerung leicht ein.
Immer um dieselbe Zeit, Mitte Februar, trifft Frau Stockmar, die eine halbe Treppe höher als Kreiß in dem Quergebaude wohnt, auf der Treppe, die nach dem Boden hinaufführt, einen Unbekannten.
.Was wollen Sie den» hier?" fragt sie.
„Ich wollte da oben etwas nachsehen," antwortet der Betreffende, auf den das volle Licht der Gasflamme fällt, und den Frau Stockmar in Günzel mit aller Bestimmtheit wiedererkannt hat, und er entfernt sich schleunig.
Er wird noch mehrmals in dem Hause betroffen, immer um dieselbe Zeit. Damals hatte er unzweifelhaft ein Beil bei sich, entweder das der Frau Kaul oder das seiner Schwester.
Aber da sowohl Frau Kaul wie Frau Ostermann wußten, daß er das Beil mit sich geführt hatte, war es ihm doch bedenklich, dieses Weilzeug noch femer mit sich herumzutragen. Da lag nun bei Schoßtag am Schenktisch, an dem er täglich vorüberging, ein schwerer eiserner Hammer, der zu der That. über der er brütete, gerade so geeignet war wie das Beil. Und diesmal fing er es schlauer an: er stahl den Hammer und verbarg ihn gut. ^
Inzwischen war seine Lage immer verzweifelter gewurden. Er war zwar als Stadtreisender auf ganz kurze Zeit beschäftigt gewesen, aber er verdiente dabei so gut wie nichts, und er gab die Stelle auf. Nun drängten aber die Gläubiger und drängten bitter.
„Zu Ostern zahle ich," vertröstete er einen Jeden.
Immer zu Ostern!
Aber dem Wirth Schoßwg wuchs die Geschichte doch nun allmählich über den Kopf. Günzels Rechnung belief sich bei ihm auf 119 Marl 50 Pfennige. Er verlangte bessere Bürgschaften, als diese ewige Vertröstung auf Ostern, <iuf den Ankauf seiner Wirtschaft durch Günzels Eltern, als die durch nichts bewiesenen Ansprüche an Friedrich Müller wegen der von diesem an Günzel zu zahlenden 300 Mark.
„Die Sache stimmt am Ende nicht," sagte Schoßtag. „Wer weiß, ob Iie das Geld von Müller kriegen."
„Ich habe ja einen Schuldschein."
„Einen richtigen Schuldschein? Den möchte ich Wohl sehen."
„Ich werde ihn Ihnen morgen zeigen."
Günzel fälschte nun einen Schuldschein, in dem sich Müller verpflichtete, 300 Mark an Günzel zu zahlen, und er sehte Müllers Namen darunter.
Wie die schlauesten Leute bisweilen die größten Dummheiten begehen, so war es auch bei Günzel der Fall. Günzel überließ diese Fälschung Schoßtag und bedachte nicht, daß dieser sich bei Müller erkundigen werde, wie es um die Sache in Wahrheit stehe. Da nun Günzel in dem Processe nichts von Belang hatte aussagen können, da der Proceß für die Partei, an der Müller Interesse hatte, verloren ging, so dachte Müller gar nicht daran,

die 300 Mark zu zahlen, und erklärte Schoßtag, als dieser wegen der An«
gelegenheit mit ihm sprach, daß Günzel leine Forderung an ihn habe, und
daß der Schein gefälscht sei.
Darauf begaben sich die Beiden, Schoßtag und Müller, in Günzels
Wohnung. Sie fanden den, den sie suchten, überschütteten ihn mit Schmähungen
und gaben ihrer Entrüstung auch handgreiflichen Ausdruck. Wahrscheinlich
hat es dabei auch Ohrfeigen gesetzt. Schoßtag verbot dem Schwindler und
Fälscher sein Local, und damit war Günzel in seiner schon genügend ver-
zweifelten Lage die letzte feste Stütze entzogen. Er wußte nun thatsächlich nicht
mehr, wovon er leben sollte. Er war am Verhungern.
In der Verzweiflung machte er noch einen doppelten Erpressungsversuch.
Er behauptete, daß er von Schoßtag in entsetzlicher Weise mißhandelt worden
sei; das Trommelfell sei ihm gesprungen, und er habe eine Gehirnerschütterung
davongetragen. Und Müller gegenüber drang er auf die Zahlung der 300 Mark,
da es diesem sonst übel bekommen würde, wenn er an geeigneter Stelle An-
zeige davon machen würde, daß ihm für eine Zeugenaussage eine Belohnung
in Aussicht gestellt sei, und daß er darauf auch bereits Geld erhalten habe.
In diesem Sinne schrieb er an die Neiden. Aber weder Schoßtag noch
Müller ließen sich einschüchtern. Der Erpresfungsversuch war mißlungen, und
Günzel mochte sich doch bei seiner Klugheit klarmachen, daß diese unvorsichtigen
Briefe nun leicht für ihn bedenkliche Folgen haben konnten.
Dabei hatte er noch immer kein Geld, und die Noth stieg und stieg.
Von seinem Schwager konnte er kaum noch etwas bekommen. Seine gut»
müthtge Schwester gab ihm sogar ihren Trauring, den er versetzen möchte.
Dann ließ sich noch der Eine oder Andere zu einem gelegentlichen Darlehn
herbei, so der Schuhmacher Riesack und Günzels Schlafgenosse, der Tischler
Off. Aber die Wirthin tonnte er in der letzten Woche vor Ostern nicht mehr
bezahlen, und sie drängte. Und die Andern drängten. Und das Osterfest
stand vor der Thür . . .
Keine Hülfe!
Und so setzte sich in dem Gehirn des Verzweifelten nun der Entschluß
fest: die That muh geschehen und gleich!
Es war der Ostersonnabend, 9. April. Nathlos lief der Unglückliche
durch Berlin. Vielleicht war er auch noch in Rixdorf. Vielleicht ließ er
sich an jenem Tage noch ein Butterbrod mitgeben, da er nicht wußte, wie
er seinen Hunger am Abend stillen würde. Vielleicht ging er auch noch ein-
mal wie schon so oft nach der „Vossischen Zeitung", um nachzusehen, ob er
eine Stelle finden würde. Aber nichts! Nochmals klopfte er beim Schuh-
macher Riesack an, der ihm schon eine Kleinigkeit geliehen hatte, der ein gut-
mütiger Mensch zu sein schien. Riesack war nicht zu Hause. Das war
um die sechste Stunde und in der Naunynstraße, einer Querstraße der
Ndalbertstraße. Es mußte bald dunkel werden. Ter Mariannenpark, in dem

er so oft auf- und abgeschlendert war, war in nächster Nähe. Da mochte
er das Hereinbrechen der Dunkelheit abwarten.
Und nun, um die achte Stunde etwa, da die Straße noch sehr belebt
war, nahm er den ihm wohlbekannten Weg und trat in das ihm wohlbe-
kannte Haus ein. Er kannte die Gewohnheiten des Hauses und wußte schon,
wie er sich bei dem Portier auf geschickte Weise vorbeidrücken konnte. Und
wäre er da Einem aufgefallen, so wäre er um eine Lüge, die seine Harm-
losigkeit bezeugt hätte, gewiß nicht verlegen gewesen.
Da stieg er denn vorsichtig die ihm wohlbekannte Treppe, die zur Kreiß-
schen Wohnung führt, hinan. Er schlich bei der bekannten Holzthür vorüber,
eine Treppe höher nach dem Boden zu. Da drückte er sich in einen Winkel,
just wie an jenem Abend, an dem ihn Frau Stockmar überrascht hatte. Den
Hammer von Schoßtag hatte er bei sich — und andere Sachen auch.
Und nun wartete er und horchte.
Wahrscheinlich mag er ursprünglich den Plan gefaßt haben, abzuwarten,
bis Kreiß eingeschlafen sei, um dann aus dem Flurfenster auf das Welldach
zu steigen, die Scheibe des Wohnstubenfensters einzudrücken und auf demselben
Wege, auf dem am Morgen nach dem Morde der Hausdiener Harzmann in
das Zimmer des Unglücklichen stieg, gewaltsam einzudringen. Er brauchte
aber diese Gewalt nicht anzuwenden.
Er hörte um die neunte Stunde, wie der Bruder und die Schwägerin
von Max Kreiß sich entfernten. Nach einer Weile hörte er auch Stockmar
nach Hause kommen . . .
Nun darf er sich ziemlich geborgen fühlen. Nun ist kaum noch eine
Störung zu erwarten. Nur noch Geduld, bis Kreiß schläft! Noch brennt
seine Lampe im Wohnzimmer . . .
Ter erst vor Kurzem von der Krankheit genesene Mar Kreiß, der den
Tag über mit der Inventur eine sehr anstrengende Beschäftigung gehabt hat,
fitzt auf feinem Sopha, verzehrt sein einfaches Abendbrot und trinkt dazu ein
Glas Bier. Um sich aufzuheitern, liest er die „Fliegenden Blätter". Das
Hündchen seines Bruders, das in letzter Zeit oft bei ihm geblieben war, weil
es als wachsam galt, macht sich bemerkbar, und Kreiß denkt nun daran, daß
er das kleine Thier, das sich wedelnd an ihn drückt, noch vor Schlafengehen
auf den Hof führen müsse.
Da hört Günzel, der noch immer oben auf der Lauer steht und sich
jetzt vielleicht schon dem Thatorte ganz sacht genähert hat, die verrätherische
Klingel der innern Glasthür anschlagen. Die Außenthür von Holz wird
geöffnet. Er halt den Athem an und lauscht. Kreiß führt den Hund nach dem
Hofe hmunter, und da er gleich wiederkommen wird, da die zehnte Stunde
bereits geschlagen hat und kein Mensch mehr in das Haus kommt, läßt er
die Thür ruhig offen. Sobald Kreiß die Treppe hinabgestiegen ist, kriecht
Günzel, der nicht ahnen tonnte, daß es ihm so leicht gemacht werden würde,
aus seinem Versteck hervor, huscht durch die offene Toppelthür des Vorflurs,

durch die offene Thür des Comptoirs, das halb beleuchtet wird von der
Lampe, die im Nebenzimmer rechts auf dem Tisch vor dem Sopha steht,
eilt an dem Ofen vorbei, verbirgt sich in dem dunklen Musterraum hinter
der Thür und wartet.
Kreiß kommt ahnungslos mit dem Hündchen zurück. Er schließt die
Thür. Die Glocke ertönt wieder. Kreiß setzt sich nieder und lächelt über
die Spaße der „Fliegenden Blatter".
Da hört er plötzlich ein Geräusch. Absichtlich oder unabsichtlich hat der
Verborgene sich gerührt. Günzel darf nicht länger zögern. Die That muß
schnell vollbracht sein. Er muß zu einer Stunde, die nicht auffällig ist, wieder
zu Hause sein.
Kreiß horcht auf, erhebt sich, nimmt die Lampe und tritt in das Comptoir.
Er sieht sich um. Er durchschreitet den kleinen Raum bis zur gegenüberliegenden
Thür, die zum Musterraum führt.
Und in demselben Augenblicke springt ein Mensch aus dem Dunkel her-
vor und verseht dem Unglücklichen mit dem Hammer einen furchtbaren Schlag
der die Schädeldecke zertrümmert und ihn besinnungslos zu Boden streckt. Die,
Lampe fällt aus seinen Händen, das Becken der Lampe zerbricht, und das
Petroleum ergießt sich auf die Dielen.
Nun ist es dunkel. Fällt trotzdem aus dem Corridor ein genügend
starler Lichtschein? Oder hat der Thäter, der das Verbrechen mit der kühlsten
Ueberleguug vorbereitet, der einen Hammer, einen Strick, wahrscheinlich auch
das Gift und irreleitende Tocumente zu sich gesteckt hat, auch Fürsorge dafür
getroffen, daß er Licht machen tonne? Wer kann es sagen!
Aber Günzel hat gesehen, hat gut gesehen, und trotz der zertrümmerten
^llmpe ist es im Zimmer hell, viel zu hell! Die Nachbarn wachen noch, sie
können in's Zimmer blicken. Das Zeug des Vorhanges ist zu dünn, man
kann vielleicht doch durchsehen, und die ungewohnten Bewegungen, die jetzt
vorgenommen werden, tonnten auffallen.
Herunter das Wetterrouleau! Aber der da am Boden stöhnt noch und
röchelt, und er soll ein stiller Mann werden. Und noch ein paar fürchterliche
Schläge auf den Schädel und, da das Röcheln noch immer andauert, die Schnur
um den Hals geschlungen und festgezogen.
So, jetzt ist Alles still, todtcnstill. Aber die Hand ist blutig, und blutig
die Manchette; und da und da ist wohl auch ein Tropfen Bluts angespritzt.
Da liegt ein Stück Ieitungspapier, da wird die blutige Hand abgewischt.
Und nun das Rouleau geschlossen! Es will nicht herunter, es leistet
Widerstand. Ein gewaltsamer Ruck, ein krampfhaftes Zerren, und es senkt
sich tief genug und zerreißt.
Nun kann Niemand mehr in das Zimmer feben, und nun faßt die blutige
Hand des Mörders in die linke Hosentasche des Ermordeten. Und sie findet
den Schlüssel.
Ter Schrank wird geöffnet. Da liegt die Brieftasche. Er steckt sie zu

sich. Und da Gold, viel Gold, blinkende Goldstücke in der Schwinge! Und
Silber! Er füllt damit feine Taschen. Nun hat er Alles genommen. Er
schließt die Thür des Schranke-, die nur angedrückt zu werden braucht, um
in'3 Schloß zu fallen. Und das Entsetzliche ist vollbracht!
Da weiden noch ein paar Zettel hingelegt, ein Steuerzettel, ein anderer
Zettel mit einem Namen. Wenn man die bei der Leiche findet, so wird man
nach den Besitzern der Zettel fahnden, und Niemand weiß, daß der Mörder
sie besessen hat. Und die Uhr mit Kette wird auch noch geraubt.
Aber wie nun entkommen? Das kleine Hündchen ist zwar nicht zu
fürchten! Das hat sich verkrochen. Aber die Glocke an der Glasthür schlagt
an. Ter Bügel ist indessen leicht zurückzubiegen. Der Mörder holt aus dem
Musterraum die Stehleiter. Ehe er jedoch zu dieser mühevolleren Arbeit zu
schreiten braucht, fallt sein Blick auf einen Stock des Verstorbenen. Vielleicht
läßt sich mit dem schon die Glocke anhalten. Der Versuch wird gemacht und
gelingt. Geräuschlos wird die GlaSthür geschlossen, vorsichtig die hölzerne
Außenthür angedrückt, daß das Schloß einschnappt. Und nun ist Alles gut.
Ter Geldschrank ist geschlossen, die Wohnung ist geschlossen, der Mörder befindet
sich auf dem Vorflur und hat seinen Raub in der Tasche.
Behutsam schleicht er die Treppe hinab. Er ist auf dem Hofe. Ohne
vom Portier bemerkt zu weiden, übersteigt er den niedrigen Thorweg mit
Leichtigkeit. Und nun geht er ruhig seines Wegs wie jeder andere Harmlose,
als ob nichts geschehen sei. Kein Mensch achtet auf ihn.
Aber das geraubte Gut muß geborgen, es müssen auch verschiedene
andere Dinge beseitigt weiden. Das Gold blinkt und klingt- er darf es nicht
bei sich behalten. Und das Gold ist widerstandsfähig, Jahrhunderte lang
kann es verscharrt bleiben, es verliert nichts an seinem Werth.
Im Mariannenparl und sonstwo giebt es stille Plätze, und in der elften
Stunde ist es da menschenleer. Mit einem Hammer läßt sich gut schaufeln.
Es braucht ja lein tiefes Loch zu sein. Er allein weiß, wo der geraubte
Schatz liegt, und er hat sich schon ein Plätzchen ausgesucht, wo es so leicht
Niemand vermuthet, und wo er allein es jederzeit finden kann. Er will also
nur das Allernothwendigste bei sich behalten, nur das Papiergeld, die 125 Mark,
und dann vielleicht noch ein Goldstück mit» das Silber. Mehr gewiß nicht.
Even nur das, was absolut nöthig ist, um die drückendsten Schulden zu
zahlen, die nüthigsten Anschaffungen zu bestreiten, und um lustige Osten« mit
den Braut zu verbringen, nicht mehr. Was er später braucht, kann er ja
jederzeit holen. Schon mit den 125 Marl, die er in Papier besitzt, kommt
man weit. Soviel hat er seit Jahren nicht zusammen besessen.
Und nun ist auch dies Geschäft besorgt, Gold und Uhr sind geborgen.
Und nun weg mit dem Hammer, der in den Canal fliegt, weg mit der blutigen
Manchette, dem Vorhemd und der Cravatte, und weg mit dem Schlüssel!
Die Spuren der furchtbaren That sind beseitigt, und nach den entsetzlichen
Anstrengungen fühlt sich der Mörder ganz erschöpft und er bedarf der Samm-

lung. Ei muß sich beherrschen. Aber er besitzt die Gabe der Selbstbeherrschung in seltenem Grade. Er muß sehr bald nach Hause kommen, es ist schon Mitternacht. Seine Schlafgenossen dürfen ihm nicht das Geringste anmerken. So beginnt der 3ag der Auferstehung, als der Mörder sein Handweit beendet hat.
Da hat er aber noch immer den Stock des Ermordeten, mit dem ei die Thürglocke zum Schweigen gebracht, in der Hand. Er hat in der Aufregung vergessen, sich dieses Stockes zu entäußern, und dieser Gegenstand könnte zum Verräther weiden. Vielleicht zeigt er auch Blutspuren. Er bemerkt das erst, als er in das Haus getreten ist. Er stellt den Stock vor der Wohnung in eine dunkle Ecke. Er will am andern Morgen in aller Frühe vor allen Andern aufstehen, das Haus verlassen und wird dann den Stock mitnehmen.
Um halb eins tritt Günzel in sein Zimmer. Iu seiner Ueberraschung. zu seiner unangenehmen Ueberraschung findet er seine beiden Stubengenossen noch wach.
„Woher kommst Tu denn so spät?" fragt einer.
„Ich bin bei meinem Schwager gewesen. Er hat lange auf sich warten lassen. Wir haben noch ein Glas Bier getrunken," antwortet Günzel. .Ich bin Ihrer Mutter auch noch Geld schuldig." fügt er hinzu und bezahlt Kciul die schuldigen 5 Mark 90 Pfennige.
„Und Dir auch noch, Off," und er zahlt ihm die 2 Mark.
Die Neiden sehen zu ihrem Erstaunen, daß Günzel ein ziemlich volles Portemonnaie hat. Dem Off fällt das auf.
„Du bist wohl bei einem Goldontel gewesen?" sagt er.
Günzel antwortet nicht mehr darauf. Mit einer gewissen auffälligen Vorsicht legt er ein schmales Packet, das wohl eine Brieftasche enthalten könnte und das tatsächlich die Brieftasche enthält, in die Ofenröhre hinter den Cigarrenlaften.
Die Andern werden nun neugierig, und Günzel bemerkt, daß er der Gegenstand einer besonderen Aufmerksamkeit ist. Es ist ihm unbequem, daß er soviel angesehen wird. Vielleicht ist doch noch ein Tropfen Blut zu fehen. Er bürstet seine Kleider, und richtig, da an der Hose ist ein großer Fleck! Da tritt er ohne ein Wort zu sagen an das Bett des Kaul und bläst diesem die Lampe vor der Nase aus.
„Sind Sie verrückt geworden?" sagt dieser, „ich lese ja noch."
Günzel macht sich klar, daß er eine Dummheit begangen hat. Jetzt darf er nichts Auffälliges begehen.
„Ich habe nicht gewußt, daß Sie noch lesen, ich werde die Lampe wieder anstecken." Er thut es.
„Ich muß morgen früh wieder hinaus nach Nixdorf," fügt er hinzu, „wollen Sie mich um fechs Uhr wecken?"
Aber er braucht nicht geweckt zu weiden. In der Nacht wälzt er sich

unruhig auf seinem Lager hin und her, der Schlaf flieht ihn, und es sind leine fünf Stunden vergangen, so ist er schon wieder auf den Beinen und macht sich zum Ausgehen zurecht. Zwischen fünf und halb sechs Uhr steht er auf. Er zieht sich leise an, macht sich an seinem Koffer zu schaffen und nimmt das Packet aus der Röhre.

2ff wacht und sieht nun, wie Günzel, als er das Packet einwickelt, zittert, heftig zittert, mit den Händen schlagt.

Da mochte sich dem Mörder wohl der fürchterliche Vorgang des Abends vorher vergegenwärtigen!

Kurz nach sechs Uhr verläßt er das Zimmer und nimmt den Stock, den er draußen hat stehen lassen. Als er die Treppe hinabsteigt, begegnet ihm eine Zeitungsträgerin, die von unten lommt und im vierten Stock eine Zeitung abzugeben hat.

„Wollen Sie mir eine Zeitung verkaufen?"

„Ich habe leine übrig."

„Tann borgen Sie mir wohl ein Exemplar, bis Sie wieder herunterkommen?"

„Jawohl." Sie giebt ihm die Zeitung und steigt die Treppe hinauf.

Günzel entfaltet das ganze Vlatt und durchsucht es. Als die Zeitungsfrau wieder zurückkommt, legt er das Blatt zusammen und giebt es ihr zurück mit den Worten: „Es steht noch nichts drin von dem Morde."

„Was denn? Ist denn schon wieder ein Mord geschehen?"

.Jawohl, in der Adalbertftraße."

Er giebt ihr 10 Pfennige. Sie verlassen zusammen das Haus. Günzel schlägt die Richtung nach dem Kottbuser Thor ein. Er schlendert weiter bis zur Kottbuser Brücke, und das Wasser, das soviel schon von ihm zu verbergen hat, nimmt auch den Stock auf, dessen er sich noch zu entledigen hat. Tann begiebt er sich nach Rixdorf und ist um dreiviertel sieben bei seinem Schwager.

Dem zahlt er auf die Schuld, die die Gesammthöhe von mehr als 80 Marl beträgt, auf Abschlag 25 Mark, und zwar den Zwanzig- und den Fünfmarkschein aus der geraubten Brieftasche. Schwester und Schwager sind einigermaßen verwundert.

„Merlft Tu was?" sagt die Schwester zu ihrem Manne.

„Woher Haft Tu denn soviel Geld?" fragt Oftermann.

„Müller hat mir von den 300 Marl, die er mir schuldig ist, eine Abschlagszahlung gemacht. Ich bekomme bald noch mehr, und dann gebe ich Euch auch noch was."

Aber es ist ihm lästig, daß er noch immer an der Wäsche, die er trägt, leichte Blutspuren hat. Er verläßt also die Seinigen bald und tauft in der Nähe irgendwo vor allen Dingen Hemd und Stiefel. Er zieht die neuen Stiefel gleich an und die alten wirft er weg. Die Wäsche wechselt er bei

seiner Schwester, und nun bei genauerer Betrachtung seines Anzugs sieht er
auch hier und da kleine Blutspritzer.
Er verabschiedet sich noch einmal und nimmt am Rolllrug die Pferde-
bahn bis zum Oranienplatz. Da ist in nächster Nähe das Pfandleihhaus,
in dem er seinen guten Anzug versetzt hatte. Den löst er mit seiner Uhr ein.
Ebenfalls unmittelbar dabei ist auch der Laden von Simon. Da tauft
er einen Ueberzieher und wechselt bei dieser Gelegenheit den Hundertmarkschein.
Was soll er nun mit den alten Sachen anfangen? Bei der Schwester
sind sie am sichersten geborgen. Er lehrt also schnell zurück, fährt wieder
bis zum Rollkrug, und erscheint zum Erstaunen seiner Schwester noch einmal.
Für die nochmalige Wiederkehr giebt er als Erklärung an: er habe sein
Portemonnaie vergessen.
Er hat es nicht vergessen, denn er hat eben den Hundertmarkschein ge-
wechselt. Nun kleidet er sich um, vollständig. Er nimmt noch schnell von
dem Mittagsmahl eine Kleinigkeit zu sich und eilt dann wieder mit der
Pferdebahn nach der Gegend zurück, in der er wohnt — in der auch der Mord
begangen ist —, denn seine Braut erwartet ihn an der Thomastirche.
Da konnte er allerdings durch die Adalbertstraße gehen, und er sieht da
einen Auflauf. Ter Mord war bekannt geworden. Er fragt aber nicht, weshalb
die Leute sich da zusammenrotten, er braucht nicht zu fragen. „Ich dachte,
es wäre eine Hochzeit," sagt er später. Und nun trifft er seine Braut und
verbringt mit ihr einen vergnügten Nachmittag im Grunewald.
Am anderen Tage lehrt er nach Nixdorf zurück. Die Schwester ist
erstaunt darüber.
„Bis Du schon wieder da?"
„Meine Wirthin ist zur Kindtaufe gegangen, und ich kann nicht in die
Wohnung," sagt er. Er hat in der That einen guten Grund, um nach Rix-
dorf zurückzukehren: denn gestern hat er keine Zeit gehabt, den verdächtigen
großen Blutfleck am Schenkeltheil der Hose zu beseitigen. Heute gelingt es
ihm. Er wäscht sie aus mit der Seife, die er eigens mitgebracht hat, und
dann versteckt er die Hose ganz hinten im Schrank. Nun, meint er, ist jede
Spur verwischt.
Freilich mag er unheimliche Stunden während der Feiertage und der
beiden folgenden Tage verbracht haben, und es mußte ihn durchschauern. wenn
er von dem Morde sprechen hörte — und man sprach von nichts Anderem
in Berlin —, wenn die Verwünschungen über den Mörder an sein Ohr schlugen.
Wie mag er die Zeitungen durchstöbert haben, ob sie irgend etwas brächten,
das darauf hinwiese, wie man dem Mörder auf der Spur sei. Aber was
er las, konnte ihn nur beruhigen. Man suchte immer nach den Besitzern
der räthselhaften Zettel, und er hatte nichts Verdächtiges mehr an sich. Das
Geld war geborgen. Jeder Tag, jede Stunde war für ihn ein Gewinn.
Die That mußte sich immer mehr verdunkeln. Nur noch einige Tage, und
Alles war gut!

VII.

Schon viermal hatte sich Günzel in sein Bett gelegt, schon viermal war er aufgestanden, ohne daß Jemand irgend einen Verdacht gegen ihn zu hegen schien. Nur noch ein paar Tage weiter, und vorläufig die äußerste Vorsicht, keine auffälligen Ausgaben. Er mochte sich klarmachen, daß er in der furchtbaren Aufregung, die der That unmittelbar folgte, schon viel zu viel Geld ausgegeben hatte, und zwar über hundert Marl. Einen Hundeitmarkschein konnte er allenfalls gefunden haben. Ein solcher Fund gehörte ja nicht zu den Unmöglichkeiten. Aber jetzt nur um keinen Preis mehr eine Handlung, die irgendwie vom Gewöhnlichen abwich!

Nnd so legte er sich denn zum fünften Mal zur Ruhe. Und da am fünften Morgen wurde er von einem fremden Manne geweckt, der ihm in dienstlichem Tone befahl, sich anzukleiden und ihm zu folgen. Er wußte ganz genau, um was es sich handelte. Er folgte dem Criminalbcamten nach dem Moltenmartt und bildete sich ein, daß das einfache Ableugnen und Lügen genügen würde. Bei aller Klugheit besaß er die unglaubliche Dummheit, zu meinen, daß ihm, da er nicht auf frischer That ertappt war, da ihn Niemand unmittelbar vor, während oder nach der That unter verdächtigen Umständen gesehen und da man bei ihm keinen Gegenstand gefunden, der dem Beraubten zugehört hatte — daß ihm deswegen auch nichts bewiesen werden tonne.

Weit verbreitet ist ja in den Kreisen der mäßig Gebildeten und der Ungebildeten der Irrthum, daß es zur Ueberführung der Schuld eines Augenzeugen oder zum Mindesten eines unwiderleglichen Beweisstückes, das aus dem Besitze des Opfers in den Besitz des Verbrechers übergegangen ist, unumgänglich bedürfe. Das Geld, das in gleichartiger Gestalt überall verbreitet und überhaupt dazu bestimmt ist, von Hand zu Hand zu gehen und den Besitzer zu wechseln, mußte Günzel für völlig unverfänglich halten. Er bedachte nicht, daß ihm die größere Seltenheit der kleinen Bantscheine, zwanzig und fünf Marl, verhängnißvoll weiden konnte. Er konnte auch nicht wissen, daß der Bruder des Ermordeten sich zufälligerweife genau des Umstandes erinnerte, daß ein Zwanzig- und ein Fünfmarkschein am Sonnabend geraubt worden waren, und er setzte jedenfalls voraus, daß sich die Behörden, wenn sie nach seinen Ausgaben forschten, mit dem von seinem Schwager gegebenen Bescheide, er habe von Günzel 25 Mark erhalten, zufrieden geben würden. Daß man die weitere Frage stellen würde, in welchen Münzsorten die Zahlung erfolgt fei. und daß dadurch die Uebereinstimmung zwischen der Münzsorte der an Ostermann gezahlten Summe und des an Kreiß begangenen Raubes nachgewiesen werden konnte — daran hatte Günzel, der Alles bedacht zu haben glaubte, doch nicht gedacht!

Es hat sich hier in der That der in der Geschichte der Criminalprocesse unglaublich seltene, vielleicht kaum dagewesene Fall ereignet, daß das Geld

in den gewöhnlichsten und gangbaren Werthzeichen zu einer schwerwiegenden Belastung für den Beschuldigten geworden ist.
Der geraubten Uhr mit der Kette hat er sich wohlweislich entäußert.
Tiefe veirätheiischen Gegenstände sind aber unzweifelhaft zugleich mit dem geraubten Golde irgendwo verborgen. Er hätte sie wohl später einmal, nachdem das boare Geld verausgabt und die Erinnerung an das Verbrechen in der Adalbertstraße schon verblaßt sein würde, zu irgend einem Pfandleihcr getragen.
Während seiner nur fünf Wochen währenden Untersuchungshaft hat er bei allen Vernehmungen die von ihm einmal eingenommene Haltung des hartnäckigen Ableugnens beibehalten. In seiner Zelle mag es ihm aber doch allmählich klar geworden sein, daß die Gerechtigkeit klüger ist als das Verbrechen. Mit Schaudern mußte er nach seiner jedesmaligen Vernehmung die Wahrnehmung machen, wie sich die ihn belastenden Momente zu immer erdrückenderer Wucht zusammenballten; und in seiner Nathlosigteit verfiel er beim Grübeln darüber, was er wohl noch zu seiner Rettung ersinnen könne, auf ein Mittel, von dem er sich vielleicht einbildete, daß er es erfunden habe, daß es neu und deshalb noch wirtsam sei.
Mit verstellter Handschrift fertigte er eine Anzahl von Schriftstücken an, die dazu bestimmt waren, dem Untersuchungsrichter in die Hände gespielt zu werden. In diesen Kassibern, zu deren Urheberschaft sich Günzel theilweise selbst bekannt hat, wurde betheuert, Günzel sei unschuldig an dem Verbrechen. Der Verdacht wurde auf Ungenannte gelenkt und wiederum — naturaiu exz>s11n8 — in der Günzels ganzem Lügensystem anhaftenden Eigentümlichkeit: unter Hinzufügung von charakteristischen kleinen Einzelheiten, die der Angabe eine größere Wahrscheinlichkeit zu geben bestimmt waren. Er schrieb auch auf einen abgerissenen Fetzen das Bruchstück eines Briefes, der den Anschein erwecken sollte, als rühre er von dem eigentlichen Verbrecher her. Ter Brief war aus einem Hafenurte datirt, und der Untersuchungsrichter sollte annehmen, daß der Schreiber über das Meer entwischt sei. Günzel glaubte sehr schlau gehandelt zu haben! In Wahrheit hat er die größte und sür ihn verhängnißvollste Dummheit begangen. Gerade diese Art von Kassibern sind allen criminalistisch erfahrenen Männern längst bekannt, und noch niemals hat ein Unschuldiger einen derartigen Kassiber verfaßt. Mit gutem Recht durfte daher der Staatsanwalt hervorheben, daß, wenn irgend etwas dazu angethan sei, die fchun sonnenklare Schuld des Angeklagten noch augenscheinlicher zu machen und die Schlinge noch fester zu ziehen, es gerade diese von ihm fabricirten Kassiber sein würden.
Auch vor dem Gericht hat Günzel sein Benehmen nicht verändert.
Wenn er sich nicht zur Schuld bekennen wollte, blieb ihm auch in der That nichts Anderes übrig, als bei seiner einmal eingenommenen Haltung nun zu verharren. Er hatte sich so verrannt, daß es nun leinen andern Ausweg für ihn mehr gab, als das reumüthige offene Geständnis;; und daß er seine

Sache dadurch nicht bessern tonnte, war ihm klar. Jetzt also war er dazu gezwungen, unzweifelhafte Thatsachen mit frecher Stirn in Abrede zu stellen und eben so unzweifelhafte Lügen zu behaupten. Einen besondern Scharfsinn in der Erfindung seiner Lügen hat er nicht bekundet; eistaunenswerth ist nur, daß die Quelle seiner Lügen nie versiegte, daß er allezeit bereit war, auf jede gestellte Frage irgend eine Antwort zu geben, und immer in gewandter Form. Tiefe Gewandtheit ist ihm denn auch von vielen der Zuhörer anscheinend hoch angerechnet worden, meines Erachtens viel zu hoch? Tenn darauf allein läßt sich die Redensart zurückführen, die man hier und da wohl gehört hat: daß der Angeklagte einen „günstigen Eindruck" mache. Auf diejenigen, die sich von dieser Suada nicht bethören ließen, mußte der Angeklagte im Gegentheil wirken wie ein durch und durch verkommener gemeiner Mensch.

Die Geschworenen hatten auf die beiden Hauptfragen zu antworten: ob Günzel den Kaufmann Max Kreiß „mit Ueberlegung" getöbtet (gemordet), und: ob er ihn beraubt und bei dem Raube getödtet habe?

Tic erste Frage, die Tüdtung betreffend, haben die Geschworenen mit der Einschränkung bejaht, daß Günzel den Kaufmann Max Kreiß zwar getödtet, aber „ohne Ueberlegung" getödtet habe. Die zweite Frage haben sie bejaht.

Tic Tödtung eines Menschen wird, wenn die Tö'dtung nicht mit Ueberlegung ausgeführt wird, als Todtschlag mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft. Die Beraubung eines Menschen wirb, wenn bei dem Raube durch die gegen das Opfer verübte Gewalt der Tod desselben verursacht worden ist, mit Zuchthaus nicht unter zehn Jahren oder mit lebenslänglichem Zuchthaus bestraft. Ter Staatsanwalt stellte den Antrag, über Günzel das höchste Strafmaß zu verhängen. Dementsprechend hat auch der hohe Gerichtshof Günzel zu lebenslänglichem Zuchthaus und dauerndem Ehrverluste verurtheilt.

Ter Wahrspruch der Geschworenen entzieht sich natürlich der Kritik. Eine sachgemäße ruhige Erörterung desselben wird indessen gewiß nicht verübelt weiden tonnen. Die Frage, die zur Entscheidung lag, war ebenso einfach wie deren Beantwortung folgenschwer. Diejenigen, die über diese Angelegenheit ein Urtheil abzugeben berufen waren, hatten sich nur die Meinung darüber zu bilden: ist der Angeklagte diejenige Persönlichkeit, die Max Kreiß um's Leben gebracht und beraubt hat oder nicht? Wenn er der Thäter war, dann war er auch der Mörder, nicht der Todtschlüger; dann war er, so hart es das Gewissen der Geschworenen bedrängen mochte, unbedingt wegen Mordes mit dem Tode zu bestrafen. Denn daß Günzel sein Verbrechen auf das Reiflichste durchdacht, langsam vorbereitet und mit vollster Ueberlegung ausgeführt hat. erscheint über allem Zweifel erhaben.

Aber da nun der Mörder nicht auf frischer That ertappt worden ist. so mögen die Geschworenen, die menschlichen Regungen zugänglich sind und

zugänglich sein sollen, doch vor der äußersten Consequenz der Verurteilung wegen Mordes zurückgeschreckt sein. Sie mögen sich gesagt haben, daß, wenn es auch zu den allergrößten Unwahrscheinlichkeiten gerechnet werden müsse, doch noch immer die allerentfernteste Möglichkeit construirt weiden könne, daß Günzel, der ganz genau wußte, daß er von dem lebenden Kreiß niemals den Schlüssel zu dem eisernen Geldschrank erlangen konnte, trotz Neil, Hammer. Blutflecken und Geld doch nicht der Mörder sei. Sie haben es, da sie von der Schuld Günzels wohl überzeugt waren und überzeugt sein mußten, für ihre Pflicht gehalten, diesen Menschen, einen der gefährlichsten Verbrecher, die je vor den Schranken gestanden haben, dauernd unschädlich zu machen, aber sie haben ihn nicht dem Beile des Scharfrichters überliefern wollen. Und auch in diesem Falle haben die Geschworenen mit der Wirkung ihres Spruches anscheinend den Wünschen der großen Mehrheit ihrer Mitbürger entsprochen.

Landgerichtsdirector Krause hat sich in den fünf überlangen Sitzungen, welche von den Verhandlungen in Anspruch genommen wurden, durch seine ruhige streng sachliche Leitung auf das Glücklichste bei uns eingefühlt; er hat bekundet, daß er das riesige Material vollkommen beherrschte; er hat Licht und Schatten gleich veitheilt und der Anklage denselben breiten Spielraum gewährt wie der Verteidigung. Nicht einen Augenblick hat ihn die Ruhe verlassen, und das war bei dem Verhalten des Angeklagten, dessen beständiges Lügen auch den Geduldigsten nervös machen mußte, der immer bestrebt war, das Einfachste zu verwirren, keine Kleinigkeit.

Staatsanwalt Otto, der sich schon durch seine hervorragende Wirksamkeit in den Processen gegen Conrad und Nickhoff als eine staatsanwaltliche Kraft erster Ordnung bewährt hat, hat in seiner Begründung der Anklage ein wahres Meisterwerk geliefert. Mit unanfechtbarer Logik hat er Stein Zu Stein zu der unerschütterlich festen Grundlage gefügt, auf der in klarer und anschaulicher Gliederung die fürchterliche Anklage sich aufbaute. Mit wunderbarer, eindringlicher, ergreifender Veredtsamleit, deren mächtiger Wirkung sich Niemand entziehen tonnte — auch nicht der Angeklagte, so unempfänglich zu bleiben er sich auch den Anschein gab —, hat der Staatsanwalt die Schuld Günzels nachgewiesen und aus tiefster Ueberzeugung das Haupt des Mörders gefordert.

Nicht minder verdienstlich ist die Thätigteit des Vertheidigers, Rechtsanwalts Wronler, der für die verlorene Sache mit unermüdlichem Eifer, mit scharfem Verstände und glänzender Beredtsamteit eingetreten ist. Schritt auf Schritt ist er der Beweisführung des Staatsanwalts gefolgt und hat alle Momente geltend gemacht, die irgendwie dazu geeignet erschienen, die Betheiligung seines Schutzbefohlenen an dem Morde als nicht erwiesen hinzustellen. Alles, was zu Gunsten des Angeklagten vorgebracht weiden konnte, hat er gesagt.

Auch die Geschworenen haben während dieser Verhandlungen ihre ernsteste Theilnahme und ihr vollstes Versttindniß in ungewöhnlicher Weise durch sachgemäße Fragen und bedeutungsvolle Anregungen bekundet. Ihrer

einsichtsvollen Mitwirkung ist es zu danken, baß manches Zweifelhafte klargestellt worden ist.
Bevor sich die Geschworenen in das Berathungszimmer zurückzogen, erhob sich der Angeklagte und schwor bei Gott dem Allmächtigen, daß er unschuldig sei. Und nachdem er das Urtheil, das ihn für alle Zeiten aus der bürgerlichen Gemeinsamkeit ausschließt, vernommen hatte, ergriff er noch einmal das Wort, um zu erklären, daß er über das Urtheil entrüstet sei und sich bei demselben nicht beruhigen werde. Der Vorsitzende sah sich genöthigt, den Angeklagten auf das Ungebührliche seines Verhaltens aufmerksam zu machen.
Damit hat dieser Proceß sein Ende erreicht, der in seiner Art als ein Muster angefühlt weiden kann. Selten ist es in der That gelungen, einen vollkommeneren und überzeugenderen Indicienbeweis zu erbringen, als in diesem Falle. Es ist möglich gewesen, mit nahezu unwiderleglicher Bestimmtheit nachzuweisen, wie der Mordgedanke in Günzel aufgekeimt und langsam zur That gereift ist. Man hat die Bewegungen des Schuldigen vor der That in allen Entscheidungspuntten genau verfolgen können. Die Untersuchung ist in der Lage gewesen, ihm sozusagen Schritt auf Schritt nachzugehen. Das Werkzeug, mit dem der Mord verübt worden ist, ist nicht gefunden worden. Man weiß gleichwohl, ohne sich bei den Sachverständigen Rllth zu holen, wie es beschaffen gewesen sein muß. Man kennt die Beile, die Günzel mit sich herumgeschleppt, und kennt den Hammer, den Günzel in Schoßtags Wirtschaft gesehen hat und der verschwunden ist. Niemand hat Günzel in das Haus hineinschleichen und aus dem Hause entkommen sehen, aber die Probe am Orte der That, wenn es erlaubt ist, diesen Ausdruck zu gebrauchen, ist von Frau Stockmar und deren Mann belauscht worden. Das dem Erschlagenen geraubte Gut ist in derselben Gestalt so allgemein verbreitet, daß auch hier der Nachforschung jeder Anhalt zu fehlen schien. Und doch sind die unscheinbaren gewöhnlichen Kassenscheine zu fürchterlichen Anklägern geworden. Niemand hat gesehen, was im Dunkel der Osternacht in dem unheimlichen Seitengebäude der Adalbcitstiaße sich ereignet hat, und man weiß Alles. „Die Sonne bringt es an den Tag" . . .
^

Blätter für K«ftÜMl«»de. Historische und Volts-Trachten. Neue Folge. Herausgegeben von A. von Hei) den. Verlin, Franz Lipperheide,

Die KostiimtimKe im weitesten Sinne ist erst in unserem Jahrhundert ein Gegenstand ernster wissenschaftlicher Behandlung geworden. Je mehr man von der Betrachtung der Geschichte als einer Wechselfolge von Krieg und Frieden sich entfernte, je mehr man neben den Thaten der Herrfcher die Entwicklung des Voltsgcistes zu erforschen lernte, je mehr mit einem Wort die Weltgeschichte sich zur Eulturgeschichte gestaltete, um so mehr gewöhnte man sich, auch in der mannigfaltig wechselnden Tracht der Volker und der Jahrhunderte ein Element zu sehen, das im engsten Zusammenhange mit den natürliche» Bedingungen und Anlagen eines Stammes und den geistigen Strömungen eines Zeitraumes steht. Mit den Fortschritten geschichtlicher Bildung wuchs auch dem, Laien das Verständnis! dafür, dast jede Zeit — wie in den bildenden und redenden Künsten — so auch in der Tracht ihren eigenen Ausdruck findet, und es wir« heut^ nicht mehr möglich, ,3tömel-Tragüdicn moderner Dichter in einem beliebigen Kostüm auf die Bühne zu bringen. Was vor einem Jahrhundert nicht einmal als fremoartig empfunden wurde, wäre heute lächerlich.

Man kommt unwillkürlich, wenn man von der Kostümlunde sprechen will, auf die Bühne. Denn sie ist es uornehmlich, welche die Ergebnisse der Forschung praktisch »erweichet. Freilich wird im Allgemeinen nicht die peinliche Genauigkeit angestrebt und nicht erreicht werden können, mit welcher einzelne besonders begünstigte Institute zu Werke gehen. Aber eine vernünftige Theaterleitung wird doch stets mit den zu Gebole stehenden Mitteln der für die Zeit und den Charakter eines Stückes, einer Persönlichkeit festgestellten äußeren Erscheinung möglichst nahe zu kommen suchen.

Unter den Vorlagen nun, welche dem Bühnenleiter und bildenden Künstler heute zur Verfügung stehen, nehmen die Blätter für Kostümkunde') in zweifacher Hinsicht die

Blätter für Kostümtunde. Historische nnd Volks-Trachlen, Unter Mitwirkung von Otto Niauscwctter, E. Breilbach, Adolf Burger, Ludwig Nurger, Franz Defregger, Julius Ehrenlraut, W. Genp, Alois Grell, W. Hasemann, Ferd. Keller, Vinc. St.-Lerche, ScmLuluus. I. Makloth, Heinr. Mücke, Bernhard Plockhorst, Ernst Nielschel. Rudolph Iechick, Franz Skarbina, Eugen Stieler, Franz Thelen, Paul Thumann u, U. herausgegeben von A. von Heyden, Neue F.'lge, Band I und II und Heft 13 bis 17. Berlin. Franz Lipperheide.

Illustlirte Vibliographie,
<^<
^3Â»
PersischÂ» <5>ele!,i!er, XV. Iahrliundeil,
Nus: Nl,^!!Â« sil Kostsimlunde. Vnlin. Fianz Lippliheide,

!4I
!7oid und ^üd.
Walachin llu» Oliodll, Ungiln.
«u«: Vlüttei füi Kostümlunde, Veilin, Fi»nz Vipptlheidt.

III»s,lirN' ^iblionraphic.
< ^3
Wolachin aui «wstlitza,
Auz: Nllttei flli Kosiümlundl. «lilin. ssllliiz LiVPliheibt.
Ä»id und 3üd, XUI., >«.
10

hervorragendste Stellung ein, in Bezug auf die Zuverlässigkeit der Quellen, und auf die wahrhaft künstlerische Darstellung.

Die neue Folge der Blätter für Koftümtunde erscheint seit dem Jahre 1875 in halbjährigen Heften. Sie haben aber bei der Herausgabe des dritten Heftes unter der Leitung des Professors A. von Hcydcn eine große Umgestaltung erfahren. Von einer großen Zahl von Künstlern werden die Vilder entworfen. Jeder arbeitet auf einem besonderen Gebiet, mit dem er, sei es durch die nationale Abstammung, sei es durch längeres Studium, besonders vertraut ist. Zu jedem Bilde wird eine genaue Beschreibung gegeben, die stets auf die Quelle hinweist, aus der es geschöpft ist, deren Glaubwürdigkeit prüst und meist von dem Künstler selbst abgefaßt ist. So wird die größte Zuverlässigkeit erreicht, die überhaupt möglich ist.

Weibliche «op!tl»ch!en der Äcnllisjllnc«.
Au«- BMln I»i Koftimilunve. V«llw. Franz Lipfterheide,

Die Darstellungen wechseln zwischen Zeit, und Volkstrachten. Gerade in unserer Zeit, wo unter dem Einflüsse der niuellirenden Bildung die charakteristischen Eigenheiten großer und kleiner Stämme so schnell schwinden, hat man sich mit verstärktem Eifer den, Studium der Volks-Individuen gewidmet. Volkslied, Volkssprache, Volkssitten ?c. werden ernst bearbeitet. Heiden hat darum auch mit Recht der Volkstracht einen so großen Raum in den Blättern für Koftümtunde gewährt. Sie verdient es nicht bloö der ethnographischen Bedeutung wegen, sondern in gleichem Grade auch wegen des außerordentlichen Schönheitssinns, der aus den meisten von dem Volte geschaffenen Kostümen spricht.

In den Zeiltrachten haben sich die Blätter für Kostümkunde „die Beschränkung auferlegt, im Allgemeinen nicht in die Zeit vor dem fpätcren Mittelalter zurückzugehen" und „nur bisher anderweit noch nicht Veröffentlichtes zu bringen". Naturgemäß wird der deutschen Tracht ein gewisser Vorrang eingeräumt: aber auch den andern Völkern wird vernünftig Rechnung getragen.

Die Aufgabe, die sich "der Herausgeber und Verleger gestellt haben, ist llar gefaßt — und sie ist trefslich durchgeführt. Nicht verdrängen wollen die Blätter für

^llustrirte Bibliographie,
^5
Innoyabl«. Z«i! dli Tliecloiium« (,795-1709,>
Nu«: Nlüün ftr ilostümlund«, »eilw. FianzLippeiheide.
1'»'

Kostümkunde werthuolle Werke wie die von Hefner-Alteneck, Uercuri, Lechevallier-Ehavignard u. A,, sondern ergänzen — liegt es doch auch im Wesen der Kostümkunde, daß sie nie genug getreue Bilder nach zuverlässigen Quellen haben kann! Besonders zu loben ist die Vorführung solcher Gestalten, die aus dem oder jenem Grunde uns vorzugsweise nahe stehen: Von Carlos, der große Kurfürst, Friedrich der Grosse imd viele andere historische Persönlichkeiten, welche'auf der deutschen Bühne dichterische Verwerthung gefunden haben.

Die Beschreibung geht hier auf die kleinsten Einzelheiten ein und wird durch Abbildungen von Theilen und Schnittmustern belebt und wesentlich erläutert.

Das ganze Werk wird durch einen lehrreichen Aufsah des Heiausgebers über „Weibliche Kopftrachten zur Zeit der Renaissance in Florenz" eingeleitet.

Die Kostümbilder selbst — in den zwei ^^ ersten heften Stahlstiche, vom dritten an ! ?WÜ? Holzschnitte auf das allersorgfältigste colorirt I ^WWM" "^ !«!!U'II sich in d>'r Äiii-'iwnimi mn) ^"" V^imi niesen, was auf diese,ü GcblVtt-geleistet wurde. Wir sind leider nicht in der Lage, unseren Lesern von der prächtigen Wirkung der farbigen Bilder eine Vorstellung zu geben, da wir auf das Colorit ueizichten müssen. Immerhin aber wird man aus unseren Proben auf diese Wirkung schließen können.

Die Blätter für Kostiimkunde sind jedem, oer überhaupt dein Gegenstände Interesse zuwendet, auf's Wärmste zu empfehlen, und da jedes Blatt einzeln käuflich ist, kann auch jeder Künstler leicht im einzelnen Falle sich aus dieser gediegenen Sammlung Roth holen. ' ^. V.

' -,"
Wlitliche KolMillcht dli Re,!ll!ss<mie.
«u«! Vlättel IUI Küstümlunde, »eilin,
Franz Llppeihlide,

FranZösrsche Vücher.

Seit linserm letzten Bericht luergl. Band XI>, Heft 118) ist wieder eine Reihe namhafter Publikationen des französischen Buchhandels zu verzeichnen, die in Bezug auf die äußere Ausstattung nirgends ihresgleichen finden dürften. Sie nmfassen vorwiegend das weite Gebiet des neuern französischen Romans und liefern durch ihr Erfcheiuen einen Beweis dafür, daß das Publikum in Frankreich doch wesentlich andere Anschauungen sowohl über das Aeußere wie auch über den Preis der Bücher hat als bei uns. Alles überragt an Eleganz die von der „iuni«nn (Hulliitin" in Paris veranstaltete Luxusausgabe des bekannten Sensntionsiomans „1^3, clame aux oamsli»!," von Al. Dumas lil«. Es sind fast 40 Jahre verflossen seit dem eisten Erscheinen desselben, und nun erhält er ein so prächtiges Gewand, daß der Verfasser selbst in der launig geschriebenen Vorrede dieser Ausgabe versichert, ein schöneres werde ihm niemals zu Theil werden. Ini grüßten Quartformat, auf schwerstem Papier, in großem, vornehmem Druck umfaßt der Text fast NO Seiten. Jedes Eapitel beginnt mit einer halbseitigen, sich an den Tezt anlehnenden Illustration, die in wechselnden Tönen nach Entwürfen von L>>nch durch drei Meister des Kupferstichs: Ehampollion. Gaujean und Masse, gestochen sind. Dazu kommen noch 10 Radirungeu auf besonderen Blättern. Als Charakteristik der Illustrationsweise kann das nur in zwei Farben (Roth und Schwarz) ausgeführte Titelbild gelten: „Diese Frauengestalt, so durchaus schön, in der Fülle der Gesundheit, mit einem Körper, der ichon unter der erwachenden Leidenschaft voll erblüht ist, diese unter ihrem Reize doch so müden Züge, in denen ein aufmerksames Auge schon die Vorboten des Leidens wahrnimmt, diese Vereinigung von Kraft

und Schwachheit, das ist die Cameliendame in Wirklichkeit," Ter Preis von 50 Francs ist bei dem Werlhe des Prachtwerkes kein hoher zu nennen. In gleichem Verlage erscheint die ebenfalls elegant ausgestattete „bibliotneo,ue de« euef«'d'oeuvre du raman eouteii!Z!nrain", welche starte Octavbände mit schönem Druck und schwerem Papier zum Preise von 25 Francs liefert; jeder Band enthält etwa 10—12 Beilagen feinsten Kupferstiches. Die einheitliche Gestaltung des Ganzen macht diese Bände zum Schmucke jeder Privatbibliothet. Die jüngst erschienenen Bände enthalten George Sands berühmten Roman „Aanprat". dessen romantische Schilderungen einen heut« wie eine Mär aus längsivergangencn Tagen anmuthen — der Künstler I. Le Blant hat das Costüm der Zeit in seinen Bildern gut getroffen—; ferner gewissermaßen als Gegenstück der eben genannten Dichtung den 1865 zuerst veröffentlichten Roman der Gebrüder Goncourl: „^erminie I^rsrwul"; auch hier ist es dem Verleger gelungen, für die Wiedergabe des krassen Realismus im Text den geeigneten Zeichner in Ieavniot zu finden: icine Darstellung Iuvillons, des echten Pariser „^amin", ist musterhaft. Die Verfasser haben für diese Ausgabe eine zweite Vorrede geschrieben, die interessante Einzelheiten über die Entstehung des Werkes mittheilt. Endlich der neueste Band der Sammlung: ,.Hlon«ienr I« miniere" von Jules Clnretie führt uns in das moderne Paris, Der Autor verfügt neben der Gabe fesselnder Erzählung über prickelnden, schlagfertigen Humor? auch er hat eine besondere Vorrede für diefe Ausgabe geschrieben, die on witzigen Einfällen fast überreich ist. Die Zeichnungen von Aoiien Marie sind Charakterbilder der vornehmen Pariser Welt, bei denen die genaue Ausführung des Detail dem Kupferstecher nicht selten große Schwierigkeiten darbot, aber auch er hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Wir werden mit Freuden von dem weiteren Fortgang dieser prächtigen Büchersammlung belichten. — Ein namhaftes Verdienst um die engere Heimat hat sich die außerordentlich rührige „mai-wn Huantin" erworben durch die Herausgabe des Prachtwerks ,,I^e« envirvn« de ?ari«", wiederum eines Foliobandes von 600 Seiten mit 5lX) Illustrationen (Preis 30 Francs). Gerade die Umgegend von Paris, zumal die lieblichen Eeineufer, bieten Landschaftsbilder, die dem Stadtbewohner wenig, dem Ausländer so gut wie gar nicht bekannt sind: dazu kommt die Fülle historischer Erinnerungen und monumentaler Bauten. Der Verfasser des Teztes, Louis Barion, und der Maler Gustave Frnrpont, haben sich vorzüglich mit einander eingearbeitet, so das; man nirgends den Eindruck gewinnt, daß einer den andern zu verdrängen sucht. Ersteier theilt seinen reichen Stoff in dreißig Ausslüge, die beim „böig de Lciuixjflls" beginnen und zugleich die wichtigsten Punkte der Karte berücksichtigen: letzterer hat nicht blos einen Blick für Schlösser, Kirchen und Ruinen, sondern auch für Land und Leute und für die wunder« herrlichen Naumgruvpen und Flußlandschaften. Als schätzenswerthe Beigabe des Buches nennen wir noch die von Erhard fröre« gestochene sehr genaue Karte der ganzen Umgebung von Paris. Auch dieses Werl bildet die Fortsetzung einer größeren Sammlung, die unter dem Titel: ,,I« moude vittorez^ue et monumental" erscheinen und etwa 15 Bände umfassen soll. Der erste Band, welcher im vorigen Jahre herauskam, schilderte „England, Irland und Schottland".

Genau 25 Jahre sind verflossen, seitdem ein liebenswürdiger französischer Dichter, der Graf Huacinthe du Puntauice de Heusset», sein letztes Wert, die „poeme« viril«" veröffentlichte, um sich in die Einsamkeit seiner bretagnischen Heimat zurückzuziehen, wo er 1876 ini Mai starb. Nunmehr haben treue Freunde eine Ausgabe ferner ,.oe»vre« onmvlete«" (»veo deux Portrait« de liluteur r>l»r H. U»ne««e, 2. voll«. ?ari«, mai«ou Huantiu 1887) veranstaltet, die hoffentlich den Namen des Dichters bekannter machen wird als er bisher war. Der erste Band enthält die beiden Hauptsammlungen seiner Gedichte, „etude» et 2«r»iiatio!>«' (1858—1859) und „«illon« et lledri«" (1860). Heussey ist kein auf der Oberfläche des Alltagsleben sich bewegender Poet, ihn ziehen mehr die philosophischen und religiösen Stoffe an: die Gedichte „Olu-izt" (S. 222). „Ideal" (S. 278), „I^a lande" (S. 321) und andere zeigen dies, aber er ist ein Meister der Form, der seine Gedanken fast ohne Vorrectur auf das Papier warf. Emige Iugendgedichte, die im zweiten Bande stehen, sind solche erste Entwürfe. Außer den schon genannten „poeme« viril«", unter denen das George Sand gewidmete, edel empfundene „la «,,unr" genannt fein mag, enthält dieser Band noch die ebenfalls formvollendeten Ueberfetzungen von Aeschulus Promethus und Byrons „Manfred" und „Lara", endlich Einiges aus dem Nachlaß. In der uorangeschickten biographischen Bemerkung der Herausgeber stört der Druckfehler, welcher Heuss«is

Geburtstag auf den 28. Ocwbcr 1814 (anstatt 1812) schiebt. Sonst ist die Ausgabe musterhaft und voinehm gehallen.

Die Vielseitigkeit des mehrfach genannten Pariser Verlegers beweist eine Serie von Kinderbüchern, die sich sämmtlich durch reichen Bilderschmuck auszeichnen. Für die ganz Kleinen ist ein Büchlein berechnet, welches unter dem Titel „1<?3 Keos3 <t'H,l8»es «t, <!« I^orillin«", der nicht gerade geschmackvoll gewählt ist, mit wundervollen farbigen Bildern (von Firmin Nouisset) erschien. Nie Zeichnungen sind von köstlichem Humor, der nirgends gezwungen erscheint-, derartige Stoffe, wie „1» oo»r«6 cke>8 oiFOAne-L" oder „I», 6kn»« cl«3 8inF«8" lassen sich freilich in Worten nicht beschreiben, so treffend ihre Wirkung für das Auge des Kindes auch sein mag. Für das erste Lesebedürfniß der Kleinen soll weiterhin die „1>id1iotli«<;>io eniantirw" sorgen, allerliebst kleine Bündchen mit zahlreichen Nilderchen in Holzschnitt, als deren besonderen Vorzug mir die außerordentlich deutlichen und großen Buchstaben—es stehen nur 21 Zeilen auf der Seite — anführen. Vorzüglich feien die kleinen Geschichten von Madame L. hameau: „Lsve» <n vlle»lle«8" empfohlen. Wiederum eine etwas höhere Altersstufe versorgt die „dibliotbe^iw cle 1'öcluoatiou umtsrnslls", deren Bände, ebenfalls in glänzendster Ausstattung, nur je 2,25 Francs tosten; sie enthalten meist abgeschlossene launige Erzählungen: als ei„e der besten sei die humoristische Geschichte „Hlnäemyizello Ir/mbülmouülie" von Man. N. Balln,guier angeführt, die durch Ed. Ziers humoristische Bilder noch mehr Leben erhält. Innerhalb eines Jahres haben die Kinderbücher bereits die weiteste Verbreitung nicht nur in Frankreich, sondern auch im Ausländе gefunden.

Wer sich ein rechtes Nil» von dem literarischen und künstlerischen Leben und Treiben in Paris, von der Menge berühmter Namen machen will, die Frankreich in jüngstverflossener Zeit besaß und zum Tbeil noch besitzt, dem seien zwei Werke aus der Feder eines der eisten französifchen Kritiker, Albert Wolff, empfohlen, die im Vorjahr bei Victor Hauard in Pari« erschienen sind. „1^ ßlnire K 1'nri3" enthält 34 kleine Ausfälle über schriftstellerische und musikalische Größen, unter anderen über beinrich Heine, den jüngeren Dumas, Thiers, Zola, Daudet u s. w., aber auch über Berlin;, Offenbach, Rossini und Meueibeer, Bizei, und Fournier, Sara Bernhardt und — Pater Hhacinlh. Der Schriftsteller schreibt mit einem leidenschaftlichen Enthusiasmus, aber mit Sachlenntniß und Geist. Die andere Schrift behandelt in ähnlicher Weise unter dem Titel „I». eavital« äs I'^rt" die Bildhauer und Maler; hier lesen wir Namen, wie Fran?oi« Millet, Mcissumer, Gustave Dor», Paul Naudl, und Hans Maikart (sio!). Wolffs Urtheile über die Genannten sind stark subjcctio, aber aufrichtig und von feinem ästhetischen Geschmack, nebenbei in Frankreich sehr geschätzt, so daß seine Schriften bereits zahlreiche Auflage» erlebt haben. Die Beherrschung der französischen Sprache ist bei diesem Deutschen geradezu staunenswerth.

Bibliographische Notizen.

V« Zeiten. Novellen von Theodor Storni. Neilin, Gebrüder Paetel.

Unter dem Gesammttitel „Vor Zeiten" hat Theodor Storm die bereits früher in Einzelausgaben erfchienenen und auch in diesen Blättern beprochenen fünf Novellen: „Eckenhof", „Zur Chronik von Grieshuus", „Nenatte", „H<M3 8!,oruor8U3", „Ein Fest auf Haderslerhuus", zu einen« stattlichen Bande vereinigt. Alle die genannten Dichtungnen, deren Stoffe längst entschwundenen Zeiten entnommen sind, stammen aus dem letzten Lebensjahrzehnt des Dichters, der noch in diesem Jahre seinen siebzigsten Geburtstag begeht. Sie bezeichnen zugleich den Höhepunkt seines dichlerischen Schaffens überhaupt, wenn man von Storms lyrischen Gedichten absieht. Einst nannte man ihn mit Vorliebe den Dichter von „Immensee", aber wie weit hat er diese seine erste Leistung auf novellistischer« Gebiete durch spätere Werke übertroffen! Man kann bei Storni, wie nur bei wenigen Dichtern, einen steten Fortschritt wahrnehmen, bis er in einem Alter, das bei den Meisten ein völliges Versiegen der Poesie mit sich führt, die reifsten und schönsten Früchte seiner Muse hervorbringt. Nicht zum wenigsten verdankt Storm

diese seltenen Erfolge seinei weisen Beschränkung, durch die ei sich so «cht als Meister betundel: er hat nie etwas gedicktet, wozu ihn seine Natur nicht ganz befähigte, er ist niemals auf das Gebiet des Dramas oder des Romans hinübergegangen, und hat dadurch alle seine Kräfte dem kleinen lyrischen Gedicht und der Novelle vorbehalten, in welchen beiden Formen er die deutsche Literatur mit unvergänglichen Meisterweilen bereichert hat. Tic vorliegende Sammlung ist ein Buch, das in keiner, unsere poetische Literatur auch nur annähernd vertretenen Hausbibliothet fehlen darf. H.

Die deutsche Malerei Äer Gegenwart auf der Iubiläumö-Ausfttllung der l «lIademie der Künfte zu Vrrlin I8KS. Photograuüre-Ausgabe. Mit bcglcitrndemTeztvonLudwigPietsch. München, Franz Hanfstängel.

Seitdem wir unseren Lesern Kenntnis; gegeben von dem Erscheinen dieses interessanten Lieferungswelkes (f. Heft 113), ist es bis zum 12. Hefte fortgeschritten und naht sich demnach dem Abschluß. Es ist ein würdiges Erinnerungszeichen an ein für die deutsche Kunst bedeutsames Jubiläum. Die Wahl der vorgeführten Bilder ist eine zutreffende. Nicht nur die bedeutendsten Werke, sondern auch die charakteristischen Repräsentanten gewisser Richtungen weiden leprodunrt. Und die Ausführung dieser Reproduktion in Photogravüre ist eine sehr schöne. Eines besonders gelingt dieser Vcivielfältigungsmanier, die Wiedergabe des Tones, der Stimmung. Der Text bietet, neben einer Betrachtung des einzelnen Bildes, biographische Notizen über den Künstler, sein Schaffen in der Vergangenheit, und häufig auch allgemeinere Betrachtungen, die dem Verständnis; wesentlich dienen. »v.

Xathwörterbuch der englischen und deutschen Sdrache für Reise, Lcctürc und Conversation. Theil IV. Land und Leute in Amerika, zusammengestellt von Carl Naubert, Geheimer Rcchnungsrath in der Kaiserlichen Admiralität. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Auch für den, welcher nicht gerade eurvpamüde ist, bietet diefer Theil des bekannten englifch-deutschen Nothwörterlmchs unendlich viel Belehrung i jeder Zeitungsleser sollte es sich anschaffen, denn nicht selten begegnet ihm etwas „Ameri» konisches", was er nicht richtig aufsaht. Dieses eigenartige Wesen mit seinen Specialbegriffen: „bÄl-iooiu, ouwbo^8, rain8trsl, Mormonen, Aanlee" und unzähligen andern wird mit kurzen knappen Worten erklärt; aber auch die umfassenderen Artikel übel Frauen und Frauenschuh, Mädchenerziehung, Schulwesen, Zeitungen, Hotelleben, Klima, amerikanische Küche, Beamtenthum und Carneval (letzterer ist geradezu musterhaft) sind sehr verständig abgefaßt: endlich sei noch der Mittheilungen über die verschiedenen Bevölkerungen der Vereinigten Staaten gedacht, über die man die Angaben unter „Chinesen, Irland«, Indianer, Kreolen" u. s. m. nachschlagen mag. Vollständiges Material soll nicht geliefert werden, aber Wesentliches ist nirgends vergessen worden. Zur Umarbeitung empfehlen wir dringend nur den Artikel „Literatur". In Deutschland, wo man, von andern ganz zu schweigen, Edgar Allan Poe, Nauard Taylor, Mark Twaine und Biet Harte fast bis in den Himmel erhebt, wirken Worte wie die folgenden doch höchst befremdlich: Amerika ist lein Land der Nildung, kein Land der Fortbildung für Fremde. Die amerikanische Liteiatul, auch die sogenannte klassische, wild einem deutschen Leser bald verleidet. Trinker heilt man, wie gesagt wird, da-

durch, daß allen Speisen und Getränken, welche ihnen gereicht werden. Alkohol in kleineren Gaben zur allmählichen Erregung von Ekel beigemengt ist. So ist der gesammten jüngeren amerikanischen Literatur stets eine Dose von nationaler Selbstberäucherung hinzugefügt, die nie vergessen, nie vermint wird. Mag es ein Epos, eine politische Abhandlung oder eine über chemische Probleme sein, immer kommt der Pferdefuß der fixen Idee, nach welcher der Amerikanismus das Universum, zum Vorschein. Von dieser hassenswerthen Untugend ist Longfellow ebensowenig freigeblieben, als „Colone!" Drambotten, der weggejagte Druckcrjunge und derzeitige Chefredacteur der „Garotte" im Süden.

t>.

Auserlesene Gemälde der Galerie Schalt in München. Mit Tezt von Dr. Oskar Berggruen, Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Ein höchst verdienstliches Unternehmen der an Verdiensten um die moderne Kunst so reichen Wiener Gesellschaft. Adolf Friedrich Graf von Schacht hat in dem so anmuthigen, wie inftructiven Buche

„McincGemäldesammlung" die Entstehung seiner Galerie erzählt und die Grundsäße auseinandergesetzt, die ihn bei Bestellungen und Anläufen leiteten. Es w»ren vornehmlich die: nur Bilder neuerer deutscher Künstler zu erwerben und von talentvollen jüngeren Malern Eopien hervorragender Meisterwerke der Vergangenheit anfertigen zu lassen. So gelang es ihm, die Sammlung von etwa 390 hervorragenden Werten zusammenzubringen, die seil langen Jahren in dem Palaste des Dichters, Literarhistorikers und Kunstkenners für Jedermann zugänglich ist, Schacls Sammlung ist demnach an sich schon eine Auslese, und aus dieser hat die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst hinwiederum dreißig ausgelesen, um ihnen in meisterhaften Radirungen (und Lichtkupferstichen) eine noch weitere Verbreitung zu geben. Künstler, wie Hecht. Halm, Raab, Kühn, Kraustopf, Leemann haben ih,e Kraft daran geseht, die Orginale Nöcklins, Budes, Cornelius, Feuerbachs, Genellis, Hagns, Hennebergs, Leubacbs, Ncuberts, Rottmanns, Tchleichs, Schwinds, Spitzwegs und Steinlrs wiederzugeben. Der einleitende Text orirntirt über die Sammlung im Allgemeinen wie über die einzelnen Maler, die in dem Album berücksichtigt sind. Für jeden, der die Freude hatte, die Galerie Schalt zu besuchen, oder der sich eines der anmulhendsten Eopitcl aus der Geschichte der modernen Kunst in die Erinnerung zurückrufen will, sind die „Auserlesenen Gemälde" eine hocherfreuende Gabe. uv.

Cullurgeschichte des deutsche» Volles. Von O, Henne am Rbyn. Mit 13! Tafeln und Farbendruck und 536 Abbildungen im Text. 2 Bde. Grote'sche Buchhandlung.

Nach dem Erscheinen der zweiten Abteilung der „Eullurgcschichte des deutschen Voltes" haben wir in einem ausführlichen Referat die Bedeutung des Werkes gebührend hervorgehoben: jetzt, wo dasselbe vollendet vor un« liegt, wollen wir nicht versäumen, das Interesse der Leser noch einmal aus dasselbe hinzulenten. Nie Methode, das Verständnis! der Vergangenheit zu erleichtern durch die Vorführung von Abbildungen, ist auf dem Gebiete des geschichtlichen, und namentlich des cultur, geschichtlichen Unterrichts in dem von Henne am Rhun gebotenen Umfange bisher noch nirgends angewandt worden. Was man im naturwissenschaftlichen Unterricht seit langer Zeil mit großem Erfolge erprobt hat, hat man bei der Erklärung historischer Erscheinungen nur allzusehr uernachlässigl. Man hat mehr auf das Gedächtnis; als auf die Vorstellungstrast gewirkt, und dadurch den empfänglichen Geist der Jugend von einem Gegenstände abgeschreckt, der seiner Phantasie gar keine Nahrung zu bieten schien. Aber man zeige einmal der Jugend einen päpstlichen Ablaßbrief oder ein gegen Luther gerichtetes Flugblatt oder die Handbibel des Reformators oder die andern Abbildungen zur Geschichte des 16. Jahrhunderts: und man wird sich überzeugen, daß nicht blos die Anschauung von den Dingen selbst klarer und kräftiger, sondern auch der Zusammenhang der Dinge leichter begriffen und leichter festgehalten wird. Wir stimmen dem Verleger vollkommen bei, wenn er in feinem Prospekte sagt: „Diese gediegenen Illustralwnen sind nicht nur ein zierendes Ausstattungsmitlel, sondern sie sind in ihrcni sireng historischen Ilharalter zum eigentlich schildernden Element des Buches geworden und bieten ein Anschauung.?» Material dar. wie es Lehrende und Lernende schöner, passender und reichhaltiger sich nicht wünschen tonnen" lieber dem Lobe der Illustrationen dürfen wir nicht ver-

gessen, daß das Buch in einem streng wissenschaftlichen Geiste geschrieben ist und sich durchaus auf die Resultate der neueren historischen Forschung stützt. Daß das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert etwas compendienartig dargestellt ist, hat seineu Grund ebensowohl in der tleber-fülle des Stoffes, wie in der räumlichen Beschränkung, welcher sich der Verfasser unterwerfen mußte. Wir wünschen dem schönen Buche aufrichtig die weiteste Ver» breitung. lp.

Tunft. Roman von Karl Frenzel.
Stuttgart und Leipzig, Deutsche Her-lageanstalt.

So sehr auch in letzter Zeit unsere Romanschriftsteller das eigenartige Leben Berlins zum Gegenstand ihrer Schilderungen gemacht haben, ist doch eine Bewegung, die zwar ganz Deutschland erregt, ihren Schauplatz aber vornehmlich in Berlin hat, noch nicht in den Bereich der Roman-schöpfungen gezogen worden: die Social-demotratie, Frenze! »lacht in seine,» jüngsten Roman diesen Versuch. Er schildert einen von Natur befähigten, aus

der besitzlosen Klasse hervorgegangenen jungen Mann, Hermann Gierig, von seinem ersten Auftreten als Führer der Partei bis zu seinem unglückseligen Ende durch Selbstmord. Gierig ist, wie so viele Parteiführer, eben keine ganz ehrliche Natur. Er redet sich allmählich in eine idealistische Anschauung hinein, deren Grundlage doch nichts Anderes ist, als die Ichsucht und der Neid gegen die besser Gestellten. Er wird auch, sobald er durch die Gunst einer nicht mehr jungen Wittwe, die den hübschen talentvollen Jüngling liebgewinnt, in behaglichere Verhältnisse kommt, seinen Anschauungen untreu. Von seinen Anhängern verlassen und von seiner Görmerin verstoßen, weil sie von seiner Untreue überzeugt wird, giebl er sich schließlich selbst den Tod.

Gierig, wie seine Gönnerin, Sibylle Vrand, sind interessante und gut gezeichnete Charaktere. Der Zeichner Herbert Blum, der als der Erzähler eingeführt wird, und der Zeitungsschreiber Sali» Lewin ebenfalls treffende, der Berliner Gesellschaft entnommene Gestalten, die unser Interesse fesseln. Frenze! hat in diesem Roman von Neuem sein Geschick in der Verwerthung von Thaisachen und Ideen bewiesen, die die jüngste Gegenwart bewegen, und eine künstlerisch abgerundete Erzählung au» ihnen gestaltet.

F«ntre,ch i» W«lt und Vild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie. Produetion. We. schildert von Friedrich von Hellwllld. 2 Bände. Mit 455 Illustrationen. Leipzig, Schmidt K Günther.

Nenn das Hellwald'sche Werl über Frankreich, welches mit der jüngst erschienenen 57. Lieferung seinen Abschluß gefunden hat, das handliche Format unserer Reisehandbücher besäße, dann würde ich den interessanten Boden unseres Nachbarvolkes nicht mehr ohne dasselbe betreten. Aber da es sich nun einmal als Folioband oder richtiger in zwei Foliobänden vorstellt, wird man schon — boa ßrö, mnl Ar« — auf seine Begleitung verzichten müssen. Die eigenartige Behandlung eines an sich trockenen Gegenstandes, wie es die topographische Schilderung eines Landes ist, macht die Lectüre des Wertes zu einer interessanten und belehrenden. An jedem wichtigen Orte Halt machend, erzählt uns Hellwald das Wichtigste über Charakter und Sitten der Einwohner, über die Höhe der Industrie und des Handels, über die hervorragendsten Sehenswürdigkeiten, und knüpft daran mit einer gewissen Vorliebe die Erinnerung an bebeutende Persönlichkeiten oder historische Ereignisse. Nichts ist interessanter als nach vollbrachter Reise an der Hand eines so kundigen Erzählers noch einmal im Geiste sich an-die Stätten versehen zu lassen, die man aus eigener Anschauung kennt, und unterstützt von den zahlreichen und gut ausgeführten Ansichten der Städte, Schlüsser, Kuchen und Brücken die Vorstellungen eines treulosen Gedächtnisses zu beleben. Aber auch Denjenigen, welche Frankreich noch nicht kennen, sondern sich aus Büchern über die topographische und wirlhschaftliche Beschaffenheit unseres Nachbarlandes zu unterrichten genöthigt sind, wüßten wir für diesen Zweck keine bessere Publication zu empfehlen.

Grundriß der Gdelfteinlunde. Ein allgemein verständlicher Leitfaden zur Bestimmung und Unterscheidung roher und geschliffener Edelsteine. Von P. Groth. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, einen allgemeinen, in dem die wichtigsten physikalischen, besonders optischen Eigenschaften der Mineralien, welche zur Be-

stimmung von Edelsteinen dienen können und die bisher noch in keinem populär gehaltenen Werte Berücksichtigung gefunden haben, auseinandergesetzt werden, und in einen speciellen, welcher die Eigenschaften, das Vorkommen, die Bearbeitung u. s, w. der einzelnen Edelsteine behandelt Hieran schließt sich noch eine Uebersichtstabelle zur Unterscheidung und Bestimmung geschliffener Edelsteine. Der Name des Verfassers, die leicht verständliche Sprache und die elegante, sachgemäße Ausstattung dürften dem Werke, welches vielen als willkommenes und unentbehrliches Hülfsmittel erscheinen wird, auch bei dem großen Publikum eine weitere Verbreitung sichern.

Er und Sie. Vlarit SlMe. Norwegische Dorfgeschichten von Kristofer Ianfon. Deutsch von P. I. Willatzen, Bremen, M. Heinsius.

Bei der Neberfülle der literarischen Productio» in Deutschland selbst hat ein Zurückgreifen auf fremde Literaturen nur dann eine Berechtigung, wenn damit thatsächlich ein Gewinn für unsere heimische erreicht wird. Die beiden vorliegenden

Dorfgeschichten erheben sich durchaus nicht über gleichwerthige deutsche Erzeugnisse desselben Genres, so das; wir von der Notwendigkeit der Uebersehung nicht überzeugt sind.

„Er und Sie" sind in so trockenem, moinlisirendem Ton geschrieben, daß man vor gähnender Langeweile gar nicht zur Würdigung der anerlennenswerthen Tendenz gelangt: weit ansprechender ist die zweite Geschichte Marit Skjlllte. Dieser schroffe, nordllndische Frauencharakter ist dem Dichter vorzüglich gelungen und paßt zu der geschilderten Localität der starren Felsen und des rauhen, unwirklichen Klimas: dazu ist die knappe Form, welche er gewählt hat, durchaus in Uebereinstimmung mit der Wortkargheit der norwegischen Frouencharakteie, hier ist nicht ein Wort zu viel, welches den Gesnmmtcindruck stören würde.

Durchaus nicht tadelfrei ist die Uebersetzung, in welcher uns nicht nur fremdartige Wendungen, fondem sogar sprachliche Schnitzer aufgefallen sind, M2.

Frauenlehn. Roman von D o r i s F r e i i n von Spaettgen. 2 Bände. Breslau, 2. Tchottlaender.

Die Verfasserin wird für diesen, wie für ihren Roman „Sphinx" beifällige Auf« nähme bei dem großen Lesepublikum finden. Sie selbst stellt ihr großes Erzähleltalent lediglich in den Dienst des Lcsebedürfnisses, Sie versteht es, die Fabel zum Ausgangspunkt des Interesses zu machen, Conflicte herbeizuführen und zu lösen. Die Gabe zu unterhalten muß der Verfasserin in hohem Grade zugesprochen werden.

Vriefe eines Unbelannten. Zwei Bände. Mit einem Portrait und einer biographischen Skizze. Zweite Auflage. Wien, Verlag von Carl Gerolds Sohn,

Die Briefe eines Unbekannten sind die Briefe eines Verstorbenen. Der „Unbekannte" war in den aristokratischen Kreisen Wiens eine gern gesehene Persönlichkeit, „liebenswürdig durch Humor und Geist, blendend durch Phantasie und Wortreichthum, angenehm durch Herzensgüte und Treue, fesselnd durch sein Wissen auf allen Gebieten des menschlichen Denkens und Streben? und bezaubernd als Musiker und Dichter". So war, nach derSchilderung seines Freundes, Alezander Warsberg, der Mann beschaffen, von dessen Correfpondenz ein anderer Freund, der als Dichter bekannte Graf Rudolf Hoyos, zuerst einen einzelnen Band unter dem obigen Titel veröffentlichte. Der Band wurde über Erwarten schnell vergriffen. Die Veranstaltung einer zweiten Auflage gab dem Herausgeber Veranlassung, dem ersten Band einen zweiten hinzuzufügen und die Ausgabe mit einem Porträt und einem Lebensabriß zu bereichern. Das Bild ist allerdings nicht sonderlich ausgefallen und was es dem Physiognomik« verschweigt, erzählt ihm die von der Feder Warsbeigs frisch entworfene Skizze. Aber wer war denn eigentlich der interessante „Unbekannte"? Die Antwort darauf ist nicht so einfach, denn Villers — das ist fein Name — führte Jahrzehnte hindurch ein so abenteuerliches Leben, das; man vielfach an den erdichteten Helden eines wechfclvollen Romans erinnert wird. Seine Wiege stand in einem russischen Kerker; seine Eltem waren Franzosen: erzogen, oder richtiger verzogen ward er in Dresden, er wird aus dem väterlichen Hause verstoßen und bequemt sich dazu, in Leipzig Buchdrucker zu werden. Mit wenigen hundert Francs geht er nach einiger Zeit nach Paris, und spart sich das Geld vom Munde »b, weil eine unbegrenzte Theaterleibenschaft ihn beherrscht. Seine Beschäftigung mit der Botanik und Chemie

verschafft ihm die Freundschaft einfluß-
reicher und hervorragender Männer der
Wissenschaft. In Paris macht er auch
die Bekanntschaft Liszts, den er eine Zeit
lang auf seinen Reisen begleitet. Da
wird es diesem seltsamen Menschen auf
einmal klar, daß der Mangel einer regel-
rechten Schul- und Universitätsbildung
ein großes Hemmniß in seinem Fort-
kommen sei. Und Villeis, obwohl im
Anfang der dreißiger Jahre stehend, geht
nach Offenbach am Main und setzt sich
unverdrossen auf die Schulbank. Nachdem
er die Schule absolvirt hat, geht er zui
Universität; um aber die Kosten eines
theuren Studiums bestreiten zu können,
nimmt er die Stelle eines Hofmeisters bei
zwei Altenburgischen Prinzen an. Die
Verbindungen, die er bei dieser Gelegen-
heit anknüpfte, und seine glänzenden
Fähigkeiten öffneten ihm schnell den Weg
in den sächsischen Staatsdienst. Es hat
seiner abenteuerlustigen Natur durchaus
zugesagt, daß er als Legntionssecrctair
nach Frankfurt, Paris und London kam
und in den aristokratischen Cirkeln seine
geistigen Vorzüge leuchten lassen tonnte.
Aber was man so häusig bei ausge»
sprochcnen Weltlindern beobachtet hat,

das Ende vom Liebe war, daß er, uon den Staatsgeschäflen deficit, das Leben eines Einsiedlers geführt bat, und zwar in Nien, wohin er sich ins Privatleben zurückgezogen hatte.

3o vielgestaltig wie der äußere Mensch war auch der innere Mensch beschaffen. Davon legt jede Seite dieser beiden stattlichen Bände ein vollgültiges Zeugnis, ab. Es giebt leinen Gegenstand der Kunst, der Wissenschaft, der Literatur, des politischen und winhfchoftlichen Lebens, der hier nicht mehr oder minder ausführlich besprochen wird. Wenn irgendwo, so paßte auf diese Correspondenz das Motto: <ie omnidu« rebus st <z>ribn8<I»in »lii». Und doch will es uns scheinen, als ob man dein Verstorbenen mit dieser umfangreichen Publication nur einen sehr zweifelhaften Liebesdienst erwiesen hat. Etwas weniger wäre in diesem Falle mehr gewesen. Villcrs ist auf vielen Gebieten nicht über die Sturm- und Drang-Periode hinausgekommen, und außerdem hat die Universalität seines Ncistes seiner Tie^e Abbruch getban. Es sind viele Briefe aufgenommen, die nach Form und Inhalt so unbedeutend sind, daß sie laum den Abdruck lohnen: und vergebens fingt man sich, nach welchen Grundsätzen die Auswahl vorgenommen ist. Denn man wird doch nicht behaupten wollen, daß das gänzlich Unbedeutende für die Charakteristik eines bedeutenden Menschen von Nichtigkeit sei? Ir>.

Robert «chumnnns Klaviercompositionen, mit Vorwort, Fingersatz, Vor» tragsbczeichnungcn und instructiven Erläuterungen versehen von Dr. Otto Neihel. Köln, Verlag von PI.Tonger.

Es war vorauszusehen, daß nach Schumanns dreißigstem Todestage verschiedene Verl'gshllndlungcn eine neue, L«l H«l N»H»<:t>o!> ?ou ,,0»s<l »»6 8ll<" l»i 2««i>l«ll!illi!^ «wßszons»!»» L!le!i»l, U«»«<, < »r! l'rßiti«!? von, Lnuw L!Mt«r, 6»- »!»!dtx». t^oil, V->t<?rI-^>H, I)«! Ümm«», I^«>f-billige Ausgabe seiner Werte vornehmen und dieselben auf diese Weise dem größeren Publikum zugänglich mache» würden. Eine hervorragende Stelle unter diesen nimmt die uns vorliegende Neuausgabe ein und zwar wegen der minutiösen Sorgfalt, welche der Herausgeber, Dr. Otto Neihel, den Vortragszeichen, dem Pedalgebrauch und dem Fingersatze gewidmet hat. Die ganze Folge von 10 Heften schreitet uon den leichtesten Stücken zu den schwereren fort und bietet durch die inftiiictiuen, vortrefflich charakterisirenden Erläuterungen dem werdenden Musiker willkommenen Anhalt sür den Vortrag und das Verständnis jedes einzelnen Musikstückes, Die häufig doppelt vorkommende Fingersatzbezeichnung, sowie die in Fußnoten beigegebenen Erleichterungen für kleinere Hände werden besonder« dem schönen Geschlechte angenehm sein. Gegen die Sorgfalt der Ausführung, die Schönheit, Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit des Stiches fallen kleinere Druckfehler kaum in's Gewicht und dürften bei nochmaliger Revision leicht zu beseitigen sein: Band IV, Waldscenen Nr. 3 fehlt im achten Tact die halbe Taclpause, im sechsten Tact vom Schluß eine 8tel und 4tel Pause; in Band II, Nr. 7 im ersten Tact muß das zweite l ein 8tel sein «. Jedenfalls ist mit Herausgabe der Klavierstücke allen Verehrern Schumanns, dieses ersten Lyrikers unter den Tonsehern, eine Gabe geboten, welche durch die Fülle der belehrenden Anmerkungen die höchste Anerkennung verdient und in keinem musikliebenden Hause fehlen sollte. Möge diese Sammlung dazu beilragen, das Verstand» nih für Schumanns Tonschöpfungcn und den reinen Genuß, den dieselben gewähren, in immer weiteren Kreisen zu verbreüen.

tlil.
Ns0«>>!„u»' L»nv»s»»!!o<!»'!.«i<»l»!>. vwilewit«
Di« Uumladl«. !3«?—1329. <3u!w», ?ii«äric!»
!>» ?ii>», U«»lx, 2n «cdüii, Rom»», !l«bzt
«inein Lriet« von Ucwvs I^uilwl, I^iüii^

t>!> »0!><>!!»s 80NN»N!!Nt«s»»NN. ?I»! »>I« H»N>
8»g»!> <!«n Ltsom, I^In^curiftpn oin«I IitsiÄli«?«.
Kiwgtwrigl'Iwn <is««II»<?!>»tt, XIII, Kolt,
Il»!!»', HH«Il, X„I ^«ztlwtili 6«i H^clnlsKiNl.
X»K», Vicw^, (il>ä»n!i«n üksr Uo«tl>«. Lsliin,
I. Inoil, Lerliu, rli<,><!l!<!!> I>u<,!i!>!>rät.
i»!>s!»!»!! <!«s ««»»s«>»,»i>»»n»N,» I»88-I8»7.
Vol!<«!ii un>! Ver!I«bi«initt«!. I^uwl Ml-
>m<I 25 In H«u Lsxt ^»Hiii'Ilwn IlnI^rKnittsn,
Il»I»<», vi, ^VlI,>Ii,I>, vi« äsnwck« Käppi,« <Hull»
I^ipÄ«, Vilneiin Ilioälicü.
!>»!««»», ?. O., H,nz I'iHüKwicn, vild« nnä
8Ki«e,!, vsrün, ^. 2«nK»r« V«l!n^.
?5>«!>«<!»!>!«I>'W»», Ä»wlil>! Nil 6»I> sll«t^lile!>'
Ilulilnll«, Ä, ?Il>lt« 2«i!en. I1!«wn«^n» I^>
N»l!n»!«»!>, v7. Lin5t. vi« Lenskiins I» ^'«tt-
8»!>mi<lt. vr. inoil, (on«!»nti„, vi« Heiln»? ^?i
8»!«!M»»!I»!', II»nn», Lunt» Uilrenon. I^sip^il;,
5»!«»»», üotltVi«,!, H!I«i^I»i L«izl»nr<»n, 6»-
>!wQw, 8tutt<;»«, ^V>I^It Uoni <c (,'u,
3!»v»f», vr, ^., N««« i„ ä«I 8i»li» X'ev»<I» 6»
8n„I» il»«», llit « ^bkü^nn^sn von I>lnl.
Lt«»»^, Üultü»», I^in (5!»»i, Loll, I^pizen«
viekmnsssn, Loipliß, ^?iln»!m I'iisilK'n.
I»!»t«!, Ui»l von, vi» llnrnt H«l ?in«!«ui«ü,
VI»I>!>»r, ?li«>Irion H>e,,>Iul, ^oütznisl I»r I7I>!i»n<l'
2!U «wt^lu-t I^, Hi,ri! I»»?, 8«I«ß»«.
Hllolt üonl «I <^o,
V»»I, ^, v,, v!« N«i^t«>i!!i!>ti^K«it ^03 zi«u«<'!!?n
sin«i «inIiüiilii'Äeu ^V«It»u»o2»!»u>z. Vor»
V»»». IlirnoKl, zli<K»«I Oibul». Ilollinn. 8iuN>
I»>», Dinil«, Idsro«« Il»!juin. vlllin» in visr
Lsrlin, 8, lockst« Vsrll^.
Nedigir» nnlei Vn»n!w»rtlich5eil b« tzei»u«geb»i«,
vinll unl> vnlag VON 5. Schottlaendei in Ulezln».
»nbeiechtigrn ^aHHi^F n^, »em Inhal» bi»!« Zeitschrift »n<ei<»gl, Uebnse«nng»«ch! o«rI>»l!»I>«n.

^».1.^1.^^^^.».».».».».«^^5.».^». ^<><<»^^«^^^>^^^>,^,^>^«^^<«^^>^»^^^^>^^
188?,,, l°i-i5<:Ke ^üllnnß. 1887«,,
^K«4<
,l!ll!!!!l«!!l!!l! l!!!,»I,!!!lN,,I I!l»,lllll,l!»l,ll»»!!l!l»!!ll!!!»!!»»!!»
Die (^rllid^ei- ^linerulvvlis^lir und (^uLlle-npruäuct«
Lina zu beliehen 6urc!> <iie
L
l.üb«l 8el,llNl2enllsr, l!2l-l8li2ll i/Lnnmsn
sowie 6urcK
,IK ziin<?llllMWl-Illlill!Iu^!!n, ^«tlieliüil Hill! Ni'lPlickn.
s8«ni8cn« Nenot8 in llen 8rö88ton 8tÄät«n all«»' Wslttnoils
!"!>
^

^^/-^/?^/<7//
>
Vor ^I^LN MDLIili I^ewa33ern rütimlicd^l
äv88ILI^IM6, 1.0^00^, 1884.
/)/<? ^/7^ ^7655/^ t?i/^ ^^Ä!F,. 33 ^
ll^l ^l^I^l.^V^X^^s':-
-
/)/<? ^^/^ /^/H^/^ t?H^ ^^/F, 35 ^/.) ««^«^i
^/VH?^e ^e^ac^««^ w<^ ^^r^" ^»'<'/-/,«<>
I^.^k'I.KI» 2U VI^Z^^l ?^I5r.^ II
^
>^2cun,,
c^eselä.
Söllltü,
Kempten i/L.,
?o«en,
H,u85dul5,
Oe»?n,-irn,
»Hl!« »/3.,
Köln,
Kempen,
KsmzcKei^,
Iücien-Liclen,
Dnrtmunc!,
Haindulss,
I.2n6au,
Lamderss,
Dl«8<ien,
>lHM7N i/°vv.>
Leipliss,
822ldlüc!cel
LaiTnen,
Duizdulz,
Haunnvcl,
I.ullwisszn.'llcu,
3cl,v?erin i/
Lerlm,
Düren,
llardu!'^,
^iHzäedui-^,
Ztettin,
Liolelelö,
Dii«5el<l<isl,
Heiäelder^,
^lülUl,
Ztuttzglt, l
Vuclium,
I^Iberlelä.
Heilbionn,
^Iilnnneim,
Il!«l,
2uni>,
Nlvau^en,
Ierlaiä,
^liinelien,
>V>«zb.ic!e»,
lilHunicK^ei^,
ü»«eu,
^n^c>>3taät,
>Iün«tcr i/"W.,
^Vorm«,
Lrezliu,
?lilnll<ult z/>l2ill,
l<2iz«zl2!iteln,
I^iilndei'^,
^Vi'llHul^
(!«t>Ienl,
I'reibul^ ^,V,,
Kailzrulie,
O^uoliiiiclc,
?weibn,c!u
dudul^.
>l, <^l26b»cn,
Ii.288el,
?I»uen i/V.,

August 1887.

Inhalt.

H. Fries-3>chwenzen in Verlin.
Marit. Norwegische Novelle >, 3
G. f). Danilewskij in 5t. Petersburg.
Meine Fahrt »ach Iaßnaja Poljana, dem Gnte de? Grafen
l. N, Colstoj , <9
M. Wilhelm Me^er in Verlin.
lieber Finsternisse und ihre historische Vcdeutung 2^
2^udolf von Gottschall in Leipzig.
Merlin« Wanderunge», Line Dichtung 22
jDaul tindau in Verlin.
allerlei über Theater und u>as damit zusammenhängt 2H
leo N. Colstoj in)aßnaja j)oljana.
Ver erste Aranntweinbrenner oder wie der Teufel das Vrotränftei
abgedient hat, Lustspiel 2?
Verthold Auerbach.
Vriefe an Wilhelm Wolfsohn 28
Bibliographie 29
ländrrlundl l>ei !ü„f kibchrilc, ,M>t Illustla!i»ne„,! — jiielüich li«!>I>rl5 Cngcdücher.
Vibliographische Notizen 3U

t)iefzu ein Portrait von leo N. Tolstoj.
Radirung von t, Kühn in München.

Alle vuch!>andlungen und poNanstIlüen nehmen irderzei! Vestcllungen an.

^ Alle auf den redactionellen Inhalt von „^Z»id und Süd" bezüglich«
Sendungen sind an die Nedaction nach Nrrßlau. Siebenhufenerstiaße 2,z, «h,
Angabe eines Personennamens zu richten, um-

«^ ^^H/.
V«!^ vun L LäiüÄÄenä«!- m Ll^l^u

Aord und SÃ¼d.
Gine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
ron
j)aul Lindau.
XI.II. Vand. â€” August ^887. â€” Heft ^25.
<MIt einem Portrait in llxdiiung- lec> ^, lolsloj,Â»
Breslau.
Druck und Verlag von 5. 5chottlaender.

Marit.
Norwegische Novelle
von
H. Fries-Schwenden.
— Verlin, —
Ir saß am Steuer.
Ein schwacher Südwest blähte die Segel. Sich leicht zur
Seite neigend, durchschnitt das Boot die Wellen, indem es ein
flüsterndes Plätschern und Plaudern von seinem Vug aus ertönen ließ.
Hoch oben zogen Weiße, streifige Wolken langsam durch das klare Blau.
Rings henim ragten in großartiger Starrheit die mächtigen Verge empor, an
deren felsigen Wänden die herabfließenden Glctscherbäche im Sonnenschein
erglänzten,
Turch die heiße Stille ertönte der ferne dumpfe Donner mächtiger
Wasserfälle, die tief im Lande lagen.
Neben dem Mast saß eine junge Tamc im hellen Sommertlcide, das
anmuthige Gesicht doppelt hübsch in dem warmen Schatten ihres rothen
Sonnenschirmes. An ihrem rechten Zeigefinger hatte sie eine lange Angelschnur,
die im Wasser hinter dem Boote herlief.
Jetzt zog sie die Schnur langsam ein>
„Es nützt doch nichts," sagte sie mit einem Seufzer, „das Vout hat zu
wenig Fahrt, fchade! Ich hätte so gern einmal einen Lachs gefangen. Aber
mein Gott, so reden Sie doch, Fridtjof!"
„Zu Befehl, Fräulein Vcrgljot!" fagte der junge Mann lächelnd und
warf seinem hübschen vi^-K-vi« unter dem rothen Schirm einen sehr freundlichen

Blick zu. „Ich begreife den albernen Lachs nicht. Wäre ich an seiner Stelle, so würde es mir das allergrößte Vergnügen machen, an Ihrem niedlichen kleinen Haken anzubeißen."
.Ach!" machte sie unwillig und warf ihm die Schnur zu, .das war eine Stadtrcminiscenz, Fridtjof, eine allerliebste Phrase. Bios um zu entschuldigen, daß Sie so stumm dasaßen wie ein Fisch. Nuu haben wir doch auf Ihr Drangen und Quälen meine arme Mama aus der Stadt auf's Land heraus-gezerrt, damit wir einmal von Salonphrasen und Salonfesseln frei wären. Und waren das nicht schöne, sonnige Tage, in ganz anderer Umgebung, als inmitten langweiliger Steinhäuser und Truttoirs?"
„Freilich giebt's hier andere Umgebung — eben nur andere Couliffen!" versehte er, „aber es war doch dasselbe Stück, das sich zwischen ihnen ab-spielte. Nun, jetzt hat es ja leider sowie so ein Ende, sobald ich übermorgen wieder auf den Exerzierplatz muß."
„Sagen Sie nur nicht: ‚leider'," bemerkte Bergljot lachend, „Sie haben sich schon verrathen. Ihr brummiges Gesicht galt vorhin also nicht der Trennung, sondern dem Umstand, daß Ihnen auch dies idyllische Schäfer-leben auf dem Lande noch nicht ländlich genug ist. Ich aber finde es so gerade nett. Sie sollten unter die Indianer gehen, Fridtjof!"
„Was wollen Sie?" unterbrach er sie, „auf dem Lande in einem Hotel ist man doch wie ein Singvogel, der in einem Walde im Käfig hängt. Freilich ein bischen mehr Natur als sonst, aber man sieht sie doch nur durch die Käfigstäbc. Sie befriedigt nicht, sondern reizt nur, wie eine Sardelle, den Appetit zu —"
Er hielt plötzlich inne und neigte lauschend den Kopf.
Die scharf einsetzenden Töne einer Geige durchschnitten die Luft und zitterten über den Fjord hin. Das klang so laut und ausgelassen, so leck und herausfordernd in einer jauchzenden und wirbelnden Vulkstauzweise, als wären Fridtjofs Wünsche plötzlich zu Klängen geworden, die lachend und jubelnd das Boot umschwirrten.
Schweigend deutete Bergljot auf den ziemlich entfernten Strand, wo die alte Kirche stand, und ein Damm in das sonnige Wasser hinauslief. Dort wurden jetzt eine Menge Boote ausgelegt, von denen die vordersten auf die nachfolgenden warteten, bis der Zug vollständig war. Dann schössen sie unter Gesang und Spiel vorwärts, ein jedes von zwei Paar Rudern getrieben. Der fröhliche Zug näherte sich ihnen rasch.
Voran das geschmückte Brautboot, au dessen Bug der alte Spielmann staud und seinen ausgelassenen Hochzcitsmarsch geigte. Im Hinterende saß der Verlobte mit seiner jungen Braut. Sie trug die schwere goldene Krone auf den Flechten, und Mieder wie Schürze waren reich mit Gold gestickt. Fröhliches Gelächter, hier und da das Aufschreien eines überraschten Mädchens, Gewehrschüsse, welche donnernd von den Bergwänden widerhallten, so zogen sie vorüber, Boot an Boot — und Alles überbietend der unermüdliche

Geigenbogen, welcher in immer übermüthigeren Sprüngen auf den Saiten hüpfte.
Von Hand zu Hand ging die Branntweinflasche und Krüge schweren Hardanger-
bieres, das aus einem riesigen Faß gezapft wurde. Von Mund zu Mund aber,
immer lauter, Scherze und Gesänge, Iubclrufe und helltönendes Gelächter.
Wie Koboldkichern scholl das vom Gebirge zurückgeworfene Echo, als würden,
auch in der Tiefe der Felsen ausgelassene Stimmen laut, die dem Hochzeits-
zuge der glücklichen Menschen ihren verhallenden Geistergruß senden wollten.
Nie Beiden im Segelboot saßen regungslos da. Selbst der leichte Südwest
hatte sein Spiel mit den Wellen unterbrochen und den warmen Athem lauschend
angehalten, wie um nicht zu stören; schlaff hingen die weißen Segel herab.
Fridtjofs Augen starrten weilgeöffnet, gebannt in das vorübergaukelude
Bild des Hochzeitszuges, der, umflimmert und umsponnen von den tanzenden
heißen Mittagsstiahlen der Sonne, wie in einen zitternden Goldschleier ge-
hüllt, an ihnen hinglitt.
Ferner und ferner klang das Gelächter und das herausfordernde Locken
der Geige, bis nur noch ein vereinzelter Schuß, ein leise ersterbendes Echo
über das stille Wasser herübertönte.
Am nächsten Tage wanderten Fridtjof und Bergljot nach dem Hochzeitshofe.
Schon an dem bunten Treiben auf der Landstraße konnten sie merken,
daß sie nicht mehr weit entfernt von ihrem Ziele waren.
Eine Reihe abgespannter Karren und Karriolen standen im Graben
neben dem Weg, von welchem etwas weiter zurück eine Staubwolke sich er-
hob, die von einem Wettfahren zwischen zwei betrunkenen Bauern herrührte.
Frcudenrufe und lautes Gespräch tönten von dem etwas höher gelegenen
großen Hof zu ihnen herüber, und in unterbrochenen Sätzen klang dazwischen dir
Geige. Das weißgemalte Haus, welches für die festliche Gelegenheit neu gestrichen
war, leuchtete in derNachmittagssonne, deren Glanz von den vielen Fenstern zurück-
geworfen wurde. Es sah aus, als stände das ganze Haus in hellen Flammen.
Sie waren an die niedrige Pforte gekommen, von welcher ein Kiesweg
durch den ziemlich großen Obstgarten zum Hof hinaufführte.
Zwischen den Obstbäumen tummelten sich Erwachsene und Kinder, auf
dem Nasen lagen Männer beim Kartenspiel und Toddy. Unter einem
Apfelbaum saß ein Pärchen in so zärtlicher Umarmung, das; Bergljot ver«
schämt die Augen niederschlug. Es war ein fröhliches Bild ländlicher Freude
und Ungebundenheit, von den warmen Strahlen der Sonne beschienen, die
verstohlen durch das Laubwerk blickte, um hier eine leichtsinnig sich auflösende
Haarflechte, dort eine glühende Puuschnase zu beleuchten.
Vor dem Wohnhause träfe» sie die Braut, eine derbe stattliche Baueru-
schönheit mit glänzenden, hellblauen Augen; sie hatte noch immer ihre Krone
auf dem Kopf.
Freundlich und ungezwungen reichte sie Vergljot die Hand, während
Fridtjof sich mit einem etwas steifen Kopfnicken begnügen mußte.

„Schön, daß Ihr kommt!" sagte sie, „jetzt wollen wir auch bald zu
Tisch gehen."
In der Stube, in welche sie zuerst traten, hatten sich die älteren Leute
versammelt. Die Frauen saßen in ihren steifen schwarzen Nocken und großen
weißen Hauben gravitätisch auf Bänken und Stühlen, mit irgend einer Hand-
arbeit beschäftigt oder sich in leisem Tone unterhaltend. An einem kleinen
Tisch spielten vier ältere Bauern Karten, ein paar jüngere Männer standen
hinter ihnen und sahen zu. Der strenge Geruch des auf dem Lande ge-
bräuchlichen Kautabaks, der aus kurzen Pfeifen geraucht wird, füllte das
Zimmer. In dichten Wolken lagerte sich der blaue Rauch um die silbcr-
grauen Kopfe der Alten. Ein junger Bauer verließ den Spieltisch und
näherte sich etwas linkisch den Ankommenden.
«Das hier ist mein Bräutigam, — Du siehst, wir haben nachträglich noch
feine Gäste bekommen, Knut!" sagte die Braut und holte ein großes, bunt-
bemaltes, hölzernes Gefäß voll Hardangerbier. „Sie müssen doch unser
Hochzeitsgebräu schmecken!" fügte sie hinzu. Dann rief sie zum offenen
Fenster hinaus: „Marit! rufe Du Alle zum Essen zusammen und vergiß
nicht den Pastor zu wecken, er schläft im Fremdenzimmer!"
Fridtjof bog sich neugierig aus dem Fenster und sah sich plötzlich vor
zwei großen, blauen bestrickenden Augen, die in's Zimmer hereinschauten.
Sie blickten sich eine» Augenblick überrascht an. Dann bemerkte er, wie
Stirn und Wangen des jungen Mädchens immer tiefer errötheten. Er stand
noch da und schaute ihr nach, wie sie dem Garten zuging, als Bergljot ihre
Hand auf seine Schulter legte.
„Wollen Sie mich zu Tisch führen?" fragte sie.
Er bot ihr etwas zerstreut seinen Arm.
Der Speisesaal war ein großer Raum, durch dessen ganze Länge
eine Tafel gedeckt war, während noch eine Anzahl kleinerer Tische hie
und da zur Aushülfe bereitstanden. Felle von Bären und Nennthieren, sowie
das Geweih des Elens schmückten rund herum die Wände. An dem einen
Tischende hatte das Brautpaar Platz genommen, neben demselben, in fettem
Behagen förmlich glänzend, der Pfarrer des. Ortes. Ihm gegenüber saß
der Vater der Braut, den Fridtjof sofort erkannte; war er doch auf dem
Exercierplatz wegen seiner phänomenalen Feldwebelhände bekannt, von welchen
mau behauptete, daß jede derselben eine Patronentasche bergen könne. Jetzt
sah er sich mit einem von Wein und Freude strahlenden Gesicht im Kreise
seiner Gäste um, die in der lebhaftesten Stimmung ihren Platz an der langen
Tafel suchten.
Fridtjof hatte sich uebeu Bergljot und einen jungen Touristen gesetzt,
den sein Weg gestern am HochzeitZhufe vorübergeführt.
„Sie glaube» nicht, wie mich das Alles anheimelt," sagte er zu Fridtjof,
„es war immer mein Wunsch, eine Bauernhochzeit von A bis I mitzumachen,

doch konnte ich denselben bisher noch nie erfüllen, obgleich ich selber in
Hardanger geboren bin. Aber mein Alter pflegte zu sagen, er würde mir
lieber Toddy, Tabak und Karten gestatten, als ein einziges solches Hochzeits«
fest, weil ich hier in eine Atmosphäre wildester Sinnlichkeit gerathen würde."
„Wohinein würden Sie gerathen?" fragte Bergljot und bog den
Kopf vor.
Ter Student räusperte sich nnd begann die pädagogischen Grundsätze
seines Vaters von Neuem zu erörtern, als Fridtjof ihn unterbrach: „Der
Herr meinte, bei einer solchen Bauernhochzeit würbe dem von uns be-
sprochenen Singvögelchen endlich der Käfig geöffnet."
.Ja, nicht wahr?" sagte Bergljot lebhaft, „was für eine amüsante Un-
genirtheit! Eben so lustig wie unsere Stadtgesellschaflen steif sind.
„Ganz gewiß," versetzte der Student, „bei uns darf man höchstens zu
Hause seine Gefühle im Mgligee zeigen, in Gesellschaft muß man hingegen
elegant vermummt erscheinen, hier ist es umgekehrt, der Gesellschaftsanzug der-
selben ist so stark decolletirt, daß er fast zum Mgligee wird."
Ein schallendes Gelächter ertönte vom anderen Tischende, Das junge
Mädchen, welches die Braut Marit genannt hatte, war von ihrem Nachbar,
einem stämmigen Gesellen, zudringlich umgefaßt worden. Aber ehe der An-
greifer sich's versah, hatte ein Wild blickender Bursche ihn mit einem Faust-
schlag zu Boden gestreckt. Marit stürzte, dunkle Gluth ans den Wangen, aus
dem Zimmer. Ter Student fuhr unermüdlich fort, Fridtjof vertrauliche
Rippenstöße zu verabreichen.
„Sahen Sie die Prinzessin?"
„Ein Prachtmädel, was?" sagte er, als Marit hinausgegangen war,
„ganz anders als die Uebrigen. Als ich noch in Hardanger war, wurde sie
von dem Pfarrer zum Unterricht seiner beiden Töchter hinzugezogen, weil sie
etwas so besonderes hatte. Diese großen träumerischen Augen besaß sie schon
damals. Sie machte immer den Eindruck einer Gebirgsblume, die in's Thal
in ein Gemüsebeet gerathen ist. Paßt nicht so recht her."
„Das scheint mir auch, aber wie kommt nur die derbe Karen zu einer
Schwester mit solchem vornehmen Gesichtchen," bemerkte Fridtjof.
Ter Student neigte sich ganz zu ihm hinüber und flüsterte in Angst vor
Bergljots Gehörsorganen ihm ganz leise etwas zu.
„Das hat auch Anlaß zu viel Gerede gegeben," fügte er nachher hinzu.
„Deshalb heißt sie ja auch hier im Dorfe ‚die Prinzessin'."
Inzwischen hatte sich der Pastor erhoben und eine zugleich erbauliche
als auch erfreuliche Ansprache begonnen. Aber er war nicht weit gekommen,
als der wilde Geselle, der Marit vorhin allzu kräftig verteidigt hatte,
schwankend ausstand und mit lallender Zunge sagte:
‚Laß nur gut sein, Pastor!" und dabei schlug er drm Prediger mit
seiner breiten, nervigen Hand vertraulich auf die Schulter.

Jetzt erhob sich ein neuer Tumult, der den verblüfften und beleidigten Redner erst recht nicht zu Worte kommen ließ. Eine ältere Frau, mit energischen Zügen und kalten, klugen Augen sagte laut mißbilligend dazwischen: „Per Hougen hat wieder zu viel getrunken. Warum ladet man solchen wilden Menschen ein, der gehört zu seinen Baren, nicht in das gesittete Dorf. Es ist eine Schande, ihn hereinzulassen, in eine Stube mit dem Herrn Pastor. Ich habe Per Hougen noch nie an einer Kirchenschwelle gesehen."
„Aber an Huldr glaubt er und allerlei Teufelszeug!" schrie der vorhin von Per geschlagene Vursche hämisch, „voll Aberglauben steckt er und Sünde, aber in die Kirche fürchtet er sich hineinzugehen, — ich hab's gesehen! ich hab's selber gesehen!"
„Ein wüster Kerl!" sagte Vergljot, „aber unter seinen struppigen Haarmassen ist er hübsch. Und er hat doch Marit vorhin vcrtheidigt."
„Marit läßt er von Niemandem anrühren/ versetzte der Student, „ich sah, wie er gestern Endrid Flaa zu Boden schlug, so daß der arme Bursche noch hente Blut spuckt. Er liebt Marit auf seine Weise, gegen sie ist er niemals roh. Ihre vornehme, stille Art bezwingt den wilden Bärenjager."
„Wie romantisch!" sagte Bergljut entzückt, „gewiß bändigt ihn ihre Schönheit und demüthig legt er ihr seine Bären zu Füßen wie unsere Eavnliere uns ihre Vlumenbouquets und Cotillunorden. Glückliche Marit! Aber wie wird er denn im Dorf geduldet, wenn er sich so schlecht aufführt?"
„Weil man ihn fürchtet," versetzte der Student, „er ist der stärkste Raufer und beste Tänzer. Per ist eine unbändige Kraft, welche die Sitte des Dorfes durchbrochen hat. um als Nomade sich ein freies Iägerleben zu schaffen."
„Aber Marit kann doch nicht auch Nomade werden, wenn sie ihn heirathct," sagte Vergljot bedenklich.
Der Student lachte laut auf.
„Sie wird ihn niemals heirathen," sagte Fridtjof mit einem Male in so bestimmtem Tone, daß Bergljot ihn groß ansah, „aber Eines haben sie gemeinsam: sie passen beide nicht in diesen engen Rahmen des Dorfes hinein. Darum hat Per ihn zerbrochen und darum schaut auch Marit mit so großen, traurigen Augen aus demselben heraus."
Während sie so mit einander redeten, hatte der Pastor sich zu einer neuen Rede ermannt, in welcher er das junge Paar leben ließ und scherzhaft andeutete, daß Karen der gute», alte» Sitte nicht treu geblieben sei, indem sie ihre Brautkrone nicht schon nach der Trauung mit der Frauentracht der» tauscht, sondern zum Fest aufbehalten habe. Bravoklatschen und Iubelrufe folgten seinen Worten; man wollte Karen in der Frauenhaube sehen.
Dies gab das Signal zur Aufhebung der Tafel. Die Männer drängten sich erst an den Tabaktisch und dann ging Jeder, die dampfende Pfeife im Mundwinkel, nach irgend einem schattigen Plätzchen im Garten, um sich von

den Mühen eines soliden Mittagsfestes mit dem nüthigen Zutrunk beschaulich
erholen zu können.
Als die Braut mit ihrem Geleit von Frauen und Mädchen, denen sich
auch Bergljot angeschlossen, in ihr festlich ausgeschmücktes Gemach trat, sahen sie
Marit in dem geschnitzten Armsessel sitzen, und, das Kinn in die Hand ge-
stützt, zum Fenster hinausschauen.
„Aber Marit! schon wieber hat sie sich hinausgeschlichen und träumt!"
rief ihre Schwester in freundlichem Schelten. Marit war aufgesprungen und
rückte für Karen den Stuhl vor den kleinen, altmodisch eingefaßten Spiegel,
dessen halb erblindetes Glas nur unvollkommen feinen Dienst verrichtete.
.Sogar heute muß sie fortlaufen von den Andern, gleich jeden Scherz übel-
nehmen und hier im Winkel träumen! Komm, hilf mich herausputzen."
Marit nahm eifrig der Schwester die Krone ab und steckte ihr die große,
weiße Frauenhaube auf. Das lachende, frische Gesicht der Braut Hub sich'
darunter voll und rosig ab, ein Bild der Gesundheit und des Behagens, und
das blinde Spiegelchen zeigte die ganze Reihe kräftiger weißer Zähne und des
rothen Zahnfleisches im vollen Munde.
Und ebenfalls lächelnd blickte von der einen Seite des Spiegels das
Portrait der Mutter, mit einem Kranz vergilbter Immortellen umgeben, auf
die Töchter nieder, während von der anderen Seite Hans Bolstad in der
Würde seiner Corporalsuniform gleichsam wie erstarrt mit der stereotypen
Grimasse herabblickte, welche in großen Augenblicken sein Gesicht zu über-
kommen pflegte.
Auf einem Stuhl neben dem kleinen Tisch uuter dem Spiegel lag der
abgelegte Brautschmuck.
„Nur recht fest und ordentlich, — lieber noch eine Stecknadel, Marit,
— so!" Die junge Frau erhob sich, um sich bewundern zu lassen.
Eine Alte mit faltigem, gutem Gesicht, die im Hause die Mutter ve»
trat, nahm aus der rothbemalten, den Namen des jungen Paares tragenden
Wäschetruhe eine Schürze und band sie ihr vor.
„Gott segne es Dir. mein Kind," sagte sie dabei und wischte mit der
rauhen Hand ein paar Thränen von der dürren, faltigen Wange, „und
möchtest Tu sie in Zufriedenheit tragen. Zufrieden und drmüthig im Kreise
stehen, den Gott uns zugewiesen hat, das hält das Glück am festesten.
Merke Dir das. und Dn auch, Marit." Allmälig siegte die Freude über
die Rührung, und sie rief mit strahlendem Gesicht: „Ist sie nicht schön wie
ein Apfel, das Kind!"
Und immer wieder wurde die junge Frau herumgedreht und betastet
und vertrauliche Bemerkungen machten sie crröthen und lachen.
Ein junges, schmächtiges Mädchen näherte sich dem Brautschmuck; ehr-
furchtsvoll und zugleich neugierig streckte sie vorsichtig cineu Finger aus und
berührte das glatte Metall der Krone. Als aber von ihrem Finger ein

matter Fleck darauf blieb, zog sie sich tief erröthend und erschreckt zurück. '
Da griff gerade Karen lebhaft nach ihrer abgelegten Krone.
„Komm, Marit, wir wollen Dich jetzt als Braut schmücken," rief sie
heiter und ohne auf das Strauben des jungen Mädchens zu achten, welches
sich gegen die Ausgelassenen wehrte, die sie festhielten, „komm! vielleicht ist
es eine Vorbedeutung! Ich möchte Dir damit so gern diesen schönsten Tag
in Deinem Leben schenken, etwas Schöneres kann Dir ja auch die eigene
Schwester nicht wünschen!"
Aber Marit hielt ihre beiden Hände bittend entgegen, sie war blutroth
im Gesicht und ihre schönen Augen hatten einen geängstigten Ausdruck.
„Sei doch kein Kind!" rief die Schwester vorwurfsvoll und sie erhob
die Krone und sehte sie fest auf Marits blonde Flechten.
Doch ebenso rasch riß diese sich los, nahm den schweren Schmuck ab
und warf ihn heftig auf den Stuhl, Ihr ganzes Gesicht hatte sich verändert.
Ihre Augen blitzten durch Thronen und ihre Unterlippe zitterte.
„Ihr sollt mich zu Frieden lassen, ich will keine Krone!" sagte sie.
Da bemerkte die ältere Frau mit den kalten, klugen Augen nnd scharfen
Zügen, welche über Pers Gottlosigkeit bei Tisch gescholten, Plötzlich laut und
langsam:
„Marit ist zu vornehm für den Bauernschmuck, sie will warten, wie die
Prinzessin im deutschen Märchenbuch des Pfarrers, bis ihr Prinz kommt, der
sie mit einem Kuß ans ihrem Schlaf weckt, aus ihren Träumen. Ja, Marit!
ich zweifle gar nicht, daß Du Deinen Prinzen finden wirst, aber ob Du
ihn auch festhalten kannst, mein Kind, — das ist die Frage. Bleibst eben
doch eine Bauerndirne. Nnd wenn der Kuß nicht eine Prinzessin aus Dir
zaubert, dann — dann bist Tu nach demselben noch weniger wie eine Bauern-
dirne."
Es war todtenstill im Zimmer geworden. Die Schwester war einen
Schritt zurückgetreten, um, verletzt und gekränkt, die Nrautkrune aufzuheben.
Die Andern fchwiegen und fahen Marit neugierig an.
Diese stand ganz allein mitten in der Stube und brach plötzlich in
Thränen aus.
Die Worte der alten Frau wirkten beklemmend. Sie waren wie ein
Urteilsspruch gewesen, Marits Art war vom bäuerischen Gefühle gerichtet
worden.
Da trat Vergljut rasch an die Weinende heran, küßte sie herzlich nnd
führte sie mit sich aus dem Zimmer.
Marit ließ sich willenlos fortziehen. Ihr Herz schwoll vor Daulbar-
teit zu der freundlichen jungen Dame, die sie geküßt und umschlungen hatte.
Sie waren in den Garten getreten, der im heißen Scheine der Nach-
mittagssonne dalag. Im Schatten eines riesigen Apfelbaums, dessen von
unreifen Früchten belastete Zweige ein förmliches Dach bildeten, lag ein großer
Heuhaufen, der warmen Duft ausströmte.

Bergljot ließ sich auf ihm niedersinken und zog Marit zu sich herab.
„Da sieh, Deine Zöpfe haben sich aufgelost," sagte sie zu ihr, „komm, ich will sie Dir ordnen."
Sie ließ das schwere blonde Haar liebkosend durch ihre Finger gleiten. Marit saß ganz still mit ihren glühenden, thränenfeuchten Wangen, Sie hatte ein körperliches Wohlgefühl bei der Berührung der Weißen, feinen Hände.
.Wie lockig Dein Haar ist, hast Du nicht einen Kamm bei Dir, Marit?"
Das Vauernmädchen schüttelte den Kopf.
„Es schadet auch nichts, ich habe einen," sagte Bergljot, zog ein feines Schildpadtämmchen aus einem kleinen Leber-Etui und begann Marits Zöpfe zu glätten.
„Wie häßlich sie gegen Dich find, in der Stube drinnen," äußerte sie dabei, „Du mußt Dich unter ihnen recht einsam fühlen, nicht wahr?"
„Ja!" fagte Marit schüchtern.
.Man hat mir bei Tisch erzählt, daß Du eine bessere Erziehung genossen hast als sie." fuhr Bergljot fort, „möchtest Du nicht lieber in der Stadt leben. Marit?"
„In der Stadt? ach nein!" sagte sie erschrocken, „was sollte ich da?"
„Eine allerliebste kleine Dame solltest Du eigentlich sein," entgegnete Bergljot, „Tu hast gar nicht das Aussehen der Hiesigen. Die Beschäftigungen und Vergnügungen in der Stadt würden viel besser zu Dir passeu, als Heuen und Melken. Deine Hände würden ganz schnell weiß werden. Sie sind so zierlich,"
Marit sah auf ihre kleinen, braunen Hände herab uud daun lachte sie vor sich hin.
„Ach nein!" sagte sie gleich darauf ernsthaft, „ich würde vor Heimweh sterben. Ich könnte nie fort aus den Bergen, und so von allem Andern. In der Stadt möchte ich nie leben."
„Aber wirklich, die Frau hat ganz Recht, einen Bauer tonntest Du niemals heiratheu!"
Marit schüttelte lebhaft de» Kopf.
„Niemanden!" sagte sie leise.
„Wo ist den» Dein Flechtenband? Ich habe Dich jetzt so schön geflochten!"
„Mein Flechtenband?" ich weiß nicht, — ich habe es Wohl vorhin verloren," entgegnete Marit zerstreut uud, an ihrer Schürze zupfend, fügte sie hinzu:
„Der Lieuteucmt, mit dem Du gekommen bist —"
^a? was ist mit dem?"
„Er ist doch Wohl — ist er nicht Dein Bräutigam?"
Bergljot lachte.
„Nein, so wenig wie Per der Deine," sagte sie.

„Ach sieh! da kommt er," rief Munt, „und bringt Dir Blumen!"
fügte sie leise hinzu.
Fridtjof kam von der Wiese her in den Garten geschritten und auf die
jungen Mädchen zu.
„Da findet man Sie ja endlich, Fräulein Vergljot," rief er herantretend,
„sehen Sie, welche Fülle von Glockenblumen!"
Vergljot nahm sie ihm aus der Hand.
„Geben Sie her, das Band können wir brauchen, — aber, das ist ja
Dein rothseidenes Flechtenband, Marit!" und sie schlang es vom Strauß los
und glättete es. „Wie Sie es gemißhandelt haben, Fridtjof!"
„Ich habe es auf der Wiese gefunden," sagte er und betrachtete das
Bild vor sich. Malerisch hoben sich die Mädchen vom dunkelgrünen weichen
Hintergründe des Heuhaufens ab, Bergljot mit ihrer anmuthigen Sicherheit
das rothe Band am schweren Zopf befestigend, Marit in ihrem dunklen Rock
und rothen Mieder, das Weiße Oberhemd mit den großen, silbernen Syljer*) ge-
schlossen, das Gesichtchen in Gluth getaucht — ganz hülfluse Lieblichkeit. Beide
blond mit großen, blauen nordischen Augen. Aber wie verschieden war der Aus-
druck dieser Augen! Aus Bergljots Blicken leuchteten wie ein Plaudernder
sprühender Springquell der lebhafte heitere Geist. Marits träumerische Augen
glichen einem tiefen stillen Gebirgssee, in welchem schweigende Felsen gleich
ernsten Gedanken sich spiegeln und es nur ahnen lassen, baß er zu Zeiten
das Bild des ganzen Himmels fassen kann.
Marit erhob sich hastig. Sie klopfte das Heu von ihren kurzen Röckchen
und, sich zu Bergljot wendend, sagte sie, noch stärker erröthend:
„Ich darf drinnen nicht auf mich warten lassen. Wo viel Feier, ist
auch viel Arbeit, Ich danke Dir auch schön. Auch für das Kämmchen."
„Aber beim Tanzen sehen wir uns!" rief Bergljot ihr nach.
Fridtjof hatte sich neben sie geseht und steckte sich eine Cigarrette an.
„Was sprachen Sie denn mit der Kleinen?" fragte er.
„Interessirt Sie das?" sagte sie und nahm ihm den breitkrämpigen Filz-
hut vom Kopf und begann denselben mit den Glockenblumen zu bestecken.
„Sie fragte mich zum Beispiel, ob Sie mein Bräutigam wären."
„Ach! und was haben Sie geantwortet?"
„Ich habe geantwortet, daß es Gott sei Dank noch nicht bis dahin mit
uns gekommen sei."
„Warum denn: Gott sei Dank!" sagte er pikirt.
Sie sah ihm in die übermüthigeu Augen,
„Weil Sie ein unzuverlässiger Mensch sind, mein Bester!" entgegnete
sie mit einem Lachen, welches nicht ganz aufrichtig klang. „Denken Sie auch
manchmal daran, daß ihr Name: ‚Fricdensdieo° heißt?"

*) Eyljer — große, flache Tilberkxüpfe ans Filigranarbeit.

„Das meinen Sie doch nicht so ernst, Nergljot? Glauben Sie, ich würde,
wo ich liebte, leine Treue kennen?"
Sie drehte seinen Hut zwischen den Händen und blinzelte mit einem
Auge, um dm Effect des Glockenblumensträußchens bcurtheilen zu können.
„Treue!" sagte sie, „Treue und Untreue bei Frauen ist Sache ihrer
Natur und unterscheidet sich scharf voneinander. Von den Männern aber
sagen erfahrene Leute, daß Treue bei ihnen das Resultat der Untreue sei.
Ihrer müde geworden wenden sie sich ihrem Gegentheil zu, etwa wie man
einen abgenutzten Rock wendet, um ihn länger tragen zu tonnen. Und Sie
sind noch in der Periode der Untreue, — voll« tont!"
„Das ist ja eine beängstigende Lebenserfahrung, die junge Mädchen in
der Stadt einheimsen!" sagte er spöttisch. „Ob Marit wohl auch so denkt?"
„Nein!" versehte sie ernst. „Vergessen Sie das aber ja nicht! Wir
Damen aus der Stadt mit unserer beängstigenden Lebenserfahrung spielen
bisweilen mit kleinen Liebes-Affairen wie mit Knallbonbons. Aber was für
uns nur ein Knallbonbon war, könnte für Marits Herz ein wohlgczielter,
scharfgeladener Büchsenschuh sein."
„Aber wie sonderbar Sie mit einem Male sprechen, Nergljot. Sie sind
doch sonst nicht so pathetisch. Wie hat denn die kleine Marit Ihnen das
angethan?"
Sie war aufgestanden und setzte ihm den geschmückten Hut auf den
dunklen lockigen Kopf.
„Ich habe sie liebgewonnen!" sagte sie.
Tie Geige begann wieder zu spielen, und sofort eilten einzelne Paare
nach dem Heuschober, der oberhalb des Stalles gelegen war, und zu welchem
eine Brücke aus dicken Mastbäumen führte. Als Fridtjof und Bergljot hier
ankamen, war der Tanz schon in vollem Gang.
Lange Bänke standen an der Wand, eine alte Flagge, deren Farben durch
Witterung und Wäsche längst abgeblaßt waren, bildete mit breiten, übereinander-
gcsteckten Zweigen die Decoration der Mittelwand.
Ueber einen Querbalken hatte man einen Reitsattel geworfen und ritt-
lings auf diesem sitzend, mit den Füßen an den Strebepfeiler des Gebälks
gestützt, den etwas gebeugten Rücken gegen den senkrechten Balken gelehnt, saß
der alte, blinde Spielmann. Lustig geigte er darauf los. Ein Paar nach
dem andern flog an Fridtjof und Nergljot vorüber, welche an die Scheunen«
thür getreten waren.
Gleich darauf schwang Fridtjof das junge Mädchen in einem wirbelnden
Rheinländer.
Laut jubelten die ausgelassenen Töne der Geige vom hohen Balken
herab, Staub flog auf und immer stärker dröhnte der Boden von den schwer-
beschuhten Füßen der Tanzenden. Fridtjof hatte seine Dame dem Studenten
abgetreten; mit gekreuzten Armen lehnte er an der Wand unter der Flagge
und beobachtete mit Behagen das bunte Bild ländlicher Ungezwungenheit.

Tort drüben zog ein stämmiger Bursche ein nicht allzu widerwilliges Mädchen auf seinen Schoß herab. Bier und Branntwein gingen fleißig von Hand zu Hand. Fridtjof griff durstig nach dem Krug und leerte ihn in lvenigen Zügen. Die junge Dirne neben ihm, zwischen deren strohenden Wangen die Nasenspitze beinahe verschwand, lachte laut zu den galanten Ungezogenheiten ihrer bäuerischen Curmacher. Da kam der Student vorüber. Schon glühte sein Gesicht in einem Feuer, welches seinen Vater vermuthlich zu den schwärzesten Besorgnissen veranlaßt haben würde. Es dauerte nicht lange, dann streckte auch er begehrlich die volle gepflegte Hand aus nach der verlockenden Wange. Aber bevor seine Finger sie noch berührt hatten, war die junge Bäuerin auch schon aufgesprungen.
„Ei sieh doch 'mal, ist der Kerl verrückt?" sagte sie, dabei mit einem feindseligen Blicke an ihm herabsehend, „wenn Du kneifen willst, probirc es doch an Deinen eigenen Damen und laß ein ehrliches Mädchen in Ruhe. Verstehst Du?"
Damit wies sie auf Vergljot hin und drehte ihm den Rücken.
Fridtjof fah, wie diese wieder mit dem Studenten davontanzte. Sie schien mit einem Nest von Stadtprüderie sich nur mit dem Studenten und allenfalls einem der beiden Schullehrer des Ortes abzugeben, die sich unter den Bauern befanden. Er machte sich im Stillen darüber lustig, als er plötzlich Marit vor sich sah.
Er ging auf sie zu und reichte ihr die Hand. Sie legte ihre beiden hinein. Und er umschlang sie kräftig und warm mit dem rechten Arm und sie flogen über den Tanzboden der Scheune.
Aber Marit tanzte nicht wie andere Vauernmädchen. Ihre Bewegungen waren so voll Sicherheit und natürlicher Grazie, als ginge ihr ganzes Wesen in Musit auf.
Vor dem offenstehenden Scheunenthur machten sie Halt und sogen die frische Abendluft ein, die belebend in den erstickend heißen Naum drang.
„Wollen wir ein wenig hinausgehen, Marit?" fragte er,
Sie nickte.
„Ich will nur erst meiner Schwester sagen wo sie mich findet, wenn man mich braucht," sagte sie und ging schräg über den Tanzboden.
Er sah ihr berauscht nach. Welch' einen elastischen Gang sie hatte und wie anmuthig sich der Oberkörper auf den runden Hüften wiegte. Und was für vornehme kleine Tinger diese Füßchen mit den zart geformten Knöcheln waren.
Ein Brautjunker bot Fridtjof den Krug. Er griff hastig darnach und tränt.
Bergljot tanzte an ihm vorüber und nickte ihm vertraulich zu. Aber es ließ ihn kalt. Die läutern wilden Stimmen des Tanztumultes wirkten stärker auf seine erhitzten Nerven als Bergljots Neiz.
Da kam Marit zurück. Sie blickte ihn auf dem ganzen Wege dura.

die Scheune hindurch an, und ihre Augen lächelten. Die Wirkung ihres Wesens freilich ward durch die wildern und lauter» Stimmen für ihn nicht übertönt, es sprach zu ihm in seinen leisesten Nuancen, wie durch die bacchantischen Klänge einer grellen Tanzmusik ein schwermüthiges, süßes Volkslied und bestrickte sein Herz berauschend zugleich und wchmüthig.
Hand in Hand traten sie in den Garten. Er ließ sie einen Augenblick los, um sich am Anblick ihres Ganges zn erfreuen, dann holte er sie wieder ein, nahm wieder ihre Hand und drückte sie heftig, fast schmerzhaft, in der seinigen zusammen.
Die Sonne stand niedrig über dem Fjord. Groß und ruth, einen Purpurschein über die Berge und das glitzernde Wasser weifend, glühte sie warm und liebevoll durch die Wipfel und Gebüsche im Garten.
Plötzlich zuckte Marit zusammen. Nicht weit von ihnen regte sich im Grase eine menschliche Gestalt.
Der ganzen Länge nach ausgestreckt lag Per, das Haupt mit dem verwirrten Haar in die Hand gestützt. Seine Augen sahen blutunterlaufen aus den dichten Brauen und Wimpern hervor, aber Fridtjof siel es auf. wie tief und schön sie in normalem Zustand aussehen mochten. Er war bartlos aber unrasirt, sein ganzes Aeußere machte einen verstörten, unordentlichen Eindruck.
„Marit,' lallte er mit einer Zunge, die nicht mehr gehorchen wollte, „liebe Marit, komm doch her zu mir, ich will Dir ja so gern etwas sagen."
.Ich will nichts hören," sagte sie. Dann flehte er sie an:
„Um Jesu Christi Barmherzigkeit willen," er hatte sich mit Mühe erhoben und stand schwankend vor ihr. Marit hatte Fridtjofs Hand losgelassen und ging zu dem Betrunkenen heran.
„Was willst Tu?" sagte sie kurz.
„Ich wollte Dich nur bitten. Siehst Du. liebe Marit —" Er schwankte hin und her. Fridtjof konnte nur wenige abgerissene Worte Verstehen wie: „Nicht mit dem feinen Stadtherrn — siehst Du. liebe Marit, Du bleibst doch ein Bauernmädchen. Da hinaus kann doch unsereiner nicht, Marit!"
Sie stand gerade aufgerichtet vor Per und sah ihn verächtlich an.
„Du hast es doch leider gekonnt, Per," sagte sie, „brüste Du Dich nicht mit der Bauernsitte, Du zerreißt sie stündlich! Das Dorf muß sich Deinetwegen schämen."
„Mag sein," sagte er lallend, „aber ich bin ein Manu und da geht's wie ich will, aber Du, Marit — bist ei» Weib, siehst Tu, und Du magst träumen so viel Tu willst —"
„Ich bin ein Mann —" mehr konnte Fridtjof nicht hören. Mit gespanntem Interesse beobachtete er die Gruppe vor ihm. Er begriff sehr wohl, das Per an Marit hing, er, der aus den Fesseln der Bauernsitte in's Wilde, in's Rohe zurückstrebte, liebte sie, die höher geartet, sich gleichsam aus derselben Beschränktheit nach oben hinaussehnte. Trotz aller Rohheit war er doch in seiner großen starten Kraft, welche die Anderen in erzwungener Achtung

zu unterjochen wußte, Maiit ebenbürtiger als dlese. Er war wie sie lern gewöhnlicher Mensch.
Endlich machte Marit dem Gespräch ein Ende, indem sie, dem Betrunkenen den Nucken zukehrend, sich an Fridtjof wandte.
Per entfernte sich gesenkten Hauptes. Da trat Vergljot in den Garten, sie drohte scherzend mit dem Finger, als sie Fridtjof bei Marit stehen sah.
„Ich möchte jetzt gehen," rief sie ihm zu, „Sie tonnen ja zurückkommen, wenn Sie mich begleitet haben. Willst Du mir Deinen Eavalier abtreten. Marit?"
Diese war verlegen zur Seite getreten und sah Vergljot schüchtern an.
„Adieu, Marit!" sagte Fridtjof und leiser fügte er hinzu: „Ich komme bald wieder."
„Aber, mein Gott, warum gehen Sie denn so früh," bemerkte er verdrießlich, als das Gartenpförtchen hinter ihnen zuschlug und sie auf die Landstraße hinaustraten,
„Ich habe es Mama versprochen," entgegnete sie, „und übrigens —"
„Was: Uebrigens?"
„O, es begann einen etwas gar zu zärtlichen Charakter anzunehmen, — ich habe Manches gesehen!"
„Ach wirklich! Was haben Sie denn gesehen, Fräulein Vergljot?"
„Nein, wissen Sie, das kann ich Ihnen wahrhaftig nicht erzählen, aber etwas Schreckliches war es. Und dann, dies starke Bier, und die Hitze, uud Alles, man wurde ja selbst so sonderbar zu Muth dabei. Sie werden natürlich wieder hingehen?"
„Wenn so schreckliche Dinge da vorkommen, wage ich es auch nicht."
Seine übermüthigen Augen leuchteten.
„Ach Sie," lachte Vergljot.
Er sah sie an. Ihre Wangen glühten. Der eine Zopf, der am Hintertopfe befestigt gewesen, hatte sich im Tanzen gelöst und ihre Toilette, welche für so strapaziöse Vergnügen nicht berechnet gewesen, war in arge Verwirrung gcrathen.
„Uebrigens ist es schön, wenn Sie nicht wieder hingehen," bemerkte sie, „dann können wir heute zum letzten Mal noch eine Fahrt auf den Fjord hinaus machen, nicht wahr?"
„Nudern? Noch so spät? Aber wirklich, ich bin »lüde, Fräulein Vergljot. Und die Hitze hat mir Kopfschmerzen gemacht."
„Das sind freilich Gründe genug, früh zu Nett zu geheu," fagte sie, „Vielleicht ist Mama so gut, Ihnen einen Fliederthee zu kochen. Aber Marit wird auf Sie warten."
„Ach, die verfluchten Kopfschmerzen," dachte er verdrießlich. „Ja, Marit wird auf mich warten! Die kleine, naiuc Marit, sie ist ja nicht so klug und schlau und wohlerzogen, um vor der Aufregung, die sie anzustecken droht, Neißaus zu nehmen wie Vergljot. Wenn Vergljot schon langst in ihren

Kissen liegt und vielleicht noch im Träumen den Tanz fortsetzt, der ihre
Phantasie erhitzte, — aber diesmal nur mit Offizieren und höheren Beamten —
dann wird die kleine, naive Marit noch mit beiden Kinderaugen groß in die
Sommernacht hineinschauen und von einem Glücke träumen, das sie nie er-
reichen wird."
«Nun da seid Ihr ja endlich, Gott sei Dank!" rief ihnen Bergljots
Mutter von der Veranda des Hotels entgegen, welches dicht am Fjord lag,
„aber Kind, wie siehst Du denn aus! Wie Du glühst!"
Fridtjof betheiligte sich nicht an dem nun folgenden Durcheinandersprechen
und Erzählen, an welchem sämmtliche Hotel«Insassen, die aus den Zimmern
Herbeitamen, den herzlichsten Antheil nahmen. Er schritt an das andere Ende
der Veranda, zündete eine Cigarrette an, lehnte sich im Schaukelstuhle zurück
und mit den ersten Rauchwültchen, welche sich cmporringelten, zogen auch seine
Gedanken schnell wieder zu Marit zurück. Vergljot hatte er ja nun cavalier-
gemäh an das Mutterherz, in die zu ihr passende Umgebung, aus dem
Huchzcitstreiben, zurückgeleitet. Ihm fiel ein, wie sie alle Beide, Marit wie
Bergljot, ganz gleich schlecht in den Rahmen einer Bauernhochzeit hinein-
gepaßt hatten. Aber Bergljot glich die bäuerische Umgebung einer unuortheil-
haft gewählten Toilette, welche das sinnliche Gefallen abkühlt. Ihre Be-
wegungen wie ihr Wesen waren für den Anstand des Salons gemacht, sie
hatte jetzt etwas von einem SeidenNeide an sich, das durch thanfrisches Gras
geschleift wurden war.
Marit dagegen — auch sie paßte nicht hierher. Doch hier besaß der
Widerspruch zur Umgebung etwas Tragisches. Ihre träumerische Melancholie
bildete einen rührenden und ergreifenden Contrast zum derben Behagen der
lauten Iechfröhlichkeit, ihr ganzes Wesen war wie eine stumme, süße Bitte.
„Aber Fridtjof!" rief Bergljot zu ihm herüber, „Sie wollten ja gleich
zu Bette gehen! Wissen Sie auch, daß Rauchen geradezu sündhaft bei solchen
Kopfschmerzen ist?"
Er sprang auf und warf heftig die Cigarre in den Garten hinunter.
„Gute Nacht allerseits," sagte er mit einem feindseligen Blick auf die
Spötterin und ging fort.
In seinem Iimmer angekommen riß er das Fenster auf. An der
Hinterthür des Hauses sah er an ein paar flatternden Nuckzipfeln der Mägde,
daß ihm der Ausgang ebenso versperrt war wie die Veranda. Die Damen
müssen ja bald zu Bett gehen, dachte er. Er entschloß sich etwas zu warten,
und die Ellbogen auf die Fensterbank gelehnt, schaute er hinaus.
Ter kleine Hof lag in dem bläulich violetten Schatten des Abends da.
Dicht hinter ihm erhob sich ein steiler Felsen, über welchem rosige Wolken-
streifen im Glanz der untergehenden Sonne schwammen. Ter Felsen be-
rührte die Rückwand des Hauses, an der Fridtjofs Fenster lag. Das Blut
strömte wallend durch seine Adern, seine Schläfen klopften. Ungeduldig ging
er auf den Flur und lauschte. Die Damen waren noch in der Veranda,

Rasch entschlossen trat er an's Fenster zurück, schwang sich auf das Gesims und kletterte gewandt wie eine Katze hinaus.
Ein kleiner Fußsteig, von verlrümmtem und sonnenversengtem Gebüsch fast versteckt, lief den Felsen hinab und mündete in der Landstraße.
Fridtjof triumphirte über seine gelungene Flucht und eilte so rasch er konnte vorwärts. Bald lag der Hochzeitshof vor ihm. In dem gedämpften, röthlichen Licht der eben untergegangenen Sonne trat er jetzt mehr als ein geschlossenes Ganzes heraus, das ihm aus dem tiefen Schatten der dunklen Tannen und wehenden Obst- und Virkenwipfel verheißungsvoll zu winken schien.
Die Geige lockte und jauchzte bis auf die Landstraße hin; die Abendluft strich warm an ihm vorüber, es war, als durchbebe ein sinnlicher Hauch die ganze Natur und machte jedes Blatt am Wege zittern!
In dem Garten traf er sofort Marit, die hier auf ihn gewartet hatte.
„Bitte," sagte sie, „geh' nicht in die Scheune, Per hat ausgeschlafen und ist wild geworden."
„Ach was, kleine Marit, komm, wir Mollen tanzen!" rief Fridtjof in Heller Freude. Er umschlang sie und trug sie fast auf den Armen zur Scheune.
Sie tanzten allein und tanzten lange.
Per Hougen stand mit gekreuzten Armen und schaute ihnen zu. Seine Oberzähne hatten, sich tief in die Lippe geklemmt, daß sie blutete.
Als sie aufhörten, griff Fridtjof nach einem Glase Punsch und leerte es auf einen Zug.
„Trinke nicht zu viel!" sagte Marit bittend. Er sah sie erstaunt an, aber es kam ihm so rührend vor, daß sie ihn warnen und behüten wollte; — wie lieb war sie ihm, als sie so dastand und ihn mit ihren großen Kinderaugen ansah. Er hätte sie auf die Arme nehmen und weit — weit forttragen mögen.
Aber sie war auch nicht mehr dieselbe Marit von vorhin. Ihre etwas blassen Wangen hatten Farbe bekommen, die Lippen glühten heiß wie im Fieber und ihre zarte Brust hob und senkte sich stürmisch.
Plötzlich entstand eine Bewegung unter den Andern. Ein alter Bauer zog seine Joppe, die er in der Hitze abgelegt hatte, wieder an und sagte: „Per beginnt; also ist es Zeit aufzuhören."
„Ach laßt ihn doch!" rufen andere Stimmen.
„Er kann ja doch nicht. Er ist betrunken!"
„Per will Hattingen tanzen;" sagte Marit.
Dieser hatte richtig Rock und Weste abgeschleudert, er nahm seine Mühe und warf sie in eine Ecke.
Als die Leute sahen, daß er Ernst machte, dachte Niemand mehr an's Fortgehen. Eine lautlose Stille löste den Lärm ab, Jeder drängte sich auf Bänken und Schemeln auf den besten Platz, den er erreichen tonnte, um besser zu sehen.

Marit und Fridtjof standen in der zweiten Reihe. Er hob sie auf
eine Bank und hielt ihre Hand in der seinen.
Ein großer Bauer stellte sich in die Mitte, nahm den Hut ab, steckte
ihn auf einen Stock mid hob denselben so hoch als er vermochte.
Per machte ein paar Schritte vorwärts und blieb stehen.
„Er will Dich ausstechen," flüsterte Marit, „er giebt sein Schönstes zum
Besten."
Jetzt siel die Geige, mit ein paar Sätzen, schneidig und übermüthig,
wie ein Kampfruf ein. — und gleich darauf jubelte „Hallingen" von der
Violine so ausgelassen und wild, daß alle Mädchen zusammenzuckten.
Per, den die allgemeine Aufmerksamkeit, Ehrgeiz und Eifersucht etwas
ernüchtert hatten, sammelte alle seine Kraft und fing an zu tanzen.
Mit schlaff herunterhängenden Armen und mit gleichgültiger Miene
bewegte er sich vorwärts, die Füße sicher im Tact mit der Geige führend;
dann warf er sich zur Seite, schlug die Beine quer unter sich, sprang in die
Höhe und tanzte weiter vorwärts, während er dann und wann neckisch zu
der mindestens acht Fuß hoch hängenden Mütze hinaufblickte. Nun fchlug er
wieder die Beine quer unter sich, tanzte „Hallingen" vorwärts und seitwärts,
sprang wieder auf, that, als dächte er an garnichts — doch in der nächsten
Secunde wirbelte sein Körper hoch in der Luft, rund herum, und mit der
Fußspitze fegte er die Mütze vom Stock, so daß sie durch die offene Scheunen-
thür flog. Ein geräuschvoller Beifall füllte einen Augenblick den Raum,
dann wurde es wieder still; man hörte nur die Geige, deren Töne jetzt
ganz wild wurden, und die tactfesten Fußtritte des kräftigen Tänzers. Nun
fchlug er Rad, um und um, den ganzen Boden entlang, bis er sich der
Stelle näherte, wo Fridthof mit Marit stand.
Der junge Mann fühlte einen heftigen Händedruck, aber im nächsten
Moment flog ihm der Hut vom Kopfe — auch durch das Scheunenthor.
Fridtjof wurde ganz bleich; seine Faust ballte sich und er sprang vor,
auf Per zu. Aber Marit umklammerte ihn mit beiden Armen.
‚Tu darfst nicht," sagte sie außer sich, „komm, wir wollen nach dem
Garten gehen!"
Ter alte Bauer brachte ihm höflich seinen Hut, stäubte ihn mit dem
Hemdsärmel ab und bemerkte:
„Sie sind doch zu gut, um sich mit dem Kerl zu schlagen."
Per war mitten auf dem Boden stehen geblieben und starrte Fridtjof
ungeduldig an, dieser wollte wieder auf ihn zuspringen, aber jetzt drängten
ihn die Bauern sammt Marit aus der Scheune.
Pers wild aufgerissene Augen folgten ihm. Dann lachte er heiser und
plötzlich siel er nieder. Der Branntwein hatte ihn umgeworfen.
Ein paar handfeste Burschen ergriffen den Ohnmächtigen und trugen ihn
hinter die Scheune, wo das Heu aufgeschichtet lag.
Marit war mit Fridtjof in den Garten getreten und ihre Finger um«

klammerten seine Hand, als fürchte sie jetzt noch, Per könnte ihm etwas anthuu.
„Gott sei Dank!" sagte sie. „Du durftest Dich nicht mit ihm schlagen!"
„Nicht schlagen, — nur ihn züchtigen!" entgegnete er noch bebend vor zorniger Wallung. Sie lächelte.
.Das ist ganz dasselbe," sagte sie, „er hätte Dich auch züchtigen können, Per ist stark! Ucbrigens hätte er in blinder Wuth gleich den Tollelniv*) gezogen," ihre Stimme zitterte plötzlich, „— und Du wärst am Ende jetzt schon todt!"
„Hätte Dir das leid gethan, Marit?"
Sie schwieg, aber ihre Hand drückte die seine noch fester.
Seine Schläfen klopften.
„Wir wollen uns dort unter den Apfelbaum setzen, wo Du mit Bergljot gesessen hast," sagte er und führte sie hin, „Du hast mich nun selbst in den Garten gebracht, Marit."
„Weil ich für Dich fürchtete." entgegnete sie, „das Dunkel schützt Dich!'
„Schützt uns!" sagte er leise und sehte sich dicht zu ihr in's Heu.
Sie saß ganz still und zupfte an den Heuhalmen, in denen noch die ganze Sonnengluth von vorhin steckte und die einen warmen Duft ausströmten. In Marits Gliedern bebte noch der überftandcne Schreck.
„Marit!"
Er nahm ihr Köpfchen zwischen seine Hände, wendete sich ihr Gesicht zu und wollte sie auf den Mund küssen. Aber sie machte ihren Kopf frei und lehrte ihn ab. Ihre Augen standen voll Thränen.
„Liebe, süße, kleine Marit!" sagte er leise stammelnd und er nahm ihr Gesichtchen wieder zwischen die Hände.
«Ich habe Dich so —"
„Horch! was war das?" flüsterte sie ängstlich, „mir deucht, ich hörte etwas klirren! — Nein, es war doch nichts." Leidenschaftlich umschlang er das zitternde Mädchen und neigte seinen Mund auf den ihren.
„Ma — Marit!" rief eine Stimme laut.
Sie fuhren zusammen und ließen einander los.
Das war Säbelklirren.
Eine große Gestalt trat auf den mondbeschienenen Weg.
„Marit, bist Du hier, mein Kind? Wer ist denn bei Dir? — Ah! Herr Lieutenant!" — Der Feldwebel, der in voller Uniform vor den Bestürzten stand, salutirte in strammer Haltung.
„Entschuldigen Sie, Herr Lieutenant, wenn ich störe, aber das Mädchen ist meine Tochter."
„Nun, was ist denn dabei," sagte Fridtjof, „es war heiß in der Scheune, darum gingen wir hierher, um uns abzukühlen."

") Kurzer Dolch.

„Jawohl, Herr Lieutenant, ich verstehe es ja ganz gut, aber, wie gesagt, sie ist meine Tochter und, — ja was fällt Dir denn ein, Marit, es ist spät, komm, beeile Dich etwas."
Er richtete sich steif auf und legte die Hand an die Mühe.
„Wünsche wohl zu ruhen, Herr Lieutenant."
Tann machte er militärisch Kehrt und ging mit Marit davon.
Als sie sich wenige Schritte entfernt hatten, wandte sie sich um und sah Fridtjof mit einem langen Blicke an. Es ging ihm warm durch das Herz.
Jetzt wandte sie sich noch einmal um. Derselbe Blick, — als ob sie ihm noch etwas sagen wollte.
Unwillkürlich sprang er auf, um ihr nachzueilen.
Aber nein, — sie ging ja mit ihrem Vater.
Und dann verschwanden sie hinter den mondbeschienenen Baumstämmen.
Ueberrascht, enttäuscht, ärgerlich, mit dem verdoppelten Gefühl des Durstes Desjenigen, dem man den Becher von den Lippen zieht, starrte Fridtjof ihnen nach. Diese zweimal auf einanderfolgende Störung heute Abend hatte fein Blut in wallende Hitze gebracht.
Mit zusammengekrampften Fäusten ging er unter dem Apfelbaum auf und ab. Monoton und schwerfällig tönten die harten Fußtritte eines vereinzelten Paares vom Tanzboden zu ihm herüber. Nur hier und da hüpfte noch schläfrig, in häufigen Pausen, der Geigenbogen über die Saiten. Er ging aus dem Garten und näherte sich vorsichtig dem Heuschober. Lautes Schnarchen wurde aus einem neben dem Tanzboden befindlichen Theile der Scheune hörbar, in welchem einzelne Paare im Heu ihr Nachtquartier gefunden hatten.
Nicht weit davon mochte Marits Schlasstübchen liegen. Aber wo? Auf Bolfiad gab es verschiedene Gebäude.
Fridtjof ging langsam nach Hause, noch immer die herabhängenden Hände zu Fäusten geballt, als hielte er in Gedanken fest, was ihm in Wirklichkeit entflohen war.
Von den angrenzenden Wiesen stieg ein feuchter, kühler Nebel empor und legte sich weißlich über die wüste, staubige Stätte des Hochzeitsbodens. Ein ganz schwacher Schimmer vom Tageslicht hing noch in der Luft.
Am Ausgang der Scheune lag jetzt der alte Spielmann und schlief; über seine Glieder hatte man eine zerrissene Pferdedecke geworfen.
Ter Mond erhob sich langsam über das Dach der gegenüberliegenden Häuser, lugte dem Alten in das schlafende Gesicht und zitterte auf seinem spärlichen, wirrgewordeuen, grauen Haar, das ihm an den Schläfen niederhing.
Ein schwüler Geruch von Branntwein, grobem Stiefelleder und schlechtem Tabal ruhte wie ein Dunst über dem verödeten Hochzeitsboden und vermischte sich mit dem warmen Duft, den die heiße Iulinacht draußen ausströmte.
Da knisterte es in den Büschen. Zwei vorgestreckte, tastende, kleine

Hände theilten die dichtblattrigen Zweige der Fliederbüsche und, die großen
Augen weit geöffnet, trat Marit auf den mondbeglänzten Garteupfad hinaus.
Ihre dicken Zöpfe hatten sich gelöst und hingen in lockigen Strähnen
über den Rücken herab.
Sie ging wie eine Nachtwandlerin, trotz der weitgeöffneten Augen, und,
wer sie jetzt so sah, mußte zweifeln, ob sie wache oder im Banne einer
Vision wandele. »
Ueber dem Verwirrten uud Unordentlichen ihres Anzugs aber und der
fonderbaien Versunkeuheit ihres Ausdrucks ruhte es dennoch wie ein zarter,
schüchterner Zauber, wie der Duft und Hauch der schweigenden Sommer-
nacht, welcher über der wüst verödeten Stätte des lärmenden Rausches ruhte
und träumte.
Marit trat bis an den große» Apfelbaum vor und ihre Hand tastete
durch das Dunkel, während sie den Kopf wie lauschend vorbeugte. Aber nur
der Nachtthau an den niederhängenden Zweigen blieb an ihren Fingern hängen.
Da ließ sie sich unter die breit vorspringende, knorrige Baumwurzel
niedersinken, lehnte sich gegen den zerwühlten Heuhaufen zurück, und faltete
kindlich die Hände, wie Jemand, der ergeben wartet.
Der Nachtwind bewegte flüsternd den Wipfel über ihr und einmal fiel
klatschend ein grüner, unreifer Apfel vom schwankenden Ast in das weiche,
hohe Gras zu ihren Füßen.
Und monoton, in regelmäßigen Pausen tönte das Schnarren der Ackerixe
von den Wiesen herüber.
Aber Marit hörte es nicht.
Ihr Köpfchen war zurückgesunken, ihre Augen hatten sich geschloffen.
Am östlichen Himmel stieg ein ganz bleicher, fahler Schein auf. Aber
noch immer schwamm der Mund in ungeschwächtem Glänze über den flüstern^
den Wipfeln.
Hinter der Scheune regte es sich. Ein lautes Gähnen wurde hörbar.
Per war aus seinem Schlaf erwacht und reckte die Glieder. Er schüttelte das
Heu und die Strohhalme aus dem Haar, in dessen verwirrten Strähnen sich
dieselben festgezaust hatten.
Leise schlich er in die Scheune hinein. Mit über die Brust verschränkten
Armen stand er eine Weile und betrachtete ein verlobtes Paar, das in einer
zärtlichen Umarmung begriffen eingeschlafen war. Dann entdeckte er ein
Rcstchen in einer Branntweinflasche, die ohne Korken ans einer Bank stand.
Er griff darnach und führte sie begierig an die Lippen, allein als der
Brcmntweingcruch ihm in die Nase stieg, hielt er inne. Die Strohhalme
hingen ihm noch in den Haaren, seine Augen waren stark blutunterlaufen, er
sah wüst aus, wie er da stand, ungewiß ob er trinken sollte oder nicht.
Da fiel sein Blick nochmals auf das Verlobte, glückliche Paar, ein tiefer
Seufzer entrang sich feiner Brust, er führte die Flasche zum Munde und

trank. Als er sie bis zum letzten Tropfen geleert hatte, spuckte er aus —
„Pfui!" sagte er, warf die Flasche durch das offene Scheunenthor und ging
sodann selbst nach dem Garten zu. Er murmelte hin und wieder ein Wort
für sich hin. als er über den Nasen dahinschwankte. Da Plötzlich fuhr er
zusammen. Vor ihm ruhte Marit.
Ein dunipfer Ton kam aus seiner Brust, wie der Laut eines verwundeten
Thieres. Auch seine Fäuste ballten sich wie vorhin Fridtjofs, doch so als ob
sie auf etwas losschlagen wollten in der dunklen Leere der Nacht.
Dann stürzte er vor ihr hin und seine Lippen verzogen sich in wollüstigem
Schmerze, daß die weißen Zähne heivorblinlten. Nie Brust arbeitete zitternd.
Pers Augen bohrten sich in die vor ihm ruhende Gestalt mit dem Blicke
eines Raubthiers in eine schutzlos ihm preisgegebene Beute.
Ter Mond schien hell auf Marits Gesichtchen herab und küßte die heißen,
rothen, wie dürstend halbgeöffneten Lippen und versteckte sich dann neckend in
einer Wolke.
Sie lächelte im Schlaf. Ihre Brust hob und senkte sich in tiefen,
warmen Nthemzügen. Und noch immer ruhten, kindlich gefaltet die Hände
im Schooß. Nur die Glieder hatten sich in der widerstandslosen Ohnmacht
des Schlafes langgestreckt, so daß der Fuß mit dem Ansah des Beines unter
dem kurzen Tuchrock freilag.
Per zitterte am ganzen Leibe und durch die flüsternden Wipfel über ihm
und durch die gesammte Natur ging es wie ein heißes Vibriren und Ver-
langen. Leise strich der Nachthauch durch die Blätter und hier und da sank,
vorzeitig verbrannt und entnervt von der Gluth der Sommersonne, ein welkes
Blatt flüsternd zu Boden.
Er hockte neben ihr.
„Marit!" sagte er leise. „Marit! hörst Du nicht?"
„Nein, sie hört nicht. Wie bist Du so schön im Schlafe, Marit! Aber
warum schläfst Du hier unten im Garten? Hast Du Ihn hier gesucht? Jesus
Christus, was hat er Dir gethan, Marit!"
Er kroch auf allen Vieren vorsichtig an sie heran und sixirte sie.
„Wie lächelst Du so sonderbar! Allmächtiger Gott, warum hast
Tu noch nie so zu mir gelächelt! Sie sagen von Dir, Du träumtest
immer. Wovon träumst Tu jetzt, mein Mädchen? Ah! ich weiß es! Von
dem Verfluchten! von dem Verfluchten! Darum lächelst Du auch und denkst,
es sieht Dich Niemand, denkst, es ist Dein Geheimniß! Aber ich sehe Tich.
Marit! Sieh her, ich krieche an Dich heran, ganz dicht — ganz dicht — und
belausche Dein Geheimniß!"
Er vergrub ächzend den Kopf in ihrem Rock, seine Nägel gruben sich
in den weichen Boden zu ihren Füßen ein und sein ganzer, starker Körper
erzitterte in wahnsinniger Aufregung.
„Gott im Himmel!" flüsterte er und sah sie an, „wie ihr kleiner Mund
bebt, er bittet Dich, sie nicht anzurühren. Du bist so roh, Per sagt er."

Die Thränen stürzten ihm aus den Augen.
„Ich will ja nicht roh sein, Marit, gar nicht mehr roh," sagte er stammelnd, suchst Du, wenn ich Dich nur hinauftragen könnte in die Jäger-Hütte üben. Es sind nur Bärenfelle und grobe Flinten da, Marit, aber roh ist es nicht, und Du brauchtest Dich nicht zu fürchten. Und zwischen den Felsen wachsen auch kleine Blumen, ganz zarte, kleine für Dich, Marit. Und ich würde vorsichtig gehen, um sie nicht zu treten. Liegst Du da wie meine Heilige, Marit! Die Hände hat sie zum Nachtgebet gefaltet. Zum Nacht-gebet?"
Er sprang auf und seine Zahne knirschten.
„Um wen hast Du gebetet!" schrie er mit erstickter, heiserer Stimme, „um wen? Um den Verfluchten, um den glattnasigen Kerl hast Du gebetet! Aber ich lasse Dich ihm nicht, ich lasse Dich ihm nicht, ich nehme Dich —"
Seine Arme griffen durch die Luft und berührten Marits Glieder.
Da flimmerte ein leuchtender Mondstrahl aus der Wolke durch den Wipfel des Apfelbaums.
Er erreichte Marits Antlitz nicht, nur einen matten Schein warf er darüber hin und spann eine zitternde Glorie um ihr gelöstes, lockiges Haar.
Es war, als ob eine unsichtbare Faust ihn zu Boden schlüge. Er lag auf feinem Gesicht. Die Hände, die nach Marit greifen wollten, falteten sich zum Gebet.
„Und vergieb uns unsere Schuld, und führe uns nicht in Versuchung!" stammelte er mit bebender Stimme. Es wurde ganz still. Selbst die Akerixe hörte auf zu schnarren.
Per hielt seinen Gottesdienst.
Ter blasse Schein am östlichen Himmel stieg höher empor und umsäumte die Weißen, kleinen Wölkchen mit einem rosigen Streifen.
Das Athmen und Wehen des erwachenden Tages ging durch den Garten.
Da beugte sich der Bärenjäger tief herab.
Er faßte den Saum von Marits grobem Rock und drückte seine Lippen darauf.
Und er erhob sich, und ging hinweg.
Als er aus dem Garten trat, begegnete ihm im ersten, unsicher« Dämmer-schein ein einzelnes Pärchen, das in dem Heu der Scheuue seinen Rausch aus-geschlafen hatte.
Er sah wüst aus mit dem zerzausten Haar und den blut- und thränen-untcrlaufenen Auge».
„Gott bewahre, wer dem wilden Kerl allein in der Nacht begegnet," sagte das Mädchen und drückte sich zitternd in den Arm ihres verschlafenen Begleiters.
Die Sonne stieg langsam höher und schien hell in den staubigen Tanz-boden des gestrigen Festes hinein, der in dem grellen Licht cntnüchtert da lag. Zwei barfüßige Mägde in ganz kurzen Röcken, mit noch ungekämmten

Marit. !??
Haaren und schlaftrunkenen Gesichtern, sausten mit ihren breiten Reisigbesen
über den Bodm der Scheime. Papierschnitzel, Flechtenbändel, Glasscheiben,
alle die traurigen Restchen der Tanz- und Zech-Fröhlichteit wurden zusammen»
gekehrt. Tan» und wann fand Eine von ihnen etwas, was sie brauchen
konnte, und steckte es bann in die Tasche. Wie ein Leichentuch hing melancholisch
die zerfetzte Flagge über ihnen und die abfallenden, trockenen Nadeln der
Tannendecoration rieselten auf sie nieder. Von der Scheune aus konnte man
sehen, wie die Leute auf dem Nachbarhofe zu der anstrengenden Arbeit eines
heißen Sommertages gingen. Die Sensen und die weißen Kopftücher der
Mädchen blinkten in der Sonne.
Menschen wie Empfindungen schienen ihr Festkleid abgelegt zu haben,
um in ihr Alltagsröckchen zu kriechen.
Die eine der Mägde beschattete mit der Hand die Äugen gegen die
blendende Sonne, und schaute hinüber nach dem Viehweg, der, durch die Felder
laufend, in den Hofplatz ausmündete.
„Wer kommt denn da gelaufen?" sagte sie, „Herr Ieses, hat die Eile!
Seh' ich aber recht, ist es Kari!"
„Kari ist ja auf Svartefjelb, auf der Senne," erwiderte die Andere.
„Ich weiß wohl, aber es ist nun doch Kari, die da kommt, es muß
was passirt sein da oben."
Die Leute hatten jetzt Kaffee getrunken und traten auf den Huf heraus,
holten ihre Sensen und Harten, und wollten gerade fort, als die Sennerin
ganz außer Athem ankam. Sie erzählte, daß der Bär dagewesen sei und
eine Ziege vor ihren Augen geraubt habe.
Karen und Knud Ringö traten nun auch auf den Hof heraus und be-
stimmten, daß ein Junge nach Per Hougen geschickt werde, damit dieser sofort
nach Svartefjelb ziehe, um das gefährdete Vieh zu schützen. . .
Auf der freundlichen Veranda des kleinen Hotels am Fjord beleuchtete
inzwischen die Morgensonne einen zierlich gedeckten Frühstückstisch und spiegelte
sich im blanken Geschirr des Kaffeezeugs.
Bergljot saß neben ihrer Mutter am Tisch und begrüßte den heran-
tretenden Fridtjof mit einem etwas spottischen Kopfnicken.
„Mein Gott, Herr Lieutenant, Sie sehen nicht Wohl aus," sagte sie,
„Sie muffen eine schlimme Nacht verbracht haben!"
„Das habe ich auch," versetzte er, „ich mar nämlich die ganze Nacht
wach, und meine Kopfschmerze» sind eigentlich noch schlimmer als gestern."
„Wollen Sie vielleicht jetzt etwas Fliederthee?"
„Lassen Sie mich doch mit Ihrem Thee in Ruhe," sagte er verdrießlich,
„einen großen Spaziergang muß ich machen."
„Vielleicht nach Bolstad," bemerkte sie, „erkundigen Sie sich doch, ob
Marit nicht auch Kopfweh bekommen hat. Solche Hochzeit kann Einem schon
etwas in den Kopf fetzen."
Bergljot sprach etwas gereizt. Gestein hatte sie Marits freilich voll

Liebe und Sorge gedacht, denn die träumerischen Kinderaugen hatten es ihr angethan, aber die offenbaren Huldigungen auf ihre Kosten reizten sie denn doch.
Fridtjof dachte nur an das Eine, wie er in Marits Nahe kommen solle. Er durfte sie nicht besuchen, auch war sie ja sicher nicht daheim, aber finden mußte er sie.
„Genießen Sie den letzten Tag, welchen Sie noch hier sind, recht, Herr Lieutenant," sagte Bergljuts Mutter gutmüthig, und zählte bedächtig die Maschen an ihrem Strickzeug.
Der letzte Tag! Fridtjof sprang ganz aufgeregt auf. Jede Stunde war ja ein unersetzlicher Verlust! In ihm allein dauerte das Hochzeitssieber noch fort, der Kuß, den er Marit fast geranbt hätte, zitterte gleichsam beständig auf seinen Lippen wie ein sengendes Feuer. Er hatte seine Feier nicht beenden lüimen, seine Werttagstimmung war noch nicht gekommen und der Gedanke an die drohend nahe Stunde der Diensteinberufung entsetzte ihn wie eine unerträgliche Unnatur.
Fast ohne zu merken wie er ging, hatte er schon wieder den Hochzeitshof vor sich, er schritt darüber hinaus. Rechts blieb der dunkle Tannenwald liegen, links dehnten sich die fruchtbaren Felder, auf denen die Ernteleute thätig waren mit Sicheln und Sensen.
Die Sonne lag heiß und brütend auf den breiten Wiesen, die Leute hatten ihre Bekleidung bis auf das Allernöthigste abgelegt und beugten sich mit perlenden Stirnen über die Arbeit.
Anheimelnd und friedlich drang der Laut von dem Schärfen der Sense durch die warme, zitternde Sommerluft, und der wundervolle Duft des eben gemähten Heues füllte dieselbe mit Wohlgeruch. Die Erntearbeiter mit ihren nackten Armen und sonnenverbrannten Gesichtern, die kurzen, bunten Röcke der Mädchen und die weißen, beschattenden Kopftücher belebten den Vordergrund, eine vorzügliche Staffage für das friedlich-ländliche Bild abgebend, Welches in frischen sonnigen Farben vor Fridtjof lag.
Tief und warm im Ton, ernst und schweigend in der lautlosen Luft hob sich der dunkle Tannenwald vom satten Grün der Wiesen ab; sprudelnd und in der Sonne glitzernd eilte der Fluß zornig an ihm vorüber wie ein Widerspruch gegen die friedliche Ruhe in der Natur.
Im Hinteigrunde reihte sich Berg an Berg; nur hier und da öffnete sich dem Blick ein tiefer Einschnitt, durch welchen er weiter dringen konnte in das sonnendurchzitterte Blau der unbegrenzten Ferne.
Da blieb Fridtjof mit klopfendem Herzen stehen.
War das nicht Marit, die dort, den großen Tragtorb vor sich, faß, und ihre Hand gedankenvoll über das struppige Fell des Wolfshundes zu ihren Füßen gleiten ließ?
Jetzt blickte sie auf, — so konnte doch nur Marit blicken!

Mit einem Satz schwang er sich über den morschen Lattenzaun und ging
auf sie zu.
„Guten Tag, Marit!" rief er, „ich bin so froh, so froh, baß ich Dich
gefunden habe. Ich hätte Dich schön lange suchen tonnen, da Du Dich wie
ein Heimchen in's Gras versteckt hast!"
Sie war blutruth im Gesicht.
„Guten Tag!" sagte sie einsilbig und beugte den Kopf so, daß er nur
das große Weiße Tuch zu sehen bekam. Der Wolfshund hob den struppigen
Kopf und ließ ein bissiges Knurren hören.
Fridtjof blieb befremdet stehen und seine unbeachtet gebliebene, ausge-
streckte Hand senkte sich wieder.
„Warum bist Du denn so unfreundlich heute," sagte er verletzt und ganz
traurig.
„Ich bin gar nicht unfreundlich," sie rupfte heftig die Grasbüschel zu ihren
Füßen fammt Erde und Wurzel heraus, scheinbar ihre ganze Aufmerksamkeit
diesem wichtigen Geschäfte widmend.
„Aber, Marit! gewiß bist Du unfreundlich! Gestern warst Du doch so
lieb, — was soll denn das sein?"
Sie antwortete langsam:
„Ja, das war eben gestern!"
Und er schnell:
„Ist denn ein Tag nicht so gut wie der andere? Hast Du mich denn
gestern belogen?"
Sie arbeitete eifrig weiter. Es war schon ein großer, schwarzer Flecken
da entstanden, wo ihre Hand so thätig gewesen. Dann sagte sie noch
langsamer:
„Nein, — gestern war Hochzeit, —" sie wurde noch rüther, — „ich
weiß auch nicht warum, ich war selbst so — so dumm."
Jetzt war nichts mehr zu rupfen da, sie fing deshalb an die Perlen der
Stickerei an ihrer Schürze zu zählen.
„Dein Vater hat Dir wohl nachträglich noch eine kleine Moralpredigt
gehalten und mich dabei ordentlich schlecht gemacht, was, Marit?"
Jetzt sah sie zum ersten Mal empor, das war derselbe wunderbare Blick
wie gestern! Dann antwortete sie ernst und sicher: „Nein, er hat mir nichts
gesagt, was ich mir nicht gleich selbst hätte sagen müssen."
„Was zum Beispiel?"
„Ach, das wissen Sie ja selbst ebensogut!"
„Sie!" rief er befremdet, warum sagst Du denn Plötzlich Sie? Das ist
ja gar nicht Sitte auf dem Lande!"
„Ja, zu einem Lieutenant muß man Sie sagen!"
„Warum denn?"
^a. — es schickt sich so besser."
„Nein höre mal, Marit, heute bist Du entsetzlich langweilig. ,Sie^

zu sagen, kannst Du Deinem Vater, dem Feldwebel, überlassen. Du sollst mich so lieb ,Du^ nennen, wie gestern. Und nun sei recht nett und freundlich gegen mich."
Sie mußte über seine kategorische Forderung lächeln.
„Kannst Du denn noch lachen, Marit?"
„Ja!" sagte sie und lachte.
„Nun noch mehr! So, das ist recht! Wollen wir nicht spazieren gehen, Marit?"
Sie wurde plötzlich ernst.
„Nein," sagte sie bestimmt.
„Warum nicht?"
„Nein, ich will nicht!"
Sie nahm den Korb in die Hand und machte Miene sich zu erheben.
„Was hast Du denn da in Deinem Korb?"
„Nichts, — ich habe den Leuten ihren Kaffee gebracht, aber jetzt muß ich gehen!"
Sie erhob sich und klopfte das Heu von ihren Röcken.
Unterdessen war der Wolfshund allmählich ganz freundlich geworben, jetzt steckte er sogar seine feuchte Schnauze in Fridtjofs Hand. ,
„Sieh mal, wie liebenswürdig das Thier geworden ist!" sagte er und streichelte sein Fell. Sie zupfte verlegen an dem Zipfel ihrer Schürze. Dann ergriff er ihre Hand und fragte: „Willst Du mich heute Abend treffen. Marit?"
„Nein."
„Warum nicht?"
„Ich kann nicht, ich muß diesen Nachmittag noch zur Senne." Sie erzählte ihm die Geschichte von dem Bären. „Per ist schon mit der Riffel und dem Bärenhund hinaufgestiegen. Aber ohne Aufsicht kann man das Vieh doch nicht lassen."
„Warum gehst denn Du gerade hin?"
„Ich bin nicht furchtsam," sagte sie, „und dann — auch gern allein in den Bergen."
„Aber da wirst Du einen Begleiter schon brauchen können, kleine tapfere Marit. Wo liegt denn Deine Senne?"
„In Svartefjeld oben."
„Svartefjeld? Da will ich gleich mitgehen. Ich muß ja doch morgen zum Dienst nach dem Exercierplatz."
„Das ist ein großer Umweg und selbst dann könntest Du nur bis zum oberen Fichtenwald," sagte sie abgewendet, „und das giebt eine beschwerliche Wanderung."
„Desto besser, Marit; Du wirst mich doch nicht fortstoßen, wenn ich Dich ein wenig begleite?"
Sie überlegte.
„Wenn Du ganz vernünftig sein willst," sagte sie zögernd.

Sein Herz klopfte ungestüm über den Sieg.
Sie zupfte wieder verlegen an dem Schürzenband.
„Und — und keine solchen Dinge — wie gestern," sagte sie stockend.
„Was denn für Dinge? Es ist schon gut!" rief er lachend. „Ich verspreche
Dir Alles! Aber wo wollen wir uns denn treffen, Marit?"
Jetzt näherten sich ihnen ein paar Frauen mit Harken und Sensen in
lebhaftem Gespräch.
Marit machte eine unmerkliche Bewegung mit dem Kopf nach rechts
und gleichzeitig erhob sie die Augen mit den schweren Wimpern in derselben
Richtung.
„Die kleine Hütte mit dem Sodendach am Fuß des Berges," sagte sie.
„Die am Fjord, mit der Birke auf dem Dach?"
Sie nickte.
.Wann wirst Du sein?"
.Um 6 Uhr."
Sie stand auf, nahm den Korb auf und näherte sich den Frauen, während
sie das Kopftuch tief in das Gesicht zog.
„Noch ein paar solche Tage und das Heu ist trocken!" rief ihr die eine
der Frauen entgegen.
Fridtjof war über den Zaun gesprungen und schlug den Weg nach
Hause ein.
Die erregte, fast schmerzhafte Spannung seiner Nerven hatte sich momentan
in die Freude der Erwartung und dem Glücksgefühl des Sieges aufgelöst.
Er warf seinen Hut übermüthig in die Luft und beschleunigte aufgeregt seine
Schritte, als könne er die Zeit damit verkürzen helfen, welche die Morgenstunde
von 6 Uhr Nachmittags trennte.
Bei seiner Ankunft im Hotel sah man sofort die verwunderliche Wirkung
der Morgenluft auf seine Kopfschmerzen von heute Nacht. Seine Freude
äußerte sich in aller nur denkbaren Liebenswürdigkeit, die so ungeheuchelt und
guter Laune war, daß selbst Nergljot ihm Alles verzieh, und der letzte Tag
verlief in allgemeiner Iufriedenstellung.
Es fand auch Niemand etwas Sonderbares darin, daß er einen halben
Tag früher abreisen wollte, um seine Fahrt mit einer Fußwanderung über
Svartefjeld zu vereinigen.
Um 1/26 Uhr war sein Ranzen gepackt, auf den Rücken geschnallt und,
den Alpenstock in der Hand, verabschiedete er sich von den Damen.
„Solch' ein strahlendes Gesicht haben Sie nicht mitgebracht, wie Sie
mit fortnehmen," sagte Bergljot und sie schüttelten einander die Hände.
„Ich sehe Sie ja in der Stadt wieder," versetzte er, wie entschuldigend,
„und dort giebt es wieder andere gemeinsame Vergnügungen, Bälle und
Ausfahrten, Champagner statt Hardangerbier, und Cotillonorden anstatt
Glockenblumen — und dann giebt's wieder zarte Scharmützel und —"
„Knallbonbons!" sagte sie und nickte, „ja, für das gemeinsame Ver-

gnügen sind unsere Beziehungen recht gemacht. Es war hier sehr amüsant, und wird auch in der Stadt sehr amüsant sein. Auf Wiedersehen, Fridtjof!"
«Adieu. Fräulein Bergljot!"
Sie sah ihm lächelnd nach.
„Er ist doch ein loser Patron!" dachte sie. „Nun hat er Marit auch schon verwunden. Und wer weiß, bei welcher hübschen Sennerin er heute Abend seine Milch verzehrt und seinen Käse ißt."
Inzwischen war Fridtjof über die Fluhbrücke geschritten und näherte sich dem Häuschen mit der Birke auf dem Dach. Von demselben streckte sich eine Steinmauer am Fuße des Berges entlang und etwa fünfzig Schritt von der Hütte entfernt stieg steil zwischen hellblättrigen Birken und mächtigem Stein - geröll der Pfad in die Höhe.
Fridtjof schlenderte vor der Steinmauer hin und her und setzte sich schließlich auf ein abgebröckeltes Felsstück im Schatten derselben. Ganz so fröhlich wie vorhin war er fchon nicht mehr; die kurze Unterredung mit Bergljot hatte seine von der Gegenwart berauschte und erhitzte Phantasie über dieselbe hinaus und in die Zukunft hinein gerichtet. Er fah sich wieder in der Stadt, mit Bergljot und andern jungen Mädchen im Tanz hinwirbelnd, aber umsonst suchte sein Auge in den glänzenden Sälen seine kleine Marit. Das Gewissen wurde in ihm rege, stärker aber als das Gewissen erhob sich das Erbarmen wider die erhitzte Leidenschaft feines eigenen stürmischen, übermüthigen Herzens.
Er stellte sich Marit in allen möglichen Gefahren und Aengsten vor und sich selbst als ihren Beschützer und Ritter, aber immer barg er sie dabei schirmend in den eigenen Armen nnd an der eigenen Brust. Seine aufgeregte Sinnlichkeit verschmolz immer wieber mit dem Mitleiden.
Aber wo blieb denn Marit? Er zog die Uhr. Freilich war er viel zu früh gekommen, aber jetzt zeigte der Zeiger schon eine Viertelstunde nach sechs! Sollte, etwas auf Bolftad passirt sein, das sie hinderte zu kommen? Die Erwartung und Besorgniß, im Stich gelassen zu werden, übertönte Alles in ihm.
Er schaute sich um.
Der blaue Fjord gab mit gewissenhafter Genauigkeit die Felsen und Birlen, das Gestrüpp und das zerbröckelte Gestein in seiner stillen, regungslosen Fluth wieder, lein Lüftchen regte sich, nur eine Hummel flog summend um Fridtjofs Haupt.
Da klang es wie ein langgezogener, hoher Ton vom Berge zu ihm herüber, er wurde von einem kurzen Triller abgeschnitten, der sich in die Tiefe arbeitete, bann kam ein noch höherer Ton und schloß mit einem hellen, lockenden Triller.
Er stand lauschend und ganz benommen. Das sonnenbeschienene Gestein und die hellen glitzernden Birken schwammen allmählich in ein Lichtmeer vor seinem Blick zusammen. Er rieb sich die Augen. Dann entdeckte er endlich

hoch oben auf einem vorspringenden Stein Marit mit ihren Weißen Hemds-
ärmeln. Sie schwenkte ihr Bündelchen,
Er winkte mit dem Hut und stürzte hinauf.
Aber als er etwas später an die Stelle kam, an welcher er sie gesehen,
war sie verschwunden. Vergebens durchforschte sein ungeduldiger Blick den
ganzen Pfad aufwärts, der wie ein Heller, dünner Streifen sich hinauf
schlängelte.
Da lockte es von Neuem. Diesmal so leise, so sehnsüchtig, daß ihm
das Herz schwoll. Marit tauchte hinter einem Felsgeröll auf. Aber sie
war ebenso entfernt wie vorhin.
So hübsch wie Fridtjof auch dies graziöse Necken, und so rührend wie
er Marits Verlegenheit fand, die in diesem Spiel einen Uebergang aus ihrer
ablehnenden Haltung von heute Morgen suchte, wünschte er doch, es möchte
schnell ein Ende finden.
Prasselnd rollten die abgelösten Steine unter seinen kletternden Füßen
hinab und der Schweiß floß ihm vom Antlitz, indeß Marit vor ihm den
Berg hinauf flog.
»Sie will Deine Kraft auf die Probe stellen," dachte er, „und sie soll
schon noch den Kürzeren ziehen. Von einer jungen Dirne wird sich ein
tüchtiger Bergsteiger doch nicht beschämen lassen."
Schon war sie ihm aus den Augen geschwunden, dann erschien sie wieber.
Ihre schlanke Gestalt zeichnete sich bald auf einer sonnenbeleuchteten Felswand,
bald auf dem hellen Grün des Virkenlaubes ab. Leicht übersprang sie einen
quer über das Geröll liegenden Baumstamm und kletterte emsig die Berg-
wand hinauf.
Sein Herz pochte ungestüm, das Blut stieg ihm zu Kopf, lange tonnte
er diese Anstrengung nicht mehr aushalten. Da blieb Marit stehen. Er
sah wie sie die Hände gegen die hochathmende Brust preßte. Und dann
sehte sie sich erschöpft auf ein großes, moosbewachsenes Felsstück und schirmte
die hinausblickenden, geblendeten Augen mit der Hand.
Mit ein paar mächtigen Sähen hatte er sie erreicht.
Sie deutete auf den Fichtenwald, der sich dunkel und schweigend dicht
unter ihnen nach rechts hinzog.
„Hier geht Dein Pfad," sagte sie „zwei Stunden weiter kommst Du an
eine Hütte, wo man Dir den Weg zum Dampfschiff weiter zeigen wird."
Er lachte und setzte sich neben sie.
»Das hat wohl auch morgen noch Zeit," sagte er und ergriff ihre Hand.
Sie waren beide zu athemlos um viel zu reden.
Tief unter ihnen lag der Fjord im Sonnenglanz, über dessen Fläche
langsam, dicht am Ufer, ein Boot wie ein kleiner, dunkler Punkt hinglitt.

Das Dorf ruhte gleich darüber; das Läuten der Kuhglocken klang bis zu ihnen herauf. Von einem Husmandsplatz*) ertönte ein wehmüthiger Gesang. Sie konnten die Sängerin in ihren Weißen Hemdsärmeln unterscheiden, die eine Kuh aus ihrer Hand Salz fressen ließ.
Eine Mältrust**) sehte sich in den Wipfel einer Fichte unter ihnen und fing an zu flöten und plaudern, bald sehnsüchtig liebevoll, bald neckisch ausgelassen, als müsse sie für die beiden Stummen reden, die mit hochklopfenden Heizen und heißen Wangen, Hand in Hand, da oben auf dem Abhang saßen. Allmählich bekam ihr Geschwätz für sie beide Sinn und Verstand. Fridtjof war als sage sie:
„Schelm! Schelm! Ist sie nicht schön? Nimm einen Kuß! Nimm ihn schnell! Ich weiß. Du darfst, Tu darfst es!"
Fridtjof warf einen kleinen Stein nach der Lockerin.
.Warum thust Du das? Sie sang so schön!" sagte Marit weich.
Fridtjof erzählte ihr, warum er sie verscheucht habe. Sie lächelte.
»So habe ich ihren Gesang nicht aufgefaßt," sagte sie, „die Drossel spricht immer aus, was man heimlich denkt; was kann der Vogel dafür, baß Du unlautere Gedanken hast."
„Wie hast denn Du ihr Geschwätz verstanden. Marit?"
Sie wurde roth.
„Siehst Du Wohl!" sagte er und umschlang sie stürmisch, „die böse Drossel!"
Und ehe sie sich'Z versah, hatte Fridtjof sie geküßt.
Marit erhob sich rasch. Ihr ganzes Gesicht flammte in Scham und Nöthe.
„Du vergißt Dein Versprechen," sagte sie, aufquellende Thronen zurückdrängend. „Leb' wohl —, ich muß weiter gehen!"
Aber sie ging nicht weiter, denn Fridtjof schlang seinen rechten Arm um sie und hielt sie fest.
„Sieh einmal," versetzte er und seine linke Hand glitt über das bemooste Felsstück, auf dem sie saßen, „wie viele Glockenblumen hier stehen! Und wie üppig, dunkel und voll sie sind, ganz anders als die kleinen, schüchternen Blümchen unten. Das machte die freie Vergluft, Ach, welch' ein schöner Falter! Und wie er die blauen Blumen küßt! Schau' doch her!"
Marit blickte zögernd dorthin.
„Die Leichtsinnigen!" rief Fridtjof lachend. „Und der Sonnenstrahl blinzelt ungezogen dazu und verkriecht sich nicht einmal im Nadelholz. Freilich, dazu hat er ja nur ihre Glocken erschlossen; komm doch her, kleine Menschenblume!"

*) Kleines, meistens armseliges Pächterplätzchen, das zn einem «roheren Hofe zu gehören pflegt.
*') Millrost ist eine Art Drossel, von deren übermüthigem Geschwätz, welche« für ein norwegisches Ohr leicht Sinn und Menschenuerstand erhält, der norwegische Bauer viele Geschichten zu erzählen weih.

Er zog sie auf den Sitz herab.
Die vertriebene Drossel kam wieder, sehte sich in respektvoller Entfernung
auf einen Ast und schwatzte und kicherte.
Diesmal scheuchten sie den Vogel nicht. Fridtjof vergaß immer wieder
sein Versprechen, und Marit erinnerte ihn nicht mehr daran.
„Marit," sagte er, „jetzt mußt Du mir erzählen, was die Drossel eben
zu Dir gesagt hat?"i
Sie sah träumerisch in's Thal.
„Die alte Aagot bei dem früheren Pfarrer erzählte von einem Märchen,
in welchem ein Prinz ein Mädchen durch seinen Kuß aus ihrem Schlaf und
ihrer Verzauberung weckt. Man hat, weil ich fo viel vor mich hin träumte,
gespottet, daß ich auf diesen Prinzenkuß warte, um zu erwachen. Vorhin,
als die Drossel so laut schwatzte, dachte ich an das Märchen und da sagte
sie immerzu-
„,Er ist Dein Prinz, — er ist Dein Prinz! — paß' auf, — er küßt
— küßt — küßt Dich!"
„Ja, ich will Dein Prinz fein!" rief Fridtjof leidenschaftlich, indem er
das Mädchen in seine Arme schloß, und einen langen, heißen Kuß auf ihren
Nacken drückte.
Und sie wehrte ihm nicht.
Das erste Glühen und Zittern hatte einer weichen Hingebung Platz ge-
macht. Das Weib in Marit war im ersten Kusse aus seinem Schlummer
erwacht.
Sie saßen wieder lange still.
Fridtjof berauschte sich an ihren Zügen und Augen,
Da trachte etwas im Gestrüpp. Es war, als würden kleine Zweige
abgebrochen.
Beide fuhren zusammen.
Jetzt konnte man auch tappende Schritte sich entfernen hören.
Fridtjof lauschte mit zurückgehaltenem Athem.
„Der Bär!" entfuhr es ihm.
„Der Bärenjager!" sagte sie mit erstickter Stimme.
Sie war sehr blaß geworden.
„Der Bärenjager!" wiederholt? sie noch einmal leise.
„Hast Tu ihn erkannt, an den Schritten?" fragte er sie.
Marit schüttelte den Kopf.
„Ich weiß nicht, aber es muß so sein!" murmelte sie.
„Was muß so sein?" fragte er unruhig.
Sie fchwieg und sah gerade vor sich hin.
In ihrem Blick war etwas, was ihn ängstigte, etwas, als ob sie eine
Vifion habe.
Dann sagte sie traurig:
„Wir waren so glücklich, ich hatte sie Alle da unten vergessen," sie

deutete mit der Hand in das Dorf hinab. Jetzt weiß ich plötzlich, daß ich dorthin gehöre. Daß gerade Per mich daran erinnern mußte. Das mit der Prinzessin ist ja doch nur ein Märchen! Ich bin auch nach Deinem Kuß noch ein Bauernmädchen."
Fridtjof sah sie unruhig an. Er verwünschte im Stillen den Bärenjäger. Nicht weil er seinen eifersüchtigen Zorn für sich oder Marit fürchtete — an diese Seite der Sache dachten sie jetzt beide nicht — aber weil er sie durch seinen leisen Schritt wie durch einen rohen Lärm aus ihrem Traum an ein märchenhaftes Glück aufgestört hatte. Marit war nachdenklich geworden.
«Wäre es lieber der Bär gewesen!" dachte Fridtjof ingrimmig. „Mit der rohen Gewalt würden wir schon fertig werden. Nur nicht der Bärenjäger, nur Niemand aus dem Dorfe!"
Grollend schaute er in den finsteren Fichtenwald hinab. Dann wurde eine Hand auf seine Schulter gelegt und Marits Stimme fragte leise flüsternd:
„Bist Du mir böse?"
„Ich Dir böse? Nein!"
Er ergriff ihre Hand und sagte bewegt:
„Ich dachte schon, daß diese Stunde Dir leid thätc, in der wir so glücklich waren?"
Sie sah ihn an — voll, groß — und schüttelte den Kopf.
Der träumerische Ausdruck ihrer Augen war geschwunden. Marit war sich der Wirklichkeit bewußt geworden. Jetzt leuchtete aus ihren Blicken der feste Entschluß, allein ihrer Liebe zu folgen.
Er fühlte das Plötzlich und es durchrieselte ihn warm.
„Küsse mich, Marit," sagte er leise und verlangend, „damit ich weih, daß es Dir nicht leid ist und Du mir nicht böse bist. Gieb mir, was ich vorhin mir genommen habe! Bitte, bitte, Marit, küsse mich nur ein Mal. Ich möchte so gern nur einmal von Dir geküßt sein!"
Da nahm sie seinen Kopf zwischen ihre kleinen gebräunten Hände und beugte ihn zurück.
Er hatte die Augen geschlossen und lächelte.
Sie lächelte nicht.
Eine tiefe Nöthe verbreitete sich langsam über ihr Gesicht, als sie ihre Lippen den seinen näherte.
Sie küßte ihn, — leise, schüchtern, — wie ein zitternder Hauch glitt es über seinen Mund hin.
Dann stand sie schnell auf.
„Komm jetzt!" sagte sie hastig und begann vorauf zu steigen. Er ließ sie einige Schritte voran gehen und blickte ihr nach. Wie ein Kind war sie vorhin durch die Felsen geklettert; und wie gerade und vornehm ging sie jetzt. Mit einem Kinderspiel hatte sie vor wenigen Stunden begonnen,— jetzt stand sie dicht vor dem tiefsten Ernst ihres Lebens. Dies Bewußtsei» lag in ihrem Gange ausgedrückt.

Fridtjof stand auf und folgte ihr.
Er hatte an seine Siegestraft geglaubt, welche der Vauernmoral überlegen sein würde, als er hinauf ging. Vorhin, als er an der Steinmauer auf Munt gewartet, hatte in diesem Gedanken das Mitleid mit seiner Leidenschaft gerungen.
Jetzt überkam ihn etwas wie Demüthigung und Scham, als er ihr „achblickte. Er lam sich nicht mehr wie der Ueberlegene vor — Marit war auch nicht leichtsinnig — er erblickte vielmehr in Marits Fügsamkeit ein Verhängnis;, welchem ihr Wesen anheimgegeben war und das sie mit ihrem ganzen Wesen ihm zutrieb. Ein Verhängniß, in dessen Hand er oder an seiner Statt ein Anderer, immer zum Werkzeug geworden wäre.
Darin lag irgend etwas, was ihn unwillkürlich entlastete. Und mit dem schwindenden Mitleid überkam ihm zugleich die ganze Fülle eines großen Glückes.
Allmählich änderte sich der Charakter der Gegend um die beiden Bergsteiger. Immer steiler und kühner wurden die Formationen der Felsen. Die Fichte, welche Anfangs kühn mitgeklettert war, blieb rathlos zurück, die langen krummen Zehen krampfhaft in den Steinboden bohrend, und blickte verwundert der Birke nach, die leichtfüßig weiter kletterte. Allmählich tonnte man aber auch der Birke die Anstrengung anmerken, sie beugte sich immer mühseliger, bis sie sich zuletzt wie ein kleiner grimmiger Zwerg an jeden Riß festbiß und mit gekrümmtem Nucken kümmerlich weiter schleppte. Und hoch oben mußte schließlich die Iwergbirle einer Art Haidekraut das Feld räumen, dessen Herrschaft aber auch von kurzer Dauer war, denn bald kam die große Weiße Schneehcmbe und bedeckte das Uebrige.
„Sieh mal, der sonnenbeschienene Flecken, den Du durch die Kluft dort erblicken kannst, ist meine Senne!" fagte Marit. „Wir haben noch eine andere und größere Senne da drüben auf Bolstadfjeld; — da sind immer zwei Sennerinnen und ein Schäferknabe, aber ich liege immer hier auf Svartefjeld, weil ich hier ganz allein sein kann, ich brauche keinen Schäfertnaben, da die Kühe nie so weit weg laufen, daß sie mein Locken nicht hören könnten."
Sie waren auf die Hochebene hinaufgelangt uud hatten eine weite Aussicht nach allen Richtungen, aber ringsherum ragten hohe Nuter*) in die Wolken hinein.
Als sie die kleine Senne erreicht hatten, stand die ganze Viehheerde in einem Haufen, die ängstlichen Thiere drückten sich an die Wand des Stalles, als sie jedoch Marit kommen sahen, muhten sie, und ein paar Kälber sprangen ihr sogar entgegen. Sie fing gleich an das Vieh zu zählen uud öffnete die Stallthür.
„Gott sei Dank! sie sind alle da, bis auf die eine Ziege," sagte sie erleichtert, indem sie Kühe, Kälber und Ziegen in den Stall hineinließ.

") Schlanker Berggipfel.

„Aber der Bär muß wieder in der Nähe gewesen sein," fuhr sie fort, zu Fridtjof gewendet, „sonst wären sie taum von selbst nach Hause gekommen." Sie holte jetzt einen rostigen Schlüssel aus ihrer Tasche hervor und öffnete die niedrige Thür zur Senne. Fridtjof warf Ranzen und Hut ab und setzte sich an das kleine Fenster, in welches die Berge blickten. Ihm gegenüber an der Wand stand eine schwerfällige Bettstelle. Am Heerd hing über dem ausgegangenen Feuer der Kaffeekessel, den die Sennen» Kari am selben Morgen im Stich gelassen. Ein kleiner Spiegel mit trübem Glas im Fenster und auf dem groben Tisch einige alte Zeitungen und eine billige Ausgabe von Björnsons Erzählungen. Ter Fußboden war sauber mit Sand bestreut. Marit, die in ihre Vorratskammer gegangen war, kam jetzt mit einer großen Schüssel saurer Milch und Fladbrüd*) zurück, die sie auf den Tisch stellte. Sie nöthigte ihren Gast zum Essen, aber sie selbst genoß nur wenige Bissen, denn sie hatten unterwegs lange gezaudert und die Kiihe warteten längst.
Sie erhob sich auch bald, um in den Stall zu gehen.
Fridtjof ging langsam hinterher und stellte sich in die Thüröffnung, um die idyllische Scene, die sich bot, besser betrachten zu können.
Marit hatte ihre Hände in einen wassergefüllten Eimer getaucht und abgetrocknet, ehe sie zu melken begann. Als sie fertig war, trug sie die Milch in die Sennhütte hinein und begann dieselbe zu seihen und in die dazu bestimmten Holzgcfäße abzugießen.
Fridtjof wartete geduldig. Er hatte sich auf den niedrigen Schemmel geseht und ließ von den Kälbern seinen Nock und die Aermel beschnuppern. Wie seltsam dies Alles ihm vorkam! Er saß hier im warmen Dunste des Stalles und sie verrichtete ihre gewöhnliche Alltagsarbeit, ohne jede Hast und Aufregung, als wäre das Alles ganz natürlich. Es war als hätten sie jahrelang hier miteinander gehaust und gehörten sich an von Ewigkeit.
Gluthroth fant die Sonne hinter die Berge. Die Abendglocken aus dem nächstgelegenen Kirchlein klangen in der dünnen, stillen Luft feierlich herauf. Fridtjof sah, wie Marit das Milchgcfäß vor sich hinstellte und die Hände faltete.
Er blickte hinweg, nach unten, in die Dämmerung des Thales. In seinen Adem lebte und vulsirte das aufgeregte Blut. Es war keine Andachtsstundc für ihn.
Aber wie dauerte das so lange — lange. Fridtjofs Liebe ward ungeduldig. Er erhob sich und näherte sich der Thür, an welcher Marit lehnte. Wie zart hoben sich ihre Glieder vom geschwärzten Holze ab.
„Du bist ganz fertig und läßt mich so lange warten!" sagte er mit liebevollem Vorwurf.

*) Fladbrüd — Flnchbrud, ist ein sprödes, dünnes geröstetes Nrod, das i» ganz Norwegen auf dem Lande gebräuchlich ist.

Sie antwortete nicht und sah ihn nicht an. Mit dem aufgehobenen
Arm am Holzgerüft lehnend, hatte sie das Gesicht an demselben verborgen.
Nur das kleine gerüthete Ohr blieb sichtbar,
Fridtjof umschlang sie leidenschaftlich. Er sah jetzt, daß sie weinte.
Ihre Lippen zitterten.
„Marit! liebe Marit!" sagte er erschreckt, „was ist Dir?"
Und er wandte ihr Gesichtchen sich zu und lüßte die Thränen von den
Wangen.
„Es sind die Abendglocken!" sagte sie leise.
Er schwieg beklommen.
Vorhin hatte Pers.Schritt drohend ihr'Glück zerstört und sie daran er-
innert, das sie sich ungestraft niemals würde dem Boden entringen dürfen,
in dem sie wurzelte. Das hatte ihre Liebe nur trotzig und bewußt gemacht.
Jetzt rief sie ein anderer Ton, — nicht drohend — nur lockend und
mahnend. Die Heimal rief sie mit ihrem weichsten und trautesten Klange.
Aber es war zu spat für Marit.
Sie bereute und schwankte auch nicht mehr.
Sie nahm nur Abschied.
Schweigend ging sie in die Hütte.
Als sie wiederkam, bemerkte Fridtjof verwundert, daß sie sich in ihren
Sountagsputz gekleidet hatte. Das weiße Hemd war vorne ganz mit
Syljer bedeckt.
„Warum hast Du Dich denn umgekleidet, Marit," fragte er, überrascht
durch diesen jähen Uebergang von der frommen Stimmung zur weltlichen,
„glaubst Tu nicht, daß Du mir ebenso lieb im Alltagsröckchen bist?"
Sie blickte ihn gerade an und erwiderte:
„Glaub's schon; aber Du kennst Wohl selbst die Sitte, daß alle Mädchen
auf der Senne oben am Sonnabend, wo sie ihren Schatz erwarten, den Putz
anlegen, wenn sie mit der Arbeit fertig sind. Und selbst wenn sie leinen
erwarten, sitzen sie in ihrem Putz und träumen davon. Siehst Du, so habe
ich manchen Sonnabend gesessen und auf Dich gewartet, obwohl ich Dich nicht
kannte. Und nun will ich's im Wachen gerad' so halten. Ich mein', so ist
es würdiger."
„Dann wollen wir noch einen Gang auf den Svartckollen thun," sagte
er, „willst Du? und von oben der alten Welt unten Gute Nacht zurufen."
Als sie Hand in Hand hinaufstiegen, zitterte der letzte glühende Sonnen-
streifen am Bergeshange und versank hinter dem Gletscher.
Aber als sie ganz oben angelangt waren, lohte es noch einmal purpurn
hinter dem Eise auf und färbte die Wolken, die sich über den Äeigen zu
phantastischen Gestalten zusammenballten.
Und mit peinlicher Genauigkeit spiegelte der Fjord da unten all diese
Herrlichkeit wieder, während die Inseln und das Dorf, weich verschwommen
im kalten Schatten des Abends sich dunkel von dem im glühenden Reflex

leuchtenden Flammenmeere abhüben. Der Fjord öffnete sich nach rechts, und
so weit das Auge dringen tonnte, erhoben sich zu beiden Seiten mächtige
Berge, welche einheitlich und groß im Tun, gewaltig in der Form und immer
edel in den Umrissen, coulissenartig hinter einander vorschössen, bis schließlich
Alles im schimmernden Duft der leuchtenden Ferne zu einem Lichttraum
verschwamm.
Und dorthin strebten die Blicke und Gedanken der Beiden auf der nackten
Spitze des Suartekollens. Wie müde Vögel blieben die Gedanken auf den
Bergesfirnen haften, um dann weiter zu schweben — und immer weiter, bis auch
sie in einen zitternden Traum versanken, von dem die Lippen nicht sprachen.
«Mein Gott, wie schön und großartig ist es hier," sagte Fridtjof, ergriffen
von der schweigenden Gewalt der Natur. „Ist es nicht wie ein gewaltiger
Tempel, in welchen ein jeder Ton der gestrigen Hochzeitsfeier wie eine Ent-
weihung herauftönen würde? Sind hier nicht auch die Gefühle entbunden
von allem Menschenwerk, das dort unten, im Bann der kleinen Schranken,
eine Brautnacht zur Huchzeitsfeier stempelt? Ein heiligerer Hochzeitstempel
ist es hier, schweigend, einsam und groß, und nur auf den höchsten Firnen,
wie eine einsame Brautfackel, die Gott selbst entzündet hat, das aufsteigende,
lohende Alpenglühen!"
Marit sah ihn still und bewundernd an. Sie wußte Anfangs nichts
zu sagen, aber ihre Lippen zitterten und ihre Augen lenchteteu auf im Feuer
einer wahren Begeisterung. Dann sprach sie langsam:
„Ich liebe Dich für alle meine Lebenszeit!" Sie fand kein anderes Wort.
Dieses enthielt ja Alles: Schönheit und Heiligkeit, Liebe und Leben und den
höchsten Ausdruck des Geistes und der Begeisterung in einem Mädchenherzen.
Er faßte tief bewegt ihre kleine, hartgearbeitete Hand und bedeckte sie
mit seinen Küssen.
Da fuhr der Wind ihnen kühl in den Rücken. Hinter ihnen lag, schon
vom Licht verlassen, kalt und bleich eine breite Schneefläche im Schatten der Nacht.
Es schauderte Marit.
„Komm," sagte er, „laß uns heimgehen." Und sie gingen zurück, eng
umschlungen.
An der niedrigen Thür der Hütte aber beugte er sich und hob sie auf
seine Arme und wie ein Kind trug er sie in die Senne hinein.
Einige Stunden später schreckte Marit in der Nacht vom Schlafe auf.
Sie hatte ein bleiches verzerrtes Gesicht an der Fensterscheibe ihrer Kammer
gesehen. Ein paar unheimliche, tiefe — tiefe Augen hatten sie angestarrt.
War es eine Vision gewesen? Sie wußte es nicht. Auch nicht, wessen
Züge es trug. Aber es war dasselbe Grauen, das sie überschlich, wie vorhin,
Abends, als es im Gebüsch hinter den Beiden gerauscht. Aber diesmal war
das Grauen tiefer. Diesmal grub es sich kalt ein in ihre Seele, wie die
Ahnung des Verhängnißvollen in ihrem Lebe« und ihrer Liebe.
Ucber das gleiche Fenster dämmerte bleich der erste Morgenschein. Die

Berggipfel, die gestern geloht und geglüht hatten in mystischem Glänze,
starrten in harten Umrissen, nackt und steinern, unerbittlich und unversöhnlich,
wie Gesetz und Schicksal zum Himmel auf. an welchem noch blaß der Morgen-
stern flimmerte.
Marit beugte sich über den Schlummernden, große, helle Tropfen sielen
auf seine Brust. Und sie tüßte ihn, — leise — wie gestern; nicht reuig,
nur traurig; nicht mit der Gluth der Sinnengewalt, sondern so, wie man
einen Sterbenden küßt.
Er wachte auf, und schlaftrunken griff er nach ihrer Hand.
„Tu weinst. — warum weinst Du — liebe — Marit," stammelte er
und sein Haupt sank widerstandslos gegen das hohe Kissen. Er war wieder
entschlummert.
Sie starrte noch immer schweigend auf ihn herab.
Er durfte wohl schlummern, — seine Liebe war nicht ihre Liebe, das
fühlte sie in diesem Moment.
Er hatte sie mit dem Instinct der Sinne geliebt. Sie liebte ihn mit
dem Instinct ihrer ganzen Natur. . .
»
Tie Sonne war schon seit mehreren Stunden aufgegangen. Da oben, über
dem Abhang, stand die Birke und lachte im Morgenlicht. Ihr hellgrünes Laub
hing über die senkrechte Felswand hinab, und wenn die frische Brise, die vom
Fjord wehte, es in eine schaukelnde Bewegung setzte, tauchte es dann und wann
in den tiefen Schatten hinab, den der dunkle finstere Fichtenwald auf die
Felswand warf. Denn da unten standen die Fichten so dicht, daß nur hier
und da das leuchtende Blau des Fjords hindurchschimmerte.
Ein einzelner Sonnenstrahl hatte mühsam den Weg zwischen den vielen
Baumstämmen und durch das dunkle Grün des Nadelholzes gefunden.
Er vergoldete einen dicken Fichtenstamm und ließ sich endlich auf einen
großen bemoosten Stein nieder.
Da gab es helle Freude über den Sonnenstrahl! Das sammetweichc
Moos breitete sich lachend aus. Die niedlichen Glockenblümchen winkten ein
paar Schmetterlinge zu sich her; eine Drossel, die sehr musikalisch war, be-
merkte die Freude auf der Moosbanl und spielte einen Tanz auf.
Indeß die Freude währte gar nicht lange. Der Sonnenstrahl mußte
weiter und bald lag der bemooste Stein wieder im tiefsten Schatten.
Die blaue Glocke schaute thränenden Auges dem flüchtenden Strahl und
dem gaukelnden Falter nach, der sie geküßt.
Ten Ranzen auf dem Rücken, schritt Fridtjof den abschüssigen Steg
hinab, der durch den sonnigen Virkenwald, dicht am Abhang vorbei, in die
Tiefe führte.
Oftmals schaute er sich um, obwohl nichts mehr zu sehen war dort oben,

als der warme, zitternde Dunst der Sonnenwellen. Sein Gang war leicht
und elastisch, er fühlte sich so leicht, so frei, so stark! Und seine Brust erweiterte
sich in tiefen, kräftigen Athemzügen in der feinen, leichten Luft des Gebirges.
Nur im Auge glänzte ein nasser Schimmer, aber einem der Milliarden
von Thautropfen gleich, in denen tausend helle Sonnenstrahlen sich brechen.
Er rührte vom Abschied her. Marit hatte ihn ein Stück Weges be-
gleitet, er hatte sie weinen sehen. Aber schon trocknete seine Thräne der
Morgenwind.
Ein jauchzender Schrei tönte in lockenden langgezogenen Trillern zu ihm
herab und erstarb in der stillen Morgenluft. Laut aufjubelnd erwiderte er
den Ruf aus der vollen Kraft seiner Brust.
„Marit!" schrie er ausgelassen, „Dein bis an den Tod!"
„Tod!" tönte es von einer senkrechten Bergwand in der Nähe wieder,
an deren Fuß sich grobes Geröll und kleines Laubholz befand. Verwundert,
fast erschrocken, wendete Fridtjof den Blick dorthin; das Echo war auffallend
deutlich gewesen. Allein, er konnte nichts erblicken.
Aber von oben schwamm es wie eine Antwort auf seine Worte, wie
ein klagender Ton zu ihm herab, arbeitete sich in einem Triller in die Tiefe
und erstarb in einem schmerzlichen Seufzer. Es fiel ihm ein, daß Anfang
und Ende seiner Bergwanderung mit diesem lockenden Ruf begonnen und
geendet Hütten — der Zuruf des spielenden Kindes — der Abschiedsschrei des
verlassenen Weibes. Bei diesem letzten Gedanken erfaßte ihn ein schmerzliches
Gefühl. Aber er suchte ihn unwillig zurückzuweisen.
„Unsinn!" sagte er halblaut, „in fünf Wochen bin ich ja wieder hier.
Sobald der Dienst vorüber ist, kehre ich wieder, und dann bleibe ich noch
einen ganzen Monat hier."
Was war das? Es hatte im Laub dicht bei ihm geraschelt — ihm war
auch, als höre er Schritte im Gestein.
„Wer da!" rief er laut. Keine Antwort.
Fridtjof war keine feige Natur.
Oftmals schon hatte er dem Tode in's Antlitz geschaut. Aber jetzt
überlief ihn ein Schauder. Ihm war als wäre der Abschiedsschrei vorhin in
seinem Weh und seiner Anklage zu einem Gespenst geworden, das ihm hinab
folgen wollte in sein Leben.
Langsam ging er weiter. Kaum eine Minute später sah er deutlich,
baß es sich hinter einem großen Steine im dunkel» Gestrüpp regte.
„Wer da!" rief er noch einmal laut. Es blieb still.
Ganz außer sich sprang er auf den Stein zu.
„Heraus sollst Du, oder —"
Da knallte ein Schuß.
Der Jüngling sprang hoch, überstürzte sich im Fall und schmetterte laut-
los herab in den Fichtenwald zu seinen Füßen, im schweren Sturze Neste und
Steine mit sich reißend.

Seine Finger lrallten sich convulsivisch in den bemoosten Felsen, dicht
an demselben Ort, wo er gestern mit Marit gesessen. Eine Hand voll
Glockenblumen blieben darin stecken.
Auf den breiten Felsrücken über dem Fichtenwald war der Varenjäger
getreten.
Er beugte sich tief hinab; sein Gesicht war ganz entstellt.
Das Röcheln des Sterbenden klang dumpf zu ihm empor.
Da erhob er den Arm und ballte die Faust über dem Abgrund.
„Schänder!" rief er laut. „Nicht nur Verführer, — nein, ehrloser Dieb!
Ich Verstuche Dich, denn meinen Segen hast Du mir genommen! Mein
einziges, kleines, armes Heiligenbild hast Du mir gestohlen! Dieb! Dieb!"
Und: „Dieb!" hallte es aus den Bergwänden wie ein Geisterruf auf
Fridtjofs Sterbelager nieder.
Und leise, — leise klang es noch einmal von oben, ein sehnsüchtig
schluchzender, klagender Laut.
Das gefiederte Völkchen war bei dem Schuß erschrocken aufgeflogen.
„Was ist das? was ist das?" schrieen sie alle durcheinander. Die Drossel
war die Einzige, die Bescheid geben konnte. „Es ist der Mensch von gestern!"
erzählte sie aufgeregt, indem sie von einem Zweig zum anderen hüpfte. Aber
da Alles ruhig verblieb, schwatzte sie weiter: „Er kam mit seiner Geliebten
von der Hochzeit da unten im Thale — ich habe sie begleitet, begleitet! Sie
wollten Glockenblume und Schmetterling spielen, wie wir es hier thun —
warum auch nicht?"
Da unten wogte der Fiord schäumend und weiß, und der Wind fuhr
klagend durch den Wald. Die schlanke Birke schwankte im Nordwinde und
verbarg ängstlich fragend ihre Krone unter die bärtigen Aeste der alten Fichte.
Aber diese stand schweigend und streng da und zeigte mit ihre» steifen stach-
ligen Zweigen hinab auf den Sterbenden, dessen Blut eine stumme, traurige
Antwort auf die flüsternde Frage gab. In dessen warmer Fluth ertranken
Glockenblumen und frische grüne Grashalme.
Ter Schmetterling flatterte ängstlich über der Blutlache hin und her.
Endlich setzte er sich auf eine höhere Blumenstaude, sah blinzelnd der Sonne
in's Gesicht und gaukelte — und gaukelte. . ,

Meine Fahrt nach Iaßnaja poljana,
dem Gute des Grafen 3. N. Tolstoi-

von

G. W. DamlewMj*).

— 5t, Petersburg, —

s war im vorigen Herbst, das Wetter ruhig und schön. Leichte weiße Wölkchen tauchten auf und verschwanden wieder über den grünen Hügln, Thälcru und den sich bereits gelbfärbenden Wäldern, des Krapiwnaer Kreises im Gouvernement Tula. Die Sonne trat soeben hervori es war Mittag, der Mittag des 22. September.

Ter Cuurierzug der Kursker Bahn, den ich benutzte, hielt. „Station Iasscnki! Zwei Minuten!"

Ich stieg aus, brachte mein Gepäck in Ordnung und setzte mich in eine bereitstehende Tarantaß.

Jeder, der den Namen des beliebtesten russischen Dichters, des Schöpfers von „Krieg und Frieden", „Anna Karenina" u. A. m. teunt, Jeder, dem dieser Name theuer ist, wird verstehen, mit welchen Gefühlen im Herzen ich dem Einladungstelegramm des Herrn vun Iaßnaja Poljana, das er mir auf meiner Durchreise zukommen ließ, Folge leistete.

Die Ausländer, und besonders die Engländer, veröffentlichten mit Vorliebe die Ansichten der Wuhnhäuser und Wohnungseinrichtungen ihrer Schriftsteller, Künstler und Staatsmänner.

In der „OiÄpIno", „Illuztrat«! I^onckon Mws" und andern Zeitschriften sind schon längst sehr gute Photographien und Beschreibungen der Wohnhäuser Tennysons, Dickens. Gladstones, Walter Scotts, Collins und Anderer erschienen. Nicht nur die Arbeitszimmer, die Empfangs- und Speisezimmer

*) Nutonsirle Übersetzung von Ludwig Stein und S. Warlös.

dieser besten Diener Englands waren hier zur Anschauung gebracht, auch die
Orte ihrer gewöhnlichen Spaziergänge, die Bänke unter ihren Lieblingsbäumen,
die umliegenden Felder und Bäche wurden dem Enthusiasten im Bilde gezeigt.
Man empfindet unwillkürlich Bedauern darüber, daß unsere Künstler die russische
Gesellschaft noch nicht mit den Ansichten der Güter Gogols, denen der
Alsalows, Ostrowskijs. Chomjalows, Fets. Tolstois und Anderer bekannt ge-
macht haben.
Diese Gedanken tauchten während der Fahrt nach Iaßnaja Poljana in
mir auf.
Auch jene sonderbaren und widerspruchsvollen Gerüchte und Erzählungen
kamen mir in's Gedächtnis;, welche in letzter Zeit in der Gesellschaft und
in der Presse über den Grafen L. N. Tolstoi verbreitet wurden. Noch
kürzlich konnte man in dem zur Unterstützung des literarischen Fonds (für
arme Schriftsteller) herausgegebenen Briefwechsel Turgenjews lesen, daß der
Verfasser des „Adligen Nestes" vor seinem Tode mit Bleistift einen rührenden
Brief an den großen Tolstoi geschrieben habe. Von Bougivnl aus soll sich
der sterbende Turgenjew im Juni mit folgenden eigenartigen letzten Worte»
cm Tolstoi gewendet haben:
„Theurer Leo Nikulajewitsch! Lieber Freund! Kehreu Sie zurück zu
Ihrer literarischen Thatigkeit! . . . Mein Freund! Großer Schriftsteller der
russischen Erde, schenken Sie meiner Bitte Gehör! ..."
Die verschiedenartigsten Gerüchte vom Grafen L. N. Tolstoi wuchsen,
wie bekannt, endlich zu den märchenhaftesten Sagen an. Die fremdländische
Presse fing diese Sagen gierig auf und ging noch weiter.
In einem Hefte des betannten Pariser Journals „Lo livre" (Nr. 70,
1885, S. 549) erschien unter der Überschrift „Rußland" fogar folgende
ungeheuerliche Nachricht:
„Man versichert, daß Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi wahnsinnig ge-
worden, und daß man ihn in ein Irrenhaus unterbringen werde! (Anm. d.
Uebers.: diese Notiz wurde auch vom „Berliner Tageblatt" seiner Zeit ver-
öffentlicht.) Ferner wird in dem Bericht versichert, daß Tolstoi der Feder
entsagt habe, sich in der Anfertigung von Stiefeln und Kleidern übe, :c.
Für uns Russen sind derartige Gerüchte über Personen, Welche einen
selbständigen, großen Geist besitzen, nichts Seltenes.
In dem Gribojedow'schen Drama „Verstand schafft Leiden" hören wir
folgenden Dialog:
„Von Sinnen? — Ja, ich weis,, ich hüb's gehölt!
Wie sollt' ich nicht es wissen?
Man nahm ihn fest, verbarg ihn erst,
Und führte dann ihn nach dem Irrenhause!
Und doch war er soeben hier im Zimmer . . ."
„Man hat ihn jedenfalls bereits herausgelassen!"

Mir fällt da bei, wie ich einst unter dem Eindrucke ähnlicher falscher
Gerüchte mit O. M. Bodjanski zu Gogol fuhr; doch von dieser Begegnung
ein ander Mal. Die Gerüchte s. Z. über Gogol und über Tschaadajew
lehnen sich eng an die Tragikomödie Tschazkis*) an, deshalb dürfen wir uns.
wie gesagt, nicht Wundern, wenn auch über unsere zeitgenössischen Autoren
derartige Sagen im Umlauf sind.
Lustig tönten die Schellen; die gesättigten Pferde trabten munter vor»
wcirts; Hügelauf, hügelab ging die Fahrt. Da bemerkte ich Häuser.
„Was ist das für ein Dörfchen?" fragte ich den Kutscher.
„Kotschaki!"
.Herrschaftlich?"
„Nein, kaufmännisch!"
.Und was ist das bort für eine Besitzung, dort auf dem Hügel . . .
siehst Du, das Haus mit dem grünen Dache, gleich hinter dem Walde? . . ."
„Ιaßnaja Poljana . . . Das Haus gehört dem Grafen Leo Nitola-
jewitsch."
Die Tarantaß lenkte von der Chaussee ab und fuhr auf dem breiten
Gutswege nach dem Hügel zu.
Ich will hier einige Worte über meine frühere, erste Begegnung mit
Tolstoi einschalten.
Wir wurden in Petersburg Ende der 50er Jahre in der Familie eines
bekannten Künstlers einander vorgestellt.
Der Verfasser der „Sebastopoler Erzählungen" war damals erst als
junger, schlanker Artillerieoffizier nach Petersburg gekommen. Ein sehr gutes
Porträt aus jener Zeit befindet sich in der bekannten Gruppe Brizkis. wo
mit dem jungen Tolstoi auch Turgenjew, Gontscharuw, Grigorowitsch,
Ostrowstij und Drushsnin photographirt sind.
Als wäre es heute, sehe ich noch, wie Graf L. N. Tolstoi in's Zimmer
trat, gerade, als der Herrin des Hauses von Jemandem das neueste Werk
Herzens vorgelesen wurde.
Lautlos ließ sich Leo Nikolajewitsch hinter dem Stuhl des Vorlesers
nieder, wartete stumm die Beendigung der Vorlesung ab und begann dann,
erst zaghaft und zurückhaltend, dann immer kühner und hitziger werdend, sich
gegen Herzen und gegen den allgemeinen Enthusiasmus, den man damals
dessen Werten entgegentrug, auszusprechen. Er sprach so beredt, mit solcher
Ueberzeugungskraft, daß ich später in dieser Familie nie mehr ein Herzen'sches
Wert gesehen habe.
Man darf dabei nicht vergessen, daß dieses Nrtheil des jungen Tolstoi
bedeutend früher ausgesprochen wurde, als das Urtheil der Mehrheit der

') Tschnjti ist der Held des Lustspiels: „Verstand schafft Leiden."

russischen Gesellschaft, die sich ja bekanntlich später gänzlich von Herzen und seinen Werten lossagte.

Noch eines Vorfalls möchte ich gedenken, welcher zeigt, wie Graf Tolstoi in seinen Ansichten selbst über anerkannte Autoritäten seiner Zeit vollkommen Recht behielt.

Es war 10 Jahre später. Ende der 60 er Jahre erschien zuerst in der Zeitschrift „ItusLki ^sstniX'-. dann in Buchform der berühmte Roman des Grafen „Krieg und Frieden".

Bald darauf brachte der „Vueim)- 8borui1i" („Militärische Rundschau") eine Kritik dieses Werkes von A. S. Norow unter dem Titel: „Krieg und Frieden, 1805—1812, vom historischen Standpunkte und nach den Erinnerungen eines Zeitgenossen betrachtet."

Als ich aus dem Süden nach Petersburg zurückkehrte, besuchte ich im Herbst des Jahres 1868 A. S. Norow in Pawlowsl. Norow, bei welchem ich kurz vorher als Secretär fungirt hatte, las mir seine Kritik von „Krieg und Frieden" vor.

Begeistert von den Schönheiten des Romans, hörte ich mit Aerger der Vorlesung Norows zu und stritt mit ihm fast bei jeder feiner Bemerkungen.

Auf meine Erwiderungen wiederholte Norow nur immer dies Eine:

„Ich selbst war Theilnehmcr der Schlacht bei Vorodino und ein naher Zuschauer der Bilder, die uns Graf Tolstoi so unrichtig schildert! Als lebender Zeuge des großen, vaterländischen Krieges konnte ich diesen Roman nicht zu Ende lesen, ohne daß mein patriotisches Gefühl tief beleidigt worden wäre, diesen Roman, der historisch sein soll!"

Ich sagte ihm darauf, daß nicht immer dirccte Theilnehmer und Zuschauer großer historischer Ereignisse diese letzteren richtiger wiederzugeben im Stande seien, als spätere Forscher, und daß auch dem Romancier die verschiedenartigsten und beste» Quellen heutzutage zu Gebote stehen. Uebrigens hänge die künstlerische Wahrheit des Tolstoi'schen Werkes Wohl tauin davon ab, ob diese oder jene Colonne während der beschriebenen Schlacht links oder rechts vom Feldherr« gestanden habe :c.

Am meisten sprach sich Norow gegen eine Stelle des Romans aus.

„Graf Tolstoi," fagte er, „erzählt, wie Fürst Kutusow in Zarjewo-Saimischtfche die Armee empfangend, sich mehr mit der Lectiire des französifchen Romans ‚I^e8 onevaliers cln <üiFi>s' als mit der Meldung des wachthabenden Generals beschäftigte. Ist es denkbar, daß Kutusow, die Armee Napoleons vor sich sehend und sich zu einer großen, furchtbaren Schlacht vorbereitend, Zeit gehabt habe, diesen Roman zu lesen, überhaupt an einen Roman zu denken?"

„Aber weshalb wäre dies unmöglich?" erwiderte ich dem Kritiker. „Vielleicht war es Berechnung seitens Kutusows, um mit seiner angenommenen Ruhe auch seine Umgebung zu beruhigen und anzuspornen! Und außerdem liegt in jedem Menschen mitunter das Stieben, sich durch Lesen eines Buches

oder durch ein von dem erregenden Thema ablenkendes Gespräch die revoltirenden
Gefühle zu beruhigen, und sich durch diese geistige Ablenkung wenigstens auf
einen Augenblick der schweren und verhängnißvollen Wirklichkeit zu entziehen.
Ich führte Norow Beispiele aus dem Leben großer Männer, wie Lasars,
Peter I., Alexanders von Macedonicn und Anderer vor; ich brachte ihm die
Thatsache in Erinnerung, daß Alexander der Große im persischen Fcldzuge
niemals den Homer von sich legte, daß er inmitten der Fehden mit den
asiatischen Nomadenvölkern mit seinen Freunden in Griechenland corrcspondirte,
und sie bat, ihm die Werke der griechischen Dramaturgen zuzusenden.
Endlich verwies ich Norow auf die Beschreibungen der letzten Tage
zum Tode Verurtheilter, von denen einige noch wenige Stunden vor dem
Tode mit den Gefäugnißdicnern ein Gespräch über Theater oder andere Neuig-
keiten anknüpfen, andere enthusiastisch ihre Lieblingsdichter lesen.
„Das ist Alles möglich, mein Lieber; doch zu anderen Zeiten und mit
anderen Menschen!" entgegnete mir Norow. „Wir aber waren im Jahre zwölf
keine Abenteurer wie Cäsar und Alexander, und noch weniger waren wir
Erzeuger von Charlatans, welchen Namen man Wohl den während der
französischen Revolution guillotinirten Elubisten beimessen müsse!
„Vor, bei und nach Borodino brannte in uns Allen, von Kutusow bis
zum letzten Secondelieutcnant der Artillerie, wie ich damals ein solcher war,
das hohe, heilige Feuer der Liebe zum Vaterlande, und trotz dem Grafen
Leo Tolstoi fahen wir unseren Beruf als einen heiligen Beruf an. O,
unsere Kameraden hätten Denjenigen schön angesehen, der während des Feld-
zuges sich durch Lcctüre zu unterhalten gewagt hätte und obendrein durch
französische Nomanlectüre!"
A. S. Norow ist zwei Monate nach Veröffentlichung seiner Kritik Von
Tolstois „Krieg und Frieden" gestorben. 5^
Im Januar 1869, nach dem Begräbnisse des Kritikers, wurde ich von
einer Zeitung beauftragt, dessen Nekrolog zu schreiben; doch wie erstaunte
ich, als ich, nach Taten und Quellen zur Biographie Norows suchend, in
der Familie W. P. Poliwanows, eines Neffen des Verstorbenen, ein kleines
Büchlein aus Norows Bibliothek fand, betitelt: „H,vsnturL5 clo iioäsrili
lillnäom, 1784", auf dessen Umschlag von Norows eigener Hand geschrieben
stand: „1u » HIo8kllU, t>1e886 st tait MFonüiLr üs Fuyrrs ol>62 1<38 liÄNhiNF,
au innig cls Lsptsmdro 1812."
Ter alte Magnat hatte also im Jahre 1812 als Secondelieutenant
der Artillerie selbst französische Lectüre getrieben, doch das hatte er wohl im
Jahre 1868 vergessen und sich mit der Zeit ein eigenes Bild des Jahres zwölf
entworfen.
Man kann allerdings nicht behalten, daß Norow gerade bei Zarjewo«
Saimischtsche, wo ^Kutusow seine „cksvülisi-8 än NiFne" las, den Roman
Noveril Randoms unter dem Kopfkissen hatte, doch läßt sich entschieden nicht

leugnen, daß der strenge Kritiker bei Borodino und während der Besetzung Moskaus selbst französische Lectüre gepflogen.

Ich schrieb mir die» merkwürdige Zusammentreffen damals auf und heilte es später dem Grafen Leo Nikolajewitsch Tolstoi mit.

Tie Tarantaß fuhr das Dörfchen Iaßnaja Poljana entlang, bog links zwischen zwei schmalen Thürmchen ein und befand sich jetzt in einer breiten Allee schöner, hoher Birken. Auf dem Hiigelchen am Ende dieser Allee steht das gräfliche Gut.

Das steinerne, zweistöckige Haus in Iassuaja Poljana, in welchem Graf L. N. Tolstoi jetzt schon ca. 25 Jahre (seit 1861) fast ohne Unterbrechung wohnt, ist ein Umbau des alten väterlichen Hauses. Das große Haus seines Vaters, in welchem der Verfasser von „Krieg und Frieden" im Jahre 1823 geboren worden war, war von dem Dichter abgebrochen und unweit davon ein neues Gebäude errichtet worden. Die alte Baustelle ist jetzt mit Linden bewachsen und zeigt noch hie und da Steine des früheren Grundes.

Hier, unter den Linden, stehen einfache Bänke und ein Tisch, an welchem letzteren die Familie des Grafen im Summer Mittag speist und ihren Thee einnimmt. Die am Zweige eines alten Eichenbaumes aufgehängte Glocke ruft die Mitglieder des gräflichen Hauses aus Garten und Haus hierher unter die Linden zusammen.

Auch die Einwohner Iaßnaja Poljanas und die Bewohner der Umgegend versammeln sich öfter hier an der Glocken-Eiche, um mit dem Grafen ihre dörflichen uud privaten Angelegenheiten und Bedürfnisse zu besprechen. Ter Dichter kommt zu den Leuten heraus, unterhält sich mit ihnen und steht jedem Einzelnen mit Nach und That zur Seite.

Doch erntet der Graf für seine Aufmerksamkeit und sein Wohlwollen zuweilen schnöden Undank. So hatte er vor 15 Jahren nicht weit von seinem Hofe eine kleine Allee junger Weihnachtsbäume gepflanzt. Die Bäumchen schössen lustig empor, waren fast fchon zwei Mann hoch uud berechtigten ihren Pflanzer zu den schönsten Hoffnungen. Da ging der Graf eines Tages in der Allee fpazieren, um sich an feinen Bäumchen zu ergötzen, und kehrte sehr traurig in's Haus zurück: mehr als zehn feiner geliebten schönen Bäume waren unbarmherzig mit der Wurzel herausgerissen und gestohlen worden. Nicht nur über das Ereigniß an und für sich ärgerte sich der Dichter, sondern noch mehr darüber, daß er sich überhaupt ärgerte.

Als er hörte, daß der Thäter ein Hausdieb sei, der die Bäume zu den Feiertagen insgeheim nach der Stadt gebracht habe, bat er nur um das Eine, den traurigen Fall nicht mehr zu erwähnen, damit er nicht zu den Ohren der Gräfin, seiner Frau, käme.

Die Tarantllß bog um den linlen Flügel des Hauses und hielt vor
einer niederen Treppe, die in die unteren Räume führte. Aus dem Vor-
zimmer trat mir Leo Nitolajewitsch entgegen. Nach den ersten Begrüßungen
führte er mich in fein Cabinet.
Obwohl ich den Grafen lange Jahre nicht gesehen, hatte ich ihn doch
sofort an feinen lebendigen, einschmeichelnd nachdenklichen Augen und an seiner
großen eigenartigen Figur erkannt, welche letztere auf dem bekannten Bilde
von I. N. Kramskij so künstlerisch-ähnlich wiedergegeben ist.
Ich entsinne mich noch, wie acht Jahre vorher auf der Pariser Welt-
ausstellung in der Abtheilung für russische Malerei dies prächtige Bild von
Allen bewundert wurde, dies Bild, auf welchem Graf L. N. Tolstoi in
seinem langen, dunklen Barte und in einer dunklen Arbcitsjacke aus einfachem
Stoff dargestellt ist.
In demselben Barte, in derselben Jacke sah ich jetzt den Grafen vor mir.
Graf L. N. Tolstoi ist jetzt 57 Jahre alt, doch ungeachtet der grauen
Haare, die hie und da in feinem schonen langen Barte hervortreten, wird
ihn wohl kaum Jemand so alt schätzen.
Das Antlitz ist jugendlich frisch, die Bewegungen, der Gang ungemein
lebhaft, Stimme und Sprache sind die eines Jünglings.
Beim Eintritt in das Haus in Iaßnaja Poljana kamen mir unwill-
kürlich die wohlbekannten Bilder aus der „Kindheit" und der „Jugend" des
Besitzers dieses Hauses in'Z Gedächtniß: Die verstorbene Mutter des Autors,
wie er sie uns in dem großen blauseidenen Tuche schildert, sein Lehrer Karl
Iwanowitsch mit dem Fliegentödter in der Hand, der Kammerdiener Fota,
die komische, alte Schlüsselfrau Natalja Sawischna, Onkelchen Nikolaus, das
Factotum des Hauses mit seinen Stiefelputzinstrumenten, die Musiklehrerin
Mimi und der fromme juroclivvj (eine Art Pope) Namens Grischa, während
dessen rührenden Abendgebetes die Kinder sich mit Schrecken und Begeisterung
in der dunkelften Kammer versteckten. („Die Kindheit" und die „Jugend"
Tolstois find vorzügliche Schilderungen der eigenen Jugendzeit des Dichters.
Anm. d. Uebers.)
Der Graf führte mich durch de» vorderen Theil seines ziemlich ge-
räumigen Cabinets hinter eine spanische Wand. Hier standen Nücherspinde,
lagen Manuskripte und Werke auf Tischen und Stühlen; hier, hinter dieser
spanischen Wand war das Tusculum des großen Tolstoi.
Wir setzten uns an den Arbeitstisch des Dichters, er in seinen ge-
wöhnlichen Arbeitssessel, ich in einen anderen Sessel ihm gegenüber; der Tisch
trennte uns. Wir zündeten uns Cigarretten an und begannen die Unter-
haltung.
Doch erst will ich das Cabinet des Grafen noch etwas näher beschreiben:
Ein hohes, etwa 10 Ellen langes und 5 Ellen breites Zimmer wird
durch eine Wand, an der 2 lackirtc, weiße Bücherspinde aus Birkenholz stehen,

in zwei Abteilungen getheilt, in einen Empfangs- und Toilettenraum und einen Arbeitsraum.

Die Fenster und die Glasthür des Zimmers führen auf einen nicht hohen, mit Steinen gepflasterten Gartenflur. .

Das Möblement in beiden Räumen ist alt, anscheinend nicht nur väterlich, sondern sogar noch großväterlich.

In dem Empfangsraum steht an der Wand ein weiches, breites und langes Sopha, mit grünem Wachstuch überzogen, darauf ein grünes Kiffen. Auf dem runden Tische vor dem Sopha liegen englische, deutsche und französische Bücher aufgeschlagen; am Tische und an den Wänden stehen etwa ein halbes Dutzend Sessel. Auf dem Stehpult an der Glasthür, die nach dem Garten führt, sieht man wieder Bücher. Rechts vom Fenster steht eine birkene Commode, über dieser ist ein Spiegel und über dem Spiegel sind an Hirschgeweihen die Handtücher aufgehangen.

An der Wand hinter den Vücherspinden hängen verschiedene Sachen: der Ueberzieher, ein runder, weicher Hut des Grafen und eine Sense zum Grasschneiden. Im Winkel hinter dem Stehpulte lehnen einige einfache Naturstücke als Stütze bei Spaziergängen.

Die Wand über dem Divan ist mit einer Collection in Kupfer gestochener, phutographischer und Aquarellportraits behängt, welche Bilder theils Verwandte, theils Bekannte des Grafen vorstellen; da ist seine Frau, sein Vater, seine Brüder, seine älteste Tochter; da sind die Bilder seiner Freunde, unter denen uns die photographische Gruppe Levitztis mit Grigorowitsch, den Oftrowstiss uud Anderen, dann einzelne Portraits: Schopenhauer, A. A. Fet, N. N. Strachow u. N. in die Augen fallen. Links in der Ecke steht eine große Gypsbüste des verstorbenen älteren Bruders des Grafen, Nikolaus.

Auf dem Fenster neben dem Divan liegen unordentlich allerlei Instrumente, wie sie die Schuhmacher brauchen, umher; unter dem Fenster steht ein einfacher Holzschemel und davor ein Kasten, bedeckt mit allen Utensilien des Schuhmllchergcweikes, mit Ledcrstücken, Nägeln ic.

Im Arbeitsraume, hinter der Scheidewand, steht rechts am anderen, nach dem Garten zu gelegenen Fenster der Schreibtisch des Grafen, links eine eiserne Bettstelle mit Betten für etwaige Gäste. Die Bretter der Bücherspinde die mit ihren Glasthüren nach diesem Theil des Zimmers gewendet stehen, sind vom unten bis oben mit alten und neuen, fremdländischen und russischen Büchern bestellt. Hinter dem Arbeitssessel des Grafen ist in der Wand noch ein Bücherbrett befestigt, auf dem die Bücher für den augenblicklichen und öfteren Gebrauch stehen: Handbücher, Wörterbücher, Anzeiger :c. Hier wie in den Spinden sehen wir gebunden und ungebunden, alt und neu die Werke Spinozas, Voltaires, Goethes, Schlegels, Rousseaus; da sind neben sämmtlichen russischen Schriftstellern die Werte Auerbachs, Shakespeares, de Sismondis und anderer ausländischer und russischer Grüßen geistlicher und weltlicher Richtung.

Die Lebensbeschreibung der Heiligen „l'Lclieti - Uiutzi" (das Werk
eines Geistlichen, voll von Fanatismus und Aberglauben. Anm. d. Uebeis.)
sehen wir friedlich neben der russischen Übersetzung der fünf Bücher Mosis von
Mandelschtam, „Die Weltanschauungen der Talmudisten" mit deutschen, fran-
zösischen und englischen Commentaren stehen in einer Reihe mit geistlich-
moralischen Weilen der in- und ausländischen Literatur und mit den einfachsten,
billigsten Volksausgaben. Da sehen wir ,,?raFre88 anä ?overtv, d^ Hourv
Oeni-ßs" (1884), 6oci anä tns Lible, dv NattKe^ ^rnolcl" (1885), „l8r»ol
Kack« (1885), „l'lie wsnt^ W8278 ok N»Ipn ^V. Nmei-zon" (1877), „I^itw-
rnturs «ncl vo^m», an eL8»)' tovaräZ » bettsr appEwnnion c>f tlis lüblo,
b^ U. H,rnol<t" (1877) und Andere mehr.
Den einfachen, ungefähr 1 >/? Ellen langen, mit grünem Tuche bedeckten
Schreibtisch des Grafen kennt man durch das neueste, meisterhafte Bild von
der Hand des Professors N. N. Geh. Auf genanntem Bilde ist der Graf
schreibend, an seinem Arbeitstische sitzend dargestellt.
Links und rechts von dem Schreibzeug liegen Handschriften, Bücher und
Broschüren; hier liegt das Evangelium in der griechischen Ausgabe Tischen-
dorfs und die neueste Ausgabe des hebräischen Textes der Bibel. Auf dem
Fenster am Schreibtisch liegen einige Portefeuilles mit Handschriften und
wieder Bücher.
Der obere Theil des Fensters ist mit einem grünen, wollenen Tuche
verhangen. Draußen vor dem Fenster steht eine große Blumenvase mit
frischen, vom Froste noch unberührten Blumen.
Hinter der Vase im Garten sehen wir eine kleine Säule mit Stricken
für das sogenannte Spiel „Giganten-Schritte". Eben jetzt dringt ein Trupp
Knaben aus Iaßnaja Poljana in den gräflichen Garten ein und läuft zu
dieser Säule; Niemand stört die fröhlich spielende Jugend.
Vom Fenster aus haben wir jedoch nicht nur die Aussicht nach dem
sich bis zum Bache herunter erstreckenden Garten, sondern auch rechts und
links auf eine malerisch schöne Landschaft. Nechts sehen wir die Vaumspitzen
der Birlen-Allee, auf welcher der Weg zum Hause führt, links eine Allee
alter, großer Linde». An dem breiten, ebenen, nach dem Bache herunter-
führeuden Gartenwege, an dem einige hohe, schöne Weihnachtsbäume stehen,
entlang, schweift das Auge weiter auf die Chaussee, auf weite Felder, Hügel
und grüne Wälder, und auf die Schienen der Eisenbahn, über denen von
Zeit zu Zeit der Rauch der Moskau-Kursker Züge emporsteigt.
An diesem Fenster, in diesem großväterlichen Sessel mit dem abgeriebenen,
Verschossenen, grünen Wachstuchkissen schrieb Graf L. N. Tolstoi seine be-
rühmten Werke. Hier, an diesem einfachen Tische saß der große Dichter, am
Tage in die blaue Ferne schauend, denkend und entwerfend, und Nachts dann
zündete er die Lichter in den antiken Bronceleuchtern an und schrieb die Ge-
schichten der Natascha Rostow, des Andrei Aolkonsky und des Pierre Betüchi.
Hier erzählte er das Liebesleben der Kittja Schterbazlaja und ihres

Levin, hier malte er uns die Bilder der Nronsky und Stiwa Oblonsty, slizzirtc er uns das Pferd „Frou-Frou", den Hund „Laska" und schilderte uns so beredt das tragische Schicksal der „Anna Karenina". '

Meine Unterhalwng mit dem Grafen — wir sprachen von Vergangenem und Gegenwärtigem — unterbricht ein schöner, rother Jagdhund, der hineinläuft und sich zu seines Herrn Füßen legt.

„Ist das Lasla?" frage ich, an Anna Karenina denkend.

„Nein, Laska ging verloren; dieser hier geht mit meinem ältesten Sohne auf die Jagd."

„Und gehen Sie selber nicht auf die Jagd?"

„Ich habe es langst aufgegeben, wenn ich auch täglich in der Umgegend durch Feld und Wald streife . . . Welcher Genuß, nach geistiger Anstrengung bei einfacher physischer Arbeit ausruhen zu können! Täglich, je nach der Jahreszeit, grabe ich die Erde, haue und säge ich Holz, oder arbeite mit der Sense oder anderen Instrumenten."

Ich gedachte des Kastens mit den Schuhmacher-Instrumenten unter dem Fenster des Empfangsraumes.

„Und die Arbeit mit dem Pflug . . .," fuhr der Graf fort, „Sie wissen gar nicht, was das für ein Vergnügen ist! Welch herzstärkender Genuß! Tu gehst, die Erde aufwerfend und Furchen ziehend, und bemerkst nicht, daß eine, zwei, drei Stunden vergangen sind; das Blut kreist fröhlich in den Adern, der Kopf ist klar, Nu fühlst die Füße kaum unter Vir! Und welchen Appetit bekommt man und dann, welchen Schlaf! Wenn Sie nicht müde sind, wollen wir bis zum Mittagessen ein wenig spazieren gehen und Pilze suchen; es hat kürzlich hier geregnet, und ich glaube, es wird schon gute, Weiße Pilze geben."

„Mit Vergnügen!" sagte ich.

Ter Graf setzte seinen runden, weichen Hut auf und nahm ein Töpfchen für die Pilze mit; ich suchte mir einen der Stöcke am Schreibpult aus, nahm auch meinen Hut, und so gingen wir ohne Ueberzieher hinaus. Am Thore des Hinteren Hofes stand ein Reck zum Turnen.

„Ist das auch für Sie?" fragte ich den Grafen, auf das Reck zeigend.

„Nein, das Neck ist für meine jüngeren Kinder; ich habe hier andere Uebungen!" antwortete Tolstoi, und wies mit dem Finger auf zusammengeworfene Haufen fnschgehauenen Holzes.

Kein Wunder, daß der Graf bei beständiger physischer Arbeit seine Gesundheit behielt. Es mag wohl auch der Umstand viel zu dem Wohlbefinden des Dichters beitragen, daß e, den größten Theil feines Lebens in diesem gesunden Dorfe verbrachte.

In seiner Kindheit seine Mutter, eine geborene Fürstin Woltonslaja, verlierend, wurde Tolstoi im Jahre 183? in seinem neunten Jahre nach Moskau in das Hans seiner Großmutter gebracht. Kurz darauf lebte er wieder, bis zum Jahre 1840, in Iaßnaja Poljana. Dann besuchte er die Universität Kasan, hörte erst Orientalia, dann Jurisprudenz, diente sodann

1851—55 im Kaukasus, an der Donau und bei Sebastovol, und wohnt nun
seit 1861, fast ohne es zu verlassen, in Iaßnaja Puljana. Von 57 Jahren
verbrachte er folglich 35 Jahre in dem heimatlichen Dorfe, in der frischen,
gesunden Landluft.
Durch den vom Grafen selbst gepflanzten Obstgarten gelangten wir auf
das freie Feld und gingen langsam nach dem nahen Walde.
Die Sonne trat bald hervor, bald versteckte sie sich wieder neckisch hinter
leichten Wolken. Die frische Luft war mit würzigem Duft erfüllt. Hier und
da fiel ein gelbes Blatt von einem Baume herab, doch kein Lüftchen bewegte
sich, die Natur athmete eine feierliche Stille.
Ich ging neben dem Grafen und beobachtete mit Freude seinen leichten
Gang, die Lebendigkeit seiner Rede und den einfachen Reiz seiner so gut er-
haltenen, kräftigen Natur.
„Und er, sagt man, sei für die Kunst verloren!" dachte ich bei mir,
„ihn schildert man als einen trockenen, finsteren Mystiker und Asteten! . . .
Seht ihn an diesen Mystiker! . . ."
Der Graf sprach mit Wärme über die Kunst im Allgemeinen, über die
russische Literatur und deren bessere Vertreter. Tief bedauerte er den Tod
Turgenjews, das Ableben Melnikuws, Petschorskijs und Dostojewskijs.
Als er von der sensible», liebevollen Seele Turgenjews sprach, drückte
er sein herzliches Bedauern darüber aus, daß dieser Nußland ergebene, auf
so hoher Stufe der Kunst stehende Schriftsteller die besten Jahre seiner reifen
Arbeit, im Ausländе fern von wahren Freunden und ohne die Freuden einer
eigenen liebenden Familie verleben mußte.
„Er war bis zu seinem Lebensende ein unabhängiger, rastlos forschender
Geist," sagte Tolstoi von Turgenjew, „ich habe ihn immer hoch geehrt und
ihn warm geliebt, trotz unseres einstigen, von mir längst vergessenen Streites.
Er war ein echter, selbständiger Künstler, der sich nie erniedrigte, den beein-
flussenden Bedürfnissen der Minute zu dienen, er konnte sich irren, doch
seine Irrthümer waren aufrichtig, wie er selbst!"
Sehr freundlich fprach der Graf auch von Dostojewskij, den er einen
unvergleichlichen Psychologen und einen vollständig unabhängigen Schrifsteller
nannte. Man habe lange Zeit die selbständigen Ueberzeugungen Dostojewskijs
in einigen Schichten der literarischen Welt nicht anerkennen wollen, sie ihm
nicht einmal verzeihen wollen, etwa in derselben Weise, wie ein Deutscher die
Worte Carlyles von der Sonne nicht verzeihen tonne, „an der man nicht
zu jeder beliebigen Zeit eine Cigarre anzustecken im Stande ist!"
Als Leo Nikulajewitsch auf Gogol, den er in seinem Leben niemals ge-
sehen, und auf die jetzt lebenden Schriftsteller Gontscharow, Grigoruwitsch
und andere jüngere zu sprechen kam, erwähnte er auch der sogenannte» Volls-
literlltur.
„Vor mehr als dreißig Jahren," sagte er, „als einige heutige Schrift-
steller — unter ihnen auch ich — erst zu arbeiten anfingen, zählte man

in dem hundert Millionen großen russischen Reiche die des Schreibens und
Lesens Kundigen kaum nach Zehntausend, jetzt aber, nach der Vermehrung der
dörflichen und städtischen Schulen sind aus den Zehntausend schon Millionen
geworden und diese Millionen russischer Bürger stehen vor uns wie hungrige
Vögel mit offenem Munde und sagen zu uns: „Ihr Herren! Ihr russischen
Schriftsteller! Werft uns Nahrung in unseren offenen Mund, Eurer und
unser würdige geistige Nahrung! Schreibt für uns, die wir nach einem
lebendigen literarischen Worte lechzen; befreit uns von all den märchenhaften
Iernslaws. Lasarewitsch, den Milord Georges und wie die heutige Markt-
nahrung sonst heißen mag!
Das einfache, ehrliche, russische Volk verdient es, daß wir den Ruf seines
guten und aufrichtigen Herzens beantworten!"
Ich dachte viel über diese Worte Tolstois nach und entschloß mich, meine
Kräfte nach Möglichkeit auf diesem Gebiete zu versuchen.
Wir kehrten aus dem Walde zurück; der Graf hatte nur einige wenige
gute Pilze gefunden.
„Wie warm und angenehm die Luft ist, und wie würzig die Blätter
duften!" sagte Leo Nikolajewitsch, als wir uns einer alten, halbzerstörten
Brücke näherten, die über den schmalen Waldbach führte.
„Wie merkwürdig ist die Kraft der unmittelbaren Eindrücke der freien
Gottesnatur! Ich liebe und schätze die Künstler, die ihre Begeisterung an
dieser mächtigen und ewigen Quelle schöpfen, in der allein die Wahrheit zu
finden ist!"
Bei diesen Worten des Grafen erinnerte ich mich an seine Erzählung:
„Sebaftopol im Mai. 1885." „Die Heldin dieser Novelle," sagt Tolstoi
am Schlüsse dieser Erzählung, „die Heldin, die ich mit aller Macht meiner
Seele liebe, welche ich mich in ihrer ganzen Schönheit zu schildern bemühte,
und die entzückend schön war, ist und sein wird, die Heldin ist — die
Wahrheit!"
Wir sprachen von verschiedenen Kunstgattungen der Literatur, der Malerei
und der Musik.
„Kürzlich las ich ein Buch." sagte unter Anderem der Graf, an der morschen
Brücke des Baches stehen bleibend, „es waren die Gedichte eines jungge-
storbenen, spanischen Poeten. Außer dem merkwürdigen Talent dieses Dichters
interessirte mich auch ungemein seine Lebensbeschreibung. Sem Biograph
bringt eine Erzählung über ihn von einer alten Frau, seiner Kinderfrau.
Unter Anderem, sagte sie. habe sie mit Unruhe bemerkt, daß ihr Zögling
nicht selten schlaflose Nächte verbrachte, daß er seufzte, laut mit sich selber
sprach, beim Mondenschein hiuaus in deu Wald ging und dort ganze Stunden
verblieb.
Einst des Nachts glaubte sie sogar, er sei von Sinnen. Der junge
Manu stand nämlich auf, zog sich im Dunklen an und begab sich zum nächsten

Brunnen. Die alte Frau geht ihm besorgt nach. Sie sieht, wie er mit dem
Eimer Wasser aus dem Brunnen schöpft und dieses langsam auf die Erde
schüttet. Dies Experiment wiederholt er einige Male.
Die Alte fängt an zu weinen und schreit: „Er ist von Sinnen! Er
ist von Sinnen!"
Und der junge Mann hatte dies nur gethan, nm zu sehen und zu hören,
wie in einer stillen Nacht beim Mondenschein das Wasser fließt und rauscht:
er brauchte das für sein neues, Gedicht. So rief er künstlich in seinem Innern
die ihm nothwendigen poetischen Eindrücke hervor, in derselben Weise etwa,
wie der Maler bei seiner Arbeit die Modelle zu Hülfe zieht, sie in die
nöthige Lage stellt und ihnen die nothwendigen Kleider anzieht.
Wenn ich unsere russischen oder auch ausländischen Schriftsteller lese,
fühle ich unwillkürlich, wer von ihnen der Natur und seiner Aufgabe getreu
war und wer falsch malt!
Manche unserer modernen und viclgelobten Schriftsteller, besonders von
den ausländischen, vermag ich nicht zu lesen; und wenn ich mir die größte
Mühe gebe, ich komme nicht über die erste Seite hinaus. Und wenn man
mir mit strenger Bestrafung, mit der Ruthe drohte, ich könnte ein gedrechseltes
Werk nicht lesen!"
In einem kritischen Aufsatze N. N. Strachows über „Krieg und Frieden"
ist der Gedanke ausgesprochen, daß wenn man Dostojewskij einen idealistischen
Psychologen nenne, Graf Leo Tolstoi ein feelischer Pshchuloge genannt zu
weiden verdiene!
„Krieg und Frieden" erhebt sich, nach den Worten des verehrten Kritikers,
bis zu den höchsten Gipfeln menschlicher Gedanken und Gefühle, bis zu Gipfeln,
die dem Menschen im Allgemeinen unzugänglich sind. Graf Leo Tolstoi ist
ein Dichter im wahrsten und besten Sinne des Wortes. Er eröffnet uns die
geheimsten Regungen des Lebens nnd des Todes; sein Ideal ist neben der
Einfachheit das Gute und das Wahre. Er selber sagt: „Es giebt leine Größe
da, wo Einfachheit, das Gute und die Wahrheit nicht wohnen!"
Das Emporheben des Guten und Einfachen gegenüber der Lüge und dem
Prunk, das ist ja auch der hauptsächlichste und größte Gedanke des Romans
„Krieg und Frieden".
Wer die hohen, hehren Freuden des Geistes zu schätzen, wer an dem
Genialen sich zu ergötzen versteht und seine Seele an den Productcn eines
wahren großen Geistes zu ermuntern und zu stärken liebt, der freue sich, daß
er in einer Zeit lebt, in der er die Werte Leo Nikolajewitsch Tolstois
lesen kann!"
Mich mit dem Grafen unterhaltend, erinnerte ich mich unwillkürlich an
diese Aussprüche seines besten Commentators.
Wir näherten uns wieder dem Gute und gingen an den jungen, selbst-
gepflanzten Bäumen des Grafen vorbei. Die hübschen frischen Aepfel- und

Nirnenbäumchcn mit ihren breiten Zweigen standen regelmäßig wie auf einem Schachbrette.
Einige Bauernmädchcn mit Sensen in den Händen kamen uns entgegen; der Graf unterhielt sich mit ihnen, eine Jede beim Namen nennend.
„Wissen Sie, was die Dirnen thun?" wendete er sich im Weitergehen an mich, .sie schneiden die Brennnesseln, damit ich während des Winters Obstbäume pflanzen lann, es ist dies das beste Mittel gegen Hasen und Mäuse, welche die Brennnessel nicht lieben und vor deren Geruch schon fliehen."
Jetzt waren wir am Hause. Ich sah nach der Uhr. Wir waren 3>/2 Stunde gegangen und hatten wohl 6—7 Werst (ca. 1 Meile) zu Fuß zurückgelegt. Der Graf schien nach diesem Spaziergang noch jünger und wäre seinem Aussehen nach Wohl noch viel weiter gegangen. Doch es war bereits die 6. Stunde.
Die Frau des Grafen. Sophija Andrejewna, war aus Tula zurückgelehrt, wohin sie die von ihr und ihrem Gatten durchgesehenen Correcturen der neuen Ausgabe eines Wertes ^es Dichters zur Post gebracht hatte, und wartete mit dem Mittagessen auf uns.
.Sind Sie nicht ermüdet?" fragte Leo Nikolajewitsch, mich fröhlich ansehend und munter die Treppe «ach der oberen Etage seines Hauses hinaufsteigend. „Für mich sind täglicher Spaziergang und körperliche Arbeit nothwendig wie die liebe Luft und in dieser Beziehung ist das Landleben im Sommer für mich ein paradiesisches: ich ackere die Erde, schneide Gras, ergehe mich im Walde und was derartiger angenehmer Beschäftigungen noch mehr sind. Im Herbst allerdings, zur Regenzeit, da ist es schlimm hier bestellt. In den Dörfem giebt es keine Trottoirs und künstlichen Wege; da ist die Zeit, wo ich, wie auch sonst bei schlechtem Wetter, zu Hause weile und Stiefel verfertige und ausbessere.
Eine anstrengende geistige Arbeit ohne Bewegung und ohne zeitweilige Verwerthung meiner physischen Kräfte ist für mich undenkbar.
Habe ich mir einen Tag nicht meine gewohnte Bewegung gemacht, so bin ich des Abends in der Negel weder im Stande zu lesen und zu schreiben, noch einem Anderen mit Aufmerksamkeit zuzuhören; es dreht sich dann Alles bei mir im Kopfe; in den Augen flimmern Sterne, und die Nacht verbringe ich gewiß schlaflos und unruhig!"
In dem kürzlich von ihm in Moskau gelauften Hause, in der Dolgochamownitschestoi-Gasse, beschäftigt sich Leo Nikolajewitsch auch des Morgens gewöhnlich mit Holzhauen für die Ofenheizung, schöpft Wasser aus dem entfernten Brunnen und bringt dieses auf einem Handschlitten in einem Fasse in die Küche seines Hauses.
Zins doch die Berichterstatter und besonders die russischen Alles erzählen!" dachte ich, den einfachen Worten des berühmten Schriftstellers zuhörend. „Welchen Unsinn überliefern sie der Welt! Tolstoi habe die Feder gänzlich beiseite gelegt und beschäftige sich nur noch mit Kleider- und Stiefel-

nähen. Verkehre nur noch mit dem Volle, indem er Holz auf dem Worobjowi-
Berge haue ...! — — — — — — — — — — —
In der oberen Etage des Hauses in Iaßnaja Poljana befindet sich, die
Familienwohnung und das Speisezimmer des Grafen. An der hölzernen
Aufgangstreppe steht eine alte, englische Uhr; rechts kommen wir nach
dem Saal.
Hier im Saale steht direct neben der Thiir ein Clavier; das Instrument
ist offen, die Noten der Oper „Nustan und Ludmilla" liegen aufgeschlagen
auf dem Notenhalter. Zwischen den Fenstern hängen zwei alte hohe Spiegel
in Bronccrahmen, in der Mitte des Zimmers steht ein langer Speisetisch.
Tic Wände sind mit Portraits der Ahnen des Grafen behangen. Aus den
mit der Zeit dunkelgewordenen Rahmen schaue», als lebten sie, die Vertreter
des 17. und 18. Jahrhunderts hervor: Männer in Uniform, behängt mit
Bändern und Orden, Frauen in Spitze» und mit gepuderten Haaren.
Ein Portrait besonders zieht die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich.
Es ist das lebensgroße Bild einer jungen hübschen Nonne in ihren, Kloster-
tleide; sie steht betend vor einem Heiligenbilde.
Auf meine Frage, wer dies sei, erklärte mir Leo Nikolajewitsch. es sei
die Frau eines seiner Ahnen, die, ein Gelübde erfüllend, in das Kloster ging.
In dem »eben dem Empfangszimmer gelegenen Cabinet der Gräfin
zeigte man mir ein vorzügliches Portrait des Hausherrn, auch von der
Meisterhand I. N. Kramslijs. Dies Bild ist der Familie besonders theuer.
Die Gemahlin des Grafen trat ein; der älteste Sohn, Sergei, welcher
in diesem Jahre die Moskauer Universität absolvirt hatte und der erst seit
einigen Tagen von dem väterlichen Gute in Samara zurückgekehrt war. war
soeben von der Jagd heimgekommen und erschien ebenfalls im Speisezimmer.
Auch die übrige Familie des Grafen versammelte sich allmählich: die erwachsene
ältere Tochter Tatjana, die zweite Tochter Marie und die jüngeren Söhne.
Alle, auch die Kleinen, setzten sich an den Tisch.
Im Ganzen hat der Graf noch acht Kinder; der zweite und dritte Sohn
besuchten während meiner Anwesenheit in Iaßnaja Poljana die Schnle in
Moskau; der kleinste, neunte Sohn starb im verflossenen Januar. ^
Der sanfte und liebende Gemahl und Vater, Graf Leo Nikolajewitsch,
wie er so unter seinen erwachsene» und kleinen, lustig plaudernden Kindern
saß, erinnerte mich unwillkürlich an den sympathischen Helden seines ausge-
zeichneten Numans „Das Familicnglück".
Bescheiden in seinen persönlichen Bedürfnissen, läßt Leu Nikolajewitsch
seine Familie Nichts entbehren, umgiebt sie mit der zärtlichsten Fürsorge.
Einst nannte unsere Kritik den großen Humoristen und Satyriter Gogol
„den russischen Homerns". Wenn man jedoch von den russischen Schrift-
stellern wirklich einen „Homer" zu nenne» berechtigt wäre, so tonnte, wie auch
A. P. Miljukow fchun richtig bemerkt, dies Niemand anders sein, als Graf
L. N. Tolstoi. In der „Ilias" wird das kriegerische Bild des alten

Griechenlands besungen, in der Odyssee das ruhige, häusliche Glück. Graf L. N. Tolstoi schildert uns in seinem „Krieg und Frieden" gleichzeitig die kriegerische und die friedliche Seite des russischen Lebens. Doch die Haupttraft des Grafen liegt in seinen Schildeningen der friedlichen Familienbilder. In den einzelnen Eapiteln von „Krieg und Frieden", von „Anna Karenina" und in dem ganzen Roman „Familienglück" sehen wir Tolstoi als den echten, wahren, großen Dichter des friedlichen, stillen Familienherdes.

Ter Anfang des Abends wurde in allgemeiner Unterhaltung verbracht; dann lam von der Station die Correctnr-Fortsetzung der neuen Ausgabe der Werke des Dichters an. Die Gräfin nahm die Arbeit in die Hand, während Leo Nikolajewitsch und ich nach unten in den abgetheilten Emftfangsillum des Arbeitszimmers gingen.

Auf meine Frage erzählte mir der Graf enthusiastisch von seinen Beschäftigungen mit der griechischen und der hebräischen Sprache, denen er es zu verdanken bat, daß er die Bibel und das Evangelium im Originaltext zu lesen im Stande ist. Wir sprachen von den neuen Forschungen auf dem Gebiete des Ehristentbums, vom Wabren Glauben, Fanatismus, Aberglauben :c. Die Urtheile Leo Nikolajewitschs über diese Themata sind nicht neu; sie spiegeln sich in fast all seinen Werken, von der „Jugend" an, bis zu der „Beichte des Kolja Irtenjew".

Dann kamen wir auf zeitgenössische Ereignisse zu sprechen, auf den letzten orientalischen Krieg, auf die Bauern-Vanl, die Steuern, die Vranntweinfrage, um endlich wieder bei der Literatur anzulangen. Bis nach Mitternacht unterhielten wir uns.

Es würde mir schwer fallen, gleichzeitig mit der äußeren Beschreibung des ja für Jeden zugänglichen Iaßnaja Poljana genau und richtig das Geistige des interessanten und eigenartigen Grafen L. N. Tolstoi und der von nns berührten Fragen wiederzugeben: nur Eines weiß ich genau und richtig, daß ich nämlich die Rede eines rechtschaffenen, bescheidenen und tief überzeugten Mannes gehört habe.

Unter Anderen sprach Tolstoi auch seine Verwunderung über eine Erscheinung unseres russischen Lebens ans. Ich bringe seine Gedanken darüber, ohne selbst für die Richtigkeit dieser Gedanken bürgen zu wollen.

Nach der anscheinend tiefen Zersplitterung des alten gutshcrrlichen Grundbesitzes der Edelleute bemübt man sich in einem Theile unserer Gesellschaft, den Bauer zum Ankauf der adligen und anderer Besitzungen zu bereden. Und warum das? Damit es in der Welt gar keine Gutsbesitzer mehr geben soll? Es stellt sich ja heraus, daß man nur künstliche neue Bauern Gutsbesitzer in's Leben ruft. Und noch mehr! Man zog auch den früheren Leibeigenen, den daran am Wenigsten denkenden Staatsbauern fast gewaltsam heran nnd machte aus freien Gutsbenuhern, aus Pächtern freien Staatsbesihthnms unfreie Beherrscher des Grund nnd Bodens, oder mit anderen Worten wieder Gutsbesitzer. Und wer bürgt uns dafür, daß der neue Vauern-Gutsbesiher nicht

mit der Zeit für seine schwere landwirthschaftliche Arbeit, für die Noth und
die Entbehrungen des Landlebens, daß der Bauer, sage ich, nicht seine alten
Privilegium zurück zu erreichen suchen wird, daß er nun auch seinerseits
Adliger werden will?
Wir haben ein Beispiel an China, an der Türkei und an den meisten
Staaten des alten Orients. Hier ist aller Grund und Boden staatlich; jeder
Stand darf ihn auf diese oder jene Weise ausnutzen, indem der zeitige Pächter
einfach dem Staate seine Steuer bezahlt, und nur Derjenige kann sich und
dem Staate ein ergiebiges Einkommen verschaffen, der durch persönliche Kraft
oder vermittelst des Capitals und fremder Arbeitskräfte den Boden bebaut.
Die Aufmerksamkeit der West-Europäer und besonders der amerikanischen
Gelehrten, wie Georges und Anderer ist schon längst auf diese Art der Boden-
cultivirung gerichtet.
Ich schlief im Eabinet des Grafen in dem Gastbett hinter der Scheidewand.
Am anderen Morgen machte ich mit Leu Nikolajewitsch wieder einen
Spaziergang durch den Park und nahm dann in der Familie das Früh-
stück ein.
Nach einem allseitigen herzlichen Abschiede führte mich der gräfliche Wagen
fodann nach Tula, von wo ich per Eisenbahn weiter nach Moskau fuhr.
Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi blieb nach dieser unserer neuen Be-
gegnung in meinen Augen trotz aller von ihm gefabelten Sachen derselbe große,
mächtige Künstler, als welchen ihn Rußland erkannte und kennt.
Tolstoi ist vollständig gesund> besitzt noch seine volle künstlerische Kraft
und wird fein Vaterland noch mit manchem, „Krieg und Frieden" und „Anna
Kareuina" ebenbürtigen Wert beschenken! Ich sage noch mehr: Wie die
Schllffenspause nach seiner „Kindheit", „Jugend" und den „Sebastopoler Er-
zählungen", in welcher Pause er nichtsdestoweniger sich mit Pädagogik beschäftigte
und außerdem das „Iaßnopoljaner Journal" redigirte, wie diese Schllffens-
pause nicht etwa Apathie oder eine Schwächung seiner künstlerischen Kräfte
war, sondern nur die nothwendige Ruhezeit, wahrend welcher in ihm die
Bilder zu „Krieg und Frieden" erstanden, so scheint auch Graf L. N. Tolstoi
jetzt, indem er seine freie Zeit den Volkserzählungen widmet und den Original-
text der Bibel und des Evangeliums durchstudirt, sich zu neuen, künstlerischen
großen Weiten vorzubereiten, und seine jetzige Stimmung ist nur eine neue
Stufe, nur ein Vorarbeiten zu anderen, noch höheren Bildern seines großen
Schopfungsgeistes!

Ueber Finsternisse und ihre historische Bedeutung.

von

M. Wilhelm Meyer.

— Verlin. —

or Kurzem ist als dritter Band der Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien ein Werk erschienen, dessen Bedeutung weit über den Kreis der Wissenschaft, aus welcher es hervorwuchs, hinausgreift, und eben deshalb ein vielseitiges Interesse, ganz besonders aber die Bewunderung jedes Gebildeten zu erwecken angethan ist. Das Werk betitelt sich kurz „Canon der Finsternisse", von Hofrath Professor Th. Ritter von Oppolzer.

Das Riesenwerk, welches so ungeheuere Arbeit repräsentirt, als sie bisher wohl kaum jemals auf einen verhältnißmäßig so kleinen Raum und eine so geringe Zeit der Ausführung zusammengedrängt geleistet worden ist, dient durchaus nicht in erster Linie dem Astronomen zu Nutz und Frommen, sondern fast ausschließlich nur dem Geschichtsforscher. Da man sich allgemein für die Bewegungen und die Schicksale des unruhigen Menschenvoltes auf diesem kleinen Planeten mehr zu interessiren pflegt als für die großen Bewegungen, welche diesen letzteren nach unabänderlichen Gesetzen mit sammt all dem Volke durch das endlose Weltall führt, so wird es Wohl von allgemeinerem Interesse sein, über jenes Werk, seinen Zweck, seinen Werth und die wesentlichen Fortschritte, welches es für die endgültige Festlegung der Zeitrechnungen aller Völler bezeichnet, ausführlicher zu berichten. Ich werde zu dem Ende zunächst von den Finsternissen im Allgemeinen das Nothige vorausgehen lassen müssen.

Die Erscheinungen von Sonnen- und Mondfinsternissen sind von allen himmlischen Ereignissen die auffälligsten und mußten deshalb namentlich von den Urvölkern, welche viel unmittelbarer mit der Natur in Contact blieben als die civilisirte Menschheit, die sich den Blick zum gestirnten Himmel mit

Palästen verbaut hat, schon sehr früh mit Furcht und Staunen als ab-
norme Phänomene erkannt werden. Es ist ja sogar constatirt worden, daß
der Eintritt einer Sonnenfinsternis; von der Thierwelt mit höchst beängstigender
Beklemmung empfunden wird, daß die Vogel scheu und schreiend umherflattern,
und alles seine schirmenden Schlupfwinkel aufsucht, ja daß selbst die Blumen
ihre Kelche schließen, wenn plötzlich das Licht der Sonne abnimmt, wenn der
kaum eine Minute zuvor noch in heiterster Bläue strahlende Himmel eine
bleischwere Farbe annimmt, als habe mit einem Male eine gewaltige, drohende
Gewitterwolke das ganze Firmament überzogen, während die Sterne darin
aufleuchten, als wenn es Abend werden sollte, und die Sonne schwarz und
schwer am Himmel hängt, umgeben von einer mysteriös silbern leuchtenden
Strahlenkrone, die man nie vorher gesehen hatte.

Wir können es wahrlich begreifen, daß die Naturvölker, deren Wohl
und Wehe so unmittelbar von den Wohlthaten des ewig unerreichbar sie um-
kreisenden Sonnenlörpers abhing, diesen als ihre oberste Gottheit anbeteten,
und deshalb in die verzweifeltste Todesangst gerathen mußten, sobald sie die
alles belebende Kraft ihres Gottes so plötzlich, wie vom Dämon des Bösen
überwunden, hinsinken sahen. Und ging selbst das schreckliche Ereigniß vor-
über, ohne daß auf Erden ein Unheil eintrat, so mußte es sich dennoch den
Gemüthern zu tief in die Erinnerung einprägen. Denn die Ueberzeugung von
der vollkommenen Unnahbarkeit, von der Unbesieglichkcit des höchsten Wesens,
von der unbedingtesten Zuversicht in seine Allmacht war erschüttert. Es gab
Von nun an eine gute und eine böse Gottheit und beide führten seit Beginn
der Welt einen schrecklichen Vernichtungstampf gegen einander, dessen Ausgang
offenbar über das Schicksal der Menschheit entscheiden mußte.

So erscheint es psychologisch Vollkommen erklärt, ja nothwendig. daß
mit dem Austauchen der ersten religiösen Regungen im Menschenherzen auch
der erste Anstoß zur näheren Beachtung der Sonne, also zu astronomischen
Beobachtungen gegeben werden mußte, und daß wir von allen Völkern, von
denen sichere Überlieferungen überhaupt auf uns übergingen, sehr frühe Auf-
zeichnungen beobachteter Sonnenfinsternisse vorfinden.

Da bei allen diesen Menschen kein Zweifel darüber obwaltete, daß der
Eintritt einer Sonnenfinsternis; den plötzlichen, durch List und Nänke errungeneu
Sieg des bösen Elementes über die Macht des Guten bedeute, eine Idee, die
handgreiflich nahe lag, fo mußte mau auch überzeugt sein, daß diese böse
Macht ihre momentane Oberherrschaft ausnützen und ihren verderblichen Ein-
fluß auf die Schicksale der Menschheit üben würde. Was war also natür-
licher, als daß mau alles große Unheil, welches ohngefähr um die Zeit einer
Sonnenfinsternis; ans Erden eintrat, verderbliche Kriege, Volksaufruhr, der
Tod eines Herrschers oder eines sonst hervorragenden Mannes, sofort ursäch-
lich in Zusammenhang mit der schrecklichen Himmelserscheinung bringen mußte,
so daß man fortan in der Ueberliefernng beide Ereignisse gleichzeitig festhielt.
Die Epoche des betreffenden historischen Ereignisses wurde selbstverständlich

in der jeweilig Herischenden Zeitrechnung angegeben, deren genaue Beziehungen
zu der unsrigen aus der Ueberlieferung niemals mit Sicherheit ermittelt werden
kann. Ja selbst der Beginn unserer christlichen Zeitrechnung hüllt sich in un-
sicheres Dunkel, so daß viele Forscher noch bis vor kurzer Zeit überzeugt
waren, daß eigentlich alle unsere Jahreszahlen, wollte man wirtlich von Christi
Geburt an rechnen, um sechs oder sieben Einheiten vermehrt weiden müßten.
Geht man noch weiter zurück und kommt man namentlich auf die chinesi-
schen Geschichtsschreiber, so wird die Unsicherheit noch bei Weitem großer, ob-
gleich doch diese Völker wichtige Daten nach ihrer sorgfältig gepflegten Zeitrechnung
sehr genau festzulegen pflegten. Es wird deshalb unmöglich, mit den Hilfs-
mitteln der Geschichtsforschung allein die absolute Zeit, wann, von der Gegen-
wart zurückgerechnet, die überlieferten Ereignisse stattfanden, zu bestimmen.
Nenn aber leider die Gesetze, nach welchen die Menschen ihre Reiche
gründeten und ausbildeten und nach denen ihre Zeitrechnung geregelt wurde,
inzwischen oftmals umgestürzt weiden mußten, so oft eben diese Reiche
versanken und neue auferstanden, so sind dagegen die Gesetze, nach denen
Sonne und Mund ihre Bewegungen mit strengster Coiisequeuz ausführen, so
ewig nnd unveränderlich, wie das gewaltige Sonnenreich selbst. Wie heute
sich diese beiden großen Himmelskörper bewegen, so bewegten sie sich auch
vor Jahrtausenden und es bereitet dem Astronomen leine größeren Schwierig-
leiten, den Ort, welchen diese Himmelslichter morgen um eine bestimmte Se-
kunde annehmen werden, voraus zu bestimmen, als anzugeben, wo sich dieselben
heute vor zweitausend Jahren befanden.

Man ist folglich auch im Stande, die Zeit der ehemals stattgehabten und
uns überlieferten Sonnenfinsternisse nach unserer Zeitrechnung genau anzugeben.
Ist aber einmal auch nur ein einziger historischer Moment zugleich in der
damals herrschenden Zeitrechnung und in der unsrigen festgelegt, so schiebt sich
auch gleichzeitig die ganze Aera der damit im Zusammenhange überlieferten
Ereignisse an die richtige Stelle. Alle historischen Daten einer vielleicht
viele Jahrhunderte langen Entwickelungsperiode der Menschheit können also
darnach endgültig berichtigt weiden, und man begreift nun unmittelbar, wie
wesentliche Dienste in dieser Richtung der Astronom dem Geschichtsschreiber
leisten kann.

In praktischer Hinsicht aber befriedigten solche Dienstleistungen bisher
nur verhllltnihmäßig wenig. Da dem Geschichtsforscher die zwingende Ueber-
zeugung von der Unfehlbarkeit der mathematischen Analysis, mit welcher ihm
der hülfreiche Astronom historische Aufklärungen zu verschaffen suchte, gewöhn-
lich mangelt, wie es denn am Ende ganz begreiflich ist, daß man von einem
Anderen nicht gern etwas für wahr nimmt, wenn es sich der eigenen Controle
vollkommen entzieht, oder gar weitere Schlüsse und langwierige Untersuchungen
auf einem Fundamente aufbauen mag. das man nicht selbst errichtet hat, so
ließ er die gelegentlichen, überhaupt sehr seltenen Einwände der astronomischen

Rechenmeister fast ganz außer Acht, während andererseits die Rechner sich zu diesen immer sehr zeitraubenden Untersuchungen über historische Finsternisse um so weniger entschließen mochten, als der Erfolg solcher Arbeiten von vorn herein recht problematisch erschien.

Einen ersten Versuch, diesem Dilemma abzuhelfen, machte am Ende des vorigen Jahrhunderts der französische Astronom und unermüdliche Rechner Pingr6, von dem ein Zeitgenosse charakteristisch erzählt, daß er für Vier zu arbeiten pflegte. Er berechnete alle Finsternisse, welche sich in der Zeit von 1000 v. Chr. bis 2000 n. Chr. überhaupt in civilisirten Gegenden er- eignet hatten, resp. noch ereignen mußten, und gab diese Arbeit in seinem ohne Zweifel höchst verdienstvollen Werte „I/»rt c!« vtzriüsr Iss clatss" den Historikern in die Hand, welche sich nun nach ihrem eigenen Ermessen die- jenigen Finsternisse ans dem Verzeichniß wählen tonnten, welche den betreffen- den Überlieferungen am besten genügten. Die kritische Arbeit war dadurch getheilt; der Astronom hatte geleistet, was im Bereiche seiner Competenz lag, und dem Historiker blieb für seine Fachtritit freie Hand.

Aber das Pingr^'sche Werl repräsentirte leider nur eine gute Idee; die Ausführung war, wenngleich es der Autor an Sorgfalt nicht fehlen ließ, einerseits wegen der damals noch sehr unvollkommenen theoretischen und Praktischen Grundlagen der Rechnung, andererseits auch wegen der Größe der Arbeit, welche die Kräfte selbst dieses Mannes, „der für Vier arbeitete", überstieg, doch sehr mangelhaft geblieben. Die Angaben, wo die Finsternisse sichtbar waren, mußten sehr allgemein, auf große Ländergebiete hinweisend, gehalten werden, ließen also für die historische Kritik große Zweifel übrig. Neberhaupt war die ganze Anlage des Werkes für die Historiker, welche begreiflicher Weis? keine Rechenkünstler sein können, noch immer viel zu un- bequem, um zu endgültigen Untersuchungen die Hand zu bieten.

Trotzdem hatte sich bis jetzt Niemand an die Neubearbeitung und die weitere Ausführung eines solchen allgemeinen Verzeichnisses aller Finsternisse gewagt, weil die Arbeit offenbar eine ganz ungeheure weiden mußte, für welche die Kräfte eines Einzelnen auf keinen Fall ausreichen konnten. So entschloß man sich beispielsweise noch 1883, in Ermangelung eines Nesseren das alte Pingrn'sche Verzeichniß als Theil eines größeren englischen Wertes noch einmal neu abzudrucken.

Inzwischen hatte sich längst der verewigte Wiener Astronom Theodor von Oppolzer, dessen beinahe übermenschliche Energie aus allen feinen Werten hervorleuchtet, entschlossen, einen „Canon der Finsternisse" auszuarbeiten, der ebenso vollständig wie durchaus exact sein und dem Historiker unmittelbar als Nachschlagebuch dienen konnte. Die Niesenaufgabe beschäftigte den seltenen Mann beinahe während seiner ganzen astronomischen Carriöre. Es mußte für eine solch ungeheure Arbeit die Theorie für einen gewissermaßen fabrik- mäßigen Gebrauch umgearbeitet werden. Was hierzu im Einzelnen nöthig

War, kann nur der astronomische Fachmann beurtheilen. Genug! Nach vieljährigem Nachdenken und eisernem Fleiße war der Plan zu dem Riesenwerke und die für die speciellen Rechnungen nöthigen Tafeln für all jene complicirten Bewegungen und Einflüsse der Himmelskörper auf den Eintritt der Finsternisse, die sogenannten „Syzygientafeln für den Mond" vollendet, und es konnte nun an die Massenberechnung der Finsternisse selbst geschritten werden. Diese in eigener Person zu übernehmen, wäre eines so genialen Geistes, der in der gleichen Zeit der Wissenschaft unendlich wichtigere Dienste leisten konnte, unwürdig gewesen. Er bestellte sich eine Anzahl von Rechnern, denen er die mechanische Fertigstellung des Werkes nach seinem fest bis in alle Details vorgezeichneten Plane übertrug. Die Namen dieser zehn Rechner, wie sie in der Vorrede des Wecks selbst aufgeführt wurden, sind die folgenden:
Dr. Ferd. Anton (derzeit Adjunct der Sternwarte in Trieft), F. K. Gixzel (jetzt am Recheninstitute der Berliner Sternwarte angestellt), Dr. E. Freiherr hon Haerdtl, Dr. Norbert Herz (Director einer Privatsternwarte in Wien), Dr. Franz Kühnert (am Bureau der k. t. österr. Gradmessung), Dr. Ed. Mahler (ehemals Privatassistent des Prof. v. Ovpolzer), Dr. M. Wilhelm Meyer (Schreiber dieser Zeilen), H. Freiherr von Rühling (am Bureau der l, l. österr. Gradmessung), Dr. Beruh. Schwarz (gegenwärtig Assistent der Sternwarte zu Prag), Josef Strobl. den Professor von Oppolzer besonders für diese Rechnungen engagirt hatte. Außerdem sind noch die Herren Dr. Robert Schräm und A. Steinmaßler an dem Werke thätig gewesen, der erftere, gegenwärtig an v. Oppolzers Stelle Vorstand des Bureaus der l. t. Gradmessung, besonders durch theoretische Arbeiten bereits bei der Aufstellung des Planes.
Alle diese Rechner besoldete Oppolzer reichlich aus seinen eigenen Mitteln. Sie füllten im Laufe mehrerer Jahre schließlich nicht weniger als zweihundertzweiundvierzig dicke Foliobände mit im Ganzen zehn Millionen Ziffern an, welche zur Berechnung der 8000 Sonnen« und 5200 Mundfinsternisse nöthig waren, die im „Canon" für die Zeit von 1207 v. Chr. bis 2163 n. Chr. angeführt sind und von denen jede von zwei verschiedenen Rechnern, und schließlich noch ein drittes Mal nach einer verkürzten Methode berechnet wurden. Der Canon selbst giebt nur die Resultate dieser Rechnungen auf 376 Seiten wieder, die etwa anderthalb Millionen Ziffern enthalten.
Gleichzeitig sind dem Weile 160 Weltkarten mitgegeben, auf welchen die Sichtbackitszonen sammilicher centralen Sonnenfinsternisse eingezeichnet wurden, so daß nunmehr nur ein Blick auf diese Karten genügt, um sofort diejenigen Daten für historische Finsternisse aufzufinden, welche der betreffenden Überlieferung entsprechen.
Die Lebensaufgabe des huchbcdeutenden Mannes, dessen unerschütterliche Willenskraft diefes Wert schuf, das noch nach langen Jahrhunderten unbeschadet aller Fortschritte, welche die Wissenschaft zu verzeichnen haben wird, eine „Richtschnur" und felsenfeste Grundlage für viele nachfolgende Arbeiten weiden

muß, war damit erfüllt. Ein seltsames Geschick wollte es, daß, wahrend
das Werl bereits unter der Presse war, Theodor von Ovpolzcr von derselben
Krankheit darnieder geworfen wurde, für deren Heilung sein berühmter Vater,
Johann von Ouvulzer, vor zwanzig Jahren einen Preis ausschrieb. Die
Krankheit, bis jetzt noch als völlig unheilbar geltend und nur sehr selten
auftretend, nennen die Aerzte Nn»ioo2i'äiti8 ulcerosa. Ueber dem letzten
Correcturbogen seines Riesenwerkes entschlief der Geist dieses bewunderns-
würdigen Mannes, und beinahe scheint es, daß er vorher selbst dem Tode
Gewalt angethan und ihn gezwungen habe, ihm fem zu bleiben bis zu dem
Momente, da er mit pedantischer Pflichttreue die allerletzte Hand an sein
Wert gelegt haben würde, so daß nur noch dem Buchdrucker und Buchbinder
daran das Ihrige zu thim übrig blieb, bis es der staunenden Welt übergeben
werden konnte. In seinem 46. Lebensjahre, noch voller jugendlicher Kraft
und mit vielen Plänen zu noch gewaltigeren Arbeiten, als er sie bis dahin
ausgeführt hatte, fchied er am 26. Tecember 1886 von uns, ein ganz unersetz-
licher Verlust für die Menschheit, der er nicht nur durch seine wissenschaft-
lichen Thaten, fondern auch durch sein idealisch fühlendes Herz und seinen all-
bekannten Wohlthätigleitssinn so unglaublich viel Gutes gethan hatte!
Der »Canon der Finsternisse" setzt uns nun in den Stand, alle Fragen
in Bezug auf diese Erscheinungen sofort mit spielender Leichtigkeit zu beant-
worten. Wollte man beispielsweise wissen, wann zuletzt in Berlin eine totale
Sunnenfinsterniß stattgefunden hat, und wann noch der am nächsten 19. August
zu erwartenden eine solche abermals stattfinden wird, so genügt ein Blick
über die beigegebencn Karten um sofort zu entscheiden, daß wir in diesem
Jahre von einem ganz besonderen Glücke begünstigt werden, da in der nächsten
Umgebung Berlins seit dem 12. Mai 1706 überhaupt leine totale Sonnen-
finsterniß gesehen worden ist und in den nächsten Jahrhunderten ein solches
Phänomen überhaupt nicht mehr wahrgenommen werden wird. Eine Sonnen»
finsterniß, bei der sich die Spitze des über die Erdoberfläche hinstreichenden
Mondschattens etwa auf 10 bis 15 Meilen der deutschen Hauptstadt genähert
hat. fand zuletzt am 19. November 1816 statt, die letzte totale Sonnen»
finsterniß auf deutschem Gebiete überhaupt aber am 28. Juli 1851 uud die
nächste wird erst wieder am 11. August 1999 eintreten. In einiger Nahe
von Berlin streicht dagegen der Mondschattrn erst wieder am 7. September 2135
hin. Im Allgemeinen ersieht man aus dem Eanon, daß totale Sonnen-
finsternisse an demselben Punkte der Erdoberfläche immer erst nach durch-
schnittlich zweihundert Jahren wiederkehren.
Es verlohnt sich also wohl der Mühe, dem seltenen Ereignisse, welchem
wir in diesem Sommer entgegen sehen und dessen Beobachtung uns so leicht
gemacht wird, unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Die näheren Umstände der-
selben, von denen ich hier einige Worte einschalten mochte, sind aus den
Zahlen des Canons mit geringem Aufwände an mathematischen und rechne«

rischen Kenntnissen für jeden beliebigen Ort der Erde zu ermitteln. Vollkommen leicht ist dagegen eine solche Rechnung für Jedermann, der sich durchaus niemals zuvor mit dem höheren Calcul beschäftigt hat, zu erledigen, wenn er zu diesem Zwecke die von Dr. Robert Schräm hergestellten „Tafeln zur Berechnung der näheren Umstände der Sonnenfinsternisse" anwendet, welche in den Denkschriften der Wiener Akademie abgedruckt wurden und von Oppolzer selbst in der Vorrede zum Canon als eine sehr werthvolle Ergänzung des letzteren bezeichnet wurden. Die Genauigkeit dieser „Tafeln" steht allerdings dm mit Hülfe des Canons direct ermittelten Resultaten bedeutend nach; sie genügt aber in jedem Falle für alle historischen Untersuchungen vollkommen. Mit diesen Tafeln kann ein etwa vierzehnjähriger Schüler die näheren Umstände irgend einer Finsterniß im Laufe von zehn Minuten für einen beliebigen Ort der Erde berechnen.

Was die Sonnenfinsterniß vom 19. August dieses Jahres betrifft, so ist Berlin für die Beobachtung derselben insofem allerdings nicht besonders günstig gelegen, als die Totalität bereits wenige Minuten nach Sonnenaufgang stattfindet, also wenn die Sonne noch sehr tief steht und deshalb, auch ohne verfinstert zu sein, in den Nebeln am Horizonte von ihrem Lichte viel zu verlieren pflegt. Die Sonne geht an jenem Tage, bereits zum größesten Iheile verfinstert, um 4 Uhr 50 Minuten in Berlin auf. Es mag einen gar seltsamen Eindruck gewähren, die Sonne an diesem Tage als schwarze Scheibe aufgehen zu sehen, umgeben von jenem mysteriösen Strahlenkränze, der nur bei totalen Sonnenfinsternissen das schöne Gestirn wie der Heiligenschein um dem Haupte eines Märtyrers umgiebt. Man wird in den Morgennebeln wohl die ganze Erscheinung mit bloßem Auge verfolgen können, ohne sich dabei eines berußten Glases zu bedienen.

Um 5 Uhr 5 Minuten mittlerer Berliner Zeit tritt für Verlin die Totalität ein. Die Sonne wird völlig von der dunklen Scheibe des Mondes verdeckt sein. Dieser Augenblick entspricht jener Phase, welche bei den Völkern des Alterthums einen grenzenlosen Schrecken hervorrief und dessen Wirkung in der That wie ein jäher Riß durch die ganze Natur geht und selbst von den astronomischen Beobachtern, welche doch ganz genau wissen, daß weder ihnen noch der Erde irgend welche Gefahr dabei droht, mit einem seltsamen Gefühle innerer Beklemmung empfunden wird. Das ganze Bild der Welt verwandelt sich dann mit einem Schlage. Denn fo lange der Mond auch nur noch einen ganz schmalen Streifen direkten Sonnenlichtes durchlaßt, hat dieses noch immer so viel Kraft, daß eine wesentliche Veränderung der landschaftlichen Beleuchtung noch nicht bemerkbar wird. Naive Menschen, denen von dem zu erwartenden Ereignisse vorher nichts mitgetheilt wurde, werden so lange durchaus nichts Sonderliches bemerken, da man die Sonne ja nicht anzusehen Pflegt. Sobald aber ganz Plötzlich bei wolkenfreiem Himmel sich alles ringsumher verfinstert, als wenn durch ein Wunder in wenigen Secunden

Gewitterwolken sich über den Himmel hin gelagert hätten, und die Geängstigten dann unwillkürlich zur Sonne aufschauen, welch unsagbarer Schrecken mußte dann über sie kommen, wenn sie an Stelle der strahlenden Gottheit, die eben noch die ganze Welt beglückte, eine schwere schwarze Scheibe erblicken, welche die Sonne und das Tageslicht gänzlich verzehrt zu haben scheint!

In diesem plötzlich bei totalen Sonnenfinsternissen eintretenden Ve-leuchtungswechsel liegt die ganz wesentlich größere Bedeutung dieser Erscheinungen gegen die der partiellen Finsternisse begründet, bei denen überhaupt nur ein Theil der Sonne vom Monde verdeckt und deshalb keine besondere Licht-abnahme bemerkt wird. Solche partiellen Finsternisse, die au jedem Orte der Erde fast jedes zweite oder dritte Jahr eintreten, müssen deshalb zu historischen Zeiten in den allermeisten Fällen ganz unbeachtet vorüberge-gangen sein und können gewöhnlich bei betreffenden Untersuchungen unberück-sichtigt bleibe».

Die Dauer der totalen Verfinsterung bemißt sich immer nur nach wenigen Minuten; im Maximum beträgt sie deren acht. Für Berlin wird die Totalität diesmal kanm zwei Minuteu dauern. Während dieser Zeit streicht also die Spitze des Mondschatteus über uns hin, die nicht weit von Berlin, etwa bei Nordhansen im Harz oder Göttingen überhaupt zuerst die Erdkugel tangirt.

In gewisser Beziehung wird diese Lage von Berlin nahe am Anfangs-punkte des Mondschattenweges für die Beobachtung vorteilhaft sein. Man wird den riesenhaften Schattenkegel, welcher vorher über der Erde hinweg sich in den leeren Raum hinauserstieckt, von oben durch die Atmosphäre herab sich uns nähern sehen und seine Abgrenzung vielleicht deutlich in dem Nebel oder den Wollen erkennen, während der Schatten mit großer Geschwindigkeit in mächtigem Bogen zu uns herabsteigt. Man wirb dann auch jene geheimniß-vollen flatternden Schatten über die Erdoberfläche hinziehen sehen, welche dem eigentlichen Nernschatten vorangehen und, wie im Winde wehende Bänder unter den Füßen der Beobachter vorübereilcn, kurz vordem der kritische Moment eintritt. Diese mysteriösen Bänder, deren Entstehung man erst kürzlich zu deuten versuchte, »Verden an Orten, für welche die Sonne fchr tief steht, höchst wahrscheinlich besonders deutlich sichtbar »Verden und man trifft deshalb Vor-kehrungen, dieselben hier genauer zu beobachten.

Nachdem die Totalität vorüber sein wird, dauert die partielle Ver-finsterung noch beinahe eine Stunde. Genau um 6 Uhr wird sich in Berlin das letzte Stück des Mondes von der Sonnenscheibe hinweggeschoben haben.

Ich lasse hier ein Verzeichnis^ einiger deutschen Städte folgen, aus welchem die Zeit des betreffenden Ortes zu entnehmen ist, zu welcher dort die Mitte und das Ende der Finsternis; stattfinden wird. Wo die Rubrik für die Mitte uuausgefüllt blieb, findet diese Phase statt, während die Sonne noch unter dem Horizont ist.

lieber Finsternisse.
2!9
Ältona
Berlin . . . .
Breslau....
Brumberg. . .
Tanzig
Düsseldorf. . .
Erfurt
Frankfurt c>/M.
Frankfurt a/O.
Halle
Hannover. . .
Kassel
Mille Ende
Uhi Min. Uhr VW,
4
5,
5
5
5
53
5
1?
23
27
4 54
5 9
4 58
4 51
5
6
6
e
L
5
5
5
(I
5
5
5
47
s»
12
19
2l
,",2
48
3^
4
5.3
45,
43
Ort
Koblenz ....
Köln
Königsberg . .
Leipzig ....
Magdeburg . .
Osnabrück. . .
Schleswig . . .
Stettin ....
Stralsund. . .
Straßburg i./E.
Wiesbaden. . .
Wittenberg . .
Mitte Ende
Uhl Min. Uhl Min.
— 5 34
5 34
5 0
4 58
52
IN
5
6
5
5
5
5
6
«
5
5
5
32
31
5,5
52

3?
4!l
5,
1
32
37
56

Die Phase der partiellen Verfinsterung ist natürlich in einem weit größeren Gebiete der Erde zu sehen, als die totale, weil für diese der Mond niemals genau vor die Sonne zu treten braucht. Für einen Beobachter, welcher südlich von dem Wege des Mondschattcns auf der Erdoberfläche postirt ist, wird in Folge der perspectivischen Verschiebung des nahestehenden Mondes gegen die entfernte Sonne, elfterer etwas nördlicher über die letztere hinziehen und sie niemals völlig bedecken. Umgekehrt wird ein nördlicherer Beobachter den Mond südlicher vorüberziehen sehen. Die Größe der partiellen Verfinsterung Pflegt man dann in sogenannten „Zollen" zu bemessen, indem man die Sonnen» scheide in deren zwölf eintheilt, und beispielsweise eine Finsterniß „sechszöllig" nennt, wenn zur Zeit der größesten Phase für den betreffenden Ort nur der halbe Turchmesser der Sonne bedeckt wird.

Tiefe durch die Stellung derVeobachter bewirkte perspectivische Verschiebung bringt es auch mit sich, daß zu demselben absoluten Zeitmomente die Finsterniß für verschiedene Punkte der Erde einen sehr verschiedenen Anblick gewährt, so daß selbst zur selben Zeit an einem Orte die Sonne ganz verfinstert werden kann, während sie an einem anderen selbst nicht einmal teilweise verdeckt wird. Beispielsweise fand im vergangenen Jahre an 29. Angust eine Sonnenfinsterniß statt, welche um die Zeit, als die Berliner Uhren auf 3 Uhr 15 Minuten Nachmittags zeigten, an dem Punkte des südlichen Afrika mehrere Minuten lang total war, wo der Berliner Meridian etwa unter 13 Grad südliche Breite die Küste berührt, während in demselben Augenblick in Berlin die Sonne in ihrem vollen Glänze strahlte. Wir machen hier also die befremdende Wahrnehmung, daß die Sonnenfinsternisse, obgleich sie als himmlische Ereignisse von kosmischen Ursachen allein hervorgerufen werden, doch durchaus localer Natur sind. Sie unterscheiden sich dadurch sehr wesentlich von allen übrigen Phänomenen am Himmel und ganz besonders von den ihnen genetisch so nahe verwandten Mondfinsternissen.

1b'

Letztere sind nämlich offenbar kosmische Ereignisse, die gleichzeitig von allen Punkten des Universums in derselben Weise wahrgenommen werden, wie auf der Erde. Wenn ein bestimmter Punkt der Mondoberflache in den Erdschatten eingetreten ist, so erlischt sein Licht eben gleichzeitig für jeden Beobachter, wo immer derselbe auch stehen mag. Deshalb findet dieselbe Phase einer Mondfinsterniß über die ganze Erdoberfläche in demselben physischen Momente statt und kann gleichzeitig in derselben Weise überall da beobachtet werden, wo um diese Zeit der Mond überhaupt über dem Horizonte sieht. Dies ist auch der Grund, weshalb wir so ungemein viel mehr Gelegenheit haben, totale Mondfinsternisse zu sehen, als totale Sonnenfinsternisse, obgleich auf der Erde überhaupt die letzteren viel zahlreicher auftreten, fo daß etwa auf acht Verfinsterungen der Sonne nur fünf des Mondes kommen.

Die allgemeine Verbreitung der Mondfinsternisse über die Erde mußte den ersten Culturvöltern die Erkennmiß der Periode offenbar wesentlich erleichtern, denen das Auftreten dieser Erscheinungen unterworfen ist. Sobald man einmal angefangen hatte, die wichtigsten Ereignisse in fortlaufenden Geschichisbüchern aufzuzeichnen, tonnte es der wachsenden Aufmerksamkeit auf diese beide obersten Gottheiten unheilvoll überwältigenden Katastrophen nicht mehr entgehen, daß wenigstens die Mondfinsternisse sehr regelmäßig, die Sonnenfinsternisse dagegen zuweilen, nach einer ganz bestimmten Anzahl von Jahren und Tagen, in derselben Reihenfolge wiederzukehren pflegten. Diese Periode umfaßt 223 Mondumläufe oder fast genau 19756 Tage. Sie Wurde von den Griechen, welche die Kenntniß derselben offenbar von den Chaldciern erhalten hatten, „Saros" genannt. Es ist kein Zweifel, daß derselbe seinem Wesen nach bereits im dritten Jahrtausend vor Christus den Chinesen bekannt war und den Hindu seit undenklichen Zeiten dazu diente, die Momente der Finsternisse vorausznbestimmen, indem sie ganz maschinenmäßig und ohne jede geistige Arbeit die in jedem Verse der „Sürya-Siddhsnta", das heißt ihres vom Sonnengotte selbst dictirten Lehrbuches der Astronomie, nacheinander angegebenen Operationen ausführten.

An der Hand unseres Canon können wir diese merkwürdige Eigenschaft der Finsternisse deutlich verfolgen. Es mag hier einmal an einigen Beispielen gezeigt werden, wie verhtiltnißmäßig sicher diese einfache, von den ersten Culturvöltern angewandte Methode der bloßen Addition die Vorausbestimmung wenigstens der Mondfinsternisse gestattet. Wir wollen zu dem Ende auf diese Art alle in Deutschland bis zum Schlüsse unseres Jahrhunderts sichtbar weidenden und über sechs Zoll betragenden Mondfinsternisse berechnen. Wir schlagen in den Annale« nach und finden zunächst, daß zwischen den Jahren 1833 und 1845 die auf der folgenden Tafel angegebenen Mondfinsternisse beobachtet worden sind und zwar fand zu den angegebenen Berliner Zeiten die Mitte der Verfinsterung statt. Nebenbei ist die Große derselben in Zollen angegeben. Zwölf Zoll bedeuten auch hier eine totale Finsternißi wo mehr

als zwölf Zoll angegeben sind, bedeutet dies, daß der Erdschatten an der Stelle, wo ihn der Mond durchlauft, im entsprechenden Verhtiltniß größer war, als der Monddurchmesser, die totale Verfinsterung also um so länger andauerte, als die Anzahl von Zollen größer als zwölf wird.

Datum	Berliner Zeit					Größe
	I°hr					
1833 XII. 26.	10	Uh,	c 26	Min.	Abends	20.3
1834 XU. 16.	5	«	41	-	Morgens	8.2
1837 IV. 20.	9	-	36	-	Abends	20.1
1837 X. 14.	12	-	11	«	Nachts	18.3
1838 IV. 10.	2	,	52	,	-	7,5
1841 II. 6.	3	-	2	-	-	20.8
1842 I. 26.	6	-	37	-	Abends	9.6
1844 V. 31.	11	-	43	-	-	16.0
1844 XI. 25.	12	-	40	«	Nachts	17.3
1845 XI. 14.	1	«	42	-	,	11.2

An der Hand dieser beobachteten Thatsachen sind wir nun mit Hülfe

bei uralten Kenntniß von der Periodicität der Finsternisse im Stande, mindestens ebensoviel kommende Erscheinungen im Voraus anzukündigen, als vorher beobachtet wurden, indem wir zu jenen Daten einfach 19756 Tage addiren.
Die dann folgenden Mondfinsternisse fallen an den so ermittelten Tagen sogar nahezu in dieselben Stunden der Nacht. Ich gebe hierunter eine genaue Tafel sämmtlicher in Deutschland bis zum Ende unseres Jahrhunderts sichtbaren Mondfinsternisse von mehr als sechs Zoll.
Jahr Natum Anfang der Finsternis; Ende der Finsternis; Größe
partiell total total paiNell
Uhr MW. Uhr Min. Uhr Min. Ubr Min.
1888 I. 28.-29. 10 21 Ab. 11 22 1 2 Nchts. 2 3 19.9
1889 I. 17. 4 56 M. — — 7 52 8.4
1891 V. 23. 5 33 Ab. 6 41 7 59 97 15,6
1891 XI. 15.—16. 11 23 Ab. 12 29 1 55 31 16.8
1892 V. 11.—12. 10 9 Ab. — — 1 25 11.6
1895 m. II. 2 45 Nchts. 3 46 5 26 6 27 19.6
1896 II. 28. 7 4 Ab. — — 10 14 10.7
1898 VH. 3. 8 34 Ab. — — 11 48 11.2
1898 XU. 27.-28. 10 44 Ab. 11 50 1 14 Nchts. 2 20 16,5
1899 XN. 16.—17. 12 39 Nchts. 2 9 2 29 Nchts. 3 59 12.2
Um die Zeitangaben des vorangehenden Verzeichnisses auf einen beliebigen anderen Ort zu beziehen, braucht man nur seine Zeitdifferenz mit Berlin hinzufügen, da eben, wie bereits erwähnt, die Phasen der Mondfinsternisse überall auf der Erde in demselben absoluten Momente stattfinden.
Alle diese Erscheinungen wären, wie eine Vergleichung mit der vorange»

schickten Tafel der beobachteten Mondfinstemisse zwischen 1»33 und 1845 sofort ergiebt, mit Hülfe der Saros im Voraus anzugeben gewesen und es wird in der That außer diesen keine andere Finsterniß in Deutschland sichtbar werden, es sei denn, daß wir die vom 4. September 1895 mitrechnen wollten, welche etwa eine Viertelstunde vor dem Untergange des Mundes in Verlin beginnt, also nur zum sehr geringen Theile bort zu beobachten ist. 1

In diesem Verzeichnisse ist die am Abend des nächsten 3. August zu erwartende Mondfinsternis; nicht enthalten, weil sie weniger als sechs ZuU (5.1) betragt. Sie beginnt um 8 Uhr 30 Minuten und endet um 10 Uhr 52 Minuten für Berlin.

Angesichts dieser auffälligen Regelmäßigkeit der Niederkünfte solcher ehemals so sehr gefürchteten himmlischen Ereignisse wird es uns nicht mehr so besonders wunderbar erscheinen, daß einige aufmerksame Beobachter der Natur diesen Umstand schon sehr früh entdeckten und darauf das Geheimnis; zur Erhöhung ihres Ansehens entsprechend ausnützten. Der astrologische Aberglaube mußte sich so ganz natürlich entwickeln und wir wissen, baß bereits im dritten Jahrtausend vor unserer christlichen Zeitrechnung in China eigene Beamten, Staatsastronomeu oder Astrologen angestellt waren, denen die Aufgabe oblag, die himmlischen Ereignisse zu beobachten und voraus zu verkünden. Eine Stelle im „Schu-kiug", d. i. eines der klassischen Bücher der Chinesen, weist hierauf sehr deutlich hin und gilt zugleich als die älteste Erwähnung «uer Sonnenfiusterniß. Die betreffende Stelle heißt wie folgt:

„Doch um die Zeit (im fünften Negicrungsjahre des Kaisers Tchunghang) warfen die Geschlechter Hi und Ho ihre Tugend über den Haufen. Sie versenkten sich unordentlich in Wein, verwirrten das Amt, trennten sich von der Rangstufe. Sie störten zum ersten Male die Iahresrechnung des Himmels,» sie setzten weit hintan ihre Vorstehung. Da im letzten Monate des Herbstes stimmte der Neumond um 7 Uhr bis 9 Uhr Morgens nicht überein im Gemache (d. i. ein chinesisches Sternbild, das etwa unserm Scorpion entspricht). Der Blinde brachte die Trommel zu Ohren; der sparende Mann jagte einher, die gemeinen Menschen liefen. Die Geschlechter Hi und Ho befanden sich in ihrem Amte, sie hörten und wußten nichts."

Es scheint hier offenbar, daß die saumseligen und lüderlichen Herren Astronomen Hi und Ho einen unrichtigen Tag für den Eintritt des Neumonds, das heißt den Beginn des Monates augegeben hatten, während dann eine Plötzlich eintretende, nicht vorhergesagte Sonnenfinsternis; alles Voll erschreckte und zugleich den Irrthum in der Iahresrechnung bewies. Die geschilderte Aufregung war dann wohl begreiflich, da nach dem Glauben der Chinesen während einer Sonnenfiusterniß ein schrecklicher Drache das göttliche Gestirn nach und nach verspeist und nur, nachdem er, der Drache, welcher offenbar sehr nervöser Natur sein muß, durch die ohrcnzerreißende Katzenmusik, welche man ihm bei der Gelegenheit zu bringen Pflegt, ganz elend und kraul gemacht worden ist, die verspeiste Sonne wieder auf demsrlbeu natürlichen

Wege von sich giebt. Diese Katzenmusik hatte aber diesmal nicht zeitig genug vorbereitet weiden können und es mochte also leicht geschehen, daß der schwarze Trache diesmal die Sonne bei sich behalten und fortan ewige Nacht herrschen würde. Es war deshalb ganz begreiflich, daß der erzürnte Kaiser die Pflicht« vergessenen Astronomen hinrichten ließ.
Bezieht sich diese Stelle also wirklich auf eine Sonnenfinsternis;, so finden wir die Zeit ihres Auftretens nach chinesischer Zeitrechnung genau pracisirt. Sobald folglich die astronomische Rechnung die betreffende Finsterniß nach unserer Zeitrechnung festzulegen vermag, haben wir zugleich auch die chinesische fixirt. Oppolzers Canon geht bis auf diese frühe Zeit nicht zurück, aber die demselben zu Grunde liegenden Tafeln, insbesondere die von Schräm, machen die Untersuchung dieser Frage trotzdem sehr leicht. Oppolzer selbst hat bereits im Jahre 1880 hierüber eine Schrift herausgegeben. Ter berühmte Gelehrte kommt darin zu dem Schluß, daß in der Thal am 22. October des Jahres 2137 v. Chr. eine Sonnenfinsterniß stattfand, welche in der damaligen Hauptstadt des chinesischen Reiches Ngan-yi in den Morgenstunden eintrat und drei Viertheile der Sonnenscheibe verdunkelte und daß ferner in dem ganzen Zeitraum von — 2193 bis — 1914 leine andere Finsterniß dem Sinne der überlieferten Stelle entspricht.
Aus rein historischen Untersuchungen hatte sich nun, wenn auch mit ziemlich großer Unsicherheit, ergeben, daß der Kaiser Tschung-khang die Negierung im Jahre — 2158 antrat. Aus der astronomischen Rechnung folgt dagegen, daß das Jahr— 2141 dafür zu setzen, also die chinesische Zeitrechnung jener entfernten Epoche nur um 17 Jahre zu corrigiren ist. Auch aus diesem Beispiele sieht man abermals, welche strenge Ordnung feit langen Jahrtausenden bereits im Reiche der Mitte herrschte, mit welcher verglichen die Staatseinrichtnngen und die Geschichtsschreibung in Teutschland während des früheren Mittelalters unglaublich primitiv erscheinen müssen.
Herrschte doch während der Wirren, welche die allgemeinere Verbreitung des Christenthums in Europa mit sich führten, eine so große Unordnung in der Geschichtsschreibung, daß wir noch bis in die neueste Zeit hinein über das wahre Geburts- und Todesjahr Jesu um eine ganze Reihe von Jahren ungewiß blieben, so daß möglicherweise der Beginn unserer Zeitrechnung auf einen historisch ganz bedeutungslosen Moment fallen würde.
Aufgezeichnete Erscheinungen von Finsternissen konnten auch hier nur definitiven Bescheid geben. Mehrere Ueberlieferungen sprachen in der That von solchen Ereignissen aus jener Zeit. Leider aber haben diese Angaben durchaus nichts gemein mit der pedantischen Genauigkeit der chinesischen Annalen; sie sind unklar und widersprechen sich sogar vielfach in der augenfälligste« Weise. So ist beispielsweise die Erzählung, daß sich am Todestage Christi Sonne und Mond zugleich verfinstert habe, ein Widerspruch in sich selbst, der nur durch eine sehr geschraubte Tcutung gelöst werden kann. Herr F. K. Ginzel hat diese Frage in seinen geradezu klassischen

„Astronomischen Untersuchungen über Finsternisse", die, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie erschienen, von der Pariser Akademie preisgekrönt wurden, ausführlich behandelt. Ginzel citirt die hierauf bezüglichen Originale. Unter andern erzählt Eusebius: «Jesus Christus, der Sohn Gottes, ging nach den über ihn geschehenen Prophezeiungen im 19. Jahre des Tiberius zu seinem Leiden; für diese Zeit finden wir in griechischen Denkbüchern dies erzählt: die Sonne erlosch, Bithynien ward erschüttert, der größeste Theil von Nicäa stürzte ein, das stimmt auch mit dem, was sich beim Leiden unseres Herrn ereignete. Also meldet besonders Phlegon, der die Olympiaden aufzählt, hierüber in, dreizehnten Buche Folgendes wörtlich: Im vierten Jahre der zweihundertzweiten Olympiade geschah die größeste Sonncnsinsterniß unter den früher bekannten und in der sechsten Tagesstunde ward es Nacht, so daß die Sterne am Himmel sich zeigten, und ein großes Erdbeben, das in Bithynien entstanden, zerstörte den größesten Theil Nicäas. So viel der genannte Mann. Als Bestätigung dessen, daß der Heiland in diesem Jahre gelitten, mag nach Johannes Evangelium das Zeugniß des Herrn gelten, welches bezeugt, daß nach dem 15. Jahre des Tiberius drei Jahre seiner Lehrzeit verflossen . . ."

Georg Syncellos citirt aus Julius Africanus gleichfalls Phlegon und sagt, er erzähle, „daß zur Zeit des Kaisers Tiberius eine vollständige Sonnenfinsternis; von der 6. bis 9. Stunde bei Vollmond eingetreten sei. Paullus Diaconus stimmt mit den oben Genannten gleichfalls überein und fügt hinzu: „Keineswegs stand der Mond oder die Wolken dem Sonnenlichte im Wege, vielmehr war, wie berichtet wird, der vierzehnte Mondtag." Das heißt also Vollmond.

Wir finden hier eine ganz seltsame Uebereinstimmung der verschiedenen Autoren in der Angabe unmöglicher Dinge, zu denen offenbar eine Sonnenfinfterniß zur Vollmondszeit gehört. Das Jahr, in welchem das wunderbare Ereigniß stattgefunden haben soll, sowie die Tageszeit und der Ort sind dabei genau präcisirt. Die Angabe des Jahrestages fehlt allerdings. Dagegen giebt ja die Ueberliefcrung auf das Bestimmteste an, daß die Kreuzigung zur Zeit der jüdischen Ostern, also im März oder April stattfand. Wie verhält sich nun die astronomische Rechnung diesen Thatsachen gegenüber? Zunächst crgiebt sich, daß im Jahre 29 n. Chr. eine Sonnenfinsternis;, die in Nicäa um die Mittagszeit total war, eintrat. Das Jahr 29 entspricht nach historischen Untersuchungen genau jenem 19. Jahre des Tiberius oder der 202. Olympiade und auch die Tageszeit, die 6. bis 9. Stunde (die Alten zählten ihre Stunden bekanntlich vom Sonnenaufgang) stimmt vollkommen mit der Ueberlieferung nach den oben citirten Stellen. Im Verlaufe sehr vieler Jahre fand in der Umgebung Nicäas keine andere Sonnenfinsternis; statt, Welche auch nur annähernd eine entsprechende Uebereinstimmung aufweisen könnte. Wenn somit jenen Citaten durch die Rechnung Genüge geleistet wird, so stimmt diese dagegen ganz und gar nicht mit der biblischen

Ueberlieferung, nach welcher Christus in seinem 33. Lebensjahre und zur Osterzeit gekreuzigt wurde. Jene angeführte Sonnenfinsterniß ereignete sich nämlich am 24. November 29, während sich nach den Angaben der Bibel mit voller Bestimmtheit Freitag der 3. April 33 als Tag der Kreuzigung ergiebt. An diesem letzteren Tage fand überhaupt keine Sonnenfinsterniß statt und konnte nicht stattfinden, weil Vollmond war. Merkwürdigerweise aber ereignete sich genau an diesem Tage eine Monbfinsterniß, die in Jerusalem sehr gut sichtbar war. Der Mond ging dort um dieselbe Zeit als gegen Abend jenes Freitags die Kreuzigung statthatte, zur Hälfte verfinstert auf und mußte gerade deshalb der erregten Menge ganz besonders auffällig weiden.

Wir stehen hier vor der nicht eben seltenen Thatsache, daß zwei sich scheinbar gänzlich widersprechende Ueberlieferungen beide einen gewissen Theil Wahrheit mit Entstellung vermischt enthalten. Die einzig mögliche Deutung ist die, daß die verschiedenen Geschichtschreiner einerseits von einer Finsternis; hörten, die zur Zeit der Kreuzigung um Ostern bei Vollmond stattfand, und gleichzeitig von einer anderen, welche bestimmter als Sonnenfinsterniß präcisirt wurde, die gleichfalls in den Gegenden, wo der Heiland damals lebte und litt, das Voll in große Aufregung versetzt hatte, namentlich auch, weil, wie es scheint, gleichzeitig ein heftiges Erdbeben stattfand. Beide Ueberlieferungen wurden nun kritiklos untereinander vermischt. Die Zeit der Sonnenfinsterniß wurde einerseits festgehalten, aber mit der Kreuzigung Christi und dem Vollmond jener Osterzeit direct in Verbindung gebracht; andererseits verlegten Andere, um den Moment mit möglichst Wunderbarem zu umgeben, beide Finsternisse auf denselben Tag der Kreuzigung.

Aus all diesen Wirren scheint aber schließlich doch mit großer Wahrscheinlichkeit hervorzugehen, daß jenes Osterdatum der biblischen Ueberlieferung als das richtige zu betrachten ist, an welchem in der That die Kreuzigung statthatte, so daß also unsere oftmals angezweifelte christliche Zeitrechnung doch zu Recht besteht. Denn bei der Wahl zwischen den beiden Alternativen, ob das welthistorische Ereigniß auf jenen Novembertag oder die Osterzeit zu verlegen fei, muß man doch angesichts der ganz bestimmten und nirgends auf Widerspruch stoßenden Aussagen der Ueberlieferung Wohl an der letzteren festhalten, wodurch zugleich über das Jahr entschieden ist.

Ich habe hier zwei Fälle etwas ausführlicher mitgetheilt, in welchen die astronomische Rechnung historische Thatsachen festlegen und klaren konnte, ganz besonders um die Art und Weise zu zeigen, wie die beiden einander scheinbar so fern stehenden Wissenschaften hier eng ineinandergreifen und sich gegenseitig ergänzen. Denn andererseits kann auch die Astronomie von der Geschichtsforschung, so karg immerhin ihre Angaben aus alter Zeit zu bleiben Pflegen, sehr wichtige Ausschlüsse erhalten, die sogar theilweise durchaus nicht auf andere Art zu erlangen wären. Der Astronom gewinnt deshalb ein ganz besonderes Interesse an diesen historischen Untersuchungen und dient ihnen gern, weil er gleichzeitig daraus für seine Wissenschaft Nutzen zieht.

Bereits vor zwei Jahrhunderten vermuthete nämlich der vortreffliche Halley, daß der Mond seine kreisende Bewegung um die Erde beständig um ein Geringes beschleunige und die Finsternisse in Folge dessen immer etwas früher eintreten, als es die letztvergangenen voraussetzen ließen. Diese seltsame „Mondacceleration" beschäftigt seither die scharfsinnigsten Astronomen und Mathematiker bis auf den heutigen Tag und ist in ihrem Wesen noch keineswegs vollständig aufgeklärt. Notorisch aber ist, daß der Mond wirtlich immer schneller und schneller um die Erde läuft. Die Beschleunigung selbst ist zwar nur äußerst gering. Ter Mond befindet sich nämlich nach Ablauf eines jeden Jahrhunderts stets an einer Stelle, wo er sich nach der strengen Theorie erst etwa zwanzig Secnnden später befinden sollte. Die Größe selbst ist ja am Ende ungemein klein und bedingt, daß selbst die entlegensten Finsternisse des Alterthums sich noch kaum um einige Zehntheile der Stunde verschieben, eine Zeitspanne, die an sich gegen die Ungenauigkeit jener überlieferten Angaben vollständig verschwindet. Tagegen constatirt die Thatsache immerhin eine gesetzwidrige Unregelmäßigkeit, die, falls für sie leine Erklärung zu finden wäre, das Gesetz der Bewegungen selbst umzustoßen vermochte, und aus diesem Grunde Wohl geeignet ist, den strengen Himmclsforscher ganz ernstlich zu beunruhigen.
Die Grüße des Zeitmomentes ist, wie gesagt, an sich so ungemein gering, daß die Überlieferungen darüber gar keinen AnHaltepunkt gewähren könnten. Dagegen wird durch die Verschiebung der Zeit des Eintrittes einer Sonnenfinsternis; zugleich auch der Weg, welchen der Mondschatten über die Erde nimmt, verschoben. Das ist sofort einzusehen, wenn man bedenkt, daß bei Eintritt einer Finsternis; der Mund doch stets genau in jener jährlichen Bahn der Sonne, welche wir Ekliptik oder Vcrfinsterungslinie nennen, stehen muß. Wen» der Mond diese Linie nun bereits früher als zur programmmäßigen Zeit schneidet, so wird sein Schatten die Erde bereits an einem westlicheren Punkte treffen, als vorausgesehen wurde, weil die Sonne ja auf ihrem jährlichen Wege von Westen nach Osten vorschreitct. Wenn die Sonne sich gleichzeitig gegen Norden hinbewegt, die Finsternis; also zwischen dem Winter- und Sommersolstiz stattfindet, so wird der Schatten noch etwas südlicher die Erdoberfläche treffen, in den anderen sechs Monaten des Jahres dagegen nördlicher, als es ohne die Mondbeschleunigung stattfinden würde. Mancherlei andere Umstände, welche die Verschi«bung beeinflussen, compliciren noch die Erscheinung; genug, daß hier nur die Notwendigkeit der Verschiebung des Mondschattenweges durch die Acceleration begrifflich erfaßt wurde.
Die historischen Überlieferungen geben aber über diesen Weg, oder wenigstens doch über Punkte, welche er kreuzte, sehr genauen Aufschluß, da wir ja früher schon erfuhren, daß wenigstens in alten Zeiten, wo über die Größe der Finsternis; selbst nichts angegeben wird, schwerlich eine andere als eine totale Finsternis; die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben konnte. Die Breite der TotalitätZzone beträgt nun niemals mehr als einige zwanzig Meilen. Durch die Angabe einer Stadt, in welcher die Finsterniß

sichtbar war, wird also die Lage des Mondschattens bereits sehr genau präcisirt. Wenn nun eine Unzahl solcher Angaben zur Verfügung stehen, so ist man im Stande, durch bestimmte Annahmen über die Größe der Beschleunigung eben schließlich alle diese historischen Ueberlieferungen in durchschnittlich gleichmäßig gute Uebereinstimmung mit der astronomischen Rechnung zu bringen und erhält dann zugleich einen Durchschnittswert!) dieser geheimnißvollen Erscheinung, welchen durchaus nur bie Geschichtsforschung liefern konnte.

In dieser Weise hat Ginzel in der mehrfach erwähnten Abhandlung sechsundvierzig historische Finsternisse, deren Zeit und Ort mit voller Sicherheit aus den Quellen zu bestimmen war, nach den Angaben der Oppolzer'schen Tafeln einer genauen Untersuchung gewürdigt, um schließlich eine möglichst präcise Größe für die Mondaccelemtion zu erhalten. Mit Hülfe dieser letztere« wurde dann eine Tafel der „empirischen Correctionen" entworfen, welche an die streng theoretischen Werthe für die Finsternisse anzubringen sind, um dieselben in Einklang mit der Wahrheit zu bringen. Diese Correctionen sind etwas verschieben von denen, welche für den Canon verwendet wurden, und ohne Zweifel noch etwas genauer als letztere. Für historische Untersuchungen über zeitlich sehr entlegene Finsternisse thut man deshalb besser, die vorhin gleichfalls hervorgehobenen „Hülfstafeln" von N. Schräm zu benützen, welchen die neuen „empirischen Correctionen" bereits zu Grunde liegen. Eigene Correctionstafeln für die Zahlen des Canons sollen demnächst erscheinen.

Was nun die Ursache dieser geheimuißvollen Beschleunigung der Mondbewegung anbetrifft, so sind darüber die verschiedensten Hypothesen aufgestellt wurden, von denen keine einzige ohne Angriff mit sehr gewichtigen Argumenten geblieben ist. Es würde zu weit führen, wollte ich mich in diese offene Frage hier näher einlassen. Nur angedeutet sei, daß mau zuüächst vermuthete, diese ganze Beschleunigung sei nur eine scheinbare. Vielmehr verlangsame sich die Bewegung der Erbe um ihre Nxe, jeder Tag sei um den 51b>lliouensten Theil länger als sein vorangehender Gefährte in der fortrollenden Kette der Zeit. Die Erscheinung ließe sich so allerdings Wohl erklären. Dann wäre das Jahrhundert um jene 20 Secunden länger, als wir es bisher annahmen und überhaupt alle Himmelskörper müßten um die gleiche Zcitgröße gegen die Theorie scheinbar vorauseilen. Weil sich aber die übrigen Himmelskörper sehr viel langsamer um den Himmel bewegen als der Mond, sind wir noch nicht im Stande, den Fehler auch an ihnen zu bemerken.

Wenn sich die Sache aber wirklich so verhält, dann müssen wir immer noch nach der Ursache dieser Verlangsamung der Erdrotation fragen. Der Widerspruch mit der Theorie ist nur auf eine andere Schulter gewälzt. Man wollte nun wissen, daß die Fluthwelle auf unseren Occanen, welche der Mond beständig nach sich zieht, durch ihren beständigen Anprall gegen die westlichen Ufer die Erde in ihrem Umschwünge jedesmal ein wenig aufhalten müsse. Tiefe Meinung vertrat namentlich der berühmte amerikanische AstronomNewcomb. Ovpolzer aber zeigte, daß dieses Zurückhalten doch nur merklich werden könnte,

Wenn die Continente eine wirkliche, nirgends durchbrochene Mauer der Meeres» brcmdung entgegen stellten. Da die Meere in Wirklichkeit aber alle miteinander durch meistens sehr breite Uebergänge communiciren, so müsse dadurch wieder ein gewisses Gleichgewicht hergestellt weiden.

Oppolzer suchte hingegen die Erklärung der Mondacceleration an der Wirkung des meteorischen Standes, welcher beständig aus dem Welträume auf die Erde, den Mond und alle übrigen Himmelskörper herabfällt. Dieser Staub hält die Erde sowohl als den Mond auf dem Wege um ihren Centralkörper auf und gleichzeitig wird auch die Rotation dieser letzteren verlangsamt, weil sie ja den auf die Oberfläche herabfallenden Staub, die Sternschnuppen, die Meteorsteine, mit in rotirende' Bewegung versetzen müssen und dadurch an Kraft verlieren. Durch das Zusammenwirken dieser drei Ursachen wäre die Mondacceleration zu erklären, wenn man annimmt, der Meteorstaub falle so dicht, baß dadurch in einem Jahrhundert eine Schicht von 28 Millimetern Dicke rings um die Erde angesetzt werde. Diese Zahl scheint allerdings nur sehr gering. Aber die Oberfläche der Erbe ist unglaublich groß und um das genügende Material zu dieser geringen Anschwellung des Erddurchmessers zu liefern, müßten gleichwohl nicht weniger als eine Viertel-Billion Kilogramm Staub täglich herab kommen. Gegen einen so großen Zuwachs lassen sich von anderer Seite her erhebliche Einwände vorbringen, so daß die schwierige Frage damit durchaus nicht als erledigt gelten kann. Ohne Zweifel wirb der Meteorstaub sein Theil zu jener Unregelmäßigkeit mit beitragen, wie andererseits auch die Fluthwelle in diesem Sinne mit hilft; aber es ist kaum zweifelhaft, daß noch andere unaufgeklärte Ursachen mitwirken, nach denen noch geforscht weiden muß.

Wie es sich aber auch hiermit Verhalten mag, die Thatsache selbst konnte nur durch die intime Vereinigung der Astronomie mit der ihr scheinbar so sehr fernstehenden Geschichtsforschung entdeckt und zahlenmäßig festgelegt weiden, und dieses Beispiel zeigt auf's Neue, wie ungemein wichtig es ist, den einseitigen Standpunkt des Specialforscheis von Zeit zu Zeit zu verlassen, um in einem umfassenderen Blicke die Verbindungspunkte zu erkennen, welche die einzelnen Zweige unserer geistigen Thätigkeit miteinander verbinden, damit die Ideen auf diesen Wegen zu fruchtbringender Vereinigung hin und wieder strömen können. Zur abermaligen Bekräftigung der von unseren deutschen Gelehrten nur zu oft verkannten Wahrheit, daß nur die Vereinigung der Resultate strenger Specialforschungen unter einem höheren Gesichtspunkte von dauerndem Werthe für den Fortschritt der Wissenschaften werden kann, wurden diese Zeilen geschrieben.

Merlins Wanderungen.
Line Dichtung
Rudolf von Gottschall.
— leivzig, —

Aas ist die dichtverwachs'ne weißdornhecke,
In deren schütz der liebe Rosen blühn,
wenn unbemerkt im duftigen Verstecke
Die sonnen von Jahrhunderten verglüh'«.
Hier ruht die Zeit, die ewig ruhelose,
wo Weisheit schlummert in der liebe schooße.

Ein Märchen ist's, wie Neide sich gefunden,
Die selten sonst die gleiche straße ziehn;
Die Macht des Zaubers nur hat sie gebunden,
Die sonst sich hassen und erbittert stieh'n;
Denn lieb' ist stumm und sucht ein stilles Eden,
Und Weisheit hört sich selbst am liebsten reden.

Denn lieb' ist thöricht, aus dem schäum geboren,
Ein süßes spiel, ein flüchtiger Genuß!
Fürs wort der Weisheit hat sie taube Vhren
Und ihre Mahnung macht ihr nur Verdruß;
Doch diese weiß kein wahres Glück zu hüten,
Muß immer über welteniäthseln brüten.

Und doch begab es sich, daß viviane
Linst für den Zauberer Merlin entbrannt,
Und wie die Vraut dem Rittor mit dem schwane
Ihm sein allmächtig Zauberwort entwand.
Nun hält sie dauernd ihn in süßen Nanden,
Und sein« ganze Allmacht ward zu schänden.
wer darf die tausendjährige liebe messen
Mit dem gemeinen Maß der Sterblichkeit?
Da giebt es kein Erinnern, kein vergessen;
vor langerweile selbst ist sie gefeit;
Und diese blickt ja schleunig um die Ecke,
wenn lieb' nicht ruht in einer weißdornhecke.
Und welch ein Paar! Die Fee, die holde, zarte,
von Reiz geschmückt, die jugexdliche Frau!
Er mit dem 3ilberhaar und silberbarte
Trägt unbequeme würde nur zur schau,
Gleich einer riß'gcn Eiche ist sein Alter,
Und sie umschwebt ihn wie ein luft'ger Falter.
Die fromme Menge pflegt es fehr zu kränken,
Zieht durch das Hauptschiff solch ein ungleich paar.
Da flüstert's spöttisch auf den Kircheubänken;
Das Mißvergnügen folgt ihm zum Altar.
Eh noch die Vrgel feierlich erklungen,
schwirrt's durch den heil'gen Raum von tästerungen.
Im Wald von Verceliande ist wonnig Schweigen.
Und solche Dorne» trägt die Hecke nicht;
Nur saufte winde flüstern in den Zweigen,
Um VIum' und Vlätter schwebt ein traumhaft licht.
Nichts regt sich als ein stillgeheimes walten,
Die Knospe,,, die zur Vlüthe sich entfalten.
V Deine Erdenschwestern, viviane,
3ind nimmer gleichen hohen sinns mit Dir;
Die Jugend lieben sie in ihrem Wahne
Und rasch verwelkt doch ihre flücht'ge Zier;
Und Mannesschönhcit wollen sie gewinnen —
sie gleicht dem Sodomsapfel mllrb von innen.
Du aber lauschest auf des Meisters Worte,
Der Kunde giebt von aller Dinge Vuell:
Er öffnet leise die verschloss'nc Vforte
Und aus den Tiefen blitzt es feuerhell.
Du schaust hinein, mit Zittern und mit Grauen,
Und wirst doch müde nicht hineinzuschauen.

Denn siehst Du ihm in's Aug': da sprüht und zündet
Die ew'ge Jugend glüh'nder teidenschaft;
Du glaubst an wildes Glück, das sie verkündet
Und seel' und leib giebst Du in süße Haft
Und Kuß auf Kuß — rings in den grünen Hallen,
Die Knospen springen und die Vlätter fallen. °
Er ist kein Weiser, der, in sich verloren,
Den leib wie eine morsche Hülle tragt,
Der längst das Glück der liebe abgeschworen,
Der sinnt und brütet, forscht und mißt und wägt,
Um den in ewig ausgetret'nen Gleisen
Vegriff und Zahl wie Nachtgespenster kreisen.
Der Kranz von Rosen, die sich ihm erschlossen,
Ein Kranz von Feuer, seine Ztirne schmückt;
Denn Gluth hat sich in ihren Kelch ergossen,
Als seine Hand vom 2trouch sie abgepflückt.
Ambrosisch leuchtet's um die 2ilber!ocken;
Der Jugend Zauber fühlt er süß erschrocken.
„Und fragst Du mich, woher der Zauber stamme.
Den Du so schlau mir abgelistet hast?
V frag' danach der Hölle ew'ge Flamme,
Die Dich und mich mit ihrer Gluth erfaßt,
Und glaub' nicht, daß die Huld der Himmelsmächte
Uns Vlumen in den Kranz der liebe stechte.
„3o wisse denn, als «in verwaister Knabe
Irrt' ich daher durch das Walliser land.
Ich lebte dürftig von erbet'ner Gabe,
Ais ich zuletzt ersehnte Zuflucht fand.
Ein armer Kohler nahm mich zum Genossen,
Und seine Meiler pflegt' ich unverdrossen.
„Und schritt ich durch den Wald — der Wipfel Rauschen
Erfüllte mich mit 3chauern todesbang,
Und nicht dem tied der Vögel mocht' ich lauschen;
Cief in die 3eele schnitt mir ihr Gesang.
Froh grüßt' ich nur den Geier in den lüften,
Der Lule Aug' in hohlen Felsenkluften.
„3ah ich den Vach, wie er in sanftem Gange
Durch Vlumenau'n sein leuchtend 2ilber wand;
Mir war's, als sah' ich eine tück'sche schlänge;
Unsagbar war das Grau'n, das ich empfand.

sah ich den stillen see im Mondenlichte,
Erschreckten mich unheimliche Gesichte,
„Doch jauchzen könnt' ich mit den Katarakten,
wo wog' auf wog' ihr lebensblut verschäumt;
Mit stürmen, die des Ufers Fellen packten,
Um deren kahles Haupt die Fluth sich bäumt.
Mir war es tust, sah ich ein schiff versinken,
Des Meeres Abgrund hundert leben trinken.
„Am Wege stand ein Kreuz — zum ersten Male
Ging ich vorbei im fahlen Vämmerschein;
Va glüht es plötzlich auf im Mondenstrahle
Und wie ein Vlitz durchzuckt es mein Gebein,
Als ob mich eine Flammenruthe schlüge
Und meine stirn ein Feuerzeichen trüge.
„In's Kloster rief mich einst geheime sendung;
Vas Gotteshaus erfüllte mich mit Graun,
Auftaucht es plötzlich bei des Weges Wendung.
Ein düst'rer Vau, wie aus dem Fels gehaun,
Ein Kerker für die frommen Vüßerinnen,
Und Kreuze ragten hoch auf Thurm und Zinnen.
„Madonnenbilder in den Mauerblenden,
Das Iesuskindlein mit dem strahlenschein;
Va mußt' ich ab entsetzt die Vlicke wenden;
Im Herzen fühlt' ich namenlose Pein.
Ich floh zurück und hatte erst nach stunden
Geschloss'nen Aug's die schrecken überwunden.
„Und als ich dann den Klosterraum betreten,
Die schwestern sah, den grauen Motten gleich,
Um Altarkerzen flattern, knien und beten,
wie Mumien von wachs gespensterbleich:
Da schallte plötzlich aus den «Korridoren
Mein Hohngelächter in den sang der Hören.
„Kaum weiß ich, was da über mich gekommen,
Ein fremder Geist ergriff mich wüst und wild,
Und wie erschreckt bekreuzten sich die Frommen
Und in der Nische das Madonnenbild
schien um das Kind, das ihre Arme tragen,
Den blauen Mantel fester umzuschlagen.
„Man führte mich in eine düst're Zelle;
Da lag auf feuchtem stroh ein krankes Weib.
Die Kerze goß die zweifelhafte Helle
Auf bleiche Züge, den kasteiten leib;

<kin schatten schien sie nur, ein Veingerippe;
Am lager stand der Ted mit seiner Hippe.
„Doch nicht der Tod allein — ein Weib, das schlimmer
Als selbst der Tod mich ganz erfüllt mit Graun;
Gern hätt ich ausgelöscht der Kerze Schimmer,
Das wuthverzente Antlitz nicht zu schaun.
Die Geißel rastet in den müden Händen,
Veieit die blut'ge Arbeit zu vollenden.
„<ks war des Klosters Priorix — sie hatte
Die Zchuld'ge jetzt gepeinigt und verflucht;
Doch mir entgegen lies die Todesmatte:
.Mein 3ohn, mein söhn, den ich so lang gesucht!'
Ein Freudenschrei, der kranken Vrust entrungen , , ,
Und ihre Arme hielten mich umschlungen.
„Und sanfte Augen sahn auf mich hernieder;
Doch händeringend rafft sie sich empor;
von ihrem Jammer hallt die Zelle wieder,
Ein banger wcheruf zerreißt mrin Vhr,
Und sie beginnt zu beichten matt und leise
Und ihre stimme klingt wie Geisterweise,
„Im Klostcrgartcn war's — der tcnzeswonne
Geheimes Regen rings im Vlumenflor,
Am Himmel Flammen der versunk'nen öomie,
Und aus den Thälcrn stieg die Rächt empor.
Es zuckten Flämmchcn lüstern um die Vlüthen
Und Sterne fallend durch den Aether sprühten.
„Da füllte meine Vrust ein banges Ahnen,
Dem duulles sehnen glühend sich gesellt:
Gefühle fremd und traumhaft, die mich mahnen
An alle Reize der verschlossenen Welt;
Als müßten rings des Klosters Mauern sinken,
Als müßt' ich durstig sel'ges leben trinken.
„Da sah ich ihn . . . an einer Silberweide
5tand er gelehnt . . . wie stattlich die Gestalt!
wie schmuck im glanzvoll ritterlichen Kleide , . .
Die Züge jugendlich, des Vlicks Gewalt
Mich feurig bannend, daß ich war wie trunken
Und willenlos in süßen Traum versunke»,
„Ich wüßt' es nicht, wie er sich eingeschlichen,
wie er getäuscht des Klosters Pförtnerin!
Hat dieser Ritter mit der königlich.»
G^berde s? verzaubert ihren 5inn,

Daß sie dem wink gehorchte, dem Vefehle,
Gebannt wie ich mit willenloser 3eele?
„Ich sah es wohl ... auf seiner 3tirne glühte
Ein Zeichen und um's Haupt ein Flammenschein,
Mir war's als ob die (yuelle Funken sprühte
Und Feuer strömte aus dem Felsgestein,
Und in der Epheugrotte Dämmerungen
war grell ein flammenrothes licht gedrungen.
„Giebt's eine Glorie in den nächt'gen Reichen,
2o schlang er um die 5tirn sie siegsgewiß.
Nie sah mein Aug' auf Erden seinesgleichen;
Der Schleier, der den 3inn umfing, zerriß;
Mich faßt ein Schauer ungeahnter Wonnen
Und alles rings ist mir in Gluth zerronnen.
„Und als ich blind dem Zauber hingegeben,
Verauscht, entzückt in seinen Armen lag,
Da fühlt' ich dumpf der Grotte Grund erbeben;
Die wände schüttelte ein Donnerschlag,
Aufschlugen aus der Tiefe loh'nde Flammen;
Ich fuhr entsetzt empor und brach zusammen.
„Ich war allein — doch eine spräche fanden
Die Gluthen und wie Vonner traf's mein Vhr:
Es war ein Wort voll Grauen unverstanden,
Das in ein Hohngelächer sich verlor:
,G schönes Weib, das tucifer sich wählte,
Dem sich des Abgrunds Feuergeist vermählte.
,Die Hölle auch will die Madonna haben,
Die einst im Arm des Teufels Kindlein trägt;
Ich statt' es aus mit meinen reichsten Gaben,
Daß es die Welt in seine Fesseln schlägt.
Den Welterlöser fordr' es kühn zum streite;
Ich und die Meinen kämpfen ihm zur 3eite.
,Und mögen sie'- den weltverderber nennen,
Der Erde lebensblut pulsirt in ihm.
Ein Eden wieder soll die Menschheit kennen,
Zerbrochen sei das Schwert des Eherubim,
Und jede Leidenschaft darf sich erfrechen,
vom Lebensbaum die süße Frucht zu brechen.'
„Da sank die unglückseligste der Frauen,
Die lucifer gewählt zur Königin,
Newältigt ganz von namenlosem Grauen
verstummend plötzlich auf das lager hin;

Ein Zegenswort noch, das sie leis' gesprochen . .
Für immer war der Mutter Aug' gebrochen.
„Mich aber trieb des Vaters Geist von dannen.
Und 3ünd' und leidenschaft war mein Geleit;
Rebellen schuf ich hier und dort Tyrannen
Vis Krieg und Aufruhr Volk auf Volk entzweit;
Zu treulos wandelbarem liebesbunde
Reizt' ich die Ritter von der Tafelrunde.
„Da fand ich Dich und blieb im Ungewissen,
<vl> Du ein Himmelsbild, ein Höllenwahn,
Das süßeste von allen Hindernissen,
Die jemals hemmten meine wilde Vahn,
Und eh mein Herz dem Deinen sich verständigt,
Hast Du mit deinem Zauber mich gebändigt.
„Jetzt brich den Vann und sei es auf 3ecunden,
Gemessen mit dem Maße unsrer Zeit;
Dein ist das Wort, durch das ich, stets gebunden,
Dein 3clave bin für alle Ewigkeit.
Mich schmerzt der Kopf vom Dufte dieser Vlüthen;
Es ist so schwer ein dauernd Glück zu hüten.
„V laß mich Athem schöpfen auf der Erde,
Die Fesseln löse nur auf kurze Frist,
Daß ich ein Mensch mit andern Menschen werde;
Ich weiß ja doch, wo meine Heimat ist.
Glaub' mir's, in dieser Hecke ew'gen schatten
Muß selbst ein Höllengeist zuletzt ermatten.
„Zehn will ich nach dem Werk, das ich begonnen,
Das sicherlich gereift durch eig'ne Kraft
Im langen Kreislauf dieser tausend 3onnen.
Die Meinen waren nicht gleich mir in Haft;
Er durfte tapfer sich und rastlos rühren,
Der Zchwarm, den meine sieben Zünden führen.
„Ich muß hinaus — ein Vlick in Welt und lebe»,
Dann kehr' ich froh in Deinen Arm zurück,
wenn die Gedanken in die Ferne streben,
Dann ist bedroht das nächste sich're Glück;
Gleichgült'ger 3inn verlöscht der liebe Zchimmer,
Und wird sie gar zerstreut , . dann ist's noch schlimmer!"
<V eine kund'ge Fee war viviane,
Des Meisters Worte hatten ihr Gewicht,
Vefangen war sie nicht in jenem Wahne,
Der oft der liebe festes Nand zerbricht,

Als müßt' ihr hohes lied ganz ohne pausen
In athemlosem Cact durchs leben brausen.
sie lächelt hold; um ihre lippe» kichert
Li» leiser spott, der ihr entzückend steht.
„Dein leben, Deine lieb' ist mir versichert;
Ich laß Dich frei, zieh' in die Welt, Prophet,
Und heile sie r>o» ihren heil'gen Mängeln!
Den Zauber Hab' ich, Dich zurückzugängeln.
„Nicht klage» will ich, wie verlass'ne Vräute;
was gäben sie für dies mein Zauberwort?
V, ihnen klingt ein hochzeitlich Geläute
Unheimlich bang durch Nerz und leben fort.
Sieh' hin, und in der besten aller Welten
Mögst Du, mein thcurer Freund, Dich nicht erkälten.
5ie winkt, da öffnet plötzlich sich ein Vförtchen,
Der Hecke Ranken lösen den Verschluß,
Doch muß er fortziehn; ohn ein licbeswörtchen,
Und ohne Händedruck und ohne Ruß.
Nur ungern wird die liebe sich bequeme»
Zum Urlaubgeben und zum Abschiednehme»,
Die Fee ist ärgerlich, reißt ron der Hecke
Die Vlüthen ab, zerzupft dann Vlatt für Vlatt;
Ihr Auge folgt ihm eine weite strecke,
Dan» sinkt sie auf das lager gähnend matt.
„so werd' ich endlich etwas schlafen können . , .
Nach tausendsähr'ger lieb' ist mir's zu gönnen."
Ein Felsenring »»»schloß das Vlumencdcn,
Das i» des Weißdorns Ranken sich versteckt,
Und dies Asyl . . . unnahbar war's für Jeden,
Nie ward's durch einen fremde» Critt erschreckt.
Merlin mit dem geheimen losuiigsworte
Erschließt die wildoerwachs'ue Felse»pforte.
Ls führt ei» duuklcr Gang zur Riesengrotte;
Da steht aus Menschenschädeln ein Altar,
Mi: Flüchen ruchlos und rermcss'nem spotte '
Vrüigt hier Merli» der Höll' sein Vpfer dar,
stampft mit dem Fuß und ballt die Faust: Geberden^
Durch die geehrt die nächt'Zen Geister »'erden.

^,V Vater," ruft er dann, „mein Herr und Meister,
send' mir die treue und erprobte schaar,
Die schaar der kampfesmuth'gen Feuergeister,
Die längst für meine Dienste thätig war;
was sie vollbracht, das sollen sie mir zeigen;
Ich fuhr' zum sieg sie, bis die Welt mein eigen,"
<kin unterirdisch Grollen und es spalten
Die Wände sich; aus sieben Pforten tritt
Ein Kreis von sieben leuchtenden Gestalten
Und näbeit sich mit geisterhaftem schritt;
Die Zeichen, die auf ihrer stirne stammen,
verkünden, daß sie aus der Tiefe stammen.
Der «Lrste naht, das Haupt empor gerichtet,
Im Gang die selbstgewifse Majestät,
Und Kronen auf dem scheitel aufgeschichtet,
Indeß das Auge in die Ferne späht
Nach neuem Glanz, nach neuen Huldigungen,
Den Kranz verschmähend, den er schon errungen.
Doch edel sind und männlich kühn die Züge,
Die Wange frisch, das Auge sonnenklar;
Der Fuß zertritt die Heuchelei und lüge,
Die schlangen alle, die der staub gebar,
verächtlich schaut er die bescheidnen Geister:
.wollt Wahrheit ihr ergründen, werdet dreister."
Cs scheint der Dolch in seiner Hand zu sagen:
„Dem schicksal Trotz! Ich flucht' aus seinem Vann!
Ich kann die last des tebens nicht ertragen,
wenn in den Abgrund stürzt mein siegsgespann.
Nur auf den Höhen ist der Horst der Aare;
Ich falle . . . doch nur auf die leichen>Vahre"
Der Hochmuth spricht's; es st»ht in duft'ger Hülle
Zur seite ihm ein Weib mit Reiz geschmückt,
wie lockt der schönen Glieder iipp'ge Fülle,
Des Auges Gluth, entzückend und entzückt,
von langen, seidnen Wimpern überschattet;
Vft schließt sie's halb, von süßem Rausch ermattet.
Um ihre stirne blühen duft'ge Rosen,
Die königlichste ist des Vusens Zier;
Mit wallendem Gelock die lüfte kosen,
Umschmeicheln sie mit lüsterner Vegier;
wieviel sie schenkt, ihr Zauber wird nicht schwächer,
4lnd auf und nieder faltet sie den Fächer.

Die Wollust ist's: ihr naht der Gram vergebens.
Die Reue, welche Dornenkronen flicht;
3ie ruft: „Ich bin die hohe Fluch des lebens
Und kiimm're mich um seine Ebbe nicht.
Mag wer da will in meinen Armen sterben;
3üß ist der Cod und selig das verderben."
Und neben ihr, da kommt der Neid gegangen,
Der stets umsonst versagtes Glück ersehnt,
Mit scheelem Vlick und mit vergelbten Wangen,
Ein bleicher Kranker, auf den ilab gelehnt.
3ein Reich auf Erden bleibt ihm unverloren,
Mit jedem Vettler wird er neu geboren.
Die Greisin, welche die vcrschloss'ne Kiste
3o fest umkrampft in beiden Händen hält,
Angstvoll, daß nicht ein Feind sie überliste,
Denn voll von Feinden ist die böse Welt:
Die Habsucht ist's, die ihre schätze hütet
Und über ewig neuein Raube brütet.
Und glühend, mit der 3<irn geschwoll'nen Adern
Und jede Muskel kräftig angespannt,
wild, wie Gewitter, die am Himmel hadern,
Das Aug' ein Vlih, dem schlag vorausgesandt;
3o naht der Zorn mit drohender Geberde,
Ein Jüngling, doch ein macht'gcr Herr der Erde.
Des Meeres Vrandung spielt zu feinen Füßen;
Er eintet Cod, wo er den 3turm gesät;
Auflodern die Vulkane, ihn zu grüßen
Und huld'gen seiner wilden Majestät,
Er winkt ... die 3tcrne, die am Himmel wandern.
Zerschellen jählings, einer an dem andern.
Dann wirft er machtvoll, gleich empörten wogen,
Volk gegen Volk in heißem Kampfesdrang;
Er schwingt das 5chwert, er schwingt den Todesbogen,
Er ruft zum 5ieg, er ruft zum Untergang,
Führt den Erob'rer durch erschreckte Zonen
Und schleudert in den staub erlauchte Kronen.
Als letzte folgen lässig zwei Gestalten,
Die halb im schlaf des Meisters wort gehört;
sie nahn, indem sie sich umschlungen halten,
Unwillig, daß ein Rufer sie gestört.
Auf ihren Zügen glänzt ein voll Vehagen;
sie können kaum des leides Fülle tragen.

- Front Cover
- Title Page
- Table of Contents
- Section 1 - 1
- Section 2 - 10
- Section 3 - 52
- Section 4 - 68
- Section 5 - 88
- Section 6 - 95
- Section 7 - 149
- Section 8 - 154
- Section 9 - 154
- Section 10 - 454

Die Wollust ist's: ihr naht der Gram vergebens.
Die Reue, welche Dornenkronen flicht;
3ie ruft: „Ich bin die hohe Fluch des lebens

Und kiimm're mich um seine Ebbe nicht.
Mag wer da will in meinen Armen sterben;
3üß ist der Cod und selig das verderben."
Und neben ihr, da kommt der Neid gegangen,
Der stets umsonst versagtes Glück ersehnt,
Mit scheelem Vlick und mit vergelbten Wangen,
Ein bleicher Kranker, auf den ilab gelehnt.
3ein Reich auf Erden bleibt ihm unverloren,
Mit jedem Vettler wird er neu geboren.
Die Greisin, welche die vcrschloss'ne Kiste
3o fest umkrampft in beiden Händen hält,
Angstvoll, daß nicht ein Feind sie überliste,
Denn voll von Feinden ist die böse Welt:
Die Habsucht ist's, die ihre schätze hütet
Und über ewig neuein Raube brütet.
Und glühend, mit der 3<irn geschwoll'nen Adern
Und jede Muskel kräftig angespannt,
wild, wie Gewitter, die am Himmel hadern,
Das Aug' ein Vlih, dem schlag vorausgesandt;
3o naht der Zorn mit drohender Geberde,
Ein Jüngling, doch ein macht'gcr Herr der Erde.
Des Meeres Vrandung spielt zu feinen Füßen;
Er eintet Cod, wo er den 3turm gesät;
Auflodern die Vulkane, ihn zu grüßen
Und huld'gen seiner wilden Majestät,
Er winkt ... die 3tcrne, die am Himmel wandern.
Zerschellen jählings, einer an dem andern.
Dann wirft er machtvoll, gleich empörten wogen,
Volk gegen Volk in heißem Kampfesdrang;
Er schwingt das 5chwert, er schwingt den Todesbogen,
Er ruft zum 5ieg, er ruft zum Untergang,
Führt den Erob'rer durch erschreckte Zonen
Und schleudert in den staub erlauchte Kronen.
Als letzte folgen lässig zwei Gestalten,
Die halb im schlaf des Meisters wort gehört;
sie nahn, indem sie sich umschlungen halten,
Unwillig, daß ein Rufer sie gestört.
Auf ihren Zügen glänzt ein voll Vehagen;
sie können kaum des leides Fülle tragen.

Die eine weht mit ihrem palmenfächer
-ich Kühlung zu in's volle Angesicht;
Die »nd're schwingt in ihrer Hand den Vecher,
Den rings ein friichtereicher Kranz umflicht,
wer eine liebt, kann nicht die and're meiden;
Die 3chwelgerin und Trägheit sind die Veiden.
„Ihr Kinder dieser Welt, ihr tebensspender,"
Ruft jetzt Merlin, „ich grüße euren Vund;
Ich nahe als des großen Werk s Vollender,
Vis uns zu Füßen liegt das Erdenrund.
Mit ew'gen Kräften und geheimen Trieben
Veherrscht das leben ihr, unheil'ge sieben!
„Die fromme Weisheit und die Taubenmilde,
Die Tugend, die der «Lide Reiz verdammt.
Der ganze schwärm der kranken wahngebilde,
Der aus dem Hirn der Welterlöser stammt.
Er wird vor Euren« Hauch, unheil'ge Lieben,
wie ein zerstatternd Wolkenbild zerstieben.
„Und diesen fiebenfarb'gen Regenbogen,
Der unterirdischen 3onne wiederschein,
Hab' ich als 3trahlenkran; um's Haupt gezogen;
Ans Werk mit Euch, ihr Zünden, im verein!"
Er winkt . . . ihm folgt getreu die 3chaar der Lieben
Durch Felsen, die sich auscinanderschieben,
»Schlich >»!«!,)

Allerlei über Theater
und was damit zusammenhängt,
von
Wul Lindau.
— Veilin. —

heater und immer Theater! Was ist in diesen letzten Wochen über Theater Alles gesagt und geschrieben worden! Ueber alte Theater, die abbrennen, über neue, di? gegründet weiden oder wenigstens gegründet werden sollen.

Die alte Opöra oomi^u« in Paris wird ein Raub der Flammen, und die Zahl der Unglücklichen, die dabei in gräßlicher Weise um's Leben kommen, erreicht eine erschreckliche Höhe! betlagenswerthe Künstler, die ihr Beruf an die Unglücksstätte bannt, bejammernswerthe Zuschauer, die nach des Tages Last einige frohe Stunden künstlerischen Genusses suchen und den entsetzlichsten Tod finden. — Den Director des Burgthcaters, Adolf Wilbrandt, duldet es nicht mehr in dem engen Käfige der Verwaltung; mächtig arbeitet in ihm der dichterische Trieb, der Drang nach dichterischer Freiheit und Unabhängigkeit. Er hebt die Schwingen und flattert vergnügt davon in's Freie des dichterischen Schaffens.— Der Director unseres Schauspielhauses, Arthur Deeh. beklagt sich in einer Ansprache an die Künstler über die bittere Enttäuschung, die ihm die mühevolle Verwaltung seines Amtes bereitet, über die lieblose Verkenuung seiner Verdienste, über die gehässigen Anfeindungen, die ihm auf Schritt und Tritt entgegentreten, und reicht seine Entlassung ein. — Während sich die Wiener Burgschauspielcr dazu rüsten, den baufälligen, abscheulich häßlichen und doch so lieben, mit ruhmreichen und freudigen Erinnerungen ganz gefüllten Kasten am Michaelerplah zu räumen, wehmuthsvoll das schöne Lied anstimmen: „So leb' denn wohl, du altes Haus", und in den Herr-

lichen Prachtbau Hasenauers am Ring umzuziehen im Begriff stehen, während
das von Laube begründete, ebenfalls durch Brand zerstörte Stadttheater
zu einem gemüthlichen Tingeltangel gewöhnlichen Schlages umgestaltet wird,
gewinnt in Wien auch der Gedanke, ein großes, des Zweckes und der Ver-
hältnisse der schönen Stadt würdiges Vollstheater zu begründen, festere
Gestalt. Und in Berlin, das in Bezug auf die Zahl der Theater ungleich
günstiger bedacht ist als Wien, werden sogar zur Errichtung von zwei neuen
Bühnen in großem Stile die Vorbereitungen getroffen.

Kurzum: seit langer Zeit ist nicht soviel vom Theater gesprochen worden
wie während der verflossenen Wochen: Von wichtigen Veränderungen in der
Leitung der Bühnen, wie von noch wichtigeren sachlichen Neuerungen. Und
da liegt für Denjenigen, der sich selbst aus Neigung und Beruf viel um
das Theater zu kümmern hat, die Versuchung nahe, sich in die allgemeine
Unterhaltung einzumischen, über dies und das, wie es ihm der unerschöpfliche
Stoff in fröhlicher Willtür bietet, sein Wörtchen mitzusprechen und ohne alle
lehrhafte Ansprüche zu plaudern.

Uns liegen natürlich die Berliner Theaterverhältnisse am nächsten;
und wer von den Berliner Theatern sprechen will, muß mit dem König-
lichen Schauspiel Hause beginnen. So will es die Ueberlieferung.

Ob unser Schauspielhaus seine berechtigte Stellung in der eisten Reihe
der künstlerischen Beachtung noch unbestritten behauptet, das freilich ist eine
andere Frage.

Kein zweites Berliner Theater erfreut sich so mächtiger Begünstigungen
wie unser Schauspielhaus. Es hat ein conservatives Stammpublikum, treue
und anhängliche Gönner, die eben überhaupt nur das Schauspielhaus als
das wirkliche Berliner Theater anerkennen und sich zu einer milden Würdigung
der Leistungen der anderen Bühnen immer nur unter der Voraussetzung ver-
stehen, daß das Schauspielhaus von jeder unliebsamen Vergleichung ausge-
schlossen werde. Für sie ist eben das Schauspielhaus, wie die ersten Finnen
für die Jury der Weltausstellung, ,,lwi-z coiiWui-Z". Das Haus ist in der
glücklichsten Lage aufgebaut, im Herzen des Verkehrs, auf einem schönen
weiten Platze, ein Meisterwerk Schintels, von wundervoller Architektur, mit
einem zwar etwas kahlen und steifen, aber in den Verhältnissen wundervollen,
ja unübertrefflichen Schauspiel- und Zuschauerraum, der bei der Vorzüglich-
keit und Sorgfalt der Königlichen Verwaltung in bestem Zustande erhalten
wird. Von den Schätzen an Costümen, Tecorationeu, Möbeln und Requi-
siten, die dank der liebevollen und aufmerksamen Pflege sich in gutem Zu-
stande erhalten, und die sich im Laufe der langen Jahre angesammelt haben,
macht man sich kaum eine Vorstellung. Ich selbst habe ganz zufällig Kenntniß
davon erhalten, als ich eines Tages mit Genehmigung des verstorbenen
Generalintendanten, Herrn von Hülsen, in Begleitung des damaligen, in-

zwischen ebenfalls verstorbenen Direktors Julius Hein die imposanten Magazine durchwanderte, um mir für eines meiner Stücke die geeigneten Möbel auszusuchen. Ich war aufrichtig erstaunt über den kostbaren Inhalt dieser Magazine, namentlich über die herrlichen alten Möbel, die vermuthlich, wenigstens zum Theil, aus den Königlichen Schlössern stammen. Ich sprach auch Hein gegenüber meine vollste Verwunderung darüber aus, baß man von diesen Prachtstücken auf unserer Bühne so wenig zu sehen bekomme. Er gab mir achselzuckend zur Antwort, daß die verfügbaren Räume im Königlichen Schauspielhause schon ohnehin überfüllt seien, und daß es zu viel Umstände mache, die Möbel beständig aus den Magazinen in's Schauspielhaus und aus dem Schauspielhause wieder in die Magazine zu bringen.

In finanzieller Beziehung ist das Schauspielhaus in seiner Eigenschaft als Königliches Institut unvergleichlich besser gestellt als alle anderen Bühnen. Während diese wie mittellose Arbeiterkinder im Schweiße ihres Angesichts ihr tägliches Brot verdienen müssen und lediglich auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesen sind, also verkümmern und zn Grunde gehen, wenn sie nicht genug verdienen, hat jenes den starten Rückhalt eines andauernden und nahezu unbeschränkten Zuschusses, der sich lediglich nach den Bedürfnissen bemißt; und mit großartiger Freigebigkeit öffnet sich regelmäßig die väterliche Börse, wenn es noththut.

Das Königliche Schauspielhans zahlt eine ganze Anzahl verdienstvoller und tüchtiger Künstler; wir brauchen nur zu erinnern an Liedtcke, Ludwig, Oberländer, an das Kahle-Keßler'sche Ehepaar, an Elara Meyer, die sich zum Theil schon seit einer langen Reihe von Jahren der besonderen Gunst unserer Theaterfreunde erfreuen, und zu denen später noch andere vortreffliche Schauspielträfte, wie Fräulein Schwartz, Jenny Groß, Keßler, Müller-Hanno und vor Allem die mit hervorragendem Tarstellungstalent begabten Vollmer und Fräulein Conrad hinzugetreten sind. Die ruhmreiche und machtvolle Ueberlieserung der Vergangenheit wirkt noch immer nach. Mehr als von jeder anderen Berliner Bühne kann mau vom Schauspielhause sagen, daß es seinen eigenen Stil besitzt. Mag dieser Stil auch etwas altfränkisch sein, er hat doch immerhin seinen bestimmten vornehmen Eharaktcr, und wenn ihm auch ein etwas wärmeres und lebendigeres Temperament zu wünschen wäre, so hält er sich dafür doch frei von allen Ausschreitungen und Geschmacklosigkeiten.

Somit vereinigen sich die denkbar günstigsten Bedingungen, um diese iiunstanstalt in den Mittelpunkt des Bühneninteresses zu rücken und um sie zu befähigen, sich dort als Alleinherrschern! zu behaupten. Wie sich in Wien trotz der eifrigsten Bemühungen einsichtiger und hervorragender Bühnenpralnker leine andere Bühne auch nur auf die Höhe eines ernsthaften Vergleichs mit dem Vurgtheater erheben kann, so sollte auch das Schauspielhaus in Berlin im ernsten Schauspiele in unerreichbarer Erhabenheit dastehen.

Diese Majestät wird aber von der großen Mehrheit unserer Theaterfreunde nicht unbedingt anerkannt. Die Aengstlichkeit und Zurückhaltung der

Verwaltung und Leitung, die sich in weithin vernehmlicher Weise Vor Allem
in der Ablehnung gewisser Bühnendichtungen äußern, haben den Muth und
Unternehmungsgeist der Directoren von Privattheatern beflügelt und die
Aufmerksamkeit des Publikums und der Kritik viel öfter, als es hätte ge-
schehen sollen, von der Königlichen Bühne abgewandt und auf diese Privat-
theater gelenkt.
Wenn ein Trauerspiel von der dichterischen Bedeutung des „Gracchus"
von Adolf Wilbrandt mit einem Darsteller wie Ludwig Varnay in dem fernen
und ungastlichen Nationaltheater gegeben wurde, fo mußten die Berliner
Theaterfreunde sich Wohl oder übel dazu entschließen, die weite Strecke nach
dem Weinbergsweg zurückzulegen, und der Kritik drängte sich die Frage auf:
weshalb wird ein Drama wie dieses nicht im Königlichen Schauspielhause
gegeben? Welche besundern Rücksichten walten hier ob, um dieses Stück, das
ohne irgendwelchen Anstand im Hause des Kaisers von Oesterreich auf der
Bühne des k. l. Hofburgtheaters gegeben wird, von unserer Hofbühne aus-
zuschließen? Monarchischer als der Kaiser von Oesterreich brauchen wir doch
auch nicht zu sein. Und woher kommt es, daß wir genöthigt sind, das
Nellealliance-Theater aufzusuchen, um die erste Bekanntschaft mit Albert
Lindners „Bluthochzeit" zu machen? Weshalb tritt das Königliche Schauspiel-
haus sein Herrenrecht auf Ernst von Wildcnbruchs „Karolinger" an das
Victoriatheater ab und gönnt diesem Trauerspiel eine Stätte in seinem
Repertoire erst, nachdem es in einem Privattheater bereits eine lange Reihe
von Vorstellungen erlebt hat? Weshalb vermählt es sich erst mit der Wittwe,
nachdem es die Jungfrau verschmäht hatte?
Wenu durch diese glücklichen Streifzüge das eigentliche Gebiet des König«
lichen Schauspielhauses nur gelegentlich und vorübergehend beunruhigt war,
so bildete sich in dem Residenztheater ein festgegliederter, gut verwalteter
theatralischer Kleinstaat, dessen Rührigkeit, dessen kräftige und mit Erfolg ge-
krönte Leistungen nicht zu unterschätzen waren.
- Ich spreche dabei nicht von denjenigen Stücken, die das Schwergewicht
des Repertoires des Residenzlheaters bilden, nicht von den französischen
Sensationsstllcken. Ich begreife vollkommen den Standpunkt des Herrn von
Hülsen und finde es in hohem Grade anerkenneuswerth, daß sich der oberste
Leiter der Königlichen Bühne nicht auf einen seiner Stellung und der heimischen
Dichtung überhaupt unwürdigen Wettbewerb mit den Directoren der Privat-
theater wegen Erwerbung der französischen Stücke eingelassen hat.
Ter Tirector eines Privattheaters, für den das gute Geschäft eine Lebens-
frage ist, mußte sich unter Umständen zu demüthigenden Bedingungen bereit
finden lassen, die ihm von den Agenten der französischen Dichter auferlegt
wurden; er mußte sich aus diesen geschäftlichen Gründen dazu verstehen, den
fremdländischen Dichtern sicherere Bürgschaften zu bieten und stärkere Ve-

günstigungen einzuräumen als den vaterländischen. Ter Leiter der ersten und vornehmsten deutschen Bühne brauchte sich darauf nicht einzulassen und durfte es nicht thun. Herr von Hülsen hat Wohl daran gethan, sich von der Pariser Vühnenmesse grundsätzlich fernzuhalten und selbst bei der großen Wahrscheinlichkeit bedeutender materieller Erfolge mit den Franzosen keine Verträge auf einer Basis abzuschließen, die dem zur Förderung der deutschen Bühnentunst Berufensten unannehmbar erscheinen mußte, seine Hauptaufgabe vielmehr in der Pflege der heimischen Dichtung zu erblicken.

Aber außer diesen französischen Stücken brachte das Nesidenztheater, namentlich unter Emil Claars Leitung, eine ganze Reihe deutscher Stücke mit großem Erfolge zur Aufführung: Dichtungen, die auf anderen deutschen Hofbühnen schon ihre vollste Schuldigkeit gethan hatten, und von denen der Laie nicht begriff, weshalb sich unser Schauspielhaus so spröde ihnen gegenüber Verhielt. Ich nenne hier nur Wilbrandts „Arria und Messalma", von Charlotte Wolter mit beispiellosem Erfolge hier eingeführt und von Frau Claar-Delia mit vollstem Gelingen fortgesetzt, und andere Schauspiele desselben Dichters, wie „Die Tochter des Herrn Fabricius", „Auf den Brettern". .Natalie" u. s. w.

Diese Vorstellungen wurden für die Hoheit des Schauspielhauses insofern einigermaßen bedenklich, als sich die Theilnahme unseres Publikums nicht blos durch die Eigenschaften der Dichtungen angeregt fühlte, sondern auch durch die zum Theil vortreffliche Tarstellung und durch die außerordentliche Sorgfalt der Regie. Schon unter dem Begründer des Residenztheaters, Albert Rosenthal, hatte sich eine bemerkeuswerth gute Schauspielcrgesellschaft da zusammengethan, die unter dem Nachfolger des Begründers, unter Emil Claar, sich noch erheblich festigte und vermehrte. In Frau Hermine Claar-Delia besaß das Nesidenztheater eine Heroine mit herrlichen Mitteln und von unermüdlichem Fleiße, die sehr bald zu einer der geachtetsten Stellungen in der Berliner Künstlerwelt ausstieg; in Kepplcr einen vorzüglichen Bunvivant, frisch und jugendlich, dem auch die ernsten Töne der Leidenschaft nicht versagt waren; in Beckmann einen gemüthlichen und humorvollen Salunkomiler, und vor Allem in Mathilde Ramm das reizendste, rührendste und echteste Talent für sentimentale junge Mädchen, das seit langen Jahren auf der deutschen Bühne gewirkt hat, eine entzückend liebliche Künstlerin, die, kaum dem Kindesalter entwachsen, im ersten frischen Erblühen von einer heimtückischen Krankheit dahingerafft worden ist.

Vorstellungen mit solchen Künstlern waren durchaus dazu angethan, die Aufmerksamkeit unserer Theaterfreunde hervorzurufen und Vergleichungen mit den Leistungen jener bevorzugten Bühne, die sich bisher im Alleinbesitz des großen Schauspiels befunden hatte, anzuregen. Und man kann nicht behaupten, daß dieser Vergleich immer zu Ungunsten des kleinen Theaters ausgefallen Ware. Man sah nun schärfer hin und bemerkte, daß die Aufführungen, deren man sich freute, auch mit großer Umsicht und Sorgfalt vorbereitet waren und daß die Bühne ein für das Auge gefälliges Bild darbul.

Von den eben genannten Künstlein gehört freilich keiner mehr dem heutigen
Bestände des Residcnzthealers an, und von dem alten Residenztheater ist
eigentlich nur der Name übrig geblieben; aber nach einer unglücklichen Zeit
des Verfalls ist es unter feinem letzten Tirector Anton Anno wieder auf-
gestiegen und hat gerade wie früher in erster Reihe mit französischen, dann
aber auch mit deutschen Stücken in vortrefflicher Besetzung — wir nennen
unter den Künstlern des Nesidenztheaters nur Frau Charlotte Frohn, Fräulein
Zipser und Wolff, die Herren Reicher, u. Hoxar und Brandt — große nnd
schöne Erfolge erzielt. Tirector Anton Anno hat in der Inscenirung. besonders
in der geschmackvollen Ausstattung so Neachtenswerthes geleistet, daß er jetzt
zum Leiter der Königlichen Bühne an Stelle des scheidenden Herrn Teetz in
Aussicht genommen worden ist.

So war das Residenztheater, namentlich unter Claar, allmählich aus
der Hinterreihe, in der es sich zunächst bei seinen bescheidenen Ansängen ge-
halten hatte, unbemerkt in die Reihe der beachteten und ernsthaft gewürdigten
Bühnen vorgerückt; und eine erste Vorstellung im Residenzthcater war kaum
ein geringeres „Ercigniß" für unser Publikum, als eine erste Vorstellung am
Gensdarmenmarlt.

Mancherlei Sachliches und Persönliches hatte sich auf diese Weise zu-
sammengefunden, um zunächst gelegentlich, allmählich aber dauernd einen Theil
des Interesses dem Königlichen Schauspielhaus?, das sich ehedem im Alleinbe-
sitz der ungeteilten Gunst aller Freunde des ernsthaften Schauspiels befunden
hatte, zu entwenden. Die Getreuen des Gensdarmenmartts erkannten nicht
ohne Sträuben an, daß auch anderweitig gute Stücke gut gegeben wurden.
Die Klagen der Unzufriedenen mehrten sich.

Da erstand dem Schauspielhause der ernsthafteste Nebenbuhler: das
Deutsche Theater, das schon durch seinen dem ll^üti-e tranc^ni« glücklich
nachgebildeten Titel mit den hohen Ansprüchen einer eisten Bühne auf den
Kampfplatz trat und das Königliche Schauspielhaus auf deffen eigenstem Ge-
biete zum Kampfspiel aufsuchte.

Nicht mit der Freude Feierklange wurde das Kind begrüßt, viel-
mehr tönte die Glocke bangen Grabgesang, als ob ihre Tranerschläge einen
Wanderer auf dem letzten Wege zu begleiten hätten.

Bei der ersten Kunde von der Begründung des Deutschen Theaters
schüttelten „Alle, die zum Bau gehören," bedenklich den ttopf. und als der
Plan dieses künstlerischen Neubaues in seinen bestimmteren Grnndziigen und
schärferen Umriffen bekannt wurde, verschärfte sich dieses Bedenken zu düsterstem
Pessimismus. Das noch im Entstehen Begriffene wurde schon dem sichern
Untergang geweiht, das Werdende als gewesen betrachtet. Uebereinstimmend
ivaren alle mit den Theaterverhältnissen und Theaterpersönlichkeiten Vertrauteren
der Ansicht, daß hier etwas Unausführbares geplant wurde.

Mit einem der erfolgreichsten deutschen Bühnenschriftsteller, der sich in der selbstständigen Leitung einer größeren Bühne bereits bewährt und unter den schwierigsten Umständen verhältnismäßig Hervorragendes geleistet hatte, mit Adolph L' Arronge, hatten sich vier ausgezeichnete Bühnenkünstler verbunden, die sowohl als Schauspieler, wie als Tirectoren und Regisseure an den vornehmsten deutschen Theatern mit vollstem Gelingen gewillt hatten: Ludwig Barnay, August Förster, Siegwart Friedmann und Friedrich Haase. „Ein Quartett von vier ersten Geigen" nannte es Herr von Hülsen achsclzuckend mir gegenüber, und mit diesem Worte wies er auf einen der hauptsächlichen Punkte hin, die ihn von vornherein zu einer sehr steptischen Beurtheilung des werdenden Unternehmens veranlaßten.

Försters schauspielerische Eigenart bewegte sich auf ihrem eigenen Geleise, und da war ein Zusammenstoß mit den künstlerischen Individualitäten der Genossen kaum zu befürchten; Barnay, Friedmann und Haase aber mußten sich, so grundverschieden ihre künstlerischen Besonderheiten auch von einander waren, beinahe immer begegnen; und daß diese Begegnung allzeit einen guten Ausgang haben würde, ließ sich bei der Eigentümlichkeit des schauspielerischen Wirkens allerdings kaum erwarten. Da schienen Reibereien von vornherein als unausbleibliche, da war der Keim zur Bildung von Gegensätzen gelegt, da war es in der That nicht unwahrscheinlich, daß diese Gegensätze mit der Zeit eine Schroffheit annehmen würden, die ein gedeihliches Zusammenwirken der Genosseil schädigen, ja völlig untergraben könnte.

Neben diesen persönlichen ungeschäftlichen Schwierigkeiten, die die Kundigen vorahntcn, wurden aber auch geschäftliche geltend gemacht. Man fragte sich ganz einfach: Was kann ein Theater, das keinerlei Zuschuß erhält, das sein Dasein lediglich aus seinen eigenen Mitteln zu bestreiten hat, das über einen verhältnißmäßig »nr kleinen Raum verfügt, das mit seinen Eintrittspreisen innerhalb des Rahmens der Berliner Theaterpreise bleiben muß, das eine Gesellschaft von ersten Künstlern zusammenbringen will — was kann ein solches Theater unter den günstigsten Bedingungen erübrigen? Und wenn dieser Reingewinn in fünf Theile gethcilt werden muß, wieviel kommt da auf den Einzelnen? Und endlich: steht dieses Vruchtheil des Reingewinns im Verhältnis; mit den Einnahmen, die die genannten Künstler bisher mit ihren glänzenden festen Engagements mit langem Urlaub, mit ihren ungewöhnlich ergiebigen Gastspielen erzielt haben? Und die Antwort, die die Bühuenpraltiker auf diese Fragen gaben, war die: daß, selbst wenn das Theater die glänzendsten Geschäfte machen würde, jeder einzelne der am Gewinn Beteiligten doch nicht auf seine Rechnung kommen dürfte.

Die Einzigen, die diese Bedenken nicht theilten, waren die Betheiligten selbst. Durch Talent und Fleiß hatten sie sich mit den Jahren bevorzugte und feste materielle Stellungen geschaffen. Ihre Mittel gestatteten es ihnen, ihren künstlerischen Ehrgeiz an höhere Ziele zu setzen. Sie waren des unsteten Wanderlebens von einem Orte zum andern, des Herumspielens mit

allerlei Kunstbeflissenen und des Abspielens derselben Paraderollen müde, sie
waren ruhebedürftig, und der Gedanke einer stetigen und ständigen künstlerischen
Thiitigkeit in der Hauptstadt, an einem Institute, das das Höchste anstrebte,
war für sie ungemein verlockend; diesem höheren Ziele konnten sie schon um
der inneren Befriedigung und der äußeren Annehmlichkeiten willen ein finan-
zielles Opfer bringen; und schließlich, wenn das Theater sich fo entwickelte,
wie gehofft wurde, so bot es doch Wohl noch einem jeden der Netheiligten
eine glänzende Entschädigung seiner Mühen.
Sie lachten ob der Kassandra-Nufe der Schwarzseher über die Uneinigkeit,
die in persönlichen Fragen hereinbrechen, über die Sonderinteressen, die sich
gebieterisch geltend machen und die Gemeinsamkeit spalten würden. Sie
glaubten, daß die Gemeinsamkeit der "künstlerischen und persönlichen Interessen
mächtig genug sein würde, um jede Unebenheit zu glätten, um jeden Gegen-
satz zu beseitigen. Sie erinnerten sich daran, daß „Raub begeht am allge-
meinen Gut, wer selbst sich hilft in seiner eigenen Sache" und gingen unbe-
kümmert um das Jammern der Klageweiber frisch und fröhlich an die Arbeit.
Sie fesselten sich selbst durch Verträge, die so bindend waren, wie es Ver-
träge überhaupt sein können. Es sollte dem Einzelnen in der That nicht
leicht gemacht weiden, sich von der Gemeinsamkeit loszulösen; nur mit sehr
drückenden materiellen und schweren moralischen Opfern tonnten die selbstge-
schmiedeten Fesseln gesprengt werden. So waren denn auch die Vorver-
handlungen von dem besten Geiste beseelt; in allen wesentlichen Fragen
herrschte unter den Begründern des Deutschen Theaters vollkommene Eintracht;
es war ein rühmliches Wettbewerben in gegenseitiger Unterordnung, in
freudigem Entgegenkommen,
Mit einem ernsthaften künstlerischen Erfolge, der die neue Bühne sogleich
zu einer der hervorragendsten deutschen Kunstanstalten stempelte, wurde das
Deutsche Theater eröffnet, und wie für den Eid war auch dieser „<nup
ä's852i un coup cl<3 ml»1»r<?". Mit diesem einen Schlage war das Deutsche
Theater in die vorderste Reihe der Berliner Bühnen vorgerückt.
Aber es währte nicht lange, und die Schwarzseher jubelten; sie hatten
Recht behalten! Sie jubelten zu früh, denn sie hatten tatsächlich doch nicht
Recht behalten. Freilich schieden Friedrich Haase und Ludwig Barnay aus
dem Kunstverbande aus, freilich hatte das Deutsche Theater den Verlust dieser
hervorragenden DarstellungZ- nnd Regiekräfte bitter zu beklagen. Das
Deutsche Theater war indessen von vornherein schon so gefestigt und so sachlich
stark, daß das Persönliche, so empfindlich es auch wirken mochte, die Sache
selbst nicht mehr zu erschüttern im Stande war.
Diejenigen, die da meinten, vielleicht auch hofften, daß mit der Auf-
lösung des ursprünglichen Künstlerverbandcs das Deutsche Theater selbst zer-
fallen würde, sind durch die Thatsacheu eines Andern belehrt worden. Ohne
von dem von vornherein vorgezeichneten Wege auch nur einen Schritt abzu-
weichen, hat es sich behauptet und rühmlich behauptet, trotz aller Schwierig-
?

leiten, die es gleich beim Beginn seiner Laufbahn zu überwinden gehabt hat.
trotz aller Widerwärtigkeiten, die ihm bei seinem weiteren Fortschreiten eben«
sowenig erspart geblieben sind, wie jedem andern ernsten Beginnen. An der
Künstlerschaft des Deutschen Theaters ist viel gerüttelt und geschüttelt worden,
und so manche Frucht, die erst hier gereift war, ist abgefallen und von
Andern eingeheimst. So war es hier wie allerorten, und so wird es weiter
sein. Anhänglichkeit ist nicht gerade die Tugend, durch die sich die dar-
stellenden Künstler besonders heruorthun. Aber auch dafür giebt es einen Aus-
gleich in der behaglichen Undankbarkeit des Publikums, das feine verhätschelten
Lieblinge nur zu bald vergißt, wenn ihm die Gelegenheit entzogen wird,
diesen seine Gunst zu bezeugen. Nicht nur vom Theater, ganz allgemein
gilt der Satz, daß, wenn auch Mancher, der scheidet, schwer ersetzt weiden
kann, doch Niemand unentbehrlich ist; und unendlich wichtiger als alles
Persönliche ist das Sachliche, als das Besondere das Allgemeine. Und wenn
ein Nutzend der hervorragendsten und beliebtesten Künstler aus dem Theater
ausscheiden, das Theater wird trotzdem auf feiner Hohe bleiben, wenn es
neue Kräfte heranzieht und bildet, mit Fleiß, Umsicht und Geschmack gute
Vorstellungen ermöglicht und vom Glück einigermaßen mit guten Stücken be-
günstigt wird.
L'Arrunge ist ein ausgezeichneter, kluger, mit Feinsinn ausgestatteter
Director. August Förster, der zu seinem Berufe einen klaren Verstand und
eine tiefe Bildung mitbringt, ist unter Heinrich Laube aufgewachsen und hat
sich mit ihm in der Kunst, die einzelnen darstellenden Kräfte für die besonderen
ihnen zugewiesenen Aufgaben zu schulen und die Einstudirung zu durchgeistigen,
entwickelt und eine Bedeutung erlaugt, die ihm erst vor Kurzem die hohe
Ehre eingebracht hat, einen Ruf nach Wien zur Leitung des Aurgtheaters zu
erhalten. Siegwart Friedman», ebenfalls ein Laube-Schüler, besitzt im Fache
der Charakterrollen eine der hervorragendsten Begabungen, eine wunderbare
Vielseitigkeit und Wandelbarkeit, eisernen Fleiß und den ernstesten Kunsteifer.
Das ist das leitende Triumvirat. Und man wird zugestehen müssen, daß die
Besorgnisse vor der Zukunft einer fo geleiteten Bühne, wenn diese auch den
einen oder andern ihrer ausgezeichneten Künstler eingebüßt hat und noch einbüßen
wird, kaum begründete sind. Warten wir es doch ab, zerbrechen wir uns nicht
den Kopf um das, was geschehen wird, denken wir an das, was geschehen ist!
Vergegenwärtigen nur uns, daß in den vier Jahren, die mit dem
beginnenden Herbst seit der Begründung des Deutschen Theaters verflossen sein
weiden, außer den beiden Sucietären Förster und Friedmann und den beiden
ausgeschiedenen Mitbegründern Friedrich Haase und Ludwig Barnay die
tüchtigsten und gefeiertsten Künstler zum Verbände des Deutschen Theaters
gehört haben und zum großen Theil noch gehören, wie Hedwig Niemann,
Anna Havelland. Georg Engels. Gustav Kadelburg, Marie Carlsen, die auf
dem Deutschen Theater ihre Berliner Erfolge von früher erneuert und ver-
stärkt haben; daß wir durch das Deutsche Theater die künstlerischen Eigenschaften

Von Andere», die wir bisher kaum oder gar nicht kannten, schätzen gelernt habe», ich meine Josef Kainz, Otto Sommerstorsf, Mar Pohl, Franz Schönfeld, Oscar Höcker, Agnes Torma, Anna Jürgens, Teresina Gcssner, zu denen in jüngster Icit noch drei Künstlerinnen von ausgesprochener Bedeutung gekommen sind: die Damen Nugnar, Ortwi» und Hausner.
Tiefe Vereinigung bemerlenswerther künstlerischer Kräfte hat sich vom ersten Augenblicke an in ernster und zweckmäßiger Arbeit geübt, und das merkt man einer jeden Vorstellung des Deutschen Theaters an, wenn auch nicht alle >iuf derselben Höhe stehen.
Bei der wichtigsten Frage, der Bildung des Repertoires, stellte sich das Deutsche Theater von vornherein auf de» Standpunkt, bei aller Pflege der zeitgenössischen Dichtung sich doch möglichst unabhängig zu machen von dein, was der Tag bringt. Das Wallnertheater war ein warnendes Beispiel.
Dieses war sozusagen genöthigt, jedesmal sein ganzes Vermögen auf eine Karte zu setzen, und die Frage, ob eine Posse einschlug oder durchfiel, entschied fast immer über Sein oder Nichtsein. Und in derselben üble» Situation befanden sich alle die Theater, die mit Fieber und Bangen der „Novität" aus der Heimat oder der Fremde entgegensahen, entgegensehen mußten, da diese das Hauptsächliche, ja das alleinige Subsistenzmittcl für den Winter bot.
Das Deutsche Theater war daher. oestrebt, sich einen festeren Rückhalt zn lx'schaffen. Die Gastspiele der Meininger hatten nun aber aller Welt die Angen darüber geöffnet, daß die Inscenesetzung der Klassiker, wie sie vor den Meiningern bei uns die übliche gewesen war, sich überlebt hatte, daß diese durch das Alter langweilig, gran, vergilbt und verblichen war. So galt denn auch das ernste Bemühen des Deutschen Theaters vor Allem der Auffrischung unserer klassischen Dramen durch junge Kräfte in der Darstellung, durch farbige Lebendigkeit in künstlerischem Nahmen. Auf diesem Gebiete hat auch das Deutsche Theater eigentlich seine stärksten und dauerhafteste» Erfolge erzielt. Die Aufführungen von „Kabale und Liebe", „Ton Carlos", „Die Räuber". „Fiesco". „Emilia Galotti". „Nathan", „Romeo und Julie". „Käthchen von Heilbronn", „Prinz von Humbnrg", „Richter von Zalamea", ja selbst von „Antigone", übten den vollen Reiz der Neuheit und besaßen, um den geschäftlichen Ausdruck zu wählen, die stärkste „Zugkraft", die sich durch das weise Princip des Nichtabhetzens auch dauernd erhalte» hat. We»» ein klassisches Stück auf dem Zettel steht, ist das Deutsche Theater voll, und in den meisten Fällen sogar vollkommen ausverkauft.
Daneben sind aber auch die erfolgreichsten Lust- und Schauspiele der zeitgenössischen Dichter während der letzten Jahre fast ohne irgend eine Ausnahme sammt und sonders im Deutschen Theater gegeben worden.
Und so darf man Wohl sagen: das Deutsche Theater verrichtet seit seinem Bestehen die eigentliche Arbeit des Schauspielhauses und es er»tet die Früchte seiner Arbeit.

25(1 sa»l lindan in Ncrlin.

Das Berliner Publikum war ganz erstaunt gewesen, als ihm durch das Deutsche Theater die Bekanntschaft mit einer Reihe jugendlicher, anmuthiger und tüchtiger schauspielerischer Kräfte vermittelt wurde, und die Kritil gab diesem Erstaunen mitunter auch einen für das Königliche Institut nicht eben angenehmen Ausdruck. Denn die beliebtesten Künstler der Königlichen Bühne gehörten dieser doch schon seit einer längeren Reihe von Jahren an, und in jüngster Zeit gerade, während das Deutsche Theater seine rührige Thätigleit entfaltete, war für die Hofbühne kaum ein Künstler, der es zu rechter Beliebtheit zu bringen vermocht hätte, gewonnen worden.

Dagegen hatte das Schauspielhaus die schwersten und schmerzlichsten Verluste erlitten. Die beiden gefeiertsten Künstler der Hofbühne, Meister Theodor Döring und die herrliche Minona Frie b - Blumauer, waren gestorben.

Auch der treffliche Bern dal war aus der Reihe der Lebenden geschieden, und keines der neugewonnenen Mitglieder war im Stande, die Schwere des Verlustes zu mindern, geschweige denn den Verlust vergessen zu machen.

Und daneben droht mm jetzt der Verlust des prächtigen Liedtcke! Ja, es ist wahr, die Jahre, die diesen ausgezeichneten und gewissenhaften Künstler zwar in liebevollster Weise geschont haben, sind doch nicht ganz unmerklich au ihm vorübergegangen. Es ist auch richtig, daß viele Nichtberliner die Beliebtheit dieses Künstlers nicht Vollkummen begreifen, daß sie Anstoß nehmen an manchen Ecken und Kanten seines Wesens, an seiner Sprödigleit und Steifheit. Mau muß Norddeutscher sein, um Liedtcke zu verstehen und lieb zu gewinnen. Hat man aber das Verständniß für Liedtcke — «nd nahezu das gcsammte Berliner Publikum erfreut sich dessen —, so entdeckt man in diesem Künstler eine Summe von Eigenschaften, wie sie nur bei sehr wenigen Schauspielern der Gegenwart vereinigt sind: eine Gesundheit und Fülle des Humors, eine Echtheit des Wesens, eine künstlerische Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit von ganz unschätzbarem Werlhe.

Liedtcke, der einzige der lebenden Schauspieler der Königlichen Bühne, der vor Hülsen bereits dem Verbände des Königlichen Schauspielhauses angehörte, und der jetzt noch eine Frische und Rüstigkeit sondergleichen besitzt, obwohl ihm der Geburtsschein die ganz jugendlichen Rollen allmählich versagt, ist für uns noch immer der Typus des echten Berliner Hofschauspielers. Er bringt den Abglanz einer fröhlicheren Vergangenheit in unsere Tage hinein. Er hat etwas Herzerfrenendes, das uns Alle, die wir nicht mehr ganz jung sind und verschiedene Geschlechter haben Vorüberrauschen sehen, freudig anmuthet und zugleich wehmüthig stimmt über das Entschwinden der „guten alten Zeit".

Das haben wir wieder erfahren am hundertjährigen Iubiläumsabend des Schauspielhauses. Sobald Liedtcke nur auf die Bühne kam, wurde es licht und warm, es ging ein ganz anderer Zug durch das Stück, Alles belebte sich unter ihm und mit ihm.

Fern sei es mir, mit dieser Hervorhebung eines Einzelnen über die Künstlergesellschaft im Allgemeinen ein ungünstiges Urtheil fällen zu wollen.

Ich habe im Gegeutheil hervorgehoben und betone es noch einmal, daß unser Schauspielhaus eine ganze Reihe ausgezeichneter Künstler zählt. Indessen glaube ich allerdings die Wahrheit nicht verhehlen zu dürfen, daß mit diesem guten Stoff doch nicht genügend Gutes hervorgebracht wird. Das, was ich „zweckmäßige Arbeit" nannte, das gerade scheint mir zu fehlen. Wahrscheinlich werden im Schauspielhanse gerade soviel Proben abgehalten wie in allen andern guten Theatern, und man ist da gerade so fleißig und gewissenhaft wie wo anders. Aber wo sind die Ergebnisse, wie sie für den, der sich nicht um das, was hinter der Buhne vorgeht, zu lümmern hat, augenscheinlich hervortreten ? Taß ein niit scharfem Blick, mit gutem Geschmack, mit künstlerischer Bildung und mit künstlerischem Ernst ausgestatteter Bühnenleiter im Stande ist, mit weniger genügenden Kräften Erfreulicheres zu fordern, das haben wir gerade im Laufe des verflossenen Winters in schlagendster Weise gesehen. Ich will aus die Aufführung der „Jungfrau von Orleans" durch die Meininger hinweisen.

Ter Herzog Von Meiningeu, der, wenn er nicht regierender Herr wäre, sich unzweifelhaft als einer unserer bedeutendsten Regisseure einen Namen gemacht haben würde, ist nicht im Stande, nur erste Kräfte um sich zu versammeln. Er kann nicht eintreten in den Weltlauf mit den großen Bühnen, die, abgesehen von den für bescheidenere Verhältnisse unerschwinglichen Gagen, ihren ersten Künstlern etwas bieten können, was ihnen der Herzog Von Meiningen niemals zu bieten vermag: die Vorzüge, die Annehmlichkeiten und Anregungen der Großstadt.

Tie Meininger haben also anch wahrhaft hervorragende Künstler immer nur auf uerhältuißmäßig kürzere Ieit an sich fesseln tönneu. Tie Meininger suchten und fanden ihre ersten epochemachenden Erfolge auch zum großen Theile in Vorzügen äußerlicher Art, die sie ihreu Aufführungen zu geben wußten: in der Pracht, dem Reichthum, dem Geschmack nud der Echtheit des Bühnenbildes, der Trachten und Geräthe, in der Belebung der Massen. In ihrem Schauspiel war das Schauen zunächst das Wesentliche.

Aber sie sind nicht stehen geblieben, und die Erfolge, die sie erzielt, haben eine starke und höchst bedeutende Wandlung herbeigeführt. Mit unermüdlichem Eifer haben sie daran gearbeitet, die Darstellung im Einzelnen zu Pflegen und zu vertiefe», und bei aller Sorgfalt, die sie dem äußerlichen Bilde nach wie vor zuwandten, auch das Schauspielerische zu heben. In dieser Beziehung ist die „Jungfrau vuu Orleans" als ihr größter Triumph zu bezeichnen. Tie Tarstellerin der Hauptrolle, Fräulein Lindner, hat diese Rolle wie eiue große Künstlerin gespielt. Aber was bedeutet das Einzelne gegenüber der fühlbaren, ja sichtbaren geistigen Durcharbeitung des Ganzen! Jedes Wort, das da auf der Bühne gesprochen wnrde, war überlegt, jede Stellung durchdacht, Alles verständig und gut. Und wenn auch nicht Alles

Vollkommen zum Ausdruck gelangen konnte, so war immer die Gruße der künstlerischen Absicht wahrnehmbar, ein selbstständiges scharfes Erfassen, ein gewissenhaftes Erwägen — mit einem Worte: es war Alles probirt.

Angesichts einer solchen künstlerischen Leistung, um die sich neben dem Herzog und seiner Gemahlin, Freifrau von Heldburg, Ludwig Chronegt verdient gemacht hatte, mußte es schon von vornherein als ein Wagniß erscheinen, daß das Königliche Schauspielhaus mit demselben Stücke zu einer Vergleichung seiner Leistungen mit denen der Meininger herausfordern wollte. An-diese Art von Erzwingung der Vergleichung waren wir freilich schon gewöhnt. Große Ereignisse werfen ihre Schatten bekanntlich vor sich; und jedesmal, Wenn die Meininger in Sicht waren, wenn davon gemunkelt wurde, daß sie mit diesem oder jenem Stück einen großen Schlag ausführen wollten, konnte man sich schon darauf verlassen, daß kurz vorher das Königliche Schauspielhaus dasselbe Stück zur Aufführung brachte, daß das Schauspielhaus den Meiningcrn jedenfalls Eines raubte: den Neiz der Neuheit, wenn es sie im Uebrigen wegen ihrer stark ausgesprochenen Eigenart auch wenig schädigte. Es war wie der bekannte Wettlanf zwischen dein Igel und dein Hasen: der Hase mochte noch so sehr laufen, der kleine Igel war immer schon am Ziel.

Das zeigte sich besonders bei der „Hermannsschlacht". Sobald von Meiningen die Kunde zu uns drang, daß die Gesellschaft des Herzogs uns die „Hermannsschlacht" bringen werde, bemächtigte sich das Königliche Schauspielhaus des Kleist'schen Meisterwerts, das es länger als sechzig Jahre unbeachtet bei Seite hatte liegen lassen, und führte es nun unmittelbar vor dem Eintreffen der Meininger ein paar Duhend mal hintereinander auf. Das Experiment fiel schon damals, trotz einiger wahrhaft hervorragender Leistungen der Königlichen Künstler, nicht zu Gunsten der heimischen Bühne ans; denn in Bezug auf geistige und künstlerische Bedeutung stand die Meininger Aufführung im Ganzen unendlich höher als die unseres Schauspielhauses. Aber noch schlimmer ist die Sache diesmal verlaufen.

Wir müssen annehmen, daß keine der leitenden Persönlichkeiten unseres Schauspielhauses die Aufführung der Meininger im Victuriatheater gesehen hat; denn sonst wäre die Aufführung der „Jungfrau" im Opernhause unmöglich gewesen. Auch in dieser waren zwar einige nnserer besten Künstler beschäftigt, und sie leisteten schauspielerisch durchaus Rühmliches, aber das Ganze war von einer so frostigen Zerfahrenheit und Oede, so vollkommen dürftig nnd veraltet, und alle die Fehler nnd Mängel wurden nach den glänzenden Vorzügen der Meininger so tief empfunden, daß wir wohl mit Bestimmtheit hoffen dürfen, die „Jungfrau" in dieser Gestalt in unserer Hauptstadt nicht wiederzusehen, daß diese herbe und beschämende Erfahrung Wohl ohne Zweifel von der Nothwendigkeit überzeugen wird, das gcsammte klassische Repertoire des Schauspielhauses im Hinblick ans unsere durch das Deutsche Theater und durch die Meininger gesteigerten Anforderungen von Grund auf umzubauen.

Die wohlgelungcne Aufführung des „Wallenstein", die von unserm Huf-
thrater mit Ernst und Fleiß vorbereitet und in einer des Stückes und der
Kunstanstalt würdigen Weise ausgestattet worden ist, scheint dafür zn sprechen,
daß diese richtige Erkenntnis; endlich obgesiegt hat. Und wie dankbar hat sich
das Publikum, hat sich die Kritik diesem einsichtsvollen Beginnen gegenüber ge-
zeigt! Von dieser Neuaufführung der Wallenstein-Trilogic ist geschrieben und
gesprochen worden, als ob es sich um eine neue Offenbaruug der Bühncnkunst
in Deutschland handle! Ich unterschätze keineswegs die Vortrefftichkeit der
Aufführung, ich habe das vollste Verständnis; für deren große Vorzüge, aber
ich muß doch sagen: hier scheint mir eine sehr starte Übertreibung vorzuliegen.
Die Aufführung des „Wallenstein" im Königlichen Schauspielhause befriedigt
die Ansprüche, die man an die Leistungen einer ersten Knnstanstalt stellen darf
und stellen muß; nicht minder, aber auch nicht mehr. Diese Aufführung ist
sowohl in Bezug auf Darstellung, wie in Bezug auf die Ausstattung eine
solche, wie sie von Rechts wegen im Königlichen Schaüspielhausc immer sein
sollte, und ich weiß nicht, ob es gerade sehr schmeichelhaft, sehr höflich ist,
wmn man darüber seine helle Verwunderung ausspricht.

Seit October vorigen Jahres haben nun unsere Königlichen Theater
einen neuen obersten Leiter. Herr von Hülsen, der über dreißig Jahre
den Königlichen Bühnen vorgestanden hatte, hat ein menschlich rühmliches An-
denken hinterlassen. Alle, die ihm näherzutreten die Gelegenheit gehabt haben,
verehrten in ihm einen ausgezeichneten Mann, der mit den edelsten Eigen-
schaften eines wahren Eavaliers ausgestattet war. Er stand auch im höchsten
Ansehen bei Hofe, besonders bei seinem kaiserlichen Herrn; er war geschätzt
und verehrt von seinesgleichen und von seinen Untergebenen; es war ein
wahrhafter Mann, auf dessen Wort man sich unbedingt verlassen durfte; er
hatte ein warmes Herz für die Mitglieder, die seiner Verwaltung ange-
hörten; er hielt auf Zucht und Ordnung und auf guten Ton; feine Persön-
lichkeit war ganz dazn angethan, sich Nespcct zu verschaffen.

Gerade diese respectgebieteudcn Eigenschaften, so hoch sie menschlich an-
zuschlagen sind, waren ihm in seinem besonderen Wirkungskreise jedoch vielleicht
schädlich; denn anstatt der Rathgeber, mit denen er sich umgeben wollte, und
deren er oft bedurfte, erzog er sich nur Znstimmcr, so daß schließlich sein
Wille diskretionär sich vollstreckte. Man darf daraus nicht schließen, daß
Herr von Hülsen vielleicht eigensinnig auf seinem Willen bestanden hätte; er
war im Gegenthcil, wie ich in Dutzenden von Fällen selbst erfahren habe,
dem berechtigten Einsprüche sehr zugänglich. Er hörte entgegenstehende Gründe
an und ließ sich von deren Richtigkeit auch überzeugen. Vielleicht wäre daher
Manches ganz anders geworden, wenn ihm anstatt der frenndwilligen Mit-
arbeiter ein schrofferer Director mit seinem eigenen Kopfe und seinem eigenen
eisernen Willen gegenübergestanden hätte. Und es gab eine Zeit, da eine

solche Cumbination keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehörte, sondern sich sogar der Verwirklichung zu nähern schien. Es war einmal allen Ernstes die Rede davon, daß Heinrich Laube unter Hülsen Director unseres Schauspielhauses werden sollte.

Laube war Theatermaun vom Scheitel bis zur Sohle, mit Leib und mit Seele, und er ist es geblieben bis zu seinem letzten Athemzuge. Auf seine in den letzten Jahren immer wiederkehrende Vetheuerung, daß er gründlich theatermüde sei, darf man nicht allzu viel geben. Das Theaterfeuer brannte noch lichterloh in ihm, als er von der Leitung des von ihm begründeten Stadttheatcrs eutmuthigt zurückgetreten war. Mit der Führung einer großen Bühne in der Provinz hatte er unliebsame Erfahrungen gemacht. In Leipzig hatte er Ueberraschendes geleistet, aber sich dabei so geärgert, daß er das Renneu aufgab. Ter Ersatz, den ihm die Wiener Kunstfreunde im Stadttheater boten, hatte ihn ebensowenig befriedigen können. Er hatte bei seiner Berechnung einen sehr wichtigen Factor unberücksichtigt gelassen: die Beliebtheit und die Macht des Burgtheaters. Und wenn er auch seiner Ueberzeugung beständig Ausdruck gab, daß das Vurgtheatcr von seiner einstigen Höhe herabgestiegen sei, die Wiener wollten es ihm nun einmal nicht glauben; und ich meine, sie hatten Recht. Und nun lebte er wieder in dem ihm so unerträglichen Ruhestände, schmollend und verdrießlich, wie ein verabschiedeter General, der sich noch immer die volle körperliche und geistige Kraft zutraut, zu kämpfen und zu siegen. T>ic Mühseligkeiten der Neubegrüudung eines Theaters, die er soeben erst überwunden hatte, mußten ihn in seinem vorgerückte» Älter schrecken. Aber er dachte allerdings allen Ernstes daran, sich einen neuen Wirkungskreis zu erschließen, und er glaubte, daß sich eiu solcher ihm in Berlin darbieten könnte. Er glaubte allerdings, daß er der Mann sei, dem Schauspielhause neue Schwingen zu geben, und um diesem künstlerischen Ehrgeize zu genügen, setzte er sich über alles Andere hinweg.

Während Laube über diesen Plänen brütete, war ich gerade in Wien und hatte mit ihm sehr lange und sehr ernste Unterredungen über diese Frage. Da ich mich des vollsten Wohlwollens des Herrn von Hülsen erfreute, übernahm ich es gern, die Sache bei ihm anzuregen. Selbstverständlich mußte das sehr vorsichtig und unter allen erdenklichen Vorbehalten geschehen, denn Laube wollte sich natürlich nicht abweise» lassen. Er unterrichtete mich genau vou seinen Ansprüchen. Sie zielten mit einem Worte darauf hin: nahezu vollkommene Unabhängigkeit in der künstlerischen Leitung und sehr mäßiges Honorar. Zu meiner Ucbcrraschung fand ich Herrn von Hülsen keineswegs abgeneigt, der Erörterung dieser Frage näherzutreten. In unseren vertraulichen Unterredungen wies er die Sache durchaus nicht von der Hand, sondern erörterte sie in alle» Einzelheiten sehr ernsthaft. Ich lernte bei dieser Gelegenheit eine neue Eigenschaft an Herrn Von Hülsen schätzen: er war keineswegs nachtragend. Die sehr scharfen Angriffe, die Laube bei verschiedenen Anlässen gegen Herrn von Hülse» als Bühnenleiter gerichtet hatte, hatten in diesem

nicht die geringste Bitterkeit zurückgelassen. Mit vollkommenster Sachlichkeit
und einsthaftester Theilnahme wurde das Für und Wider erörtert. Aber es
waren allerdings sachliche und persönliche Bedenken vorhanden, die nicht zu
beseitigen waren. Herr von Hülsen wollte auf das Recht, bei dm Engagements
und bei den Entlassungen von Mitgliedern das entscheidende Wort zu sprechen
und auch bei der Besetzung der Rollen eine maßgebende Stimme zu haben,
nicht verzichten. Er meinte ferner, daß er mit der schroffen Persönlichkeit
Laubes bald in Eonflict gerathen würde, ganz abgesehen davon, daß Laubes
demokratische Vergangenheit für einen Königlich preußischen Beamte» etwas
unbequem werden könnte.

So zerschlugen sich denn die Verhandlungen, die etwa einen Monat ge-
wählt hatten. Es hat nicht sollen sein. Aber es ist doch mehr als ein
müßiges Spiel der Phantasie, wenn man dem Gedanken nachhängt und sich
das Bild ausmalt, wie sich die Berliner Schauspielverhältnisse wohl gestaltet
haben würden, wenn die schneidige Persönlichkeit Heinrich Laubes an wichtigster
Stelle einen entscheidenden Einfluß gehabt hatte.

Ob dann das Deutsche Theater wohl jemals hätte entstehen können?

So blieb Herr von Hülsen bis zu seinem Tode thatsächlich der durch
leinen starken Willen eines Andern beeinflußte, der uneingeschränkte Herr unseres
Schauspiels.

Die Klagen darüber, daß das Königliche Schauspielhaus sich aus der
ihm gebührenden Stellung verdrängen lasse, stammen aus den letzten Lebens-
jahren des verstorbenen Chefs, und es ist somit natürlich, daß von Hülsens
Nachfolger erwartet wird, er werde bemüht sein, die Theilnahme, die sich
allmählich abgewandt hat, der Königlichen Bühne wieder zuzuführen.

Volku Graf von Hochberg ist in diesen letzten Tagen definitiv zum
Generalintendanten der Königlichen Schauspiele ernannt worden. Er ist noch
zu jung im Amte, als daß es möglich wäre, über die Grundsätze, die ihn
bei seiner Verwaltung leiten werden, und über die Frage, ob es ihm gelingen
wird, diese Grundsätze zur Geltung zu bringen, ein Urthcil zu fällen. Graf
Hochberg ist ein großer Musikfreund und besitzt auch musikalische Begabung.
Als Begründer der schlcsischen Musikfeste hat er seinen opferwilligen Kunst-
sinn in rühmlicher Weise bekundet. Ucber die Oper „Der Wehrwulf", die
Graf Hochberg geschrieben hat, steht mir ein Urtheil nicht zu; ich kenne sie
nicht. Aber immerhin spricht die Thatsache, daß unser jetziger Generalinten-
dant überhaupt im Stande gewesen ist, eine Oper zn schreiben, für eine mehr
als bilettantenhafte Befähigung. In der Oper ist denn auch sein Einfluß
schon bemerkbarer geworden. Die Aufführungen, an denen er sich persönlich
betheiligt hat, gehören zu den besten, die wir seit langer Zeit in Berlin ge-
hört haben. Es darf allerdings nicht verschwiegen bleiben, daß sich an diesen
gewöhnlich anch bedeutende Gäste betheiligt haben.

Uni seine künstlerische Ueberzcugung zum Ausdruck zu bringen, ist nun der neue Gencralinteiidaut genüthigt gewesen, mitunter ziemlich schroff aufzutreten und namentlich unter dem Personalbestande, auch für die wichtigeren Stellen, leidlich rücksichtslos aufzuräumen. Äeltere Mitglieder, die den Königlichen Instituten bisweilen schon seit langen Jahrzehnten angehörten, sind bei Seite geschoben worden und neue an deren Stelle gesetzt. Auch über die Leistungsfähigkeit der neugewonnenen künstlerischen Kräfte ein Urtheil zu fällen, wäre noch verfrüht. Leider hat sich derjenige Künstler, über den das öffentliche Urtheil feststand, der vorzügliche Eapellmeister Mottl in Karlsruhe, im letzte» Augenblicke entschlossen, den ihm vom Grafen Hochberg gemachten Antrag, sich an der Leitung unserer Oper zu betheiligen, abzulehnen.
Auch der Director unseres Schauspielhauses, Herr Arthur Deetz, ist mit Ablauf des Theaterjahres von seiner Stelle zurückgetreten. Nachdem nahezu zwei Jahre laug die Nahe des Kirchhofs im Schauspielhause geherrscht und seit dem Jahre 1885 eigentlich nur ei» neues Stück eine starke Anziehungskraft auf das Publikum geübt hatte — und dies Stück war das harmlose Lustspiel „Tilly" von Francis Stahl, gegen dessen freundlich unterhaltende Eigenschaften wir durchaus nichts einzuwenden haben, das als eines unter vielen auch auf eine bescheidene Stätte im Königlichen Schauspielhause Anspruch erheben darf, aber doch gewiß nicht als die typische Dichtung der deutschen Dramatik i» de» letzten zwei Jahren aufzufassen ist —, hat endlich, ganz zu Ausgang des Winters, oder gar schon im Lenz, als die ersten Lerchen zwitscherten, unsere Hofbühne einen frischereu Anlauf genommen und Erfreulicheres geleistet. Die Aufführungen von Wildenbruchs „Fürst von Verona" und der ncueinstudirtcn Wallenstein-Trilogie, über die ich schon gesprochen habe, bekundeten c!» richtiges Verständnis; für die Aufgaben, die das Königliche Schauspielhaus zu lösen hat, Sorgfalt und Geschick in der Iuscenirung, Reichthum und Geschmack in der äußern Ausstattung. So darf denn der scheidende Director mit seinem Schwanengesang Wohl zufrieden sein.
Nebenbei soll auch dem Schauspielhause das Verdienst, jungen Autoren, die sich bisher nur in bescheideneren Verhältnissen bewegt hatten, wie Francis Stahl und Felix Philippi, die Thure geöffnet zu haben, willig zugestanden werden. Wir machen dem Schauspielhause auch keinen Vorwurf daraus, wenn es sich bei dieser Unterstützung junger Schriftsteller einmal gründlich vergreift, wie dies bei Hoyers „Trug und Treue" der Fall gewesen ist. Es bleibt auf alle Fälle anerkennenswert!), wenn ein großes Theater dem Verfasser einer ernsten und mühevollen Arbeit die Möglichkeit bietet, überhaupt zu Worte zu komme».
In der Beziehung sind die Vühnenschriftstcller in Verlin übrigens ungleich besser daran als in Wien. I» Wien ist der Dichter eines ernsten Schauspiels absolut mundtodt gemacht, wenn das Vurgtheater aus diesen, oder jene,» Grunde das Stück abzulehnen sich veranlaßt fühlt. Sagt das Vurgtheater uein, so ist für den Vühnenschriftsteller jede Möglichkeit, seine Arbeit überhaupt i» Wien aufführen zu lasse», sogar schlecht aufführe» zu

lassen, vollkommen ausgeschlossen. Nie Stücke von Adolf Wilbrandt, Paul heyse, Adolph L'Arrunge, Ernst Wichert u. s. w. sind in Wien schon vor der Geburt begraben, wenn das Burgtheater sie nicht aufführen laun oder mag. Das Vurgtheater entscheidet als erste und letzte Instanz, ohne Berufung. Das ist ein betrübender, ein unmöglicher Zustand, an dessen Beseitigung das Wiener Publikum dasselbe Interesse hat wie die dramatischen Dichter.

Da sind wir in Berlin wie gesagt besser gestellt. Bei uns giebt es schon jetzt drei, vier Bühnen, bei denen wenigstens der Versuch, eine ernstere Bühnendichtung zur Aufführung zu bringen, unternommen werden kann. Und dabei wird es in Zukunft nicht mehr sein Bewenden haben.

Gerade jetzt weiden zwei neue große Bühnenunternehmen geplant: das eine, das sein Programm schon durch den vorläufig gewühlten Titel „Theater der Lebenden" ausspricht, und als dessen bedeutendste schauspielerische und leitende Kraft Ernst Possart ausersehen ist, das andere mit Ludwig Varnay an der Spitze, das ein Vulkstheater im großen Stile werden will.

Tiefes Volkstheater, das in dem umgebauten Walhallatheater seine Statte finden soll, scheint vorzugsweise das große klassische Trama pflegen zu wolle», für das Narnay fein bedeutendes Darstellungstalent und seine hervorragende Gabe als Regisseur mitbringt. Unter den Künstlern, die neben Narnay wirken werden, werden vor Allem Hedwig Niemann und Josef Kainz vom Teutschen Theater genannt. Es ist auch die Rede davon, daß Friedrich Haase zeitweilig die künftigen Vorstellungen des Volkstheaters durch sein eigenartiges Talent beleben wird. Da hätten wir denn also in diesem neuen Theater eiue Art von Secession des Teutschen Theaters; und da wir schon bei der Begründung des Deutschen Theaters von der „Glocke" gesprochen haben, liegt es nahe, jetzt die Frage aufzuwerfen, ob nun diese Glocke Wohl den Namen „Concordia" verdienen, ob sie zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine die liebende Gemeinde versammeln werde?

Wer kann sagen, wie stark das Individuelle, das menschlich Verschiedenartige auf die künstlerische Gemeinsamkeit wirken, ob sich das Spröde mit dem Zarten zu gutem Klange paaren wird, oder ob, wie dies bei der ursprünglichen Zusammensetzung des Deutschen Theaters der Fall war, schrille Dissonanzen den Wohllaut stören werden! Es wäre geschmacklos und thöricht, da prophezeien zu wollen. Auch hier sagen wir: warten wir es ruhig ab und hoffen wir das Beste!

Berlin ist eine große Stadt uud wird immer größer. Verlin ist auch eine theaterluftige Stadt, und je mehr gute Bühnen erstehen, desto besser für uns! Und wenn sie alle, die alten und die neuen, gute Stücke in guten Aufführungen bringen, fo werden auch alle ihre Rechnung finden. Heilsame Ncttbestrebungen werden die Leiter zu besonderer Rührigkeit anstacheln, den rühmlichen Ehrgeiz der Darsteller entfesseln, die Dichter anregen und das

Publikum lebhaft beschäftigen. Es ist also kein Anlaß vorhanden, zu klagen, und noch weniger Anlaß zu billigem Spott. Das wahrhaft Lebensfähige und Lebenskräftige wird leben und gedeihen, und das, was zu Grunde geht, wird nicht Werth sein, daß es existirt.

Für das „Theater der Lebenden", wie wir es mit den Zeitungen nennen wollen, wird eine neue Heimstätte gebaut, in günstiger Lage, von einem klugen und geschickten Baumeister, Hennicke. In unserer Zeit der furchtbaren Theaterkatastrophen hat dieser Neubau seine besondere Bedeutung, denn ohne Zweifel wird die Feuergefährlichkeit auf das geringste Maß zurückgeführt werden.

Au den geschäftlichen Fragen, die bei dem Theater eine große Rolle spielen, hat das Publikum kein Interesse und braucht auch kein Interesse zu haben. Jedermann sagt sich freilich, ohne besonders nachzudenken: Grund und Boden ist heutzutage nicht billig, und bis ein Theatergebäud? in benutzbarem Zustande fertig dasteht, tostet es bei den heutigen Aaupreisen gewiß ein Heidengeld. All die neuen Einrichtungen der Beleuchtung, der Heizung, all die Bürgschaften, welche die Baupolizei bei Neubauten für die Sicherheit der Besucher fordert, die breiteren Verkehrswege innerhalb des Zuschauer« raumes, die breiten Eurridore, die breiten massiven Treppen, die Bequemlichkeit der Ausgänge, die freie Lage des Gebäudes, Alles das ist gewiß sehr kostspielig, und jedes neue Theater wird voraussichtlich ein erheblich größeres Capital zu verzinsen haben, als die schon bestehenden. Aber das ist eben Sache der Unternehmer, der geschäftlich Beteiligten, des Direktors, und darüber haben wir uns den Kopf nicht zu zerbrechen. Wir haben allen Grund, uns zu freuen, wenn in unserer Hauptstadt eine neue schöne Stätte des öffentlichen Vergnügens errichtet wird, die das volle Behagen an den künstlerischen Leistungen, das uns eben zum Besuche des Theaters veranlaßt, nicht durch den störenden Nebengedanken beeinträchtigt: wenn hier nur lein Unglück geschieht! und aus unserem ruhigen Genüsse uns mit den Schrcckbildern des Ningtheaters und der O^öra oomi^us aufschreckt.

Ohne Besonderheiten geht es heute nirgends gut. Auch das „Theater der Lebenden" will also sein Besonderes haben: es will der dramatischen Dichtung der Gegenwart mit ausgesuchter Freundlichkeit entgegenkommen. Es geht also offenbar von der Voraussetzung aus, daß die dramatische Dichtung unserer Zeit von den Directoren der schon bestehenden Bühnen nicht genügend gepflegt wird. Und diese Auffassung wird von vielen und maßgebenden Kritikern getheilt. Sehr oft macht man den Directoren den Vorwurf des Mangels an frischem Zugreifen, an kecker Initiative, des Klebens am Hergebrachten, der unangemessenen Gefügigkeit schon erfolgreich Gewesenen gegenüber und der übertriebenen Pflege der Todten und der Klassiker, die den Lebenden Licht und Luft wegnehmen. Diese Klagen sind so alt !me

das Theater selbst. Das ,,?Igcs auxjeunez!" ist das Feldgeschrei, mit dem die Anhänger einer jeden neuen Schule und des jeweiligen neuen literarischen Glaubens in Frankreich die Vühne^allzeit bestürmt und mitunter auch erobert haben.

Aber ist nun diese Voraussetzung richtig? Wird wirklich durch thörichte Engherzigkeit und Kleinmüthigkeit der Directoren unseren jungen Vühnentlllenten der Weg versperrt? Wird die Welt aus geschäftlichen Gründen traurigster Art in der That betrogen um Meisterweile, die im Verborgenen entstanden sind, oder die doch bei liebevollerer Pflege noch entstehen könnten? Giebt es verkannte Dichter?

Tiefe Frage ist nicht blos theoretisch gestellt worden. Schon mehrfach hat man den Verfuch gemacht, sie zu einer praktischen Lösung zu bringen. Was wollen denn die Preisausschreiben für die besten Bühnenwerke anders als diese Frage beantworten? Diese gehen ja von dem Gedanken aus, unabhängig von allen persönlichen Beeinflussungen, von Gönner- und Gevatterschaften solche Stücke, die in gewöhnlichen Theatern aus diesem oder jenem Grunde nicht zur Aufführung gekommen sind, und die wegen ihrer großen dichterischen Eigenschaften die Aufführung doch verdienen, aufzufinden.

Bei diefcn Preisausschreiben werden gewöhnlich alle Bedingungen festgestellt, die eine streng sachliche Prüfung ermöglichen und begünstigen. Zu Preisrichtern werden Personen bestimmt, die unabhängig von einander in selbstftändiger Lebensstellung sich befinden, die eine gründliche ästhetische Bildung und geläuterten Geschmack besitzen, die entweder selbst schon erfolgreich für die Bühne geschrieben oder auf der Bühne praktische Erfahrungen gesammelt haben. Bei der UnVollkommenheit unserer menschlichen Einrichtungen ist es kaum möglich, ein besseres Tribunal zu finden, als das für solche Preisausschreiben gewöhnlich eingesetzte. Es bietet größere Bürgschaften für ein unbefangenes und richtiges Urtheil, als die einseitige Auffassung eines einzelnen Directurs, und wäre dieser auch der bedeutendste

Die Einsendungen erfolgen anonym, so daß derjenige, der die Arbeit prüft, sich blos an die Sache halten kann und von allen persönlichen Einflüssen befreit ist. Bei allen diesen Ausschreiben ist der prüfende Ausschuß von dem innigsten Wunsche «nd dem ehrgeizigen Verlangen beseelt, aus dem Wust der Einsendungen etwas Tüchtiges herauszufinden. Da hätten also doch, wie mau meinen sollte, die Verkannten die schönste Gelegenheit, zur Geltung zu kommen.

Und welches Ergebnis; haben nun diese Preisausschreiben gehabt? Es ist beschämend, es eingestehen zu müssen. Im Großen und Ganzen sind sie durchaus unergiebig gewesen. Wenn nicht schon von vornherein durch eine starre Vorschrift der Jury die Verpflichtung auferlegt war, unbedingt einen Preis geben zu müssen, so hat die Sache gewöhnlich den kläglichsten Verlaus genommen und mit der Erklärung der Jury abgeschlossen: Keines der eingesandten Werke entspricht den Bedingungen, die die Ertheilung eines Preises ermöglichen. Und auch da, wo ein Preis vorschriftsmäßig ertheilt werden

mußte, hat sich das dramatische Tribunal gewöhnlich zu der officiösen Erklärung genöthigt gesehen: Wir krönen das Werl, weil wir krönen müssen; wir lehnen aber jede Verantwortlichkeit für diese Auszeichnung ab. Unter den Blinden, die sich bei uns angesammelt haben, ist eben dieser Einäugige König. Ein praktisches Resultat haben diese Ausschreiben gewöhnlich doch gehabt: nämlich das, daß einige recht freundliche Gaben, die sonst vielleicht gänzlich unbeachtet geblieben wären, eben dank der Auszeichnung durch die Jury eine Zeit lang auf verschiedenen Bühnen aufgeführt worden sind; einen dauernden Gewinn aber haben sie nicht erbracht, ein unbekanntes Talent von mächtiger Bedeutung nicht entdeckt.

Auch die tragikomischen Erfahrungen mit dem großen Schiller-Preise sind hier anzuschließen. Die mit dem Schiller-Preise Ausgezeichneten, wie Gustav Frcytag, Paul Heyse. Adolf Wilbrandt, Ludwig Anzengruber, Heinrich Kruse u. f. w. bedurften der Anerkennung nicht mehr, um sich ihre Befähigung zur dramatischen Lichtung beglaubigen zu lassen. Nur iu einem einzigen Falle hat der Schiller-Preis dem grundlegenden Gedanken der Stiftung entsprochen: durch die Krönung des „Brutus und Collatinus" ist Albert Lindner in der That auf die Höhe der berechtigten Anerkennung gehoben worden.

Nebenbei hat es auch schon einmal eine besondere Einrichtung gegeben, die von demselben Gedanken ausging, die verborgenen Schätze der dramatischen Dichtkunst zu heben. Vor etwa zehn Jahren, glaube ich, hatte Hermann Niotte, der lange Zeit hindurch Directur der Genossenschaft der dramatischen Autoren gewesen war und in diesem Amte allerdings vollauf Gelegenheit hatte, sich über das, was für die Bühne in Deutschland überhaupt gedichtet wird, ein Urtheil zu bilden, den Gedanken, eine eigene Bühne lediglich zu dem Zwecke zu gründen, solche Werke, die von anderen Bühnen zurückgewiesen sind und die doch eine Aufführung verdienen, zur Darstellung zu bringen.

Er nannte diese Bühne, für die er summerbeurlaubte Schauspieler, darunter sogar ciuige talentvolle, besonders angeworben hatte, „Novitäten-Bühne". Wenn ein Mann, der in der Lage ist, nahezu alle gedruckten deutschen Bühnenstücke zu lesen, und der berufsmäßig sogar eine unglaublich große Anzahl dieser Stücke lesen muß, von denen doch nur ein verschwindend geringer Promillesah zur Aufführung kommt — Wenn ein solcher Mann vo» der Ansicht durchdrungen war, daß eine besondere Bühne die Aufgabe zu erfüllen habe, sich der Zurückgesetzte,! anzunehmen, so durfte man glauben, daß wirklich ein Bedürfnis; dazu vorhanden War. Der Mißerfolg dieses Unternehmens war indessen ein vollkommener. Das Publikum, das die Dichter mit Lob füttern soll wie junge Vöglein, ließ die unglückliche „Novitäten-Bühne" zuerst im Stich; es kam kein Mensch; und dann waren auch die Stücke allesammt wirklich recht herzlich unbedeutend.

Vielleicht darf auch ich das Recht beanspruchen, in dieser Beziehung von meinen eigenen Erfahrungen zu sprechen. Seit länger als zwanzig Jahren bekümmere ich mich um unser Theater und, wie, ich sagen darf, mit Liebe und

Lust. In meiner früheren Eigenschaft als Herausgeber einer kritischen Wochenschrift habe ich nicht blas nahezu alle hier zur Aufführung gelangten neuen Stücke gesehen und besprochen, sondern auch sehr viel unausgeführte gelesen und kritisirt. Bei der Münchener Preisbewerbung war ich als Richter mitbetheiligt und habe alle zur eisten Bewerbung eingesandten Lustspiele mit strengster Aufmerksamkeit geprüft. Es war eine Arbeit, die Monate erforderte. Endlich in meiner jetzigen Stellung als Dramaturg des Deutschen Theaters habe ich die Verpflichtung im Laufe des Jahres ungezählte Dutzende von fünfactigcn Lust-, Schau- und Trauerspielen zu lesen und darüber ein eingehendes Votum abzugeben. Und immer und in allen Fällen habe ich dieselbe traurige Erfahrung gemacht. Es ist mir nicht möglich, ein Gefühl wehmüthiger Trauer zu bannen, wenn der Theaterdiener wieder einen neuen Stoß von Stücken bei mir abgiebt; und es kostet mich immer eine starke Neberwindung, mit voller Frisch? und Unbefangenheit an die undankbare Arbeit zu gehen. Ich vergegenwärtige mir jedesmal, welche unglaubliche Summe von ernster Arbeit da vor mir liegt, wieviel wirtliche Begabung da zu Tage tritt, wieviel Bildung und Ernst, und wieviel Hoffnungen sich an diese säuberlich abgeschriebenen Dichtungen knüpfen. Und Alles das ist fast immer verlorene Liebesmüh. Man staunt darüber, woher unsere Dichter noch immer den Muth nehmen, die mittelalterlichen Dramen in Versen und die antiken Tragödien zu schreiben, da sie sich doch an den Fingern abzählen können, daß das Publikum darauf nicht eingeht, und daß die Dircctoren beim besten Willen von der Welt nicht in der Lage sind, diese Lichtungen zur Ausführung zu bringen! Aber irgend ein Ausnahmefall giebt den Schwärmern immer wieder neuen Muth. Zum Glück giebt es ja einige Ausnahmen, freilich nur fehr wenige.

Albert Lindners Name ist, wie ich schon sagte, nicht auf dem gewöhnlichen Wege zu dem eines bekannten Bühnendichters geworden, nicht durch eine erfolgreiche Aufführung. Erst die Nichter des Schiller-Preises haben die Verdienste Lindners gewürdigt. Trotzdem ist desselben Dichters „Bluthochzeit", nachdem Lindncr schon dem deutschen Publikum und den deutschen Bühnenleitern als ein besonders befähigter Dramatiker empfohlen worden war, von allen Bühnen zurückgewiesen worden, bis sich endlich das Nelle-Alliance-Theater dieses Dramas erbarmte und es zu so erfolgreicher Ausführung brachte, daß es von da aus nun auch die vornehmen Bühnen beschritt. „Schach dem Könige" von Hippolyt Schaufert ist ebenfalls als unbrauchbar zurückgewiesen worden. Es erhielt den ersten Lustfpielprcis des Vurgthcaters, erzielte einen großen Erfolg bei den ersten Aufführungen und ging nuu über alle Buhnen. Jahre lang klopfte Ernst von Wildenbruch vergeblich an alle Pforten der Hoftheater, und auch der Erfolg feines Schauspiels „Der Mennonit" im früheren Nationaltheater ging ziemlich spurlos vorüber. Da wagte eine neue Tirection des Victoriatheaters eine Aufführung der „Karolinger", das Werl schlug durch, und Wildenbruch rückte nun in eine vordere Neihe der deutschen Bühnendichter. Arthur Fitgers „Hexe" blieb ebenfalls Jahre

laug unbeachtet, bis endlich das Leipziger Stadttheater unter August Försters Leitung das Stück zur Aufführung brachte und einen rauschenden Erfolg damit erzielte. Nun nahmen sich auch andere Bühnen, besonders die Meininger dieses Stückes an, und es wurde zu einem deutschen Erfolge.

Aber was bedeuten diese fünf, sechs Fälle, denen meinetwegen noch ein halbes Dutzend anderer anzureihen wäre, im Vergleich zu der unermeßlichen Anzahl dramatischer Dichtungen, die nicht aufgeführt werden? Und unter diesen verstehe ich auch solche, die wirtlich sehr viel Vortreffliches einhalten, die im Einzelnen poetischen Werth haben, die wirkungsvolle Scrnen bringen, eine tüchtige Bildung verrathen, Stücke mit allen möglichen guten Eigenschaften, und die doch nicht aufgeführt werden!

Soll nun für diese das „Theater der Lebenden" gegründet werden?

Da muß zunächst daran erinnert werden, daß die Situation des Dramatikers bei uns verhältnißmäßig noch eine ziemlich günstige ist, auch bei der jetzigen Gestaltung der ThcatervcrlMtnisse. Dem Autor stehen verschiedene bedeutende Bühnen offen: zunächst das Schauspielhaus, dann das Deutsche Theater, unter Umständen auch das Nesidenztheatcr, das Wallnertheater, und im schlimmsten Falle das Ostendtheater, das sich durch die Aufführung von Ernst von Wildcubruchs Trauerspiel „Das neue Gebot" ein wirkliches Verdienst erworben hat.

Aber das ist es ja eben! Ein Autor wie Wildenbruch soll nicht gezwungen luerden, nach dem fernen Ostendtheatcr zu pilgern, um ein Stück wie „Das neue Gebot" zur Aufführung zu bringen!

Sehr Wohl. Aber da muß man doch fragen: wie oft ereignet sich dieser Fall? Er gehört doch thatsachlich zu den allergrößten Seltenheiten! In Wahrheit liegen vielmehr die Sachen so, daß alle Theaterdirectoren sich die größte Mühe geben und alle Anstrengungen machen, um ein Stück, das irgendwelchen Erfolg verspricht, zu erwerben. Wieviel zurückgewiesene Stücke haben denn Erfolg gehabt? Sie lassen sich, wie ich oben angeführt habe, an den Fingern abzähle», und man braucht dazu nicht einmal die beiden Hände.

Run spricht mau freilich auch von Geschichten aus alten Zeiten, die leider keine Märchen sind. Man erinnert immer wieder an die alte Ge» schichte von Gustav FreytagZ „Journalisten", die das Königliche Schauspielhaus dereinst als „unausführbar" dem Dichter wieder zur Verfügung gestellt hatte. Das ist allerdings ein Versehen, ein sehr grobes Versehen; aber ein solcher Irrthum kann sich immer wieder ereignen, auch wenn es fünfundzwanzig Bühnen giebt anstatt einer. Eine solche Ausnahme darf nicht als Beweismittel verwerthet werden; vielmehr ist immer wieder die Frage so zu stellen: Ist es richtig, daß befähigte Bühnendichter bei uns nicht zu Worte kommen? So oft diese Frage praktisch gestellt worden ist und eine praktische Beantwortung gefunden hat, ist sie verneint worden.

Das beweist nun freilich nicht, daß sie immer zu verneinen wäre. Es Wäre ja doch möglich, daß eine neue Bühne den sieghaften Beweis erbrächte:

es steht nicht gar so schlimm um unsere deutsche dramatische Nichtung, wie es den Anschein hat; es wird mehr Gutes geschrieben, als man glaubt, als man erfahrt, man muß es eben nur zu finden wissen' wir werden suchen, und wir glauben auch, daß wir finden werden.

Nenn das die Aufgabe der neuen Bühne sein füll, so können wir einem solchen Beginnen nur unsere Sympathien entgegenbringen und ihm aus aufrichtigem Herzen alles Gute auf den Weg wünschen. Wir werden geduldig warten und sehen, was uns das Theater bringt; und wenn es ihm auch nur annähernd gelänge, sein Programm zu verwirtlichen, so würden wir es schon als einen ernsthaften Gewinn zu betrachten haben.

Unzweifelhaft giebt es ja talentvolle und tüchtige Stücke, die nicht aufgeführt werden und nach der Auffassung unserer Tirectoren auch nicht aufgeführt werden können, obwohl diese selbst von dem dichterischen Werthe der Arbeit überzeugt sind. Und trotzdem können diese Stücke nicht aufgeführt werden! — aus geschäftlichen Gründen.

Tas llingt freilich fehr Nein; und gerade die Frage, inwieweit der Nirector ein Geschäftsmann sein dürfe und sein müsse, hat vor Kurzem viel Staub aufgewirbelt. Das war gelegentlich der Abwägung der Leistungen der damals noch vereinigten Hamburger Theaterdiiectorcn Pollini und Maurice mit den Leistungen der Frankfurter Bühnen. Pollini war als Sachverständiger für die Frankfurter Theaterangelegenheiten zu Rathe gezogen worden. Man fand es nicht richtig, daß ein Geschäftsmann in dieser stark künstlerischen Frage als Autorität angerufen werde.

Freilich giebt es ein Theatergeschäft und eine Theaterlunst. Bringt man indessen haltlose Phrasen in Abzug, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß ein Privattheater für den Privatunternehmer ein Geschäft ist, gerade so abhängig von den allgemeinen Bedingungen des Marktes wie jedes andere Geschäft. Es kann in kleinlicher uud niedriger Weise betrieben werden und in vornehmer. Ein Kunsthändler kann Meisterwerke der Malerei und Nadirungen verlaufen, ein anderer zweideutige Photographien,

Theatergeschäft und Theaterkunst schließen sich nicht aus; im Gegentheil, wenn nicht ganz besondere Bedingungen vorliegen, wie bei den subventiunirten Hoftheatern, so ist es zur Förderung der Theaterlunst unumgänglich nuthwendig, daß das Theatergeschäft geschäftlich gut betrieben werde. Und mich die allerbegünstigtsten, mit vornehmstem künstlerischen Können und Wollen ausgestatteten Bühnenleiter — nennen wir hier nur die Burgtheaterdirectoren Laube, Tingelstedt und Wilbrandt — auch sie haben sich nicht freimachen können von dm gemeinen Sorgen um das Geschäft. Ja selbst derjenige Bühnenleiter, der in der Welt eine einzige Stellung einnimmt, der mehr als jeder andere seine idealen Bnhnenbestrebungen hat verwirklichen tonnen, der Herzog von Meiningen, hat der geschäftlichen Frage seine ernsthafteste Aufmerksamkeit zu-

wenden müssen. Denn es giebt kein Privatvermögen und auch kein fürstliches Vermögen, das ausreiche» würde, die uimmersatten Bedürfnisse jenes gefräßigen Ungeheuers, das man eben „Theater" nennt, allein zu befriedigen; dazu muß sich eine große Gemeinsamkeit zusammenfinden; die Leistungen des Einzelnen oder einer beschränkten Anzahl von Personen, seien diese nun Subventionen von Fürsten oder Zuschüsse einer Gesellschaft begeisterter und opferfähigcr Kunstfreunde, Unterstützungen durch die städtische Gemeinde u. s. w., alle diese Leistungen erweisen sich, wenn sie auch noch so reichlich bemessen werden, doch als unzulänglich, wenn die Allgemeinheit, das Publikum, sich theilnahmlos verhält, und mit dem geschäftlichen geht auch der künstlerische Bankerott zusammen.

In seinem eigentlichen Wesen unterscheidet sich das Theatergeschäst im Allgemeinen kaum von irgend einem anderen. Der geschäftliche Leiter muß darauf bedacht sein, möglichst hohe Einnahmen zu erzielen und bei den Ausgaben da zu sparen, wo es möglich ist; allerdings ohne alle Engherzigkeit, im Gegentheil mit der Wagelust, vor großen Ausgaben nicht zurückzuschrecken, wenn sie dem Ganzen zum Heil zu gereichen versprechen.

Im Besonderen ist aber das Theatergeschäst doch ein anderes als andere. Es seht zu seinem Betriebe von vornherein ungewöhnlich starke Ausgaben voraus, und die Höhe der Einnahmen ist auch im allergünstigsten Falle doch eine festbegrenzte.

Bei dei Höhe der Gagen hervorragender Künstler, bei dem riesigen Personal, der Pachtsumme oder dem zu verzinsenden Capital für Grund und Boden und Gebäude, dem Fundus an Decomtioncn, Costümen, Requisiten, Maschinen, der nicht blos keine Zinsen trägt, sondern beständig Neuausgaben und Neuanschaffungen erheischt, den Tagcstosten für Beleuchtung, Heizung u. s. w. sind die laufenden Ausgaben kolossale; und daran ist bei aller Umsicht, Ge» schäftstlugheit und Sparsamkeit nicht zu rütteln. Deswegen drängt Alles darauf hin, hohe Einnahmen zu erzielen, und der Kasseurapport ist der Tyrann, der den Direktor beherrscht.

Mögen die Directoren auch noch so sehr durchdrungen sein von dem dichterischen Werthe des Stückes, das sie zur Aufführung bringen, mögen sie der Tarstellung als einer meisterlichen sich freuen, sie sind gleichwohl genöthigt, das Stück rücksichtslos bei Seite zu werfen, wenn es nicht die erforderliche Anziehungskraft auf das Publikum übt. Das haben Laube, Tingclstedt und Wiluraudt gerade so gut gcthan wie alle anderen Directoren, und sie sind in der Beziehung gerade so geschäftsmäßig kühl vorgegangen wie alle anderen.

Es hat mich denn auch Wunder genommen, daß man Pollini, der unter den deutschen Thcaterdirectoren der Gegenwart jedenfalls einer der eigenthümlichslen nnd bemerkenswcrthesten ist, es zum Vorwurf gemacht hat,

er betreibe das Theater als Geschäft. Gewiß ist Pollini ein Geschäftsmann. Es fragt sich aber allerdings, wie er sein Geschäft betreibt. Und in dieser Beziehung hätte er sich — soweit ich die Verhältnisse beurtheilcn lann, und ich glaube sie aus eigener Erfahrung ziemlich gut zu kennen — laum ein Zcugniß des Wohlverhaltcns von unseren bedeutendsten Musikern und meist-gespielten Autoren ausstellen zu lassen brauchen.

Gewiß kommen auch in Hamburg manche geschäftlichen Häßlichkeiten vor, die, an's Tageslicht gezogen und in eine unfreundlich helle kritische Beleuchtung gerückt, wohl dazu angethan sind, den dortigen Leiter „dem Haß und der Perachtung" der Wohlgesinnten auszusetzen. Aber die Thcaterdirectoren sind nun einmal ebensowenig Engel wie die übrigen Sterblichen, vielleicht noch ein bischen weniger — und das Theater möchte ich Wohl sehen, das durch die völlig fleckenlose Reinheit seines Wandels gegen alle Angriffe der Kritik, der unbeschäftigten und entlassenen Künstler, die in Unfrieden von ihrer bis-herigen Wirkungsstätte geschieden sind, und der unausgeführten Bühnendichter gefeit wäre!

Ohne Zweifel hat die Vereinigung der drei Bühnen, des Stadt- und Thaliatheaters in Hamburg und des Altonaer Theaters, ernsthafte Unzu-kömmlichkeiten, ja arge Mißstände zur Folge gehabt, und als ein im künstle-rischen Interesse hocherfreuliches Ereigniß ist die Auflösung der Directoren-firma „Pollini K Maurice" zu begrüßen. Der Wetttampf zwischen den Beiden wird nun wieder entbrennen, und Alle: Künstler, Dichter, Publikum und sie selbst weiden Vortheil davon haben. Die Verschmelzung der drei Bühnen war ein großer Rechenfehler des sonst so klugen Rechners.

Aber Pollini ist nicht blos ein kluger Rechner, er ist auch ein guter Directur im künstlerischen Sinne. Man frage doch Rubinstein und Vüluw, was sie von der Pollini'schcn Oper in Hamburg halten! Die Bühnendichter, deren Stücke in Hamburg aufgeführt sind, braucht man nicht mehr zu fragen, da sie selbst schon gegen die übertriebenen Angriffe aufgetreten sind.

Gewiß hat das Schauspiel eine Zeit lang unter den durch das „Geschäft" bedingten Abhetzungen gelitten, und man kann es den Hamburgern nicht ver-argen, daß sie darüber schmollten, dieselben Stücke in derselben Besetzung auf drei verschiedenen Bühnen zu drei verschiedenen Preisen aufgeführt zu sehen. Aber dieser Uebelstand ist ja nun abgethan. Und man darf doch nicht vergessen, daß schließlich Pollini es war, der dem Hamburger Theater-leben ganz neues Blut eingeflößt hat, daß es ihm gelungen ist, auch in dem großen Stadttheatcr für das Schauspiel ein warmes Interesse zu erwecken. Barnay, Friedmann und Franziska Ellmenreich haben gleichzeitig unter ihm gewirkt, und auch nach deren Scheiden hat das Hamburger Theater ganz ausgezeichnete Schauspielaufführungen zu verzeichnen gehabt. Und die letzte Instanz für die Leistungen bleibt doch immer das Publikum. Es ist aber eine Thatsachc, daß das Hamburger Publikum alles Erdenkliche gethan, um Pollini zu fesseln, daß es diesem Vergünstigungen aller Art eingeräumt hat.

Deswegen war es auch kaum zu verstehen, daß man sich gerade Pollini
unter den deutschen Bühnenleiter» als Gegenstand eines besonders scharfen
Angriffs ausgesucht hat; und ich halte es für nicht unwahrscheinlich, daß
weniger seine bisherigen Leistungen in Hamburg die eigentliche Veranlassung
dazu gegeben haben, als vielmehr die Absichten, die ihm in Bezug auf Frank-
furt zugeschrieben wurden, weniger das, was er in Hamburg gethan hat, als
das, was man von ihm in Frankfurt erwartete, in gewissen Kreisen befürchtete:
daß er nämlich auf die Pachtung des Frankfurter Theaters spcculire und
hinarbeite. Das aber sind persönliche und localc Angelegenheiten, um die wir
uns nicht zu kümmern haben. Wir begreifen vollkommen, daß es in Frank-
furt eine starke Partei giebt, die ja auch schließlich den Sieg davongetragen
hat, eine Partei, die dem bisherigen Intendanten, Emil Claar, einem sehr
klugen, geschickten und rührigen Manne, die Stange hält, daß man das Vor-
gehen der dortigen städtischen Behörde nicht billigte, die just den Augenblick,
da sich Claar einer schmerzhaften Operation zu unterziehen hatte und von
Frankfurt abwesend war, dazu auserschcn hatte, um Pollini zur Prüfung
der Frankfurter Theaterangelegenheiten nach der Mainstadt zu bescheiden.
Die Pol»mik, die sich gelegentlich dieses Falls entsponnen hatte, bestätigte
nun auf's Neue die alte und merkwürdige Erfahrung, wie gerade die Bühne
vor allem Andern die Eigenthümlichkeit besitzt, den mündlichen und schrift-
lichen Ausdruck leicht zu einem ungewöhnlich scharfen und gereizten zu machen.
Alle am Theater Betheiligten wissen davon ein Liebchen zu singen, die Directoren,
die Künstler und die Dichter.
Die Worte des Einzelnen sind vielleicht gar nicht so schlimm wie sie
klingen; aber durch die Summirung wirken sie eben ungebührlich stark.
Wer etwas Künstlerisches giebt ober Dichterisches schafft, hat, wenn sein
Werl mißlingt, natürlich die Strenge der Kritik zu gewärtigen. Wenn das
Werl aber nicht gerade auf der Bühne dem Urtheil ausgesetzt wird, so wird
auch der Mißerfolg von dem Verunglückten in nicht allzu grausamer Weise
empfunden. Wird ihm heute durch eine ungünstige Kritik der Standpunkt
klar gemacht, so vergehen Wohl lange Tage und Wochen, bis eine zweite und
dritte folgt. Er kann sich inzwischen einigermaßen erholen und wieder zu
Kräften kommen. Von Vielen wird er gar nicht beachtet, sein Werk wird
klanglos begraben. Das ist gewiß sehr hart, sehr kränkend, aber es ist doch
nicht das Schlimmste. Es tröpfelt. Ueber den Schriftsteller aber, der in
Berlin oder Wien oder sonst einer großen Stadt ein nicht gelungenes Stück
zur Aufführung bringt, ergießt sich ein wahrer Platzregen, der mit fürchter-
licher Heftigkeit schon am andern Morgen beginnt und zwei, drei Tage an-
dauert. Alle Blätter vom größten bis zum kleinsten, zunächst die Blätter
der Stadt selbst, die Blätter der andern Städte alsdann fallen über den Un-
glücklichen, der etwas Mittelmäßiges oder Schlechtes geschrieben hat, mit er-

schrecklicher Gleichzeitigkeit her, alle gleichzeitig mit» alle auf einmal! Es ist fürchterlich.
Schon am Abend während der Aufführung hat der Schriftsteller
die Wirkung des Mißerfolges in der beleidigendsten Weise fühlen müssen, wie einen Schlag in's Gesicht. Er, der sonst nie mit dem Publikum unmittelbar zusammenkommt, steht ihm hier ganz unvermittelt mit seinem Werke gegenüber und hört nun die Aeußerungen des Widerwillens, die schneidenden Zischlaute, die schnöden Bemerkungen. Und auch den Vedeuteudsten sind diese Demütigungen nicht erspart worden. Man weiß, daß Sardou, seitdem ihm einmal ein Stück mißglückt ist. bei jeder neuen Aufführung thatsächlich tränt wird. Er legt sich den ganzen Tag in's Bett und trinkt Camillenthee.
An dein Uebelstande, daß der dramatische Nichter für das Mißlingen
seiner Arbeit in persönlich kränkender Weise und besonders grausam gezüchtigt wird, ist nun einmal nichts zu ändern; das liegt eben in der Natur der Sache, in der Taibringung des Stückes, über das das Publikum auch seine scharf mißbilligende Meinung mit den ihm zu Gebote stehende» Mitteln — und das sind in diesem Falle.- Trampeln, Zischen, Höhnen, Scharren — auszudrücken berechtigt ist.
Aber überflüssig und vom Uebel erscheint mir die Iusammenfühnmg der Persönlichkeit des Dichters mit dem Publikum auch da, wo es nicht absolut geboten ist. Ich habe eine unüberwindliche Abneigung gegeu das Hervorrufen der Dichter.
Früher war der Hervorruf etwas ganz Seltenes, eine Ausnahme; jetzt
ist er zur Regel geworden. Der anwesende Dichter muß, wenn das Stück Erfolg hat, heraus, und für den abwesenden wird gedankt. Die Zahl der Hervorrufe gilt auch als Maßstab für den Erfolg.
Auf mich wirkt es immer unangenehm, wenn das bleiche Antlitz des
Porten neben den geschminkten Gesichtern der Darsteller auf der Bühne sich zeigt. Es kommt noch dazu, daß die Schriftsteller, auch wenn sie sonst gesellschaftlich durchaus gewandt sind, sich auf der Bühne fast immer sehr ungeschickt benehmen. Und mit den einfachen Verbeugungen ist es jetzt kaum noch gethan; der Autor drückt gerührt die Rechte des trefflichen Darstellers und küßt wohl auch die zarte Hand der anmuthigen Künstlerin. Es kommt auch vor, allerdings nur in kleineren Städten, daß der Director zugleich
mit dem Autor erscheint und diesem vor dem Publikum den Dan! für das herrliche Kunstweit ausspricht!
Im Jahre 1887 brachten unsere Zeitungen eine Corrcspondenz aus
Augsburg, die über das Schicksal des Schauspiels „NosmerZholm" von Henrik Ibsen berichtete. Da hieß es wörtlich: „Immer wieder und wieder mußte Ibsen den jubelnden Zurufen des enthusiasmirten Publikums Folge leisten, und als endlich zum Schluß der Director hervortrat und im Namen seiner Künstler ,dem unsterblichen Genius' dankte dafür, daß er ,ihnen zuerst in ganz Teutschland das gewaltige Werk zur Verkörperung anvertraute^ da

brausten donnernde Hochs dem schüchtern hervortretenden Dichter entgegen, und über seine sonst so strengen Verschlossenen Züge leuchtete es einen Augenblick wie glückselige Zufriedenheit."

Daß es auch gerade Ibsen war! Der ernste Ibsen, der sich diese geschmackvolle Anpreisung seiner Person und seiner Werte vor versammeltem Publikum gefallen lassen mußte! Ob es wirklich „glückselige Zufriedenheit" war, die seine Wangen färbte, oder etwas anderes, als ihm hinter der leuchtenden Rampe auf einmal der „unsterbliche Genius" mitten in's Gesicht schlug?

Das Burgtheatcr und das Deutsche Theater haben die Hervorrufe der Schauspieler aufgehoben. Ich würde es für sehr vorthcilhaft halten, wenn die Schriftsteller, die auf der Bühne absolut nichts zu schaffen haben und keineswegs genöthigt sind, sich dem Publikum zu zeige», den Hervorrufen nicht mehr Folge leisteten, wenn es geradezu zum Hausgesetz bei den guten Theatern erhoben würde, daß die Schriftsteller niemals auf der Bühne zu erscheinen haben.

Die Schnelligkeit, die für politische und national-ökonomische Nachrichten und Mitthciluuge» aus dem socialen Leben immer ein oberstes Gesetz für die Zeitung gewesen ist, ist als solches in neuerer Zeit auch für kritische Mittheiluua.cn und besonders über Theater anerkannt worden.

Vor etwa fünfzehn Jahren — vielleicht ist es noch nicht einmal so lange her, vielleicht auch etwas länger — führte nach dem Vorbilde der Wiener Vlättcr auch eine hiesige Zeitung die Neuerung ein, schon am Morgen nach der Aufführung ein kurzes Bulletin über den Verlans eines interessanten Theaterabends auszugeben. Der Kritiker vertauschte zu dem BeHufe zeitweise fein Amt mit dem des Reporters, stürzte nach der Vorstellung, also etwa um zehn Uhr, in die Druckerei und schrieb in aller Hast einige Zeilen nieder, in denen er mitthcilte, baß das Stück Erfolg gehabt habe oder durchgefallen sei, und die Zahl der Hervorrufe gewissenhaft registrirte. Diesem Beispiel folgten allmählich auch die meisten andern Blätter.

Schon diese kurzen Mitteilungen, die gewiß bestrebt waren, sachlich zu sein, waren nicht ganz unbedenklich. Das Thatsächlichc wirkt ja auf den Einen anders als auf den Andern, und der Ausdruck des Tatsächlichen ist der größten Wandlungen fähig, vom übertriebenen Wohlwollen bis zur Gehässigkeit. Ich erinnere mich, iiber die Aufnahme, die ein Stück gefunden hatte, in dem einen Blatte gelesen zu haben: „Das Publikum war begeistert. Nach jedem Abschlüsse wurden die Schauspieler unzählige Male hervorgejubclt," und in einem andern: „Die Claqne und die geschickt Postirten Frenudc des Verfassers johlten die Darsteller allerdings oft genug hervor. Den: wahren einsichtigen Publikum blieb diesem aufdringliche» Gebühren gegenüber nichts Anderes übrig, als durch sein Schweigen zu protestircn."

Früher hatte als» der Autor in dem Publikum der zweiten Aufführung
nuch eine Art von zweiter Instanz, die das Urtheil der „Premiere" entweder
bestätigte oder verwarf, ein Nichtercollegium, das nuch ungefähr unbefangen
war. Tiefes Vorzugs war der Vühnenschriftsteller durch die kurzen Notizen
über den Verlauf der ersten Vorstellung nun auch verlustig gegangen. Er
hatte jetzt auch am zweiten Abende fchon mit einer dnrch die Zeitungsnotizen
unwillkürlich beeinflußten nnd voreingenommenen Zuhörerschaft zu thun.

Aber bei diesen kurzen Notizen sind viele unserer Zeitungen nicht stehen
geblieben. Bei dem nimmer rastenden Bestreben des einen Blattes, die
Leistungen des andern zu überbieten, haben sich diese lakonischen Verzeichnungen
über den Heigang allmählich bei einigen Blättern in lange fertige Kritiken
verwandelt.

Tie Aufführung dauert etwa bis zehn Uhr, bisweilen auch länger; und
schon am andern Morgen bringt die Zeitung eine spaltenlange kritische Be-
sprechung, die unter dem Zwange der Fertigstellung des Blattes in einer
Stunde, höchstens in zwei Stunden geschrieben fein muß!

Bei dieser Schnellfertigkeit darf man wohl die Frage aufwerfen: Ist
es überhaupt möglich, unter diesen Bedingungen einem Werke, das, abgesehen
von allem andern, doch eine respectable Summe ernster Sammlung und lang-
wieriger mühevoller Arbeit darstellt, kritisch gerecht zu werden? Der erste
Eindruck soll zwar gewöhnlich der richtige sein; der erste Ausdruck ist fast
niemals der richtige.

In der Hetzerei, unter der diese Kritiken entstehen, während der Setzer-
junge die noch feuchten Blattei dem Schreiber unter den Fingern wegreißt,
während sich Alles, Inhalt und Form, dem Nuthdmnge der Zeit unterzu-
ordnen hat — denn rechtzeitig fertig werden ist die Hauptsache, und dann
erst kommt die Frage, wie es fertig wird —, erscheint es doch geradezu
undenkbar, Alles so abzuwägen, wie es zu einer gerechten Würdigung abge-
wogen werden sollte. Wäre dem Kritiker die erforderliche Ruhe beschicken,
so würde er diesen Ausdruck vielleicht erheblich verschärfen, einen andern in
demfelben Maße mildern. Aber dazu ist keine Zeit da, und so kann leicht
ein Bild mit falschen Lichtern und falschen Schatten entstehen, das eine falsche
Wirkung hervorrufen muß.

In dieser Beziehung könnte die französische Einrichtung als muster-
gültig angeführt weiden. Auch in dem großen Paris haben die meisten und
geachtetsten Blätter trotz aller journalistischen Neuerungen noch heute den alten
Brauch beibehalten, in einem Wochenfeuilleton am Montag über die inter-
essanteste Neuaufführung der Woche — gewöhnlich ist es ja nur eine —
einen größeren kritischen Bericht zu veröffentlichen; und wenn das neue Stück
am Montag gegeben wird, nun, so warten eben die Leser acht Tage, bis sie
die Kritik darüber lesen. Und sie verlieren nichts dabei! Nenn dem Kritiker
wird nicht nur die Möglichkeit znr nothwendigen Sammlung geboten, er ist
nicht nur im Stande, seinen Lesern eine schriftstellerisch gepflegtere vornehmere

Arbeit zu bieten, sondern sein Urthcil ist auch ein gerechteres und wird nicht durch die Zufälligkeit des ersten besten Ausdrucks, der sich darbietet, getrübt. Liegt zwischen der Vorstellung und der Besprechung eine längere Pause, so ist der Kritiker — und das halte ich für die Hauptsache — losgelöst von der Beeinflussung durch seine Umgebung,

Der Kritiker, der aus einer ersten Vorstellung sofort in die Druckerei eilt, ist noch ganz erfüllt von der Luft, die er da cingeathmet hat. Er steht unwillkürlich unter dem Banne des Urtheils dieses merkwürdigen Publikums; und schon vierundzwanzig Stunden später würde dies Urthcil vielleicht nicht mehr in allen Punkten, vielleicht nicht einmal mehr im Wesentlichen, das seinige sein.

Denn es ist ja von all den Wunderlichkeiten und Absonderlichkeiten, unter denen der Bühnenschriftsteller sein Werk dem Urtheilc der Allgemeinheit zu unterbreiten hat, der verwunderlichsten eine, daß gerade dieses wichtige Publikum der ersten Vorstellungen nicht das eigentliche und gewöhnliche Publikum ist, sondern ein ganz besonderes, und daß es trotz seiner Besonderheiten dennoch den bedeutendsten Einfluß auf die Allgenieinheit ausübt, daß es thatsächlich mit entscheidet, ja sogar bei der Entscheidung die ausschlaggebende Stimme hat.

Der Besuch einer ersten Vorstellung, für die wir ja bezeichnender Weise mit Vorliebe den französischen Ausdruck „I>emi«-e" gebrauchen, ist eine Modesache. Diejenigen also, die Alles mitmachen, was gerade Mode ist, stellen schon ein nicht unerhebliches Contingent zu den Besuchern dieser Ncuaufführungen. Dazu kommen noch einige, allerdings wenige, die ein ernsthaftes Interesse daran haben, etwas Neues, das sich auf dem Gebiete der Kunst und Dichtung darbietet, möglichst schnell keimen zu lernen. Ein anderer und sehr wichtiger Bestandtheil dieses Publikums wird gebildet durch das Gesammtaufgebot aller Kritiker, sowohl derer, die schreiben, als auch der noch viel schlimmeren, die nicht schreiben, endlich der persönlichen Freunde und der persönlichen Widersacher. Es ist also eine ganz wunderbare Mischung.

Das Haus ist denn auch gewöhnlich wie mit Zündstoff geladen, und wie überall, so Verhalten sich auch hier die Gutmüthigen in den meisten Fällen passiv, diejenigen aber, die nicht gntmüthig sind, möglichst geräuschvoll. Die „Gönner in der Nähe" erscheinen mir heutzutage also auch noch schlimmer, als sie zu Goethes Zeiten gewesen sein mögen.

Nicht einmal und nicht zufällig, nein, beinahe regelmäßig habe ich beim Besuche dieser ersten Vorstellungen, bevor noch der Vorhang aufgegangen war, von Diesem oder Jenem Bemerkungen vernommen so unerfreulicher Art wie nur deutbar, den schadenfrohen Ausdruck einer gehässige» Voreingeuummcnheit.

Ich höre noch immer die Aenßcrung einer in der Berliner Gesellschaft

bekannten Persönlichkeit, die den gebildeten Ständen angehört, eines Herrn, der im eisten Rang neben mir saß und sich mit den Worten setzte: „Wird denn dem Autor (der nebenbei bemerkt einige erfolgreiche Stücke aufgeführt hatte) nicht endlich einmal die Nase bluten?" Mit dieser fröhlichen Erwartung war der Brave in'Z Theater gegangen, und er war so voll davon, daß er sich zu dem geschmackvollen Ausdrucke seines überströmenden Gefühls einem ihm fast Unbekannten gegenüber gedrungen fühlte.

Beifall und Mißfallen nehmen durch diese seltsame Zusammensetzung bei den ersten Aufführungen einen ganz ungewöhnlichen Stärkegrad an. Der Beifall äußert sich viel geräuschvoller und tobender als richtig, und das Mißfallen in besonders verletzender Weise. Bei uns zu Lande kleidet es sich mit Vorliebe in die für den Autor und für die Darsteller verletzendste Form: in die Verhöhnung, in lautestes Auflachen bei beabsichtigten ernsten Stellen, in den fürchterlichen Schmerzensschrei „Au!", wenn irgend ein übermüthiger Spaß Mißbilligung findet.

So ist denn Alles verschärft, entstellt; und unter diesem falschen Eindrucke, unter diesen ungünstigsten Bedingungen schreibt die Kritik! Die Schärfe ihres Tadels kann ihr daher nicht einmal znm Vorwurf gemacht werden, denn diese ist unter solchen Umständen sogar oft begründet. Die Sache wirkt eben bei diesen eisten Vorstellungen so viel schärfer, im freundlichen wie im unfreundlichen Sinne, als gewöhnlich.

Aber mag man auch alles Entschuldbare gelten lassen, die Lage des Autors wird dadurch nicht gebessert.

Und wie wird bei uns der Bühnenschriftstellcr behandelt! Nicht wie ein Mann, der mit bestem Willen und bestem Können etwas Gutes zu leisten bestrebt gewesen ist, der ein Werl zur Erheiterung, Erhebung und Erschütterung hat schaffen wollen, das auch, wenn es mißlungen wäre, doch um seiner guten Absichten willen auf einige Milde wohlberechtigten Anspruch hätte; er wird behandelt wie ein vermessener Uebelthäter, der die unbegreifliche Keckheit begeht, Leuten, die ruhig ihres Weges gehen, aufdringlich entgegenzutreten, der sie ärgert und langweilt und dafür noch Geld verlangt, der sie also beschwindelt! Er wird behandelt nicht blos wie ein Angeklagter, sondern wie ein bereits der Schuld Ueberführter. Von vornherein wird angenommen, daß er eine Schuld begangen hat, und erst durch eine gelungene Arbeit hat er seine Unschuld nachzuweisen. Es ist thatsachlich keine Übertreibung, wenn ich sage, daß ein interessanter Verbrecher mit mehr Wohlwollen und Schonung behandelt wird, als der Verfasser eines durchgefallenen Stückes.

Und die geistige Arbeit macht empfindsam. Hugo Wittmann hat darüber erst vor Kurzem sehr Beherzigenswerthcs gesagt: „Wer könnte den Dichter zwingen, nicht blos ein Gedicht, sondern auch ein gutes Gedicht zu machen, den Dramatiker, ein gutes Stück zu verfassen, den Journalisten, einen

guten Leitartikel zu schreiben? Dabei bleibt doch wahrlich immer vorausge-
setzt, das; dem Betreffenden der gute Muth, die Arbeitslust, die Möglichkeit
des Arbeitens nicht systematisch geraubt, vielmehr nach Kräften gefordert werde.
Jeder Kopfarbeiter will mit zarten Fingern angefaßt sein, beansprucht selbst
für seine Fehler und Schwächen einen hohen Grad von wohlwollender Nach-
sicht. Arbeitslust ist Stimmung, und Stimmung ist Schmetterlingsstaub, den
jedes rauhere Lüftchen vom Flügel streift."

In unserem Falle handelt es sich aber nicht um ein unzartes Anfassen,
um ein rauheres Luftchen, es handelt sich um Kräntungen, die die körperliche
Mißhandlung streifen, um einen wilden Sturm, der auch festere Bäume ent-
wurzelt. Man darf sich daher auch nicht darüber Wundern, daß sich durch
diesen lähmenden Verdruß bei Vielen eine starke Entmuthigung einstellt. Ich
erinnere mich noch einer Unterhaltung, die ich im Salon von Braun-Wies-
baden mit Karl Gutzkow über diesen Gegenstand geführt habe. Es war kurz
nach der Aufführung meines Schauspiels „Maria und Magdalena". Ich War
in rosigster Laune nnd hatte für meine günstige Stimmung zwei starke Stützen:
den Erfolg und die jugendliche Unerfahrenheit. Gutzkow schüttelte darob den
Kopf und sagte mir: „Sie werden die Bühnenschriftstellerei an den Nagel
hängen so gut wie jeder Andere, verlassen Sie sich darauf! Es kommt ein
Tag, an dem man sich sagt: nun habe ich's satt. Ich weiß nicht, ich kann ja
nicht wissen, ob das Stück, das ich geschrieben habe, gut oder schlecht ist; ich halte
es natürlich für gut, fönst würde ich's nicht geschrieben haben. Habe ich mich
geirrt, so werde ich für diesen Irrthum schon ohnehin schwer genug gestraft:
ich habe mich Monate lang vergeblich geplagt. Ich will aber nicht obenein
dafür noch gestäupt werden, wie es in diesem Falle geschieht. Ich will nicht
dem eisten Besten, der sein Billet an der Kasse mit einem Thaler bezahlt,
das Recht geben, mich auszulachen und zu verhöhnen, ohne daß ich ihn per-
sönlich fassen könnte. Ich will mich nicht an einem und demselben Tage von
dreißig Blättern der Hauptstadt und fünfzig Blattern des Reichs und Dentsch-
Oesterreichs zerreißen lassen. Und selbst wenn ich's wollte, ich könnte es
nicht mehr."

Ich habe an diese Worte Gutzkows recht oft zurückdenken müssen. Und
wenn sich mir inmitten der vollsten Arbeitslust und Arbeitsstimmung das
Bild einer mißlungenen Berliner ersten Aufführung vergegenwärtigt — irgend
einer ersten Aufführung, es braucht nicht einmal ein Stück von mir selbst
zn sein — wenn ich vor meinem geistigen Auge die wohlbekannte» Gesichter
auf der äußersten Linken des Parqucts erblicke, wahrend des Actes mit dem
Ausdruck der berghohen Ueberlegenheit über den armen Schacher, der da ein
Stück geschrieben hat, und mit meinem geistigen Ohre die Bemerkungen höre,
die im Zwischenact auf den Corridoren ausgetauscht werden — vox fanoilxi^
I,!U'«it, dann ist's aus mit der Stimmung, aus mit der Lust, und mit einem
ungleich idealeren Dichter rufe ich aus: „Geh, such Dir einen andern Knecht!"
Und das sind nicht etwa individuelle Empfindungen — ein Icder, der

für die Bühne geschrieben, und der also auch in seiner schriftstellerische» Wirksamkeit Mißerfolge zu verzeichnen hat, hat sehnliches empfunden. Allere dings würde, wenn diese Stimmung anhielte, jeder Dramatiker mit dein ersten mißlungenen Werke seine Laufbahn beschließen, und das ist zum Glück nicht der Fall.

Tas Uebel ist nicht unheilbar, es giebt kräftige Mittel dagegen. In beneidenswerthen Fällen z. B. das gepanzerte Bewußtsein des Anturs, das ihn selbst in unerreichbare Höhen entrückt, jenes Bewußtsein, das in dem Hebbel zugeschriebenen Worte den packendsten Ausdruck findet: „Heute ist das Publikum bei mir durchgefallen"; oder auch die Leichtlebigkeit, die erworbene Nnempfindlichkeit, die gewöhnlich mit großer Fruchtbarkeit zusammenfällt. Ich kenne einen sehr bekannten Autor, der immer schon ein anderes Stück in Bereitschaft hält, bevor er das eine zur ersten Aufführung bringt, der sich schon von dem Stücke, das für das Publikum ein nenes ist, mit seinem persönlichen Empfinden gewissermaßen losgelöst hat und sich für eine etwaige Ablehnung damit tröstet: dann wird das nächste gefallen; und wenn weder das Eine noch das Andere zusammentrifft, so übt Wohl die Zeit ihre mildernde Wirkung, — die Zeit, die alle Wunden heilt, empfangene Kränkungen vergessen macht und dabei doch die Lust an der reizvollsten, wenn auch dornigsteu Arbeit, an der Arbeit für die Bühne, wach erhält. Und so hat denn auch das Wirken des Bühuenschriftstellers wie ein rechtschaffenes Lustspiel seinen befriedigenden Schluß, lind so lange die Welt steht, wird man Stücke schreibe», und wenn heute Stücke ausgepfiffen, werden andere morgen beklatscht werde».

?<

Der erste Vranntweinbrenner
oder
wie der Teufel das Vrotrcinftel abgedient hat.
lustsviel von
Leo O. Oolptoi.
Erster Aufzug.
Lrsie 5cene.
Bauer M>w und blickt noch »len^. Es ist schon Mittag, Zeit auszuspannen!
Nun, immer heraus! Hast Dich abgerackert, liebes Gäulchen. Hier will
ich umdrehen, die letzte Furche pflügen und danu Mittag essen. Es war ein
guter Einfall, daß ich mir ein Nänftcl Brot mitgenommen habe. Ich fahre
nicht nach Hause. Am Nruuuen will ich essen, ein wenig schlafen, Falbchen
wird Gras fressen nnd dann mit Gott wieder an die Arbeit. Früh werde
ich mit Gottes Hülfe fertig sein.
Zweite 3cene.
^Ei» Teufel lommt, nilheit sich dem «eltlüuch^,
Ter Teufel. Ei schau, was für ein frommer Bauer; immer dcnlt
er an Gott. Warte nur. sollst auch an den Teufel denken. Ich will ihm
das Nänftel fortnehmen. Er wird es vermissen, wird es suche», wird fressen
wollen, dann wird er ftnchen und des Teufels gedenken. iE? nimm! dos «üniul,
Ich! sich hin!« dm Vtlauch und beobachte! den Naueni.I
Der Bauer lichütiel! die Kummetiiemen abi. Gott sei Lob und Dank! lEr
macht lein P!eid l°« und geht »>>l leinen Rock zu,i Ich habe entsetzlichen Hunger! Meine
Alte hat mir ein großes Mnftel mitgegeben. Na, ich will's ganz aüfessen.
ISI ««he«! sich dem «»ck.1 Es ist nicht drin! Gewiß habe ich es mit dem Rock

zugedeckt. >Er hebt den ?!oi« °u</j Es ist auch hier nicht. Das ist wunderbar!
s«l schüttelt den 3l»«l.1
Der Teufel Hinter dem Strauch). Such' nur, such nur, dort findest Du's
nicht! (Ll letzt sich aus bll« Rllnstel.s
Der Bauer Hebt da« Querhalz de« Pfluge« und schüttelt noch einmal den ülock).
Wunderbar, sehr wunderbar. Es ist doch Niemand hier gewesen, und das
Nimftel ist nicht da. Hätten es die Vögel zerpickt, so müßten Krümchen hier
sein. Aber es sind doch leine Krümchen da. Es ist Niemand hiergewesen
und doch hat's Jemand genommen.
Der Teufel I steht au, und llist wieder hervors. Er wird bald meiner gedenken.
Ter Bauer. Mag es denn sein. Vor Hunger werde ich nicht sterben.
Hat's einer genommen, ist's noch so. Wohl bekomm' es ihm!
Der Teufel sweit au«s. Du vermaledeiter Bauer! Ich denke, er wird
fluchen, und er sagt: Wohl bekomm's. Mit dem ist Nichts zu machen.
Der Bauer Ileg,! sich Ichlasen, delreuzig! sich, Mut und Ichlummert ein).
Der Teufel ü°mmt heivars. Das soll man nun dem Obersten klar
machen! Ter Oberste sagt immer: Du bringst zu wenig Bauern in die Hölle.
Sieh' her, Kaufleute, Herren und andere, wieviel jeden Tag herkommen.
Aber Bauern sieht man nicht. Wie willst Du ihnen beikummen? An die
kommst Du auf keine Weise. Was kann man mehr thun? Das letzte Ränftel
habe ich ihm gestohlen, und er flucht immer noch nicht. Nnd ich weiß nicht,
was ich jetzt beginnen foll! Ich will mich melden lassen. iVlischwlndct.i
Her Vorhang Mt,

Zweiter Aufzug.

Nie Hölle.

sAus dem vornehmsten Platz fitzt der oberste Teusel, Ter Schreib«! der Teusel sitzt unien an
einem Tisch mit Schreidgeriihen. Nie Wache steht an beiden Leiten. Nech!« sllns Teusel von »er»
schiedenemNuzsehe»: liul« an derThür der Thlirsteher: der Vtutzerteut«! steht gerabvordem Oberste»,)
Der Stutzerteufel. Meine ganze Beute von drei Jahren beträgt
220.00', Mann. Alle sind jetzt in meiner Macht.
Der Oberste. Schön, ich danke, kannst gehen! sTer Siuherteufel geh» nach
«chli.1
Der Oberste s,u dem Schreibers. Ich bin müde. Sind noch viele Ge-
schäfte übrig? Von wem haben »vir Rechenschaft empfangen und von wem
haben wir noch zu empfangen?
Der Schreiber szahlt an den Finger» und zeig! nach Maßgabe seiner »ercchnung aus die
rechtsstehenden leusel. Wenn er einen Teusel nenn», verbeugt sich dieser,! Der Adelsteufel hat
Rechnung gelegt. In Summa hat er 1836 eingebracht. Der Kaufmanns-
teufel hat Rechnung gelegt: 9643. Der Gerichtsteufel hat Rechnung ge-
legt: 3423. Der Weiberteufel hat soeben Rechnung gelegt: 186.315» Weiber,
17,438 Mädchen. Nur zwei sind noch übrig: der Beamtenteufel und der
Bauernteufel. In Summa 220,005.

Der Oberste. Nun so müssen wir heut schon zu Ende kommen, lgum
Thürlllhlr,) Als; ei». lTer Beamtrntiultl lomm! herein und veideng! sich >wr de,n llbeisten-1
Der Oberste. Nun. was sagst Du. Wie stehen Deine Geschäfte.
Der Veamtenteufel geständig lächelnd und sich d« Hunde reibend). Meine
Geschäfte sind weiß wie Nuß. Die Beute ist so groß, seit Erschaffung der
Welt erinnere ich mich nicht einer ähnlichen.
Der Oberste. Sprich, hast Du viel eingebracht?
Der Veamtenteufel. Nicht auf die Zahl kommt es an. Sind es
auch an Zahl nicht viele, im ganzen 135N Mann, so sind es doch vortreff-
liche Bnrsche. Nürschchen, die für Teufel gelten könnten. Sie führen die Menschen
irre, besser als wir Teufel selber. Ich habe ihnen eine neue Mode beigebracht.
Der Oberste. Eine nene Mode?
Der Veamtenteufel. Hört. Früher haben die Beamten bei Gericht
die Menfchcn betrogen. Und jetzt habe ich Ihnen beigebracht, überdies
die Nichter zu betrügen. Wer mehr Geld giebt, dessen Sache führen sie und
sie führe» sie so, daß sie Sachen dnrchbringen, mit denen gar nichts mehr
zn machen war. Sie führen die Menschen viel besser irre, als wir Teufel.
Der Oberste. Will sehen, kannst gehen! lD« Ne°m!en!c»<«l geht nach ««<».)
Der Oberste lz»m Tlmifteheii, Laß den Letzten herein. lTei «lluernteustl f°mm»
m>! dem Riwste! und verbeugt sich tie>,j
Der Vaucrnteufel. So kann ich nicht länger leben, stelle mich an
einen anderen Platz.
Der Oberste. An einen anderen Platz, was faselst Du? Stehe auf.
sprich vernünftig. Lege Rechnung, wieviel Vanern hast Dil diese Woche ein-
gebracht.
Der Vanern teufel lweint,. Nicht einen.
Der Oberste. Was, nicht einen? Nicht einen einzigen? Was hast
Dn denn gemacht? Wo hast Du Dich herumgetrieben?
Der Bauernteufel I!«luchz!^. Ich habe mich nicht herumgetrieben, die
ganze Zeit habe ich mich geschunden, aber ich habe nichts ausrichten können.
Da habe ich Einem vor der Nase sein letztes Nänftel Brot gestohlen und
auch da hat er nicht geflucht, sondern mir gesagt: Wohl bckumm's.
Der Oberste. Was . . . was . . . schnaufclst Du da? Schnauf Dich
aus n»d rede vernünftig, so versteht man kein Wort von dem, was Tu sagst.
Der Bauerntcnfel. Da pflügt ein Bauer; ich weiß, daß er nur ein
NNnftel Brot mit sich hat, sonst nichts zu essen. Ich stehle ihm das Nänftel,
ich denke, nun wird er fluchen, aber was thut er? Wcr's geuommen hat,
sagt er, mag's haben, wohl bckumm's ihm. Da habe ich das Nänftel mit-
gebracht. Hier ist es.
Der Oberste. Nim, und die anderen?
Der Bauerntenfcl. So sind sie Alle. Nicht einen habe ich fassen tonnen.
Der Oberste. Wie wagst Du es, mit leeren Händen zu mir zurück-
zukommen? Und was für eiu stinkendes Nänftel er noch mitbringt. Denkst

Tu Spaß mit mir zu treiben? Wie? Willst Du Dein Brot in der Hülle
umsonst essen? Tic Anderen arbeiten, schaffen. Sieh' her. I<5i ,!>«> o», die
^«utel.i Ter Eine hat 10.000, der Andere 20.000, der hat gar 200.000
mitgebracht. Und Du kommst mit leeren Händen und bringst noch solch' ein
Nänftel mit. Willst mir Märchen erzählen! — Tu treibst Dich herum nnd
arbeitest nicht. Darum sind sie Dir auch nicht gehorsam. Wart' Sühnchen,
ich will Tir's beibringen.
Der Vnucrnteufel. Laß mich nicht züchtigen, laß mich ein Wort
rede»! Die Teufel haben's gnt. die mit den Edcllenten, den Kanfleutcn, mit
den Weibern. Das weiß Jeder. Zeigst Du dem Edelmann einen Zobelpelz,
ein Erbgut, gleich hast Du ihn in der Tasche und führst ihn, wohin Du
willst. So auch mit dem Kaufmann. Zeigst Du ihm Batzen, reizest Du
seinen Neid, so kannst Tu ihn wie in der Schlinge herumführen, er kommt
nicht mehr los. Und mit den Weibern ist's auch eine bekannte Sache. Schmuck
oder Süßigkeiten — und Du machst mit ihnen, was Du willst. Aber mit
den Bauern wirst Tu nicht fertig. Wenn sie von Morgens bis Abends bei
der Arbeit sind, ja, bis in die Nacht hinein, und ohne Gott lein Wert bc«
ginnen, wie willst Du an sie herankommen? Vater, befreie mich Von den
Bauen,, ich habe mich zu Tode gequält mit ihnen! Und Dich habe ich erzürnt.
Der Oberste. Du lügst, Faulpelz. Sprich mir nicht von den An-
deren. Tie bringen Kaufleute, Edclleute, Weiber, weil sie wissen, wie man
sie zu fassen hat, auf neue Künste sinnen. Da sieh', der Veamtenteufcl hat
einen ganz neuen Kniff erfunden. Erfinde Du auch so was. Rühmt sich
noch, daß cr ein Nänftel gestohlen hat. Das nenne ich Schlauheit! Stelle
ihnen Fallen, in eine »Verden sie schon hincingerathen. Nenn Du Dich aber
herumtreibst und sie ihrer Wege gehen läßt, dann müssen sie, Deine Bauer»,
Dir über den Kopf wachsen. So weit sind sie schon, daß ihnen nicht ein-
mal ein Nänftel leid thut. Wen» sie solche Gewohnheiten annehmen und auch
noch ihren Weibern beibringen, dann »Verden sie uns ganz den Gehorsam ver-
weigern. Nuu beut nach! Strecke Tich, Du weißt schon wie!
Der Blluerntenfcl. Ich weiß nicht, was ich erdenken soll. Gieb mir
einen anderen Platz, ich tan» nicht mehr.
Ter Oberste lz»rm^. Du launst nicht! Was, soll ich etwa selbst für
Tich arbeiten gehen?
Ter Baucrutcufel. Ich kann nicht.
Der Oberste. Du kannst nicht? Na warte. He, bringt Nuthen her,
haut ihn! l^Ti« Nlachl eigitijt den Tluftl, man h»il! ihn,)
Der Vauerntcufel. Oh, oh, oh!
Der Oberste. Nun hast Tu was erdacht?
Ter Bauerntcufel. Oh, oh, ich kann nichts erdenken.
Ter Oberste. Haut ihn! Me honen ihn, i Hast Tu was erdacht?
Ter Vauerntenfel. Ich hab'Z. ich hab's.
Ter Oberste. Nun so sag, was Du Dir erdacht hast.

Der Vanernteufel: Ich habe einen solchen Kniff, daß ich sie alle in
die Hand bekomme. Erlaube mir nur, daß ich mich zu einem Bauern als
Arbeiter verdinge, vorher aber kann ich die Sache nicht sagen.
Der Oberste. Nun gut, aber denke daran, wenn Du nicht in drei
Jahren das Nanftel Verdienst, ziehe ich Dir das Fell über die Ohreil.
Der Bauerntcufel. In drei Jahren sollen Alle mein'sein.
Der Oberste. Nun gut, in drei Jahren will ich selbst nachsehen kommen.
D« Norhang fällt.

Dritter Aufzug.

^Speicher, Man sieh! Wage» mit Vetreibe.^

Liste 3cenc.

Ter Teufel alz Arbeite!. Ncr Arbeit« schüttet vom Wagen herunter, der Vouer trügt es im Muß fort.
Der Arbeiter. Sieben.
Der Bauer. Wieviel Viertel?
Der Arbeiter Isitht nach den Kreideltnchen »n der 2hürj. 26 Viertel und vom
27. das 7. Maß.
Der Bauer. Es wird nicht ganz hineingehen, es ist schon voll.
Der Arbeiter. Scharre es nur gut zusammen.
Der Bauer. Will sehen, lirngt da« Muh ,»rt.t

Zweite 3ce»e.

Der Arbeiter fall«», nimmt feine Mühe ob, die hörn« lichten sich null So, NIM
wird er nicht sobald zurückkommen. Die Hörner müssen sich ein Bischen
gerade richten. >T>c Hörn« stellen sich auf,) Nun die Stiefeln herunter, wenn er
da ist, geht das nicht. I^r zieh! die Füße aus de» Stiefeln, die Hufe weiden sichtbar. Seht
sich »ui die Vchwelle.1 So geht nun das dritte Jahr hin. Die Sache muß zu
Ende kommen. Das Getreide ist nirgends unterzubringen. Es bleibt nichts
übrig, als mciu letztes Stückchen anzubringen und dann mag der Oberste
selber kommen, sich zu überzeugen. Er wird was zu sehen finden. Er soll
mir entgelten für das Nänftcl.
fTer Nachbar tommt.I

Dritte 3ccne.

Der Arbeiter fverbirgt die Hürnerl.
Der Nachbar. Wie geht's.
Der Arbeiter. Ich danke.
Der Nachbar. Wo ist der Herr.
Arbeiter. Der ist hineingegangen, Raum schassen in dem Getreidelasten,
es geht nicht alles hinein.
Der Nachbar. Welcher Segen bei Deinem Herrn. Er hat keinen
Raum mehr für sein Getreide. Wir Wundern uns alle, wie viel Getreide

bei Deinem Herrn schon das zweite Jahr wächst. Als ob es ihm Jemand vorher gesagt hätte. Vorigen Sommer, wir hatten ein trockenes Jahr, da säcte er im Sumpf, bei den anderen Leuten ist die Saat nicht aufgegangen und ihr habt die ganze Tenne vollgestopft. Heuer haben wir ein feuchtes Jahr und er hat richtig auf den Bergen gesäet. Bei den andern Leuten ist das Getreide teigig, bei Euch ist's brüchig. Und was für ein Korn, was für ein Korn! ltr schüttelt e8 in der stachen Hand und bringt el zwilchen die ZHHne,)

vierte 2cene.

IDer Nauei lommt mit dem leeren Maß herau«,^

Der Bauer. Wie geht's. Gevatter?

Der Nachbar. Ich danke. Ich rede eben mit Deinem Arbeiter, wie Ihr vorausgewußt habt, wo man säen muß. Alle Welt beneidet Dich. Was Du für Mengen Getreide gesammelt hast. In zehn Jahren kannst Du es nicht verzehren.

Der Bauer. Das danke ich dem Potap. l«r zeigt au! den Arbeiter IM,! Sein Glück. Ich schicke ihn im Sommer aus pflügen und er, weiß Gott, pflügt im Sumpf. Ich schelte ihn, er aber redet mir zu, zu säen. Nun wir haben gesäet und es ist Alles gut geworden. Und Heuer hat er mir auch zugeredet, da habe ich auf den Bergen gesäet.

Der Nachbar. Grade als ob er wüßte, was für ein Jahr kommen wird. Ja, ja, Haft ein hübsches Getrcidchen gesammelt. iSchwelgen.i Und ich bin zu Dir gekommen, Dich um ein Achtel Roggen zu bitten. Bei mir ist er ausgegangen, im Sommer geb ich Dir's wieder.

Der Bauer, Ei gewiß, nimm nur.

Arbeiter ll>°tzt de« »»uer» a«i. Gieb ihm nicht.

Der Bauer. Ach, nicht der Rede werth, nimm nur.

Der Nachbar. Schonen Dank, ich hole nur den Sack.

Der Arbeiter >>> 2cUe^. Noch immer hat er die alte Gewohnheit — giebt und giebt. Er folgt mir nicht in Allem. Nun, lange dauert's nicht, dann hört er auch auf zu geben. !N» Nachbar entleint sich.)

Fünfte 5cene.

Ter Bauer lieh! sich auf die Schwelle). Warum soll man einem guten Menschen nicht geben?

Der Arbeiter. Geben kann man's schon, aber zurück bekommt man's nicht. Leihen heißt — den Berg hinunterrollen, zurückfordern — den Berg heraufschleppen. So haben die Alten gesagt.

Der Bauer. Laß gut sein, wir haben viel Getreide.

Der Arbeiter. Nun, wenn wir auch viel haben?

Der Bauer. Nicht nur bis zum ueucu Jahr reicht's, es reicht auf zwei Jahre. Wo willst Du denn damit hin?

Der Arbeiter. Ei, wohin? Aus diesem Getreide null ich Dir etwas so Vorzügliches machen, daß DuDein ganzes Leben hindurch DcineFrcude haben sollst.

Der Bauer. Was willst Du denn machen?
Der Arbeiter. Em Getränk will ich machen. Ein solches Getränt, daß Dir davon die «raste wachsen, wenn Du schwach bist, daß Tu satt wirst, wenn Du Hunger hast. Wenn Du leinen Schlaf hast, wirst Du sofort eiuschlafeu, wenn Du traurig bist, gleich wirst Du heiter. Wenn Du furchtsnni bist, bekommst Du Muth. Solch ein Getränt will ich Dir macheu.
Der Vau er. Tu lügst.
Der Arbeiter. Ja, ja, Du lügst. Hast mir auch uicht geglaubt, als ich Dich hieß, das Getreide erst im Sumpf, dann auf dcu Bergen aussäen. Nun hast Du Dich überzeugt. Auch von dem Gctränl wirst Du Dich überzeugen.
Der Bauer. Nuu, woraus willst Du es machen?
Der Arbeiter. Nun, eben aus diesem Getreide.
Der Bauer. Und wird das leine Sünde sein?
Der Arbeiter. Seht mal au! Eine Sünde! Alles ist dem Menschen zum Geuuß gegeben.
Ter Bauer. Und wo hast Du so großen Verstand erworben, Putap. Ich sehe Dich uur immer an, was bist Du uicht für ein geschickter, arbeitsamer Mensch. Zwei Jahre wuhust Du hier uud hast uoch nicht ein einziges Mal die Stiefeln ausgezogen, und Alles weißt Du. Wie bist Du denn dazu gekommen?
Der Arbeiter. Ich biu weit herumgekommen.
Der Bauer. Die Kräfte, sagst Tu, wachsen davon, von dem Getränt?
Ter Arbeiter. Du wirst ja sehe» — Alles wird besser davon.
Der Bauer. Nuu, »nie wollen wir's denn machen?
Der Arbeiter. Es ist leine Kunst das zu macheu, wcuu man's versteht. Wir müssen einen Kessel haben uud zwei ciseruc Tupfe.
Der Bauer. Und hat das eiucu angenehmen Geschmack?
Der Arbeiter. Süß wie Honig. Wenn Du es nur ein einziges Mal Probirst, dauu trennst Du Dich Dein Lebelang nicht mehr davon.
Der Bauer. Ist das möglich, Ich will zum Gevatter laufcu, er hat eine» Kessel, wir müsscn's versuche».
Der Poihona, st',1».

Vierter Aufzug.

?u« 2hc»ür fttUl cincu Hchuvpc» dar, m der W>!!c stcl,! ein iuM« Kchcl aul dem Ftllti n>it cinlm Kn>h» und cmcm e>!«i»c,i Topf, Tci Äauer und der Aidtilei.

Trstc 5ccnc.

Der Arbeiter i>M! «,, Glas mit» dc» Kioy» u»d trwn Nronutwci»), Nun Herr, es ist fertig.
Ter Bauer limi««»«» d« kidc und «chout z»i, Tas heißt eine Kunst! Aus Teig ist Wasser geworden. Was thust Tu, läßt Du erst das Wasser ablaufen?

Lei Arbeiter. Das ist nicht Wasser, das ist der Branntwein selbst.
Der Bauer. Was, ist er hell? Ich habe geglaubt, er wird dunkel-
braun sein, wie Bier. Und er ist klar wie Wasser.
Der Arbeiter. Rieche nur daran, wie das duftet.
Der Bauer ^««»1. O, das duftet scharf! Na, na, will sehen, wie er
auf der Junge sein wird. Laß mich tosten. I«« «ißt ihm da« »l°« au« b« Hond.j
Der Arbeiter. So warte doch. Du wirst vergießen. I«l »sfne» den
«K»hn. tlinn !llbft, Ichnalzt mit der Zunze.i Vortrefflich, na trinke.
Der Bauer ^tlinlt »llt langsam, allmählich immer fchneller und tlinlt «lle« au«. Dann
«ich» « ihm da« »loii Na, gieb mehr. Von dem Wenigen kann man den Ge-
schmack nicht fühlen.
Der Arbeiter llacht^. Ei, es hat geschmeckt? l«r gießt mehr ein.)
Der Bauer ltrinlti. Ja, eine Kunst! Ich muß die Alte herrufen. He
Martha, komm, es ist fertig, komm, komm schnell.

Zweite 5cene.

I« Flau, ein Mädchen und die Vorigen.

Die Frau. Nun. was giebt's, was schreiest Du?
Der Bauer. Da, probir einmal, was wir gebraut haben. f«r reicht
«r hin.) Riech nur, wie's schmeckt.
Die Frau Hie-M Ei schau.
Der Bauer. Trinke.
Die Frau. Wird es mir aber nichts thun?
Der Bauer. Trink, dummes Weib.
Die Frau lMn»,. Ei, das ist gut!
Der Bauer sei« w«»«g angeheitert!. Ja, ja, das ist gut. Warte nur, was
noch kommt. Potap sagt, daß es alle Müdigkeit aus dem Körper verscheucht.
Die Jungen weiden alt. Ja, ja, denke, die Alten werden jung. Sieh, ich
habe nur zwei Gläschen getrunken und das hat mir alle Knochen aufgefrischt.
,«r »acht nch gi°tz.i Siehst Tu? Wart, wenn wir beide jeden Tag davon
trinken, werden wir wieder jung werden! Nun Mariechen f«r umfaßt fie.i
Die Frau. Na sieh' mal einer, Du bist ja dumm geworden davon.
Der Bauer. Ach, siehst Du wohl! Hast gesagt, daß ich und Potap
das Getreide versaubeuteln. Sieh her, was für eine Kunst wir fertig ge-
bracht haben. Ja sieh, ist er gut?
Die Frau. Wie sollte er nicht gut sein, wenn er die Alte» in Junge
verwandelt. Ei, schau, wie Du lustig geworden bist, auch mir wird heiter
zu Muthe. Sing mit! I . . . i . . . i . . . c^le singt,)
Der Bauer. Ja, ja. Alle weiden wir jung, alle lustig werden.
Die Frau. Wir müssen die Schwieger holen. Sie schimpft den ganzen
Tag und langweilt sich. Auch sie müssen wir verwandeln. Wird sie jung
weiden, so wird sie auch besser.
Der Bauer i°«tlu»ien!. Ruf die Mutter, ruf sie hierher. Geh Dn,

Mariechen! Lauf', ruf' die Großmutter und heiß' auch den Vater mitkommen.
Geh hin, ich laß ihm sagen, er foll vom Ofen herunterkriechen, was wälzt
er sich da herum! Wir wollen ihn jung machen. Nun schnell. Nnen Fuß
hier, den anderen dort. Flieg hin! lD»» M»bch«n lauft »««.z
Der Bauer >.,ui Frau,, Na trinken wir noch ein Gläschen? I««r «r>
l>eit«r lullt «in und reicht hin,)
Der Bauer Ilrinlti. Von oben fängt das Iungwerden an. Erst in der
Zunge, dann geht's in die Hände, jetzt ist es bis zu den Füßen gekommen.
Ich fühle, wie die Füße jung werden. Schau her, sie gehen von selbst.
I<ir ftnzt an zu tanz«n.j
Die Frau lMnni. He, Meister Potap, spiel auf!
^otap Inimmt di« Nalalaila und spielt).
IT» Vauer und die Frau ianzen)
Der Arbeiter Ilpitlt im lllordtlgrund und lach!, in»«»! er die Neiden anblinzelt. Tann
Hort er au! »» Ipielen, sie tanzen »bei immer weites. Du follft mir für das Rittlfiel
fchon bezahlen, na, nun sind sie reif — und kommen nicht mehr los. Nun
kann er nachsehen kommen.

Dritte öcene.

Ez !«!«» ein: ein« llilche alte Flau und ein »ltei Mann, ein weifjdaüiizei »reis. Di«
Vorigen, I
Der Alte. Was, seid ihr verrückt gewurden, was? Ändere Leute
arbeiten und sie tanzen.
Die Frau !»nn,t und Natfcht in die Handel. I . . I . . I . . > singt) — wir
haben^gesündigt vor Gott. Gott allein ist ohne Sünde.
Der Alte. Ach, Du Schlumperliese! Die Stube ist nicht aufgeräumt
und sie tanzt!
Der Bauer. Du, Mütterchen, warte. Sieh, was hier vorgeht! Die
Alten werden jung gemacht! Hier, na trinke nur. lEr reicht il,r ,».i
Die Alte. Wasser giebt's auch im Brunnen genug.)Lie »«cht daran.)
Was hast Du denn hier hineingethan? Schau, wie das duftet!
Der Bauer l ^ .
Das WeibI / Trmt nur.
Die Alte ttostet), Ei, schau her, stirbt man aber nicht davon?
Die Frau. Lebendig wird man. Völlig jung wird man.
Die Alte. Na!»«»«). es ist vortrefflich, besser als Bier. He. Alterchen,
versuche auch Du mal.
Ter Greis HG» sich dm u»d schüüeli den «»p».
Ter Arbeiter. Laßt ihn! Hier aber Großmütterchen muß noch ein
Gläschen haben. l«r reicht der «roßinutter,)
Tie Alte. Wird es aber auch nichts thun? O, es brennt! Und wie
es reißt!
Tie Frau. Trink nur aus! Wirst schon fühlen, wie es durch die
Adeni läuft.

Die Alte. Nun wühl, ich muß schon versuchen. s2ie lrin« »uo.i

Die Frau. Es ist schon bis zu den Füßen.

Die Alte. O, es kommt schon hin, da, da, hier ist es! Und wie leicht wird einem davon. Na, noch mehr. lZ»« »ri»« noch., Prosit! Ich bin schon ganz jung geworden.

Der Bauer. Hab' ichs Dir nicht gesagt!

Die Alte. Eh, mein Alter ist nicht hier. Wenn der noch mal sehen tonnte, wie jung ich geworden bin.

Der Arbeiter l!p>«», Der «auer und die Frau tanzen,.

Die Alte ^rm >» die mm«,. Wie. tanzt man so? Ich will's Euch zeigen. 13« lonzt.) Seht so, und so und dann so; habt Ihr's gesehen?

Der Greis !«M »n dm Kessel Heia» und laßt den UlllNntwein »ul die Erde lau!«n1,

Ter Bauer l°«n«rl! da« und Ml,! heil,«,. Was hast Du gethan. Schuft? So was Gutes vergeudest Du! Ach, Du alter Graulupf. i«t°f,t ihn i»n und p«llt d»» «ln« »nl«.i Alles hat er auslaufen lassen.

Ter Greis. Tas ist nichts Gutes, das ist Böses. Gott hat Dir Getreide gegeben, Dich und andere Menschen zu nähren, und Du machst daraus ein Teufelsgetränk, daraus lann nichts Gutes werden. Laß Du das, sonst gehst Du zu Grunde und richtest die Menschen zu Grunde. Laß das; das, glaubst Du, ist ein Getränk? Feuer ist das und verbrennen wird es Dich.

>Er nimmt eine» Lpih» unter dem Kessel v»r und zündet »n. Tel »u3aelll»l«nt Nca,in!»ein brennt, «l!« stehen erschrmlen d»,1

Ter «»lhar, Mt,

Fünfter Aufzug.

Liste 5cene.

Die Naueinstube. t>ei «rleiter mit Hörnern und Hasen, allein.

Der Arbeiter. Getreide ist genug da, er weiß nicht wohin damit, und Geschmack hat er schon an der Sache gefunden. Nun haben wir von Neuem gebraut, haben's in Tonnen gegossen und vor de« Menschen versteckt. Was sollen wir den Leuten umsonst zu trinken geben? Die wir brauchen, denen werden wir zu trinken geben. Nun habe ich ihm beigebracht, die grauköpfigen Schmarotzer in's Haus zu locken und ihnen zu trinken zu geben, damit sie ihn von dem Alten befreien und dem Alten nichts geben. Jetzt ist auch meine Zeit abgelaufen, drei Jahre sind vorüber, mein Werl ist fertig. Nun mag der Oberste selbst kommen nachsehen. Nun brauch ich mich mit meiner Sache nicht zu schämen.

Zweite 3cene.

Der linste tvmnit unter der Cid« her»»!.

Der Oberste. Na, nun ist die Zeit vorüber, hast Du das Ranftel

abgedient. Ich habe Dir versprochen, daß ich selbst nachsehen komme, Haft
Du den Bauer untergekriegt?
Der Arbeiter. Oh ganz und gar, Du sollst selbst urtheilen. sie
weiden bald hier zusammenkommen, krieche in den Ofen und sieh zu. was
sie machen weiden. Du sollst zufrieden sein.
Der Oberste Kriecht «„ de» Oi.ni. Will sehen.
Dritte 3c«üe.
Der »»»er und vin «lte l»«m«n, im Hintergrund« die Frau. Nie letzen sich »n den Tifch. Die
Frau deckt und fielt Vllllerie und Pirogge» au<. Die »lten deglüßen den «rbeiter.
Der erste Alte. Nun. hast Du »och viel gebraut?
Der Arbeiter. Soviel Ihr wollt; warum soll das schone Getreide
umsonst untergehen?
Der zweite Alte. Und ist er gut geworden?
Der Arbeiter. Noch besser als der erste.
Der zweite Alte. Und wo hast Du das gelernt?
Der Arbeiter. Wenn man in der Welt herumkommt, lernt man Alles.
Der dritte Alte. Ja. ja, er ist ein Kerl.
Der Van er l»rwM.
>Die Frau reicht ,»1
Die Frau Ibring» eine Fl»icht und gieht ewi. Nun, wenn ich bitten darf!
Der erste Alte l'rmn). Eure Gesundheit! Ah, vortrefflich, in die
Gelenke geht's, das nenne ich ein Getränk. iDie drei »>l«n trinle» ein« nach dem
»»deren).
Der Oberste Isteilt den Kopf Olli! der OsentlMl heraus, der Arbeiter stellt sich neben ihn).
Der Arbeiter lzum Obersten,. Jetzt sieh' zu, was kommen wird. Ich
werde der Alten ein Nein stellen und sie wird das Glas umgießen. Ihm
hat es um das Nänftel nicht leid gethan und jetzt, paß auf, welchen Spec-
takel er um das Gläschen Branntwein machen wird.
Der Bauer. Nun Weib, gieß doch ein und reich der Reihe nach
herum, eist dem Gevatter, dann dem Onkel Michael.
Die Frau Hießt ein und geht um den Tisch herum! der «rbeiter stellt ihr de» Fuh
unter, sie strauchelt und vergießt da« Gl»«). Ei Väterchen, da habe ich vergossen! lgum
»rbeiter. 1 Dich hat auch der Teufel hergebracht.
Der Bauer l,»r Frau,. Du bockbeiniges Teufelsweib! Thuft selbst,
als ob Du keine Hände hättest und schimpft auf die Leute. So was Gutes
auf die Erde zu gießen.
Die Frau. Ich habe es doch nicht mit Willen gemacht.
Der Bauer. Nicht mit Willen. Laß mich nur ausstehen, so will ich
Dir beibringen, wie man den Branntwein auf die Erde gießt. lZ» dem «rleiter.»
Und auch Du, verfluchter Kerl, wozu drehst Du Dich bei dem Tisch herum?
Geh' Du zun! Teufel. (Die Frau gieht wieder «in »od reich! wieder den Vranntwein herum.!
Der Arbeiter lgelit ,»m O!en und Ipiichi ,» dem Obersten). Siehst Du,

sein letztes Rimftel hat ihm nicht leid gethan und jetzt für das Gläschen
hätte er beinahe sein Weib gehauen und schickt er mich zu Dir, zum Teufel.
Der Oberste, Vortrefflich, ausgezeichnet. Das lobe ich!
Der Arbeiter. Warte nur, mögen sie nur erst die ganze Flasche
«llstrinten, dann sollst Du sehen, was noch kommt. Sie reden jetzt schon
glatte, honigsüße Worte, bald werden sie anfangen einer dem anderen zu
schmeicheln und werden wie die Füchse schlau werde».
Der Bauer. Nun, meine alten Freunde, wie weidet Ihr meine Sache
entscheiden? Der Großvater hat bei mir gewohnt, ich habe ihn erhalten und
nun ist er zum Onkel gegangen und will seinen Theil des Hauses nehmen
und dem Ontel geben. Entscheidet so gut Ihr könnt. Ihr seid kluge Leute.
Ohne Euch sind wir ganz ohne Kopf. Solche Männer, wie Ihr seid, giebt's
im ganzen Dorfe nicht. Seht, z. V. Iwan Fedotitsch; sagen doch alle
Leute, daß er der erste Mann im Dorfe ist und ich sage Dir, Iwan Fedo-
titsch. die Wahrheit, ich liebe Dich mehr als Vater und Mutter. Ah, und Du
Micha ilo Stepanitsch. alter Freund!
Der erste Alte l,»m »»»eini. Mit einem guten Menschen läßt sich
auch gut reden — man wird klug davon. So auch mit Dir. Giebt's doch
keinen zweiten solchen, wie Du bist.
Der zweite Alte. Ja, Du bist klug und freundlich, darum liebe ich Dich.
Der dritte Alte. Wie ich Dich hoch schätze, das läßt sich gar nicht
sagen, ich sag's auch heute erst zu meinem Weibe.
Der vierte Alte. Freundchen, wahrhaftig mein Freund.
Der Arbeiter Ml" tn> ct«ftt, »n^. Siehst Du! Alle lügen. Wenn
sie auseinandergehen, macht einer den anderen schlecht und jetzt, siehst Du,
wie sie sich Honig um's Maul schmiere», wie sie mit den Schwänzen wedeln
wie die Füchse, und Alles von dem Getränk.
Der Oberste. Vortrefflich, das Getränk! Ausgezeichnet! Wenn sie so
lügen weiden, sind sie Alle unser. Vortrefflich, das lobe ich!
Der Arbeiter. Warte nur, wenn sie erst die zweite Flasche trinken,
sollst Du was erleben.
Die Frau Deicht hnumi. Trinkt, bclomm's Euch Wohl!
Der erste Alte. Wird's nicht zu viel sein? Auf Euer Wohl! («i
»li»n.> Mit einem guten Menschen ist's auch eine Freude, zu trinken.
Der zweite Alte. Man darf's nicht ausschlagen. Auf Euer Wohl.
Bauer und Bäuerin.
Der dritte Alte. Liebste Freunde, auf Euer Wohl.
Der vierte Alte. Das nenne ich ein Gebräu! — He lustig, Alles
wollen wir machen. Weil ich's so will!
Der erste Alte. Ob Du willst oder nicht und wenn Dir die Vet-
teren sagen ....
Der vierte Alte. Je älter, desto dümmer. Ei sieh mal, wo bist
Tu hergekommen?

Die zweite Alte, Was schimpfst Du , . . Du Dummkopf!
Der dritte Alte. Er sagt die Wahrheit. Denn der Bauer bewirthet uns nicht umsonst. Er braucht uns für seine Sache. Die Sache tonnen wir entscheiden. Nun bewirthe uns nur. Und he, Respect. Denn Tu brauckst mich und nicht ich Dich. Du halte mit den Schweinen Brüderschaft.
Der Bauer. Iß und trink, was reißest Du das Maul auf? Hast Tu nicht gesehen! Was? Zum Fressen taugt Ihr Alle.
Der erste Alte. Was thust Du Dich groß? Ich will Dir bald Deine Nase zurechtrücken.
Der Bauer. Du mir?
Der zweite Alte. Seht ihn mal an, su was ist noch nicht dagewesen! Geh zum Teufel! Ich will mit Dir nicht reden, ich gehe.
Der Bauer ^h°n ihn,. Was zerstörst Du unsere Gesellschaft?
Der zweite Alte. Laß los, ich hau Dir eine!
Der Bauer. Ich laß nicht los. was für ein Recht hast Du?
Der zweite Alte. Das Recht! iL.«»«,.)
Der Bauer sz« den «llten>. Haltet ihn! Schläge«,.)
> Tei Nanei und die Allen IprcÄen Win duicheinllndei.1
Ter erste Alte. Gehen wir, heißt das . . . gehen wir.
Der zweite Alte. Ich tann Alles.
Der dritte Alte. Noch ein Glas.
Der Bauer li»<l t« Frau,»>. Bringe noch eine Flasche. sEi«fttze»ft» wiedel alle an den Tisch und liinien.I
Der Arbeiter iz» »em O>»lft<n.i Nun, hast Tu es gesehen? Tas Wolfsblut in ihnen hat gesprochen. Wie die Wölfe sind sie alle bissig geworden.
Der Oberste. Vortrefflich, das Getränt! Das lobe ich!
Der Arbeiter. Warte, wenn sie erst die dritte Flasche trinken, wie's losgeht.
Ter Nolhana lallt.

Sechster Aufzug.

Erste 5cene.

Tie Vuhne stellt «ine Elloße dal. üiechl« scheu die Allen auf «allen, »nl« ihnen dn ««i». In d« Mille fühlen! die Frauen. Wtidchen uno Buische «eigen »»>. Tanzmnstl und Tanz, »u» der Vaueinllube »tinnnml man Lllim, «elchlei Kel Neliunlenen; dei Alle l«mmt hn»»« und fchnil mit ilunlenei Slimme; ihm fo'gt dei «auer und zieht ihn wieder zuliicl.
Der Greis. O, Sünde, Sünde! Wie soll das enden! An Wochentagen arbeite, kommt der Feiertag — wasche Dich, mache das Pferdegeschirr rein, ruhe aus, sitze mit Deinen Leuten, gehe auf die Gasse zu den Alten, denk an die Gemeindediuge. Und bist Tu jung, je nun, so sei luftig! Sieh, wie hübsch sie lustig find, wie froh sie aussehen. Alles in Ehren! Vortrefflich. l«°l»i in bei «aueinftübe.! Und die dort? Sie bringen nur die Menschen in's Verderben und machen den Teufeln Freude. Alles vor Uebermuth!

Vritte 3ce,ie.
^lus der Nanernstube stürzen »etninlen«, gehl» zu de» lanzenden. schreien, umlaffen die Mädchen,!
Die Mädchen. Weg. Vetter Karp. was willst Du!
Die Bursche. Wir müssen auf die Gasse gehen. Was ist das hier
für ein Spiel! IMe antz« den «etrunlenen und dem «reise gehen ad.!
Der Bauer lgeht zu dem »rei« und macht ihm eine höhnische Verbeugung.! Was
hast Du bekommen? Die Alten haben versprochen, mir Alles zuzusprechen
Und was bleibt Dir? das, das 1«»°!,» mit den Fin««^, Mir haben sie Alles
gegeben, Dir nichts . . .. da, sie werden Dir's selbst sagen.
IT« l., L., 3., 4. Nile gleichzeitig.)
Der erste Alte. Ja, ich kann die ganze Wahrheit entscheide».
Der zweite Alte. Ich kriege Jeden unter, ich bin gerissen.
Der dritte Alte. Freund, Freundchen, liebster bester Freund!
Der vierte Alte. Ade Stube, ade Ofen, der Wirth muß auf der
Straße liegen! Kommt, Kinder! lDi« Alten soffen sich zu zweien und gehen taumelnd da-
von ein Paar nach dem anderen. I«l Vau« will in's'H»!!« gehen, strauchelt, sallt hin und murmelt
etwa« »nverftündliche«. 1° laß ez wie Vrunzen Ilwgl, 3er Vrei« steht au! und geh! mit den Vauern
davon!
Zweite 3cene,
ITer Obers» und der Arbeiter treten hervor,)
Der Arbeiter, Hast Du gesehen, jetzt hat das Schweinsblut gesprochen
Aus Wölfen haben sie sich in Schweine verwandelt, l^r zeig, a», den «a!,ei„,i
Da liegt er wie die Sau im Dreck und grunzt.
Der Oberste. Ja, Du hast's verdient! Erst waren sie wie die Füchse,
dann wie die Wölfe, und jetzt wie die Schweine. Das nenne ich ein Gebräu!
Tag, wie hast Du das fertig gebracht. Da hast Tu wohl Fuchs- und
Wolfs- und Schweinsblut hineingethan.
Der Arbeiter. Nein, ich habe nur Getreide im Ueberfluh wachsen
lassen. Als er Noth hatte mit dem Getreide, hat es ihm um sein Nanftel
nicht leid gethan; und als er viel hatte, daß er nicht wußte, wohin damit,
da ist in ihm das Fuchs-, Wolfs- und Schweinsblut erwacht. Das thierische
Blut war immer in ihm, es hat nur keinen Weg finden können.
Der Oberste. Nun, bist ein braver Kerl! Hast das Nänftel abge-
dient. Wenn sie jetzt nur immer Branntwein trinken, weiden sie nie mehr
unseren Händen entschlüpfen.
Der Vorhang Mt.

Berthold Auerbachs Briefe
an
Wilhelm Wolfsohn.

ie Beschäftigung mit der Geschichte der russischen Literatur hatte mich nach Dresden geführt. Mein Besuch galt hauptsächlich Herrn Collegien-Assessor W. P. Annenkow, dem Freunde Turgenjews. Aber ich wollte auch nicht versäumen, die Verwandten Wilhelm Wolfsohns aufzusuchen, der während seines langjährigen Aufenthalts in Dresden den Mittelpunkt der literarischen Bestrebungen der dortigen russischen Colonie gebildet hatte. Wurden meine Bemühungen auch nicht gerade in der Richtung belohnt, in der sie unternommen waren, so hatten sie doch nach einer anderen Seite reichlichen Gewinn zur Folge.

Ich erhielt von dem Sohne Wilhelm Wolfsohns dieErlaubniß, seine russischen Papiere durchzulesen und tonnte ihn auf Manches aufmerksam machen, was die Veröffentlichung verdiente oder sonst in irgend einer Hinsicht von Werth war. Diesen kleinen Dienst belohnte er mit der Ueberlassung einer umfangreichen Sammlung von Briefen, welche Berthold Auerbach an seinenVater geschrieben hat, Wilhelm Wulfsohn, obwohl in Odessa von jüdischen Eltern geboren, hatte sich doch stets als Deutscher betrachtet und stand den deutschen Schriftstellern und Künstlern, welche sich in der sächsischen Residenz zusammengefunden hatten, näher, als seinen Lanbsleuten von Geburt. Auerbachs Beziehungen zu Wolfsohn waren sehr innige. Während ihres gemein» samen Aufenthaltes in Dresden wohnten sie auf derselben Straße sStruve straße), und täglich wanderten Zettel mit Fragen und Antworten zwischen ihren Wohnungen hin und her. Auerbach schätzte das Urtheil seines Freundes

in literarischen Dingen außerordentlich hoch, ganz besonders sein Strebe»
nach stilistischer Klarheit und nach Reinhaltung der Muttersprache. Er über-
sandte ihm häufig seine Arbeiten, ehe sie in den Druck gingen, um sie von Wolf
söhn prüfen und, wie er sich ausdrückte, „die Astwurzeln von ihm weghobeln
und sägen zu lassen". Von seinen gedruckten Arbeiten schickte er ihm stets
sofort nach dem Erscheinen ein Exemplar.
,Da ist mein Buch soeben angekommen. Das erste Exemplar, das ich
aus der Hand gebe, ist Ihnen. Ich gebe Ihnen von meinem Festluchen
gleich das erste Stück." Mit diesen Worten begleitet Auerbach die Zusendung
des „Barfüßele". Nicht weniger aber als den Schriftsteller schätzte er in
Wolfsohn den edlen Menschen. „Was gäbe es," heißt es in einem Briefe
vom 28. Februar 1860, „das ich Ihnen nicht frei und offen bekennte?"
Diese Schätzung des Menschen und Schriftstellers war eine wohlberechtigte und
allgemeine. Wilhelm Wolfsohn rechnete eine große Zahl von hervorragenden
Männern zu seinem Verkehr, und die meisten waren ihm voll und ganz zugethan.
Er war am 20. October 1820 geboren und verlebte seine Jugend in
Odessa. Hier besuchte er das deutsche Gymnasium bis zum Jahre 1838, wo er
die Universität Leipzig bezog, um sich hauptsächlich dem Studium des klassischen
Älterthums und der deutschen Literatur zu widmen. In dieser Zeit ver-
suchte er sich vielfach in Nebersetzungen lateinischer Dichter. Seine Catull-
Uebertragung wird von Kennern als vorzüglich bezeichnet. Im Jahre
1843 ging er nach Odessa zurück und hielt dort, wie in Moskau, Vorträge
über deutsche Literatur. Am Ende des Jahres 1845 lehrte er nach Deutsch-
land zurück und las hier öffentlich über mittelalterliche Poesie, über Lessing
und andere Gegenstände ans der Geschichte der deutschen Literatur — in
Dresden, Leipzig, Weimar, Jena, Verlin, Vraunschweig und Brunn — unter
großem Beifall. Er gründete dann mit Robert Pruh „Das deutsche Musrum",
zog sich aber bald wegen persönlicher MißHelligkeiten zurück. Nun ließ er
sich — 1852 — in Dresden nieder und widmete sich in gänzlicher Unab-
hängigkeit der schriftstellerischen Laufbahn, Seine Thatigteit war eine sehr
vielseitige. Zwei Ziele lassen sich in allen seinen Bestrebungen scharf unter-
scheiden: seine Iugenderinnerungen im Verein mit seiner kosmopolitischen
Bildung fühlten ihn zu dem Bestreben, die Deutschen mit den reichen Schätzen
der noch jungen russischen Literatur bekannt zu machen — seine freien politisch-
religiösen Anschauungen stellten ihn in die Reihen der Vorkämpfer der
Emancipation der Juden sowohl, wie der Leibeigenen in seinem russischen
Vaterland«. Neiden fühlte er sich gleich nah. Wie Auerbach, wie wohl
überhaupt derjenige, immer wachsende, Nruchtheil der Juden, der die deutsche
Nildung voll in sich aufgenommen hatte, betrachtete er die Frage der
Emancipation nicht von dem beschränkten Standpunkt des Einzelnen, der für
sich Rechte beansprucht, sondern von der höheren Warte des Deutschen, der
in seinem Gerechtigkeitssinn gleichen Pflichten auch gleiche Berechtigungen
gegenüberstellt. Aus dieser Gesinnung sind zwei Dramen hervorgegangen, die

sich eine Znt lang mit großem Erfolge auf der deutschen Bühne gehalten haben, „Nur eine Seele" und „Die Osteinacht". Ein Versuch aus früherer Zeit, „Zar und Bürger", Schauspiel in 5 Acten, ist ohne Wirkung vorübergegangen. Seine Arbeiten für die Bühne waren demnach Tendenzstücle, aber in dem edleren Sinne, den ein hoher ethischer Grundgedanke einem poetischen Werte verleiht. „Nur eine Seele" kämpft gegen die Leibeigenschaft, welche die Menschenwürde vernichtet, „Die Ofternacht" sucht das Jahrtausende hindurch überlieferte Vorurtheil von dem Gebrauch des Christenblutes zum Passahopfer zu bekämpfe».

Die Verbreitung der russischen Literatur in Deutschland suchte er durch die Begründung der „Russischen Revue" (die später zu einer „Nordischen Revue" erweitert wurde) anzubahnen. Er bot in dieser Zeitschrift historische und literarische Studien, Übertragungen hervorragender poetischer und prosaischer Werke, Mittheilungen über Rußland aus allen Gebieten des geistigen Lebens. Was heut von Kennern und Nichtlennern uns als neu und unbc« tannt entgegengebracht wird, findet man bereits in dieser „Russischen Revue." Gogols, Turgenjews, Leo Tolstojs, Dostojewstijs u. A. Erzählungen, Lermontows, Puschkins, Nekrassows. Tjutschews, Ehomjalows, Majlows, Polonstijs, Naratinstijs Gedichte, Alles das hätte das deutsche Publikum schon damals lesen tonnen, wenn es überhaupt ein Interesse für die geistige Thätigkeit Rußlands gehabt hätte. Und Wolfsohns Bemühungen beschränkten sich nicht ans die Herausgabe der „Russischen Revue". In den Sammlungen „Rußlands Novrllendichter" (Leipzig 1848—50) und „Erzählungen ans Rußland" (Dessau 1851) vereinigte er Alles, was Rußland Schönes besaß aus diesem Gebiete der Dichtung. Helena Hahns, Alexander Puschkins, Nicolaus Pawlows. Nikolaus Gogols. Sollohubs, Odojewstijs. selbst Alexander Heizens Erzählungen wurden vortrefflich übertragen und mit biographischkritische» Einleitungen versehen, welch' letztere, um dies beiläufig zu sagen, für so manche Einleitung, die in jüngerer Zeit geschrieben wurde, und für so manches Feuilleton den Stoff hergeben mußten. Das am größten angelegte Werl in dieser Richtung, das leider nicht vollendet wurde, ist „Die schiinwisseuschaftliche Literatur der Russe«, ausgewählt aus deu Welle» der vorzüglichsten russischen Poeten und Prosaisten älterer und neuerer Zeit". Leider ist nur der erste Band erschienen; er enthält jedoch eine so vortreffliche Einleitung und eine so gute Uebersetzung des berühmten „Liedes vom Heer? Igors" und so vortreffliche Nebertragungm aus den ersten Perioden der russischen Literatur, daß er auch selbständig einen Werth beansprucht.

Neben der Aufgabe, deutschen Lesern die Erzeugnisse der russischen Literatur zu vermitteln, hatte sich Wolffohu auch die zweite gestellt, das russische Publikum in Vorträgen über das deutsche Schriftthum für die Werte unserer großen Dichter empfänglich zu machen. Ter Erfolg, den er in Rußland errang, wo man ihm bereits in jungen Jahren eine Professur angeboten hatte — die er aber ausschlug, weil die Bedingung daran geknüpft war.

daß er zum griechisch-katholischen Glauben überträte — war ein bedeutender.
Er erklärt sich nicht nur aus den grüudlichen Kenntnissen, die Wolfsohn be-
saß, und aus dem Reiz, der dem Stoff selbst innewohnte, sondern auch aus
seiner hervorragenden rednerischen Begabung. „Ich sage nicht zu viel,"
schreibt Georg Ebers in einem Nachruf, den er seinem Freunde widmet, „wenn
ich behaupte, keiner von allen Lebenden sei den antiken Rednern so nahe
gekommen, wie Wilhelm Wolfsohn . . . Wie Pallas glänzend gerüstet dem
Haupt des Zeus entsprang, so der im Worte fertige und schöngeileidete Ge-
danke den Lippen Wolfsohns . . . Seine Vorträge über Lessing und Schiller
werden den Hörern unvergeßlich bleiben. Ten Deutschen zeigten dieselben
Ältgeliebtes in neuem, glänzendem Lichte, die Russen in Petersburg und
Moskau lehrten sie unsere verehrten Lieblinge ehren und lieben. Wir danken es
besonders seinen Bemühungen, daß unsere Klassiker von allen Gebildeten im weiten
Zarenreiche in ihrer ganzen Grüße anerkannt werden, daß jetzt die gewandte
Feder und der anschmiegende Geist der Frau von Pawlow die Schiller'schen
Dramen, sicher eines hohen Erfolges, in die russische Sprache übertragen kann."
Wolfsohn starb am 13. August 1865. Seine Beziehungen zu Auerbach
hatten fast zwei Jahrzehnte gewährt. Anfänglich «in literarischer Natur,
wurden sie bald enger und inniger, so daß Auerbach ihn zu den allerver-
trautesten Freunden zählte. Das gesellige und plaudersame Wesen Auerbachs
bedurfte der Anlehnung an einen zuverlässigen, vertrauenswürdigen Charakter.
Ihm war die schriftliche Aussprache ebensosehr ein Bedürfnis; des Herzens
wie des Geistes. Aus der Mitteilsamkeit des Dichters ist die einzig dastehende
Nriefsammlung an seinen Freund Jakob Auerbach hervorgegangen. Sie ist
gleichsam eine tägliche Beichte, die Auerbach ablegt, um sich über sein Ich
llar zu werden. So reich sie auch an schönen Gedanken und Ergüssen einer
edlen Gesinnung ist, man hat doch stets das Gefühl einer gewissen Absicht-
lichteit. Sind diese Briefe doch in dem Bestreben geschrieben, eine Biographie
zu ersetzen oder möglich zu machen.

Die Briefe an Wilhelm Wolfsohn sind von dieser Absichtlichteit voll-
kommen frei. Sie sind Erzeugnisse der Stunde und des alltäglichen Verkehrs,
ohne jeden Gedanken an den Druck niedergeschrieben, ganz wie andere be-
scheidene Sterbliche au einen Freund schreiben, von dem sie wissen, daß er
für ihre Angelegenheiten ein teilnehmendes Herz und genügendes Verständniß
besitzt. Die folgenden Briefe sind eine Auswahl aus den vorhandenen ein»
hundcrtvierundsechzig.

Aaph. Löwenfeld.

Toebeu, lieber Wolssohn, finde ich den mir am besten scheinenden Titel für die
Gedichte, ja während ich schreibe fällt mir ein, daß ich mich gar nicht zu geniren brauche
und schreibe getrost, ich halte ihn für den absolut passenden. Angepaßt!
Lebenslinien!

lind Alles was noch dazu kommt, paß! da hinein und wie schön wird sich's machen
Lebenslinien.
Dichtungen ssu Gedichte
von
Wilhelm Wolfsohu.
Ich könnte eine ganze Abhandlung darüber schreiben, wie deckend dieser Titel ist,
er schließt die Weisheit für Andere (ojectivc) und die Erfahrungen n. s. w. (nibjective)
in sich, meine verehrten Zuhörer u. f. w. u. s. w.
Es ist doch das Neste, ein Denken für Andere hebt doch über allen Quark und
Quampe! hinweg und so bin ich auch wieder wohlauf und schreibe das zun« Schlüsse
des Regenhimmelfahrtstages 1854 meinem lieben Wolfsohn
Verlhold Auerbach.
Guten Morgen, lieber Wilhelm.
Heute Nacht als ich mit Dingelstedt lange in den stillen Straßen Weimars umher
wandelte, brachte ich auch Ihre Sache zur Entschciouug. Ich kann Ihnen also bestimmt
sagen, daß Dingelstedt die Osternacht hier zur Aufführung bringt, wahrscheinlich Ende
Februar.
Mit dem Großherzog tonnle ich wegen einer Vorlesung bei ihm noch nicht sprechen.
Ich war gestern Abend nach dem Vortrag zum Thee bei der Grofcherzogiu, es wurde viel
über Romantik geredet und ich war müde von der Vorlesung. Diese ging (sehr zusammen-
gestrichen), wie ich glaube lind auch höre, gut. Iudcß sehe ich immer wieder, daß ich
mick, wie es eine Vorlesung erfordert, nicht genug in Seene sehen kann.
Herzlich grüßend Ihr
Weimar, 17. November 58. Bcrthold Auerbach.
Mir will es gar nicht in den Sinn, daß man so plötzlich von einander fort sein
soll, und es ist eine große Sache, daß der Mensch schreiben kann; es ist nicht wahr,
daß Sie in Vrünn sitzen und ich hier, ich kann zu Ihnen sprechen; nur das Gute Hot
die Entfernung für Sie, daß Sie gesichert sind vor jenen Handgrisfen zwischen Geld-
stumpf und Rafselnbäck. Ja, lieber Wilhelm, morgen früh — nachdem Sie heute den
Mähren allerlei wundersame Mären erzählt — morgen früh, wenn Sic des hohen
Genusses entbehren, eine Frühstückscigarrc rauchen zu tonnen, sollen Sie doch einen
Morgenbrief haben, der Ihnen nicht mehr sagen soll als: Guten Morgen! Es ist
hier Alles frischauf. Getreulich Ihr
Dresden, 4. December 1358. Verlhold Auerbach.
Die erste Minute, die ich frei habe — seit heute früh acht Uhr ein Besuch nach
dem andern bei nns, Alles glückwünschend — sei nun Ihnen, lieber Wilhelm. Ich bin
noch wie ein ans Land Gestiegener, der meint, es schwankt noch immer unter den
Füßen. Ja, es ist eine wunderbare Ergriffenheit, solch ein Tag der Aufführung. Ich
kam vor lauter Nesuchsbelagerung bis zur Stunde der Aufführung nicht zu mir.
Der Erfolg des Stückes') war außerordentlich, tief erschütternd, wie ich merkte und
heute allseitig höre. Nach dem ersten Act schon wurde ich gerufen, ich ging nicht,
nach dem zweiten war ein wahrer Stulln, die Schauspieler kamen und erklärte», sie
gingen nicht hinaus ohne mich, ich mußte mit und so nach dem dritten und fünften
Acte wieder. Das ganze Haus, es war Sonntag, war übervoll, Gustav von Meyern
war von Gotha herübergekommen, um die erste Aufführung zu sehen, und der Groß-
herzog war der lebhafteste Applaudirer. Die Schauspieler haben Trefflichstes geleistet,
namentlich Grans als Ulrich von der Winterhnlde und Frau Genast als Benedict«.

') Der Wahlspruch.

Ich bin ganz glücklich Morgen muß ich noch hier bleiben. Ich muh zum Hof-
conceri der Großfürstin.
Dingelstedt hat sich nach so entschiedenem Erfolge auch menschlich natürlicher ge-
zeigt. Ich habe viel gelernt für's Leben und für die Produktion, Wir Werdens noch
oft besprechen.
Heute nur herzlichen Grus, an Sic und Ihre Frau
von Ihrem
Weimar 2l. Februar 59. Berthold Auerbach.
Mittags 1 Uhr.
Zchandnu im Rentamt, 8. April 59.
Ich habe Ihnen eigentlich gar nichts zu sagen, lieber Wilhelm, als dofz es hier
wundersam schön, still, lebensprossend ist. Ich gehe in Wald und Flur umher, wie
wenn ich, auftauchend aus überstürzenden Wellen, wieder zum ersten Mal freie Luft
othmete. Noch habe ich keine feste Arbeit im Sinne, aber alles mutbet mich belebend an.
Diese Uebersiedlung wnr ein schwer Stück Arbeit, aber es ist doch wie ein Auf-
stehen am Morgen aus dem Bette: ist's auch im Vett unbehaglich, man bringt sich
'chwer heraus und redet sich ein, draußen ist bös Wetter; aber einmal draußen, da
athmet sich's frisch und man freut sich mit sich und mit der Welt. Ich tann nicht
sagen, wie wohl mir's ist, wenn ich so wortlos dahingehe und nichts will und weiß
als leben, und gerade diese erste Herbheit des werdenden Frühlings hat für mich was
besonders wohlig Robustes. Ich habe eine besondere Freude, wie wen» mir das Alles
neu geschenkt würde, wenn ich nach Hause komme und nieine Familie sinde, meinen
Schreibtisch, meine Bücher, und Alles das mitten in Wald und Feld. Gestern habe
ich auf dem Apfelbaum, ganz nahe vor meinem Fenster, ein Fintennest entdeckt, und
beute habe ich gewiß schon eine Stunde lang den Vögeln zugesehen, wie sie sich ihr
Heimwesen Herrichten.
In den vergangenen Abenden habe ich Griepenkerls „Hohe Rast", die ich doch
noch beim Auspacken wiederfand, gelesen. Ein hohles Aneinander von Tablenus, ohne
irgend einen Inhalt und ganz verzogen in Sprache und Vharntleristit, und darnach
greifen die Theater rasch!
Dagegen scheinen Fret)tags Mbier, von denen ich de» ersten Act gelesen, ein kern-
krustiges und kunstvoll bedachtes Werk. Sie müssen das lesen und bald darüber
schreiben. Morgen werden Sie also wahrscheinlich mit Ihren Vorträgen fertig. Ich
lasse nicht ab, Sie zu ermahnen, sich zusammenzuhalten und sich nicht gesellschaftlich
verbröseln zu lassen, denn ich bin Ihr alter
Peilhold Auerbach.
Herzlichen Gruß an Ihre Fra» und Kinder
Schanda», 28. April 59.
Frühling voll Vogelgesang und Nlüthenpracht und im Herzen frischer Schaffens-
drang trotz des elenden Cobinetkrieges ohne eigentlich lebendiges V^lisinteressc, und nun
diese entsetzliche Metzelei in Galah!
O, lieber Wilhelm, mir wollte das Herz zergehen und ich knirschte in namenloser
Wehmuth und in Ingrimm, da ich wieder erfahre» mußte, was die Pfaffen aus der
Welt und dem Menschenleben machen. Ist nicht Alles schamlos dämonisches Gaukel-
spiel und dazwischen hinein blühen die Bäume und singen die Vögel und rauscht
der Wald.
Ich kam heim von einer frischen Nandernng durch den Nergwald, die Brust voll
Wonne, daß die Welt noch offen daliegt, und es gilt zn wirken und zu schaffen, und
daß es mir gelungen, mein Heimwesen in das freie Nalurleb«n zu siedeln. Mein
Straßburg-Plan will sich dabei fester gestalten und ich zwang mich, den lang liegen

gelasseneu Aufsah über 3,'irlschels Buch« zu beendig»',!. Ich hürle eben mit der Uns« führung auf, das, Luther die Religion wieder in den Kern des Individuums zurück« geführt, ich wollte ausruhen, da nahm ich die Allgemeine Zeitung zur Hand, die mir Brockhaus geschickt: ich sprang vor Entsetzen auf, ich las den Bericht von den» kannibalischen Mord in Galatz. Also wieder und wieder! Wie in der Hunnenschlacht die Geister der Ermordeten immer wieder kämpfen, so ewig und immer wieder dieie Lügenleiche von dem Osterblute.

Wir gehen auf stillen Wegen und stehen nm Schreibpulle und sammeln uns in innerster Seele, um einen Keim der Veredlung, der Verschönerung in die Well zu tragen, und unversehens spritz» uns das Blut unserer Brüder in s Angesicht.

Ich weih mich vor Entsetzen und Gram gnr nicht zu fassen. Seit gestern gehe ich umher und weih gnr nicht was ich bin, wo und was ich soll. Hatte ich Sic nur hier! Aber was hilft das Miteinander Klagen!

Die satten ästhetischen Spargelkopffiesser haben Sie geschmäht, weil Sie diesen ruchlosesten aller pfässisch teuflichen Wahnwitze ihnen vor die Auge» gerückt, und ich wie früher so jetzt noch mehr beklage nur, daß Sie nicht einfach und allein den Aecent hierauf legten. Wir sind noch immer zu mild und gutgläubig.

Sorgen Sie nur jetzt, daß so rasch als möglich Ihr Drama") hinaus kommt, Sie werden nun doch eine Vorrede dazu schreiben müssen, in der beabsichtigten oder in einer anderen Form. Machen Sie nur einen Entwurf dazu und bringen Sie mir ihn bald. Gehen Sie aber jn recht scharf und unu-rweilt daran.

Sagen Sie uus in zwei Worten, wann Sie kommen. O die Kinder! die solches auch noch erfahren müssen. Mir zerwühlte es das Herz, da mich mein August vor Allen fragte, warum ich so traurig sei! Ich sagte ihn» nichts. Sollte ich dem Kinde die Seele mit Äiüerkeil erfüllen? Ich glaubte, es würde mir leichter, wenn ich Ihnen schreibe, es wird mir nicht. Ich habe soeben auch an die Allg. Zeitung geschrieben. Geschieht in Dresden durch Dr. Beer nichts?

Getreulich Ihr
Nerthold Auerlxich.

Es ist Mittags 1 Uhr. Vor einer halben Stunde bin ich von einem crträftigenden Nergweg heimgekommen. Ich bin noch ganz berausch», kann nicht in Ruhe sitzen, und nun will ich Ihnen, lieber Wilhelm, doch rasch schreiben. Wenn ich Ihnen nur auch eine Brust voll Waldwonne einhauchen tonnte! Ich ging früh vor acht Uhr, da noch alles im Thau glitzerte, mit meinem August und Leo Baumgarten bis über halbwegs nach dem Winterberg: von dorl ließ ich die Knaben allein ziehen mit eine», Führer und tehrle heim, weil mir auf heut Mittag Besuch nnielündigt ist. O wie wohl thnt's, so allein dahin zuziehen durch den harzdnftigen Wald, es war so einsam, daß der Kutut auf dem Baum vor mir nicht davonflog und ein Specht mich lange neugierig betrnchlete, und ich enideckle ein Echo, das wie ein Dom orgelartig die Stimme wiedertönte. Sic müssen das hören, denn Sie müssen bald kommen. Mir ist immer, wenn ich so draußen mit mir allein bin, als ob ich aus Schlaf und langem Selbstvergessen erwachte, und ich denke gar nichts Specielles, ich lebe und bringe meine Schreiblnfel gar nicht heraus. Ich weiß gnr nicht mehr, daß ich Schriftsteller war oder je sein »verde. Nun aber gemahnen mich die gestern nngeloinmenen Freiexemplare des „Wahlspruchs", daß ich einst ein schwerblütiges opu.3 geschrieben. Das Nucb überrascht mich wie ein fremdes Sein, Ich wußte es gar nicht mehr, daß ich noch diesen Schuß in der Luft schweben habe, und bin eigentlich gleichgültig, oh und wo er trifft.

Hier ist Ihr Ereniplar, das andere schicken Sie an Lehmann.

') Die Ostcrnacht,

Seit Mein fing dir Galntzer Geschichte an sich in mir zu setzen. Und wenn ich
draußen im Walde bin, verfliegt schnell all der Jammer aus der Seele, da« die Welt
jetzt so voll Gräueln, von orgnnisirten strategisch geordneten und nicht orgnnisirten
stegreiflichen ist. Ich versiehe jetzt Goethe und bitte ihm Vieles ab von den Vorwürfen,
die man ihm wegen Nichtbetheiligung nm Kriegslärm machte. Was bleibt uns in
'olcher Zeit zu thun? Allerdings stand es damals etwas anders. Es handelte sich
um die Existenz der Nation und da muh sich Jeder einsehen.
Jetzt in der Kriegszeit entbehre ich doch oft der Ansprache. Es ist, wie bei einem
feinen Brande sich die aufgeschreckten Nachbarn besprechen müssen, ohne helfen zu tonnen.
heute wünsche ich Ihnen und allen den Ihrigen nur noch von ganzem Herzen
alles Glück zum ersten Mai').
Sagen Sie mir, wann Sie kommen wollen.
Getreulich Ihr
Tchllndau. 30. April 59. Nerthold Auerbach.
Der kühle Mai läßt mich gut wandern »nd so kam ich gestern, da es schon Nache
war, von einem weiten Gange, wobei ich auch in Prossen einsprach, heim, wo ich schon
von ferne durch die offene Balconthüre meine Frau Tänze spielen und die Kinder
tanzen hörte. Ich fand Ihren Brief, lieber Wilhelm — welch ein Gegensatz!
Man hat schon genug zu wachen und zu arbeiten, das bischen Seelentraft in sich
selbst zu erhalten und für das Dasein der Nächsten zu sorgen, und nun dieses entsetzlicht
Gerissenmerden ins Weite, Bodenlose. Man hat schon schwer genug zu tragen an
den allgemeinen menschlichen Schicksalen und nun noch die speciell jüdischen dazu! Ich
sah gestern einen Naben, der in der Luft einen Etanr verfolgte, ich weis, nicht vorher
sie kamen und was sie miteinander hatten, der Staar rettete sich durch eine geschickt?
Wendung. Wo ist außer der ausgehungerten Spinne ein Thier, das ein anderes
seiner eigenen Art und Gattung verfolgt, ja aus dem Neste treiben will? Ich weiß
nicht, ob schon je der Vorzug oder die Unterscheidung des Menschen von den Thieren
darin bezeichnet wurde, daß der Mensch alle sinnreichen Mittel hat und übt, sein?
eigenen Mitgeschöpfe zu verfolgen. Ich glaube, der Unterschied ist bewährter und allge-
meiner als die berühmte Liebe.
Ich kann nicht mehr schreiben, mir zittert das Herz in, Leibe und draußen steht
die Natur in Nlüthe.
Als ich gestern meine Kinder tanzen sah und sie nach Lesung Ihres Briefes auf
hören hieß und denken mußte: solche Kinder können wer weiß auch so verfolgt weiden
— das sind Giftschnitte in die Seele, für die es keinen Balsam giebl.
Und doch müssen wir wieder vertrauen, wieder glauben, der Güte, der Vernunft,
müssen, wenn wir leben und nicht wahnsinnig werden wollen.
Ich will Ihnen schnell nur noch sagen: Geben Sie sich wegen des Tumultes in
Odessa nicht nllzufinstern Gedanken hin. Ich sage das und weiß doch, daß ich selber
nicht anders tonnte, aber ich sage Ihnen wie mir: jede vage Vergrämung und jede
Verbitterung ist ein Raub am Leben und man bereut sie schwer, wenn man, wie so
oft, unnöthig sich ihr hingegeben.
Ihr
Schandau II. Mni 5!». Berthold Auerbach.
Tchandou, 23. Mai 1859.
Obgleich ich übermorgen (Mittwoch) früh zu Ihnen komme, lieber Wilhelm —
ich gehe Abends nach Leipzig — schick? ich Ihnen doch sofort Ihre Vorrede, d. h, so
*) Verlobungslag Wolfsohni,

rasch als es mir menschenmöglich. Ich erhielt sie erst gestern Mitlag ^»m 1 Uhr,
als bald Nrockhnusens kamen, mit denen wir einen gemeinschaftlichen Ausflug >erab-
redet hatten.

Wie Sie sehen, habe ich wegen der Vorrede Mancherlei anzumerken, und sau ! Sie,
wie ich hoffe, davon acceptiren, wäre es gut, wenn ich gleich übermorgen die R Vision
sehen könnte. Die formlose Art meiner Notabenes ist durch Eile pp. beding unl>
entschuldigt.

Die Kritik über die Fobier habe ich nicht bekommen, sie war im Gasthof schon
am Abend nicht mehr z» finden. Freut mich herzlich, daß Ihnen Frau F eutag
schrieb, und wenn Sie die Frau kennten, würden Sie es ihr besonders hoch nnr, hnen,
daß sie schrieb Sie ist sehr zunickhaltend und fast menschenscheu. Sie werden l > mit
mir finden, in diesem literarischen Kreise ist noch wirkliche Noblesse, nicht Komödil nten^
wirthschaft, wie wir so oft erfuhren. Freutag ist ein nobler Mensch und dann» ein
Dichter. Es darf nicht sein und war nie, daß ein bloßer Ruhmesspeculant dichter
heißen dnrf. Heiteres kann ich Ihnen heute nicht schreiben. Was ist all unser <Z inzel-
leben und all das stille Entfalten in der Natur, wenn da drüben täglich Tarsende
von Soldaten vorbeisausen und sie jauchzen und singen und was? böhmisch — und
wofür kämpfen sie? Für Deutschland sagt man. Wo ist die deutsche Fahne?
Und sie kommen aus dem Lande, wo es Nltkalholiken giebt. Für diese« eine
Wort verdiente der Habsburger alle Schmach und Alles, wenn nur der verloirmene
W einreisende von Paris ein anderer wäre, und wenn das Elend nicht uns selbst mit-
träfe ! Es ist wie die verdiente Züchtigung eines schlechten Angehörigen, sie trifft un«> mit.
Ich Habs nöthig, mich auszusprechen, jetzt, wo die ganze civilisirte Welt im Sturm
ist, will die Natur nicht beschwichtigen und kann's nicht. Ich hoffe, ich werde wieder
mehr Sammlung gewinnen, wenn ich wieder bei den Freunden und in der Welt war.
Meine Finken sind fort. Ich habe Alles genau gebucht wie es ihnen erging. Sic
solleus einmal lesen. Jetzt aber wollen wir uns lebendig sprechen und haben.

Mit herzlichem Gruß an Ihre Frau von uns Neiden

Ihr Vcrtlwld Auerbach.

Ich habe mm auch den zweiten Thcil Ihrer Nccension über die Fabicr gelesen,
lieber Wilhelm, und finde Alles zutreffend, namentlich was Sie über Exposition pp.
sagen. Nur, glaube ich, haben Sie das Schlagwort nicht gegeben, denn nach meiner
Ansicht liegt das Ansremdcnde, daß bei allem so Vortrefflichen in dem Werte doch
sich nicht verwinden läßt, darin, daß mehr eine Sittmschilderung «als eine Menschen-
schilderung, die uns mit hinein verseht, gegeben ist, und daß drei, vier Motive, von
denen jedes einzelne zu einem Drama ausreichte, zusammen sind. Das eben liegt
im Sittenschildernden. Wenn Sie kommen, sollen Sie die paar Worte lesen, die ich
mir nach längerer ruhiger Netrachtnahme aufgezeichnet. — Und nun, komme» Sie denn
nicht bald wieder? Nehmen Sie jedenfalls (und ich bitte das nicht zu vergessen) die
Sachen zu sich, die Frau Powlow noch von mir hat (Hofer, Tagebuch aus Wien,
einige Revuen und die Ergänzungsblätter uon Ste»er pp,); bewahren Sie mir dir
Sachen bis ich sie hole oder besser, bringen Sie sie bald.

Die Hitze und die Brunnenkur malten mich sehr ab. Ich komme zu keiner
rechten zusammengeschlossenen TlMigkeit und die Kriegsunruhen und die wiederkehrende
leidige Erfahrung, daß Preußen noch immer nicht den Mnth hat, einmal reinen Tisch
in Deutschland zu machen, Alles das reißt hin und her.

Nenn Sie jetzt kommen, tonnen wir Sie leider nicht mehr beherbergen, ich werde
Ihnen aber sür bequeme Unterkunft bedacht sein. Dingelstcdt kommt mit seiner Familie
auch hierher.

Mit herzliche!» Gruß an Sic und die Ihrigen Ihr

Schandau, 7. Juli 1859. Nerlbold Anerbach.

Es scheint, daß Frau Pawlow die Uebersetzung nicht macht und deshalb nicht hier-
her kommt. Wollen Sie das in geschickter Weise in Erfahrung bringen.
Ja, guter Wilhelm, was ist alle literarische Thätigteit, all das Aufschürfen,
Prägen und in Courssehen von einem Körnchen edlen Metalls, wenn solche Leute wie
jetzt Weltgeschichte machen, nach solchen Strömen Blutes einem Lande eine Verfassung
geben, an der man immer wieder diplomatisch repariren kann, und den Papst zum
Ehrenpräsidenten machen, um ja die freie Richtung in Piemont niederzuhalten? Es
ist ein blutiges Possenspiel, das entsetzlichste, das es geben lcmn. Und wir Deutschen?
Ein muthiges Preußen, das nur allein hatte helfen können, fehlt, es ist da eine ehr-
liche Zaghaftigkeit, die immer übertölpelt wird von den Schelmen.
Jetzt sollen wir also wieder schreiben, mit tiefer Trauer um das grosse Ganze
anmulhende Einzelleben ausdeuten, ästhetisch spintisiren, schöne Abende nusstaffiren
O entsetzlich! Es soll uns nicht so wohl werden, einmal loyal zu existiren, im Accord
mit den Zuständen des Völkerlebens im großen Ganzen, die Revolution auf's Neue
permanent gemacht und in« Gemüthe erzeugt das eine Zerrissenheit, gegen die man sich
vergebens so lange gewehrt hat. — — — — — — — — — — — —
Es muß etwas kommen, das unsere ganze lügnerische Cultur um und um wühlt
und vertilgt. Ter Glaube an einen solchen Ideen-Messias allein hält aufrecht. Genug,
ich schreibe das Alles kunterbunt hin, weil ich Niemand habe, mit dem ich recht sprechen
kann. Ter Hauptstock der heutigen Menschheit besteht aus Betrogenen und Betrügern.
Ich wollte, ich hätte jetzt einen äußerlichen Handwerksberuf, um nur lange lange
Zeit nichts mehr zu wissen von all den aufgehäuften Ideen, Hoffnungen pp. Was ist
denn das Alles? Wenn's drauf und dran kommt, herrscht die brutale Schlauheit, am
allerwenigsten die sogenannte Liebe, Gottestindschaft, Heiligkeit pp. Tas sind nur Angel-
Phrasen zum Export für Andere, selber wollen sie alle nichts davon, die sie führen.
Nochmals genug davon.
Sie haben Recht, es bleibt uns wieder nichts als das Leben von Mensch zu
Mensch und zur Natur setze ich hinzu, obgleich ich jetzt das was man Weltschmerz
nennt zum eisten Mal mit mir hinaustrage in Wald und Feld und auch da nicht recht
bannen kann.
Kommen Sie doch ja recht bald. Herzlichen Gruß Ihrem ganzen Hause von dem
Ihres getreue»
Schandau. 15. Juli 1859. Nerthold Auerbach.
In derselben Stunde, da Sie mir schrieben, lieber Wilhelm, ging ein Brief an
Sie ab. Ich kann die nagende Pein über unsere himmelschreienden modernen Zu-
stände nur schwer verwinden, aber ich muß, muß arbeiten.
Hier die gewünschte Revue. Der Artikel aus Tresden ist offenbar von dem
Franzosen Maillard. Wie lacherlich nichtig kommt mir jetzt all das literarische Gethue
in Lob und Tadel vor!
Haben Sie nicht noch andere Hefte der lieviio 6«lrllani<z,l? von mir? Es fehlen
mir mehrere zur Complctirung der Spinoza-Uebersehung.
Tingelstedt ist mit seiner Familie hier, immer frisch auf dem Humorgoul. Er
wünscht auch sehr, Sie bald einmal ordentlich zu sprechen. Snumen Sie ja nicht mehr
so lang. Lassen Sie sich von Frau Pawlow alle die Bücher und Zeitschriften geben,
die sie von mir hat. Ich habe mehrere nur in diesem einzigen Exemplar. Sagen Sie
mir jedenfalls, was sie vorhat, zumal mit der Uebersetzung pp. Herzlich grüßend Ihr
Schandau, 18. Juli 1859. Nerthold Auerbach.
Schaudnu 19. Juli 1859.
«s zeigt sich doch immer wieder, lieber Wilhelm, daß Sie um acht Jahre jünger
?!««, und «üd. XI.N., >»«. 2!)

sind, nls ich, und wenn ich mir's auch noch nicht zuerkennen kann, omni« z»d «peois »hteini zu betrachten, so sehe ich doch, daß der Journalismus das gerade am meisten hindert. Sie haben ja schon von selbst aber auch den richtigen Weg getroffen, wie Sie diesem in die Literatur verirrten Calculator oder Negistrator G eines auf die Schnauze geben sollen. Nebenbei abgemacht, ohne Echauifement, eine Ohrfeige mit behandschuhter Faust, um sich nicht zu beschmutzen. Machen Sie ja kein weiteres Aufhebens davon. Das ist die beste Manier.

Dabei will ich Ihnen nochmals sagen, daß es gescheidt wäre, wenn Sie mir jedesmal Ihre gedruckten Aufsatze zuschickten. Ich bekomme die Leipziger Zeitung nur unregelmäßig zu Gesichte.

Ich ärgere mich überM auch genug. Es giebt freche Kerle, die conscquent lügen, und das gilt oft für Charakter. Tansendmal widerlegt, bringt er sein Hephep wieder vor auch in der politischen Geschichte, besonders bei 48, da haben Alles die Juden gemacht. Ich wollte ich wäre ein Holzhauer im Walde, habe ich mir oft in diesen Tagen gewünscht, aber man muß über alles Verzweifeln doch wieder hinaus, Verzweifeln ist Selbstmord und wir räumen trotz alledem den Leuten den Platz nicht.

Ich gewinne, indem ich zu arbeiten beginne (ich bin mit meiner Brunnenkur fertig), wieder etwas Frische, d. h. Vergessenheit und Fähigkeit, mich in ein Thema zu versenken.

Es ist ganz unerhört, daß ich so viel Briefe schreibe, jetzt kriegen Sie keinen mehr bis Sic kommen zu Ihrem

Verthold Auerbach.

Dingclstedt wartet mit mir auf einen großen Waldgaug, den wir gemeinschaftlich mit Ihnen unternehmen wollen.

Eben heute wollte ich Ihnen schreiben, lieber Wilhelm. Es ist doch manchmal von Interesse zu erfahren, wer von dem Brote aufgeschnappt, das mau in's Meer geworfen. Da ist hier ein Fürst Radziwill, ein katholischer Enthusiast, was ihn aber natürlich nicht hindert, Mitchristen zu Leibeigenen zu haben. Er hat einen Leibeigenen bei sich, der ist seit geraumer Zeit ein ganz anderer Mensch geworden, selbstbewußt, eine ganz andere Behandlung verlangend und wodurch? Er hat Ihr Stück „Nur eine Seele" im Theater gesehen und das hat ihn auf einmal ganz nmgeorgelt. So höre ich durch Gonne's. Ich möchte nun den Menschen erforschen können, wie die Wandlung mit ihm vorgegangen, es ist das die reinste menschliche Wirkung, die die Dichtung haben kann, und immer wieder führt es darauf, den tiefen Ernst vor Augen zuführen, den ein gesprochenes und geschriebenes Wort hat. Niemand kann crmefien, in welche Seele es fällt und dort lebenbcstimmend weiter wirkt.

Es wird schwer sein, dem Menschen nahe zu komme». Ich wollte Ihnen aber doch die Thatsnche mülheilrn, sie sagt mehr als alles literarisch ästhetisches Gethue.

Zckaudnu, 20. August 59. Berthold Auerbach.

Noch Eins! Da schicke ick Ihnen ein Blatt der Volks-Zcitung. Ist es nicht wunderbar, daß der Ausdruck „blutiges Pofsenspiel" für den letzten Krieg in den, amerikanischen Blatte gebraucht wird und habe ich nicht ganz dasselbe Wort alsbald in einem Briefe an Sie und auch im Preiselspcter gebraucht? Man wird mich doch honcntlich keines Plagiats zeihen, ich für mich freue mich dieses Zusnmmenstimmrns Unabhängiger,

«schlich folgt.)

'"^MM^

hoch genug zu schätzende Verdienst von Felix Bamberg, daß ei in mehr als zwanzig-
jährigem Ringen dieses Vorurlheil zu entkräften und die Herausgabe der Hebbel'schen
Tagebücher zu ermöglichen wußte. Seine Ausanbe ist aber zugleich auch ein Beweis
dafür, wie wenig berechtigt in einem solchen Falle der Vorwurf der Impietät ist, denn
sie ist ein Muster schriftstellerischer Bescheidenheit und Selbstverleugnung.
Als vor zwei Jahren der erste Theil erschien, welcher nur das erste Tagebuch,
vom März 1835 bis Frühjahr 1843 reichend, enthielt, zeigte sich, das, Wilhelm
Schereis Urtheil, diese Tagebücher Hebbels feien eine literargeschichtliche Quelle ersten
Ranges, lein überschwänglichcs gewesen: der Schlich des Wertes, das zweite bis sechste
Tagebuch über die Zeit vom Sommer 1843 bis zum 25. Octobcr 1863, also bis etwa
sechs Wochen vor dem Tode des Dichters, umfassend, ist noch ungleich wichtiger, denn
er erschlicht uns die eigentliche Schaffensperiode desselben. Das Studium dieser Tage-
bücher ist nicht leicht, denn Friedrich Hebbel war eine außerordentlich tief angelegte, silb
scheu von der Außenwelt zurückziehende Natur. Es ist daher schwer, den richtigen
Standpunkt von voniherein zu seinen Aufzeichnungen zu gewinnen, weil er an mehreren
Stellen den Gedanken einer späteren Veröffentlichung dieser Bekenntnisse sicherlich gehabt
hat, während ihn an anderen die leidenschaftliche Kraft seiner Empfindung diese
Voraussehung vergessen ließ. Aber überall begegnen dem Leser werthvolle Aufschlüsse
über das Gemüths- und Empfindungsleben des Dichters, hinter denen die Verhältnisse
seines äußeren Daseins völlig zurücktreten, deren gewaltigem Druck er sich doch anderer-
seits nicht entziehen kann. Besonders lehrreich sind in dieser Hinsicht die im ersten
Tbeile enthaltenen Mittheilungen über den München«! Aufenthalt: die stumme Ver-
zweiflung des Genies, das mit der bittersten Roth kämpft und doch den Glauben an
die eigene Kraft nicht verliert, ist wahrhaft rührend. Damals regten sich sogar Selbst-
mordgedanken in ihm, die er dem Gefühl der gänzlichen Vereinsamung zuschreibt, aber
es liegt etwas Heldenhaftes in der schlichten Bemerkung, die er darüber macht (I,
S. 125): „Ich fürchte diese geistigen Entbehrungen weit mehr, als die physischen,
obwohl es auch etwas sagen will, daß ich schon seit 2>/z Jahren, einen Sommer aus-
genommen, nicht mehr warm gegessen habe." Diese lange Leidenszeit ließ ihn dennoch
nicht an sich irre werden, denn trotz des wehmüihigen Wortes: „Mein Leben ist eine
langsame Hinrichtung meines inneren Menschen" schreibt er doch unterm 3. October 1839
als er wieder in Hamburg war: „Von meiner Poesie hängt mein Ich ab; ist jene ein
Irrthum, so bin ich selbst einer." Selbst die seitenlangen Aphorismen aus jener Zeit
sind trübe und düster, zuweilen scharf und satirisch, niemals flach.
Das zweite Tagebuch (II, 1—162) zeigt den Dichter in glücklicherer Stimmung:
Der Erfolg der Judith, die Arbeit an Maria Magdalena, bessere Oeldverhältnisse un,
nicht zum wenigsten die Eindrücke von Welt und Menschen überhaupt lassen auch ihn
zu neuem Leben erwachen: die Bekanntschaft mit Dr. Bamberg wirkte äußerst wohl-
lhälig auf ihn: das mag jenem, da er es selbst nirgends hervorgehoben, von der Kritik
gesagt werden. Di? äußeren Erlebnisse halfen Hebbel über manchen schweren Verlust
hinweg, wenngleich seine Verzweiflung über den Tod seines Söhnchens wieder einen
tiefen Einblick in dies leidenschaftliche Herz thun läßt. Weiterhin begleiten wir Hebbel
nach dem Süden, nach Rom und Neapel, und endlich nach Wien, wo ihm ein echtes,
häusliches Glück beschieben war. Den Wechsel seiner Empfindungen, die fortschreitende
Abklärung, die in seinem Innern sich vollzog, zeigen am besten die Aeußerungen über
sein Verhältniß zu Elise: An die Stelle glühender Leidenschaft und ängstlicher Sorge
ist jetzt das einer ruhigen Wehmuth getreten, das in ihrem Tode die nicht unerwartete
und nicht unwillkommene Befreiung von einer peinlichen Erinnerung sieht. (Vgl. die
Bemerkung vom 31. December 1854: II, S. 417.) — Auch die „Aphorismen" des
zweiten Iheiles sind anderer Art: sie enthalten nicht mehr so düstere, grausige Vor-
stellungen, sondern häufig tiefsinnige Bemerkungen über Welt und Menschen, die in
eine scharfe Spitze auslaufen; daneben finden sich mancherlei Anekdoten: auch nicht
wenige, die niedriger, sogar ciMscher Art sind. Hebbels äußere Lage hatte sich all-
mählich sorgenfrei gestaltet: unierm 25. December 1848 trug er in das Tagebuch ein
<II, T. 30?): „Der gestrige Weihnachtsabend wurde auf eine fast vornehme Weise bei
uns gefeiert. Gesellschaft, Fasanen, Karpfen, Champagner, unerhört, wie weit man
es auf Erden bringen kann," Seine ideale Ansicht von der Poesie war dieselbe
geblieben; seine Meinungen über literarische Größen waren durchdachter und gefestigter
geworden, im Grunde aber unwandelbar fest: wie er einst Gutzkow richtig erkannte,

so schätzte er später Varnhagen gering. Unterm 2. August 1860 trug er in sein Tagebuch (II, S. 487): „Ter echte Dichter würde auch noch auf einer wüsten Insel dichten und seine Verse in den Sand schreiben, selbst wenn er das Rhinoceros schon erblickte, das sie gleich nachher zertreten sollte." Diesem „echten Dichter" hat Freundestreue in der vornehmen Ausgabe seiner Tagebücher ein ehrendes Denkmal gesetzt, wofür ihm Mit- und Nachwelt zu dnnten haben. ?. V

Bibliographische Notizen.

Falbenrausch. Roman von Friedrich Uhl. Berlin. Gebrüder Pnetel. 2 Bde.

Der bekannte Ehefredacteur der amtlichen „Wiener Allgemeinen Zeitung", dessen Mitarbeiterschaft auch unserem Blatte mehrfach zum Nutzen gereicht hat, schildert im Verlauf dieser anmuthig erfundenen Erzählung eine jener modernen Verirrungen auf dem Gebiete des Geschmacks, wie sie von Zeit zu Zeit auftreten, um ebenso rasch zu verschwinden. Der „Fnrbenrausch" herrschte bis vor Kurzem in Wien ganz allgemein; nicht blos in der Kunst, sondern auch im ganzen öffentlichen Leben machte sich die Vorliebe für glühende, sinnlich wirtende, pnmtmde Farben gellend, der die edle, einfach und ideal zugleich auftretende Kunst erliegen mußte. Der Dichter verkörpert diese Gegensätze in den Gestalten der beiden Maler Steiner und Elsner, und obgleich er selbst mit der kritischen Miene des alten Malers Caeiere, einer außerordentlich fein entworfenen Figur, dabei steht, verhehlt er doch keinen Augenblick, daß er dem Farbenrausche nicht huldigt, denn derselbe wirkt gefährlich, zumal auf die Frauen. Frau Malvine vergißt ihre bescheidenen Verhältnisse, verwechselt den Maler Steiner mit seiner Kunst und wirft sich ihm in die Arme. Er ist edel genug, von dieser Verirrung keinen Gebrauch zu machen. Die wahre innige Liebe, wie sie Elsner und Emmu Farren verbindet, läßt sich durch Sinnenlust und Farbengluth nicht fesseln. Trotzdem so der Verfasser auf jene dramatischen Eonflicte verzichtet, wie sie nur die Schilderung der Leidenschaften dem Dichter bietet, entbehrt seine Darstellung nicht des Spannenden, und die feinsinnige Schilderung im Kleinen, z. N. die Beschreibung des von Steiner gegebenen Maskcnfcstes, ist dem Tone eines Künstlerromans durchaus angemessen und reizvoll. tv.

Hur Lösung des metaphysische» Problems. Kritische Untersuchungen über die Berechtigung und den meiapbusischen Werth des Trcmscendental-Idealismus und der ntomistischen Theorie von h. Bender. Berlin, Einst Siegfr. Mittler und Sohn.

Diese den Namen Tubois-ReumondS auf dem Widmungsblatte tragende «Vchrift. aus vier zum Theil schon in der Zeitschrift für Philosophie nnd philosophische Kritik veröffentlichten Abhandlungen bestehend, ist ein interessanter Versuch, aus dem Gedankenkreise des lantifchen Kritieismns und der naturwissenschaftlichen Atomistik auf dem Wege wissenschaftlichen Verfahrens in die Weltanschauung Spinozas hinüberzugelangen. Die Untersuchungen im Einzelnen sind mit Scharfsinn und großem »beschick angestellt und verdienen Beachtung. Sie drehen sich in der That um das, auf dessen Klarstellung es in unserer Gegenwart der Philosophie in erster Linie an» kommt: um das (wenn sich doch der bestimmende Artikel vermeiden ließe!) Ding an sich, die Idealität von Zeit und Raum, den (logischen und metaphysischen) Werth des Atombegrisfs und die Zahl und Geltung der Denkformen oder Kategorien. Wenn aber der Verfasser erhofft, daß auf dem eingeschlagenen W^^ eine Lösung des metaphysischen Problenis zu ermöglichen sei, so müssen wir dieser Hoffnung gegenüber denn doch auf unserer lieber» zeugung verharren: für das metaphysische Problem (es ist dem Verfasser nur Eins, eben das des Dings an sich) giebt es in

der Wissenschaft und durch die Wissenschaft eine volle Lösung nie. Goethe wird wohl mit seiner Aeußerung gegen Eckermann Recht behalten: „Der Mensch ist nicht gebaren, das Problem der Welt zu lösen, wohl aber zu suchen, wo das Problem angeht, um sich dann in den Grenzen des Begreiflichen zu halten." Die Wissenschaft wird das metaphysische Problem eben stehen lassen müssen als Problem. Wohl giebt es eine Bewältigung desselben,

aber nicht durch Wissenschaft, sondern durch eine vor dem Forum der Nissenschaft nicht zur Rechenschaft zu ziehende fubjective Ueberzeugung. Diese wirb aus den Resultaten der Wissenschaft ihre beste Nahrung ziehen? Wissenschaft im strengen Sinne ist sie selber nicht. Sie lann sich decken mit Spinozas tiefsinniger Religion der Einen Substanz, und auch wir sind bereit, wie der Verfasser dem Spinozismus volle Achtung zu zollen, wie ja selbst ein Schleiermacher dem „heiligen Spinoza" opferte: aber wenn der Verfasser mit Lessings (angeblichen) Worten sagt, daß es „keine andere Philosophie giebt. noch geben lann. als die Philosophie des Spinoza", so ist der Lesfing'sche Begriff der Philosophie der unsrige nickt mehr. Uns ist Philosophie Erfahningswissenschaft, exacte Wissenschaft, nicht mehr metaphysische Weltanschauung. Weltanschauung mit ihren Eomvonenten metaphusi scher <und religiöser) Ideen ist eine Glaubenschaft, über die wir nicht mehr rechten.

mk.

««schichte des römischen »aiserreich« von der Schlacht bei Actium und der Eroberung AegWtens bis zu dem Einbrüche der Barbaren. Von Victor Duruy. Uebersetzt von Professor Dr. Gustav Hertzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen. Lieferung 1—bl. Leipzig, Schmidt K Günther.

Als wir vor nunmehr zwei Jahren die Leser dieser Zeitschrift auf das in deutscher Uebersetzung erscheinende Werl von Duruy aufmeilsam machten, stand Theodor Mommsen im Begriff, eine Fortsetzung seiner Römischen Geschichte dem Publikum vorzulegen. Man erwartete mit begreiflicher Spannung eine Dalstellung der jungen Monarchie und der Persönlichleiten der einzelnen Herrscher, und fand sich ein wenig enttäuscht, als statt des erwarteten vierten Bandes zuerst der fünfte erschien, welcher die Geschichte der Pro« vinzen von Eäsar bis Diocletian behandelte. Statt einer Schilderung des Centrums des großen Reiches erhielt man eine Schilderung der Peripherie. Aber Mommsen betont zu seiner Rechtfertigung mit gutem Grunde, daß die Darstellung der römischen und italienischen Geschichte ohne die der Provinzen sich ebenso als ein Fragment darstellen würde, wie jetzt der fünfte Band ohne den vierten. Er betont, daß das monarchische Regiment in seiner Eigenart und die Fluctuationen der Monarchie, sowie die allgemeinen Regierungsuerhaltnisse oftmals zum Gegenstande der Darstellung gemacht worden seien, und daß die Lücke in seinem Werte eher durch andere Gelehrte vorläufig aus' gefüllt werden lönne. Wer die geschichtliche Literatur kennt, wird diesen Aeußerungen Mommsens vollkommen beipflichten müssen. Gerade das Duruy'sche Buch, welches zu den hervorragenden Erscheinungen der neueren Historiographie gehört, wird nach seinem bald zu erwartenden Abschluß für denjenigen Theil der deutschen Leser, welcher das französische Original nicht lesen mag, jene Lücke in vortrefflicher Weise ausfüllen. Die beiden ersten Bände des Werkes, welche abgeschlossen vor uns liegen, führen die Geschichte der römischen Kaiser bis zum Tode Marc Aurels (I80), des letzten Herrschers aus dem Geschlecht der Anwnine. Der dritte Band, der bereits bis zur Hälfte in Lieferungen ausgegeben ist, schildert „die römische Gesellschaft während der beiden eisten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung". Nachdem wir bereits früher die großen Vorzüge des Werkes eingehend gewürdigt hauen, tonnen wir uns an dieser Stelle darauf beschränken, hervorzuheben, daß das mit großer Eleganz geschriebene Buch eine

vortreffliche Uebersetzung und eine prachtvolle Ausstattung gefunden hat, 1.
Kleine Menschen. Aus dem Kinderleben von Sara Hutzler. Mit einer Vorrede von Max Nordau. Neilin, I. I. Heine.
S. Hutzler bietet eine Reihe an« muthiger Erzählungen, von denen die erste „hänschen" die gelungenste ist. Es ist ein Meisterstück in der Wiedergabe kindlicher Gefühle, besonders des Ehrgefühls. Der größte Reiz der anmuthig anspruchslosen Geschichten beruht wohl darin, daß sie wenigstens zum Theil Erwachsenen und Kindern gleiches Vergnügen gewähren. Der Stil ist dem Inhalt angemessen einfach und klar; nur im „Rothtopf" stört es uns ein wenig, fortwährend englische Brocken zu finden. Im Uberigen haben wir gerade an dem kleinen geschmähten Rothkopf eine herzliche Freude, ebenso an dem empfindsamen „Deserteur" und im Gegensatz dazu an „Unserem Jungen", dem übcrmüthigen echten Jungen oder Rangen, der der Mutter nur Sorge und Angst bereitet und doch ihr Stolz ist. Im Uebrigen können wir in die Worte M. Nordaus einstimmen

„Ihre Erzählungen haben einen Welth,
der sie vor den meisten Hervorbrin-
gungen weiblicher Federn auszeichnet.
Lie behandeln Stoffe, die fie völlig be-
herrscht, von denen sie mehr weih als der
Leser, wenigstens der männliche, und die
bisher nicht so anmuthig vorgetragen
worden sind wie hier. el.
Lei Her ü«H»etioi> ?o» ,,!!»rH «oll 8!!H" inr 2s«i>i«cH»>ne »m^ezonz«»» LHob«.
^»»>>I «, HH»u>, ^ns^evlüiit« NeHiclito, Deutlet!
llrUollnze, HlexuuHor, Lsitiüzs lur t7u!>urFe-
IlilN»»!', I>r, Vrnn?, Hclom nnH Dv» in Hei l>i!H«ll>
Heu K»n«t bi« Äirue! ^uzzeio. Qeiplß,
Ln«t»v V°Il.
L!>«)!>»Hs!!!», X,, X05 >«ti<8 Li«m»roli«. Ir»Huit
Lurtl«», LoßNMÜ, ÄoHeiN« IllilnM. llioutungeu.
Lerliu, Vilueiin iHtt».
lur«»»!»°!,» U«nH«r!>!!<!»e. !<u, 1,7, ll», llS,
ven ?, I,, Nitrtieb, llit l» I!!ll«tr»>iou»n
?ii«»!! <c 0»,
l«I»!d»»!!, tji^MUnH, V,!LereIi»OU!««t!lH!eiI, Vien,
RH. ^Vlu-ti,;« Veri»z <Lri.5t llopi«),
«»rrm»»!,, ?e!ix, v»« ü»He He« Hu!i««»iti«m!i«,
«»ss!», ll»N«, ^ulümdüü, Nu Nllim» in tünf
i»»»«, r^u^eu vun, Öio ÜüIHeriu. Uorlin, ^, >l.
trieH Aitller i: 8u!in.
l.»!>l!l>, !>»,>I, ^bel,^r8iu«. ^.vouslc^izeke 2e-
l.«»»!«», ^uliuz, H»nH»ib«it, Leriin, lHt>u»rs
«»«»»ur«, 8»rm»uu, Di» Oertiieulieit H» V»l>»-
Leu!»out mit ein«!» v<>I!»<!luHiz»u V«r»ieu>
8tr»itlr»^en, Xeue ?u!z;« Üett >/!,> U»»»'
Kurx, H, l?. llicnter,
8il<l«»»>'^si!!i«!!»«!!» Ne!»«dri»f» H»3 im Itnü»
u,>H?r. vo» rio!tü«uHnrll, >'«ue?u!x». N«tt>.
Ilr. ^. Xuver, ViUiolin?ei! iu!>o««i» nuH
^Vlrliliouiieit. 2, N»n« lle«er. Uis Ft«uu-
^rsnui» «neu <io»c2!ente nuH V^eWu. 2»m-
du>ii, ^, ?, üioutei.
8o!>«f»e«, I^eopolH, 2uo» He» lieben« uuä Her
Loline H»»ü. (i, N,, L^i^eues LilHerbuen. ^«u»,
N. Uudi,,
8»!>ud!i>, V«5ip, Urloeunut. Vom«», FtuttH«t,
8l»u<!mg»r, I)r, I'nm?., Üi« 6e««t»> Her l'wiueit.
6r»uH!l^»u Her 8it,lll(H,itnit, Her ^rli»m>ti!i«!
uuH Her <3»«»!i«eI>nl!«>rHnunß, l. L»uH.
U,»!>n«', li, N, V., L'°« l>Nuz«tli>l!rt, !>uv«!I«.
<H. 8r!«l!>«!it/).
W»r!>»!'> ll»r>s0t, Ii»z»z2, — >l<ri». Riu« 1^-
U«nHe. — I<»iur!linH»r. (leHion!«. Hiu»-
bnr^, H, ?. llioutor,
V^nlers«!«!, H, von, L!>5»r» Iluller, vi» I°»r>>»l>
li, Zimmer. Ür»«Hen, !., >?, UeinduIH ^
8üKu«. lOuII»cliui> ÄeiüdolH 5o. 3.)
üedigir! un!«l v«antn>oi<Iichleit d« yer»!>«g«bli».
viull und Verlag oon 2. 2chottlaender in Ul,5!a>>.

^ 1887«. k'riäcks k'ülwnF. 1887er.
>,
^ ^ ^ ^ ^
lIttilen
,^>. ..38«°«.
Hl»» .«50-
!«»l!1!»!! <M«
il>», .. «'« °
lUlnui!. 39«> -
«W«!K. .<?« -
_^
°
»",!!!!!!!, !!»llll!!!«!«l!!il!!!!>!! lüül! »!llIll!!»!!»»!!!lMMM1
«inci lu ben!elien 6uic!> 6ie
illlß ziinmlMzzei'-Iliinl^il^i,, sticken u»l! Ni'^lmt!'!!.
ULl,«!>8eoi8l:>,« llenat« in 6sn ysöszton Ltälitkn all«,- «fvlttnei!«. ^
l
>

Vor ^I^LlI ^VLIi^ I2l6l^233elQ lükmlicdät
^H33I^^v^c;, 1.0^00«, 1884. '
>
x^u^i.icn
7.II NI^.Z^^l
p^rii3^^ i«
^»clien,
crelelc!,
! Särlitl,
Xempten i/L.,
?c>zen,
^.u^«dul^,
(^reuin^cn,
Nalle 2/3..
XÜIn,
Xemnßen,
LnclüN-Na^eu,
0c>rtmun6,
I^irndur^.
I^anci^u,
I^,e!nzi:!ieici,
Nilmdelß,
Dreüllen,
riarnm i/VV.,
I.eip^3,
^aHrdlüclien.
Lärmen.
Duisburg.
Hannover,
I^udw!^^!>»fen,
3cn>v<:iin i >l.
Lerün,
Oi,ren,
N»r!>ur^,
^l2z6e!,ur^,
5!leU>u,
Liel«se!<j,
Di!8»eI6or!,
IIei6e!derß,
K52IN/.,
8lut>^ilrt,
Loc!>um,
^Iberlolci,
5il.'i!dlunn,
^lannkeim,
1'ner,
Lunu,
^Ilvan^en,
IIerlorä,
^lüncnen,
^ie^bl^en.
Ll»Ull!,oI>>Vl.^,
1^5««!!,
In^u!zt26l,
^lün^wi i/VV.,
XVorrnz,
Lre»Iau,
I^ranlllurt 2stlain, X.»i!er«lHl>tern,
Kücubcr»,
^Viltid^ir^,
<lodlenl,
I^rriunr^ i/L.,
K.»rlzrul>e,
OZn»Kiiic!c,
^veidrücken .
(^odurz,
!i, LIa6dacn,
! K,H5«eI,
riliueu i,V.,
,

?n unsere
unnenten!
«lir habe» durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte
der bereite erschienene»! Vände von
</
Nord und Süd"
ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet brsschirten
oder fein gebundenen Vänden von uns nachbezogen werden, preis
pro Vand (— 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem
Original-Linband mit reicher Goldpressung und 3chwarzdruck 8 Mark.
Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath
reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.
«Lbenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original - Ginbanööecksn
im 5til des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung
aus englischer leinwand und stehen solche zu Vand XI.II (Juli
bis September 188?), wie auch zu den früheren Vänden I—XI^I
stets zur Verfügung. — Der preis ist nur l. Mark 50 Pf. pro Decke.
Zu Vestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen
und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder
sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshcfte
bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete verlagshandlung gern
bereit, gegen «Linsendung des Vetrages (nebst 50 Pf. für Francatur)
das Gewünschte zu expediren.
Vreslau.
Die Verlagsbuchhandlung von 5. Tchottlaender.
<Vestellzellel umstehend.)

Bestellzettel.'.
Vei der Vuchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von Paul lindan
Expl. Band I., II. Hl.. IV., V.. VI., VII.. VIII..
IX.. X.. XI.. XII.. XIII.. XIV.. XV.. XVI.. XVII..'
XVIII.. XIX.. XX. XXI., XXII., XXIII.. XXIV..
XXV.. XXVI.. XXVII.. XXVIII.. XXIX., XXX.,
XXXI., XXXII., XXXIII.. XXXIV., XXXV..
XXXVI., XXXVII. XXXV11I.. XXXIX.. XI.I.
elegant l'roschirt zum preise von </i. K.^
pro Vand (— ,1 l)efte>
fein gebunden zum preise von «ii. 8.— pro Vand.
«Lxpl. l^eft ,, 2, 5. 4, 5, K, V, 8, 9, ,!!, !!, !2, 12, ! 4, 12,
,6, ,7, !», ,9, 20, 2!, 22, 22, 24, 25, 26, 27, 2«, 29, 20, 2,, 22, 22,
24, 25, 26, 27, 28, 2Y, 4«, 4,. 42, 42, 44, 42, 46, 47, 4», 49, 50, 5',
52, 52, 54, 55, 56, 57, 58, 59, «0, 6!, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69,
70, 7,, 72, 72, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, «>, 82, 82, 84, 82, 86, 87,
88, «9, 90, 9!, 92, 92, 94, 95, 9», 97, ')«, ??. <NU, w,, >02, ,02,
,04, ,05, ,06, ,07, ,08, ,09, , ,0, NI, >,2, ,,2, 1,4, l,5, ,,«, ,'7,
>!8, !,9 ,20, ,2,, ,22, ,22, ,24, ,22
zun, preise von «^. 2. — pro l)eft.
Einbanddecke zu Vand XI^II. <^uli bis
September ^8ß?j
Lxpl. do. zu Vand I., II.. III.. IV.. V.. VI.,
VII.. VIII.. IX.. X., XI.. XII.. XIII.. XIV.. XV..
XVI.. XVII.. XVIII.. XIX.. XX.. XXI.. XXII..
XXIII.. XXIV.. XXV.. XXVI., XXVII.. XXVIII.,
XXIX.. XXX., XXXI., XXXII., XXXIII.. XXXIV.,
XXXV., XXXVI.. XXXVII.. XXXVIII., XXXIX..
XI.I.
zun, preise von ^ !.50 pro Decke,

^^^^

Aord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
herausgegeben
von
f)aul Lindau.

XI.II. Vand. — September M?. — Heft j26.

(M!> einem polten!! In 8al>!inng: lhoeloüe Wolter,!

Breslau.
Druck und Verlag von 2. 5ch«ttlaender.

Das Capitel über die Frauen

Novelle

von

Otto Üllyuette.

— Varmstadt. —

« junge Mann, welcher die Treppe zu einer Hofwohnung hinaufstieg, schien große Eile zu haben, denn er nahm zwei Stufen mit jedem Schritt und trat so wuchtig auf, daß das hölzerne Gefüge unter ihm trachte. Oben angelangt, riß er eine ihm wohlbekannte Thür auf, und rief mit fröhlichem Tone in'Z Zimmer: „Guten Tag, Life! Da bin ich wieder!" Es war ein einfaches Stübchen, das ihn aufnahm, ganz voll Märzen« sonne, in welcher der Kanarienvogel lustig sein Stimmchen ertönen ließ, die Epheuranlen um ihn her goldgrün erglänzten und ein Monatsrosenstöckchen am Fenster in Blüthen und Knospen stand. Aber zu des Gastes lieberraschung war es nicht die Life, die er am Nähtisch sitzen sah, sondern eine ihm unbekannte junge Tame in Hut und Mantel, welche, befremdet durch feinen hastigen Eintritt, sich rasch erhob. „Ach, um Vergebung!" stotterte er. „Ist die Life nicht zu Hause?"

„Wenn Sie unter der Life die Frau Feldmaun verstehen," entgegnete die Dame: „Ich warte seit einigen Minuten auf ihre Heimkehr."

Ter junge Mann öffnete ohne Umstände die Thür zur Schusterwerkstatt, in welcher ein Gesell und ein Lehrjunge bei der Arbeit saßen. „Guten Morgen Valentin! Guten Morgen Fritz. Du Seekrebs!" rief er hinein. „Wo ist denn die Frau und wo der Meister? Sind sie beide davongelaufen?"

„Ach, Herr Ruprecht!" entgegneten ihm zwei Stimmen. „Die Frau ist auf den Markt gegangen. Der Meister nur ein paar Häuser weit, um Maß zu nehmen für die neuen Stiefeln!"

„Dann warte ich auch, bis sie nach Hause kommen," sagte der Gast, die

Thür der Werkstatt schließend, indem er ein Päckchen, das er bisher unter
deni Arme getragen, auf die Commode legte.
„Es dürfte mir doch zu lange dauern," meinte die Dame, mit der Miene
sich zu verabschieden.
„Oh, Sie sollten bleiben!" rief der junge Mann. „Die Leute müssen
ja bald heimlehren. Wenn Sie erlauben, leiste ich Ihnen inzwischen Gesell-
schaft." Er nahm einen Stuhl, und durch eine Handbewegung lud er die
Dame ein, ihren Platz wieder einzunehmen. Bevor ei sich aber setzte, fuhr
er fort: „Ich vergaß, verzeihen Sie! Mein Name ist Ruprecht Hemming.
Vor acht Tagen bin ich von einer längeren Reise zurückgekehrt, daher ich
denn alte Bekannte lebhafter zu begrüßen habe." Er sah die Dame an, in
Erwartung, daß sie auch ihren Namen nennen werde. Sie aber neigte nur
leise das Haupt und schien keine Lust zu haben, in seiner Gesellschaft zu
verweilen. „Wenn es Ihnen bedenklich ist, mit mir allein zu sein," fuhr er
fort, „so kann ich ja die Thür zur Werkstatt ein wenig öffnen."
Jetzt lächelte die Dame, sichtlich belustigt durch seine Unbefangenheit.
„Lassen Sie nur!" entgegnete sie. „Ich will die Rücklehr der Life in Ihrer
Gesellschaft abwarten, vorausgesetzt, daß Sie mich gut zu unterhalten wissen."
„Gut? Wahrscheinlich habe ich meine Fähigkeiten darin überschätzt,"
sagte er, „und werde jetzt übel genug bestehen." Ein leichtes Roth flog über
sein noch sehr jugendliches Gesicht, als er sich von dem überlegenen Blick der
Dame getroffen fühlte. „Ist Ihnen vielleicht meine Bekanntschaft mit den
Schustersleuten auffällig?" fuhr er fort. Dieselbe ist sehr alt, und währt so
lange ich denken kann. Ich bin mit der Life zu Hause auf dem Gute auf»
gewachsen, sie ist, wie man es bei uns nennt, meine Milchschwester^, und nur
zwei Monate älter als ich. Ihre Mutter wurde Wittwe, noch ehe die Life
geboren war, und so kam die arme junge Frau in unser Haus, um meine
Amme zu werden. Sie ist immer noch bei meiner Mutter, die gute alte
Christine. Und während ich mit der Life aufwuchs, war auch der Jakob
Feldmann, der Sohn einer armen Tageliihnerswittwe, schon unser guter Be-
kannter. Seine Mutter brachte ihn im Dorfe bei einem Flickschuster unter,
hernach nahm sich mein Vater seiner an, und der Jakob wurde ein ganz
feiner ‚Stiefelverferliger' hier in der Stadt, und heirathete vor zwei Jahren
die Life. Sein Glück hat andere von unserem Dorfe nachgezogen, auch der
Valentin ist aus Hemmings-Zell."
„Auch der ‚Seekrebs', welchen Sie vorhin begrüßten?" fragte die Dame
lächelnd.
„Nichtig, auch der! Der Name ist nicht aus der Luft gegriffen, und
nicht einmal darum auf ihn angewendet, weil er als Schusterjunge immer
schwarze Hände, Nase und Backen zur Schau trägt. Auf unserem Gute ist
nämlich ein kleiner See, der sehr gute Krebse erzieht, und dieser Fritz besitzt
eine Meisterschaft sie einzufangen. Er war, bevor er sich zur Erlernung der
schwarzen Kunst hier bei Jakob Feldman« entschied, unser bester Jäger auf

das Schwarzwild des Wassers, und der Name seiner Jagdbeute wurde auf
ihn selbst übertragen. Haben Sie noch nichts von unserem Gute Hemmings-
Zell gehört?'
Die Dame schüttelte den Kopf mit dem Ausdruck des Bedauerns, worin
der junge Mann einen Zug von Spott zu lesen glaubte, aber ihr Blick schien
ihn aufzufordern, ihr von dem Gute zu erzählen.
„Es ist freilich auch so entfernt von hier," fuhr er erröthend fort. „Aber
im Sommer Pflegen die Gäste aus dem Badeorte — wenigstens bis zur Kloster-
ruine, dahin zu spazierrn. und so dachte ich, Sie könnten auch etwas darüber
vernommen haben. Ein Vorfahr von uns laufte vor zweihundert Jahren
das Klostergut, welches damals Maria-Zell hieß, und nannte es nach seinem
Namen Hemming-Zell. Denn das Kloster war im dreißigjährigen Kriege
niedergebrannt, und die Trümmer bereits weggeholt und zu andern Gebäuden
verwerthet worden. Nur die Reste der Kirche und eines Kreuzgangs standen
und stehen heute noch. Eigentlich auf freien Felde, wenn auch auf einem
leichten Hügel, umgeben von Kornäckern. Mein Vater, der viel auf das
alte Bauwerk hielt, hat innerhalb und in der Umgebung einige Ordnung ge-
schafft und den Hügel bepflanzt, so daß er jetzt ein viel besuchter Platz ist.
Leider! Denn die Besucher sind nicht sehr rücksichtsvoll und für die Ver-
günstigung, auf unserm Grund und Boden spazieren gehen zu dürfen, treten
sie das Koni nieder, gehen auch Wohl mitten hindurch, wenn sie den Umweg
scheuen. Meine Mutter ist sehr ärgerlich darüber und sinnt darauf, den
Gästen den Weg zu verbieten und zu verlegen. Ich habe nämlich, obgleich
ich seit zwei Jahren mündig bin, die Bcwirthschaftung des Gutes ganz in
den Händen meiner Mutter gelassen, besser lann es ja nicht aufgehoben sein.
Sie hat das Wirtschaften Wohl lernen müssen, die arme Frau! Als mein
Vater vor fünfzehn Jahren starb, hatte sie für das ganze Besitzthum allein
einzustehen und dabei vier Söhne zu erziehen. Ich war damals noch ein
Kind, mein ältester Bruder, zehn Jahre Älter als ich, zählte doch auch erst
siebzehn. Wir hatten aber einen sehr tüchtigen Hauslehrer. Mit den Jahren
tam ein Mißgeschick nach dem andern über das Haus. Die beiden mittleren
Brüder erlebten mein jetziges Alter nicht. Zuerst starb der zweite mit ein-
undzwanzig Jahren, dann folgte ihm der dritte in gleichem Lebensalter nach.
Als nun aber vor drei Jahren auch der älteste starb, der das Gut bereits
übernommen hatte, da mußte sein Tod für die Gestaltung meines Lebens
von Bedeutung werden. Ich hatte nämlich die Bergalademie bereits bezogen,
fortan aber, als der einzige Sohn meiner Mutter, mußte ich die Studien
und den Staatsdienst aufgeben und mich dem ererbten Gute zuwenden. In-
zwischen wurde mir doch vorerst Freiheit genug gelassen, und so lange meine
Mutter der Wirtschaft vorsteht, lann ich meine Bildung noch einigermaßen
zu fördern suchen und mir hie und da ein Stückchen von der Welt betrachten.
Aber, lieber Himmel! da sitz ich und schwatze Ihnen von meinen Familien-
verhältnissen vor, Sie weiden bessere Unterhaltung gewohnt fein."

„Ich bin mit Aufmerksamkeit Ihrer Erzählung gesülzt," entgegnete die Dame, „und besonders das Geschick Ihrer Frau Mutter erregt meine Theilnahme."
„Und Sie sollten diese Frau nur erst kennen!" rief der junge Mann mit Warme, .Sie hat alle Eigenschaften eines tüchtigen Mannes und dazu alle weiblichen Tugenden, und beides immer am richtigen Platze! Ich glaube nicht, daß es eine solche Frau zum zweitenmal giebt."
Die Dame nickte, mit dem Ausdruck des Wohlwollens in den feinen geistvollen Zügen. Der Sprecher aber fuhr fort: »Ich muß nun aufhören, denn ich habe wohl schon mehr ausgeplaudert, als sich für eine erste Begegnung schickt. Sie aber haben mir noch nichts von Ihrem Leben erzählt, nicht einmal Ihren Namen genannt. Schenken Sie mir nun auch ein wenig Vertrauen. Mir ist es, als ob wir ganz gute Freunde werden tonnten."
Ein kurzes munteres Lachen vertrat die Antwort der Dame. „Da höre ich schon die Stimme der Frau Feldmann," sagte sie, sich rasch erhebend. „Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar für die Unterhaltung, welche besser war, als ich sie manchen Tag zu hören bekomme." Mit diesen Worten verneigte sie sich leicht und verließ das Zimmer. Und während sie auf dem Treppenflur von einer weiblichen Stimme mit Entschuldigungen empfangen wurde, trat aus der Werkstatt der junge Meister, welcher den Gast lebhaft begrüßte.
„Ja, Iatob, seit heute früh bin ich wieder in der Stadt," rief dieser. Mein erster Weg ging zu Euch, und zwar im Auftrage der Mutter. Sie wendet sich wieder an Deinen vielbewährten Leisten und hat mir ihre Wünsche aufgeschrieben, da ist der Zettel. Nun. bei Euch steht Alles gut?"
„Freilich, Herr Ruprecht! Gott sei Tank!" entgegnete der glückliche Schuster. „Ich könnte schon einen zweiten Gesellen annehmen."
„Wie schlagt denn der Seetrebs ein?"
„So, so! Er fängt schon an sich an die Stadt zu gewöhnen, besser als seine Mutter sich in die Trennung von ihm findet. Ich habe versprechen müssen, ihn ihr im Sommer auf ein paar Wochen zu schicken. Zumal er nicht der Stärkste ist, das viele Sitzen bekommt ihm nicht. Ich habe letzthin seinethalb zum Doctor gehn müssen. Ein richtiger Schusterbub auf städtische Manier ist er noch nicht. Nun, ich Hab ihn auch erst seit sechs Monaten."
Frau Life trat ein mit gerötheten Wangen und freudigen Äugen, und streckte dem Gaste beide Hände zur Begrüßung entgegen. „Nun, Gottwill-tl'inme» von der Reise zurück, Herr Ruprecht!" rief sie. „Was wird sich die Frau Mutler gefreut haben! Sie waren doch schon bei ihr?"
„Freilich! Und lehre auch bald wieder zu ihr zurück. Sie ist gesund wie immer, und läßt Euch grüßen. Und so auch Deine Mutter Christine. Sie sprach davon, Euch bald einmal zu besuchen."
Das Gespräch bewegte sich darauf um allerlei Zustände, große und kleine Ereignisse in Hemming-Zell, bis Frau Life einen fremden Gegenstand auf der

Commude gewahrte. „Was ist denn das?" fragte sie, gegen ihren Mann gewendet.
„Beinahe hätte ich's vergessen!" rief Ruprecht. „Das habe ich Euch von der Reise mitgebracht."
„Aber Herr Ruprecht, Sie machen sich unseretwegen immer Unkosten," sagte Jakob, während seine junge Frau das Päckchen mit Spannung öffnete.
„Herr Gott!" rief sie. „Das ist ja gar Seide."
„Nun ja, ein Kleid für Dich, und für den Jakob einen Meerschaumlopf zur Pfeife," erklärte der junge Gutsherr.
„Aber Herr Ruprecht! Ein schwarzes Seidenkleid! Wann soll ich denn das tragen?" rief Frau Life, vor Freuden hoch erröthend. „Und was wird die Frau Mutter dazu sagen?"
„Der Hab ich es schon gezeigt. Sie lachte zwar über meinen Einlauf, meinte aber, ich sollte das Geschenk nur anzubringen suchen. In der Stadt könntest Du es vielleicht eher einmal brauchen als auf dem Lande."
Die junge Frau war ganz benommen vor Urberrafchung, ließ das Zeug in der Sonne glänzen und befühlte den schönen Stoff, während Ialob feinen mit Silber beschlagenen Pfeifenkopf nicht minder beglückt aus einer Hand in die andere nahm und betrachtete. Da wurde der Meister in die Werkstatt abberufen. „Tu wirft auch in die Küche müssen, um für Deine Männer zu kochen," fagte Ruprecht, indem er seinen Hut nahm, „'^uvor aber — wer war die Dame, welche hier auf Dich gewartet hat?"
„Ach, das Fräulein Kora?" rief Lisa heiter. „Sie hat mir in der Eile schon berichtet, wie schön Sie ihr die Zeit zu vertreiben gewußt, und ich wette darauf, Herr Ruprecht, daß Sie bei ihr bereits einen Stein im Brette haben."
„Oho? Das wäre ja viel Glück!" rief er lachend. „Aber wer ist das Fräulein Kora? Wie kommt Ihr zur Bekanntschaft mit ihr?"
„Wir wohnen eben — in einem Hause, sozusagen! Der Herr Präsident von Mannstedt, des Fräuleins Vaters, in der Staatswohnung nach der Straße, wir aber im Hofe. Sie haben demnächst eine Mittagsgesellschaft bei sich, und da wollte mich das Fräulein fragen, ob ich bei der Aufwartung helfen könnte. Ich habe das auch fönst schon gethan. Das Fräulein will mir sehr wohl — ich begreife es gar nicht, da sie doch eine so vornehme und prächtige Dame ist, Ich sage Ihnen, wenn man sie in der Gesellschaft sieht — wie eine Fürstin! Und alle die Herren in Fracks und in Uniformen dienern um sie her und flattieren ihr — ich kann mich nicht daran fatt sehen! Ich hab's ihr auch diesmal versprochen zu helfen, wo sie mich anstelle» will!"
Diese Nachrichten über das Fräulein wirkten sichtlich überraschend auf Ruprecht Hemming. Sein Gesicht wurde ernster, sogar nachdenklicher. Er verabschiedete sich von seinen Iugendgespielen, und schritt die Treppe hinunter langsamer als er sie heraufgekommen war.

Im Vorderhaus« betrachtete er den Hausflur und den breiten Aufgang
zum oberen Geschoß mit Aufmerksamkeit, und von der Straße aus sah er zu
den Fenstern, an welchen er bisher gleichgültig vorübergegangen, wie zu einer
plötzlich ganz merkwürdigen Erscheinung hinauf.
Einige Stunden darauf kehrte Fräulein Kura von ihrem Ausgang nach
Hause zurück. Sie durchschritt zwei nach allen Forderungen der Mode aus-
gestattete Zimmer, die nichts weniger als den Eindruck der Wohnlichkeit
machten, nnd betrat ihr besonderes und mehr nach eigenem Geschmack ein-
gerichtetes Stübchen. Bilder, Kupferstiche, Photographien, Bücher waren
reichlich zu sehen, aber nichts von spielerischem Tand aufgestellt. Ein paar
schone Pflanzen dehnten ihre neuen Triebe dem Sonnenschein entgegen, Koro,
machte an ihrem Schreibtische ein paar Notizen, als sie das Rauschen eines
Gewandes auf der Schwelle vernahm.
„Eben gekommen, liebe Tante," sagte sie, ohne sich noch umzuwenden.
„Alles besorgt. Auch die Feldman» ist bereit, ich bin selbst bei ihr ge-
wesen."
Die eintretende Dame war die Schwester des Präsidenten von Mcmnstedt,
Frau Vollmar, welche bei ihm seit einigen Jahren die Stelle der Hausfrau
vertrat. Sie hatte selbst verheirathete Töchter, zu welchen nicht selten ihre
Reise ging, doch war das Haus des Bruders mit der Zeit ihr ständiger
Aufenthalt geworden. Man konnte nicht fagen, daß sie für seine Tochter
zugleich die Pflichten der Mutter übernommen hätte. Denn Kora war ihrem
Charakter und ihren Jahren nach (sie zählte deren fünfundzwanzig) durch-
aus selbständig, und würde einen bestimmenden Einfluß abgelehnt haben.
Danach strebte Frau Vollmar auch nicht, da sie Koras Wesen kannte und
schätzte. Trotz ihrer Verschiedenheit im Denken und häufig im Handeln, ver-
standen sich beide doch recht gut und lebten im freundschaftlichen Verhältnis;
mit einander. Keine störte die Kreise der Andern, während sie doch, wo es
die Vertretung des Hauses galt, im Einverständnis; handelten. Nachdem die
Damen einiges Geschäftliche für die bevorstehende Gesellschaft besprochen hatten,
begann Kora:
„Tante, Du bist von früheren Erfahrungen her eine lebendige Bader-
chronil — kennst Du einen Badeort, in dessen Umgebung sich eine Kloster-
ruine befindet, Namens Hemmings-Zell?"
Frau Vollmar hatte sich nicht lange zu besinnen.
„Allerdings!" sagte sie. „Das ist ja das Stahlbad, in welches der Arzt
uns im nächsten Sommer schicken wollte, und gegen das Du Dich sträubst,
weil es so langweilig sein soll — und auch wirklich ist! Ueber die Maßen
langweilig! Ich war ja mit meiner Louise vor drei Jahren selbst dort.
Nichts als Weiber, denen die paar trübseligen Mannsleute, die sich etwa
einfinden, möglichst aus dem Wege gehen. In der Klosterruine bin ich auch
gewesen. Der Weg dahin durch die Felder ist ziemlich beschwerlich, da er
gar leinen Schatten bietet. Das Gutsgebäube liegt weiter und soll einen

schönen Park haben, nach den Bergen zu. Wir sind nicht bis dahin gelangt."
„Nun so kann ich Dir mittheilen," entgegnete Kora, „daß ich heut den Gutsherrn von Hemming-Zell kennen gelernt habe!"
Sie erzählte der Tante mit viel Munterkeit von ihrem Zusammentreffen mit Ruprecht in der Schusterwohnung, und den unbefangenen Mittheilungen über seine Familie. An diese knüpfte Frau, Vollmar sogleich an.
„Richtig!" rief sie, „davon hörten wir ja damals auch, und das Unglück der Gutsherrin, welche nach dem Tode von zwei erwachsenen Söhnen ihren ältesten verlor, erregte allgemeine Theilnahme. Es gab Leute im Badeort, die, da sie doch nichts weiter zu thun hatten, sich auf den Weg machten, um das Begräbniß anzusehen. Nachher erschien die trauernde Mutter einmal in N., um einen Besuch zu machen. Nie hochgewachsene, stattliche Frau in Schwarz, mit den ausdrucksvollen ernsten Zügen, machte Anfsehen unter den Gästen. Von der Bevölkerung vernahm man viel Gutes über sie."
Der Hausherr trat ein, und man ging zu Tisch. Er wußte bereits, daß er eine Gesellschaft geben werde, obgleich er nicht mehr daran gedacht hatte, und ließ sich geduldig von den Damen darüber erzählen. Da begegnete ihm, daß er bei der Aufzählung der Gäste, die er zu empfangen habe, sehr umständlich zu gähnen ansing. Kora machte halb lächelnd, halb vorwurfsvoll eine abwehrende Handbewegung gegen ihn, und er legte seine Hand auf den Mund. Der Präsident von Mannstedt war nämlich ein amtlich sehr beschäftigter Mann, der sich in den Zwischenstunden seiner Arbeitszeit fast immer schläfrig fühlte. Er war dafür bekannt, daß er in großen und kleinen Gesellschaften, ja im Zwiegespräch mit Damen, seinem Trieb zu gähnen nicht widerstehen konnte, daß er sogar als Wirth seinen Gästen nicht selten in's Gesicht gähnte. Was hatte seine Tochter bereits an ihm zu erziehen gesucht! Er erschrak wohl, wenn sie ihn stumm oder laut aufmerksam machte, daß er den Mund zu dieser schweigenden UnHöflichkeit aufgethan hatte, aber Gewöhnung und Bedürfniß waren nicht zu überwinden.
»Nun also," entgegnete er, und es bleibe dahingestellt, ob er recht zugehört hatte, das wäre ja eine ganze Menge von Personen, Magnus Dorneck ist doch auch eingeladen?"
„Herr von Dorneck? Nein." sagte Frau Vollmar. „Er hat erst kürzlich eine Einladung zum Abend erhalten, wo wir jüngere Leute bei uns versammelten."
„So?" fragte der Hausherr, der sich dieser Thatsache nicht zu erinnern schien.
„Wir werden diesmal nur ältere Herren und Damen bei uns sehen," fuhr die Tante fort. „Unter ihnen würde Dorneck sich nicht behaglich fühlen."
„Ueberdies," fiel Kora ein, „ist er in der Stadt, um sein Staatsexamen zu machen, wobei die wiederholten Gesellschaften nur zerstreuend auf ihn wirken können."

„Ich muß Dir nur sagen, lieber Bruder," sehte Frau Vollmar lächelnd ihre Einwendungen fort, „daß wir auf den jungen Herrn jetzt nicht sonderlich gut zu sprechen sind. Er hat uns da ein Buch gebracht und empfohlen von dem Philosophen Schopenhauer — ,Parerga^ und so weiter heißt es — worin ein so abscheuliches Eapitel über die Frauen vorkommt daß man ihn nur noch zu Herrengesellschafte» einladen kann. Wenn das auch seine Philosophie ist —"
„So? treibt er auch Philosophie?" fragte der Präsident, seinen Gahntrampf hinter dem Tuche verbergend. „Diese Studien werben jetzt Wohl bei ihm ruhen. Er ist mir als ein sehr tüchtiger Jurist empfohlen. Ich habe einiges mit ihm zu besprechen, was dann bei Gelegenheit der Gesellschaft ganz wohl geschehen kann. Ueber die Gefahr, daß dergleichen zerstreuend auf ihn Wirten könnte, braucht ihr Euch keine Gedanken zu machen, einem jungen Mann gegenüber, dem so ausgezeichnete Empfehlungen vorausgehen und der sich selbst so glänzend zu empfehlen weiß."
Der Hausherr Hub die Tafel auf und suchte eine Stunde der Mittagsruhe. Frau Vollmai war unzufrieden, daß sie eine Einladung an Magnus von Dorneck schreiben mußte, Kora aber sagte gleichgültig: „So mag er sich langweilen! Was wir ja auch thun müssen! Oder er konnte für seine vorlaute Beredtsamleit auch wohl einen Denkzettel erhalten, denn es werben Leute gegenwärtig sein, die ihm geistig gewachsen sind und auch mit der Junge Bescheid wissen."
Tags darauf, gegen Mittag, saßen Kora und ihre Tante ungefähr in denselben geschäftigen Gesprächen beisammen, wie gestern, als das Stubenmädchen eine Karte hereinbrachte.
„Ruprecht Hemming!" las Frau Vollmar. „Ei sieh da! Er will sich vorstellen."
„Aufgefordert habe ich ihn freilich nicht," fagte Kora lachend.
„Ansehn können wir ihn uns immer," meinte die Tante.
„Oh, er ist jung und sehr hübsch!" sagte das Mädchen aufmunternd.
„Gut, wir lassen bitten, einzutreten." Frau Vollmar schritt in das Empfangszimmer, Kora folgte erst, nachdem sie auf ihrem Schreibtische einige Ordnung gemacht halte.
Ruprecht Hemming trat ein. Er bat um Verzeihung für seine Vordringlichkeit, aber er habe geglaubt, in dem gestrigen Gespräch mit dem gnädigen Fräulein im Schusterstübchen eine Art von Erlaubniß zu finden, sich im Hause vorzustellen. Frau Vollmar ließ das gelten und wußte ohne Mühe ihn in der Unterhaltung ausgiebig zu machen. Sie brachte ihn auf das Stahlbad, die Klosterruiue, auf seine Familie und auf seine Mutter, bald auch auf andere Gegenstände, und er ließ es nicht an Auskunft fehlen, wobei feine Augen meist auf Kora gerichtet waren, die sich an dem Gespräch nur ab und zu bethriligte. Wenn die Tante fand, daß an seiner gesellschaftlichen Form nichts auszusehen sei, so fühlte sie sich von seiner natürlichen

Unbefangenheit, hier und da einem kleinen Zuge der Verlegenheit, dann wieder jugendlicher Hast und durchblickenden Uebermuths lebhaft angesprochen. Sie bemerkte auch, wie, bei einer ernsteren Wendung des Gesprächs, seine Augen» brauen sich zusammenzogen, ein Schatten über sein Gesicht flog, uud seine Augen gleichsam von innen heraus in auffälliger Weise funkelten. Es geschah nur rasch vorübergehend. Der junge Gast hatte Lebensart genug, feinen Besuch nicht zu lange auszudehnen, und erröthtete vor Freude, als ihni Frau Vollmar beim Abschied die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen aussprach.
„Nein, Kora!" rief die Tante, „Du Haft mir ja verschwiegen, welch ein Prachtstück von Erscheinung und Liebenswürdigkeit Deine Bekanntschaft von gestern ist. Etwas so Naives bei solcher Stattlichkeit ist mir bei einem jungen Menschen noch nicht vorgekommen! Und wie er von seiner Mutter spricht. Und, weißt Du, bei all seiner Kindlichkeit steckt doch etwas Dämonisches in ihm."
Kora lachte laut auf. „Und das wäre Dir in dem heutigen Gespräch entgegengetreten?" rief sie. „Ich habe zugehört, und habe doch auch Augen!"
„Und ich behaupte, es steckt etwas Dämonisches in ihm, und der rechte Äugenblick könnte es gefährlich wecken! Doch das nebenbei! Der junge Mann hat meinen ganzen Beifall. Was meinst Du, sollten wir ihn nicht zu unserer Mittllgsgescllschaft einladen?"
Kora schüttelte verwundert den Kopf. „Zu lauter älteren Leuten?" versetzte sie. „Wir haben freilich Herrn Magnus von Dorneck unter sie aufnehmen müssen, aber nun diesen Knaben! Er wird sich nur langweilen."
„Das laß gut sein!" entgegnete die Tante. „Der wird sich schon unterhalten! Willst Du ihn nicht zum Tischnachbar, so nehme ich ihn an meine Seite. Und kurz, Du mußt mir darin nachgeben, daß ich ihn für mich einlade, nur für mich! Bei Deinem Vater will ich es fchon vertreten. Ueberdies habe ich einen Plan."
„Einen Plan?" fragte Kora gespannt.
„Nun, wenigstens so eine Idee, die vielleicht zu etwas führen kann. Man stellt ihn unserer Cousine Theodore vor. Er wird ihr gefallen. Sic hat zwei reizende Töchter von siebzehn und achtzehn Jahren. Aber die lieben Kinder sind ohne Vermögen. Der junge Hemming muß sehr begütert sein. Und dazu diese Persönlichkeit! Der und die kleine Charitas! Einzig! Denke Dir ein solches Paar!"
„Du setzest mich in Erstaunen, Tante!" rief Kora. „Er ist ja selbst noch so jung! Aber thu nach Deinem Gefallen."
Kora behandelte die Sache scherzhaft, im Grunde aber fühlte sie sich dadurch verstimmt. Sie hatte zwar nichts gegen „ein solches Paar" einzuwenden, aber es war ihr widerstrebend, daß Frau Vollmar so gern Beziehungen knüpfte, und baß sogar eine erste Begegnung ihr dazu genügte. Jedenfalls wollte sie selbst nichts damit zu thun haben.
Frau Vollmar aber wünschte sobald als möglich etwas Bestimmteres

über Ruprecht Hemming und seine Verhältnisse zu erfahren, und wendete sich au die ausgiebigste Quelle. Sie wußte, in welcher nahen Beziehung die junge Schustersfrau zu seinem Gute stand, und wußte dieselbe schon Tags darauf für ein Stündchen in das Haus zu ziehen, unter dem Vorwand einiger Aushülfe bei der Vorbereitung zur Gesellschaft. Unter vier Augen bedurfte es nur einer leise» Anfrage, um Frau Lisens ganze Begeisterung für die Guts-Herrschaft in Hemmings-Zell zu wecken; und so erzählte sie von Ruprechts Mutter, von deren Hausstande, von dem prachtvollen großen Garten und auch von ihrer eigenen Mutter Christine, welche neben der Herrin als Schaffnerin im Hause waltete. Auch von Ruprecht erzählte sie. und wußte des Guten viel von ihm zu sagen.

„Als jüngster und jetzt einziger Sohn ist dieser Herr Ruprecht Wohl ein recht verwöhntes Muttersöhnchen?" fragte Frau Vullmar forschend.

Life bedachte sich einen Augeublick. „Nein, das kann man eigentlich nicht sagen!" entgegnete sie. „Die gnädige Frau hat alle ihre Söhne lurz zu halten verstanden, und den jüngsten auch, obgleich sie sich viel Arbeit mit ihm machen mußte. Sie hat einmal zu meiner Mutter gesagt, diesen Hans Widerporst zu bändigen toste ihr mehr Mühe, als sie bei ihren drei älteren Söhnen zusammen nöthig gehabt hätte. Jetzt freilich ist er gar nicht mehr so! Jetzt möchte er sie auf Händen tragen, und sie läßt ihm alle Freiheit."

„Hm! Wie war er denn eigentlich früher?" fragte Frau Vollmai eingehender.

„Ja, wissen Sie," entgegnete Life, nach dem bezeichnenden Ausdruck suchend, „wie soll ich sagen? Er konnte in der Wuth Alles um sich her entzweischlagen, so heftig und wild war er, ganz jähzornig! Wenn er sah. daß Einem Unrecht geschah, wenn ein Thier überangestrengt ober gar gequält wurde, Herr Gott! fuhr er dazwischen, daß man sich vor ihm fürchten mußte! Und wenn er meinte, daß ihm etwas wider die Ehre ginge, da war es mit seiner Heftigkeit, seinem Trotz und seiner wilden Unbändigkeit nicht auszuhaltcu. Sonst war er immer lieb und gut. Und jetzt ist es auch nicht mehr so schwer mit ihm zu leben, er hat sich viel abgewöhnt, und man merkt kaum noch den Hans Widerporst in ihm. Ich habe Fälle gesehen, daß er sich gut zu bezwingen wußte, Wo er früher wie außer sich aufgefahren war, und wenn die gnädige Frau ihn daraufhin von der Seite ansah, dann fing er an zu lachen und küßte ihre Hand."

„Schön! Vortrefflich!" rief Frau Vollmar. Sie fühlte die Genugtuung, über seinen Charakter, in Bezug auf das „Dämonische" richtig gesehen zu haben, und angenehm berührte es sie, von seiner Wandlung zu hören.

Indessen plauderte Frau Life, welche gar zu gern bei diesem Thema verweilte, noch eine Weile fort, auch als Frau Vollmar sich eigentlich schon befriedigt fühlte. „Meine eigene Mutter," so redete sie weiter, „der die gnädige Frau in Hemmings-Zell so viel Vertrauen schenkt, hat einmal gesagt, der Herr Ruprecht sei zwar der beste Mensch von der Welt, aber sie

wüßte nicht, was aus ihm werden sollte, wenn er einmal seine Mutter nicht mehr hätte. Sie fürchtete, daß dann seine ganze Wildheit wieder zu Tage treten tonnte. Und wenn er einmal eine Frau nähme, und es war eine, die ihm zu Liebe Alles thäte, und sich von ihm tyrannisiren ließe, so wäre das das Schlimmste für ihn, und für die Frau auch. Er müßte eine haben, die ihn zwar liebte, und die er lieb hätte, aber sie müßte sehr llug sein, er müßte großen Respect vor ihr haben, daß er sich zusammen nähme. Die gnädige Frau in Hemmings-Iell hat zu meiner Mutter gesagt, dem Herrn Ruprecht seine künftige Frau müßte ein Charakter fein, sonst ginge es nicht gut aus."

Frau Vullmai dachte an die kleine sanfte Charitas, und fah etwas bedenklich drein. Aber sie legte doch nicht viel Gewicht auf die Reden der Schuftersfiau und entließ sie lächelnd.

Einige Tage darauf saß eine Gesellschaft von Damen und Herren, meist in vorgerückten Jahren, um die Tafel im Hause des Präsidenten. Die Unterhaltung erging sich in wohlgesetzter Rede, und entstanden kleine Pausen, so suchte man wieder anzuknüpfen, so gut es ging. Man wußte sich an bevorzugter Stelle und empfand nicht größere Langeweile, als man gewohnt und es unter den gegebenen Verhältnissen anständig war. Unter den Gästen saß auch Ruprecht Hemming, und war zwischen zwei älteren Damen, nämlich Frau Vollmai und deren Cousine, Frau Theodore. Freilich hätte er lieber anderswo gesessen, und blickte häufig hinüber nach dem Ende der Tafel, im Hader mit einem großen Blumensträuße, der ihm den Anblick Koras fast unmöglich machte. Gleichwohl wußte er feine Nachbarinnen zu unterhalten, und besonders Frau Theodore schien sich seines Gespräches sehr zu erfreuen. Obgleich in die Pläne ihrer Cousine noch nicht eingeweiht, wußte sie dieser hinter seinem Rücken zuweilen zuzublinlen und lächelnd zu nicken, als Zeichen daß sie mit ihrer Nachbarschaft zufrieden sei. Ruprecht aber fühlte sich unangenehm berührt durch das Wesen eines Gastes, der ihm in einiger Entfernung gegenüber saß. Er war ihm erst vor Tische als einem Herrn von Dorneck vorgestellt worden.

In dem Wesen dieses jungen Mannes, sogar in seinen Gesichtszügen, sprach sich ein starkes, fast herausforderndes Selbstbewußtsein aus. Er lenkte die Unterhaltung mit viel Geschick, und man mußte gestehen, daß er eine „gute Figur machte". Alles, was er sagte, trat mit großer Bestimmtheit zu Tage, seine Urtheile gab er in dem Tone der Unfehlbarkeit. Er that es nicht überlaut, denn er wußte wo er war und welche Rücksicht er zu nehmen hatte, aber innerhalb einer wohlberechneten und gewahrten Grenze wußte er seine Person sehr gewandt zur Geltung zu bringen. Seine Umgebung folgte seinem Gespräch mit Aufmerksamkeit und manche seiner Bemerkungen riefen ein beifälliges, wenn auch selbstverständlich sehr maßvoll gehaltenes Lachen hervor. Ruprecht Hemming tonnte nicht umhin, seine Blicke immer wieder auf Herrn von Dorneck hin zu richten, so abstoßend er das Wesen desselben

empfand, ja er fühlte sich endlich geradezu aufgereizt gegen ihn und mußte durch seine Nachbarin auf seine Zerstreutheit aufmerksam gemacht werden. Es mochte die Wirkung einer scharf ausgeprägten Persönlichkeit sein auf eine im vollen Gegensatz zu ihr stehende, nicht minder ausdrucksvolle Natur, unter dem Vorgefühl, daß das einander Widersprechende einmal zum Zusammenstoß führen müsse.

Nachdem man sich von der Tafel erhoben hatte, fand sich eine kleinere Gruppe in Koras Zimmer zusammen, darunter Ruprecht und Herr von Dorneck, dazu noch ein alter Herr, den man Geheimrath nannte. Er mar seit vielen Jahren Hausarzt und Freund des Präsidenten. Seine ärztliche Thatigteit beschränkte er nur noch auf wenige auserlesene Familien, und in der seines Freundes wurde er wie ein Zugehöriger betrachtet. Er liebte es, sich unter die Jugend zu setzen, und wenn nicht mitzuthun, doch lächelnd zuzuhören.

Dorneck war jetzt angelegentlich bemüht, der Tochter des Hauses seine Aufmerksamkeit zu beweisen, wozu er bei Tische nicht hatte gelangen können.

„Und darf ich nun fragen, gnädiges Fräulein, ob Sie sich in Schopenhauers ‚Pareiga° schon vertieft haben?" fragte er.

„Ich habe bisher nur die Abhandlung ‚Ueber die Weibes gelesen," entgegnete Kora, „und konnte noch nicht die Stimmung finden, das Studium fortzusetzen."

„Sie denken aber jedenfalls groß genug, dem größesten Philosophen der neuesten Zeit feine eigenartige Anschauung nicht zu verargen!" sagte Dorneck.

„Allerdings verargen wir sie ihm, und tadeln ihn sehr dafür!" rief die Tante, welche zu der Gruppe trat. „Wer mit solchem Haß, solcher Verachtung, und solcher Verkennung von den Frauen spricht, den halten wir für einen sehr schlechten Philosophen!"

„Wie das? Was sagt er denn?" riefen einige der Damen.

„Es geschieht fast durchweg in einer Ausdrucksweise, die sich in Gesellschaft nicht wiedergeben läßt!" entgegnete Frau Vollmar, indem sie das Buch von Koras Schreibtisch nahm und darin blätterte.

„Seine Behauptungen sind merkwürdig genug. So sagt er unter Anderem : Die natürliche Zusammensetzung des weiblichen Gehirns sei weder eines besonderen Verstandes, noch eines besonderen Talentes fähig. Und ferner: Weder für Musik, noch für Poesie, noch für bildende Künste hätten die Frauen Sinn. Es sei nur Aefferei zum BeHufe ihrer Gefallsucht, wenn sie dergleichen affectiren. Er nennt die Frauen die gründlichsten und unheilbarsten Philister! Den Frauen Ehrfurcht zu bezeigen, sei über die Maßen lächerlich und setze die Männer vor sich selbst herab!"

„Oh! Oh! Das ist aber stark!" rief man im Kreife. „Was ist denn das für ein Mensch?"

„Aber erlauben Sie, meine Gnädigste —" rief Herr von Dorneck, konnte aber nicht aufkommen mit seinem Einwurf, denn Frau Vollmar fuhr fort:
„Hier ist eine befundeis schöne Stelle! Ich theile daraus nur mit, daß er erklärt, die Frauen seien alle falsch, verlogen, treulos, undankbar und verrätherisch!"
„Oho! Abscheulich! Eigentlich nur lächerlich! Wie kommen Sie denn zu einem so häßlichen Buche?" riefen die Damen.
Der alte Geheimrath aber zog die Augenbrauen sehr hoch und sagte:
»Hm! Hm! Viel gewagt! Wirtlich viel gewagt! Ja, ja, die moderne Philosophie!"
„Meine Damen!" rief Dorneck dazwischen. „Gestatten Sie niir nur, daß ich den Anwalt des großen Denkers mache! Nur in diesem einen Punkte bedarf er dessen."
„Steht das wirklich so gedruckt da?" fragte Ruprecht Hemming zu Frau Vollmar gewendet.
Er war unterrichtet und belesen genug, um im Allgemeinen etwas über Schopenhauer und seinen „Pessimismus" zu wissen, ohne sich doch von seiner Richtung angezogen zu suhlen.
„Bitte, überzeugen Sie sich!" entgegnete die Tante, indem sie ihm das Buch reichte. Er blickte hinein, und während Herr von Dorneck sich bemühte, seinen Philosophen zu rechtfertigen, rief Ruprecht:
„Wer so etwas niederschreiben konnte, mußte eben das Subject danach sein, welches bei der übelsten Sorte seine Erfahrungen gemacht hatte!"
Der alte Geheimrath räusperte sich stark und nickte ihm zu, die Damen sahen ihn mit ermunternden Blicken an.
„Wer aber bedenkt," fuhr Ruprecht fort, „daß er eine Mutter zu verehren hat, vielleicht Schwestern besitzt, und sonst — und sonst Damen kennt — kurz, wer in anständigen Kreisen verkehrt und erwachsen ist, kann niemals zu so verkehrten Aussprüchen gelangen. Es beweist einen schlechten Charakter, wenn man vergißt, mit welchen Beziehungen man einer Familie angehört."
„Bravo! Vortrefflich! Sehr ritterlich eingetreten!" so wurden einige Stimmen laut, und Frau Vollmar machte die Bewegung des Händellatschens.
Herr von Dorneck vermerkte es unangenehm, einen jungen Menschen plötzlich in den Vordergrund treten zu sehen, den er bisher kaum beachtet hatte. Er zuckte die Achseln, und in wegwerfendem Tone sagte er halblaut:
„Mit den Erfahrungen eines Kindes sollte man es nicht wagen, in Gespräche einzugreifen, zu welchen Welttenntniß gehört!"
Eine dunkle Röthe des Zornes überflog Ruprechts Gesicht. Er war augenscheinlich in Gefahr gegen feinen Gegner loszubrechen, aber er überwand sich und warf nur in eben fo verächtlichem Tone die Worte hin:
„Weltlenntniß? Doch Wohl nur Erfahrung in schlechter Gesellschaft!"

Dorneck schoß ihm einenVlick drohender Vergeltung entgegen, demRuprecht mit deni Ausdruck herausfordernden Hasses begegnete, und zwei erbitterte Feinde maßen einander mit den Augen. Es blieb nicht unbemerkt, und die Stimmung der Umgebung hatte peinlich werden können, wenn nicht Kora schnell ein anderes Gespräch begonnen und Herrn von Dorneck in dasselbe gezogen hätte. Der alt? Geheimrath aber wußte Ruprecht in das anstoßende Zimmer zu locken und eine Unterhaltung über Bergbau mit ihm anzuknüpfen, da er erfahren hatte, daß der junge Mann diesem Fache nicht fern stehe.

Im Verlaufe der nächsten drei Wochen zählte Ruprecht Hemming zu den fleißigsten Vesuchern des Mannstedt'schen Hauses. Iu der ersten erschien er nur zweimal, um sich nach dem Wohlsein der Damen zu erkundigen, in der zweiten kam er schon einen Tag um den andern, in der dritten sprach er an jedem Tage vor, bald Morgens, bald Abends, und brauchte von Frau Vollmar nicht lange genöthigt zu werden, der Familie den ganzen Abend zu schenken. Er hatte sich auch bereits Frau Theodoren und deren Töchtern in ihrer Wohnung vorgestellt und eine Einladung von den Damen angenommen. Frau Vollmar brachte nun das Gespräch häufiger auf ihre Nichten, besonders auf die reizende Charitas, und Ruprecht gab zu, daß sie reizend sei, ließ aber ihre sonstigen Vorzüge auf sich beruhen, indem er immer abzuspringen wußte, um mit Kora wichtigere Dinge zu behandeln. Der Hausherr ließ sich den jungen Gast gern am Theetisch gefallen, da derselbe die Unterhaltung belebte und ihn nicht hinderte, seinen abendlichen Gähnlrampf nach Vedürfniß walten zu lassen. Und auch Kora hatte schon nichts mehr gegen seine Besuche einzuwenden. Fühlte sie sich durch seine Unbefangenheit belustigt, so nahm sie mittlerweile zugleich wahr, daß er unterrichteter, geistig gewandter und im Denken reifer war, als sie vermuthet hatte. Sie begegnete bei ihm auch argen Schroffheiten, Einseitigkeiten der Anschauung, und ließ sich in kleine Streitigkeiten darüber mit ihm ein. Er vertheidigte sich dann hartnäckig, ging in seinen Behauptungen noch weiter als im Anbeginn, bis sie endlich in Helles Lachen ausbrach, in welches er dann erröthend einstimmte.

Der alte Hausarzt, immer nur der Geheimrath genannt — Ruprecht erinnerte sich nicht, seinen Namen schon gehört zu haben — war auch ein häufiger Gast am Theetische. Dieser meist schweigende, aber in heiterer Würde stets teilnehmende alte Herr hatte den jüngeren Gast ganz besonders in's Herz geschlossen, äußerte über die Waghalsigkeiten desselben sein Vergnügen durch manches hingeworfene „Hm, hm!" In, er wurde zuweilen übermüthig genug, Ruprechts Behauptungen durch ein paar Worte noch zu steigern. Bis dann der Hausherr seinen zu ganz anderem Zwecke geöffneten Mund schneller zuklappte und den Streit beendete durch den Ausruf:

„Unmöglich! Paradoxen! So weit darf man nicht gehen!"

Kora, nun schon gewöhnt, den jungen Mann täglich zu sehen, stand nicht mehr an, ihn in ihrem Stäbchen auch Wohl allein zu empfangen, wenn

die Tante einmal verhindert war. So geschah es auch eines Vormittags,
daß sie ihn arglos eintreten hieß und sogleich ein Buch vom Tische nahm,
welches sie auf seine Empfehlung zu lesen angefangen hatte. „Sie sehen, daß
ich bereits bis zur Hälfte gelangt bin," sagte sie, auf das eingelegte Zeichen
deutend. „Tiesmal treffen wir vielleicht in unserem Geschmack zusammen.
Was ich bisher gelesen, hat meinen ganzen Beifall."
Kora bemerkte, daß eine lebhafte Röthe Ruprechts Gesicht überflog, und
sein Wesen verlegener erschien als sonst. Sie muhte lange das Wort führen,
bevor er sich zu ein paar Aeußerungen verstand, und diefe lamen fo zerstreut
heraus, daß Kora nicht wußle. was sie ans ihm machen sollte. Er schien
innerlich mit etwas zu ringen, seine Augen gingen unstet umher, er gab Ant-
worten, die auf ihre Fragen gar nicht paßten. Kora sah ihn endlich verwundert,
ja mit einer gewissen Besorgnis; an.
„Was ist das heut mit Ihnen. Herr Hemming?" fragte sie. „Ist Ihnen
etwas begegnet? Neben Sie offen."
Na athmete Ruprecht tief auf. und von seinen Lippen kam ein Erguß
seiner innersten Empfindung, das Bekenntnis; seiner wärmsten, unbedingtesten
Herzensneigung, mit einer Ausdrucksfähigteit. die er sich selbst nicht zugetraut
hatte. Und so. zuversichtlicher durch sich sell'st gemocht, bot er Kora seine
Hand und schloß mit der Frage, ob sie die Seine für das Leben werden
wolle?
Kora, auf dieses Unerwartete am wenigsten gefaßt, erschrak vor seiner
Sprache, ja sie erstarrte fast bei feiner Werbung.
Sie hörte den warmen Tun seiner Rede, sie verstand, daß es ihm Ernst
im Herzen sei, und ihr selbst wiude weh um das Herz, diese Fülle glückliäer
Hoffnungen als unerfüllbar abwehren zu miissin. Was er ihr bot, erschien
ihr undenkbar. Seine Jugend, sein? Uuerfahrenheit — was brauchte sie nach
Gründen für ihre Ablehnung zu suchen — sie liebte ihn nicht! Es wäre
ihr nie in den Sinn gekommen, daß sie einen Jüngling wie Ruprecht Hemming
lieben könnte, und ebensowenig Halle sie ihm den Einfall zugetraut, daß er
um ihre Hand werben würde. Run al^r sollte sie sein Bekenntnis; und seinen
Antrag ganz ernst nehmen, denn sie hatte aus seinen Worten vernommen, daß
sein Herz mündig und er innerlich gernsier war, als sie vermulhet Halle.
Sie fühlte selbst, das ihre Ablehnung ihn um so tiefer berühren, ja erschüttern
würde, zumal sie die Wärme seines Entgegenkommens empfunden hatte. Sie
schwankte, ob sie diese Ablehnung kurz und bündig nuSsprecke» sollte — was
ihr zwar das Thunlichste erschien, zugleich aber das Peinlichste war — oder
ob sie besser einen Umweg suchte, der ihm doch zugleich keine Hoffnung ließe
— was in diesem Augenblick auch etwas Schwieriges war. Unter dem Druck
augenblicklicher Ralhlosigteit saß sie ihm eine Weile schweigend gegenüber, die
Augen abgewendet, während die seinigen groß und erwartungsvoll auf sie ge-
richtet waren.
Endlich gewann sie Fassung und zugleich ruhige Worte, sogar einen milde ge-

stimmten Ton, ihm zu entgegnen. Sie wollte in seinem Antrag nur eineUebereilung sehen. Ein längerer Verlehr in ihrem Hause würde ihn zu einer Prüfung seiner Empfindungen geführt, er würde sich auch überzeugt haben, baß sie selbst dem Bilde nicht entspräche, das er sich innerlich von ihr entworfen habe. Sie unterschätze keineswegs den Werth eines so schonen Entgegenkommens, aber — sie führte dieses „Aber" mit möglichst angenehmen Wendungen weiter aus, bis sie endlich glaubte, Alles erschöpft zu haben, was sich sagen ließ. Dabei be» merkte sie, wie Ruprechts Augen sie anstarrten, nicht sowohl mit dem Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung, sondern vielmehr als ob er etwas Unmögliches vernähme, als ob ihm etwas entrissen werden sollte, wofür er lampfgerüstet einzutreten bereit sei.

Kaum hatte sie ihre Rede zu Ende gebracht, als er hastig das Wort nahm und vor Allem den Vorwurf der Uebereilung von sich wies. Er sprach lebhafter, wiederholte seine Betheuerungen, aus seinem Innern quoll es reicher, aber zugleich mit einer gewissen Heftigkeit, und aus seinen Äugen zuckten Blitze von Wildheit, vor welchen Kora zurückschreckte.

Sie zwang sich zur Gelassenheit und suchte ihn durch Gründe und vernünftige Einwendungen zu überzeugen. Aber sie muhte erkennen, daß er bereits zu tief von leidenschaftlicher Aufregung ergriffen war, um von Gründen und Vernunft noch etwas gelten zu lassen. Es -nab zwischen ihnen noch ein langes Gespräch, in welchem die Erregung beider sich steigerte bis zur Heftigkeit jetzt auch von Seiten Koras. Endlich erhob sie sich unwillig.

„Es ist genug, Herr Hemming!" rief sie. „Ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen!"

Auch Ruprecht sprang auf, und die gewaltige Aufregung seines Wesens schien sogar nach einer körperlichen Bethätigung seines Ingrimms zu suchen. Er faßte die Lehne des Swhls, auf dem er gesessen, mit beiden Händen krampfhaft an, als wollte er das hölzerne Gestell kurz und klein brechen. Gekonnt hätte er es. aber mit plötzlicher Ueberwindung ließ er die Hände los und begann, mit einer Stimme, die fast zitternd und heiser klang: „Gnädiges Fräulein — weisen Sie mich ab, weil Sie — einen Anderen lieben?"

„Ich gebe darüber keine Rechenschaft!" rief Kora unwillig.

„Und dennoch muß ich es wissen!" entgegnete er in bestimmten Tone. „Weisen Sie mich ab, weil Sie — Herrn von Dorneck Ihre Hand reichen wollen?"

Kora fühlte sich herausgefordert, und ihn mit einem Zornesblick musternd, rief sie: „Wie kommen Sie darauf? Es ist sehr unzart von Ihnen, eine solche Frage an mich zu richten!"

„Wie ich darauf komme?" entgegnete Ruprecht. „Man spricht davon. Ihr und sein Name weiden von den Leuten zusammen genannt. Ich wollte es bis heut nicht glauben —"

„Sie brauchen es auch ferner nicht zu thun — oder — wie Sie wollen!
Ich wünsche diesem Gespräch ein Ende zu machen!"
Kora wendete sich mit rascher Bewegung von ihm ab, zum Zeichen, daß
er entlassen sei.
Allein Ruprecht ging noch nicht.
„Gnädiges Fräulein —" begann er, „ist es denn möglich, daß man
das ganze Herz so voll von heißer Liebe Jemand entgegen bringen lann,
um wie ein lästiger Zudringling abgewiesen zu werden? Ich kann — ich
lann nicht glauben, daß Sie Ihr letztes Wort gesprochen haben!"
Kora fühlte sich von dem Tone seiner Stimme plötzlich innerlich so
eigen berührt, daß ihr ein versöhnlicher Abschied möglich erschien. Aber
ärgerlich über sich selbst, warf sie das Buch, welches sie in der Zerstreuung
ergriffen hatte, auf den Tisch und sagte mit abweisender Entschiedenheit:
„Es war mein letztes Wort! Leben Sie wohl!"
Einige Sccunden blieb Ruprecht stehen. Als Kora sich noch einmal
umwendete, begegneten ihre Augen einem Blicke, der sie erschreckte und zu-
gleich empörte.
„Sie irren sich! Die Stunde kommt wieder!" sagte er mit scharfer Be-
tonung. Dann wendete er sich hastig um, so hastig, daß er einen Stuhl
umriß, «nd stürzte, ohne denselben aufzuheben, aus der Thür.
Kora that es für ihn und stellte das Geräth an seinen Platz, um jede
äußere Spur von Unordnung zu beseitigen. Innerlich wurde es ihr nicht
so leicht, die Ordnung wieder herzustellen. Es war nicht das erste Mal,
daß Kora ihre Hand hatte versagen müssen. Aber zu solchen Auftritten war
es noch nicht gekommen. Die Ablehnung hatte sich schriftlich machen lassen,
oder durch ihren Vater. Diesen wünschte sie über den heutigen Vorfall nicht
einmc.l in's Vertrauen zu ziehen. Das für sie ganz Unerhörte sollte ihr
Geheimniß bleiben. Aufgeregt ging sie eine Weile durch die Zimmer, und
es war ihr recht, daß die Tante bei ihrem Ausgang länger als gewöhnlich
wegblieb, um so besser konnte sie sich sammeln und zur Ruhe bringen.
Aber der Sturm, welcher sich heut in ihrem Stübchen entfesselt' hatte, war
in ihrem äußerlich und innerlich geoidneten Dasein etwas so Ungewöhnliches,
daß die Nachwirkungen statt der Sammlung ihr eine noch tiefer gehende
Aufregung brachten.
Kora war Weltdame, für die Gesellschaft erzogen und in derselben
lebend, selbst mit der Oberflächlichkeit ihres Kreises, den sie geistig über-
ragte, nur wenig im Kampfe. Sie wußte, daß die Stellung ihres Vaters
eine bestimmte Geselligkeit vorschrieb, und kannte ihren Vater zu gut, um
daran etwas ändern zu wollen, ja sie glaubte durch eine Aenderung nicht
einmal einen Vortheil für sich zu gewinnen. Künstlerische Beziehungen zu
finden wäre Wohl möglich gewesen, aber sie unterließ dergleichen, weil es dem
Hausherrn etwas Fremdes war, sie selbst aber keine Begabung in sich fand,
dem künstlerischen Verkehr entgegen zu kommen. Sie liebte Musik, aber sie

sang nicht, noch spielte sie ein Instrument. Das Clavier, an welchem sie.
da die Erziehung es gewollt, sich einst viel hatte abmühen müssen, stand seit
Jahren unberüh't. Und da sie alles Halbthun verschmähte, war auch das
Zeichnen und Malen, dem sie in ihrer Lehrzeit nicht hatte entrinnen können,
längst von ihr aufgegeben worden. Aber sie las gern und wußte sich mit
ihren Büchern ihre eigene kleine Welt zu schaffen, in welche sie flüchtete, wenn
sie die Pflichten ihres väterlichen Hauses erfüllt hatte. Sie prunlte nicht
mit dem Gewinn, der ihr in der Stille zu Theil geworden, denn sie wollte
nicht anders erscheinen, als die anderen Frauen ihrer Umgebung. Gleichwohl
wußte man. daß sie im Grunde „anders" war. Die meisten Frauen aus
der Beamtenwelt hatten eine gewisse Scheu vor ihr, die geistig etwas reg»
sanieren Manner fühlten sich von ihr angezogen. An ernsterem Entgegen-
kommen, ihre Gunst und ihre Hand zu gewinnen, hatte es nicht gefehlt.
Allein Kora hatte sich innerlich noch stets frei gefühlt. Welche Ansprüche sie
an den Mann machte, dem sie Neigung schenken könnte, danach hatte sie sich
noch nie gefragt, genug — obgleich sie manchen schätzen gelernt, war ihr noch
leiner begegnet, für den ihr Herz lebhafter gesprochen hätte. Der Gedanke,
unvermtihlt zu bleiben, befestigte sich in ihr mehr und mehr, denn sie fühlte
sich nicht unzufrieden mit ihrer Lage, und glaubte sich innerlich selbständig
genug für d,e Wechselfälle der Zukunft. Und nun trat in ihr ruhiges und
immerhin etwas künstlich abgeschlossenes Dasein ein junger Mensch, wie sie
noch keinen kennen gelernt, und bereitete ihr einen Auftritt, wie sie noch
leinen erlebt haue! Sie war unwillig gegen sich selbst, daß sie seine Frech-
heit — ja, seine Frechheit! — nicht mit schärferer Ueberlegenheit gestraft
hatte. Zwar, sie konnte es sich nicht verhehlen, daß ihr in ihm zum eisten
Mal eine ganze Natur erschienen, und daß ihr in der leidenschaftlichen
Steigerung seines Wesens wirklich etwas „Dämonisches" entgegen getreten
war. Aber es empörte sie geradezu, daß dieser junge Mann, an ihrer Statt,
eine gewisse Ueberlegenheit für sich geltend gemacht, daß er mit einem Wieder-
kommen gedroht hatte! Doch — dagegen wollte sie schon Mittel finden!
Aergerlich auch war es ihr, daß. wie Ruprecht tactlos ausgesprochen, unter
Leuten ihr Name mit Herrn von Torneck in Verbindung gebracht wurde.
Glaubte sie selbst doch keine Veranlassung dazu gegeben zu haben! Während
sie unter solchen Gedanken das Zimmer durchschritt, hörte sie die Stimme
der Tante. Schnell machte sie sich an ihrem Schreibtisch etwas zu schaffen,
und bald konnte sie den Ihrigen entgegentreten, als wäre nichts geschehen.
Wenn Aura selbst den Besuch Ruprechts in der Familie für die nächsten
Tage nicht schon erwartete, verwunderte sich Frau Vollmar um so mehr, daß
er sich nun schon eine ganze Woche lang nicht hatte sehen lassen. Auch der
alte Geheimrath fragte nach ihm, und man sah dabei Kora an, als könne
sie Auskunft über sein Wegbleiben geben. „Er wird nach Hemmings-Zell
gereist sein!" sagte sie. Mir ist. als hätte er kürzlich von dieser Absicht ge-
sprochen."

Einige Tage darauf aber erschien die junge Schustersfrau bei Frau Vollmar. in Thränen und vor Schluchzen kaum der Rede fähig, und meldete geheimnißvoll, Ruprecht liege schwer darnieder, denn er habe sich duellirt und einen Schuß erhalten. „Aber," fuhr Frau Life weinend fort, „wenn nur nicht ein Unglück immer zu dem andern läme! Des Herrn Ruprecht Frau Mutter ist ja gestorben! Wie man ihn verwundet nach Hause brachte, fand er einen Brief von dem Inspector in Hemmings-Zell, daß die Gutsherrin, von einem Schlaganfall getroffen, umgefallen und gleich darauf gestorben sei. Nun ist der Herr Ruprecht in Verzweiflung, noch dazu in dem Zustande! Gott, was soll aus dem armen jungen Herrn werden?"

„Woher wissen Sie denn das Alles?" fragte Frau Vollmar von Teilnahme ergriffen.

„Er hat an meinen Mann einen Zettel geschickt, der Ialob solle gleich zu ihm kommen, er brauche ihn jetzt nothwendig. Mein Mann ging auch zu ihm, und als er nach zwei Stunden nicht wiederkam, wurde mir Äugst, und ich lief selbst hin, und so fand ich den Herrn Ruprecht, ich kann gar nicht sagen wie! Der Doctor war gerade bei ihm und sagte ihm, er müsse sich still halten. Aber, daß ich es nur gestehe, er will fort und nach Hause. Der Jakob bleibt bei ihm und begleitet ihn nach dem Gute. Heut Abend wollen sie fort. Es muß aber Geheimniß bleiben, daß es der Doctor nicht erfährt —"

„Wissen Sie, mit wem Herr H?mming sich geschlagen hat?" fiel Frau Vollmar der Sprecherin in die Rede.

„Nein, das habe ich nicht erfahren. Wenn der Herr Ruprecht die Reise nur übersteht! Ach, das Unglück in unserem Hause ist doch gar zu gl°ß!"

Die junge Frau wurde bald entlassen, und die Tante tonnte nicht umhin, Kora in ihrem Zimmer aufzusuchen und ihr die bedenkliche Nachricht mitzutheilen. Kora fühlte sich auf das Peinlichste getroffen. Es war ihr leinen Augenblick zweifelhaft, daß Herr von Dorneck Ruprechts Gegner gewesen, daß der leidenschaftliche Jüngling die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, einen vermeintlichen Nebenbuhler herauszufordern, und daß sie selbst die unschuldige Veranlassung gegeben zu einem Zweikampf, der noch viel im Gefolge haben konnte. Sie hätte weinen mögen vor Entrüstung und beängstigenden Empfindungen. Die Tante schrieb ihr plötzliches Erblassen keiner tieferen inneren Betheiligung zu, als sie selbst dem Fall entgegenbrachte, sprach viel und hatte nicht übel Luft, persönlich in die Angelegenheit einzugreifen.

Da wurde der alte Hausarzt gemeldet. „Der kommt uns zu rechter Zeit!" rief Frau Vollmar. Der Geheimrath muß ihn besuchen und uns sichere Nachricht geben!"

Wirklich war der alte Herr gleich erbötig, nach Ruprechts Wohnung zu fahren, schärfte aber den Damen ein, die Sache ganz still für sich zu behalten.

Einige Stunden vergingen für Kora in aufregender Erwartung. Sie bemitleidete Ruprecht um den Tod seiner Mutter, sogar um seiner Niederlage willen, aber sie gönnte die letztere auch wieder dem Tolllopf. Es waren widersprechende und widerwärtige Empfindungen, die ihre Stimmung beunruhigten.
Endlich, es war schon Abend, lehrte der Geheimrath zurück. „Es ist richtig!" begann er. „Aber zu einem vernünftigen Helfen bin ich leider zu spät gekommen."
„Zu spät?" rief Frau Vollmar. „Er ist doch nicht —"
„Abgereist ist er, anstatt stille zu liegen!" fuhr der alte Herr fort. „Weiden ja hören, in welchem Zustande er daheim ankommt, wenn er überhaupt lebendig eintrifft! Ich kam gerade, als er sich rüstete in den Wagen zu steigen, mit einem Schuß in die linke Schulter! Er hat eine starke Energie, das muß man sagen! Mein Einspruch half nichts. Lärm wollte ich nicht machen, und so mußte ich es bei Verhaltungsregeln für die Reise bewenden lassen. Er hat übrigens gute Begleitung, wie es scheint."
„Aber mit wem hat er sich denn geschlagen?" fragte Frau Vollmai in leiserem Tone.
„Hm! Wenn wir es unter uns behalten tonnen? Ueberhaupt die ganze Duellgeschichte! Kurz, mit Durneck! Ruhig, ruhig!" So fügte er hinzu, da er sah, wie Frau Vollmar in Erstaunen gerieth. „Hier an Ort und Stelle scheint die Feindschaft begonnen zu haben, und zwar bei dem Capitcl ,Ueber die Frauen^. Nachher bedurfte es nur noch eines Zusammentreffens, ich sage nicht wo, noch von wem ich das Weitere erfahren habe, um den jungen Mann auflodern zu lassen und zu einer Herausforderung aufzustacheln." Der Geheimrath begab sich darauf zum Hausherrn, da er es für gut hielt, wenn der Präsident den unangenehmen Fall durch ihn selbst und zwar gleich erführe.
Kora beschloß, sich Zwang anzuthun, ja ihrer inneren Erregung Trotz zu bieten. Die Damen hatten ^für den Abend Karten zu einem Concerte, welche inzwischen in Vergessenheit gerathen waren. Die Tante erinnerte sich endlich daran, bezeigte aber leine Lust, davon Gebrauch zu machen. Kora jedoch rüstete sich schnell, und beschloß Frau Theodore oder eine ihrer Töchter dafür abzuholen. Es drängte sie zu erfahren, ob unter Bekannten, die sie jedenfalls antreffen würde, schon etwas von dem Ereigniß, welches sie innerlich beschäftigte, bekannt geworden.
Der Präsident aber hatte an diesem Abend ein Gespräch unter vier Augen mit seiner Schwester, welches ihr reichlich zu denken gab.
„Wie nimmt Kora diese Geschichte auf?" fragte er. Aengstigt sie sich sehr um Dornecks willen?"
„Um Dornecks willen?" meinte Frau Vollmar befremdet. „Das Geschick des jungen Hemming scheint mir beängstigender."
„Das bei Seite! Ich rede von Dorneck. Ihr dürft übrigens vorerst

ruhig darüber sein. Ich hoffe, es wird sich vertuschen lasse». Käme die Sache vor den Staatsanwalt, so wäre Dorneck vor einer wenn auch nur luizen Festungshaft nicht zu schützen. Das darf jetzt nicht sein. Es würde ihn bei seinem Staatsexamen stürm."

„Aber, lieber Freund, Du sprichst immer nur von Dorneck. während sein unglücklicher Gegner unsre Theilnahme in weit höherem Grade besitzt."

„Ja, bist Du denn nicht Koras Vertraute?" fragte der Präsident verwundert.

Die Schwester wurde aufmerksamer. „Doch nicht in allen Fällen," sagte sie. „Aber worauf deutest Du eigentlich hin?

„Nun denn — Dorneck hat schon vor einiger Zeit bei mir um Koras Hand angehalten. Er gestand mir, daß er der Einwilligung Koras sicher sei. Und so habe ich die meinige nicht verweigert, da er mir als tüchtiger Jurist und ausgezeichnete Arbeitskraft sehr empfohlen ist. Nur habe ich die Bedingung gestellt, daß vor Ablegung seiner Prüfung, die er glänzend bestehen wird, nichts darüber verlauten dürfe."

„Und Du glaubst wirtlich, daß Kora — Lieber Bruder, ich zweifle, daß sie ihm Hoffnung gemacht habe."

.Wie würde er dann schon zu mir gekommen sein? Sie sind jedenfalls einig und betragen sich verständig genug, es noch nicht zu zeigen."

Frau Vollmar schüttelte den Kopf. Sie war erstaunt über diese Eröffnung, und — wenn die Sache richtig war, so konnte sie sich einer solchen Verbindung nicht freuen, denn Dorneck gefiel ihr nicht. Es war für sie aber auch noch die Frage, ob Kora Gefallen an ihm fände, und gar. ob sie ihm ihr Jawort gegeben. Zwar kannte sie ihre Nichte als einen sehr eigenartigen Eharalier, aber sie traute ihr doch nicht zu, daß sie sich einein Manne verbunden habe, über den sie nur in höhnischem Tone zu sprechen Pflegte. Sie beschloß gleichwohl ihre Nichte etwas mehr zu beobachten, und zu diesem Zwecke das Gespräch häufiger auf Magnus von Dorneck zu bringen.

So verging Woche um Woche. Ueber die Duellgeschichte verlautete in der Oeffentlichleit nichts, wie der Geheimrath versicherte, der viel unter Leuten war und jetzt um so mehr aufpaßte. Auch der Präsident schien über die Folgen ganz beruhigt. Die Nachrichten aus Hemmings-Zell wurden durch Frau Life vermittelt, welche mit dem Inhalt der Briefe ihrer Mutter stets ein williges Gehör bei Frau Vollmar fand. Rnprecht war in äußerster Erschöpfung auf seinem Gute angelangt, dann aber am Sarge seiner Mutter in eine wahre Raserei von Schmerz verfallen, welche seinen Zustand erst recht gefährdete. Ein hartes Krankenlager hielt ihn darauf fast zwei Monate gefesselt. Tann genas er langsam.

Kora fühlte sich diese Zeit über wie unter einem schweren Drucke, und die Anstrengung, sich äußerlich ruhig zu zeigen, begann an ihrer Gesundheit zu zehren. Sie suchte auch das zu verbergen, aber sie athmete auf, als Life die Nachricht brachte (es war zu Anfang des Juli), daß Ruprecht genesen sei,

und sein Arzt ihn zur letzten Kräftigung in ein weit entferntes Bad ge-
schickt habe.
Nun aber, da Alles in der Stadt sich bereits auf die sommerlichen
Reisen begab, trat der Hausarzt auch wieder auf und verlangte für Kora,
und zwar jetzt mit um so größerer Bestimmtheit, die Badelur in Stahlbrunn.
Sie konnte sich dem Drangen der Ihrigen nicht länger widersetzen und
willigte ein. Den Gedanken an die Nahe von Hemmings«Zell überwand sie.
Der Besitzer war ja weit weg und lehrte schwerlich so bald zurück — denn
Life hatte schließlich auch noch die Nachricht gebracht, diß er auf eine Reise
gehen und vermuthlich Jahr und Tag ausbleiben werde.
Acht Tage darauf war sie mit ihrer Tante bereits an dem Badeorte
angelangt und daselbst eingerichtet. Sie suchte keinen Verkehr mit den übrigen
Gästen, überlieh es aber Frau Vollmar, »ach Geschmack und Gutdünken an«
zulnüpfen, ohne doch sich selbst ganz abschließen zu wollen. Da hörte sie
denn zuweilen von der Klostcrruine sprechen, von gemeinsamen Spaziergängen
dahin, wobei man nur beklagte, daß in der sonst so schönen und baumreichen
Gegend dieses Bauwerk mitten in der Sonne zwischen Aeckern auf einem
Hügel liege, und für ein Ausruhen dort so wenig gesorgt sei. Ueber den
jungen Gutsherrn erfuhr Frau Vollmar in einer Unterhaltung mit ihren
Wirthsleuten, daß er wirklich für längere Zeit verreist sei.
Da wurde in Kora der Wunsch rege, die Klosterruine einmal zu be-
trachten. Zwar verwarf sie ihn wieder, allein er tauchte immer von Neuem
auf, und bald zog sie eine unwiderstehliche" Neugier dorthin. Aber ganz
allein wollte sie den Besuch unternehmen, sogar ohne Wissen der Tante.
So machte sie sich eines Morgens zu sehr früher Stunde auf den Weg. der
ihr gar nicht so weit erschien, zumal sie, bei etwas bedecktem Himmel, von
den Sonnenstrahlen wenig belästigt wurde. Ein Fußpfad zwischen den Korn-
feldern, die der Ernte entgegen reiften, führte sie zu dem mit Bäumen und
wucherndem Gebüsch bedeckten Hügel, welcher die Ueberreste des einst prächtigen
Bauwerkes trug. Bald konnte sie die feinen architektonischen Gliederungen
des ehemaligen Kreuzgangs bewundern, jetzt durchwachsen von Hullunderge-
sträuch und wildem Geisblatt, welches zum Theil noch duftende Blüthenbüschel
trug. Als sie sich aber sogar in das Trümmerchaos des Innern wagte, that
sie ausgleitend einen Fehltritt und fühlte einen Schmerz im Fußgelenk. Anfangs
gab sie nicht viel darauf, ließ sich aber doch auf ein wie eine Bank hingelagertes
Stück Gestein nieder, um eine Weile auszuruhen. Das Malerische des Platzes, die
Morgenstille der Umgebung übten einen wol>lthuenden Zauber auf sie, so daß sie
seit langer Zeit einmal wieder frei und leicht athmete. Als sie aber nach einer
halben Stunde an den Rückweg dachte und sich erhob, fühlte sie, daß sie
ohne große Schmerzen nicht auftreten konnte, und wankte nach vergeblichem
Versuche, den Platz zu verlasse«, zu ihrer Bank zurück. Sie gerieth in
Verlegenheit. Was nun beginnen? Der Ort lag außerhalb aller Verkehrs-
wege, und sie malte sich die Möglichkeit aus, verharren zu müssen, bis der

Zufall etwa Nachmittags Spaziergänger aus dem Bade herführte. Diese
Aussicht hatte für sie. unter allen Unannehmlichkeiten, in erster Reihe etwas
tief Beschämendes. Sie machte daher neue Versuche, sich fort zu bewegen,
mußte es aber aufgeben, da sie fühlte, daß ihr Fuß mehr und mehr ange-
schwollen war. Da saß sie nun eine Weile in wachsender Nathlosigleit,
halb erwartungsvoll, halb ängstlich nach jedem leisen Geräusch des Windes
durch die Gebüsche hinlauschend.
Plötzlich kroch etwas in Menschengestalt unter den Haselstauden hervor,
wurde ihrer ansichtig und blieb, ganz verdutzt vor Ueberraschung, in der Ent-
fernung stehen. Es war ein Knabe mit einem Topfe, zur Hälfte voll von
Erdbeeren, die er gesammelt hatte. „Komm näher, Kind!" rief Kora, die
aus dem Anblick eines menschlichen Wesens schon einige Hoffnung schöpfte.
„Weißt Du den Weg nach dem Bade zu finden?" fuhr sie fort. Der Knabe
nickte. „Und wärst Du verständig genug, mir einen Wagen von dort zu
holen? Sieh', ich habe mir den Fuß verletzt und kann nicht von der Stelle,
Ich schreibe ein paar Worte auf eine Karte, die nimmst Du mit. Du kannst
Dich selbst in den Wagen setzen."
Der Knabe stellte, während sie schrieb, sein Töpfchen neben sie auf die
Steinbank, sehr bereitwillig, die Wagenfahrt zu unternehmen. Da knallte
ein Schuß ganz in der Nähe. Kora fuhr zusammen, ihr Ritter aber lief
neugierig nach der Richtung hin, von der der Knall gekommen. Im nächsten,
Augenblick trat Ruprecht Hemming um eine Ecke des Gemäuers. Er erkannte
Kora, und sie selbst entsetzte sich fast vor seinem unerwarteten Anblick, der
ihr die Gluth der Beschämung und Verwirrung auf die Wangen rief. Eine
Weile blieben Neide schweigend einander gegenüber, während der Knabe, zweifel-
haft ob sein Auftrag noch zur Geltung kommen werde, erwartungsvoll von
Einem zum Andern blickte.
Kora suchte sich zu fassen. „Ich glaubte Sie in weiter Ferne, Herr
Hemming." begann sie, „und konnte nicht annehmen, Ihnen hier zu be-
gegnen."
„Gestern zurückgekehrt!" sagte er etwas trocken. „Der Besuch dieses
Platzes ist Jedermann gestattet."
„Ich bekenne, in diesem Augenblick sehr im Nachtheil gegen Sie zu sein.
Herr Hemming," fuhr sie fort, „da ich mich auf Ihrem Grund und Boden
befinde und denselben ohne fremde Hülfe nicht verlassen kann. Ich habe mir
dm Fuß ein wenig verstaucht und bin nicht im Stande —"
„Die Verletzung ist doch nicht ernstlich?" rief er lebhaft und mit ver-
ändertem Wesen, indem er hastig näher trat. „Ich stehe ganz zu Diensten!"
„Es wird hoffentlich nicht von Belang sein!" entgegnete sie abwehrend.
„Ich sende den Knaben nach dem Bade, mir einen Wagen hierher zu holen."
„Nach dem Bade? Keineswegs!" rief Ruprecht mit Bestimmtheit. „Das
tonnte lange dauern! Ueberdies kann ein Wagen hier nicht anfahren, müßte auf
der Landstraße halten, und Sie hätten weit bis dahin durch die Felder. Hemmings-

Zell ist näher. Heda. Seelrebs! Lauf geschwind nach Hause! Ter Martin soll anspannen, schnell! Auch der August soll mitkommen. An der Brücke wird gehalten, dort warten wir!"
Kora sträubte sich gegen diese ihr sehr unangenehme Wendung. „Ich danke, Herr Hemming, ich wünsche doch, daß der Bote mir Hülfe aus dem Badeort holte!"
Aber der Knabe war bereits unterwegs, und Kora sah sich der Anordnung des jungen Gutsherrn preisgegeben. Sie bemerkte, daß in den vier Monaten, seit er ihr im Schusterstübchen zuerst begegnet, eine bedeutende Veränderung mit ihm vorgegangen. Er sah männlicher aus, erschien höher und breiter, innere Erfahrung hatte seinen Zügen eine bestimmtere Ausprägung gegeben, und vielleicht war es das Gefühl, auf seinem eigenen Boden zu stehen, das ihm Sicherheit und Entschiedenheit Verlieh. „Vis zur Brücke ist kaum ein Viertelstündchen," sagte er, „das werden Sie zu Fuß schon überwinden. Nehmen Sie meinen Arm!"
„Wirtlich — ich zweifle, ob es möglich sein wird," entgegnete Kora widerstrebend. Muß ich schon Ihren Wagen annehmen, so wünsche ich ihn hier zu erwarten."
„Hier? Das geht nicht, gnädiges Fräulein! Der Wagen kann auch von dieser Seite durch das Korn nicht anfahren, überdies liegen Gräben dazwischen. Sie müssen versuchen, ein Stück zu gehen. Kommen Sie nur."
Kora, in ihrer Hülflosigteit, that sich Zwang an, nahm seinen Arm und wagte einige Schritte, ohne ihre Schmerzen ganz verbergen zu können. Er bemerkte es und rief ermunternd: „Nur tapfer aufgetreten! Die Zähne aufeinandergebissen, wenn es weh thut! Es wird schon gehen. Und sehen Sie," fuhr er fort, da sie aus dem Gehölz traten, „da ist auch schon die Brücke! Gar nicht weit. Sachte, da liegt ein Stein! Stützen Sie sich nur fester auf. In der Furche geht es sich freilich nicht bequem."
Aber Kora mußte nach wenigen Minuten bekennen, daß sie vor Schmerzen umzusinken fürchte und keinen Schritt weiter thun könne. Er sah sie besorgt an. „Das beklage ich sehr!" sagte er. „Aber was machen wir nun? Am besten ist's, ich nehme Sie auf den Arm und trage Sie bis zur Brücke!"
„Um leinen Preis!" rief Kora erschreckt und zugleich gebieterisch.
Aber auch Ruprecht schlug einen Gebieterton an, indem er ärgerlich entgegnete: „Ja, wenn Sie eigensinnig und zimperlich sind, so ist Ihnen nicht zu helfen! Fügen Sie sich in das Unvermeidliche! Vorwärts können Sie nicht, zurück auch nicht, und in der Ackerfurche kann ich Sie nicht stehen lassen! Ich könnte Sie auch ohne Ihren Willen und ohne Umstände aufpacken und forttragen, aber ich will es nicht ohne Ihre Einwilligung thun." Und in gemildertem, fast sogar gemüthlicheu Tone fuhr er fort: „Nicht wahr, Sie sehen ein, baß ich Recht habe? Also seien Sie vernünftig."
Kora sah wirtlich ein, daß sie mit ihrer Lage zu rechnen hatte, so peinlich ihr dieselbe war.

„Ich muß Ihre« Dienst denn wohl annehmen, Herr Hemming." sagte sie, „doch erwarte ich von Ihnen —"
„Nun also!" unterbrach er ihre Rede, indem er sie mit kräftigen Armen, aufhob und durch die Aehrenfelder trug. Koras Beängstigung war groß, obwohl sie bemerkte, mit welchem Anstand, ja mit welcher Zartheit er seinen Dienst leistete. Sie fürchtete zugleich, daß er ihrer Last bis zum Ziele nicht gewachsen sein werde, denn sie war von stattlicher Gestalt und gewiß nicht leicht — während er doch mit elastischer Kraft und festen Schritten seinen Weg verfolgte. Sie sprachen währenddem lein Wort. Endlich am Ziele angelangt, sehte Ruprecht sie ab, und hieß sie auf dem niedrigen steinernen Vrückenrande Platz nehmen. Kora athmete erleichtert auf, und als sie sah, wie er sich die Gluth von der Stirn strich, begann sie: „Die Mühe, die ich Ihnen bereite, Herr Hemming —"
Er machte eine abwehrende Handbewegung, und ihre etwaigen Dantesworte abschneidend fragte er:
„Thut Ihnen der Fuß noch sehr weh?"
Kora schüttelte den Kopf, und beide schwiegen, Ruprecht das Gesicht nach der Seite hin gewendet, von welcher der Wagen kommen mußte. Dieses Schweigen aber bedrückte die junge Dame, und das Erste Beste oder auch Gleichgültigste für eine Unterhaltung aufgreifend, begann sie von Neuem, und zwar mit möglichst unbefangenem Tone:
„Ich hatte nicht erwartet, die persönliche Bekanntschaft des Knaben, den Sie den Seelrebs nennen, hier auf dem Lande zu machen. Ist er nicht mehr in Jakob Feldmanns Werkstatt?"
„Nein, er ist zu seiner Mutter zurückgekehrt, da er die Stadtluft und das Sitzen nicht verträgt. Dieser Knirps ist fünfzehn Jahre alt, und ficht aus wie ein Zehnjähriger! Da lein Grund vorhanden, daß er Schuster weiden müßte, bleibt er besser auf dem Lande. Ich kann ihn hier auch unterbringen, etwa beim Gärtner. Diese Absicht hatte auch früher schon meine Mutter —" der Ausdruck seines Gesichts verdüsterte sich plötzlich, er stockte und blickte abgewendet zur Seite.
„Sie haben einen sehr herben Verlust gehabt!" sagte Kora in teilnehmendem Tone. „Ich erinnere mich noch wohl der Worte bewundernder Hingebung, in welchen Sie mir einmal von Ihrer Frau Mutter erzählten."
Ruprecht nahm unwillkürlich neben Kora auf dem Vrückenrande Platz. Nach einer Weile begann er:
„Da ich sie nicht mehr lebend antraf,'wünschte ich ihr gleich nachzustellen, und — ich trieb es auch danach. Jetzt muß ich nun zusehen —? Die Erinnerung ist, als Ersah für Verlorenes, nicht viel, und geradezu quälend wirkt sie bei dem Gedanken, daß man noch viel gut zu machen gehabt hätte."
Kora wagte einen aufmerksamen Blick in sein Gesicht, da sie sich durch den Ausdruck dieser Innerlichkeit betroffen fühlte. Er aber erhob sich wieder.

„Da kommt der Wagen!" rief er. „Ich selbst unterstehe mich nicht,
Sie nach dem Bade zurück zu geleiten, mein sehr zuverlässiger Diener August,
«der vielmehr der Diener der verstorbenen Gutsherrin, der bei mir geblieben
ist, wird es für mich thun und zu Ihren Befehlen sein."
Kora wollte ihren Danl autsprechen, er aber unterbrach sie:
„O bitte, lassen wir das! Ich weiß, welche Ueberwindung es Sie lostet,
einen Dienst von mir annehmen zu müssen!"
Der Wagen hielt, August sprang vom Bock. Ruprecht flüsterte ihm
rasch etwas zu und schloß mit den Worten:
„Die ferneren Befehle wird das gnädige Fräulein geben."
Man half Kora einsteigen, und der Wagen rollte auf der Landstraße
dahin. Es war der schöne und bequeme Landauer der einstigen Gutsherrin,
der seit dem Tode derselben zum ersten Mal wieder gebraucht wurde.
Ruprecht ließ sich auf dem Vrllckenrande nieder, den aufgewirbelten Staub-
wollen nachblickend. In der hier ebenen Gegend, durch welche der Weg sich
schlängelte, konnte er das Gefährt lange im Auge behalten, und er verfolgte
es, bis es in dem Walde verschwand, der den Badeort von dieser Seite
umgrenzte.
Der junge Gutsherr saß in grüblerische Gedanken verloren. Daß er
Kora heut wieder begegnet, trat ihm als ein tiefgreifendes Erlebniß jetzt erst
aufregender vor die Seele. Zwar wußte er durch seinen Freund Arnold —
denselben, der den Verwundeten zugleich mit Jakob Fclbmann einst nach
Hemming-Iell begleitet hatte, und mit dem er in dauerndem brieflichen Ver»
lehr stand — daß Kora mit ihrer Tante nach dem Bade gereist und somit
in die Nähe seines Gutes gelangt sei. aber er hatte nicht mehr die Absicht
gehegt, ihr wieder zu begegnen. Wenn er in der verhängnißoollen Stunde,
da sie ihn abgewiesen, gleichsam gedroht hatte seinen Antrag zu erneuern,
so war er davon doch abgekommen, seit Arnold ihn versichert, daß Kora
wirtlich insgeheim die Braut seines Gegners sei. Herr von Dorneck behandle
die Thatsache, daß er der künftige Schwiegersohn des Präsidenten sei, sogar
nicht mehr als Geheimniß, und stelle die baldige Veröffentlichung der Ver-
lobung in Aussicht.
Und nun hatte Ruprecht die für ihn Verlorene heut wiedergesehn, und
die mit aller Gewalt bekämpfte Leidenschaft für sie, erhob wieder ihre
fordernde Stimme. Aber nicht in rein beglückender Sprache, sondern im
Kampfe mit anderen Stimmen des Innern, in schroffen, heftig bitteren und
rauhen Gemüthstönen. Was hatte er zu hoffen, was durfte er hoffen, wenn
Kora die Braut eines Anderen war? Und dieser Andere, den er mit aller
Gluth haßte — war ihm denn solch ein Glück zu gönnen? Sollte er ihn
nicht noch einmal herausfordern? Diesmal würde feine Kugel ihren Weg
besser finden!
Aber wie in seinem Innern ertappt durch eine fremde Gegenwart,
wendete er sich Plötzlich, und sah seinen Schützling, den Seetrebs, ebenfalls

auf dem Geländer sitzen, als erwarte er fernere Aufträge. Nach einer Weile
begann Ruprecht:
„Fritz, Du hast im Kloster mit der Dame gesprochen — was sagte
sie Dir?"
„Daß sie Weh am Fuß hätte, und daß ich ihr einen Wagen ans dem
Bade holen sollte. Ich Hab sie gleich erkannt."
„Erkannt? Du? Wo Haft Du sie schon früher gesehen?"
„Nun, in der Stadt! Sie wohnt vorn nach der Straße im großen
Hause, der Iatob Feldmann im Hofe. Sie ist ja auch zuweilen bei der
Life gewesen!"
Ruprecht betrachtete de» Knaben mit plötzlich erneuertem Antheil.
Er kannte Kora, mit ihm hatte sie bereits gesprochen, von ihm einen Dienst
begehrt. So vereinsamt, innerlich wie äußerlich, fühlte sich der jung? Guts-
herr, daß er in diesem dürftigsten seiner Untergebenen eine Art von Ver-
trauten erblickte. Und wieder nach einer Weile begann er:
«Fritz, hast Du einen ordentlichen Anzug?"
„Ja!" rief der Knabe, „den neue» für Sonntags, den mir die Guts-
frau noch geschenkt hat!"
„So kleide Dich morgen früh sauber an und komm um sieben Uhr zu
mir. Ich will Dir einen Auftrag nach dem Bade geben. Du magst auf
dem Gemüsewagen fahren."
Ruprecht erhob sich und schritt nach Hause. In seinem Arbeitszimmer
angelangt, stellte er die Büchse bei Seite und sehte sich vor den Schreibtisch,
auf welchem neu eingegangene Zeitungen und Briefe lagen. Die Letzteren
brachten nichts von Belang, die Blätter, welche jetzt in den Sommermonaten
hauptsächlich von Fürstenreisen, Wanderveisammlungen und Festen berichteten,
ließ er nur durch die Hände laufen. Da fielen seine Augen auf ein Buch,
welches ihn auf seiner Reise begleitet hatte, jenes Buch des menschenverach-
tenden Philosophen, darin die Abhandlung „Ueber die Weiber" zu lesen stand
^> für einen jungen Mann zwischen drei- und vierundzwanzig Jahren die
unglücklichste Reisebegleitung. Zwar stieß diese philosophische Weltanschauung
den lebensvollen Jüngling anfangs im Innersten ab, aber in der Stimmung
seines doppelten Verlustes grübelte er sich mehr und mehr hinein, um sein
Gemüth zu verdüstern. Vorwiegend blieb er immer bei dem Capitel über
die Frauen stehen. Zwar kannte er keine einzige, auf welche alle die ge-
hässigem Urtheile des Verächters gepaßt hätten, aber er vermuthete, daß der-
selbe Recht haben könnte, und war geneigt, noch einige böse Eigenschaften der
Frauen hinzuzufügen; nämlich Stolz. Lieblosigkeit, Herzenstälte, schlechten Ge-
schmack und andere Unbegreiflichteiten. Als er aber heute das Buch aufschlug,
überkam ihn plötzlich ein solcher Ekel, ja eine solche Wuth, daß er es mit
Heftigkeit gegen die Thür warf, und, nachdem er sich rasch erhoben hatte,
mit dem Fuß unter den Schrank schleuderte. Er schritt durch die anstoßen-
den Zimmer, bis zu denjenigen, die einst seine Mutter bewohnt hatte. Wie

öde war es hier seit drei Monaten! Einsam, Alles um ihn hei einsam und
leer! Er hielt es nicht aus in den Räumen, und schritt aus dem Garten«
saale die Freitreppe hinab in den prächtigen Pari.
Da trat ihm der Diener August entgegen, und begierig empfing er den
Bericht desselben. Das gnädige Fräulein sei glücklich angelangt, habe zwar
beim Aussteigen aus dem Wagen einige Schmerzen zu überwinden gehabt,
aber doch so halb und halb gelacht, da die Tante sich sehr erschrocken ge-
zeigt, und gemeint, es habe wohl nicht viel auf sich. Beide ließen recht schön
danken für die erwiesene Freundlichkeit. Ruprecht entließ den Diener nickend,
und wendete seine Schritte schnell nach rechts, wo hinter Bäumen und Ge-
büschanlagen sich die Gewächshäuser befanden. Er hatte sich um die Pflanzen-
cultur und die Blumenwelt, die seine Mutter so sehrbegünstigt undgeliebt, seit lange
nicht gekümmert, den Gärtner selbst seit seiner Heimkehr noch kaum gesprochen.
Diesen wollte er jetzt aufsuchen. Auf dem Wege dahin fand er die Rosen
umher noch in vollster Pracht, purpurroth, gelb, weiß, durch alle zarten
Lichttöne schillernd, und er vergegenwärtigte sich, wie seine Mutter ihn stets
auf jede einzelne Spielart mit Freude aufmerksam gemacht, und wie sie so
gern einen Strauß dieser köstlichen Naturgebilde vor sich gehabt hatte. Er
fand den Gärtner in einem der Glashäuser, unterhielt sich mit ihm, ließ sich
manches Neue vorweisen, und machte den Mann ganz glücklich, daß der junge
Gutsherr doch auch anfange, wieder Theilnahme für sein Besitzthum zu zeigen.
Endlich bestellte er bei ihm für morgen früh um sieben Uhr einen Rosenstrauß,
so schön und groß er irgend gebunden werden könne.
Wirklich wollte er denselben mit einer schriftlichen Anfrage nach dem Be-
finden Kolas nach dem Bade schicken. Aber durfte er an Koro, selbst schreiben?
Nein, seine Anfrage sollte an Frau Vollmai gerichtet sein, der Strauß —
nun, ansehen würde ihn Kom immerhin dürfen! Und er hoffte, daß der-
selbe nicht weit von ihrem Schmerzenslager stehen werde.
Bald darauf saß der Gutsherr, von August bedient, allein an seinem
Mittagstische, neben seinem Teller ein Buch und die Zeitungen. Die treue
Christine, jetzt die alleinige Schaffnerin des Hauses, trat zum Schluß ein, um
zu fragen, ob es ihm geschmeckt habe?
„Ich weiß eigentlich selbst nicht, Christine!" entgegnete er. .Gewiß
war's gut, aber Du hättest mir auch Schlechteres vorsehen tonnen, ich würde
es nicht gemerkt haben. So allein speisen zu muffen! Unterwegs, an den
Wirthstafeln, saß man doch wenigstens unter Leuten, wenn ich auch nicht mit
ihnen verkehrte — aber nun hier zu Hause! Dies Alleinsein halte ich nicht
aus!"
Christine, als altbewährte Vertrauensperson des Hauses, nickte verstehend
und sagte:
„Es ist auch nicht zu verlangen, Herr Ruprecht. Mit der Zeit wird es
ja aber anders werden, und Sie müssen selbst dazu thun. Sind Sie auch

noch jung, so ist es für unsere Lage doch nöthig, daß bald eine junge Frau im Hause regiere —"
Ruprecht machte eine heftig abwehrende Bewegung, Christine aber fuhr fort: „Ja doch, Sie mögen jetzt noch nichts davon hören, da wir laum ein Vierteljahr in der Trauerzeit sind! Ich verstehe das ja! Und. lieber Herr Ruprecht, ich möchte Ihnen auch nicht rathen, lange zu Hause einsam zu sitzen. Sie müssen bald wieder hinaus, wo Sie was zu sehen lriegen. Ihnen lann es nicht schwer weiden, die Schönste und die Neste zu finden. Auf Reichthnm brauchen Sie nicht zu sehen —"
„Ach. laß mich zufrieden!" rief Ruprecht unwirsch und stand vom Tische auf.
Christine wußte schon, daß sein Auffahren nicht so böse gemeint war, und suchte das Gespräch auf andere Dinge zu bringen. Denn es gab ja so viel über häusliche Dinge zu verhandeln, und für Alles mochte sie nicht allein die Verantwortung tragen. Aber der Gutsherr war unzugänglich, wollte jetzt nichts hören und ging in sein Zimmer, Eine verzweifelte Stimmung war in ihm wieder erwacht, die nur durch körperliche Anstrengung überwunden werden konnte. Er ließ satteln, jagte auf dem Feldwege dahin, dem Walde entgegen, um in einer entfernten Försterei vorzusprechen.
Am andern Morgen, lange vor sieben Uhr, saß der Seekrebs in seinem Sonntagsanzuge bereits ini Wirthschaftshofe und beobachtete das Beladen des Gemüsewagens, der dem Badeorte täglich einen großen Theil seines Bedarfes zuführte. Da fah er den Gärtnerburschen mit einem Rosensträuße dem Hause zuschreiten und in der richtigen Voraussetzung, daß derselbe zu seiner Sendung in Beziehung stehe, stürzte er sich hinter ihm drein, um sich bei dem Gutsherrn zu melden. Wirklich überreichte dieser ihm einen Brief und das Kunstwert des Gärtners, und schärfte ihm ein, wie er sich zu betragen und was er etwa noch zu sagen habe. Ruprecht aber mußte lächeln über den Anblick seines Leibzwerges, der heut in der neuen Jacke ganz manierlich aussah, aber hinter dem prachtvollen Riesenstrauße fast verschwand, und sah endlich dem Gemüsewllgen fast seufzend nach, denn lieber hätte er sich an Stelle seines Abgesandten selbst auf den Weg gemacht.
Christine, die sich ihm näherte, fand ihn heut etwas willfähriger gestimmt zur Besprechung häuslicher Angelegenheiten. Endlich aber legte er dennoch Alles in ihre Hände und nahm die Flinte, um einem Häher nach» zuspüren, der seit einigen Tagen die Singvögel des Parks beunruhigte.
Seine Gedanken waren währenddem vielfach auf anderen Wegen. Ob denn wirklich die Verlobung Koras mit Dorneck eine Thatsache fei» mochte? Diese Frage beschäftigte ihn dauernd. Wie sollte er sich darüber Gewißheit verschaffen? Aber wußte er nicht Frau Vollmai mit Korn in dem Badeorte, die gute Tante, welche ihm stets so gütig entgegen gekommen war? Wenn er es wagte, sich an sie zu wenden? Freilich, selbst Wenn sie ihm die tröstliche Versicherung geben konnte, daß Kora nicht schon gebunden sei, immer blieb

doch die andere Thatsache bestehen, daß Kora seine Neigung nicht erwiderte! Oder war dieselbe doch noch zu erwerben? Aber wie? „Ein Zeichen fetze ich mir!" rief er plötzlich. „Ich will einmal abergläubisch sein! Wenn ich den Häher treffe — dann!" Er war freilich ein guter Schütze und hatte in diesem Falle somit gut Zeichendeuter sein! Aufmerksamer und gespannter schritt er dahin. Wirtlich hörte er jetzt schweren Flügelschlag zwischen den Wipfeln. Der Häher kam ilm vor den Schuß. Er legte an. Ein Knall! Ein Krachen und Schlagen durch die Zweige herab. Ter Raubvogel fiel erlegt zu seinen Füßen. Jubelnd ergriff er seine Beute und schrill in gehobener Stimmung nach Hause.

Eben war der Wirthschaflswagen in den Hof zurückgekehrt, und Fritz wartete schon an der Thür. „Ta ist der Räuber!" rief Ruprecht dem Inspektor zu, ihm die Jagdbeute überreichend, dann aber den Knaben bei Seite nehmend, fragte er schnell: „Run? Tu hast Teine Botschaft ausgerichtet?"

„Ja! Sie läßt schön danken und hat sich sehr gefreut."

„So? Tas Fräulein? Tu hast es gesprochen?"

„Nein, die Alte! Das Fräulein liegt noch und darf nicht gehen, aber es wäre nickt schlimm. Sie hat mir Nuchen gegeben, nnd mich allerlei gefragt und mir nachher noch ein Stück Geld geschenkt."

Ruprecht wollte das Elftere hinglhcn lasse», das Letztere mißfiel ihm. „Tu unterteilst Tick nicht," rief er, „noch einmal Geld von ihr anzunehmen!"

Ter Knabe aber fragte schnell: „Werde ich ihr morgen wieder mit dem Gemnsewagen Blumen bringen?"

Ruprecht stutzte. „Nein!" rief er. „i^der vielleicht!" Er wollte seinen Boten entlassen, plötzlich aber begann er wieder: „Also gefragt hat sie Tich? Was hat sie Tich denn gefragt?"

„Nach Ihnen, und ob Sie nieder ganz gesund waren? Und es wüchsen Wohl viel schöne Blumen in Ihiem Garten? Und ob Sie immer so ganz allein wären? Und warum ich nicht Schuster geblieben und da Hab ich ihr gesagt —"

„Was? Tu hast Auskunft gegeben? Was hast Tu ihr gesagt?"

„Taß ich bei der Schusterei elend geworden und daß Sie mich wieder auf das Land genommen —"

„Es ist schon gut! Tamit hat sie Tich denn wohl verabschiedet?"

„Aber sie läßt recht schön grüßen, und sie würde sich freuen, sagt sie. wenn — wenn sie den Herrn Hemming bald mal wiedersehen tonnte."

Es war der erste Tag, der seit langer Zeit wieder einen Sonnenblick in das Gemiith Ruprechts warf. Er sprach mit der Christine von freien Stücken über feine Mutter und ihren Nachlaß, fragte, wo die Getreue Dies nnd Jenes aufgehoben habe, Schmuck und Familienandenlen. ließ sich gern Schränke und Laden aufschließen, um einen Ueberblick der von der Alten wohlgeordneten und gehüteten Tinge zu nehmen. So zwischen wehmüthiger Erinnerung und nenem Lebensgefühl vergingen ihm die Stunden.

Als ihm der Gärtner ungeheißen am andern Morgen wieder einen schönen Strauß schickte, setzte er bereits die Feder an zu einem Begleitworte, zumal der Bote auch schon harrend an der Hofthür saß — aber nein, er bezwang sich — es schien ihm doch nicht schicklich! Der Strauß war ja auch nicht so schön wieder gestrige! Nicht genug Rosen! Und zu viel gelbe! Übermorgen! Vielleicht morgen!
Er behielt den Strauß in seinem Zimmer und betrachtete ihn oft in Gedanken. Wie sie — das heißt nicht die Tante — seine gestrige Gabe wohl aufgenommen haben mochte? Sein Tag war doch wieder unruhig und voll wechselnder Stimmungen, und so die folgenden, an welchen er sich, wie der Ritter in der Ballade, „Ruh erretten" mußte.
So verlief eine Woche, an deren Ausgang Frau Vollmar zwar mit Erstaunen, aber zugleich mit Genugthuung zu ganz neuen Entdeckungen gelangt zu sein glaubte. An jeden Morgen (mit Ausnahme eines einzigen) war ein prächtiger Rosenstrauß aus Hemmings-Zell eingetroffen, zwar stets an die hochzuverehrende Frau Tante gerichtet, aber immer auch mit der Erkundigung nach dem Befinden des gnädigen Fräuleins begleitet. Daß der Blumengruß nicht ihr allein, vielleicht erst in zweiter Reihe, oder auch ganz und gar nicht zugedacht war, erkannte Frau Vollmar bald und nahm es dem Spender auch ganz und gar nicht übel. Wußte sie nichts von dem, was zwischen Kora und Ruprecht in der Stadt vorgegangen war, so hatte die Nichte ihr die Begegnung mit dem jungen Manne in der Ruine und seine Hülfe doch nicht verschweigen können. Seine tägliche Nosensendung ging jedenfalls über die Form einer blos höflichen Theilnahme an ihrem kleinen Unfall hinaus. Die Sache war „richtig' oder konnte richtig werden, und es war eine „glänzende Partie". In dem kleinen Unterschied der Jahre mochte sie kein Mißverhältniß sehen. Aber die arme kleine Charitas! Sie kam ihr bereits wie eine Verlassene vor — und es war nur ein Glück, daß das Kind noch keine Ahnung seines Zustandes hatte. Kora war auch ihre Nichte und sie gönnte ihr Gutes.
Aber wie dachte Kora über den Gutsherrn von Hemmings-Zell? Ueber die tägliche Rosensendung freute sie sich augenscheinlich, behielt den Strauß in ihrer Nähe, machte die Tante auf jede einzelne Blume aufmerksam, und erklärte sie für „feenhaft und ganz entzückend". Brachte Frau Vollmar aber das Gefpräch auf Ruprecht, dann sprach Kora mit erstaunlicher Gelassenheit über ihn und wußte das Gespräch von ihm. als von etwas durchaus Gleichgültigem, bald abzulenken. Und auch mit ihren Forschungen über Dorneck hatte die Tante leinen Erfolg, da Kora auf die Unterhaltung über ihn gar nicht einging. Inzwischen hatte die junge Dame sich so weit erholt, daß sie, ohne noch größere Wege zu machen, doch im Garten umhergehen tonnte. Sie war darauf gefaßt, daß Ruprecht es wagen werde, ihr jetzt einen Besuch zu inachen, und sie wollte denselben nicht ablehnen, selbst auf die Gefahr hin, ihn allein empfangen zu muffen. Sie hoffte die Worte zu finden, ihn zu einem zwar förmlich gemessenen, aber noch ganz leidlichen Verhältniß zurück

zu führen. Daß er ihr bei dem letzten Begegnen besser als jemals gefallen, daß sogar seine Rauheit leinen üblen Eindruck auf sie gemacht hatte, verschwieg sie sich nicht, aber sie rief sich selbst innerlich zur Ordnung und tadelte oder sträubte sich, einem so jungen Menschen irgend welche Bedeutung beizulegen.

Da wurde der Tante ein Vorschlag gemacht, der ihr nur zu verlockend erschien. Der Besuch des Partes von Hemmings-Zell war nämlich den Badegästen gestattet (bis zu einer gewissen Grenze in der Nähe des Hauses), und ab und zu fand sich eine kleine Gesellschaft, welche die Fahrt dahin unternahm. Nun hatten zwei Damen, eine Frau von Keck und ein sehr hochgewachsenes, älteres Fräulein von Sturmlauf. beschlossen, diese Vergünstigung einmal wahrzunehmen, und einen sonst ziemlich gebrechlichen Hofrath zu ihrem ritterlichen Begleiter gewonnen. Von dieser Gruppe wurde Frau Vollmai aufgefordert, als vierte Perfun sich an der Wagenfahrt zu betheiligen, die dadurch (doch das wurde mit Stillschweigen übergangen) für jeden Einzelnen wohlfeiler zu stehen kam. Obgleich Frau Vollmar diese Gesellschaft nur flüchtig kannte, widerstand sie der Lust doch nicht, einmal die Stätte zu sehen, von welcher täglich die schönen Rosen herkamen, vielleicht sogar dem Besitzer zu begegnen. Sie sagte zu, tonnte sich aber nicht entschließen, ihrer Nichte das Ziel der Ausfahrt zu nennen. Man scheine es auf das Försterhaus abgesehen zu haben, sagte sie. Es sei ihr im Ganzen etwas lästig, und die Gesellschaft auch nicht sehr zusagend, aber sie habe nicht gut ablehnen können.

So fuhren die drei Damen Nachmittags mit ihrem kritisch dreinblickenden Hofrath ab. Er fürchtete nämlich ein Gewitter, und obgleich er sich mit Mantel, Gummischuhen und Regenschirm versehen hatte, war es ihm bedenklich, ob man in dem Part irgend ein Unterkommen finden werde. Fräulein von Sturmlauf erzählte während der Fahrt unerhörte Dinge, wahrhaft grausenhafte Geschichten, die in dem Herrenhause von Hcmmings-Iell schon gespielt haben sollten, und wollte wissen, daß der jetzige Besitzer eine Art von Wärwulf fei; ein Mensch, der zwei Drittel des Tages sich in Rasereien des Jähzorns befinde, so daß er, wie ein alter Berserker, von seinen Leuten gebunden werden müßte. Der Hofrath schauderte, und hielt im Stillen das Betreten des Parks für etwas mißlich, Frau von Keck aber lachte und sagte, sie habe auch einmal so einen Menschen gekannt, der aber nach seiner Verheirathung ganz ordentlich geworden sei. Man wußte nicht, daß Frau Vollmar mit dem Besitzer des Gutes bekannt war, und sie selbst hielt es für besser, damit zurück zu halten. Sie lachte über die Gerüchte und versicherte, nur Gutes über den jungen Mann und seine Familie gehört zu haben. Mittlerweile war der Wagen bereits in den äußeren freien Theil des Parkes eingedrungen, und man beschloß, ihn an einem Wärterhäuschen harren zu lassen, um zu Fuß in die von einer Hecke umschlossenen, mehr der Gartenkunst ungehörigen Anlagen zu spazieren. Man fand auf hügligen Plätzen hübsche Aussichtspunkte, schattige uralte Baumgiinge, dann wieder weit-

gedehnte grüne Rasen mit Blumenstücken, welche schon die Nähe des Wuhn-
hauses errathen ließen. So sehr der Hofrath auch mahnte und zurück zu
halten suchte, gerade nach dem Gutshause drängten Frau von Keck und Fräulein
von Sturmlauf ganz besonders hin, und so stand man bald etwa hundert
Schritt vor demselben auf einem Platze, wo man es von der Partseite in
ganzer Ausdehnung vor sich hatte. „Ah! Sehr stattlich, aber eigentümlich
in der Bauart," hieß es. „Was ist das für ein Stil, Herr Hofrath?
Renaissance?"
„Der Stil? Nun, Renaissance wohl nicht!" meinte der Hofrath.
„Aber doch — es ist eben — nun, wir sehen es auf einer Terrasse sich er-
heben, sehr breit hingedehnt, nur einstöckig, aber auf hohem Unterbau —"
„Ja, ja! Es geht hier abwärts. Auf der Rückseite wird der Gutshof
sein, und höher gelegen."
„Ein hohes Schieferdach mit einer Reihe von Mansarden." so fuhr
der Hofrath fort, „es muß sehr viel Räume umschließen, oben und unten."
„Und ein einziger Mensch wohnt darin! Zum Toben hat er jedenfalls
Platz."
„In der Mitte springt unten eine Freitreppe hervor, mit alterthümlichem
eisernen Geländer, drüber ein Balkon mit gleicher Einfassung, muß oben noch
ein schönes großes Zimmer sein! Der Stil ist merkwürdig, wie ein altes
Jagdschloß, aber umfangreicher."
Krach! Plötzlich ein Donnerschlag, daß die Gesellschaft erschreckt zusammen-
fuhr. Das Gemitter, welches der Hofrath vorausgefühlt, war wirklich herauf
gekommen, aber von den unter den Bäumen Lustwandelnden nicht bemerkt
worden. Als sie sich wendeten stand es schwarz fast über ihnen, eine ge-
waltige Sturmwelle fuhr durch die Wipfel, daß die Zweige ächzten, und
schwere Tropfen sielen als Vorläufer der drohenden Fluth. Und nun hatte
der Hofrath den Mantel und die Kaloschen und die Damen ihre Regen-
schirme im Wagen gelassen! Die Damen flüchteten zuerst unter einen Baum,
obgleich der Hofrath sie schreiend zurückzuhalten suchte, da das gerade beim
Gewitter das Gefährlichste sei, aber der Regen prasselte bereits hernieder und
man wollte nicht naß »verde«.
Da kam vom linken Flügel des Gebäudes ein Diener gelaufen, unter
dem Arme mehrere Regenschirme. Es war August, welcher Frau Vollmar
erkannt hatte, und auch in der Abwesenheit seines Herrn die Gastlichkeit des
Hauses wahren wollte. Er bat die Gesellschaft einzutreten, da, über die
Freitreppe in den Gartensaal. Der Hofrath machte zwar Umstände und
fragte wiederholt, ob der Besitzer zu Hause sei, Frau von Keck aber und
das Fräulein liefen un<er den Schirmen bereits aus Leibeskräften, dem Asyl
entgegen. Frau Vollmar, an deren Seite sich August hielt, folgte, der Roth
gehorchend, und zögernd machte der Hofrath den Beschluß. „Es wird dem
Herrn sehr leid thun, daß er die gnädige Frau nicht selbst begrüßen konnte!"
begann August. „Er ist zum Oberförster geritten, vielleicht über kommt er

bald zurück." Frau Vollmar wünschte das Letzte jedoch nicht, die Entwickelung des Ausfluges war ihr unheimlich geworden.

Als man sich endlich unter Dach geborgen fühlte, bewunderte man zuerst den schönen Gartensaal, von dessen leicht gewölbter Decke ein aus tausend Glastropfen bestehender Kronenleuchter herabhing. Die Damen von Keck und von Sturmlauf betrachteten sofort die Gemälde, meist alte Familienbildnisse, an den Wänden, so wie das alterthümliche Mobiliar, welches für diesen Raum im Hause erhalten worden war. In einem Schränkchen steckte ein Neiner Schlüssel. Frau von Keck streckte die Hand danach ans und sah ihre Freundin lächelnd und fragend an. Fräulein von Sturmlauf nickte und trat dicht herzu. Das Thürchen ging auf, wurde aber schnell wieder ge» schlössen, denn es waren nur Cigarrenlisten darin sichtbar. Der Hofrath hielt sich inzwischen in der Nähe der Glasthür und sah in das Wetter hinaus, welches nur ein paar Minuten getobt hatte, um sich dann in breiten Regen auszugeben.

Frau Vollmar jedoch schritt im Rücken der beiden umherspähende» andern Damen auf eine ältere Frau zu, welche inzwischen geräuschlos ein» getreten war. „Gewiß die gute Christine, von der ich schon so viel gehört habe!" sagte sie im Flüstertöne. .Mein Name ist Frau Vollmar." Christine nickte und lächelte, und beide Frauen wechselten plötzlich Blicke des Einverständnisses, welches vorerst keiner Worte bedurfte. Denn es hatte ja Christinen nicht verborgen bleiben können, wohin alle die Rosensträuße gingen, und sie freute sich sehr darüber, wollte es sich auch nicht entgehen lassen, die „Frau Tante", von deren unverhoffter Einkehr sie durch August erfahren hatte, zu begrüßen.

Nun aber traten auch die beiden anderen Damen neugierig herzu, und als sie erfuhren, baß sie die Schaffnerin des Hauses vor sich hätten, begannen sie ein hastig ausfragendes Gespräch mit ihr. Frau Vollmar fühlte sich dadurch verstimmt und machte die Beobachtung, daß Christine in ihrem ruhigen Ausweichen als die vornehmere gegen die beiden Anderen erschien. August bot darauf Wein, Früchte und Backwerk an, welches von Frau von Keck und Fräulein von Sturmlauf nicht abgelehnt wurde. Der Hofiach aber drängte zur Heimkehr, da der Regen nachgelassen hatte und er um keinen Preis die Rückkunft des Hausherrn über sich ergehen lassen wollte. Frau Vollmar stimmte ihm durchaus bei. Es fand sich, daß August den Wagen aus dem Parke in den Gutshof hatte holen lassen, so daß die Gesellschaft, wenn sie aufbrechen wollte, nur einzusteigen brauchte. Die beiden unternehmenderen Damen hatten die Genugthuung, nun auch noch durch einige andere Räume des Iunggesellenhauses zu schreiten, und thaten es mit mancher Verzögerung, denn es galt überall umherzuspüren. Sie fanden aber eine Großartigkeit der Ordnung darin, bis zum Ausgang in den Wirthschaftshof, die ihnen unbegreiflich erschien. Der Hofrath fuhr mit der Hand in die Tasche nach einem Trinkgeld für August. Dieser aber schien weder Augen

noch Hände für dergleichen zu haben, schloß den Wagen und verneigte sich vor den Abfahrenden.
Als Frau Vollmar eine Stunde darauf mit einem Anflug von schlechtem Gewissen gegen ihre Nichte im Badeorte wieder anlangte, fand sie Kora zwischen Koffein und Schachteln mit Einpacken beschäftigt.
„Wir müssen abreisen, Tante!" rief sie ihr entgegen. „Papa ist krank aus Franzensbad zurückgekehrt. Es scheint nicht unbedenklich."
„Schreibt er selbst?" fragte Frau Vollmar erschrocken.
„Nein, der Brief ist von Torneck."
„Von Dorneck? Aber wie kommt der dazu?"
„Wir werden es ja erfahren. Lies selbst! Da liegt der Brief. Ich denke, wir fahren mit dem nächsten Zuge, in zwei Stunden."
Frau Vollmar las Dornecks Zeilen, welche nur eine kurze, sachgemäße Benachrichtigung enthielten, und den Damen anheimstellten, ob sie ihre Rück-reise beschleunigen wollten. Inzwischen habe Frau Dorothea die Pflege des Herrn Präsidenten übernommen. Die Tante war mit der beeilten Abreise einverstanden, aber es gab ihr zu denken, daß gerade Dorneck die Mit-theilung gemacht hatte. Es konnte also dennoch eine geheime Beziehung zwischen ihm und Kora bestehen. Kora aber war innerlich und äußerlich io beschäftigt, daß sie nur beiläufig die Frage that:
„Ihr seid wohl recht naß geworden?"
„Oh nein!" entgegnete Frau Vollmar. „Wir befanden uns während des Regens unter Dach."
Dabei ließ Kora das Gespräch über den Ausflug zur Beruhigung der Tante bewenden. Andere Sorgen waren jetzt näher getreten, und die Unter-haltung der Damen bezog sich nur noch auf die Abreise und die Zustande, welche sie zu Hause vorfinden würden.
Wenn Ruprecht Hemming bei seiner Heimkehr die Höflichkeit seiner Leute gegen die Besucher des Parks nur loben konnte, so war er am anderen Morgen nicht wenig bestürzt, als sein Bote mit dem Rosenstrauß unver-richteter Sache zurück kam, zugleich mit der Nachricht, daß die Damen gestern Abend plötzlich abgereist wären. Er hielt es in seiner Unruhe daheim nicht aus, ließ satteln und ritt selbst nach dem Bade. In der ihm wohlbekannten Wohnung der Damen erfuhr er von der Wirthin den Grund ihrer Abreise. Schnell war auch sein Entschluß gefaßt. Er wollte auch nach der Stadi reisen. Es konnte ein ernster Fall eintreten, er fühlte die Pflicht, das Be-dürfnis, sich den Damen ganz zur Verfügung zu stellen. Aber Dorneck? Hatte der nicht größere Rechte? Gleichviel! Und gälte es neuen Kampf auf Tod und Leben!
Die nächsten acht Tage brachte Kora am Krankenbette ihres Vaters zu. Ter Hausarzt wollte die Hoffnung auf Genesung zwar nicht aufgeben, mahnte die Tochter aber, stark zu sein, und sich auf alle Fälle zu fassen. Daß Ruprecht unter solchen Verhältnissen Kora nicht zu sehen bekommen tonnte,

Verstand er selbst Wohl, aber darum unterließ er nicht, sich ein paar Mal bei Frau Vollmar zu melden. Es wunderte ihn, Herrn von Dorneck niemals zu begegnen, und endlich riß es ihn fort, geradezu nach ihm zu fragen. Die Tante fah ihn mit einem verstehenden Blicke an.

„Wir haben ihn nur einmal flüchtig bei unserer Ankunft gesehen," entgegnete sie. „Wie ich höre, ist er in diesen Tagen durch den entscheidendsten Theil seiner Staatsprüfung sehr in Anspruch genommen."

Ruprecht sah mit finsterem Ausdruck zur Seite, gleich darauf aber Hafen seine Augen auf die seiner Gönnerin, und ein flammendes Erröthen ging über sein Gesicht. Sie reichte ihm die Hand.

„Lieber junger Freund!" sagte sie. „Ich verstehe Sie recht wohl. Wie gern wollte ich Ihnen meine Hülfe versprechen, aber Korn — horch! Was ist da«?"

Sie sprang auf und eilte aus dem Zimmer.

Ruprecht blieb und blickte geraume Zeit brütend durch die Fensterscheiben. Dann trat der alte Geheimrath ein:

„Es ist hier zu Ende, Freundchen!" sagte er. Man muß die arme» Frauenzimmer eine Weile sich selbst überlassen."

„Ist der Herr Präsident todt?"

„Todt! Er war nicht zu retten. Da nun aber alle männliche Hülfe hier fehlt, so lommen Sie mir für die Freundespflichten recht sehr gelegen, und ich hoffe, Sie sind bereit. Lassen Sie uns in das Arbeitszimmer des Verstorbenen gehen und dort das Nothige berathen und besorgen!"

Drei Tage lang war Ruprecht unausgesetzt thätig, die äußeren Geschäfte des Hauses zu besorgen, nicht nur für das Begräbniß, auch für die unzähligen kleinen Dinge, welche in solchen Fällen die Leidtragenden belästigen. Frau Vollmar wußte es, sprach täglich mit ihm, war ihm aufrichtig dankbar für Alles, was er ihr abnahm. Wie umsichtig und praktisch er war, erkannte sie mit Bewunderung und sie gewann ihn lieb wie einen Sohn.

Ruprecht aber wunderte sich mehr und mehr, Herrn von Dorneck niemals, auch bei der Begräbnißfeier nicht, im Hause zu begegnen. Da rief ihn einige Tage darauf fein Freund Arnold auf der Straße an:

„Was sagst Du zu dem Glorienschein unseres hochfahrenden Gegners, Magnus von Dorneck?"

„Was ist mit ihm?" fragte Ruprecht gespannt.

„Du weißt es nicht? Nun dann vernimm: Durchgefallen ist er mit seiner Gelahrtheit! Ja, ja, so recht, was man in der Prüfung durchgefallen nennt!"

Ruprecht hätte aufjubeln mögen vor boshaftem Vergnügen, doch er bezwang sich:

„Aber wie ist das möglich?" fragte er. „Ter Präsident Mannftedt war doch so überzeugt von seinen Kenntnissen."

„Weil er sie nicht untersucht hat."

Arnold war selbst Jurist (wenn auch erst angehender) und wußte über
die Verhältnisse Auskunft zu geben.
„Herr nun Nomeck ist eben was man nennt ,von Familie.' hat Ver-
wandtschaften und Gönnerschaften bis in die höchsten Kreise. Er mußte ge-
fördert weiden. Sein Selbstbewußtsein und die Kunst, den Leuten Sand in
die Augen zu streuen, gaben ihm eine besondere Bedeutung. Mit der
Ellrritzre ist es nun aber gründlich zu Ende — die Herren Eraminatoren
wurden gar zu verblüfft durch ihn! Uebrigens hat er sich ganz still aus
dem Staube gemacht, schon seit ein paar Tagen."
Ruprecht konnte nicht umhin, mit dieser Nachricht bei Frau Vollmar
vorzusprechen. Die Tante aber seufzte nur, denn sie war bereits von der
Gleichgültigkeit ihrer Nichte sowohl gegen Dorneck, wie auch gegen Ruprecht
überzeugt, und sie tonnte es nicht einmal mißbilligen, daß Kora Lebenspläne
für sich machte, die mit einem dauernden Bande in der Heimat nichts zu
thun hatten. Diese Plane waren durch die veränderten Verhältnisse des Hauses be-
gründet. Zwar Frau Vollmar tonnte auch ohne die Hülfe ihres verstorbenen
Bruders zur Noth allein leben und hatte dazu den Rückhalt an ihren beiden sehr
günstig verheiratheten Töchtern. Für Kora jedoch blieb nach dem Tode ihres
Vaters nichts, gar nichts übrig, sie war durchaus mittellos. Zu klar blickend,
um sich daraus ein Geheimniß zu machen, hatte sie ihre Zukunft seit lange
in's Auge gefaßt und Beziehungen festgehalten, die ihr einmal dienlich sein
tonnten. Da sie tein lünftleriches Talent besaß, das sich hätte ausbeuten lassen,
hoffte sie sich durch ihre allgemeine Bildung und ihre gesellschaftliche Kennt-
nis; und Form eine Stellung zu erwerben. Nun wurde ihr, schon einige
Tage nach dem Begräbniß ihres Vaters, durch ihren Vertrauten, den Geheim-
rath, ein Anerbieten gemacht, welches zwar überraschend tam, ihr aber an-
nehmenswerth erschien. Es galt als Gesellschafterin in eine vornehme eng-
lische Familie einzutreten und mit dieser den nächsten Winter vorerst in Italien
zuzubringen; und wenn die beiden Töchter durch ihre Hülfe dabei fließend deutsch
sprechen lernen tonnten, so würde man ihre Gesellschaft um so mehr zu
schätzen wissen. Kora hatte die Lady in den letzten Wochen im Bade kennen
gelernt und sowohl an ihr, wie an den beiden noch sehr jungen Mädchen
Gefallen gefunden. Die Familie befand sich augenblicklich in der Stadt,
wollte aber in einigen Tagen nach Heidelberg abreisen, um dort den Lord
aus England zu erwarten. Man drang nicht auf Koras sofortige Mitreise,
wünschte jedoch, daß sie in drei Wochen sich mit ihnen in Heidelberg ver-
einigte, von wo aus die Gesellschaft sich langsam von Ort zu Ort nach
Süden bewegen wollte. Und Kora hatte nach kurzem Ueberlegen ange-
nommen.
Als Ruprecht diese Neuigkeit von Frau Vollmar erfuhr, saß er einen
Augenblick wie erstarrt vor Schrecken. Dann aber sprang er auf und rief:
„Nein! Nein! Das soll nicht sein! Ich muß das Fräulein sprechen! Gleich
gleich'. Helfen Sie mir zu einer Unterredung mit ihr!" Frau Vollmar wollte

ausweichen, meinte, der Tag sei nicht günstig dafür, allein bei seiner dringenden Entschiedenheit entschloß sie sich, bei ihrer Nichte anzufrageir, ob sie den Gast empfangen wolle.
Kora wußte um die Freundschaftsdienste, die er in der letzten Zeit ihrem Hause geleistet hatte, und war ihm aufrichtig dankbar dafür, ja ihr Dank war insgeheim auch Wohl etwas wärmer, als sie sich selbst zugestehen mochte. Ueberdies hatte sie vorausgesehen, daß nach der Hülfe, die er ihr in der Ruine geleistet, und auf die Rosensendungen nach ihrem Unfall, sie noch einem Gespräch mit ihm nicht werde entgehen tonnen. Ihrer Fassung glaubte sie jetzt ganz sicher zu sein, selbst wenn sie etwas dabei zu überwinden hätte. Und so war sie bereit, ihn zu empfangen.
Als Ruprecht in ihr Zimmer trat, und die Geliebte im Trauerlleide erblickte, etwas bleich, aber, wie es ihm schien, schöner als jemals, überkam ihn eine Bewegung, daß die Thränen seinen Augen nicht fern standen. Und als Kora ihm die Hand bot mit den Worten: „Seien Sie mir willkommen! Ich bin Ihnen viel Tank schuldig —" da ergriff er hastig diese schöne Hand mit seinen beiden Händen und drückte einen Kuß auf dieselbe. Aber schnell wurde sie ihm entzogen, und mit strengerer Miene hieß sie ihn Platz nehmen. Er aber rief in unhemmbarer Aufregung: „Ist es denn wahr, gnädiges Fräulein? Sie wollen fort? Unter fremde Menschen! In eine dienstliche Stellung — Sie! Aber das ist ja gar nicht möglich!"
„Es ist so beschlossen und wird möglich sein!" entgegnete Kora. „Der Plan ist nicht übereilt. Lassen wir das bei Seite."
„Keineswegs!" rief er. „Das ist ja die Hauptsache! Mir ist es die Hauptsache, mir, der ich Sie liebe und ewig lieben werde, obgleich Sie mich verschmähen! Sie in einer solchen Stellung zu denken, bringt mich in Verzweiflung! Sie könnten gebieten, wenn Sie wollten — und wollen dienen! Es ist nicht möglich. Bei Ihrer bisherigen gesellschaftlichen Stellung, Ihrer Verwöhnung — wie wollen Sie diese Abhängigkeit ertragen?"
„Sie scheinen meine Fähigkeiten zu unterschätzen!" fiel ihm Kora in die Rede. „Ich hoffe mir meine Freiheit unter allen Umständen zu wahren."
„Ich weiß!" entgegnete er. „Sie sind eine große Natur, ein Charakter, aber der Kampf wird nicht ausbleiben — und wenn Sie daraus auch siegreich hervorgehen mögen, da ich Sic liebe, wünschte ich Ihnen den Kampf erspart! Ihre Freiheit können Sie auch bewahren, ohne gegen Fesseln anzukämpfen, die Ihrer nicht würdig sind. Sie wissen, was ich meine — ach. Kora! Bleiben Sie!"
Es war zum ersten Mal, daß er sie mit ihrem Namen anredete, und der warme Ton, mit dem er ihn aussprach, ging ihr in's Herz. Ein beglückendes Gefühl wollte in ihr erwachen, aber mit Ueberwindung entgegnete sie: „Es ist beschlossene Sache!"
„Auch beschlossene Dinge tonnen rückgängig gemacht werden," entgegnete er nach einer Pause. „Sie sind nicht zum Dienst für Fremde geschaffen.

sondern frei zu walten im eigenen Kleise. Wollten Sie einen Blick in mein
Haus werfen, wie es da steht durch die Mühewaltung meiner Mutter —"
Kora fuhr auf und stieß einen Laut aus, der wie ein verächtliches
Lachen klang. ' >
„Ich verstehe Sie!" fuhr er hastig fort. „Aber Sie mißverstehen mich!
Sie vermuthen. ich wolle mit dem Wohlstand meines Besitzes prahlen, und
Sie damit locken in einem Augenblick, da Sie selbst mittellos in fremde
Dienste gehen wollen. Gott ist mein Zeuge, daß ich daran nicht gedacht
habe. Aber eine Dummheit war es von mir, daß ich nicht anders zu sagen
wußte, wie ich Ihnen Alles zu Füßen legen möchte. Und — Kora! All
diesen Besitz könnte ich wegwerfen und Ihnen als Betteljunge barfuß nach-
laufen — ich könnte, sage ich, aber ich werde es nicht thun. denn ein
Schmachtlappen bin ich nicht, sondern werde Sie zur Ueberzeugung bringen,
daß Ihr Lebensplan eine Sünde gegen Ihr eigenes Selbst ist!"
In Koras Herzen kämpften widersprechende Empfindungen, die ihr Stolz
doch schnell besiegte.
„Herr Hemming!" rief sie mit Heftigkeit. „Sie unterstehen sich zuweilen
eine Sprache gegen mich zu führen —"
Ja, ich unterstehe mich!" entgegnete er mit Entschiedenheit. „Und ich
sage Ihnen, Sie werden nicht mit den Engländern reisen!"
Kora erhob sich in aufgestacheltem Trotz:
„Sie scheinen an das Befehlen gewöhnt," sagte sie, „nur vergessen Sie,
wo Sie sind und gegen wen Sie Ihre tyrannische Laune auslassen!"
Ruprecht schwieg eine Weile, dann mit ganz veränderter, von Innen
dringender Stimme fuhr er fort: „Es thut mir leid, gnädiges Fräulein, daß
Sie meine Aufrichtigkeit so ganz verkennen! Vielleicht hat noch nie Jemand
in diesem Tone mit Ihnen gesprochen, ich aber muß es thun. Ich lasse
mir auch Ihren Zorn gefallen, und werde ihn vielleicht noch stärker heraus-
fordern müssen. Dennoch aber werde ich nicht so von Ihnen scheiden, wie
nach meiner ersten Erklärung. Daß Sie Dorneck nicht lieben, davon bin ich
jetzt überzeugt und bereue, Sie mit dieser Vermuthung beleidigt zu haben.
Ob ich verdiene geliebt zu werden, mag auch fraglich sein, aber ertragen Sie
mich für's Erste wenigstens als einen Freund! Sie haben keinen, der es so
aufrichtig und so Von Herzen gut mit Ihnen meint wie ich!" Ruprecht
wußte nicht, wo ihm die Worte herkamen und wunderte sich selbst über seine
Redefähigkeit, in der es ihm gelang, sich noch eine Weile mit unmittelbarster
Herzlichkeit auszusprechen.
Kora aber empfand diesen Ton nur zu tief, sie fühlte sich in Gefahr
schwach zu werden und Alles preis zu geben, was Verstand und Klugheit
gegen ihre Empfindung einwenden wollten. Da wagte sie gar einen Blick in
sein Antlitz und fühlte sich durch den Ausdruck seiner Augen so bis in's Innerste
durchzuckt, daß ihr leine Wahl blieb, als beseligendes Nachgeben oder schmerz-
liche Flucht. Und Kora war durch die Furcht vor einem Glücke, welches

Ihren Stolz vernichten mutzte, noch so bedrängt, daß sie die Flucht vorzog. „Um Gotteswillen, nicht weiter!" rief sie. „Es ist ja nicht möglich!" Aber die letzten Worte erstarben fast auf ihren Lippen, als sie mit hastigen Schritten aus dem Zimmer eilte. '

Auch Ruprecht entfernte sich, aber nicht wie das erste Mal im Sturmschritt wilder Aufregung, sondern langsam und mit der plötzlichen Ueberzeugung im Herzen, datz er zu hoffen habe. Denn er hatte jenen letzten Blick Koras voll und ganz empfangen und in sich aufgenommen, er glaubte aus ihrem Bangen, endlich aus ihrer Flucht zu erkennen, datz sie sich nicht getraute ihm langer Widerstand zu bieten. Kurz, er hatte in dem unerschöpflichen Capitel über die Frauen etwas Neues gelesen, nicht als gedruckten Paragraphen eines Systems, sondern als lebendige Erfahrung, nämlich daß im weiblichen Herzen die Liebe doch mächtiger sei, als Stolz, Selbstgefühl, Hoffahrt und jede künstliche Abwehr des Verstandes; daß, wo nur ein Fünlchen von Liebe erglommen, es zur Flamme werden müsse, jeden Widerstand verzehrend. Ruprecht war sonst Laie auf dem Gebiete der Frauenkenntniß, aber er liebte und der Scharfblick der Liebe hatte den Funken entdeckt, welchen Korn verl>ergen wollte. Innerlich wie neu erhoben und aufrechten Ganges schritt er durch das Vorzimmer. Da trat ihm die Tante welche im Nebenzimmer die Unterhaltung angehört hatte, Erstaunen und Besorgnis; in den Mienen entgegen. „Es ist nichts verloren!" sagte er. „Von nun an werde ich nicht mehr reden, sondern handeln!"

Ganz im Gegensatz zu seiner gehobenen Stimmung saß Koro, in ihrem Schlafzimmer, in das sie geflohen war, unter dem aufregenden Eindruck des letzten Gespräches, Sie liebte! Ja, sie liebte, was sollte sie sich's verhehlen? Aber ihre Liebe war nicht die willenlose Hingebung des sechzehnjährigen Mädchens, sondern des gereiften Weibes, welches doch zum eisten Mal sich von Leidenschaft ergriffen fühlt. Durfte sie das über sich ergehen lassen? Noch sprach dagegen ihre Weltbildung, das Bewußtsein ihrer Selbständigkeit, nicht zuletzt ihre Bedenken vor der Verwunderung und dem Leumund der Gesellschaft. Ruprechts ungeprüfte Jugend, der sie nicht ganz traute, beängstigte sie. Die Umkehr des bisherigen Verhältnisses, ihre Armuth seinem Reichthum gegenüber, forderten ihren Stolz heraus. Den mußte sie bewahren oder sie verlor Alles! Und sie wollte entsagend festhalten an dieser Stütze, und doch, sie hätte weinen mögen über ihren Stolz! Ja, sie weinte wirklich. Ein Thränenstrom entquoll ihren Augen und schluchzend vor innerster Aufregung, saß die schöne Gestalt in Trauerkleidern, wie in sich zusammengebrochen, in ihrem Schlafzimmer. So reichlich und heiß waren ihre Thranen selbst bei dem Tode ihres Vaters nicht geflossen.

Aber diese Schwäche mußte überwunden werden. Schon eine Stunde darauf ging sie, scheinbar gefaßt, zu ihrer Tante und theilte ihr den Entschluß mit, die drei Wochen nicht abzuwarten, sondern schon heut Abend der englischen Familie nachzureisen. Frau Vollmar machte nur geringe Ein-

Wendungen dagegen und da sie erkannte, daß dieselben nichts fruchteten, war sie
schon in einer halben Stunde ihrer Nichte beim Einpacken behülflich. Allein
sie tonnte nicht unterlassen, Ruprecht von der neuesten Wendung der Dinge
durch einige Zeilen zu benachrichtigen.
Spät Abends begleitete sie Kora auf den Bahnhof. Sie sah sich hin
und wieder um, und, wie es schien vergeblich, um endlich tiefbetrübt ihrer
Nichte, die durch die Nacht dahinfahren sollte, Lebewohl zu sagen. Vielleicht
auf lange Zeit.
In welcher trostlosen Stimmung Kora die eintönigen Stunden der Nacht
durchwachte, ist laum zu schildern. Sie saß mit ein paar anderen Damen
zusammengeschachtelt, die einander nicht kannten und es vorzogen zu schweigen,
auch wohl zu schlafen. Ueber Koras Augen aber kam kein Schlummer. Ihr
war es, als hätte sie Alles, Alles im Leben dahingegeben und führe inner-
lich verarmt in eine öde, freudenlose Welt hinaus. Es war schon Morgen,
als ihr dennoch die Augen auf kurze Zeit zufielen, und als sie erwachte, fuhr
der Zug in den Bahnhof zu Frankfurt am Main. Man stieg aus, und der
erste Mensch, auf den ihre Blicke fielen, war — Ruprecht Hemming. Sie
hätte aufschreien mögen vor Freude, und so sehr sie sich bezwang, ein Str ahl
derselben war doch in in ihren Zügen sichtbar.
Ruprecht aber that. als verstände sich Alles von selbst, wünschte guten
Morgen, bat um ihren Gepäckschein und forderte sie auf, ihm in den Warte-
saal zu folgen, denn man hatte leider über eine Stunde Aufenthalt bis zur
Weiterfahrt. Dann verneigte er sich und überließ sie sich selbst. Sie fing
an sich zu wundern, wo er nur geblieben sein mochte und fragte mehrmals,
wann der Zug abgehe? Zur rechten Zeit aber erschien Ruprecht wieder, reichte
ihr das Nillet nach Heidelberg, sowie den Gepäckschein, und forderte sie auf,
einzusteigen. Dann war er wieder wie verschwunden.
Die zwei Stunden nach Heidelberg erschienen Kora endlos. Die Ge-
spräche ihrer jetzt zahlreicheren Umgebung verklangen an ihrem Ohr, die
Schönheit der Bergstraße berührte sie kaum. Sie fühlte ihr Herz erwartungs-
voll klopfen, als der Bahnzug in das Neckarthal einbog und in Heidelberg
anlangte. Richtig, da stand auch schon ihr geheimer Reisebegleiter. Sie
mußte ihn lächelnd begrüßen und ließ es geschehen, daß er alle Anordnungen
für sie traf.
„Die englische Familie wohnt oben im Schloßhotel," begann er. „Es
ist ein weiter Weg. Wir werden zwei Wagen brauchen. In dem einen be-
gleite ich Sie ein Stückchen, in dem andern mag Ihr Gepäck langsam nach-
kommen."
Daß dieses letztere nicht geschah, übersah Kora, aber sie selbst saß mit
Ruprecht gleich darauf im Wagen, der sie den herrlichen Weg hinauf
führte. Ihr Begleiter war durchaus gemessen in seiner Haltnng, aber doch
nicht schweigsam, da er sie auf dies und jenes in der Gegend, die ihm be-
kannt schien, aufmerksam machte.

Endlich wurde ausgestiegen und Koro, glaubte sich am Ziele. Aber verwundert blickte sie umher. Sie traten durch einen ruineichaften Thorbogen in ein Stück Park auf der Hohe, umgeben von alterthümlichem, mit Epheu umrankten Gemäuer; vor ihnen entfaltete sich ein lachender Ausblick in die Ferne, die der Fluß durchschlängelte.

„Um Gotteswillen — wo sind wir?" rief Kora. „Das ist ja zauberhaft schön — aber wo haben Sie mich hingeführt?"

„In die Heidelberger Schloßruine und zwar in den Stückgarten," entgegnete er. »Das Hotel liegt einige hundert Schritt höher. Hier wollte ich mich von Ihnen für's Erste verabschieden." Sie waren beide an die Brüstung getreten, ohne doch von der Herrlichkeit, die die Landschaft in der Tiefe und Ferne vor ihnen ausbreitete, viel wahrzunehmen. „Ich hatte gehofft," fuhr er fort, .Sie von Ihrem Lebensplan und Ihrer Reise abzubringen, da ich mich aber darin getäuscht habe, so werde ich auch nach Italien — oder wo es sonst hin geht — reisen, und zwar immer zugleich und in demselben Zuge mit jenen Engländern und werde auch überall verweilen, wohin Sie von denselben geführt werden. Denn im Fall Ihnen jene Gesellschaft lästig würde, und Sie die Rückreise wünschten, müßten Sie doch Jemand zum Schutz und zur Begleitung haben. Hier also trennen wir uns heut — wenn Sie es so befehlen, und fortan grüßen wir uns nur vorübergehend — wenn Sie es nicht anders wollen."

Kora athmete tief auf und ließ sich auf eine Bank im Buchenschatten nieder. „Es wird — mir schwer werden —!" sagte sie mit halb erstickter Stimme.

.Wird es das?" rief er lebhaft. „Warum wollen Sie es dann ohne Roth über sich ergehen lassen? Kehren Sie um — noch werden Sie nicht erwartet! Und wenn immer — Kora! Lassen Sie die Anderen reisen und folgen Sie mir! Geliebte, theure Kora, folgen Sie mir!"

Kora hörte einen unwiderstehlichen Ton aus seiner Stimme, und dieser Ton entschied über sie. Alles um sich her vergessend schlang sie die Arme um seinen Nacken und stammelte: »Nimm mich hin! Geliebter, Einziger, Ich folge Dir!" Sein Herzensjubel hatte keine Worte. Es war einsam um die Glücklichen her, die Sonne, fast auf der Mittagshöhe, goß glühende Strahlen über das Land, sie aber saßen im tiefen Schatten wie in einem Heiligthum, und fühlten sich erlöst von allen Wirren und Sorgen. Endlich begann Ruprecht: „Ach, wie danke ich es Dir jetzt, daß Du es mir ein Bischen schwer gemacht hast! Ich habe dabei viel erlebt!"

„Und ich nicht minder!" entgegnete Kora, tief cmfathmend. „Aber was fangen wir jetzt an? Sieht es nicht aus, als wären wir heimlich mit einander in die weite Welt davon gelaufen?"

„Und hatten es doch gar nicht nöthig!" rief Ruprecht jubelnd.

„Was weiden jetzt meine Engländer sagen?" meinte Kora etwas bedenklich.

„Arm in Arm gehen wir zu ihnen, stellen uns als Verlobte vor, und
sagen ihnen, daß Du ihnen die Gefälligkeit nicht mehr erweisen tonntest —"
„Nein, nein, das geht nicht! Sie würden in diesem Falle nicht gut
Von uns denken."
„So? Geht das nicht? Eigentlich tonnte es uns ganz gleichgültig sein,
was sie denken. Aber gut, so wollen wir ihnen in ein paar Wochen als
Mann und Frau einen Besuch machen und ihnen sagen, daß sie ohne Dich
reisen müßten. Und, weißt Du was? Davongelaufen sind wir einmal, so
tonnten wir gleich hier bleiben! Wir telegraphiren der guten Tante, was
aus uns geworden ist, und bitten sie, gleich nachzukommen. Die Nachricht
kann sie heut noch erhalten, und ich bin überzeugt, die brave Seele seht sich
sofort in Bewegung, so daß wir sie schon morgen oder übermorgen hier
haben tonnen. Unser Braut- und Briiutigamsstand unter ihrer Obhut braucht
nicht lange zu dauern. In ein paar Wochen kann unsere Hochzeit sein, und
zwar hier in Heidelberg, ganz unter uns. Da wir hier Niemand kenne»,
fällt für uns der ganze Trödel von Hochzeitsgasten weg, die uns ja doch
nur langweilig sein können. Von hier aus melde ich meine Vermählung
nach Hause, und der Empfang unserer Gutsherrin von Hemmings-Zell soll
daheim um so festlicher und großartiger sein. Ehrenpforten, Kränze, geputzte
Aufzüge und feierliche Anreden — August ist Meister in solchen Erfindungen
und Ausführungen, und dein Page, der Seekrebs, kommt Dir mindestens als
Amor verkleidet mit einem Blumenstrauß entgegen — ich sage Dir, es wird
eine großartige Ueberraschung für Dich weiden!"
So schwätzte Ruprecht im Vollgefühl seiner Freude fort, und Kora
tonnte zu allen seinen Anordnungen nur einverstanden nicken und lachen
und beglückt in seine Augen sehen. Und als sie sich endlich erhoben, und er
stolz und aufrecht dahinschritt, die Braut an seinem Arm führend, mußte
Kora vor den Leuten, die das stattliche Paar aufmertsaun betrachteten, zwar
befangen die Augen niederschlagen und doch fühlte auch sie sich stolz und
erhoben. Jetzt war es der Stolz des Herzens, der sie belebte, daß sie sich
selbst überwunden und mit freiem Zutrauen ihr Glück an das des Ge-
liebten gekettet hatte.

Charlotte Wolter.

Vie Tragödin einer 5turm° und Drangzeit.

Sigmund Schlesinger.

— Wien, —

enn auch die Bretter im Inhalte des Dargestellten nicht immer die Welt, ja häufig genug nickt einmal die Zeit und höchstens den Tag bedeuten, so tragen doch die Physiognumieen der großen Darsteller gemeiniglich die Züge ihrer Zeit. Der Schauspieler einer conservativen Epoche, einer Epoche staatlichen und gesellschaftlichen Stillstandes, regungslosen Verweilens bei zäh behaupteten Standpunkten, wird eine andere Sprech- und Spielweise haben, als der Schauspieler revolutionärer Perioden, ruhelos stürmender, nach vorwärts und rückwärts, nach rechts und links treibender, begehrlich fortrückender, auf neue Ziele uud Gestaltungen hindrängender Gährungsphllsen, wie das achtzehnte Jahrhundert sie gesehen hat und wie die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts so ganz und gar von ihnen durchzogen ist. Jener wird es bei aller Gewalt der eigenen Individualität schwer vermeiden können, in einen conuentionellen Stil hineinzugerathen und eine phusiugnomische Aehnlichteit mit den Cullegen anzunehmen, die fälschlich für Harmonie des künstlerischen Ensembles gehalten werden mag, während sie nur Einförmigkeit ist; der Schauspieler einer unruhig arbeitenden, hin und her suchenden und tastenden, zugleich verwegen und zaghaft experimentirenden Vewegungsperiode wird dagegen, auch wenn seine eigene Individualität eine geringere ist, in Form und Wesen seiner Leistungen die Selbständigkeit des Gestaltens zu betonen trachten und lieber, als sein eigener Pfadfinder, einen falschen Weg einschlagen, wenn es nur ein aparter ist, als gleichen Schritt mit den Anderen zu halten. Ist's aber eine starke, eigengcwaltige, wirtlich s siaffensfähige Künstlernatur, dann findet sie sich in solchen Zeiten des An-

stürmens gegen die conventionellen Formen und Normen des Bestehenden
ihre unabhängige und ganz specielle Ausdrucks- und Darstellungsweise, die
sich aber so selbstverständlich den ewigen und allgemeinen Gesetzen der Kunst
anschmiegt, wie die Verschiedenheit der Schönheitsarten des menschlichen Ge-
sichtes dem allgemeinen Schönheitsgesetze. Und solche Mannigfaltigkeit des
Tones stört nicht die Harmonie des Ensembles, sondern hilft sie erst im
wahren Sinne erreichen.

Die künstlerische Legende des Wiener Vurgtheaters, die selbst dem jungen
Wienerthum heute noch als unantastbar gilt, die durch Tradition geweihte
und gefeite Legende von der einstigen Glanzperiode des Theaters in den
Wolken» und sturmlosen Stillstandsjahren vor 1848 läßt sich unter diesen
Gesichtspunkten der Kritik kaum mehr auf ihre Echtheit prüfen, weil sie eben
der Vergangenheit angehört und derlei Traditionen in ihrer luftigen Schemen-
haftigteil nur sehr schwer vor das kritische Gericht zu stellen sind. Die
Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze, aber sie ist ebensowenig in der
Lage, ihm Dornen hineinzuflechten. Das indessen darf die, unbefangen hinter
sich schauende und von keinem Wehmuthsnebel zurückbegehrender Sehnsüchteleien
umschleierte, Erinnerung wohl behaupten, daß jene Charakteristik der „conser-
vativen" Schauspielerei auf das Burgtheater von damals, zum Theile wenigstens,
richtig zutraf. Gewiß, es hatte seine unbestrittenen Künstlergrößen, es hatte
das unvergeßliche Quartett Anschütz. Fichtuer, Laroche und Löwe, es
hatte Julie Nettich für die Tragödie, die Haihinger und die Neumann
für's Lustspiel; aber sie Alle standen, und das in der Tragödie mehr noch
als im Luftspiel, welches unter jedweden Verhältnissen eine freiere Entfaltung
der Individualität gestattet und bedingt, im Banne eines einförmigen Con-
ventionalismus. Die Schönrednerei herrschte vor, die uhrberückende, dem
Sinne schmeichelnde Declamation, welche durch ihren Wohlklang den Gedanken-
inhalt zu ersehen hatte, und die so stilgerecht zu dem leeren Iambengetlingel
der für den damaligen Ieitbedarf mit hoher obrigkeitlicher Zustimmung an-
gefertigten Dutzendtrauerspiele paßte. Der „eine schöne Vers" des ergötzlichen
Iammerdichters in Paillerons „Die Welt, in der man sich langweilt" könnte
so recht eigentlich die Geschmacksrichtung jener Zeit bezeichnen. Man verweilte
so gerne mit bequem genießender Behaglichkeit bei dem „einen schönen Vers",
das Publikum, wie der Schauspieler, der mit dem eigenen Ohr den Wohllaut
der eigenen Nede zn schlürfen schien, gar nicht aus persönlicher Eitelkeit, sondern
weil er wirtlich künstlerisches Gefallen daran fand. In breitester Deutlichkeit
zeigte sich diese Erscheinung bei dem redemächtigsten und gefeiertsten Nhetor des
alten Burgtheaters, bei Anschütz. Wie der tunstgeübte Schwimmer es mitunter
liebt, auf dem Nucken liegend, sich von der Fluth sachte wiegen zu lassen und
auf ihr zu ruhen, so gefiel sich dieser große Künstler häusig darin, auf der
Welle des Verses zu ruhen und sich förmlich darauf hinzustrecken. Und er ließ
sich da von keiner wie immer gearteten Aeußerlichkeit beirren und zu einem be-
schleunigten Tempo bestimmen. Einmal zum Beispiel, es war schon unter

Laubes Regime, bei der ersten Aufführung eines äußerst fragwürdigen Stückes, für dessen geheimen Mitarbeiter Laube galt, riß dem Publikum gerade bei einer Scene, in welcher Anschlltz auf der Bühne war, derart die Geduld, daß es sich durch allen Nespect vor dem „Patriarchen" des Burgtheaters nicht zügeln ließ, ihm mit Zifchen und Lachen mitten in eine etwas längliche Auseinandersetzung hineinzufahren; er aber, als wenn er das gar nicht bemerkte und als ob die Zuhörer im Genüsse des Stückes völlig schwelgten, fuhr unentwegt in dem Declamationsgeleise fort und verlangsamte den Schritt der Rede eher, als daß er ihn zur Raschheit anhielt. Der auch hier, wie immer, schärfste und knappest« Epigrammatiker, der Vullswitz, hatte denn auch schon in den dreißiger Jahren sein Urtheil darüber in dem stabtläufig gewordenen Scherze formulirt, „die Hausmeister Wiens seien bei der Direktion des Burgtheaters bittlich eingeschritten, Herrn Anschütz öfter spielen zu lassen, damit sie mehr Sperrgeld kriegten".

Julie Nett ich, die Tragödin dieser Zeit, eine mittelgroße, aber durch Energie und Hoheit der Haltung über sich selbst hinauswachsende Gestalt, mit nichts weniger als sinnlich bestechenden, eher männlich starken Gesichtszügen und einer Stimme von dem echten, tiefen Metallklange der Heroine, hatte in ihrer künstlerischen Veranlagung gewiß nichts Schablonenhaftes; sie war im Gegentheil ein kraftvoller Frauengeist, wohl fähig, mit eigenen Mitteln und in eigener, unabhängiger Weise zu arbeiten — aber in den Zwang conventiunellen Stils gerieth sie doch hinein. Die Wiener ließen sich durch ihre Duette mit Ludwig Löwe in eine gelinde Naserei des Schwärmens hineintreiben; indeß auch diese waren auf die gleiche Tonart, wie alles Uebrige, gesetzt. Das heißt, doch nicht so ganz. Ein revolutionärer und reoolutioniren« der Ton siel hinein, und den schlug Löwe an. Das war ein entschieden revolutionärer Schauspieler, im scharfen Contraste zu seiner künstlerischen Umgebung stehend, eine Natur der vulkanischen Eruptionen, der jähen Impulse und Wallungen, der emporschäumenden Springfluthen; bei ihm tonnte von einem Zwangsgebote des Stils nicht die Nede sein, er anerkannte keines, er fügte sich keinem. Aber er durchbrach die Fessel der Negel auch nur in der Declamation, da nur folgte er seiner Methode, oder richtiger Methode» losigteit, nur der Eingebung des Augenblickes: ein akademischer Nhetor wäre schwerlich erbaut von seiner Art des Declamirens gewesen und hättet ihm mindestens bei jedem zehnten Vers eine Incorrectheit nachgewiesen — das Publikum freilich fühlte sich berauscht und elektrisirt von diesen „Incorrectheiten" — in der Darstellung selbst aber, im Spiele, so hinreißend er auch darin war, so lebensvoll Miene und Geste, so temperamentdurchlodert die ganze Figur, im Spiele ging und wies er keine neuen Wege. Nur seine Sprache, wie gesagt, war revolutionär, und das nicht auf dem Theater blos. Denn dieser Liebling des kaiserlichen Hofes, der mehr als einmal durch die persönliche Intervention des Monarchen aus finanziellen Calamitäten gezogen und rangirt wurde, warf sich mit dem ganzen Ungestüm seines Temperaments

in die achtundvierzigcr Bewegung — allerdings auch nur mit der Zugige, er gcrieth sogar dadurch in keinerlei Ungnade, weil man ihn nicht allzu ernsthaft nahm — und selbst sein späterer Schauspieler- und Negisseurhaß gegen den allein regierenden Directionsabsolutismus Laubes suchte sich Nahrung in dieser revolutionären Sinnesart. Er tractirte Laube, wie so Viele es thaten, als politischen Renegaten, als „Verriither an der Freiheit" und stellte ihm immer die Ueberzeugstreue Gutzkows gegenüber. „Ter hält doch noch zu uns, der ist noch auf dieser Seite" — und dabei packte er mit seiner Rechten seine Linke und schüttelte dieselbe so wüthend. als wäre sie der „falsche Mann", der Laube . . .

Dieser „Renegat", der den Gewalthabern der militärisch-kritischen Reaction in iDesterreich wegen seines soldatisch absolutistischen Auftretens im Theater so wohl gefiel, daß sie ihn flugs zum Director der Hofbühne machten, obwohl er als eingefleischter Protestant den Clericalen ein Greuel sein mußte und es auch wirklich blieb, dieser „abtrünnige Achtundvierziger" Laube war es, der das Burgtheater künstlerisch, und wohl auch ein Bischen politisch, von Grund auf revolutionirte. Zumeist aber schauspielerisch. Unter ihm bekam der Darstellungsstil des Burgtheaters den Ausdruck und Charakter der nach allen Seiten hin ausgreifenden, überall hinlenkenden, vielstreberischen Bewegung, welche die Welt erfaßt hatte, die Physiognomie der Sturm- und Trangepoche, in welche das Jahrhundert Hineingerathen war. Diese Umgestaltung mußte sich vollziehen und nicht Laubes persönlicher Wille brachte sie zu Wege, sondern er war nur der Vollstrecker einer richtig erschauten theatergeschichtlichen Notwendigkeit, gerade so, wie der größte Staatsmann nicht seine Zeit macht, sondern von ihr gemacht wird und seine Größe nur darin bestehen kann, daß er die Zeit begreift und ihren Bedürfnissen und Forderungen zur Geltung verhilft. Laubes jahrelanger Kampf mit den alten Künstlern war darum auch kein Kampf der Persönlichkeiten, so sehr er diesen Charakter trug, sondern zweier, sich feindlich gegen einander stemmenden Zeit- und Geistesrichtungen. Der Kunftstil der Alten bäumte sich gegen den neuen, dessen Ausgangspunkt und Endziel ihnen fernab lagen und fremd waren und in den sie sich nicht hineinfinden konnten, selbst wenn sie es wollten. Denn der Schauspieler muß mehr, als er wohl selbst glaubt, das Kind seiner Zeit und ihre Sprach« muß ihm Muttersprache sein, wenn er sich in ihr nicht so ungelenk, wie in einer nicht geläufigen fremden, bewegen soll. Fichtner, ein Luftspieldarfteller voll wahrhaft sonniger Liebenswürdigkeit, von dem ein strenger Kritiker einmal sagte, er spinne seine Rollen in ein Gitterwert von feinsten Goldfäden des Humors ein, war der erste Conrad Bolz in Wien. Er entzückte natürlich auch in dieser Rolle das Publikum, weil er auch da der ganze Fichtner, aber nicht weil er Bolz war. Denn aufgewachsen unter den gedankenleichten, lebensspaßigen Elegants des Wiener Lustspielcavalierthums im vormärzlichen Repertoire, hatte er keine geistige Ahnung von dem modernen Journalismus, und der fröhliche Gebankenheld des Freytag'schen

Lustspiels mit der tiefgelagerten Ideen- und Gemüthsbasis seines Humors
war ihm nur derselbe Wiener Cavalier-Bonviuant in anderem Gewände und
anderem Nahmen. Sonnenthal war sein Nachfolger in der Nulle, und
er spielte zuerst den wirtlichen Bolz, denn er ist ein Sohn seiner Zeit.
Auch Julie Nett ich, deren Heller Künstlerblick die notwendige Flugrichtung
über die Grenzmarte der zwei auseinandergeschiedenen Theaterepuchcn wohl
erkannte, wollte mit der neuen pactiren und gerieth dadurch nur in Wider-
spruch mit sich selbst. Sie wollte zwischen dem in die rhetorische Drapirung
gehüllten Idealismus ihrer glanzvollen Vergangenheit und dem scharf con-
tourirenden, die Formen knapp detaillirenden Realismus der neuen Spielweise
vermitteln, aber sie glitt nur ganz unvermittelt zwischen den beiden Richtungen
hin und her, sie konnte in dieser letzten Epoche ihrer künstlerischen Thätigkeit
von dem höchsten Schwünge der Teclamation mit jähem Sturze zur plattesten
Nüchternheit der Rede abfallen. Die Vereinbarung und Verschmelzung von
schmuckloser Einfachheit und doch pathetischer Gewalt des Wortes wollte ihr
nicht gelingen. Aber das Burgtheater hatte sich auch bald schon die richtige
Tragödin für diese Epoche des geistigen und socialen Revolutionsdranges ge-
funden — sie hieß Charlotte Wolter.
Nach Ludwig Löwe hat das Burgtheater, hat wohl'die deutsche Bühne
überhaupt keine fo eruptive Natur gehabt, die sich zugleich so sehr in die
gemessene Schönheit der Plastik gefügt hätte, wie Charlotte Wolter. In den
Momenten plastischster Nuhe, und wenn sie selbst als das vermeintliche
Steinbild der Hermione im „Wintermärchen" regungslos dllsteht, fühlt Mlln.
daß die Flamme ihr „freundlich Element" ist. Der Vesuv ist auch
schön in seiner stillen Majestät, aber in seiner wahren Gewaltigkeit zeigt er
sich doch, wenn ihm die Feuersäule entsteigt und die Feuerfluthen an ihm
niederströmen. Nie glatte Meereswoge kann berückend lächeln, wenn sich
die Sonne in ihr spiegelt, und mit einem sanften Rühren, das Herz erfüllen,
wenn sie im träumerischen Lichte des Mondes sinnt und leise klagt; aber
der Sturm nur zeigt sie in ihrer durchschauernden Größe und in der Entfesselung
ihrer ganzen Kraft. Die Atmosphäre des Kampfes ist die künstlerische
Atmosphäre der Wolter, des Kampfes gegen die Tyrannei irgend einer
menschlichen und gesellschaftlichen Satzung, ihre Hand schwingt immer eine
unsichtbare Streitfahne, von ihren stummen Lippen tönen alle erdenklichen
Marseillaisen. Ja in der That, mehr als die Rachel mit der doch immer
theatralisch appretirt gewesenen Pose könnte man sich sie vorstellen, auf
der Bühne der Lomüllio fran^aiso vor dem insurgirten Volle die Nevolutions-
hymne mit ihren Sturmesaccenten recitirend. Die eigentlichste Popularität
haben ihr auch jene Rollen bereitet, in welchen sie die in den Tiefen ihrer
Seele sprungfertig harrenden Elementarkräfte freigeben und zum ungezügelten

Hervorbruch gelangen lassen tonnte. Das geflügelte Wort von dem „Nolterschrei".
welches Jahre hindurch um sie herumschwirrte, welches zur parodistischen
Scherzdevise wurde, lann recht gut als die ernstgemeinte Devise ihrer Erscheinung
accepirt werden, denn es liegt darin, wie in so manchen vom Augenblicks-
«inflll improvisirten geflügelten Worten, mehr sachlicher und dauernder
Inhalt, als damit beabsichtigt gewesen und als darin gesucht zu werden
pflegt. Dieser in einem Effectstücke der Sechziger Jahre, in Eduard Mautners
„Eglantine" zum erstenmal in's Publikum hinausgeschleuderte und in dasselbe
wie ein Offenbarungsblitz hineinzuckende „Wolterschlei", welcher damals der
genialen Gallmeyer zu einer dramatisch vollständig ebenbürtigen Parobie-
leistung Gelegenheit gab, bildet ja doch heute noch die richtigste Signatur
für die eigentlichste Eigenart der Tragödin des Temperaments, die das Talent
in allen Adern hat, weil in allen Adern Blut fließt und die Urgewalt ihres
Talentes im Blute liegt. Dieses kann seine künstlerischen Tollheiten und
Excesse treiben und konnte es selbstverständlich früher mehr noch als jetzt,
da ja doch eine weite Epoche künstlerischer Abklärung seitdem durchmessen
worden ist — aber in den eigenen Adern fühlt's dafür auch der Zuhörer
sieden und wallen, denn nicht vom Herzen blos, sondern auch vom Blute
muß kommen, was ins Herz und in's Blut gehen soll. Anderthalb Jahr-
zehnte, eine lange Zeit, also reifender schauspielerischer EntWickelung und
damit auch mancherlei unvermeidlicher UmWerbung, lagen zwischen jenem ersten
„Wolterschrei" und dem letzten, der wieder ein Hauptmoment in einer der
neueren Rollen der Künstlerin bildete und von welchem das Publikum wieder
speciell sprach. Das war der, ein eisiges Grauen in die Zuhörerschaft
hineinjagende Todesschreckensschrei der Adelheid in „Götz von Berlichingen"
beim Ansichtigwerden des SpruchvollstreckeiB der Vehme. Dingelstedts so über-
wiegend auf das Dccorative und Bildliche hinarbeitende Scenirkunst, die nicht
das starre, sondern das bewegliche lebende Tableau auf der Bühne mit
Vorliebe cultivirte, hat diesen Auftritt schon an und für sich mit dem genügenden
Gruselreiz ausgestattet: Die Bühne, in ein unheimliches Düster getaucht, in
welches durch das Fenster zur Rechten das bläuliche Mondlicht phantastisch
fällt und die an das Fenster gedrückte Adelheid genau nur so weit trifft,
um ihre Züge in gespenstischer Blässe dem Auge des Zuschauers sichtbar werden
zu lassen und ihr selbst mit einem fahlen Schimmer noch die Erscheinung
des an der Hintergrundswand im Unstern herangeschlichenen Henkers aufzudecken.
Und nun entringt sich ihrer, von der Todesangst zusammengeschnürten, Kehle
jener gräßliche, markdurchschütternde Schrei, der, wie gesagt, in der Erinnerung
des Publikums alles Gedächtniß jenes einstigen Wolterschreies wieder aufrief.
Anderthalb Jahrzehnte dazwischen und genau die nämliche Wirkung, weil
genau so ungestüm noch der Pulsschlag des Herzens, genau so heiß noch die
Wallung des Blutes. Charlotte Wolter hätte es wahrhaftig nicht nöthig, sich
wie jene ungarische Edelfrau, von welcher ein mittelalterlicher Hexenroman
erzählt, im frischen Blute geopferter junger Mädchen immer wieder jung zu

baden, ihre Seele verjüngt sich im eigenen Vlute — und nicht ihre Seele
allein. Sie stellt heute noch die schöne Statue der Hermione dar, als
welche sie die Berliner bewunderten, ehe sie vor 25 Jahren nach Wien kam.
Ein Blick auf die Theaterzettel von damals und eine Zusammenstellung,
derselben mit den heutigen ist für diese „Wolter-Permanenz" bezeichnend ge-
nug. Tic eisten Rollen, in denen sie auf der Bühne des Burgtheaters er-
schien, waren „Iphigenie", „Maria Stuart", „Eugenie" in dem französischen
Schauspiel „Ter Fabrikant" — also das klassische Trama, das romantische
Trauerspiel, das Salonschauspiel — und heute spielt sie diese Rollen noch
immer. Und das nicht vielleicht etwa aus eifersüchtiger Festhaltung einer von
Direction und Publikum widerwillig ertragenenMonopulstyrnnnei und auch nicht,
weil eben keine Andere da ist, welche diese Rollen spielen könnte, fondern weil man
sie noch immer von keiner Anderen gespielt sehen will. Tenn auch ihre
persönliche Erscheinung auf dem Theater übt noch immer in hinlänglichem
Matze den doch nüthigen Sinnen-Illusionsreiz, noch immer erfreut sich der
Blick an diesem klassisch geschnittenen, wirklich statuenhaft schönen Profil, dem
die in der Ruhe zwar etwas dünn scheinenden, im Affect aber mächtig
schwellenden Lippen so viel leidenschaftliche Bewegung geben können, noch
immer folgt das Auge gerne den in der anmuthigen Leichtigkeit, wie in der
imperatorischen Machtgeberde gleich formkünstlerischen und dabei sich natürlich
instinctiv gebenden Bewegungen dieses feingeschwungenen, mittelhohen Körpers.
Eine Frau unternimmt auch sonst nicht so frohen Muthes und ohne Besorg-
niß, daß von irgend einer Seite eine ungeschickte oder boshafte Scherzbe-
merkung mißtönig in die Iubelstiiumung hineinfahren tonnte, das Wagnitz,
ihr 25 jähriges Bühnenjubiläum zu begehen, noch dazu, wenn es bekannt ist,
daß diesem an der einen Bühne zugebrachten Vierteljahrhundert auch schon
andere Theaterjahre vorangegangen sind. Nnr eine Burgtheatercollegin der
Wolter hat noch früher dieses Wagnis; riskirt, die „Heroine des Lustspieles",
Zerline Gabillun, die gegenwärtig, acht Jahre bereits danach, auch „noch
immer" die erste Salondame ist und von der Tirection schon wiederholt ersucht
werden mutzte. Rollen, welche sie als „für sie nicht mehr passend" zurück-
gegeben hatte, „wenigstens einmal noch" zu spielen. Doch ihr kam zwischen
den Blumen, welche ihr zuflogen, auch manches Pfeilchen herangeschwirrt,
vielleicht weil der Witz den Witz herausfordert und man sich überhaupt dem
Lustspiel gegenüber leichter auch lustspielhaft ungenirt gehen läßt - die geist-
volle Frau nahm's auch so, und ihre Lustspielpfeüe flogen auf der Bühne
munter weiter. Die Tragödin würde von keinem muthwilligen Scherzgeschosse
getroffen, sie durfte getrost in den Zeitungen ihr richtiges Geburtsjahr
drucken lassen, und sie findet nach wie vor in Rollen schöner und begehrens-
werther Frauen, in Rollen wie „Lady Milford" und „Eameliendame" ihre
nicht nur gläubige, sondern auch überzeugte Verehrerschaft. Und das will,
nun gar in Wien besonders viel sagen, in dieser Stadt nicht nur des leben-
digen Theatcrsinnes, sondern der vielleicht noch lebendigeren und anspruchs-

volleren Theatersinnlichtelt. die vor Allein Jugend auf der Bühne zu sehen
begehrt, Jugend beinahe mehr noch als Schönheit, und die bei der Revidirung
des Künstlerpasses einer Schauspielerin vor Allem nach dem Geburtsdatum
sucht. Man wird erschreckend geschwind alt auf den Wiener Theatern, das
heißt zum Mindesten für alt erklärt, und ist eine Schauspielerin auch nur ein
paar Jahre da und mag sie noch so jung gekommen sein, so hört sie schon
allmählich um sich herum ein Gewispel und Gemurmel entstehen, das immer
bedenklicher wächst, immer lauter und lauter anschwillt, bis es in den Alarmruf zu-
sammenschlägt: „Sie wird alt!" Wäre dieser unersättliche Appetit nach immer
frischer Jugend eine wirklich entscheidende Instanz mit Executivgewalt, in Wien
tonnte eine jugendliche Rolle, das heißt, eine weibliche, nie mit künstlerischer Reife
dargestellt werden, denn bis diese erlangt ist, «ergehen ja doch, bei noch so
beschleunigtem Verfahren, immerhin etliche Jahre, und bis diese vorbei sind,
ist ja die jugendlichste Schauspielerin um die paar Jahre älter geworden,
und „alter geworden" gilt so ziemlich gleichbedeutend mit „alt gewurden".
Wie dem Soldaten die Kriegsjahre, werden der Schauspielerin in Wien die
Jugendjahre doppelt angerechnet. Hier wäre nicht möglich nnd auch nie
möglich gewesen, was in der „europäischen Metropole des Lotterlebens und
des Sinnenkitzels", in dem barub alleweil mit so sittengeschichtlicher Entrüstung
behandelten Paris möglich würde, daß nämlich eine Dejazet mit sechzig
Jahren noch Hosenrollen spielte und den Pariser Vaudevilles über „die Kunst
zu lieben" vorsang. Die Vaudeville-Greisin machte ja auch wirklich einen
Versuch in Wien und erschien im Carltheatcr als „junger Richelieu", was
ihr schlimm genug bekam. Das nun mochte den Wienern gewiß nicht zu ver-
argen sein, daß sie, die niemals die junge Dejazet gesehen und gekannt
hatten, sich mit wohlbegreiflichem, physischen Widerwillen von dem alten,
hagerem Knochengerüste in den Höschen des siebzehnjährigen verliebten Stutzer-
chens abwandten. Die Sache ist nur die, daß wenn die Dejazet auch eine
Wienerin gewesen wäre, und ihre Landsleute in jungen Jahren noch so ent-
zückt hätte, alle Landsmannschaft ihr doch nicht hätte helfen können, und daß
sie ebenso jämmerlich ausgepfiffen worden Ware, — nur wär's allerdings
vielleicht nicht dazu gekommen, weil sie als Wienerin Stadt und Leute besser
gekannt und das graujame Spiel nicht unternommen hätte. Der Wiener
ist gerne bereit, dem Alter, dem weiblichen besonders, allen erdenklichen
Respect zu erweisen, wenn es sich nur frühzeitig genug zu sich selber bekennen
will. Auf so manchen Lebensgebieten kann allzugruße Jugend ein Hinderniß
sein: die Altersfähigteit für's Gymnasium hat unfer Unterrichtsminister, Herr
vunGautsch, soeben um ein Jahr hinausgerückt; die officielle Militärfähig-
tlit anerkennt der Staat erst mit dem zwanzigsten Jahre, und sagar gehängt
kann man unter zwanzig Jahren nicht werden — nur um in das ältere Fach
überzugehen, wird keine Schauspielerin, sobald sie einige Jahre beim Theater
ist, für zu jung taxirt. Man lobt im Gegentheil ihre „Selbsterkenntnis;"
und muntert sie durch freundliche Verspottung ihrer noch etwa geltend gemachten

Iugendansprüche dazu auf, wie man in Indien die jüngsten Wittwen ermuthigt, sich verbrennen zu lassen.
Und in dieser Stadt der Theaterjugend und der Theatersinnlichkeit kann Charlotte Wolter nach ihrem 25jährigen Jubiläum und nachdem die Zeitungen ihr Geburtsjahr gedruckt haben, noch immer die verführerische Marguerite Gauthier spielen, und man reiht sich um Logen und Sperrsitze. Das will was heißen.
Das Burgtheater-Repertoire nicht in den Verdacht zu bringen, daß es sich der „Cameliendame" gastlich aufgethan habe, sei sofort hinzugefügt, daß Frau Wolter nur sxtr» muros, bei Wohlthätigleitsvorstellungen auf anderen Wiener Theatern die Rolle spielt. Ter Zugang zur Hofbühne ist der moralheltischen Dumas'schen Ahnfrau aller möglicher und unmöglicher Erbinnen ihrer Tugend verschlossen — diesen selbst allerdings nicht. Man sollte denken, wo Damen und Fräulein, wie „Georgette" und „Denise" empfangen werden, da habe man nicht den mindesten Grund mehr, gar so prüde gegen die eine „Cameliendame" zu sein und gerade ihre Gesellschaft zu perhorresciren; aber es weiden da manchesmal subtile Unterschiede gezogen, deren Gedankenwindunge» für ein, auf derlei haarspalterische Subtilitäten nicht eingerichtetes Auge nur schwer zu folgen ist. Hatte doch der allererste Generalintendant, dessen Ernennung Laube zum Rücktritte von der Direction des Burgtheaters bewog, Baron Münch, die freiheitliche Hülle des Dichteis Friedrich Halm, eine gar merkwürdige Unterscheidung für die Zulässigkeit des Ehebruchstücks auf dem Burgtheater gefunden: Ist der Ehebruch, normirte er, vor dem Beginne des Stücks begangen worden, so daß dieses sich nur mit den Consequenzen desselben beschäftigt, dann kann es auf dem Burgtheater gespielt »Verden — wird aber der Ehebruch während des Stückes, hinter den Coulissen selbstverständlich, begangen, so ist es unnachsichtig vom Repertoire auszuschließen. Auch bezüglich der Hostheaterfähigleit zweifelhafter Pariser Dramenheldinnen mutz wohl irgend so eine geheime Instruction maßgebend sein — sie dürfen wohl nur eingeführt und empfangen werden, wenn sie sich dieser Auszeichnung durch die Heuchelei einer patentirten GesellschaftBetiquette würdig erweisen, wenn sie zum Beispiel entweder einem braven Manne seinen ehrlichen Namen weggestohlen haben, oder einen Strohmann als Gatten herumführen, der im Stück selbst gar nicht vorzukommen braucht. Genug, wenn der Gefällige seine Firma hergiebt. Hatte Marguerite Gauthier wenigstens schon einen Mann unter die Erde gebracht, dessen Namen sie als Wittwe weiterführte, während sie ihr eigenes Geschäft mit ungefchwächten Fonds fortsehte, sie wäre vielleicht schon ebensogut im Repertoire des Burgtheaters untergebracht, wie so manche ihrer klügeren und für die kleinen Theatermoralkniffe der Gesellschaftskomödie verständnißuolleren Colleginnen. „Benehmts euch wie anständige Götter und thuts alles Menschenmögliche!" hat schon der stadt- und Welt-

kundige Bühuensatyritcr Nestroy als Jupiter dem leichten Völkchen des
Offenbach'schen Olymps gepredigt.
Genug, die „Cameliendame" wird im Burgtheater nicht gespielt, ob-
wohl sie denselben Zulassungsgrund für sich in Anspruch nehmen könnte, der
regelmäßig geltend gemacht wird, wenn sich geschmacks- und moralkritische Be-
denken gegen die Aufführung dortiger Pariser Sensationsstücke an unserer
klassischen Bühne erheben. Man muß solche Stücke geben — wird alsdann
gewöhnlich replicirt — wenn man eine solche Schauspielerin dafür hat, wie
die Wolter. Und das Eine ist allerdings wahr. Die gegen das Moral-
dogma der Gesellschaft revolutionär ankämpfende Dialektik der Pariser
dramatischen Socialreformer kann sich nicht mit einschmeichelnderem, geistbe-
ftechenderem Zauber in den Sinn einschleichen und nicht mit lodernder« Ne-
redtsamkeit auf die Gegner niederprasseln. Die verwegensten Sophismen
klingen glaubhaft und unwiderlegbar, wenn sie mit solcher Wirbelgewalt der
Rede auf den nüchternen Verstand eindringen und ihn gar nicht zur Ueber-
legung und Widerlegung kommen lassen. Und wenn sie nun der moral-
heuchlerischen Gesellschaft ihre Tartufferieen und Widersprüche, ihre nach-
sichtige Behandlung der eigenen Sünden, ihre harten und grausamen Ver-
dammungsurtheile über die Schwächen und Verirrungen der Anderen vor-
wirft, wenn sie gegen diese Verdammungsurtheile flammenden Protest schleudert
als eine Verteidigerin ewiger Naturrechte, die selbst durch eine begangene
Schuld nicht ganz verwirkt werden tonnen, als eine Apostolin des Gebotes
der Liebe und Vergebung: dann erhebt und adelt sich in der That des vom
Hause aus nur aus den Bühneneffekt berechnete Sensationsstück zum Ge-
sellschaftsdrama, dann hört man in ihrer Rede die Sturmglockentüne der
Zeit vibriren, dann wird man's inne, daß es die Tragödin einer Sturm-
und Drangperiode ist. Es ist etwas, alles Denken leidenschaftlich Auf-
wühlendes, an allen überkommenen Vorstellungen Rüttelndes, im eigentlichsten
Sinne — man muß immer wieder auf den Ausdruck zurückkommen —
Revolutionirendes in der Theatertunst dieser außerordentlichen Schauspielerin,
die allerdings mitunter, gleichfalls wie ihr Vorfahr Ludwig Löwe, auch mit
Sprache und Declamation etwas revolutionär und autonom umspringt und
selbst da die conventionelle Regel von sich weist. „Mäkelt nicht um Buch-
staben und Silben mit mir — scheint sie zu sagen — und nicht um Das
und Jenes, ich meine, ich werde Euch schon so recht sein müssen, wie ich
nun, einmal bin." Sie ist die aus sich selbst geworbene Individualität, die
das Recht beansprucht, so genommen zu werden und so zu bleiben, wie sie
geworden und sich so, wenn Platz für sie ist, bis in die vordersten Reihen
zu stellen.
Und unwillkürlich lenkt sich der Blick nach den eigenen Lebensgängen
der Künstlerin, nach ihren Existenzanfängen, nach dem wunderbaren Aufstieg,
den sie genommen, und wie sie, aus den theatralischen Niederungen, an deren
dürftigsten Stellen sie zuerst ein armseliges Dasein fristete, für geraume Zeit

dem Blicke entschwindend, plötzlich nah dem Gipfel künstlerischer Hohe wieder sichtbar wurde, um alsbald diesen und mit ihm auch die gesellschaftliche Höhe zu erreichen. Und da erscheint sie uns selbst als die Heldin eines jener gesellschaftsrevulutioniiren Sensationsschanspiele, für deren Interpretation sie so leidenschaftlich überzeugende Töne zu finden weiß, in denen sie wie der Anwalt eines sich durch die angeborene Kraft empurringenden Menschenrechte mit flammender Beredtsamleit die Sache desselben führt; sie tritt in ihrem eigenen Lebenssentatiunsstücke uor uns als das Product so eines individuellen Revolutionslampfes gegen die gesellschaftlichen Vorurtheile eines Pretiosen, , prüden Schranken- und Kastengeistes. Die heutige Gräfin O'Sulliuan, uor der sich die Thore aller Adelspaläste aufthun, die als Ebenbürtige zwischen den Frauen der höchsten Aristokratie in den Wohlthätigteitscomitös sitzt, und welche die Kaiserin von Oesterreich, um sie ganz besonders auszuzeichnen, dem russischen Czaren nicht als Gräfin O'Sullivan. sondern als Frau Wolter vorstellte, weil es Gräfinnen genug, aber nicht so viele Wolter gebe; die Gemahlin eines, den Geburtsadel durch den Naturadel geistiger und ethischer Charaktervornehmheit ergänzenden und rechtfertigenden Cavaliers, die auf ihren künstlerischen „Herrensitzen" zu Hietzing und zu Weißenbach am Attersee förmlich Hof halten tonnte, wenn sie nicht aus traulicher Rücksicht für die gerne in sich concentrirte, stille Weise des Gatten nur einen intimen Gesellschaftskreis um-sich zöge, diese gesellschaftlich anerkannte große Dame vom Theater hat in den fünfziger Jahren hier in demselben Wien als kleine Schauspielerin in der Leopoldsstadt, wenn sie des Abends nach der Vorstellung im ärmlichen Kleide aus dem rückwärtigen Thürchen des Carltheaters herausschlüpfte, gar manches Mal nicht gewußt, wie sie am nächsten Tage die Mahlzeit bestreiten werde. In den jämmerlichsten Possen gab sie die traurigen Nuthfiguren der sentimentalen Liebhaberinnen, und es war schon eine förmliche „Charakterrolle", als sie neben dem zu seinem ersten Gastspiele im Carltheater erschienenen Antun Ascher in Kalischs damals weltberühmtem Schwant „Doctor Peschle" die intriguante Kammerzofe gab, welche der unvergleichliche Diplomat der Baibierschüssel fortwährend mit der cumplimentöfen Bestechungsformel haranguirte: „Schöner wird fe, älter wird se — älter wird se, schöner wird se." Laube, der patentirte Talentfinder, der allerdings mitunter fugar da ein Talent entdeckte, wo keines war, sah in diesem bleichen, tameenhaft geschnittenen Gesichte mit dem Flammenauge mehr, als Andere darin erschauen mochten, und hörte aus dem dunklen, vielumschließenden Timbre dieser Stimme Zukunftstöne heraus, die kein anderes Ohr erlauschte. Auf sein Geheiß entschwand sie, auf Jahre gleich, nach Hamburg und Berlin, von wo in Intervallen skeptisch aufgenommene Mittheilungen über die Wundermetamorphose kamen, welche sich mit der einstigen Partnerin des vi-. Peschte vollzogen habe. Tuch da stand eines Abends das Wunder selbst vor den Augen der Wiener, und nun glaubte« sie. Wie aber jedes Wunder seine Legende hat, auch beim Theater, nur daß sie da etwas profanerer Natur zu

sein Pflegt, so war sie auch hier alsbald lebendig gewurden — Wien ist ja
die Stadt solcher Theaterlegenden — sie setzte auch immer mannigfaltigere
Variationen an, und wenn sich das auch mit der rigorosesten Theater-Ortho-
doxie vertragt, die gesellschaftliche Formen-Orthodoxie behandelt's gerne als
nicht zulässige Ketzerei. Und das war der Punkt, wo die Wolter mit der
Waffe ihrer Kunst den revolutionären Kampf gegen die Iwangsherrschaft der
gesellschaftlichen Legitimität aufzunehmen hatte, sie hatte sich in die Gesellschaft
hinein- und von ihrer Legende loszukämpfen. Und wie ihr das gelang, in
welcher Vollständigkeit sie den Sieg gewann, das erwies sich gerade in dem
Zeitpunkte, in welchem sie bereits sogar vor jener Formen-Orthodoxie die
Prüfung bestehen tonnte. Sie war bereits Gräfin O'Sulliuan und die
Stadt beschäftigte sich noch eine geraume Weile mit der Frage, ob sie ver-
mählt sei oder nicht, denn die Neuvermählten hatten den guten Geschmack ge-
habt, die vollzogene Heirath nicht demonstrativ zu affichiren: aber die Stadt
stellte mit der Frage kein gesellschaftliches Inquisitorium mehr an, sie unter-
hielt sich damit nur aus conversationeller Neugierde, ohne irgend welche
Folgerungen daran knüpfen zu wollen. Und diese Neugierde wurde für das
große Publikum erst bei einem gelegentlichen Anlasse durch die officielle „Wiener
Zeitung" zur vollen Genüge befriedigt, als nämlich das amtliche Blatt —
wenn das Gedächtnis; nicht irrt, war's bei Gelegenheit des hundertjährigen
Burgtheaterjubileums und der damals erfolgten Verleihung des goldenen Ver-
dienstkreuzes an die Künstlerin — diese zum ersten Male mit ihrem nun-
mehrigen Familiennamen, „Gräfin O'Sullivan", nannte. Aber es bedurfte
der guten Dienste des Amtsblattes nicht mehr, die Wolter war von der
Gesellschaft acceplirt und sie führte die Gräfin O'Sullivan in dieselbe ein.
Sie hatte das kühne Sensationsstück ihres Lebens zu so durchbrechendem Er-
folge geführt, wie die stürmendsten Kampfesstücke der Pariser Sensations-
dramatiker. Und daß man bei ihrer Darstellung ihr eigenes Lebensblut in
den Adern aller dieser Frauengestalten Pulsiren und arbeiten fühlt, das eben
giebt ihrem Spiel die packende Gewalt.
Auch Berlin hat sie ja als die Darstellerin „gewagter" Stücke gesehen,
nicht in ihrer vorwienerischen, sundern schon während ihrer Wiener Epoche,
vor nicht gar vielen Jahren, als das Residenztheater unter der Direction
Emil Claars einen Mittelpunkt des Berliner Theaterlebens und einen Haupt-
stapelort des neueren Repertoires bildete. Wilbrandts „Arria und Messalina"
mit der sinnbestechenden Leistung der Wolter als Messalina hatte unter dem
klassischen Faltenwurf der römischen Gewandung durch die gleichen Reizmittel
einen Lärmerfolg errungen, welchen man sonst nur in den Salonroben des
Pariser Effectstückes zu begegnen gewöhnt war, und hatte sich für Wien zu
einer Art Theaterereigniß gemacht, das seinen Nachhall natürlich auch nach
Deutschland hinaus entsendete. Director Claar fühlte wohl die mächtigen

Bühneneffecte des Stückes heraus, und es lockte ihn, dasselbe in's Repertoire zu bringen, aber er fürchtete andererseits die Anstößigkeiten desselben für den Berliner Geschmack und besorgte von diesem einen empfindlichen Protest dagegen, wenn er es wie eine gewöhnliche Novität mit den einheimischen Darstellern gebe. Anders tonnte sich die Sache gestalten, wenn das bedenkliche Trauerspiel unter einer deckenden Flagge zum ersten Male daherkäme — und die einzige mögliche Deckung dafür schien ihm der Name und die künstlerische Persönlichkeit der Wolter. Wenn sie, welche die Rolle in Wien geschaffen, den Zaubermantel ihres Talentes über die Schlüpfrigkeiten undZweifelhaftigleiten desselben breitete, dann war allenfalls zu hoffen, baß das ästhetisch und kritisch so empfindliche Auge des Berliners darüber hinwegkommen und an der fascinirende» Gestalt der Darstellerin haften bleiben würde. So wurden denn mit dieser Unterhandlungen eingeleitet, die zum Abschluß eines vierwöchentlichen Gastspieles führten. Frau Wolter kam nach Verlin, sie spielte die Messalina und der Erfolg war, wie der theaterkundige Director ihn vorausgesehen hatte. In der Gluthbeleuchtung, in welcher die dämonische Gestalt der kaiserlichen Courtisane da erschien, verschwanden die ethischen und ästhetischen Bedenken — der Beifall brauste wie in Wien, das Residenztheater war auf drei Wochen im Vorhinein ausverkauft. Claar rieb sich Vergnügt die Hände, als ihm dieser angenehme Zeitvertreib durch eine plötzlich dazwischenfahrende Hand in unerfreulichster Weise gestört wurde — durch die Hand Dingelstedts. Und da ergab sich eine Episode, überaus charakteristisch für diesen wunderlichsten aller Theaterheiligen mit dem höchst unheiligen Mephistobehagen, seine „Freude dran zu haben", wenn Anderen ein Schabcrnak widerfuhr. Das Gastspiel der Wolter war selbstverständlich auf Grundlage eines ihr von der Direction des Vurgtheaters contractlich zugestandenen und in seiner Zeitdauer fest bestimmten Urlaubes abgeschlossen worden. Eines Abends nun, kurz vor der Vorstellung, stürzt die Künstlerin ganz entseht in die Wohnung des Directors mit einem Telegramm Dingelstedts, welches ihr die Notwendigkeit bekannt giebt, das Gastspiel abzubrechen, da ihre Gegenwart in Wien bei der unmittelbar bevorstehenden Feier der silbernen Hochzeit des Kaiseipaares nach den neuesten Neportoireverfügungen unerläßlich geworden sei. Ein hoher Wille habe nämlich begehrt, sie vor den zu erwartenden fürstlichen Gästen spielen zu sehen und sie werde als Adelheid in „Götz" zu erscheinen haben. Dem Telegramme folgten am nächsten Morgen an die Wolter wie an Cläar Briefe von eindringlichster Herzlichkeit und voll des tiefgefühltesten Bedauerns ob der verursachten Ungelegenheit — Dingelstedt tonnte überaus gemüthlich sein, wenn er Jemandem etwas Unangenehmes zu sagen hatte und dabei wußte, daß dieser nichts dagegen thun tonne — halb war's wirklicher Drang, durch den Ton das Uebel zu mildem, halb war's das Vergnügen, mit dem Verdruß des Anderen, wie die Katze mit der Maus, zu spielen. Für das Nesidenztheater bedeutete diese Ueberraschung einen Schaden von 15—20 000 Mark, für die Schauspielerin den Verlust der Gastspiel-

einnähme — aber was war zu machen. Man konnte zwar wie Shylock
auf dem Schein bestehen, den die Künstlerin wie der Director in der Tasche
hatte, und zur formellen Wahrung seines Rechts correspondirte dieser auch
einige Tage mit der Burgtheatertanzlei hin und her, innerlich aber sofort
entschlossen, der Rücksicht für die Festtage in der Wiener Hofburg ohne jeden
Anspruch auf Entschädigung zu weichen und zwar so bereitwillig entschlossen,
daß er mit der für ihn nun Verlorenen sogar die Rolle der Adelheid durch-
nahm, die sie in Wien nunmehr, anstatt der Messalina in Berlin, spielen
sollte. Die Genugthuung wenigstens wollte er sich gönnen, glühende Kohlen
auf das Haupt des schadenfrohen Mannes in der Kanzlei des Burgtheaters
häufen zu tonnen, und er freute sich schon auf den Brief, welcher diesen von
dem freiwilligen und uneigennützigen Entgegenkommen des Berliners Directors
in Kenntniß setzen sollte. Aber selbst diese jedenfalls nicht ungemischte Freude
schien ihm der böse Schalt vom Michaelerplatze nicht gönnen zu wollen;
denn noch ehe der Brief mit der beabsichtigten Sendung glühender Kohlen
nach Wien abgegangen war, tam von da ein umfangreiches Telegramm
Dingelstedts, ein vollständiges telegraphisches Sendschreiben, welches nach
abermaliger Recapitulirung aller Nothwendigleitsgrllnde für die Abberufung
der Wolter einen Schadenersatz in Aussicht stellte und zwar keinen gemein
materiellen in schnödem, blanken Gelde, sondern in ehrender Auszeichnung —
er, Dingelstadt, habe es eingeleitet und auch schon abgemacht, daß der Berliner
College den Franz-Josefs-Orden bekomme. Claar wurde beim Durchleseil
der weitläufigen Depesche recht ärgerlich darüber, daß er sich das Präuenire
habe spielen lassen und daß die Sache nun das Aussehen bekäme, als habe
ihn die Ordens-Eitelkeit zu der Concession bewogen, die er aus freien Stücken
zu machen sich vorgenommen hatte, und als wäre er doch mit etwas dafür
bezahlt und abgefertigt worden. Aber der Aerger verlor bald, wie es sich
zeigte, allen Grund. Jenes Telegramm blieb das letzte Lebenszeichen, welches
Claar von Dingelstedt und überhaupt von der Burg erhielt, es kam lein
Brief, es kam kein Orden; der raschfindige und nie scrupulöse Opportunist
hatte das Versprechen offenbar nur gemacht, weil es ihm gerade paßte, und
er damit zu verhindern meinte, daß es wegen der Wolter — zwischen Wien
und Berlin zum Kriege komme.

Auf den Verkehr mit Dingelstedt, dessen ungehemmte Wetterführung
nur möglich war, wenn man den Aeußerungcn seiner momentanen Verstimmungen
und seiner schlimmen Launen mit der gleichen Waffe des Sarkasmus und
der schneidigen Replik begegnen konnte, war sie wohl eingerichtet; denn sie
gebietet über den behenden und schlagenden Witzeseinfall. Einmal kömmt sie
in die Directionskanzlei hinauf, die zu dieser Zeit in einem Privathause
untergebracht war, und begehrt den „Herrn Hofrath" zu sprechen — er war
damals noch nicht baronisirt — es galt eine kleine Meinungsdifferenz mit

ihm auszutragen. Er aber liebte derlei Auseinandersetzungen nicht und wich ihnen so lange wie möglich aus — also war er auch diesmal „nicht da".
In dem Stockwerk über dem Direktor wohnte eine Freundin der Künstlerin und diese, da sie schon einmal im Hause war, benutzte die Gelegenheit, dort einen Besuch abzustatten. Während desselben zieht in der Straße unten ein militärischer Leichencunduct unter den Klängen der Trauermusik vorüber. Die beiden Frauen treten an's Fenster, um hinabzuschauen, und in demselben Augenblick öffnet sich unter ihnen ein Fenster der Directiunskanzlei und Dingelstedts Kopf streckt sich aus demselben heraus. Nasch greift die Wolter nach einem Blättchen Papier, wirft darauf einige Zeilen hin, faltet's und schickt's in die Kanzlei an den Selbstverräther hinab. Dieser entfaltet es und liest: „Lieber Hofrath, ich habe Sie stets für einen ganz einzigen Director gehalten, heute thue ich's mehr als je. denn selbst wenn Sie gar nicht in der Kanzlei sind, Ihr Kopf ist doch immer da ^- ich hab's soeben gesehen. Ihre Sie bewundernde Charlotte Wolter."
Eine wohlwollende Collegin, deren leiblicher Habitus in der Geradheit der senkrechten Linie > aufwärts strebte und diese nicht durch die mindeste rundliche Ausbiegung unterbrach, hatte über eine neue Rolle der Künstlerin das Urtheil geäußert, dieselbe hätte denn doch mit etwas mehr Seele gespielt werden müssen. „Ich möchte wissen," replicirt die Wolter, da sie's hört, „wie die so was ‚mit Körper^ spielen wollte!"
Bei einer Neubesetzung der „Braut von Messina" ist der Don Manuel in den Händen eines Schauspielers, der im Portrag des Verses gerne in «ine etwas singende Melancholie hineingeräth und der in seiner Haushaltführung als genau rechnender Wirthschafter gilt. Auf der Probe nun in der Scene, in welcher Don Manuel dem Chor seine Aufträge bezüglich der Brautgeschente für Beatrice giebt. sendet ihm die scherzhafte Tragödin aus der Coulisse heraus ein fliegendes Blättchen mit den Worten zu: „Warum gar so melancholisch, Liebster — doch nicht vielleicht wegen der hohen Preise?" Ihr Witz, wenn er Bühnensachen trifft, ist überhaupt ein sachlich und zumeist auch richtig kritischer, wie sie einen ganz ausgezeichneten Sinn und Blick für das, was auf der Bühne Noth thut, für die technische und geistige Anordnung der Scene hat. Sie hat nicht nur ausschließlich ihre eigene Nolle vor sich, sie spielt nicht für sich allein, sie coucentrirt nicht Alles auf sich allein, sie ist eine ebenso bedeutende Ensemble- wie Soloschauspielerin, sie sieht und hört Alles um sich herum, sie achtet auf Alles — daß sie selbst dabei zumeist den Mittelpunkt bildet, daß sich das Ensemble um sie herum gruppirt, das bereitet ihr gewiß kein Mißvergnügen, aber es ist das natürliche Ergebniß ihrer künstlerischen Position. Indessen sind ihre Bemerkungen gleich treffend, wenn sie bei einer Probe gar nicht persönlich iu's Spiel kömmt, sondeni derselben nur zufällig anwohnt — kurz, sie hätte die Fähigkeit zu einem ganz vortrefflichen Negisseur, ein Talent übrigens, das ebenso bei.jeder ihrer hervorragenderen Colleginncn vom Burgtheater bis zu einem gewissen Grade

ausgebildet erscheint, so daß es in dieser Zeit, zu deren Haupttendenzen ja doch auch die Gleichberechtigung der Frauen gehört, wohl nur eben eine Frage der Zeit ist, von den Frauen des Burgtheaters die Forderung nach einem Platz im Regiecollegium erhoben zu sehen. Fünf Männer sitzen darin — und die Frauen sind heutzutage entschieden nicht mehr gewillt, alle Fünf gerade sein zu lassen.

Dieser nicht blos passiv empfängliche und sich fügende, sondern zugleich auch activ mitarbeitende und einander gegenseitig ergänzende Sinn für's Ensemble ist überhaupt eine der bedeutsamsten Tugenden der Künstlerschaft des Burgtheaters. Wie Eins dem Anderen im Zurechtmachen der Rolle mit Rath und Andeutung beihilft, wie Einer sich „den Kopf des Anderen zerbricht", um Auskunftsmittel zu ersinnen und über Schwierigkeiten hinwegzukommen, wie bei Generalproben Alles, selbst der Nichtbeschäftigte mit gespannter Aufmerksamkeit im Parauet sitzt, nicht mit der Aufmerksamkeit des blos neugierigen Zuschauers, sondern mit der des Regisseurs, und sorgsam darauf achtet, ob auch Alles klappt, und das mindeste Detail wahrnimmt, das vielleicht einer Correctur bedürfen könnte, und seine Meinung darüber giebt, es möglicher Weise besser zu machen: es ist eine wahre künstlerische Freude, das mitanzusehen und diese rege Gemeinsamkeit des Geistes zu beobachten. Und es ist die entscheidende Probe für die Echtheit einer starken Künstlernatur, die als solche auch immer eine eigenwillige ist, ob sie die genügende Selbstbeherrschung und'Selbstbegrenzung hat, in solchem nicht disciplinarischen, sondern geistigen Gegenseitigkeitszwange des Ensembles auszuharren. Dawison zum Beispiel, dieser so geniale wie selbstische Schauspieler mit der Alleinherrscherdevise: „I^s tksarre, o'L8t m«i!" hielt's nicht lange aus, er regierte lieber als Wandervirtuose absolutistisch in einem theatralischen Nomadenstaat, als daß er in einem bestehenden Gefüge die Gesetze einer künstlerischen Gemeinschaft anerkannt hätte. In Charlotte Wolter gährt und treibt doch auch das Temperament des Eigenwillens und der Eigenwille des Temperaments, sie hat doch gewiß auch ihre künstlerischen Ungeberdigkeiten und mehr als einmal hat ohne Zweifel auch sie schon an den Gitterstäben der bestehenden Theaterordnung gerüttelt? aber wirtlich „auszubrechen" hat sie noch nie den Versuch gemacht, dazu hat sie niemals die minbeste Neigung kundgegeben und hat im Gegentheil jedwede dahin zielende Versuchung, wenn dieselbe auch noch so lockend an sie herantrat, ohne jegliches Besinnen vo,n sich gewiesen. Sie ist eben, wie jeder echte und wirkliche Künstler in Bezug auf das treue Verbleiben und Ausharren im Kreise harmonisch zusammenwirkender Kräfte „conservativ", — obwohl sie die „Tragödin einer Sturm- und Drangzeit" ist.

^v'»^.

Von den wegen des sebens.

von
I. Arminski.
— Essegg, -

!wei Ideen sind es vornehmlich, welche in den Kämpfen der mensch-
lichen Gedanken die Führerschaft innehaben. Die eine will zwischen
dem Menschen und der übrigen Natur keinen Unterschied machen,
und betrachtet alle körperlichen und geistigen Charaltereigenthümlichleiten der
Staubgeborenen nur als Erbthümer langer Entwickelungsreihen. Die andere
trachtet in mächtigem Ringen mit ihrer erbgesessenen Schwester die Indivi-
dualität und unabhängige Selbstcntwickelung der Vernunftwesen darzuthun,
und stellt sich hiermit in Widerspruch zu den ihr sonst verbündeten Kreisen
moderner Naturforschung. Sie bilden Beide mit gleichem Glück den Aus-
gangspunkt für die gesellschaftlichen Einrichtungen der Völler, und jeder Wensch
steht unter ihrem Einflüsse. Sie wirken bestimmend auf unser Selbstgefühl
und die Neurtheilung unserer Mitmenschen.

Der Gedanke, daß wir von Anbeginn Alle gleich seien wie die Ziegel-
steine, und es nur vom Zufalle oder auch von auswärtigen Einflüssen allein
abhänge, ob wir zum Eckstein werden, kann und wird nicht geglaubt weiden,
so lange es Familien und Privatbesitz, so lange es eine Geschichte giebt. Jeder
Einzelne schließt aus der Vergangenheit auf Gegenwart und Zukunft, betrachtet
sich als Theil eines Ganzen, einer Familie, einer Nation, eines Staates.
Wer die Nasse bekriegt, den betrachtet auch das Individuum als seinen Feind,
und wer gegen einen Zweig wüthet, ist geneigt, seinen Haß auf den ganzen
Stamm zu übertragen. Dennoch behauptet im Gegensatze zu diesen Empfindungen
und Grundsätzen auch die Persönlichkeit ihr selbst erworbenes Recht im Lebens-
kampfe, und nützt egoistisch ihre Kräfte und zufälligen Vortheile aus.

von den wegen de5 leben«, 26)
In diesem Zwiespalt« unserer Anschauungen/ zumal die beiden Säulen
unseres gesellschaftlichen Lebens gleich fest stehen, sind wir immer geneigt, die-
jenige vorzuziehen, die besser in unsere Kreise paßt, und finden bald in der
einen, bald in der anderen eine Stütze für unsere jeweiligen Thaten. Sie
stehen beide mit Tausenden von Argumenten und unumstößlichen Beweisen
Jedem zur Verfügung und Jeder wählt sich die Seite aus, die er gerade
braucht.
Der Mensch ist immer geneigt, die Rücksicht auf sein liebes Ich hinter
schimmernden Gemeinplätzen zu bergen, und holt sich seine Waffen, wo er
sie findet. Sei es in der Wissenschaft, sei es in der Politik, immer kann
man im Voraus wissen, welcher Meinung Jemand, den man sonst kennt, in
einer neuen Sache sein wird, und was mehr, er ist es auch mit Ueberzeugung.
Würden die Menschen nicht mit vorgefaßtem Endresultat denken, sie würden
sich nicht trauen, überhaupt zu denken, und würden nie überzeugt sein. Wie
kann Jemand überzeugt sein, nachdem später über sein Sujet eine neue Wahr-
heit ermittelt wird, die eine Menge früher bestandener dunkler Stellen beleuchtet?
Man sieht sie nicht, und fürchtet daher nicht, daß sie der gegnerischen An-
schauung dienen werden, und die Meinung, auf der das gewonnene Resultat basirt,
zu einer Nebensächlichen machen oder auch vernichten werden. Nur die allergrößten
Denker sind im Stande, sich von allen eingewurzelten Meinungen loszumachen
und ihrem Verstände überall hin zu folgen, gleichviel wohin er sie führt.
Diese versteht aber die Mitwelt nicht, denn sie will sie nicht verstehen.
In den Parlamenten sieht man oft dieses Verfechten von Ansichten, die
von einer der zwei gegnerischen Grundideen, die wir oben erwähnten, sich
herleiten, trotzdem die betreffenden Redner an diese nicht denken, trotzdem
diese Fundamcntgedanken vielleicht gar nicht in der Session erwähnt werden.
Jede Einzelheit trachtet man mit ihnen in Verbindung und Einklang zu
bringen. Ebenso wie dem Adeligen und Reichen seine Abstammung und sein
Vermögen die eine Ansicht mit Notwendigkeit aufdrängt, begründet der rüstige
Streber seine Ansprüche mit der anderen, ohne daß sie es verschmähen würden,
sich ihre Beweise von den Lehrsätzen, die der Gegner entwickelt hat, zu holen,
wenn sie es zu ihrem Meinungsaufbau brauchen tonnen.
Der ganze Aufbau unserer Gesellschaft beruht auf Kräften, welche in
jedem organischen Wesen wohnen, und von denen vorderhand die Vererbung
und die Anpassung am meisten, gekannt und studirt sind. Sie scheinen auch
zu den wichtigsten zu gehören, da wir vollends im Stande zu sein glauben,
durch sie alle Eigentümlichkeiten, mittels welchen wir einen Organismus von
anderen unterscheiden, zu erklären. Wieso sich diese Kräfte entwickelten, ist
mit unserem heutigen Wissen nicht zu beantworten, und wahrscheinlich werden
die Grundursachen unseres Seins nie einen Bestandtheil unseres Wissens aus-
machen. Daß die Kräfte bestehen, wissen wir längst. Die Thatsachen der
Vererbung gehören zu den ersten, die sich den Menschen aufdrängten. Auf
ihr beruhte die Züchtung von Thieren, die Cultivirung von Pflanzen, die

Protection von Familien, Ebenso ist es seit undenklichen Zeiten bekannt, daß jedes lebende Wesen seiner Umgebung sich anpasse. Man sah in taufenden Fällen, daß die umgebende Natur die Organismen umändert. Man sah, daß sich die Pflanze nach dem Geländer streckt, daß der Mensch sich überall acclimatisirt, und so verschieden wird von dem geheiligten Typus der ersten Eltern. Für die Ursachen der Entstehung der Organismen konnten aber diese Beobachtungen, als vereinzelte, nicht vordemonstrirt werden, da zwar ein stufenweises Aufsteigen der Reihen erkennbar war, die Uebergangsglieder, als Neberflügelte, jedoch wenig sichtbar blieben, der Hang der Menschen zu klassificiren fie auch bei Seite schob. Vor allem aber, weil ein Gedanke den andern scheinbar hinderte und ausschloß. Vererbung und Anpassung schienen sich so gegensätzlich, daß Jedermann entweder zu der einen oder zu der anderen Fahne schwur. Endlich wurde es klar, daß gerade der Widerstreit dieser Beiden die Grundursache neuer EntWickelung sei, und daß Beide ihren gleichberechtigten Platz unter den Naturkräften einnehmen. Nur aus dem Widerstreite zweier so entgegengesetzter Eigenschaften konnte die Mannigfaltigkeit der Lebewesen abgeleitet werden, konnte durch alle Organismenformen der leitende Faden, ohne abzureißen, geführt werden. Die Verbindung beider Principien erklärte viele Hindernisse, die bisher jedem einzelnen im Wege lagen und räumte viele Schwierigkeiten hinweg, die unsere Bemühungen, einen Einblick in das Weben des organischen Lebens zu erhalten, fruchtlos gemacht hatten. Die Theorie, daß jedes Wesen gewissermaßen die Resultante dieser beiden Kräfte sei, fand bald im Großen und Ganzen Anerkennung, doch zwei Punkte, die wichtigsten, die ihr eben ihren Werth gaben, werden noch immer heftig bekämpft, und unentschieden wogt der Streit. Der eine Punkt ist die Frage, ob alle Verschiedenheiten der Organismen von der Variabilität sich herleiten lassen, oder ob dicfe Letztere nicht begrenzt sei von den Grundformen der Arten oder auch der Gattungen. Um fie erfolgreich zu lösen, geHort Zeit, viel Zeit, denn die Stufenleiter des Lebens muß Punkt für Punkt erforscht werden, und wenn es Jemandem nach Jahrhunderten einfallen wird, einen dunklen Punkt anders zu erklären, so steht er noch immer nicht mit der Logik im Widerspruch. Aus diesem Grunde schon wird die Entwickelungslehre immer Theorie bleiben, doch eine Theorie, die eben so sicher fundirt fem wird, wie die von den Atomen oder vom objectiv<>n Dasein der Welt. Der andere Zweifel ist, ob diese Theorie auch auf den Menschen anwendbar sei, jedenfalls für uns der interessanteste. Unseren Anschauungen, die sich noch immer auf unfcre Beherrschung der Erde stützen, und einen folch unüberbrückbaren Unterschied zwischen Mensch und anderen Lebewesen machen, daß sogar für den Elfteren ein neues Naturreich — und nicht von Unwissenden — aufgestellt wurde, war die neue Lehre sehr unbequem. Genau genommen theilen sich aber die Fragen bezüglich des Menschen in zwei: die eine, ob er von niederen Wesen abstammt, die andere, ob die Naturträfte jetzt noch in ihm wirken. Die elftere Frage hielt Viele ab, das Letztere anzuerkennen.

Es ist nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit, daß der Beweis eines Ueberganges nie geliefert werden kann, doch mit der Frage nach den Kräften an sich hat das nichts zu schaffen, sondern nur mit ihrer Stärke. Die Kräfte waren ja feit langem bekannt, und die Veränderungen innerhalb der Gattung ebenfalls. Schon im Alterthume wußte man. daß sowohl Geistesgaben al5 auch Körpeifoimen von Klima, Nodenbeschaffenheit und dergleichen abhängen. Das Wissen war nur nicht genügend, streng logisch die Kräfte mit den Veränderungen in Zusammenhang zu bringen — allgemeine Princivien zu finde». Es wurde endlich die Grundidee gefunden, die in der Luft lag, allerdings in den Regionen, wo man zwar einen großen Ueberblick über unsere Erde hat, zu denen aber sehr schwer ist, sich emporzuschwingen. Es unterliegt nun gar leinen Schwierigkeiten, diese Princivien innerhalb unserer Gattung — die wir übrigens am besten kennen — anzuwenden. Die diesbezüglichen Beobachtungen sind so zahlreich, und es steht uns eine solche Zeitlänge und eine solche Größe erforschten Menschenlandes zur Verfügung, daß es gewiß erlaubt und möglich ist, an den vorhandenen Thatsachen das Princiv zu prüfen, und seine Folgerungen auf die Zukunft aus der Vergangenheit auf ihre Wahrheit zu erproben. Das Wissen vom Menschen war zur Entdeckung der Weise, wie die Hauplkräfte Wirten, nicht genügend, sondern tonnte dieselbe nur in Verbindung mit der Kenntniß der Erscheinungen in der ganzen belebten Welt hervorrufen. Nachdem diese aber gefunden, dient es besser als irgend ein anderes zu Beispielen und als Provirstein — nicht als letzter, sondern als erster — jedoch nur für die Veränderung innerhalb der Gattung, da zu viel Vorurtheile zu überwinden sind, wenn man weiter gehen will. Schon wenn wir uns mit unseren Nebenmenschcn vergleichen, ist die unmittelbare Kenntniß unseres eigenen Bewußtseins gegenüber der mittelbaren Anderer sehr hinderlich und störend, um Wie viel mehr bei Vergleichung des Menschen mit niedriger stehenden Thieren. Gewiß ist aber auch, wie überall, hier eine Wechselwirkung. Durch Prüfen auf neuerlannte Gesetze ergeben sich neue Gesichtspunkte, die neue Thatsachen an's Licht bringen, welche wieder höhere Gesichtspunkte verlangen. Die Beleuchtung des menschlichen Wissens durch die Idee eines ewig schaffenden Gottes, zu der man durch Synthese nach einer gewissen Neihe von Beobachtungen kam, zeitigte einige Grundsätze von Gesetzmäßigkeit, die man »veiter verbinden konnte. Daraus wurden einzelne einfache Kräfte bereits abgeleitet, die wir benützen, weiter zu forschen, und, wo noch Chaos herrscht, die Grundstrümung zu finden. Die neugefundenen Principien machen die eisten nicht zu nicht?, sondern nur für die Forschung werthlos. Auch jetzt steht es nicht mit den Thatsachen im Widerspruch, an einen ewigen Schöpfer zu glauben, aber es ist nicht nöthig, bei Betrachtungen über die Organismen auf ihn zurückzugreifen. Es hat sich herausgestellt, daß die Menschheit einen bestimmten unverrückbaren Weg schreitet. Schon jetzt können wir aus den bisherigen regelmäßigen Krümmungen auf die folgenden schließen, und das Endziel des Weges weiden wir erkennen, wenn uns alle die Kräfte bekannt fein werden, die ihn

bestimmen. Es wird daher wahrscheinlich möglich sein, später einmal mit
Bewußtsein so zu handeln, wie man es bisher in Folge inneren Zwanges
thllt, und man wird es dann besser thun. Die Endzwecke werden uns
freilich ebenso unbekannt bleiben, wie die Endursachen, beide Worte so ge-
nommen, wie sie das gewöhnliche Denken verlangt und braucht, ohne dabei
wirklich an Utilität und Causalität festzuhalten. Wir weiden aber erkennen,
was gut und was böse ist, das heißt, was den Zwecken der Erhaltung und
Vervollkommnung der Gattung dient und was nicht.
Man mag dem Menschen welche Stellung immer in der Natur anweisen,
für die Frage, ob wir fortschreiten, ist es irrelevant. Die Staaten des ent-
wickelten Theiles der Menschheit überragen die kleinen Gemeinwesen zurück-
gebliebener Rassen ebenso, wie der einzelne Culturmensch, trotz der Verweich-
lichungen der Civilisation, an Starke, Größe, Verstand und Lebenskraft die
geplagten Erdentinder vergangener Zeiten überragt, deren Typen wir in so
vielen dem Untergänge entgegeneilenden Formen sehen.
Einzelne Fähigkeiten mögen bei uns abgenommen haben, aber im Großen
und Ganzen sind wir unseren Altvorderen gewiß überlegen. Dies konnte nur
dadurch geschehen, daß im steten Kampfe um die Lebensbedürfnisse stets neue
Fähigkeiten sich entwickeln und auf die Nachkommen übertragen werden. Erst
wird der Mensch der Natur angepaßt, dann die Natur dem Menschen. Immer
neue Orte, neue Verhältnisse werden dem Menschenstamme erobert, und die
Individuen »Verden sich damit immer unähnlicher, sie differenziren sich.
Sind die Kräfte, welche dieses veranlaßten, erschöpft, ist also an einem
Punkte die größtmöglichste Anzahl von Individualitäten erreicht, so setzen sich
die vorhandenen Gedanken und Bestrebungen in eine Art Gleichgewicht, was
um so mehr Zeit beansprucht, je mehr vorhanden sind. Es tritt eine
Harmonie der Ertenntniß ein, und dieses Streben nach festen Formen heißen
wir Civilisation. Aehnlich entwickeln sich bei den Thieren die Rassen. Die
Civilisation ist durchaus nicht identisch mit geistiger Entwickelung, obwohl eine
von der anderen abhängig ist. Die Grundlage der Civilisation beruht auf Er-
kennen des Wesens, der Bedürfnisse und Verhältnisse der umgebenden Menschen.
Man kann tadelloser Salonmensch sein und geistig sehr mittelmäßig, und man
kann ein auserlesener Denker sein, ohne sich in seine Mitmenschen schicken zu können.
Zur Zeit der Imperatoren war der Furtschritt der Civilisation ein viel größerer,
als der der geistigen Entwickelung. Die große französische Revolution erzeugte
richtigere Erkenntnis; der gesellschaftlichen Verhältnisse, jedoch wissenschaftliche
Wahrheiten anderer Art, Beobachtungen und Entdeckungen hat sie unmittelbar
wenige hervorgebracht. Sie entstand, weil die Aristokratie über die Vererbung
die Anpassung verloren, sie verging, weil sie mit der Vererbung gänzlich brechen
wollte, wogegen das allgemeine Gefühl der Harmonie der Kräfte remonstrirte.
Nicht einzelne große Geister und Gedanken bestimmen die Höhe einer Civili-
sation, sondern die Summe der Meinungen und Einsichten, und diese hängt
zumeist von der Differenzirung ab.

Auch in vorgeschichtlichen Zeiten gab es gewiß Civilisationen an besonders geeigneten Orten, doch sie vergingen zu schnell, weil ihr Umfang tlein und ihre absolute Höhe gering war. Diese geeigneten Orte waren solche, deren Natuibeschaffenheit nicht zu sehr hinderlich der Geltendmachung der Individualitäten war, also weder zu rauh, um es unmöglich zu machen sich anzupassen und schwierig über eine gewisse Menge von Bedürfnissen hinauszugehen, noch zu milde wo es unuöthig war, für seine Bedürfnisse zu kämpfen, und die Vererbung guter Eigenschaften unnütz ist. Die Neger Innerafrikas hatten alles Nöthige so bei der yand, daß Niemand von ihnen sich Mühe geben mußte, in irgend etwas seine Mitmenschen zu überholen, und so tonnten sie leine besonderen Talente vererben. Ebenso blieb Spanien in der Civilisation zurück, als der hereinströmende Reichthum jedes Streben, die vererbten Eigenschaften an den Lebenskampf anzupassen, aufhören machte.

Ist andererseits der Kampf zu hart, wie bei den Eskimos, so beschrankt er sich selbst, und es entsteht kein Fortschritt. Sie tonnten keine Leidenschaften, leinen mächtigen Willen vererben, weil die Besitzer dieser Eigenschaften daran zu Grunde ginge», sie tonnten teine Bedürfnisse haben, da sie nicht in der Lage waren, sie zu erstreiten. Da sie keinen Neid und teine Laster haben, so entwickeln sie auch leine Fähigleiten; die sociale Ungleichheit, die aus Differenzirung entsteht, blieb aus, und mit ihr die Civilisation. Ist es zu schwierig, vorhandene Bedürfnisse zu erreichen, wie bei den Zigeunern, so ist dasselbe der Fall. Diese kamen in cultivirte Länder, wo kein besserer Platz mehr frei war. Sie tonnten sich nur unter Aufgeben aller Bequemlichkeit, alles Hoffens anpassen, und mußten trachten, sich den Eingeborenen anzuschmiegen, die Fehler derselben zu benützen. Sie geben uns einen Fingerzeig, daß auch die Künste, zum Beispiel die von ihnen mit Leidenschaft getriebene Musit, für ganze Völker Behelfe im Kampfe um's Dasein sind.

Ein wenig besser, und es geht. Indien ist noch ein wenig zu gleichförmig und zu reich, so daß die Herbeischaffung des Verlangten noch zu leicht ist, und die Vererbung noch das Uebergewicht hat, wodurch sich Kasten bilden. Dennoch wurde es Culturland. Ebenso zeigt es sich bei den Isländern, obwohl sie an Zahl zu gering sind, um ein gutes Beispiel zu geben, daß sie Fähigkeiten entwickeln, daß auch die Vererbung guter Eigenschaften Werth besitzt. Die Individualität kommt jedoch noch zu viel zur Geltung, weil die Anpassung noch sehr schwierig ist.

Die größten Civilisationen entstanden in den sogenannten gemäßigten Klimaten, wo sich ein richtiges Verhältniß zwischen den beiden streitenden Natuiträften bilden konnte. Erhält eine das Uebergewicht, so hört die Civilisation auf, oder schreitet wenigstens nicht weiter vor. Ein Stamm mit guter Vererbung nimmt ein Land in Besitz. Er paßt sich an und blüht auf. Er ist im Laufe der Zeit zu viel angepaßt, die Vererbung wählt nicht mehr die Besten, und er unterliegt neuen Ankömmlingen. Die vermischen sich mit ihm, erben seine dem Wohnorte angepaßten Eigenschaften, und ver-

binden sie mit den ihrigen zu höherer Tifferenzirung. Je mehr gute Eigen-
schaften ein Voll geerbt hat, desto leichter wird es sich anpassen tonnen, um
so länger auf der Lcbensbühne zu verweilen. Die Vererbung beruht aber auf
friiherer Anpassung in widrigen Lebensumständen. Mischrassen haben es leichter
als solche, die lange rein blieben, da jene von mehreren Seiten Fähigkeiten
zur Anpassung erben. Toch die Erde verändert sich ringsumher, und unsere
Verhältnisse mit ihr. Alte Voller mit stritten Eigenschaften lönnen diesen
Verhältnissen nicht folgen und gehen zu Grunde, sie zerfallen, indem bei der
Anpassung die Nationalmerlmale zurücktreten gegen neue. Ein Voll ist alt,
wenn seine Typenausbildung vollendet ist. Der Uitypus desselben stammt
von einer früheren Tifferenzirung und theilt sich, so lange es die Verhältnisse
erlauben. Er beugt sich dann mit anderen Urtypen zusammen, und bildet
eine neue, höhere Cultur. Tiefe wird leichter entstehen, wenn die Commu-
nication zwischen den verschiedenen Typen leicht ist, so daß entgegengesetzte
Eigenschaften sich leichter verbinden lönnen. Tic Chinesen ersticken in ihrer
großen Anzahl, die sich mit anderen Völkern nicht vermischen kann. Die Ehen der
Nationen sind nöthig zur Erhaltung der Civilisation, und der Tod der Nasse
ist ebenso Bedingung des Forlschrittes, wie der Tod des Einzelnen.
Um zu kämpfen nnd bestehen zu können, braucht man immer mehr
Fähigkeiten, allein die Lebensfreude wird dadurch immer größer, das Indivi-
duum immer ausgebildeter. Wo wenig Bedürfnisse sind, ist wenig Streben,
wenig Tifferenzirung. Das betreffende Volk bleibt zurück, bis der Kampf nur
die Zähesten übrig läßt, die manchmal den alten Boden wieder erkämpfen
lönnen, manchmal auch nicht. In Slavunien, dem Mesopotamien Europas,
ist die Bevölkerung gänzlich verarmt, weil sie um ihre Bedürfnisse nicht kämpfen
mußte und daher zurückblieb. Man heißt die Leute arbeitsscheu, doch sie sind
nicht gewöhnt, mehr zu arbeiten, als es früher nöthig war, und werden so
beschränkt in ihrem Boden durch Einwanderer, die auf höherer Tifferenzirung sich
befinden. Es ist charakteristisch, daß dort der Giiterverkauf wegen rückstän-
digen Steuern eine Landplage bildet. Kein Bedürfnis! hat sich eben so ge-
steigert, wie die Steuerquote, während sonst das avitische Leben bei dem
slauonischen Bauer geblieben ist.
So überflügelte auch in Irland eine mehr individualisirte Nasse die ein-
heimische. Diese lebte im Anfange dieses Jahrhunderts vielleicht am wohl-
feilsten in Europa. Sie brauchten wenig Kraft zum Leben, und hatten sie
daher nicht gegenüber einem anderen Stamm, der nicht in Folge feiner Miß-
wirtschaft das Land zu Grunde richtete, sondern in Folge seiner Starke.
Da die Güter bei den Iren, wie überall, ungleich vertheilt waren, so entstand
Noth in einzelnen Fällen, die sich früher ausgeglichen hätte oder zum Untergang
geführt hätte, allein bei den bestehenden Umständen benützt wurde, die herrschende
Nasse emporzuheben, ihr zu roboten, Stlavendieuste zu leisten. Doch es ist
ein zweitausendjahriger Irrthum, daß Sclaven keinen Mnth, keine Willens-
kraft haben. Ein solches Volt ist nicht verloren, denn es entwickelt im

Kampfe Eigenschaften, die seinen Gegnern furchtbar werden, und wie ein
Ißhünix erheben sich lauge unterjochte Nationen zu neuem Streben und Leben.
Sie sind eben ihrem Lande mehr angepaßt, und haben daher Zeit, die Kräfte
sich zu erwerben, die ihre Unterjoche! langsam verlieren, vorausgesetzt, daß
die Letzteren nicht zu sehr die Lebensbedingungen des Landes umgewandelt haben,
wie es die Eolonisten in Nordamerika und Australien, wie es die Römer
in Spanien und Frankreich gethan haben. Sind die Stamme aber nicht zu
verschieden in ihrer Ausbildung, so kämpfen sie, und »Verden so lange besiegt,
bis der Unterjoche! den neuerworbenen Eigenschaften nicht mehr widersteht.
Jede Bedrückung erzeugt Fortschritt, verhältnißmaßige Armuth erzeugt
Civilifation, die nicht durch Gedanken, fondern durch Arbeit entsteht.
Griechenland und Serbien waren den Türken zu Hause überlegen und tonnten
daher nicht endgültig vernichtet werden. In Deutschland erweckte eine kurze
Zeit der Besiegung im Anfange dieses Jahrhunderts eine solche Spannkraft,
daß sie ihre Wirkungen noch sechzig Jahre später zeigte. Unter allen Süd-
slaven sind die Bulgaren die tüchtigsten, weil sie die größte Mühe hatten, sich
das zu verschaffen, was sie als Mischvolk an Bedürfnissen kannten. Sie sind
so fleißige Ackerbauer, daß sie sogar in cultivirteren Ländern, wie Ungarn
und Cruatien sind, mit Glück Colunien anlegen. Die Kreuzzüge brachten
Fortschritt, weil man Neues sah und besseres Leben erfuhr uud erstrebte.
Die Vermehrung der Bedürfnisse verschärft den Kampf, und aus den
difserenteren Gesichtspunkten ergeben sich leichter neue Aussichten, denen man
zustrebt geradeaus und flankirend. Wo diese Hülfsmittel eben erreicht sind,
kann man zur Intelligenz gelangen. Nur Entrückung von der Nuthdurft des
Lebens bringt Civilifation hervor, nicht Reichthum. Nach diesem trägt der
Arbeiter lein Verlangen. Schwclgereien, geputzte Kleider verachtet er vermöge
der in ihm wohnenden Kraft. Der Reiche sucht sie auf als Surrogat der
Letzteren, die ihm schwindet, und betäubt sich damit.
Das Anwachsen der Cultur ist abhängig von dem der Population, dieses
von der Möglichkeit, neue Erwerbe zu finden. Ist die Maximalzahl von
erwerbsfähigen Menschen erreicht, so nimmt die Zahl der Geburten ab, und
dies zeigt hiermit eine Abnahme in der Entwickelung an. Daher der stannens-
werthe Aufschwung der Zahl der Juden seit dem Jahre 1848, in welchem
ihnen viele Wege geöffnet wurden.
Sind irgendwo mehr Bedürfnisft da, als das Land producirt
(natürlich braucht das nur in einer Sache der Fall zu sein, während andere
Producte vielleicht im Ueberflusse da sind), so müssen dieselben von anderswo
geholt weiden. Geschieht dies durch einige Zeit, so wird an dem letzteren
Orte die Wohlhabenheit wachsen, dann ein Gleichgewicht derselben eintreten,
indem entweder die Bedürfnisse mit den vorhandenen Mitteln sich heben oder
die Menschenzahl sich vermehrt, gewöhnlich indem Beides der Fall ist. So
haben die ehemals armen dalmatinischen Inseln an Einwohnern und Import
von Waaren sehr zugenommen, seitdem ihr Wein um hohes Geld nach dem

von der Phylloxera devastirten Frankreich verkauft wird. Mit dem Anwachsen
der Menge ergeben sich neue Schwierigkeiten. Einrichtungen, die hinreichten,
eine verhältnihmäßig geringe Zahl anspruchsloser Menschen zu befriedigen,
weiden fast plötzlich ungenügend, wenn die Iahl vielleicht gerade in Folge
höherer Ansprüche, rapid wächst, schneller als ihre Ideen sich klären können. So
sind auch wir in einer Uebergangszeit. Wir haben das Eisenbahnfieber, weil
die Verkehrsneuerungen unser Gleichgewicht gestört haben. Noch im vorigen
Jahrhundert gab es so wenige Teclafsirte, daß sie leicht zu ernähren waren.
Erst unsere erleichterte Communicatiun, die die Bedürfnisse erhöhte, erhob die
Bedürftigkeit. Wo diese sind, giebt es Einige, die Neichthum ansammeln, den
alle Uebrigen anstreben. Der Reichthum der Einzelnen verschwindet gegenüber
der Armuth der Massen. Es ist also Alles eins, ob Viele oder Wenige reich
sind, nur Vorbilder müssen existiren, die bereits Hülfsmittel und Erfolge im
Kampfe um das Dasein haben, die Andere erringen wollen. Wo die Hülfs-
mittel unnöthig oder unnütz sind, bringt weder Wohlstand noch Dürftigkeit
Civilisation hervor. Nur neue Hülfsmittel sucht der Stiebende, und die
Endproducte seines Strcbens sind Erfindungen. Eine Entdeckung ist entweder
bereits reif, indem alle ihre Prämissen bekannt sind, und wird dort blitzartig
offenbar, wo dieselben auf richtige Art beisammen sind, oder es fehlt noch
etwas, aber das Feuer des Gedankens ist an der richtigen Lunte, und glimmt
unaufhaltsam weiter. Der Sturm des Kampfes facht es an, der Sauerstoff
des Strebens nährt es. Die Jacquard, Stephens»», Reis, Galilei, Galvani.
Hove, Davy, Helmholtz standen im Lebenstriege, sie gingen aus der Masse
hervor, die eine Erhöhung ihrer Bedürfnisse erstrebte und damit ihre Cultur
erhöhte, die ja nach diesen gemessen werden kann, nach der Verbrauchsmenge
von Papier, Seife, Glas und Anderem.

Wenn die Wellen sich wieder verlaufen haben werden, die die vom Himmel
gefallenen Kräfte und Entdeckungen im Menschenmeere hervorgerufen haben,
so werden wieder nur die täglichen Winde und Strömungen es beherrschen,
bis — zum nächsten Sturm. Der Pauperismus war nie ein stabiles Verhältnis;.
Er tritt nur ein bei gewisser Höhe der Eultur. Ist er überwunden, so ist die
Führerrolle, die dieses Voll oder Conglomerat von Völkern in der Civilisation
inne hatte, zu Ende und geht auf neue Menschenformen über, die, auf den
früheren fußend, weiter klimmen, bis die größtmöglichste Menschenzahl erreicht ist,
diese sich in's Gleichgewicht gesetzt hat, die Disserenziiung zu Ende ist. So
geht's fort, neue Formen, größtmögliche Anzahl mit noch nicht erreichter Aus-
gleichung, zu welcher Zeit die großen Menschen am häufigsten sind, dann Ebnung.
Steht ein Voll auf der Stufe der Harmonie, so ist das reise Alter be-
reits überschritten, dann ist die Ruhe und das Sichselbstgenügen des Greises
erreicht. Horaz, Raphael, Mozart, sind Endprodukte einer abgeschlossenen
Zeitepoche. Doch unmittelbar schließt sich neues Streben an, oft beim selben
Volle in Folge fremder Ideen und Einwirkungen.

Nach Raphael kömmt Michelangelo, nach Mozart Beethoven. Das

Grüßte leistet ein Mensch, der beide Zeitepochen in sich aufnehmen und zur Einheit bilden tann, das wird ein Shakespeare, ein Goethe. Vollkommen ist das Harmonische auch bei jenen Meistern nie. und überall finden wir bei ihnen Anklänge von Sehnsucht nach Unbekanntem und nach Gestaltung ringende Einbildungstraft. Das Ziel der fortschreitenden Cioilisation besteht daher nicht darin, das Mißverhältnis, zwischen Einbildungskraft und Verstand zu Gunsten des Letzteren zu verbessern, wie Bulle meinte, denn ist das Eine gering so ist es auch das Andere.

Die gegenwärtige Zeit bringt durch ihre großen Mittel die Gegensätze sehr zum Bewußtsein, die aus entgegengesetzten Prinzipien und ungleichen Bildungsgraden hervorgehen. Dennoch ist der Unterschied zwischen Arm und Reich heute viel geringer, als bei früheren Culturvöltern, EgYPtern. Mexikanern. Bei diesen war di? Differenz größer als bei uns, weil das Niveau der Massen schneller steigt, als der Spitzen, und es damit dem Streber immer schwerer wird, Erfolge voraus zu haben. Die erleichterte Communication zeigt schon jetzt, und wird es in kurzer Zeit noch mehr zeigen, daß eine höhere Visierenzirung der Talente und in Folge dessen eine erhöhte Möglichkeit zu leben geschaffen weiden wird. Es gab Zeiten, in denen der einzige Kampf der Krieg, das einzige abftracte Denken die Theologie war. Beide sind sichtbar bereits von der ersten Stelle verdrängt. Je gleicher die Vermögen sind, um so mehr Menschen tonnen sich am Bildungskampfe betheiligen, immer vorausgesetzt, daß es an Vorbildern nicht fehlt. Das wird es niemals, denn der Niedrigere sieht auf zu dem Höheren mit der Absicht, ihm zu folgen, bereit sich ihm unterzuordnen, um mit seiner Hülfe besser zu kämpfen. Dieser findet einen neuen Ansporn darin, um seine Eigenart auszubilden. Vorbilder werden daher immer mehr entstehen, da sie mit der Vermehrung der Bedürfnisse immer mehr Nachahmer haben weiden. Nur wo es weder nach innen noch nach außen Kampf giebt, bedarf es keines Häuptlings, so bei den Eskimos, den Feuerländern. Die socialistischen Ideen haben daher nur insoweit Berechtigung, daß sie verlangen, man möge Alles beseitigen, was die Menschen hindert ihre Bedürfnisse sich zu verschaffen, insoweit lein anderer Mensch da durch zu Grunde geht. Insofern ist auch das Verlangen nach Geltendmachung der Muttersprache, die Nationalitätenidee, socialistisch. Daß die Bedürfnisse fortwährend steigen, complicirt zwar die Sache, macht sie jedoch nicht unmöglich. Das Verlangen jedoch, daß der Staat allein Vermögen besitze, also auch der einzige Erbe sei, ist für das Wohl der Menschheit unnüthig, wahrscheinlich auch schädlich. Abgesehen davon, daß wir noch gar nicht im Stande sind, zu wissen, wie die Zukunft den Begriff Staat formuliren wird, ist auch gar nicht abzusehen, wie die Uebervortheilung desselben hintangehalten weiden könnte. Es läßt sich auch nicht sagen, daß Niemand solches thun werde, da Vermögen keinen Werth haben werde. Dann würde auch der Staat leines besitzen, dann hört aber der Begriff Erbe, als Besitzergreifung des Eigemhums eines Anderen nach dessen Tode, auf. und da die Elternliebe besteht, so wird

der tüchtigere Vorfahre auf andere Art feinen Nachkommen Hiilfsmittel geben. Das Erben von Gütern ist nur ein Theil des Erbes.
Bleibt das Eigenthum, und das wird es als mächtiges Hülfsmittel und wichtigstes Resultat der Civilisation, fo steht es den anderen ererbten Eigenschaften der Descendenten im Wege, und ist dadurch geeignet den Kampf zu reguliren. Denn da Capitalvererbung im Kämpfen nachlassen macht, ist es verderblich. Sogar Staaten gehen daran zu Grunde. Aber die Cultur hindert es nicht, da diese organisch in Massen vorgeht. Daher besteht es auch, sonst wäre es längst zermalmt, hatte langst die vereinigte phsische Gewalt wachgerufen, die Jeden vernichtet, der zu überlegen ist.
Ter große Verlehr und die steigende Auswanderung weiden eine Menge neuer Factorcn zur Geltung bringen. Die Acclimatisation der Besten wird neue widerstandsfähige Geschlechter schaffen, und dura) Vermischung neue Civi-liflltionen hervorzaubern. Rassen bekämpfen sich in gleichem Geschlechte, im un-gleichen ziehen sie sich an. Jeder Theil sucht eine solche Hälfte, mit der er die besten Nachkommen haben wird, und das ist der Fremde.
Viele Tausende uns unbewußter Fähigkeiten schlummern in uns. Wir wissen gar nicht, wie verschieden wir von einander sind. Durch unzählige Generationen ist Alles an Krankheit und Nahrungsmangel untergegangen, was nicht durch Zufall oder besonders günstige Constitution so lange erhalten blieb, bis sich der Körper nach den gegebenen Bedingungen umformte. Wir sehen heute bei der immer steigenden Culonisation viele Beispiele dafür. In Indien geht die germanische Rasse unter, der Indier bleibt. Im Laufe der Zeiten werden jedoch besonders kräftige Leute dennoch Nachkommen haben, von denen einige am Leben bleiben, und sich dann vielleicht schneller vermehren als die Einheimischen. In der Naturgeschichte siud zahlreiche Beispiele und Be-weise für einen solchen Vorgang.
Die Vaterlandsliebe beruht auch auf dem Bewußtsein, daß man dort den Daseinsbedingungen angepaßt ist. Nomaden haben dieses Gefühl nicht. Aus dem Stammbaume eines Menschen kann man daher darauf schließen. Auf demselben Gefühle beruht die Vorliebe für heimische Speisen, für heimische Entbehrungen sogar. Selbst wenn eine früher vorhanden gewesene Fähigkeit als unniithig verloren ging, so muß, wenn sie wieder benöthigt wird, eine neue Anpassung durchgemacht werde». Im Allgemeinen ist der Mensch auf körperliche Arbeit angewiesen, und eine größere Summe als das Durchschnitts-nillß davon, macht die Erben hervorragend. Sind diese aber durch irgend einen Umstand davon entwöhnt, dann schadet sie ihnen, und nur die Kräftigsten halten sie aus, wenn sie sie wieder brauchen. Sowohl die sogenannten moralischen Begriffe als auch die sogenannten intellcctuellen sind in einem Grade verschieden geworden, daß eine Verständigung zwischen Menschen verschiedener Völker, oder nur verschiedener Erziehung heute unmöglich ist. Das ist beson-ders in unserem Jahrhundert in größerem Maßstabe der Fall, und zeigt, daß es in dieser Richtung kaum noch viel Weiter gehen wird. Da jedoch die Menschheit

unerbittlich fortschreitet, so werden die verschiedenen zurückgebliebenen Stämme
und vererbte hinderliche Eigenschaften uns vor der Hand zurückbleiben lassen gegen
Andere, die durch größere Vermischung von Culturelementen und glückliche Auf-
saugung untergehender Rassen in Verhältnissen sich befinden, von denen aus eine
weitere Differenzirung sehr leicht ist. Mit Ausnahme der schwindenden Indianer-
stämme, von denen jedoch auch nicht gewiß ist, ob sie nicht Bausteine zur Cultur
beitragen, ist die Masse in Nordamerika viel gleichmäßiger als bei uns, und auf
viel verschiedenere Territorien und Lebensbedingungen vertheilt. Es giebt im All-
gemeinen dort keine Kreise, die so niedrig stünden, wie weite Landstriche Europas
selbst in seinen grüßten Culturländern sie besitzen. Die besseren und größeren
Rassen können aber nur dann ohne Gewalt die zurückgebliebenen aufsaugen,
wenn diese sehr in der Minderzahl sind. Sie selbst sind bei Nachbarn von
gleich starten Fähigkeiten immer in Gefahr, überwunden zu, werden. So wie sie
aber anfangen verdrängt zu werden, bilden sich größere Reibungen an ihrer
Grenze, der entwickeltere Theil läßt wieder nach, denn seine tapfersten Streiter
sind im Kampfe untergegangen, und der sich Wehrende schreitet vor, denn der
Gegner hat die Schwächsten unterdrückt. Das geht so überall schaukelförmig
fort, seit .vielen Jahrtausenden, in allen Dimensionen, Mongolen gegen Kau-
lasier, Semiten gegen Arier, Romanen und Slaven gegen Germanen, Nord-
deutsche gegen Süddeutsche, Städter gegen Bauern. Durch Erhebung des
Niveaus der Völler wird es immer schwerer, sie zu vernichten, durch den großen
Verlehr immer leichter, sie zu verbinde». Die Civilisationen »Verden daher immer
höher, immer anhaltender »nd rascher sich folgend. Der Gang einer Civili-
sation ist mathematisch ans den Kräften der Masse und der Möglichkeit von
Individuen zu bestimmen. Wir sehen, daß mit der EntWickelung der Mensch-
heit auf diesen kometenartigen Bahnen der Weg immer weniger excentrisch
wird, der Höhepunkt immer näher der Sonne gleichmäßiger höchster Bildung
kömmt. Aus einzelnen bekannten Punkten kann man den ganzen Weg be-
rechnen, und wer diesen überblickt, kann den Stand einer Civilisation zu einer
bestimmten Zeit präcisiren. Immerhin ist sie ein complicirter Begriff, der
nach verschiedenen Durchschnitten beurtheilt werden kann. Es kann die Höhe
der Spitzen oder der Masse oder das Verhältniß Neider als maßgebend an-
genommen werden. Es kann die Summe der Typenverschiedenheit sein. Es
kann das Verhältniß der Voltsanzahl zur Landesbeschaffenheit sein. Es kann
aus der Zeitdauer zwischen einzelnen Punkten geschlossen werden.
Civilisation beruht auf Differenzirung, Gedankenarbeit beruht auf Civili-
fation. Diese letztere geht dem abstracten Denken daher immer voraus.
Unsere Cultur ist eine viel höhere, als unsere Grundgedanken zahlreich sind.
Nur langsam schreiten Moral und Intellect vorwärts, und ihre Grundsähe
sind die allen geblieben. Durch all die Jahrtausende haben wir uns bemüht,
über unser Dasein in's Klare zu kommen, und dennoch haben wir noch nicht
viele Gesichtspunkte, obwohl wir schon immer mehr in's Detail gehen. Wir
beschäftigten uns erst mit den Kräften, die die Menschen umgeben und leiten,

und es entstanden so die verschiedenen theistischen Systeme. Das Zweite, was wir erforschten, war die Einwirkung der Individuen auf einander, und der Hauptsatz der christlichen Religion: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, entstand auf diese Weise. Es ist noch nicht lange, daß wir weiter gingen und das Individuum als solches in den Kreis unserer Beobachtungen zogen. Seit dieser Zeit ist die Freiheit des Einzelnen proclamirt, weiß man, daß die Gedanken nicht unter einen Hut zu bringen sind. Jetzt sind wir bei Fragen über einzelne Theile des individuellen Lebens angelangt. Wir erforschen jetzt die EntWickelung, das Problem woher wir kommen. Welcher Gedanke der nächstfolgende sein wird, können wir nicht wissen, möglicher Weise wird es die Antwort auf die Frage sein, wohin wir gehen. Wir haben natürlich auch jetzt darüber Gedanken, oder vielmehr Ahnungen, doch sie Verhalten sich wohl zu denen der Zukunft, wie die Geschichte von den Söhnen Noas zur heutige« Entwickelungsgcschichte.

Es giebt keinen Sprung im Fortschritt der Menschheit. Die größte Einzelthat bringt sie nur so unmerklich vorwärts, daß es wie Graswachsen ist. Wahrend neue Gedanken sich vorbereiten, sind wir noch nicht über die letzten klar, und haben kaum die früheren verdaut. Wir lieben diejenige Literatur, in der wir unsere Ideen am besten ausgedrückt finden. Während die klar und weit Denkenden bei allen Zeiten und Völkern Umschau halten, oder wenigstens die festen Sätze der vorigen Generation aufsuchen, erfassen beschränkter Organisirte nur die primitiven Erzeugnisse einer beginnenden Civilisation, Volksbücher und Wundergeschichten, oder greifen höchstens zu den unklaren Producten der Ideen des letzten Monats. In Wirklichkeit schließt sich die Literatur an die herrschenden Ideen an, und schreitet gleichlinig mit der Civilisation. Sie geht derselben Reihe nach wie unsere Grundgedanken. Erst entstanden die Schöpfungsgeschichten, dann die Epen, die große Verhältnisse schildern, dann die Lyrik, die sich mit dem Menschen als solchen befaßt, und dann das Drama, wo einzelne Probleme an das Einzelwesen gestellt weiden, wo, ganz nach den Lehren der Entwickelungsgeschichte, ererbte Eigenschaften in unserer Brust kämpfen niit einem Willen, der sich in uns entwickelt, für ein Ideal, das nach beiden Richtungen zu liegen kann.

Die Ertenntniß von der Unerbittlichkeit der Strömungen, die uns beherrschen, zerstört scheinbar die Lehre vom Zufall, vom freien Willen, von der Möglichkeit der Anpassung, und ersetzt sie durch die Notwendigkeit. Voiherbeslimnmng, Vererbung. Ist der freie Wille für die Macht Gottes gefährlich, so ist es die Vorherbestimmung für unsere sittliche Verantwortlichkeit. Die Constllnz der Verbrechen und Selbstmorde, der Vergeßlichleiten, die von den Fruchtpreisen abhängige Zahl der Ehen, erregt infofern einen Fatalismus, als sie zeigt, daß Jeder von der natürlichen Umgebung abhängt. Dennoch zeigt es sich auch hier, daß entgegengesetzte Eigenschaften zusammenwirken. Wenn auch der Mensch ein Poduct außer ihm stehender Einwirkungen ist, so ist damit der freie Wille ebenso wenig aufgehoben, wie die allgemeine

Einwirkung der Civilisation jeden Menschen civilisirt machen muß. Di?
Kräfte wirken stetig, doch nicht so, daß wir ihnen vermöge unserer ,bereits
hoch entwickelten Einsicht nicht eine Richtung geben tonnen zu unserem Nutzen
oder wenigstens nicht zum Schaden unserer Mitmenschen, und das Letztere
müssen mir thun, sonst haben wir die ganze Gesellschaft gegen uns. Jedoch
aufheben lann auch die Vernunft die Grundbedingungen unseres Seins nicht,
wenn sie auch vermag, sie zu reguliren, den Leidenschaften zu steuern und das
Solidaritätsgefühl wachzuhalten. Durch Ucberredung bringt man Niemanden
dazu, sich guillotiniren zu lassen. Daher die Berechtigung der Schwurgerichte,
daher die Milderung»- und Anfhebungs-Gründe für Verbrechen. Thiere
tonnen leine Verbrecher sein, denn sie haben leine Vernunft. Der Fatalismus
jedoch, der in der Ertenntniß der Naturgesetze liegt, darf nur anspornen, nach
Anpassung zu streben, nicht Ambos sondern Hammer zu sein.
Eine Religion der Verhältnisse und ein Glaube der Entwickelung sind
in unlöslichem Gegensatze. Die Eine sagt: Liebe, der Andere: Kämpfe.
Dennoch sehen wir täglich, daß die Menschen Beides thun, und gerade die
Vorkämpfer und Vorbeter das entgegengesetzte Princip virtuos handhaben.
Wir lieben, weil wir. uns als Glied einer Reihe betrachtend, unseren
Zusammenhang mit der Welt fühlen, wir kämpfen, weil unsere Natur es ver-
langt. Die Erfolge des Christenthums beruhen auf Rücksichten desselben auf
Vererbung und Anpassung. Die Verbindung des Ultramuntanismus mit den
einzelnen Interessen ist immer nur eine vorübergehende, auf momentane Ver-
hältnisse beruhende. Unser Dasein ist so organisch, daß die ausgesprochenste
Individualität sich unbefriedigt fühlt, wenn sie nicht auch liebt, und die Rasse
aufhört, wenn man nicht kämpft. Mann und Frau siud Gegensätze. Beim
Weibe, das stilleres Leben führt, überwiegt die Vererbung, beim Manne die
Anpassung. Beide Theile ergänzen sich in der Art des Dentens und Fühlens,
sowie des Handelns, und kreuzen ihre Eigenschaften. Wir erzeugen zwar nur
Nachkommen im kräftigsten Alter, und unsere später erworbenen Vorzüge ver-
erben sich nicht. Dennoch stiebt der Mensch, so lange er lebt, gleich den
Organismen, die sich immerfort fortpflanzen. Dies wird bewirkt durch das
Familienleben und die Ehe, hervorgerufen durch die lange Unmündigkeit der
Kinder, die in der höheren Entwickelung bedingt ist. Die Ehe in ihren ver-
schiedenen Formen entsprang der Vernunft und dem Egoismus des schwächeren
Theiles, und der Last der Kindererziehung, zu der der Staat ebenso zwang,
wie die Elternliebe. Der Mensch stiebt sogar mehr, als die übrigen Orga-
nismen, weil er es in Folge seiner Verhältnisse, die er kennt, mit Bewußtsein
thut. Die Familienliebe wird in Zukunft noch größer sein, da sie aus Ver-
erbung beruht, und bei der' wachsenden Ungleichheit das Gefühl der Aehn-
lichkeit stärker sein wird. Mann und Weib werden sich bei längerem Zusammen-
leben gewöhnlich immer ähnlicher, wie es sogar voltsbekannt ist. Bei
wachsender Entwiäelung werden sich jedoch die beiden Geschlechter immer un-
ähnlicher werden, indem dieselbe nach verschiedenen Richtungen schreitet, Ver-

stand und Stück einerseits, Gefühl und Schönheit andererseits zu. Wie
weit dies gehen wird, wir wissen es nicht. Hunderttausende von Jahren
brachten die Erdensühne weniger vorwärts, als jetzt einige Jahrzehnte. Voll-
kommenere Geschlechter werden unter der Sonne wandeln, kräftiger und schöner,
mit gleicheren Güteni, mit besseren Herzen, aus denen die ererbte Grausamkeit
verschwunden sein wird, mit lichteren Köpfen, ohne Phrasen und Vorurtheile,
init größerer Mäßigkeit. Die Kriege werden seltener sein, da sie bei den
vielen Lebenshülfsmitteln weniger nöthig sind, aber wenn sie hereinbrechen,
so werden sie schrecklich sein. Rassen vernichten und versetzen.
Die fortschreitende Difterenzirung wird einen straften Staat unmöglich
machen, da die Menschen zu weit in ihren Ansichten auseinander sein werden.
Die Vereinigung der Lebenden wird nicht mehr die organisirte Herrschaft
einer Minderheit über eine Mehrheit sein, oder einer Mehrheit über eine
Minderheit, sondern die thunlichste Vertretung der Interessen Aller. Dies ist
wenigstens das Ideal eines Staates, denn er ist die Vereinigung Aller, und
soll daher den Einzelnen möglichst wenig belästigen. Nur die überlegene und
unterlegene Intelligenz verlangen ihn straffer, vergessen aber dabei seinen
Begriff, seinen Ursprung.
Die Leidenschafte» werde» sich verringern, Zorn weil er mehr zurückge-
halten wird und weniger nützt, Trunksucht, weil man ihre Schrecken kennen
wird. Der Gebildete hat auch jetzt bereits im Allgemeinen weniger davon als
der Ungebildete. Schwachlovfige haben am meisten, und oft ist Muraldefect
das sicherste Zeichen eines Verstandesdefectes. Die Wahl des Lebcnsberufes wird
mit der wachsenden Erkenntniß der Lebensgcsetze leichter und sicherer, die durch-
schnittliche Lebensdauer des Einzelwesens länger sein.
Unser Ideal ist das Harnionische, der Zweck der Civilisation an sich ist
<'s nicht, denn das Resultat derselben ist Differenzirung und aus ihr neue
Civilisatiou, sie hat keinen Zweck, und das ist ein Beweis, daß sie ewig sein
wird. Unser ganzes Dasein ist durch die Kräfte bedingt, die uns wie jeden
Organismus aufbauen und erhalten, die jedes Atom durchdringen. Wir werden
daher immer streben. Eigenschaften, die jetzt bereits hoch entwickelt sind, und
die wir nach zwei Standpunkten in momlische und intellectuelle llassificiren,
werden immer fortschreiten und sich entwickeln, stetig, organisch, immer neu sich
gestaltend, von unserem Willen unabhängig. Das Wesen, welches kämpft, wird
sich höher und immer höher organisiren, jedes andere geht zu Grunde. Das
Wesen aber, welches nicht liebt, hat dasselbe Schicksal, denn es hat nicht die
Fähigkeit znkämvfen. Vererbung und Anpassung, Liebe und Kampf, alle sind
Theile der entgegengesetzten Kräfte, die in ewigem Gleichgewicht Alles beherrschen,
uns unfaßbar, wie Anfang und Ende, wie Ursache und Wirkung.

Merlins Wanderungen.
Line Dichtung
von
Rudolf von GottschnII.
— leipzig. —
> Schluß.) ')
<>I erlin hat sich verjüngt ... des Alters Vllrde
Trägt sich zu schwer auf einer Lrdenfahrt,
Uno man verlacht die silberbärt'ge würde;
Die Jugend zupft das Alter gern am Vart.
wie einst des Vrennxs Lchaar die Zcnawren;
Trotz ihrer Weisheit war ja Rom verloren.
Grauropf'ge Weisheit pflegt nicht viel zu gelten
2ie wackelt mit dem Kopf pagodenhaft;
Denn in so hohen tebcnsjahren selten
Vewahrt der Geist die ungetrübte Kraft;
Dem Alter schwindet Hirn und Heiz, so heißt es,
Und matt nur strahlt das Abendlicht des Geistes.
Doch dem verjüngten Zaub'rer streuet Rofcn
Auf seinen f>fad die ^ündenronigin;
vie locken wehn im wind, die fessellosen,
5ie schwebt mit fessellosein Reiz dahin,
Unsichtbar Allen — und das lied der Lieder
3ingt sie entzückt ... die Lrde hallt'es wieder:

Es trieft das Glück aus meinen locken.
Ein Glück ist's, das die Welt erneut.
Die Unschuld schauert süß erschrocken,
wenn mein Gewölk von Vlüthenflocken
Auf's Hauv» ihr duft'gen 3egen streut.
Es singt mein tob der Vuell i,n Grunde,
Der sprudelnd, schäumend niederstürzt;
Es singt mein lob die schone ömnde,
Die ich zur seligen 3ecunde
Ken feurig liebenden verkürzt.
Der Weibranch duftet mir zum Ruhme
Der ans dem Reich der Vlüthen schwebt;
Es singt mein lob die kleinste Vlume,
In deren stillem lieiligthume
Entzückendes Geheim» iß webt.
Und wo des lebens Oulse schlagen,
sie schlagen mir und meinem Glück.
Und mag mich auch die schuld verklagen,
Erinn'rung bleibt aus schönen lagen
Ihr doch beseligend zurück,
M jauchzet, ihr Vacchantenschaarcn,
Und schwingt derauscht den Chyrsusstab!
Im Taumel gilt's d« Glück zu wahren,
Eh wir hinab zur Grübe fahren , , ,
Nur für Gespenster ist das Grab,
Die Schönheit war noch ungeboren,
Da weckt zum leben sie mein Kuß!
Der blinden Welt war sie verloren;
Erst als ich sie mir auserkoren,
ward sie der Erde Genius,
Zerpflückt die Rosen, die ich stechte . , .
Des lebe»? Duft und Glanz entweicht!
verlacht nicht meine ew'gen Rechte!
^ch bin die sonne Enrer Rächte,
vor der des Tags Gestirn erblicht.
so singt sie . . . und das licd der Rachligallen
scheint nur das Echo ihres sangs zu sein;
Und im Gewölk verlorne lcrchen fallen
Mit ihren Iubellicdern schmetternd ein,
Und ihre Füße scheinen Gluth zu schüren
In jedem Vlumenkelch, den sie berühren.

sieh dort die Mühle in der Ulmen schatten!
Durch Haselbüsche führt zu ihr der Pfad;
Hier schlängelt sich der Vach durch grüne Matten,
Dort stürzt er schäumend über'? Mühlenrad,
Und er erquickt mit den versprühten Tropfen
Des «Lpheu's Ranken, die an's Fenster klopfen.
Merlin« Genossin öffnet ihm die Pforte;
Ihr lächeln winkt ihm so verheißungsreich,
Veschwörend flüstert sie geheime Worte,
Ambrosisch leuchtet auf der nahe Teich.
Da regt es sich . . . im Jauberlicht entfalten
Dort jeden Reiz entzückende Gestalten.
Ein Mädchen sitzt am Fenster friedlich träumend,
Und auf der spindel liegt die Hand in Ruh;
sie sieht der woge spiel, die wild und schäumend
Auf's Rad sich stürzt und dann der Tiefe zu,
V spiegelklar sind ihres leben« Wellen;
Ahnt sie den Tag, an dem sie schäumend schwellen?
Ein wort ... ein Vlick ... sie ist in seinen Vanden,
«Lin sieger, tritt der schöne Fremde ein;
Gefühle unbekannt und unverstanden
Vewält'gen sie, gemischt aus tust und Pein.
Da wechselt ein Lrblassen und Grröthen,
Und Niemand, der ihr hilft in ihren Nöthen,
Die Mutter todt, der Vater fern auf Reisen,
Und in der Mühle thätig Magd und Knecht;
Nichts regt sich ringsum, nur die Räder kreisen,
Und hier der fremde Mann der sich erfrecht
Mit Feuerblick ihr in das Aug' zu schauen,
Daß er ihr Herz erfüllt mit süßem Grauen.
V sie ist schön, der Mühle Kind, und sicher
Die schönste rings, von herrlicher Gestalt,
von edlem Angesicht und königlicher
Als manche, die ein purpurkleid umwallt;
Kein zierlich Kind, wie's oft die Dichter feiern,
wenn sie von stillem Glück idyllisch leiern.
Und Fanchon ist in seinem Vann gefangen,
«LH noch die Abensonne geht zur Ruh;
Der letzte wiederschein ans ihren Wangen
Deckt ihrer Unschuld Grab mit Rosen zu!
sie folgt ihm blind, wohin er sie auch führe,
Und hinter ihr schließt sich der Heimat Thllre.

lebt wohl, ihr Vlumen und ihr kpheuranken.
Ihr spannt ein freundlich Glück so traulich ein!
lebt wohl, ihr stillen Träume und Gedanken.
Die Ahnung wird erfüllt, die Welt ist mein,
Ich fühl's . . . schon tragen mich bewegte Wellen,
Und aus der Knospe muß die Vliithc quellen.
Vald fährt Fanchon mit ihren Isabellen
Durch den Voulogner Wald im 3!urm dahin!
wie aus dem Hut die üpp'gen locken quellen . . .
In 5ammt und Purpur, eine Konigin
strahlt sie, von ihrem eignen Glanz beflügelt,
Indeß die Hand die wilden Rosse zügelt.
Und neben ihr Merlin, der mit Vehagen
Die Wettfahrt sieht in seinem Jauberbann,
Denn 2eelen sind der «Einsatz und es jagen
Dämonen wild das schäumende Gespann.
Rings aus Karossen, die von Golde gleißen,
vielsagend winke», Grüßen »nd verheißen.
längst umgewandelt ist das Kind der Mühle;
Ls sucht in äuß'rcm Glänze nur sein Glück,
Und ließ die harmlos kindlichen Gefühle
Auf seiner heimatlichen Flur zurück;
<3s hört nur noch in unwillkommenen Träume»
Des Vaches Fluchen übcr's Mühlrad schäumen.
vorüber sprengt mit fröhliche» Genossen
Ein Reiter dort, ein frisches junges Vlut;
<Lr achtet kaum der glänzenden Karossen
vorbei! Tr spornt sein Pferd voll Uebermuth,
Da sieht er sie in ihre» Polster» lehne» . , .
Und nach dem schönen Weib geht all sei» sehnen.
V eine lichtgestalt mit sanften» Mahnen
wink» ihm zurück in ihrer Väter schloß
Die holde Vraut, die Cochter hoher Ahnen
Umsonst! Im Nachtgrau'» sattelt er sein Roß,
Dorthin, wo Fanchon er gcsehn, als hätte
Der schönhrit Macht verzaubert jene stalte.
Fanchon empfängt mit off'nem Arm den Grafen;
Verscherzt hat längst der Zanb'rer ihre Gunst.
Des Herrschers ist sie nilld', sie will den klaren
Und fesselt ihn mit schmeichlerischer Kunst.
Das Hcrengold hat jener reich gespendet,
Daß ihr Gemach durch Prunk die 3in»e blendet.

Alphons ist ganz von ihrem Zauber trunken,
von jeder Gunst, die ei sich neu erwirbt;
Er athmet ihr zu Füßen hingesunken,
Der Zinne Rausch, in dem die seele stirbt.
Und wie in bleichen Nebelst»! verschwunden
Ist jene liebe, die ihn sanft gebunden.
Und fort im Taumel wirft er Millionen,
Kenn schrankenlose Huldigung verlangt
«Li» schrankenloses Glück: brillant'ne Kronen
Mit denen eine Fürstentochter prangt,
Und seltne perlen, reiche Prunkgewänder . . .
Kein Spiel der liebe ohne solche Pfänder.
so geht es Mond auf Mond . . . längst hat verschwendet
Alphons sein Erbe und mit troh'gem 3inn
von sich das Herz der seinen abgewendet;
Die Noth, die ungestüme Mahnerin,
Klopft an die Pforten schon, und jeder Morgen
Vringt nach dem Rausch der Nacht ihm neue sorgen.
Vft wenn er glühend sie an's Herz -geschloffen,
scheint's ihm, als schwände ihrer liebe Gluth;
Denn unerfüllter Wunsch macht sie verdrossen
Und nnwillkomm'ne Ebbe folgt der Flut;
sie schöpft nur mit Vehagen aus dem vollen;
Ein Vlick in's leere ... sie beginnt z» schmollen.
Und seine Vraut, das stille Kind, gestorben!
so sanft, so edel, seiner Ahnen werth.
wie hat er einst um ihre Gunst geworben!
Mit treuem Herzen und mit tapfrem schwert,
Jetzt eilt er Trost zu finden bei der Einen,
Die noch ihm wehrt, sein öchicksal zu beweinen.
Fanchon ist ausgefahren . . . eine Kunde,
Die ihn befremdet . . . und wohin die Fahrt?
Es hat sie abgeholt vor einer stunde
Ein Ruffenfürst mit Eremitenbart,
Kosaken vorn und hinten auf dem wagen,
Und Rosse, die wie durch die steppen jagen.
Zu einer späten Stunde klopft er wieder
An der Geliebten Pforte an . . . zu spät;
Es heißt: sie legte längst zur Ruh sich nieder;
Er aber weiß jetzt, daß sie ihn verräth.
verzweifelt eilt er heim — in saal und Zimmer
Nichts als sein schatten in des Mondes Schimmer.

Und Alles ist versiegelt und gepfändet,
Hier walteten die Diener des Gerichts:
5ein «igenthum geraubt, sein Ruf geschändet:
verzweifelt starrt er vor sich in das Nichts.
«in Schuß... im Schatten jener Trauerweide,
«Lin lebewohl dem leben und dem leide!
Da neigt sich über ihn mit bösem lachen
Im Florgewand die Sündenkönigin.
„Mein füßer Trank ist tödtlich Gift den Schwachen,
Dem Starken bringt er dauernden Gewinn
Den Todten nimm, Merlin, als Siegeszeichen;
Denn meine Morgue hat viele tausend leichen."
Lin prächtiger Salon, im Golde funkelnd,
wie von «spüit des Hauses Herrin glänzt.
Die Tallien und die Recamier verdunkelnd.
Die Muse, von den Grazien umkränzt,
«in alter Mann vertraute ihrer Jugend
Sein lebensglück! Vewährt ist ihre Tugend.
Ihr Ruf ist rein .'. . und doch . . . ein feurig Fühlen
Vringt stets Gefahr ... auch wenn- dem höchsten gilt.
Und Tempel und Altar wird unterwühlen
Des Venkens Fluth, wenn allzuhoch sie schwillt,
«in Weib, nachtwandelnd auf des Geistes Zinne,
Zerschellt beim Weckruf der erwachten Sinne.
Zwar all die Weifen mit dem Palmenfrackc
vergeblich sich »m Manons Gunst bemüh'»;
Aus ihrer Weisheit ausgebrannter Schlacke
wird herzentzündend nie ein Funke sprüh'n;
Denn Amor hat im «ocher and're Pfeile
Als gähnende Moral - und langeweile.
Da naht Merlin - und Alles ist vergessen.
was sie erforscht mit eifrigem Vemühn,
Wie geist'ge Horizonte unermessen
In eines Dämons Feuerlinien glühn.
So oft er spricht, da lauscht sie hingegeben;
Sein Wort ist Geist und Feuer, «rast und leben.
„Zu lang war ich die schläfrige Undine
Die feelenlose wassertonigin;
Gleichgültig gab ich mit verdross'ner Miene
Dem Ungeliebten meine Reize hin.
Nur weil der «irche wort mich ihm verbunden . . . .
Nun Hab' ich eig'nen Zaubers Macht empfunden.

„Nie fühlt' ich, wie so köstlich diese schätze,
Die ich hinwarf in liebeleerer st sticht;
Und wenn ich jetzt ihr streng' Gebot verletze,
Der liebe folg' ich, sie verdammt mich nicht!
Undine sei begraben in den Fluchen,
Und satanella steige aus den Gluthen,"
sie spricht's ... sie lebt nur noch in ihm; verzehrend.
Hat eines Dämons Feuer sie erfaßt:
sie schwelgt im Glück, doch stets das Glück entbehrend,
Zu neuem wagniß treibt sie's ohne Rast;
sie trotzt der Welt und ihren lästerzungen,
Und trotzt der eig'nen schäm, die sie bezwungen.
Und wenn sie ausgeruht auf üpp'gem Vfiihle,
wo müd sein Haupt an ihrem Herzen lag.
Dann suchen sie die mitternächt'ge Kühle;
Noch braust die Weltstadt wie am lichten Tag;
Der Geist der Nacht mit schauerndem Gefieder
senkt nicht den schlaf auf ihre Augenlider.
sie steh'n auf Thaumonts Höhn; der Weltstadt Zinnen
verdämmern weit; im felsumrahmten Teich
schwimmt hell des Mondes Vild ... in tiefe» sinnen
Denkt Manon an der Jugend Zauberreich,
wo solch ein lichtbild ihre seele füllte,
Die Zukunft frommer Ahnung sich enthüllte,
„Zieh, wie der matte schimmer der laternen
An das Gewölk sich hängt mit fahlem licht!
Ueber die Wolken zu den ew'gen steinen
Dringt dieses bleiche, trübe leuchten nicht.
Der Fackeltanz, in dem sie schwelgend toben,
Wirft seinen dunst'gen wiederschein nach oben.
„so war es stets." Und was die Dichter melden,
Erzählt er ihr und was er selbst erblickt:
wie einst an Artus Rönigshof die Helden
sich in der süßen sünde Netz verstrickt.
Kein Ritler der gepiies'nen Tafelrunde, »
Der nicht gefröhnt verbot'nem liebesbunde.
schön war Iguane, die Gewalt'ge, Hehre;
Die Welt bewundert Tornwall's Herzogin,
Doch sie verrieth des eig'nen Gatten «Lhre
Und gab sich einem kühnen Freier hin;
Und Artus war ihr söhn . . , der Ritter Zierde
Entsprang dem Rausche frevelnder Vegierde,

5chön war Ginevra, eine anmuthreiche
verbuhlte Uön'gin, glatt und schlangenhast
In jeder Regung; ihre süße weiche
Gestalt, erglüht von heißer leidenschaft,
schmolz feurig hin: sie war zum sieg geschaffen,
Und doppelt siegreich, streckte sie die Waffen,
Doch einer blieb ihr ewig fremd . . , ihr Gatte,
Und doch an Ehre» reich war der Gemahl!
Vb seine Hoheit sie versteinert hatte?
Denn große Männer sind der Frauen Vual.
Ihm hat sie nie den Jaubergurt geliehen;
Er war ihr Mann — das hat sie nie verziehen,
schön war des Königs Marke Weib, Isolde,
Der Tristan sich in heißer liebe naht;
Die schlänge wohnt in ihrer locken Golde,
In ihren blauen Augen der Oerrath;
sie waren längst in wilden Rausch versunken,
Roch ehe sie den liebestrank getrunken.
Und so wie diese Damen waren alle,
Um deren Gunst des Adels Vlüthe stritt;
«Linst kam ein Ritter in die Konigshalle,
Und brachte einen selt'nen Vecher mit;
Fest könnt' ihn der nur in den Händen halte»,
Der stets im leben ließ die Treue 'walten.
Doch alle andern fangen an zu zittern
Und sie begießen sich mit seinem Raß,
Und so geschah's den Damen und den Rittern . , .
Das war ein lachen ohne Unterlaß;
Ginevra selbst ist allzu ungeduldig:
so schwankt der Vecher und auch sie ist schuldig.
Du aber, mir Ginevra und Isolde,
Dein Artus kümm're Dich, Dein Marke nicht;
Lr hat Dich einst erkauft mit schnödem Golde,
Jetzt kaust Dich liebe frei von schnöder Pflicht.
Und leidenschaft, aus kühnem Geist geboren,
Raubt unverdientes Glück geistlosen Choren!"
Kuß und Umarmung . . . glühend hingegeben,
Dann kehren sie in Manons schloß zurück,
wie sie mit leichtein Fuß geflügelt schweben!
sie trägt in goldenem Gewölk das Glück!
Doch hinter ihnen folgt ein dritter schatten;
Das Mondlicht zeichnet ihr . . . das Vild des Galten,

5onst kehrt er heim erst in des Morgens Frühe;
Er saß cnn spieltisch als der letzte Gast.
Gern ließ er seiner Gattin Ruhm und Mühe,
Geistreich zu sein; denn das war ihm verhaßt.
Ein sportsman, spieler, Jäger und so weiter
wählt selten den Esprit sich zum Vegleiter.
Er hielt nicht grade viol vom Geist der Frauen:
Erlaubter sport, wenn er nur ihn nicht stört;
Doch wagt er einer Frau von Geist zu trauen,
weil sie nicht leicht der Zinne Rausch bethört.
Mag sie den Federball des Witzes schlagen,
Und singen, dichten, plaudern mit Vehagen.
Das war sein Wahn, bis ihn die Zofe warnte;
sie hat der Herrin treulos spiel durchschaut;
sie sah's, wie jener Fremde sie umgarnte,
vor dem's ihr selbst in tiefster seele graut
sie rundet's dem Gemahl , . . er läßt die Karten
Und lauert auf das paar versteckt im Garten.
Er stellt das wild ... es trennt sich vor der Vforte
Merlin von ihr . . . es raschelt nber'n Kies
Jetzt ihr Gewand! Mit einem Donnerworte
scheucht er sie auf aus ihrem Paradies,
Dem Traum des Glück's, dem sie sich hingegeben . .
Ein schuß ... sie büßt die schuld mit ihrem leben.
„Mein sind sie alle, diese schönen Damen,"
sagt zu Merlin jetzt die Begleiterin,
„wie hoch ihr streben und wie groß ihr Namen,
Mir nur gereicht dies Alles zum Gewinn:
Ich seh' in ihnen eine leichte Veute:
Dem Ruhm das Morgen, mir gehört das Heute."
„Da schmelzen sie, die sapphos und Eorinnen,
wie flüssig wachs dahin in meiner Hand;
Und den gepriesenen Gcistesköniginnen
wird ihre Krone plötzlich eitler Tand,
streift nur mein Jauberfinger ihre stirne . , .
In jedem Weibe schlummert ja die Dirne,"
Dem staub entfloh'n, im Wald und Wiesengrunde,
wie stiegt ein reizend Kind den Rain entlang,
Mit fröhlichen Gespielinnen im Vunde;
Da wechselt lauf und Haschen und Gesang.
Es scheint der wind die wiese zu beleben
Mit Vlumen, die gelöst vom stengel schweben.

Nannette in ihrem blüthenweißen Aleid
Gleicht einem Vlumenstern. den sich dei Hain
Gelöst aus seinem funkelnden Geschmeide
Und hingeweht hat auf den wicseniain.
sie wirft und fängt mit jugendlicher schnelle
Und mit geschmeid'ger Anmuth Reif und Välle.
V nicht entfloh'» ist sie aus Prunkgemächern,
sie horstet hoch im labyrinth von stein,
Da mauert im Gewirr von Giebeln, Dächern
Und Thürmen ihre stille Klause ein.
, Doch kann es nicht der sonne schein verhindern,
Zu leuchten ihren stillen Vlumcnkindern,
Nannette, Du reizend sonnenkind
In der Mansarde droben!
wie hat Dich friedlich und gelind
Der Frühe licht umwoben!
Die Morgenröthe glüht so hold
Auf Deinen zarten Wangen;
Die sonne steigt, es bleibt ihr Gold
An Deinem scheite! hangen.
Nannette, Du singst ein frohes lied,
Das hoch die Wolken hören;
Der Straßen lärm, der störenfried
Darf Deinen sang nicht stören;
Doch wenn die Glocken feierlich
Vegraben Deine lieber;
Dann neigst Du zum Gebete Dich,
schlägst fromm die Augen nieder,
Nannette, was auch Dein schicksal sei,
Du trägst es froh ergeben;
Dein Herz ist wie die Dögel frei,
Die durch den Aether schweben.
Vb hier, ob dort der Wolken Zug
Gespenstig Dich bedräue:
Du trägst der reinen schwingen Flug
In die azurne Vläue.
Nannette, der stürm zerstöre nicht
Dein kleines VInmeneden!
wie lieblich blickt Dein Angesicht
Durch Nelken und Reseden.
Du rührst die Nadel Cag und Nacht
Mit fröhlichem Gelingen;
Den stern, der Dir zu Häupten wacht,
soll kein Gewölk verschlingen.

Merlin hat sie geseh'n . , . ein Unbehagen
Ergreift ihn da mit schauern dumpf und schwül;
Er kann der Unschuld Anblick nicht ertragen,
Da widerstrebt sein innerstes Gefühl.
Um Vlüthen schwebt des Falters duft'ge schwinge;
«Li sucht die Nadel, die den Tod ihm bringe.
Er spricht mit ihr . . . sie lauscht auf seine Worte,
Da seine Mannesschönheit sie bestrickt;
verschlossen nicht ist ihm des Zimmers Pforte;
Doch wahrt sie ängstlich, was sich ziemt und schickt;
Er kommt, als Freund zu rathcn und zu sorgen;
In seinem Schuhe glaubt sie sich geborgen.
sie schmiegt an ihn sich fester voll vertrauen;
Jetzt bannt der Unschuld Zauber ihn nicht mehr , . ,
Und mag's ihr heimlich vor dem Dämon grauen,
sie setzt nur schwach und schwächer sich zur wehr.
V Wonne der Verwüstung, der Zerstörung , . .
Reif ist die Frucht ... er glaubt jetzt an Erholung.
Er Nopft des Abends spät ... sie öffnet zagend;
Der treue Freund nicht ist's, den sie erblickt:
Er drängt in's Zimmer stürmisch, alles wagend,
Daß sie vor dem vermessenen erschrickt.
Da steht sie regungslos ... ihr wird so bange,
wie einem vöglein vor dem Vlick der schlänge.
sie bückt empor ... sie sieht im schlichten Rahmen
Dort an der wand des Vaters theures Vild;
sie trägt des ehrlichen soldaten Namen,
Der einstens fiel auf Rußlands Eisgefild.
Er schützt sie, daß sie seine» Ruhm nicht schände i
sie faßt sich krampfhaft, drückt auf's Herz die Hände.
Dann fpringt sie auf! Es hängt im laubgewinde
Ein Kreuz, das einst die Mutter ihr geschenkt,
Ein schlicht Erinn'rungszeichen ihrem Kinde,
Das weinend oft der Hingeschied'nen denkt.
Dies Kreuz, geweiht von treuer liebe segen,
Hält sie zur wehr dem Rasenden entgegen.
Da zuckt Merlin zurück . . , wie leichenfahle
Verwesung haucht es über fein Gesicht;
Er steht gelähmt von einem wetteistrahle,
Der tödtlich ans dem reinsten Himmel bricht;
Dann eilt hinaus, hinab, hinweg der Flücht'ge,
Alz ob ein Eherub mit dem schwert ihn zücht'ge.

„Das Krcuz . . . das Kreuz . . . und ob's vom Schlag zersplittert,
Noch ist ja erst da? halbe Werk gethan:
Der Donner, der um Golgatha gewittert,
Lchreckt immer noch den ew'gen Kinderwahn.
Noch sucht die Unschuld thöricht ihre Vlüthen
vor jedem Sturm der teidenschaft zu hüten.
„Doch einer Feuertaufe Tag wird kommen;
Rührt «Luch, ihr Sünder, ohne Ruh und Rast;
Dann ist des Kreuzes letzter Schein verglommen,
Die Glorie von Golgatha verblaßt.
Der freien Erde gel»' ich dann den 3egen:
Die Welt ein Sodom . . . ohne Zchwefelregen."
„2o folg' mir, Meister, jetzt . . . mein ist die Erde!
Nie Hab' ich mich so stark, so groß gefühlt;
verachtend schau' ich die gemeine Heerde,
Die rings um mich im Staub der Straße wühlt,"
Das ruft der Stolz; denn diesem Weggenossen
Hat jetzt der Zauberer sich angeschlossen,
„Komm, folge mir getrost zu all den Meinen;
Die Träger sind's der Erdenherrlichkeit.'
Vb sie als eitle Götzen Dir erscheinen,
Zu Göttern hat die Menge sie geweiht:
Und mir gehört, wer über das Gedränge
Empor nur ragt um eines Zolles länge."
Unsichtbar folgt Merlin mit Geisterschlitten,
wohin ihn führt sein prahlender Genoß,
wie Schatten sind sie durch die Stadt geglitten
Und sah'n in manchem alt und neuen Schloß,
wie Uebermuth durch alle iäle schreitet,
Den j?fauenschweif glanzschimmernd ausgebreitet.
„Der Marschall hier . . . was sind ihm tausend 2eelen!
Er jagt sie in den Tod mit einem wort,
Ein Gott des Kriegs mit eisernen Befehlen!
Er selber trägt des Kampfes lorber fort,
Und sieht sich schon auf einem Marmorpferde
Als Götzenbild verherrlicht auf der Erde.
„Die Russen schlug er an des Oontus Küste,
Die Veduinen an des Atlas Fuß;
vor ihm erzittert Massiniffa's wüste;
Der Scythen 3teppe und der Kaukasus.
Veugt, ihr Franzosen, sclavisch euren Nacken, '
Ihm seid ihr Veduinen und Kosaken!

„Doch willst Du, Herr, «in strahlend Wunder schauen,
So folg' mir jetzt in der «Cäsaren Schloß;
Da thront die hoheitvollste aller Frauen;
Ihr war ich stets der treueste Genoß.
Und müßt ich spurlos von der Welt entschweben:
Ich lebte fort in ihr . . . ein zweites leben."
Sie lauschen im Gemach ... der Kaiser brütet
Im lehnstnhl, starren Sinns, glanzlosen Vlicks
wie eine Sphinx, die insgeheim behütet
Das dunkle Räthselwort des Weltgeschicks;
Doch in die Zukunft blickt er selbst mit Jagen;
Sie steht wie sonst nicht Rede feinen Fragen.
Auf seiner Seele ruht ei» dumpf Ermatten,
Gebrochen ist sein leib und trüb sein Sinn;
Es schleichen des Decembers blut'ge Schatten
Durch seinen wachen Traum gespenstig hin.
Und greift die Rächerhand schon aus der Wolke?
Nach Frieden sehnt er sich mit seinem Volke.
Ein stolzer Cäsar — doch es strahlt bisweilen
Aus Seelentiefen auf ein warmer Vlick.
Er möchte Glück verbreiten, Wunden heilen
Und friedlich wandeln seines Volks Geschick.
Er sieht die Welt im Innersten erkranken,
Da träumt er von errettenden Gedanken.
Ganz anders sie ... es liegt vor ihr im Staube
Ein Volk, ein land ... es soll im Staube knien,
Der Adler nur und keine Friedenstaube
Soll nisten auf des Thrones Valdachin.
Auf die Rebellen soll aus seinen Krallen
Der Vlitz der Allmacht tödtlich niederfallen.
Die schöne Spanierin . . . des Südens Sonne
Hat ihr das goldene Jaubcrnetz gewebt,
Ein Abglanz von der Glorie der Madonne
Als Heil'genschein um ihre Stirne schwebt.
Aus Weihranchwolken taucht die holde lüge,
Der fromme Adel dieser sanften Züge.
„Auf," ruft sie, „Cäsar, wahre Deine Krone!
Ich und Dein Erbe fordern dies von Dir!
Empörung regt sich und sie droht dem Throne;
wirf in den Staub ihr schimpfliches panier!
wer wird die tausendköpf'ge Menge fchonen?
Das sind nur Nullen für die Eins der Kronen."

Da lacht Meilin. „V Ginevra, Du wilde,
Du schontest nimmer der Vasallen Vlut!
Du locktest sie hinaus in's Kampfgefilde
Und opfertest sie schnödem Uebermuth:
Um launenhafte Gunst nicht zu verscherzen,
Da brachen sie die tanzen, Du die Herzen!
„Doch diese hier . . . was sind ihr tausend leichcn,
Wenn nur der große Wurf dem Cäsar glückt?
5ie pflanzt darauf der Kirche heilig Zeichen,
vor dem sie sich in frommer Andacht bückt.
Dämonen sichern hinter den Altären
Und meine Flammen sind's, die sie verklären."
V Friedenslüge, Schimmer der Verklärung,
Der sich um Labors Gipfel rosig schlingt,
Indeß schon längst des Chaos wilde Gährung,
Der Elemente Kampf, die Welt durchdringt.
Da steht der Zorn mit feinem Rainszeichen
Und seine Fahne »cht auf tausend leichen.
Lr blickt von Cimurs 5chädelpyramiden
Auf jene -chädelstatt von Golgatha,
Wo einst den Craum von einem ew'gen Frieden
Des Dulders brechend Aug' prophetisch sah:
«Ls blieb ein Traum, wie lichtgewölk zerstoben,
Sobald die Wetter der Zerstörung toben.
Auf seinen liebling blickt Merlin vertrauend;
Vildschön ist er, dem Alezander gleich,
Den gord'schen Knoten des Geschicks zerhauend
Mit einem ungestümen 3chwertesstreich.
3ein lied ertönt wie mächt'ger Donner brausend,
Und wiederhallt's Jahrtausend auf Jahrtausend:
Früh schon in der Menschheit wiege
Zündend fuhr mein Wettcrstrahl.
Doch wer kündet meiner Ziege
Nimmer ausgezählte Zahl?
Hat die Mordlust roher wilden
Ruhmlos einst das 3chwert gezückt,
Jetzt wird auf den 5chlachtgefilden
Mit dem lorber sie geschmückt.
Vlutig strahlen meine 3terne,
leuchtet meine 3onne auf;
In der Nähe, in der Ferne
Nimmt Vernichtung ihren lauf.

Hundertfarb'ge Vanner trage»
Hundertfaches losungswort
Und in alt und neuen Tagen
Reißt's die Menge stürmisch fort.
Ob sich dort im Regenbogen
Färb' an Farbe freundlich reiht.
In des völrerschicksllls wogen
liegen sie im blul'gen Streit;
liier die eine, dort die and're,
wie sich Volk auf Volk bedrängt!
wo ich weile, wo ich wand're,
wird der Zris Kreis zersprengt.
Ueber all dem Kampf der Kronen
Hoch des Kreuzes Fahne weht.
Und beim Donner der Kanonen
Tönt hu Sieger Dankgebet,
Auf dem Feld besät mit leichen
Vraust zu mir der Iubelchor,
wo vor meinen» Feuerzeichen
Sich das Kreuz in Nacht verlor.
wenn auf ihren Kriegespfaden
Kühn hinaus die Rothhaut drängt,
Mit der Feinde Skalps beladen,
Reiche Reute heimwärts bringt,
Mag auf kleinen Negerthronen
Schädel »hiirmen ein Tyrann,
Mögen schwarze Amazonen
Niedermetzeln Mann für Mann:
Das sind kleine Heldenthaten,
Die erfreu» mich nebenbei;
Doch die großen olhristenstaaten
Sind mein liebstes Dahomei.
Keine Schädel winken grausend
Und kein Scalp wird heimgebracht;
Doch gewürgte Hunderttausend
Decken das Gefild der Schlacht.
Aber groß, auch aufgerichtet
Trotz' ich der Despoten Macht;
Ihre Herrschaft wird vernichtet
Ruft mein Donner in die Schlacht.
^)ch zertrümm're morsche Rechte,
Neue Vullen, alten Wahn;
Und dem menschlichen Geschlechte
Veffne ich der Freiheit Vahn.

Merlin mit einer 5chaar von Zenatoren,
Mit Zorn und 3tolz besucht die Kaiserin,
„Auf an den Rhein , . . die Krone ist verloren!
Vringt Dir ein Krieg nicht rettenden Gewinn?"
Dies flüstern nochmals ihr in's Vhr die Veiden;
Ihr Zauber wirkt und muß den Krieg entscheiden.
Der müde Cäsar säumt und träumt ... die Krone?
wie, wenn der stürm des Kriegs vom Haupt sie fegt?
Doch stummen Kleinmuth höhnt die Amazone,
Das Herz von eines Dämons Macht erregt:
„Auf in den Zattel! Gieb dem Roß die Zporen!
vorwärts, bis zu der deutschen Hauptstadt Choren!"
Cr zögert, schweigt mit wachsender Vedrängniß;
Die Menge will's! 5o sei das schwer! gezückt!
Und mit dem Cäsar reitet sein verhängniß,
Das dumpf ihn in den satte! niederdrückt.
Cr fühlt, daß ihm ein dllft'res loos beschieden:
Zu Häupten ihm: der Dom der Invaliden!
Zum Kampf mit jenem kriegsgeiibten Volke,
Das einmal Frankreichs Heere siegend schlug!
Hoch über blitzÄurchzucktei schlachtenwolkc
schwebt jetzt Merlin dahin in sturmesstug,
Vehaglich sieht er zu dem völkerstreite;
Cs triumphirt der Zorn an seiner seile.
„Zu Dir, o Tonne, mag der Adler schweben,
Zur großen lüge, die am Himmel prahlt!
In Deinem schein spielt fröhlich alles leben,
Die Crde lächelt, wenn Dein Vlick ihr strahlt,
Dich feierten die Dichter und Oropheten
Und Völker neigten sich, Dich anzubeten.
„Und doch ... Du bist ein stammend Ungeheuer,
Dein Glanz ist wiederschein von Vrand und Graus,
Des lebens wahres licht stammt aus dem Feuer,
Die Hölle der Verwüstung strömt es aus.
so ist's dort oben, und so ist's auf Erden:
Der Feuergeist muß Weltgebietcr weiden."
so spricht Merlin, sieht lächelnd auf die Kleinen,
Die drunten spielen mit dem Donnerkeil;
„sie nennen Christen sich, doch sind's die Meinen!
Auf meinen Vfaden suchen sie das Heil,
sie brauen sich ein Rachtgewölk zusammen,
Durchrollt von Donnern und durchblitzt von Flammen,"

Die welke senkt den Flug; er blickt hernieder;
Da schlingt die Maas ihr silbern siuthend Vand,
Und Waffenlärm hallt aus den tagein wieder
Auf allen Hohn der Vivouakfeuer Vrand,
3edan, mit seinen Chürmen, seiner Feste . .
Vald birgt's den Adler im zerzausten Neste.
Der Tag beginnt, und die Kanonen wecken
Im Morgennebel den noch blinden Kampf.
Vald wird er sehend; doch den blnt'gen schrecken
verschleiert wiederum der Vulverdamvf;
Auflodern über Trümmer, über leichen
Im Dorf Vazeilles die ersten Feuerzeichen.
Kein muthig vorwärts kann den 3ieg verbürgen,
Denn rasch verstiegt die Gunst des Augenblicks.
Es geht von Haus zu Haus das blut'ge würgen
Und klirrend schwankt die Waage des Geschicks.
Der Lasar sieht's, ihn faßt ein banges Ahnen!
Vald weicht der sieg von sieggewohnten Fahnen.
Ist das der Cod auf seinem fahlen Rosse
In der gespenstig düstern Masestä't?
Hin nach Gavennel Der Hagel der Geschosse
Auf alle Pfade das verderben sät.
Der Feinde 3turm ist überall derselbe;
Hier nah'n sie von der 5pree und von der Elbe.
Auf denn nach Illy, wo noch unerschüttert
Aus dem Vlateau die Regimenter stehn,
Vbschon's ringsum auf allen Höhn gewittert,
Und näher stets des Feindes Fahnen weh'n
Umklammert ist das Heer vom Eisenringe;
kr harrt der Kugel, die den Tod ihm bringe.
Umsonst! 5ie fegen ihm vom Haupt die Krone,
Doch keine wühlt ein Heldengrab ihm auf.
Da drängen sich des Feindes Nataillone
Durch's Felsenthor der Maas die Höh'n hinauf;
Vald wird der Gruß aus hundert Feuerschlünden
Frankreich das nahende verhängniß künden.
Da peitscht von rechts und links der Eisenregen
Das knirschende Gehölz, das splitternd bricht.
Gb Vataillone sich zur Erde legen,
Die platzende Granate schont sie nicht,
Wald von Gavenne, es fährt in Deine Kronen
wie wilde Jagd von rasenden Dämonen.

Doch noch hat Deutschland nicht den 5ieg gewonnen,
von Mann und Roß ein Sturmwind braust zum Kampf,
Entgegen feuerspeienden Eolonnen.
Die Erde bebt vom dröhnende» Gestampf:
In bunter Pracht zahllose Reiterschaaren,
Die Kürassiere, Jäger und Husaren.
Die Rosse schnauben und die Mahnen stiegen,
Und des gebroch'ncn Heeres letzte Kraft
will einmal noch im Fieberrausche siegen;
Anfloht die wilde Glnth der leidenschaft,
Und züngelt wie ein flackernd Feuer weiter:
Das ist ein Todesritt, ihr tapfer» Reiter!
Und sprengt ihr stürmend auch die Schützenkette
Mit Salv' auf Salve grüßt auch das (Luaree!
Nicht bis zum Eisenwall der Najonette
Trägt euch der Rosse Schwung . . , und wie die See
Schaumspritzend aufwogt mit gebroch'nen Wellen,
So machtlos muß die Reiterfluth zerschellen.
Ein bunt Gewirr der Fallenden: Es lichte»
Die Reihen sich, der tapfre Führer sinkt.
Die Seinen müssen auf den Sieg verzichten,
Der den geschloss'nen Regimentern winkt,
versprengte Haufen irren rings verschlagen,
Und reiterlos einher die Rosse jagen.
Dann wogt zurück die Hochfluth der Schwadronen
Und rückwärts wird des Tages losungswort.
An umgestürzten wagen und Kanonen
vorüber haltlos drängt die Menge fort.
Im weiten Umkreis alle Truppen weichen;
Nichts bleibt zurück als Trümmer und als leichen.
Und in Sedan, auf Süaßen und auf Plätzen
Ein bunt Gedräng', ei» aufgelöstes Heer;
Des Feind's Geschosse schleudern das Entsetzen
In diese Schaaren ohne Schutz und wehr,
Und alle Hügel künde» in der Ru»de
vom Kaiserreich die schwere Todesstunde.
Da spricht der Zorn: „Vieh jene» blassen Kaiser,
Den ich zur Geisel dieser Erde schuf:
Er ist kein Kriegesfürst, er ist ein Weiser,
Ein Träumer, glaubend an des Himmels Ruf,
Die Welt verwüsten die i» ihrem Wahne,
Mehr als die Timurs und die Tamerlane,

„tr träumt von seiner eignen großen Sendung
Und klammert krampfhaft sich an seinen Thron.
Die Macht nur sichert seines Werks Vollendung;
Da sinkt sein 3tern, der 5»ern Napoleon.
Ein waterloo, doch ohne Lelle-Alliance . . .
Ein einzig Volk schlägt ihn beim Waffentanze.
„Ein einzig Volk, das nicht den Kampf begehrte
Und keinen Vreis des Kriegs, sich selbst genug:
Doch das sich jetzt in blut'gen schlachten wehrte,
Das sich, beseelt von meinem Geiste, schlug.
V dieser Cäsar war kein teuflisch böser,
Er ist nur ein verpfuschter Welterlöser."
Und wieder sagt der Jörn: „Du bist zufrieden
Mit Deinem Knecht, o Herr! Ich danke Dir!
Doch ist mir einst ein größ'res lob beschieden,
Vald schwingt der Krieg der Zukunft sein panier
Und unermüdlich blas' ich in die Funken,
Vis ich den wellbrand grüße wonnetrunken.
„Das ist kein Zweikampf zweier Nationen,
wie dieser hier, so wohl er uns gefällt;
V nein, es weckt mein Ruf die feinsten Zonen
Und durch einander schüttl' ich eine Welt,
vom Zonnenaufgang bis zum Untergange
wälzt sich der Krieg wie eine Riesenschlange.
„Dies Heer, das dem Kandin'jchen Joch der Schande
Zich knirschend beugt, wird einstens neu erstehn,
Und Rache! Rache! tönt es durch die lande;
Kein Kaiseraar ... der Freiheit Vanner wehn.
Zwei Heere nicht . . . zwei Völker waffenstarrend . .
Das Schicksal hält die Waage ängstlich harrend,
„Da geht von -trom zu 3tr«m ein eisern Ringen
Zurück und vorwärts, wie der Tag es bringt.
3pröd ist der 5ieg — und keinem wills gelingen,
Daß er ihn fest an seine Fahne zwingt.
Die tapf're fugend fällt, in's Herz getroffen,
Und mit der Jugend schön'rer Zukunft Hoffen.
„Und ein Gewölk der 3teppen kommt geflogen,
Heuschrecken gleich in unermeß'ncr Zahl,
verwüstet wird das land und ausgesogen;
Die Reiter sind's vom Don und vom Ural;
In deutschen Flüssen tränken sie die j?ferde;
Dann jagt der landsturm sie von deutscher Erde.
.'

„Da wühlt und gährt in Habsburgs weiten landen
Ein völkerchaos mit Naturgewalt;
Im Nachbar plötzlich ist der Feind erstanden,
Im 5prachgewirr der liebe wort verhallt;
längst in der Asche glimmen arge Tücken,
Entflammt jetzt von Kosaken und Kalmücken,
„Und Waffenlärm in Asiens Paradiesen;
vom Norden naht der Kriegesvölker Zug;
vorüber an den höchsten Vergesriesen,
In's land der Tiger geht der Adler Flug.
Fest steh'n die 5chaaren hier, die kampfbereiten,
Die an der Ganga für die Themse streiten.
„Ausstreckt behaglich nach des südens Meeren
Das mächl'ge Rußland seinen Riesenarm;
Englands panier weht über bunten Heeren
Und führt zum Kampf der Hinduvölker 3chwarm.
Da wirft der voppelaar mit seinem 5iege
Erschreckte Götter aus der lotoswiege.
„Ich bin zufrieden," sagt Merlin, „ich glaube,
Daß meine Macht bald offen thronen darf.
Ganz wird die Welt dem finstern Geist zum Raube,
Der einst die Tonnen aus dem Ehaos warf.
Denn fromme Hände durften nicht sich rühren,
Das leben aus dem Weltenbrand zu schüren."
Zur Erde senkt der Beiden Flug sich nieder;
Aus einer Hütte drang ein lied hervor;
Des stillen Thales Echo hallt es wieder;
?ie aber lauschen mit unwill'gem Vhr:
Ein Denker ist's, der von der Arbeit rastet,
Im frohen 2ang den müden Geist entlastet:
Vb der Krieg die Welt durchtose,
Hat der Garten seine Rose,
Hat das Herz des Friedens Glück!
Mag er stieh'n auf eil'gen schwingen:
Den geliebten Flüchtling bringen
5chön're Seiten uns zurück.
Und des Himmels Lphären kreisen
In den wandellosen Gleisen;
Nimmer stockt die Weltenuhr.
Friedlich wie der steine walten,
Vlühn die Vlumen und entfalten
Kelch und Krön' auf stiller Flur.

In der Vrust der feste Glaube,
Ueber'm Haupt die Friedenstaube,
Die in lichtgewölken schwebt; —
Und der Wetter Nacht entschwindet;
Denn die Erde überwindet,
was im Herzen mächtig lebt.
Da spricht Merlin verdross'nen sinns: „Noch immer
Der Wahn, der gegen meine Macht sich sträubt,
vom alten Glorienschein ein matter Schimmer,
Ein wort, das meine stimme übertäubt,
so lang sie noch um Frieden hoffend beten,
Hab' ich nicht ganz der schlänge Ropf zertreten."
Den Zorn entläßt Merlin, und ihm zur Leite
Tritt jetzt der Neid, den er herbeigew in!t,
Der giebt ihm durch die Weltstadt das Geleite;
Der bleiche schatten neues leben tiinft,
Lieht er auf Millionen Angesichtern
Den Widerschein von seinen gelben lichter«.
Da starrt aus Kellerhöhlen, Vodenfenstern
Des Elends Ang' auf der Paläste schmuck;
wie Mottenstug von hohlen Nachtgespenstern
stäubt's aus dem Uehrlcht, und der wüste spuk
schwirrt auf der straße um die Vrunkkarossen:
„Das ist mein Volk, das mich in's Herz geschlossen.
„Doch hier nicht blos erweck' ich grimme Rächer,
Die wuthentbrannt auf die Veglückten schau'u.
<D folg' mir in die üppigen Gemächer,
wirf einen Vlick in'- Herz der schonen Fcaun.
Da duftet mir der Weihrauch am Altare,
Und meine Vpfer siehst Du auf der Vahre."
Du liegst zerdrückt, doch hold und lieb,
schönste der Maienblüthen!
V daß dir nicht ein Engel blieb,
Dich segnend zu behüten!
Es schlich der Frevel sich heran,
Dich ruchlos zu verderben;
V dein gebrochnes Auge kann
Nicht mehr um liebe werben.
Und neben der verwelkten Zier
Die Rose üppig blühend!
Das Aug' der Mutter ruht a„f ihr,
Doch starr, unheimllch glühend.

3o blickt der Mutter liebe nicht,
2o blickt nicht ihre Trauer;
' Ihr gleiten über das Geficht
Gespenstig bange schauer.
Ins leere starrt sie dumpf und stumpf
Mit irren Geistesfiügen;
Dann malt sich lächelnder Triumph
Auf den verzerrten Zügen.
„Mein 5inn ist wüst, mein Her; ist krank
Und meine pulse jagen.
Ich reichte ihr den gift'gen Tran! . . .
wer wagt's mich anzuklagen?
«2ie sollte lang auf mein Geheiß
Noch weilen in der Ferne,
Jetzt raubt sie mir der 3chönheit Preis,
Es sinken meine steine.
Und jedes Jahr, das holder ihr
Den jungen Reiz beseelte,
Es war ein Edelstein, der mir
An meiner Krone fehlte.
„Und ihre Jugend klagt mich an
Und wirft mich zu den Alten;
Die Rose welkt, die Knospe kann
Nur schöner sich entfalten.
In der Matrone 5cha»tenreich
Zoll ich hernieder steigen;
Nein, eher führst Du kalt und bleich
5elbst der Gespenster Reigen.
„Jetzt bin ich wieder Herrscherin,
Ich fürchte keine zweite.
Und doch . . . mir wird so bang zu 5inn!
was raschelt mir zur seile?
was gleitet in den bunten saal
Vlind mit geschloss'ne» lidein?
was dreht im Tanz sich leichenfahl
Mit müden, schweren Gliedern?
„Hinweg! <Ls soll ein wildes Glück
Das glüh'«de Herz erfrischen;
Da stößt es schaudernd mich zurück,
Ein schatten tritt dazwischen;
M,t eis'ger Hand hat's mich erfaßt,
Mir eis'gen Gruß entboten;
Die lebende war mir verhaßt,
Ich zitt're vor der Todten."

„Ich sammle," spricht der Neid, „jetzt in den «Lassen
Die Meute, sieh, dort kommt der Geiz heran,
Ich will Dich seiner Führung überlassen,
Da er manch ruhmvoll Werk berichten kann.
Und was die Welt durch seine Macht geworden —
Indeß versamml' ich meine wilden Horden."
Der Geiz ist jetzt nicht mehr der dürre Alte,
Der mit dem spaten gräbt nach einem Schatz
Und ihn versteckt in einer Felsenspalte
Und zitternd wache hält. Jetzt ist sein Platz
In prächl'gen Hallen; er ist jugendlicher
Und seine Vente faßt er fest und sicher
Ihm blieb das spitz'ge Kinn, die dünne lippe,
sein Auge nicht den gier'gen Vlick verlor.
Ist auch der leib kein knöchernes Gerippe,
sein Geist und Herz ist knöchern wie zuvor
Und seiner Jünger Fühlen ist und Denken
Vergraben in den feuerfeste» schränken.
Nicht rollt das Gold mehr durch die dürren Finger,
Unheimlich raschelt drin das werthpapier;
sein Sauber, seine Macht sind nicht geringer,
Im steigen, Fallen schwelgt die trunk'ne Gier,
Und mit den werthen wechseln Höllenqualen
Und Himmeliglück im Hexentanz der Zahlen.
wie Aeolus in seinen Felsverließen
Der winde flotten thor gefesselt hält,
Und dann nach laune jene» oder diesen
losläßt zum lnst'gen Taumel in die Welt:
so wechselnd in der Vöisenhöhle machen
sie stets den wind für die papiernen Drachen.
Die Arbeit kommt, ihr scherstein «beizusteuern,
Ersparten preis für das, was sie entbehrt;
Nald loht es auf in jenen lust'gen Feuer»,
Die oft genug papiernes Gut vermehrt.
Dem Reichen steigt ein Phönix aus der Asche;
wer wenig hat, dem leert sich ganz die Tasche.
Da führt der weg Merlin durch die Mansarden,
Wo Mancher noch die scheere eifrig regt
Und schätze schneidet, Renten und lombarden
Und Türlenloose. schwer u,>d drückend legt
Das Dachgebälk sich iiber'6 Haupt dem Greise
Und Ratten huschen aus den löchern leise.

Doch hier, ein junger Künstler feurig blicke»»,
Sie klopften an der falschen Thüre an,
Hier weht die luft nicht schwül »nd nicht erstickend.
Hier herrscht das Gold nicht und sein böser Vann;
Er strebt nur, daß ihn einst der lorber kröne
Und auf der leinwand weckt die Hand das schöne
V selig in der weiten Welt
Das schöne zu ergreifen
Auf Erden und am Himmelszelt,
so weit die Vlicke schweifen;
Das ist ein köstlicher Vesitz,
Der ist uns unverloren;
Nach Schätzen hascht der Aberwitz,
Das Gold ist Gut der Choren.
Ja, Geld und Gut ist eitler Tand,
wir schlagen's kühn in Scherben,
Und rastlos gilt's mit Herz und Hand
Um höhern sireis zu werben,
was unser eig'nes Herz entzückt,
Zoll alle Welt entzücken,
Und wenn der kühne Wurf uns glückt,
wird er ein Volk beglücken.
U»d ist ein Schatten nur der Ruhm,
Er weckt und spornt die Geister.
Es bleibt der Menschheit Eigenthum
Das Werk der großen Meister.
Ein schätz der unser Herz erhebt,
Den schaffend wir r>ermehren!
wonach die Menge gierig strebt,
wir können'« froh entbehren.
Auf seine Wolke steigt Merlin verdrossen-
„Das ist ein Lied, da< meine laune stört!
Gb auch nur Nein der schwärm der Kunstgenossen,
Der gegen meine Herrschaft sich empört;
Noch häügt das Polt sich an des Mantels Zipfel,
Der einst zum Himmel fuhr von Tabors Gipfel."
Rasch ist cnifloh'n der Zorn des Höllensohnes;
Vald wieder füllt die Freude seine Vrust;
Denn nimmer war er stolzer seines Chrones
Und unumschränkter Herrschaft sich bewußt,
Als jetzt, wo Zorn und ileid die wilden Masse»
Hinscheuchen durch das labyrinth der Gassen,

Doch drüben in goldschimmernden Palästen
verhärten Geiz und stolz der Mächt'gen sinn,
Merlin erfreut sich an den üpp'gen Festen;
Der Seinen Zwietracht selbst bringt ihm Gewinn,
Die eifrig hier und dort die Menge schüren,
Im Hexenkessel unermüdlich rühre».
Er brodelt lange schon — jetzt überschäumend
versengt dies Vabel seine heiße Fluch.
V »immer hat der Zaub'rer Schön'res träumend
In seiner viviane Arm geruht.
Das ist ein Vild, wie für sein Herz geschaffen;
Die Flamme loht, der Aufstand steht in Waffen,
Ein Vürgerkrieg! Das ist «in fröhlich Morden,
wie in der Sanct Vartholomä'usnacht;
An Neuilly's Vrücke kämpfen trunk'ne Horden,
Und aufgeschreckt vom wilden lärm der 3chlacht
sieht das Vonlogner Holz statt gold'ner wagen
Den Tod auf schwarzem Roß durch's Dickicht jagen.
„So wird der alte Zwiespalt sich erled'gen,
Mein ist der Sieg und seine Zeit ist um.
Die Verge selber fangen an zu pred'gen,
Doch predigen sie mein Evangelium.
Tod sprüht der Mont Valerien hernieder,
Und vom Montmarlre tönt das Echo wieder.
„Und meine lieben Vetroleusen schwärmen
Vacchantisch mit der Fackel in der Hand;
Den wüsten leib, die wüste Seele wärmen
Sie jauchzend an des 2laiserschlosses Vraiid.
<v daß das Feuer unterirdischer Hölle,
Die Welt verwüstend, aus der liefe quölle!"
So ruft Merlin, mit wachsendem Vehagen
sieht er den Mord, der durch die Straßen rast.
Da liegen Tausend« im Kampf erschlagen,
Verzerrt die Züge und das Ang' verglast:
Die Vpfer würgt man in den Hausverstecken,
Zum Richtplatz weiden alle Straßenecken.
Und Frau'n und Mädchen selber, ob Megäre»,
<vb Heldinnen, trifft tödtliches Gericht;
Mag solch' ein Tod die Dirne noch verklären,
Erbarmen finden ihre Reize nicht.
was hilft das volle Haar, die üpp'gen Vrüste?
Die tust des Morden? zähmt die andern lüfte.

Endlich erlahmt der Kampf und die Vedrohte»
Fliehn in die Gräberstadt und pflanzen l-ier
Geschütze auf; es weht im Reich der Tobten
Der Todgeweihten trotziges panier.
Ruhmlosen Kämpfern winkt der letzte Frieden
Am Fuß der stolzen Ruhmezpyramiden,
" . '
Ueber der Weltstadt ausgebranntem Krater
versammelt jetzt Merlin der Leinen 3chaar:
„Es sei mein Geist «Luch Führer und Verather,
wie er's «Luch schon seit tausend Jahren war.
Fahrt fort und tauft die Welt mit meinen Flammen,
Die aus der Erde nächt'gcn «liefen stammen,"
Ein öturmwind trägt ihn fort zu vivianen,
Die gähnend sich auf ros'gem lager streckt.
Du kehrst zurück von Deinen Erdenbahnen,
<V allzulärmend hast Du mich erweckt,
was sahst Du drunten denn? Vist Du zufrieden?
Ich bin's ... ich schlief, seit ich von Dir geschieden/
„Wohl steht schon meine -aat in vollen Aehren,
Doch hier und dort blüh'n frenide Vlumen drin.
Es wird vielleicht noch «in Jahrtausend währen,
Vis ich allein der Welt Gebieter bin,
Und bis ich llber'm weiten Erdenringe
Das Flammenscepter meines Vaters schwinge.
„Dann aber ist die letzte Mär verklungen,
Die jetzt ein müdes Echo wiederhallt.
Die Welt hat unler'm Kreuze ausgelungen,
Und beugt sich vor des Dämons Allgewalt.
Erlöst ist sie von der Erlösung Wahne,
Giebst Du mir wieder Urlaub, vioianel"
Da lächelt hold die zaubermächt'ge 3chöne;
„Jetzt laß die Erde rollen wie sie mag;
Dich kiimm're nicht das loos der Erdensöhne,
Dir gönnt nie mehr die liebe Feiertag;
Denn sonst wird Deine Weisheit neugeboren;
Doch liebe braucht zu ihrem Glück — den Thoren!"
Im Wald von Verceliande herrscht tiefes schweigen,
Das keines Vogels Weckruf unterbricht;
Nur leise lüfte flüstern in den Zweigen
Um Vlum' und Vlatter schwebt ein traumhaft licht.
Nichts regt sich als ein tiefgeheimes walten
Der Knospen, die zur Vlüthe sich entfalten!

Die Entwickelung der dramatischen Musik in Italien.

v«n

tzeinrich Ehrlich.

— Verlin. —

!!ic erste Aufführung von Verdis ,,Ots11c>", der Oper, die der Componist selbst als sein letztes*) und größtes Werl bezeichnete, hat in der italienischen Presse vielfache Betrachtungen und Darlegungen hervorgerufen, da auf verschiedenem Wege alle zu der Behauptung gelangten, daß Verdi im „Otsllo" einen neuen dramatischen Stil geschaffen hat. Da nun jede wahre künstlerische Schöpfung das Ergebniß von Wechselwirkungen ist, da der Künstler die Ideen seiner Zeit und die Eindrücke des Lebens in seinen Weiten wiedergiebt, sie nach seiner Wesenheit veredelt und höher tragt, oder vergemeinert und in niedrigere Regionen herabzieht; da in der Kunst wie im staatlichen und gesellschaftlichen Leben keine Erscheinung hervortritt, die sich nicht im Zusammenhang befände mit irgendwelcher vorhergehenden EntWickelung; da also dieser neue italienische dramatisch-musikalische Stil, den Verdi geschaffen hätte, notwendigerweise seinen Ursprung in der italienischen Musik haben mußte, wenn er ein wahrer einheitlicher ist; so erscheint es mir durchaus nothwendig, der EntWickelung dieser letzteren einige kurze Betrachtungen zu widmen, bevor ich eine Meinung über jenen Stil kundgebe.

Daß die Oper überhaupt bis zum entscheidenden Siege der Gluck'schen Umwandlung in Paris und des Händel'schen Oratoriums in England überall auf italienischer Grundlage stand, daß ganz besonders in Deutschland die italienische Richtung vorherrschte, ist eine feststehende Thatsache. Die Versuche Lullys und Rameaus, der Vorläufer Glucks, einen französischen Opernstil zu

*) In den Zeitungen spult zwar die Nachricht von einem neu zu coinponirenden Verdi'sche „Lear" — ich glaube nicht daran.

schaffen, blieben in den andern Ländern unbeachtet. Die deutschen Opern R. Keffers, Vendas und Anderer konnten dauernden Halt nicht gewinnen; die berühmten deutschen Operncomponisten Graun und Hasse schrieben ja nur für die italienischen Sänger; und die beiden großen Reformatoren Händel und Gluck hatten ihren Nuhm zuerst in Italien gegründet. Johann Christian Bach, des unbeschreiblich großen Sebastian jüngster Sohn, Handels Nachfolger als Musiklehrer der Königin von England, war seiner Zeit der beliebteste Componfft italienischer Arien für die vornehmen Londoner Damen, lind auch der göttliche Mozart hat viele italienische Opern geschrieben, von denen nur Idomeneo nicht ganz vergessen ist, bevor ihm deutsche Kunst und die Liebe zu Constanzen Weber die erste deutsche Oper „Die Entführung" eingab. Und daß nur diese und „Die Zauberftöte" die ganz wahrhaft deutschen Opern des göttlichen Meisters sind, daß in Figaros Hochzeit und Don Juan die Behandlung der Melodie vielfach eine italienische, allerdings von dem grüßten deutschen Operncomvonisten gehandhabte ist, bedarf für musikalisch gebildete Leser keines Beweises.

Man kann also füglich behaupten, baß der italienische Opernstil bis in die zweite Hälfte des verflossenen Jahrhunderts auch von nicht italienischen Cumponisten bevorzugt ward; erst nachdem Gluck auf französische Texte den französisch dramatischen Stil und Händel das englische Oratorium festgestellt hatte, schwand die italienische Manier nach und nach aus den Werken deutscher Opeincumponisten; und seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts ist sie vollständig an ihre Heimat gebunden. Und nun begann eine neue Periode für die italienische Opernmusik.

Im verflossenen Jahrhundert war die reine Gesangsvirtuosität (das was man heute bsl caiita und Coloratur nennt) allein herrschend. Allerdings stand sie auf einer Höhe, von der man heute sich kaum einen Begriff bilden kann. Mozart meldete aus Bologna seiner Schwester (24. März 1770) von einer Sängerin Bastardella*), die „eine schöne Stimme, eine galante Gurgel, eine unglaubliche Höhe hat", und fügt in Noten „die Töne und Passagen" an. die sie in seiner Gegenwart gesungen hat. Wäre nicht der Autograph vorhanden, und stände nicht Mozarts Wahrhaftigkeit über jedem Zweifel, so könnte man bei dem Anblick dieser Noten glauben, irgend ein Spaßvogel wolle dem Leser ein Märchen aufbinden, da jene Passagen und Triller in der dreigestrichenen Octave und die Läufe endigen mit den,

M vorgestrichenen

ß

*) Sie hieß eigentlich Naujari, Bastnrdella war ein Spitzname. Nnch dem Mendel'schc» Musiklexikon war sie 1755 geboren, an den CompoMen Colla verheirathet, und starb schon 1783. Auch Vurne>) und Tocchini sprachen mit größter Bewunderung von ihr.

vic dramatische Musi? in Italien, Hl.^
Alle diese Stellen sind noch heute nur von einem geschickten Geiger ganz
rein wiederzugeben. Mag auch diese Sängerin als einzeln dastehendes Phänomen
gelten, so bezeugen doch alle Bücher über Musil aus dem verflossenen
Jahrhunderte, daß mit der Gesangsvirtuosität der Italiener leine andere
auch nur annähernd zu vergleichen war. Auch die italienischen Gesangs-
schulen jener Zeit lassen errathen, mit welch langsamer Sorgfalt die Stimme
damals ausgebildet wurde; der Schüler mußte jahrelang nur Scalen singen,
jeden einzelnen Ton vom Piano zum Fortisfimo anschwellen und wieder zum
Pianissimo zurücksinken lassen. Erst wenn er dieser Hebung vollständig Herr
geworde, durfte er mit Läufen und anderen Passagen (ßoriwre) beginnen; und
hatte er diese überwunden, dann durfte er kleinere Partien studiren, um dann
zu größeren zu gelangen. Alles das ist heutzutage undenkbar. Wir werden
später auf diesen Punkt zurückkommen.
Die neuere italienische Opernmusil beginnt mit Rossini. Dieser leicht-
fertig geniale Mann trat, vom Standpunkte seiner Zeit betrachtet, als eine Art
von Reformator auf. Er behielt zwar vieles Von der alten Schule, aber seine
Gestaltung und EntWickelung der Arien und seine Instrumentation waren eine
ganz andere, als die vor ihm. Er legte nicht den Schwerpunkt in die Verzie-
rungen und schwierige, die reine Kehlenläufigkeit zur Geltung bringende Passagen,
sondern in den ausdrucksvollen Gesang. Er gab der reinen Melodie eine
viel größere Ausdehnung, er brachte das Recitativ auf eine höhere Stufe,
er vervollkommnete die Begleitung und öffnete dem Orchester ein weiteres
Feld. Charakteristische Instrumentation lag seinen Bestrebungen allerdings
sehr fern; die Ouvertüren seiner Opern sind reine Tonspielereien; die zur
Semiramis, zum Othello konnte ebenso gut einer komischen Oper vorangehen;
selbst die noch heute „berühmte" zu „Wilhelm Tell", die für die französische
große Oper geschrieben ward, ist nur ein sehr glänzendes Ochester-Eoncert-
stück. Nichtsdestoweniger können selbst die zuerst genannten im Verhältniß
zu den „Introductionen" der früheren Componisten als ein Fortschritt bezeichnet
Weiden. Und manche Arien und mehrstimmige Gesänge in „Semiramis"
und „Othello" zeigen eine Bestimmtheit der melodischen Rhythmen und der
Klangfarbe in der Instrumentation, die darauf hinweiset, daß ihm schon da-
mals eine dunkle Ahnung vom Erfassen dramatischen Moments innewohnen
mochte. Allerdings sind diese Erscheinungen sehr seltene; die italienische
dramatische Auffassung war damals von der deutschen gerade so weit ent-
fernt wie heute; aber auch die vereinzelten Erscheinungen dürfen nicht über-
sehen werden in Betrachtungen der EntWickelung des dramatischen Stiles.
Die Hauptbedeutung Rossinis lag in seiner Gestaltung der Melodie, und
hierin hat er ganz bestimmt eine neue Epoche begonnen. Melodien wie die
beiden Gesänge der Desdemona im letzten Act des Othello gehören noch
heute zu den schönsten Vlüthen italienischer Gesangsmusik. Und selbst in der
komischen „Oper Barbier von Sevilla" zeigt sich Rossini als ein Neuerer.
Ein flüchtiger Vergleich der Partiturs des dardioro mit der besten tomischen

Oper des vorhergehenden Jahrhunderts, mit dem liebenswürdigen ,.m»trimonic>
svFrsw" Cimarosas zeigt den ungemein großen Abstand in den Rhythmen
des Gesangs und in Behandlung des Orchesters. Alles ist schärfer, bestimmter,
volltönender, lärmender,' und es erscheint leicht erklärlich, daß die Neapolitaner,
für welche diese Oper geschrieben ward, beim ersten Anhören etwas verdutzt
drein schauten, und erst nach und nach deren große Vorzüge erkannten; es war
eben nicht die gewohnte opsra duffil, die ihnen da entgegen klang, sondern
eine neue Gattung!
In der Mitte der zwanziger Jahre kam Rossini nach Paris und ward
dort als Compositeur des Königs angestellt; von da ab begann die Wandlung
in seinem Schaffen. Er mußte für die französische große Oper schreiben, und
in dieser herrschten sowohl bei den Sängern wie beim Publikum andere
Ueberlieferungen und Gewohnheiten, als bei den rein italienischen Truppen
und deren Hörern. Ein gewisses ernsthaftes Pathos, eine breiter angelegte
hervortretende Dxlamation. eine stärker entfaltete und in die Handlung ein-
greifende Thätigkeit des Chores hat sich dort seit Glucks Zeiten als uner-
läßlich festgestellt; Rossini mußte sich diesen Forderungen anbequemen,
und er that es mit der ganzen leichten Fertigkeit seiner genialen Begabung,
richtete den „Mos6 in Egitto' als Moise, den Maometto als „sieZs äs «üoriinlls"
für die große Oper ein, gab ihnen einen französischen wirksamen Anstrich
und erreichte damit großen Erfolg. Das Gebet des Moses sowie der Marsch
gehörten lange Zeit zu den Paradestücken der gemischten Concerte italienischer
Operngesellschaften. Mit dem „Tell" trat Rossini ganz auf den Boden des
modernen französischen Opernstils, der vor ihm durch Anbei in der „Stummen"
eingefühlt, nach ihm durch Mryerbeer in „Robert" und „Hugenotten" zur höchsten
Entfaltung gebracht worden ist. Nur hat Auber in der Cantilene die
französischen melodischen Wendungen und Harmonien in der Begleitung an-
gebracht, wie sie schon bei Grtztry und Buieldieu zu finden sind, Rossini
dagegen die italienischen und Meyerbeer deutsche. Hätte der letztgenannte nicht den
Propheten, die Afritanerin und die elendigliche Dinorah geschrieben, so würden
die vernichtenden Urtheile Rich. Wagners ohne starcke Nachwirkung geblieben sein.
Es ist also festzustellen, daß der sogenannte italienische dramatische Stil
zuerst von Rossini geschaffen ward, aber ganz unter französischem Einflüsse.
Die Prüfung der Werke seiner glücklichsten Nachfolger beweiset das am besten.
Der erste nach Rossini, dem das Publikum seine Gunst schenkte, war Bellini,
der echteste, wahrste Schöpfer der schönen italienischen Melodie, jenes süß ein-
schmeichelnden, schwärmerisch stimmenden Gesanges, bei welchem man sich gern
der sinnlichen Wirkung überläßt, weil sie in feinster Form, fast in den Schleier
der Wehmuth gehüllt, erscheint. Es mag sein, daß diese meine Aeußerung
manchem Deutschthümler als ein Verbrechen erscheint. Ich bekenne mich gerne
für schuldig und gestehe sogar, daß noch heute manche Bellini'sche Melodie
(„tzual cor tiÄäisti" im Finale der Norma, die Arie der Somnambula im
dritten Acte, unmittelbar vor dem Erwachen, die letzte Tenorarie in den Puri-

tanern) meine Ueberzeugung bestärkt, daß auch Das „nicht ohne einigen
Gott" geschaffen werden konnte. Eine ganze Oper von Bellini jetzt noch
anzuhören, gehört allerdings zu den schweren Aufgaben; doch will ich sie
noch lieber ertragen als eine von Donizetti, der seiner Zeit von sehr vielen
Italienern Nellini vorgezogen warb, weil er mehr »dramatischen Sinn"
zeigte. In den raschen Sähen und in den „Allegri", die nach der italienischen
Schablone jedem langsamen Satze folgen mußten, zeigte sich Bellini aller-
dings sehr schwach. Die zweitheiligen galoppeartigen Motive, die gerade
den effectvollsten Moment bezeichnen sollten, wie z. N. das Finale des zweiten
Actes der Somnambul«, oder des Duettes zwischen Norma und Adalgisa
erschienen selbst seinen Verehrern zu matt, zu wenig brillant; auch war seine
Behandlung des Orchesters gar zu einfach, nur berechnet, Alles dem Ge-
sänge unterzuordnen. Er selbst mochte diese Schwäche seines Talentes
wohl gefühlt haben, seine Puritani zeigen das Streben und auch die Be-
fähigung, glänzende Allegri zu schaffen (die Orchestration blieb nach wie vor
recht matt); aber der frühzeitige Tod, der den so edel Begabten im 34. Jahre
dahinraffte, ließ jenes Streben nicht zur Entfaltung gelangen; und Donizetti
blieb bis zur Zeit da ihn (fast gleichzeitig ,mit dem Erscheinen von Verdis
Ernani) das unheilvolle Schicksal der Gehirnerweichung befiel, der unbeschränkte
Beherrscher der italienischen Oper.

In wahrer ursprünglicher melodischer Erfindung, in Wärme der Empfindung
steht Donizetti weit unter Bellini; dagegen muß ihm zugestanden werden, daß
er den gesteigerten Anforderungen des Publikums an die Bühne bedeuten-
dere Formlraft und auch eine viel größere musitalische Bildung entgegenbrachte.
Seine Allegri waren manchmal ebenso schrecklich trivial wie die Bellinis;
aber sie bewegten sich in breiteren Formen, traten in besser zugeschnittenem
theatralischem Gewände auf, und boten den Sängern Gelegenheit, ihre vollen
Kräfte zu entfalten. Während die Bellini'schen Allegri ganz unbeachtet vor-
übergingen — nur das berühmte Mannerduo aus den Puritani erregte immer
stürmischen Beifall und Wiederholungsruf — waren die Tenor-Polonaise aus
„Velisar": ,,1'rema LisÄNtia", die Sopranarie „H,!i ono 6i8io 1a vonästw" aus
derselben Oper, das ^-Terzett aus „Lucrezia" im zweiten Act, das noch heute
viel gesungene Trinklied im dritten „II »SFretc» por 683er IsÜW" allbeliebte
Paradestücke, die überall mit demselbm großen Erfolge vorgeführt wurden.
Diese Stücke sowie die meisten seiner Allegri und Finale sind mit großem
Bühnengeschicke angefertigt, und wirkungsvoll instrumentirt. Donizetti hatte,
wie schon oben bemerkt, eine sehr gründliche musikalische Erziehung er-
halten, und war sogar in strengen Formen nicht unbewandert; als er vom
Kaiser Ferdinand von Oesterreich die eigens für ihn geschaffene Stelle eines
Kaiserlichen Hofcapellmeisters und „Kammercomponisten" mit großem Gehalte
und anderen Vortheilen erhielt, übergab er der Hoftirchen-Kapelle zwei im
strengen Stile gehaltene Compositiunen, ein Miserere und ein Ave Maria;
und selbst die von der Bevorzugung des Italieners tief gekränkten deutschen

Wiener Kircheucomponisten mußten eingestehen, daß der Mann, der so viel leichtfertiges Zeug geschrieben hatte, doch auch Befähigung zu ernsterer gediegener Arbeit besaß. Als Componist komischer Opern genießt Donizetti noch heute Achtung selbst bei Denen, die es nicht begreifen können noch wollen, daß die „Fauorite" oder „Lucrezia Borgia" einen so großen Enthusiasmus hervorgerufen hat, und die selbst die ‚Lu«a" nicht mehr hören wollten, wenn nicht die Patti oder die Sembrich die Hauptrolle singt, und die daher auch nach dem Hauptbravourstiick, nach dem Wahnsinn-Walzer und Tod Lucias das Theater verlasse», und den dritten Act vermeiden. ,,I/s1i8!r ä'amars", .die Tochter des Regiments" und vor allen „Don Pasquale" werden den Namen ihres Schöpfers in der Nachwelt erhalten. Die letztgenannte Oper ist freilich nie recht „populär" geworden, und gilt als ein besonderer Leckerbissen für musikalische Feinschmecker. Aber diese Eigenschaft wird sie auch immer behalten; sie ist ein Meisterstück der Feinmalerei in Melodie und charakteristischer Instrumentation.
Donizetti hatte eben seine 64. und letzte Oper „Dum Sebastian" auf die Bühne gebracht, als das Werl eines bisher fast unbekannten Componisten von den italienischen Sängern in Wien, Paris, London, Petersburg mit sehr großem Erfolge aufgeführt wurde: „Ernani" von Verdi. Zwar wußte man. daß zwei Opern dieses neu Aufgetauchten, „Xaduooo" und „I I^ombaräi", in Italien großen Enthusiasmus erregt hatten; aber in anderen Ländern bewährte sich deren Wirkungskraft nicht, sie sind von den Bühnen verschwunden, während Ernani hie und da noch heute auftaucht. Lebhaft steht die Jugenderinnerung vor mir, welch gemischte Urtheile diese Oper (die von den Italienern vortrefflich ausgeführt wurde) in den Wiener musikalischen Kreisen anregte: Wie die Einen die Gemeinheit der Rhythmen, die Rohheit der Instrumentation als einen Rückschritt der italienischen Musik bezeichneten, die Anderen dagegen hervorhoben, daß manche Momente eine ungewöhnliche Kraft der Erfindung, der Declamation und des dramatischen Colorits erkennen ließen, wie z. B. das Duett zwischen dem Könige und Sylua, der Schwur Ernanis und Sylvas, die Arie des Königs in der Gruft und das Finale im dritten Acte. In einem Punkte aber stimmten alle übcrein: daß die beiden Hauptpartien — Ernani und Elvira — von den Sängern nicht musikalische Bildung bedingten, sondern starte Stimmen, Ausdauer und naturalistisches Feuer, und daß bei einer Weiterentwickelung dieser Gattung Opernmusit die eigentliche italienische Gesangslunst, der dsl «mW von der Bühne nach und nach verschwinden und die elementare Kraft der Stimme die Oberhand behalten würde.
Es ist kulturhistorisch bedeutsam, daß Verdis Ernani in dieselbe Zeit fällt, da Richard Wagner seinen „Tannhäuser" schuf, daß der italienische Operncomponist und der deutsche Meister gleichzeitig mit neuen Ideen und neuen Mitteln hervortraten. Aber der Deutsche wirkte für die Kunst und der Italiener für das Publikum, der Deutsche knüpfte an Beethovens „Neunte" und M88» an, der Italiener an Donizetti. Dem Deutschen war es darum zu thun, seine höchsten Ideen im Musildrania zu verwirtlichen, und er kämpfte mit allen möglichen

Waffen für seine Aufgabe, Verdis Streben ging vor Allem dahin, effectuolle und einträgliche italienische Opern zu schreiben, von den erfolgreichen größten Nutzen zu ziehen, die mißlungenen rasch durch andere zu ersehen. Daß er nicht anders zu Werke gehen tonnte, soll gleich bewiesen weiden; hier sei nur bemerkt, daß Verdi als Mensch hohe Achtung verdient, daß er seine patriotischen Gesinnungen auch in Momenten der Gefahr nie verleugnete, und er einen Theil seines Reichthums zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken verwendet hat.

Vielfach ist gegen Verdi der Vorwurf erhoben worden, er hätte der Gesangstunst unendlichen Schaden zugefügt, durch ihn wäre unter den Sängern die Verrohung eingerissen, das Streben nach gemeinen Effecten, nach Entfaltung der Kraft in den hohen Tönen ohne jegliche Rücksicht auf die Gebote der Schönheit. Der Vorwurf ist nicht ungerecht, aber einseitig; er trifft nicht Verdi sondern die zeitgenössische italienische Oper, als deren begabtester Vertreter Verdi allein zu Ruhm und Ehren gelangt ist. Alle anderen lebenden italienischen Opernco mponisten haben gerade so rohe Effecte in Rhythmen, Melodien und Instrumentation angewendet wie er; doch sie waren roh und talentlos zu gleicher Zeit, ihre Opern fielen durch, während Verdis großes Talent überall große Erfolge errang. Und wenn man die einzige Oper eines anderen Componisten betrachtet, die sich neben den Verdi'schen in Italien und in den nicht dentschen Ländern, wo italienische Operngesellschaften existiren, erhalten konnte, den „Ruh Blas" von Marochetli,*) so überzeugt man sich bald, daß Verdi bei weitem der vornehmste unter den Lebenden ist. Wie jede Kunstschöpfung, so sind auch die Opern Verdis ein Ergebniß der Wechselwirkung zwischen der Begabung des «Künstlers und der geistigen Strömung, den allgemeinen Kunst-Verhältnissen. Und diese letzteren sind in Italien ganz anderer Natur als in irgend welchen, Lande. Hier weiden in jeder Stadt Opern nur während der „swssiono", gegeben, d. h. während einer bestimmten Zeit im Winter, die höchstens drei Monate dauert. In den andern neun Monaten des Jahres bleiben die großen Opernhäuser geschlossen. Für diese Station« wirbt der Pächter des Theaters eine Operngesellschaft an und bestellt eine neue Oper; dem deutschen Publikum fehlt jede Ahnung von der Unzahl neuer Opern, die alljährlich in Italien auftauchen. Gefällt nun eine solche, so wird sie die ganze 5t»Fious hindurch gegeben, in Gegenfalle verschwindet sie auf Nimmerwiedersehen und wird durch eine aus früheren Zeiten her bekannte ersetzt. Unmittelbarer Erfolg ist also die erste unerläßliche Bedingung für den Operncomponisten. Gelingt ihm dieser nicht, so ist sein Werk verloren. Allmähliches Durchdringen einer Oper, langsames Erkanntwerden ist in Italien nicht denkbar, aus dem einfachen Grunde, weil die Zeit fehlt, weil während neun

') In Berlin wurde die Oper von einer italienischen Opcrnaescllschoft mit der „berühmten" Sängerin Turolln im Victoriatheatrr geaeben, aber sehr kühl aufgenommen.

Monaten im Jahre die großen Opernhäuser feiein, und daher leine Gelegenheit zur Klärung und Feststellung des Urtheils bieten Außerdem ist das italienische Publikum von jeher gewohnt, nur die erste Vorstellung einer Oper durchwegs ruhig anzuhören. In dieser legt es sich sein Urtheil über die Nummern zurecht, die es bei den weiteren Vorstellungen wieder mit Sammlung anhören will; die anderen Stücke bieten dann die angenehme Abwechslung, daß man mit den Bekannten, welche in der Loge die Besuche abstatten, recht lebhaft plaudern kann, bis wieder eine Hauptnummer beginnt; dann wirds stille für einige Minuten, dann erschallen die begeisterten Zurufe — und nach diesen beginnt die Conversation von neuem. Eine Oper, deren erste Vorstellung keine <Ia e»po Nummern") gebracht hat, bei einer zweiten mit derselben Aufmerksamkeit anzuhören, sie gar nach neun Monaten sich nochmals vorführen zu lassen, fällt keinem italienischen Publikum bei. Es hat vereinzelte Beispiele gegeben, daß eine Oper, die in einer Stadt nicht gefiel, von einer andern günstig aufgenommen ward, wie z. B. Boitos Mephiftofele, der in Mailand ausgepocht, dagegen in Bologna und Venedig und dann in andern Städten mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Aber abgesehen davon, daß die Mailänder Aufführung nach dem allgemeinen Urtheile eine elende war, genießt Bologna („die Gelehrte. 1a äotta") von jeher das Vorrecht, für ernste Musik besonderes Verständnis; zu zeigen und den Ton anzugeben. Auch Wagners Lohengrin ist in dieser Stadt mit so großem Enthusiasmus begrüßt worden, daß die Stadt den Componisten zum Ehrenbürger ernannte. Aber nach den Thatsachen aus dem allgemeinen Musikleben, die ich erzählte, wird jeder Leser begreifen, daß für die deutsche Oper, geschweige denn für Wagners Werke, ein fester Boden in Italien nicht zu finden' ist, und daß Verdi eben nur so zu Werte ging, wie er als italienischer Operncomponist zu Werke gehen mußte, wollte er nicht jedem Erfolge entsagen.

Daß Verdis Opern der wahren Gesangskunst Schaden gebracht haben, daß sie der ungebildeten Kraft, dem Naturalismus Vortheile und Förderung

*) Und in welcher Weise ein italienisches Publikum ä» oapo lAft ohne die mindeste Rücksicht auf Zusammenhang der Handlung un> der Musik, davon gab die eiste Vorstellung des „Othello" in Mailand das bedeutsamste B>ispiel. B>« zum vierten Acte gab es nur eine einzige Wiederholung, die eims unbedeutenden Chores. Aber in der letzten Scene, als Ncsdemona ihr Gebet vollendet und sich schlafen gelegt hatte, muhte sie wieder vom Nette herunter, wieder auf den Vetstuhl knien, singen unl wieder einschlafen. Nun öffnet sich leise eine Topetenthür, der Mohr tritt herein, legt seinen liummen Säbel ab und nähert sich mit finster wildem Blicke, mit lramvfbafl geballter Faust dem Veite seiner Frau; im Orchester soll ein Vorspiel die Leidenschaften schilfern, welche im Vusen des zum Morde Schreitenden wühlen. Dieses Vorspiel w^rd mit endlosem Toben äü, earw verlangt; der Mohr muh wieder hinter die Tapete treten, wiener heivurlommen, wieder ein wüthcndes Gesicht zeigen. Nie Mailänder sind die denkbar liebenswürdigsten, feinsten Leute, in äuherer Erscheinung und Manier fast ganz französisch; aber im Theater sind sie Italiener vom Scheitel zur Sohle,

bieten, ist unleugbar. Aber ebenso fest steht, daß die übergroße Mehrzahl der heutigen italienischen Sänger Gesangslunft nicht besitzen will, weil das Publikum sie nicht verlangt, und daß sie Verdis Opern nicht sängen, wenn er nicht nach ihrem Sinne schriebe und sie damit Effect machten. Schon die letzten Opern Donizettis und die Meyerbeers, ließen voraussehen, daß die Kraft und Ausdauer der Stimme und die scharfe Betonung der Deklamation in Bälde Häher geschätzt werden würde, als die eigentliche künstlerische Gesangsleistung. Verdi hat nur vollendet, was seine Vorgänger begannen, mit größerem Talente als alle seine italienischen Zeitgenosse», die sich vergeblich bemühten.

Nie ganze gesellschaftliche und gewerbliche EntWickelung der letzten Jahre mußte der alten italienischen Gesangstunst verderblich sein. Bei der ungeheuren Ausdehnung und Schnelligkeit der Eisenbahnen und des Dampfschiff-Verkehrs weiden jetzt italienische Operngesellschaften bis in die entferntesten Winkel aller Erdtheile angeworben. Daß hierbei nicht die künstlerische Bildung der Sänger in Betracht kommt, liegt klar; welcher Theaterbesucher 'in Neu-Orleans, Hayti, San Francisco, in Brasilien, in Australien, in Bombay kümmert sich um musikalische Bildung? Schöne ausdauernde Stimmen, welche dem Einflüsse des Klimas widerstehen, sind die Hauptbedingung. Also ein Tenor mit vielen hohen Tönen, eine Primadonna mit starker Brust, allenfalls ein Sänger, der ein paar Läufe brillant herausbringt, die werden mit Gold aufgewogen; alles Andere ist gleichgültig. Der Bedarf wächst fortwährend und als natürliche, nothwendige Folge stellt sich immer mehr heraus, daß Sänger und Sängerinnen mit guter Stimme nichts lernen, sondern nach einigen Vorbereitungen sofort erste Partien singen wollen, gut bezahlte Engagements suchen und nach irgend einem entfernten Weltlheile segeln.

Und die Gerechtigkeit legt uns das Geftändniß auf, daß unter den deutschen Sängern auch nicht viel bessere Zustände herrschen. Man frage einmal die Gesangslehrer, ob irgend ein begabter Schüler lange leinen oder sich je bequemen will, mit dem Studium kleinerer Partien zu beginnen? Die bedeutendsten italienischen Sänge» innen und Sänger sind jetzt nicht mehr in Italien zu suchen, sondern in London, Paris, Petersburg. New-Iort, wo sie die höchsten Honorare erhalten; aber auch in diesen musikalisch gebildeten Städten verlangt das Publikum vorzugsweise Verdi; es laßt sich wohl einmal die Somnambul« oder Lucia gefallen, wenn die Patti oder Sembrich die Hauptrolle singt; dafür aber will es viermal die Traviata oder den Trovatore hören.

Alle diese Verhältnisse sind Wohl im Auge zu behalten, wenn ein richtiges Urtheil über Verdis EntWickelung gefällt werden soll. Die Wandlungen in den Kunstrichtungen, unbewußte Neigungen des Publikums und seine Wesenheit trafen zusammen. Jenes fand das meiste Gefallen am Düsteren, Leidenschaftlichen, Gewllltthätigen, Gräßlichen, und er fand für die Hauptscenen im Rigoletto, Trovatore, Traviata, Lallo iu mäsclisi-a die wirtsamsten Melodieen und die charakteristische Instrumentation. Das Quartett im letzten Acte

des Riguletto, das Finale des dritten Actes der Traviata von der Spielscene an, der ganze dritte Act am Hochgerichte*) im Lallo, sind Schöpfungen, denen man große unmittelbare Wirkung nicht absprechen kann, wenn auch der Stoff im Ganzen und in der Musit Einzelnes anwidert. Man hat immer Kundgebungen einer ganz bedeutenden Kraft vor sich; man mag die Richtung der Kraft preisen oder verdammen, die Bedeutung ist ihr nicht abzusprechen.
Die „Aida" wurde vielseitig als ein Werl betrachtet, in welchem Verdi eine ganz neue Bahn betreten, einen neuen Stil geschaffen hatte; sie ist auch entschieden sein bestes, einheitlichstes, vornehmstgehalteues; aber sie ist doch nur die Vollendung dessen, was er im Lall» und in In toi-2a clel cloLtmc» begonnen hatte. Schon die eist genannte Oper zeigt eine andere Behandlung der Declamation und besonders der mehrstimmigen Gesänge als die bisher gewohnte; jeder Gruppe ist ein charakteristisches Motiv zugetheilt, das sich von den andern scharf abzeichnet; ja sogar ein Leitmotiv kommt zum Vorscbein, das den jedesmaligen Eintritt der Veischwurnen ankündigt. In „torn <lsl <ls8tino" geht Verdi noch einen Schritt weiter, behandelt das Orchester noch sorgfältiger, trachtet noch mehr nach charakteristischer Klangfärbung und Harmonisation. Auch sind einzelne Scenen vortrefflich ausgeführt. Daß die Oper nirgends einen rechten Erfolg gewann, lag an der Melodienarmuth und an dem ganz zerfahrenen Libretto, der verschiedenartigste Elemente handelnd vorführt, sogar einen tomisch sein sollenden Klosterbruder! Doch weiß ich mich genau zu erinnern, daß sie vor einigen Jahren in Berlin (sie wurde im Krolltheater von einer italienischen Gesellschaft vorgeführt) Verwunderung und Beachtung der gesummten Kritik erregte. In Aida hatte Verdi einen vortrefflichen Text gefunden, der viele wahrhaft poetische Momente bietet; sein Melodienquell floß reichlicher, seine Arbeit war noch reifer, umfassender, sorgfältiger und er schuf ein Werk, das schöne Melodien mit echt dramatischer, wirksamer Instrumentation verbindet, das bis zum letzten Stücke den Hörer bei steigendem Interesse festhält, das also ganz bestimmt als die beste italienische Oper dieses Jahrhunderts bezeichnet werden kann. Freilich wäre bei genauer Zergliederung nachzuweisen, daß französisches wie deutsches Element in Aida mitgewirkt habe; aber als Grundtun, als das Hauptelement, welchem andere nur beigefügt sind, wird immer die italienische Musik zu erkennen sein. Dies ist im „Othello" nicht der Fall.
Es erscheint leicht erklärlich, daß Verdi nach dem ganz außerordentlichen Erfolge der Aida oft gedacht haben mag, er könne mit einem ähnliche» Textbuche »och Größeres und Schöneres, in der That einen neuen Stil schaffen. Es lag auch in seiner Wesenheit, daß ihn ein Stoff wie der Othello ihn besonders anregte, eine Handlung, in welcher die denkbar schärfsten

") In dein Hohn-Lhore der Verschworene» sind die sonst so gemein klingende» Teiz>-ngänge mit giohcm Geschick charaltcriftisch angewendet.

Gegensähe, die wildesten, aber ethisch weitest auseinander liegenden Leiden-
schaften immerwährend thälig sind, und daß Rossinis Othello ihm wenig
Bedenken einflößte; denn nicht die Zeichnung der Tesdemona stand vor seinem
Geiste als die Hauptsache, sondern Othello, und fast noch mehr Ingo; und
die oft gebrachte Zeitungsnotiz, daß er die Oper zuerst „Ingo" nennen wollte,
erscheint mir gar nicht unglaubwürdig. Er fand auch in Boito, dem genialen
Dichtercomponisten des Mephisto*) einen Textdichter, der das Shale-
spearc'sche Drama insoweit vortrefflich bearbeitete, als es überhaupt möglich
war, diesen Stoff für musitalische Composition zurechtzulegen. Denn die
Charaktere in Othello sind nur in psychologischer Entwickelung dramatisch
darstellbar, daher der Musik, die nur für Stimmungen und nicht für Ge-
danken Ausdruck findet, fast unzugänglich. Dem Rachegefühl und der Hinter-
list, den Haupttriebfedern in Ingos Handlung, steht die Musik fern; sie kann
Wüthen, nicht aber intriguiren.

Trotz alledem hätte Verdi manche schöne Musik componiren können,
wenn die Erfindungskraft des ? 3jährigen Mannes nicht in Abnahme wäre.
Ter Stil in Othello, der in Italien als ein neuer grpriefen ward, mag
vielleicht dort als ein solcher erschienen sein, wo man Wagner noch sehr
wenig kennt. Aber der Beurtheiler, der eben nicht auf dem rein italienischen
Standpunkte'*) steht, findet in diesem „letzten und größten" Werte nur sehr
achtungswerthes Stieben und gewissenhafte Arbeit, sorgfältige Behandlung
des Declamlltorischen, der Instrumentation und orchestralen Klangfärbung, be-
sonders auch eine fehr achtsame Stimmführung sowohl in den mehrstimmigen
Gesängen der Hauptpersonen als in den Chören. Aber die eigentlichen
Formen, die gesanglichen wie die instrumentalen, müssen jedem unabhängigen
Beurtheiler als ein Gemengsel der französischen großen Oper und des Wagner-
schen Musildramlls erscheinen. Es giebt nicht eine Scene, in welcher sich
nicht directer Einfluß des einen oder des anderen nachweisen ließe. In der
Melodienbildung, in der Charakteristik durch Gesang waltet das französisch
pathetische Pathos, von Meyerbeer bis auf Gounod; besonders Iago und
Tesdemona lassen den Meyerbeer'schen Bertram, den Gounodschen Mephisto und
Gretchen erkennen, nicht etwa durch directe Reminiscenzen, aber durch die
Haltung und Führung der Melodie. Das vollständige Ineinandergreifen der
einzelnen Gesänge, das Zuspitzen fast jedes einzelnen Tactes zum charakteristi-
schen, besonders aber die Harmonisation sind ganz aus dem Wagner'schen
Musitdrama hervorgegangen. In den gewagtesten Fortschreitungen, im un-
harmonischen Tonartenwechsel, in der Chromatit leistet Verdis Othello Manches,
was mit den stärksten derartigen Erzeugnissen Wagners concurrirt. Das „letzte

') Die Oper enthält neben manchem Ungenießbaren viele Schönheiten und geniale
Momente. Sie hat fast überall großes Interesse erregt, nicht aber dauernde Erfolge,

") Hier ist nochmals zu betonen, das, die Italiener in Verdi nicht blos ihre»
größten lebenden Componisten, sondern auch den Patrioten verehren, fast vergotten,,

und grüßte Werk" Verdis ist also eine ehrenwerthe mühsame Arbeit, aber lein Kunstwerk, und am wenigsten die Kundgebung eines neue» italienischen dramatischen Stils.

Steht ein solcher überhaupt zu erwarten? Ist er möglich? Tiefe Frage kann ebenso wenig entschieden verneinend als bejahend beantwortet weiden. Wer hätte im verflossenen Jahrhunderte noch Glucks „Iphigenie auf Tauris," den „Don Juan" und die „Zauberflöte" möglich gehalten? Erschienen nicht nach Meyerbeers Hugenotten alle Mittel weiterer Ausdehnung der Oper erschöpft? Galt nicht Lohengrin als Grenzstein, über den hinaus tein Schritt mehr gewagt weiden durfte? Die ästhetischen Grenzen werden ja immer erst festgestellt, nachdem sie weit überschritten wurden.

Nur Eines mag hier in Bezug auf die erstere Frage jetzt gleich zur Entscheidung gebracht weiden. Verdis Othello ist nicht die Kundgebung eines neuen italienischen dramatischen Stiles, aus dem einfachen Grunde weil die Oper eben nicht aus der italienischen Musik hervorgegangen ist. Man laiin Wagners Musildramen bewundern oder verwerfen, keinesfalls aber leugnen, daß sie mit der Entwickelung deutscher Musik, mit Webers Euryanthe. mit Beethovens letzten Werken zusammenhängen. Ja wenn der musitalisch gebildete Leser sich die Mühe nehmen will, die Andante aus Robert Schumanns ersten Sonate» (1839/40) zu studiren, wird er darin große Aehnlichkeit mit der späteren Melodienbilduiig Wagners finde». Aber Verdis Othello ist, wie schou gesagt, halb französisch halb deutsch, nirgends wirklich italienisch. Der neue dramatische Stil ist also »och zu erwarten*)!

"> I»> Frühjahr 1884 weilte ich einige Tage in Mailand, Es war eben ei» Preis ausgeschrieben worden für eine kürzere zweiactigc Oper. Von den vielen Einsendungen halten die Richter zweien eine Theilung des Preises zuerkannt, eine dritte erschien ihnen n!s von Talent zeugend, aber für die Aufführung unmöglich, gegen alle musikalischen Gesehe verstoßend. Mehrere Musikfreunde interessirlen sich gerade für diese und nachdem die zwei erstgenannten Oper» mit mäßigem Erfolge im t«»trc> <I«l Verm« vorgeführt worden, bewogen sie die Tircction, auch die ,.unmögliche" in Sccne zu fetzen. Der Erfolg war ein außerordentlicher. Ich habe der fünften oder sechsten Vorstellung beigewohnt und mich an dem Veifalle betheiligt. Mehrere Stücke, unter anderen ein Vorspiel im zweiten Acte, mußten drei» bis viermal wiederholt weiden. Vie Oper heißt „I,!» ^Villi" und spielt in Teutschland, der Stoff ist dem gleichnamigen Ballet entlehnt. Der Eomponist — Puleini — ein ganz junger Mann, Schüler des Mailänder Euuservatoriums, harnionisilt und instrumentirt als hätte er nie etwas anderes gekannt und studirt als Wagners Werte; aber seine Melodienbildung ist echt italienisch. Ich war außerordentlich überrascht, und sandte dem Berliner Tageblatt einen Bericht „Ein »eudeittscher Italienei". Bei meiner letzten Anwesenheit in Mailand während der Othello-Aufführungen fragte ich den Tmector des Conservatoriums, den würdigen Nazzini, nach dem Eomvomsten. Er meinte, der könnte Großes leisten einen neuen Stil schaffen, wenn er nicht so fahrlässig wäre!

!2chluh.)
Hicf im Herzen hat mir Ihr Brief wnhlgethan, lieber Wilhelm, wenn ich
auch wie natürlich, tief bedauern muß, dnft Sie nicht so auf dem Zeug
sind, wic's sein soll.
Doch, das spricht sich Alles besser, und Sie kommen >a hierher, am besten nächsten
Donnerstag oder Freitag, nehmen gleich ein Billet 2. Klasse für hin und her, das gilt
drei Tage und mindestens zwei müssen Sie bleiben. Sie können bei uns logircn,
Ueberfahren kann man immer und Sie verwahren sich gut. Der beste Zug ist Mittags
l Uhr, da sind Sie um 2 Uhr hier. Wir warten mit dem Lssen auf Sie. Ich stecke
setzt so im Arbeitefieber, das; ich oft i» Schweift gebadet dastehe. Ich dietire einem
Stenographen. Das thnt mir gut, denn die Sachen sind so fertig in mir, daft^ich sie
nicht schnell genug heraussprudeln kann. Bin begierig, was Sie sagen werden, Sic
werden viel vorfinden, mehr als wir i» zwei Abenden lesen tonnten. Bis Dunnerstag
hoffe ich fertig zu fein und Dienstag den 2>X geht's nach Berlin,
Die russische Nebersetzung freut mich sehr. Die Paulos ist doch schuld, das; der
Preiselspeter mir nichts einbringt. Sie hat zu lang gezögert. Wir sprechen auch
hierüber.
An Dawison habe ich bereits vor mehreren Tagen geschrieben. Er weift, dah ich
ihm gern nahe bin in Fieud und Leid, und ich möchte eben jetzt meine Hand über
ihn ballen.
Mit herzlichem Grüfte an Sie und Ihre Frau von mir und meiner Frau
Ihr
Schnndnu, den ll, December 1859, Berlhold Auerbach.
Schreiben Sie den Tag vorher, ehe Sie kommen. Halbneugroschenmarke.
Hätte ich Sie nur bei mir, lieber
und es schreibt sich so schwer
Wilhelm. Wie Vieles hätte ich Ihnen zu sagen
Wenn ich von vielen Besuchen ermüdet Abends spät, d. h.

Mitternacht zum Schlaf komme, bin ich Morgens taum schreibfähig. Ich habe noch nicht die Hälfte meiner Besuche gemacht, und oft ist mir's doch fo schwindlig, als roiirc ich auf einem Caroussel, wo Alles sich vor uns dreht.

Ich lann Ihnen aber doch sagen, daß Berlin i>n großen Ganzen genommen einen stählend frischen Eindruck auf mich macht. Hier ist Alles stramm, geweckt, selbst die Physiognomien auf den Straßen haben etwas von einem permanenten Appell, als wäre eben erst Tageswacht geblasen und gewisses Gefühl der Großheit, eine zutunftssichere amerikanische Betriebsamkeit und Selbsthchung geht durch alle Gemüther und alle Lebensäußerungen. Nach dem ästhetisch Verhocktcn, das wir so lange mit ansehen mußten, thut diese allseitig bewegte Regsamkeit doppelt wohl. Mir nimmt es noch oft den Kopf ei». Es war ein großer Abstand, aus der Abgeschiedenheit so plötzlich in diese Vielgeschäftigteit verseht zu werden, aber ich glaube, daß der Aufenthall hier für mein ganzes inneres Leben und einen frische» Frohmuth nachhaltig wird.

Meinen alten Freund Maz Duncker habe ich als den alten herzslarlen Menschen in den neuen VerlMnisscn wiedergefunden. Einen tiefanmuthenden Abend hatte ich bei Ialob Grimm. Der herrliche Mensch ist schwer gebeugt vom Tode seines Bruders, und doch nahm er mich auf und ließ mich lange nicht fort, und es war mir erhebend, wie er mein Streben im Auge behält und immer wieder mir sagte, wie Narsllßele und Friedrich der Große von Schwaben ihn tief ergriffen hätten. Bei der Prinzessin von Preußen, die mich schon am dritte» Tage meiner Anwesenheit zu sich kommen ließ, fand ich eine Aufnahme wie bei einer Freundin. Sie war dafür besorgt, daß es mir hier wohl und warm sei. Vorgestern war ich, wie Sie in den Zeitungen lesen werden, zum Thce eingeladen, ganz im Familienkreise. Der junge Prinz und die englische Prinzessin, sowie mein Landsmann der Fürst von Hohenzollern waren auch da und Alle äußerst liebreich gegen mich. Nach Tisch sprach ich länger über Volksbildung mit dem Prinz Regenten, er scheint viel und eigenthümlich darüber gedacht zu haben, ist gehalten und knapp in seinen Erwiderungen und bezeigte sich sehr wohlwollend. Ich erzähle Ihnen so hoffentlich bald einmal mündlich Alles näher.

Wird's denn nicht eine Wahrheit, daß Sie hierher kommen?

Fontane habe ich noch nicht gesehen. Er bestimmt morgen seine Vorlesungen. Lazarus ist durch die Krankheit seiner Frau sehr bedrückt. Zum Theater bin ich hier auch nicht gekommen. Ich hoffe, ich finde jetzt bald ruhigere Zeit. Lassen Sie mich bald auch von Ihnen hören. Mit herzlichem Gruß nn die Ihrigen

Ihr

Berlin, Kronenstratze 26, 10. Januar 1660. Berthold Auerbach.

Berlin, Kronenstraße 26, 14. Januar 60.

Noch habe ich keinen Brief von Ihnen und schreibe Ihnen schon wieder, lieber Wilhelm, freilich nur kurz, denn Sie können sich kaum eine Vorstellung davon machen, wie ich in Sturm und Drang hundertfälliger Beziehungen und Ansprachen lebe.

Abends nie vor Mitternacht zu Nett, Morgens müde und dann sind doch die Besuche nicht abzuhalten, bis ick schon Mittags mit dem Hausschlüssel für die Nacht ausgehe« muß. Bei alledem fühle ich mich frischauf. Das politische, künstlerische und wissenschaftliche Leben ist hier in der Thal Leben. Ich bin heut Abend bei meinem alten trefflichen Freunde Mar Duncker mit mehreren Abgeordneten. Im Schloß hörte ich die Eröffnungsrede des Prinzen. Es ist ein gewaltiges Treiben hier, und was das Neste ist, man lernt endlich einsehen, daß man nicht blos preußisch, sondern deutsch sein müsse. Freilich will das Vielen noch nicht eingehen, aber es wird.

Jeden Morgen ist mir's, als wäre gestern Sonntag gewesen, aber die glückliche Monlagsstimmung^ die zur frischen Arbeit führt, gewinnt in mir hier keinen festen Anhalt. Ich komme schwerlich hier zu einer geschlossenen Arbeit. Ich werde es aber versuchen.

Meine Beziehungen zum Prinzregenten und zur Prinzessin machen hier großes Aufsehen. Es soll noch nicht vorgekommen sein, daß ein neuerer Schriftsteller von bestimmtem politischen Charakter so in den Familienkreis des Hofes gezogen wurde und besonders die Juden fühlen sich ganz glücklich, daß mir diese Ehre wurde, und ich muh selber sagen, daß dies auch mir von besonderer Bedeutung ist.
Gestern war ich bei Kossat, der mir als gediegene Natur erschien. Er gedenkt auch Ihrer mit Liebe,
Wenn Sic Julius Hammer sehen, fragen Sie ihn, warum er mir nicht antwortet?
Sie haben doch schon gehört, daß Leopold Schefer die Schillerstiftung in Anspruch nehmen muß?
Wann kommt Ihre Osternacht dran?
Wann schicken Sie mir die Kalender-Anzeige?
hier steht im Theater die Nirch-Pfeiffei in Aussicht, Schone Aussicht!
Schreiben Sie mir bald und recht viel. Ihr
Berihold Auerbach,
Berlin, Kronenstraße 26, Sonntag, 29, Januar 60.
Und wieder, lieber Wilhelm, muß ich Sie ermahnend fragen: warum erhalte ich den versprochenen ordentlichen Brief von Ihnen nicht? Ich, in den hundertfältigen Anmuthungen des hiesigen Lebens, finde nur schwer die entsprechende Schieibruhe. Man findet sich hier wie in einem Strome stahlhaltigen Wassers, und die Strömung geht an vielen Stellen auf und ab zugleich. Es gicbt viele freisinnige Menschen, die nicht an Bestand und ezocte Durchführung der freien Principien hier glauben, während Andere mit aller Zuversicht daran hängen, und inmitten des politischen Lebens ist hier eine wunderbare Emsigkeit in allem Thun, Wenn ich bei ganz verschiedenen Menschen wie Dropsen und M, Duncker, Diesterweg und Ad. Menzel lc. stehe und »er« nehme, wie sie arbeiten, und dann auf der Straße den Holzhauern zusehe, wie sie mit einer Rapidität ohne Gleichen ihre Arbeit vollführen, so erweckt es mir immer auf's Neue die Hoffnung: ein Volk, wo Jeder so stramm und mit vollem Einsähe seiner Aufgabe sich hingiebt, ein solches Voll hat eine große Zukunft für die Welt und für Deutschland insbesondere.
Bei jedem Ausgange sehe ich ein wirkliches Stück Leben, und ich fange an den Zusammenhang und die Eigenartigleit des hiesigen Seins zu verstehen. Die Gesellschaft ist hier eine von wirklichem Interesse bewegte, die Nörsenwelt ist hier wie überall nichtsnutzig, spitzfindig und witzfindig, aber wenn ich in einem Kreise war wie gestern Abend, da sehe ich die bessere Welt, die schaffende und werdende, die den idealen Interessen lebende, die fast gar nichts davon weiß und will, daß da drüben an ganz andere Interessen, die nichts als Dividenden sind, gedacht und darauf speculirt wird. Ich war gestern Abend bei Dr. Veit. Es war nur Männergesellschaft, aber auch wirtliche Männer, nicht hosentragende Theellatscher, die sich um Deurient und Dawison abgesellschaftern. Da war Bennigsen aus Hannover, Droysen, Mommseu, Eimson, Vincke, Zelle, Zabel und 30, 40 andere, das war ein schöner Wald von Männern und das Rauschen mächtig. Ich habe mich besonders mit Drousen und Mommsen viel abgegeben, letzterer war mein Tischnachbar, auf der andere» Seite der Oberstaatsanwalt Aneke. Ich sprach mit Mommsen auch viel über Frevtags Fabier, der ist nicht ganz meiner Ansicht, aber Alles was er sagt, ist so scharf prelcisirt und so aus einem Hintergrund übersichtlichen Denkens, daß es der Mühe werth ist, still zu halten und sich darüber zu besinnen. Ich fühle mich heute am Morgen, wie man sich nach dem Genüsse eines guten Weines fühlt — und auch der Wein war gut — nicht übernachtig, ausgeschöpft und öde wie in Dresden oft nach Gesellschaften, Ich könnte so fortfahren und Ihnen bogenlang schreiben, aber wie gesagt, ich habe

nicht die Ruhe dazu und ich nehme nur in vollen Zügen das Leben in mich auf, ohne zu fragen was in mir daraus wird.

Ich will Ihnen nur noch fngen, daß ich auch Fontane gesprochen Hab. Er scheint mir eine chevalereske Natur.

Ich muß jetzt etwas für meinen Kalender arbeiten. Es wird mir schwer, denn mir braust der Kopf von all den neuen Wahrnehmungen.

Grüßen Sie Ihre Frau herzlich von uns. Schreiben Sie bald und ausführlich.

Getreulich Ihr

Verthold Auerbach.

Wenn Sie nicht krönt sind, lieber Wilhelm, ist Ihr Nichtschreiben unbegreiflich und fast unverzeihlich. Nur aus der Antwort Hübners erfuhr ich, daß Sie meinen Brief erhalten. Wie ich Ihrer gedenle, weiden Sie auch daraus ersehen haben, daß ich den Buchhändler Schneider veranlaßt habe, Sie zur Abfassung einer russischen Anthologie aufzufordern. Lassen Sie sich das ja nicht entgehen.

Sie leben in der gewohnten Ordnung uud ich in einer Unruhe und allseitigen Beanspruchung ohne Gleichen und ich schreibe Ihnen und Sie mir gar nicht. Ist das richtig gemessen? Von Dresden lese ich, das Dawison endlich als Wallenstein erschien? das ist schön, ist das aber Alles was sich hören läßt?

Haben Sie Ihre Goethe-Vorlesungen begonnen?

Wie stchts mit der Osternacht? Ist das wahr, daß Dawison, den Sie mir herzlich grüßen, nach Paris auswandern will? Suchen Sie ihn ja davon abzuhalten, daß er keine übereilte Thal thut. Solchen heißblütigen Naturen müssen besonnen theilnehmende zur Seite sein.

Wenn ich wieder Brief von Ihnen habe, werbe ich ordentlicher schreiben können.

Heute nur herzlichen Gruß an Sie und die Ihrigen von Ihrem

Berlin, Kronenstraße 26, 16. Februar 60. Berthold Auerbach.

Berlin, Krouenstraße 26, den 28 Februar 1860.

Morgens 10 Uhr.

Von meinen beiden Brüdern in Nordstetten, von meinem Lehrer bort und von Ihnen, lieber Wilhelm, habe ich so eben auf einmal Briefe bekommen zu meinem Geburtstage.

Sie können sich denken, wie mir das das Herz bewegt. Ich gehe seit einer Viertelstunde in meinem Zimmer auf und nb in einer namenlosen Bewegung; ich schäme mich nicht, Ihnen zu bekennen — was gäbe es, das ich Ihnen nicht frei und offen bekennte — ich mußte fast weinen, ich weiß nicht warum. Leben und Tod, all die tausend schmerzlichen und freudigen Erschütterungen meines Daseins ziehen mir durch die Seele.

Noch spüre ich einen Druck auf der Brust, der mir fast den Athem benimmt, aber mit halbem Athem kann ich ihnen noch sagen, daß mich die Zuversicht unserer treuen unlösbaren Zusammengehörigkeit tieferquillt, wenn ich auch in diesem Momente Alles, Alles auf der Welt wie über einen Schmerz hinüber empfinde. Ich kann mir's nicht recht erklären was das ist, und ich glaube es wird sich geben, wenn ich wieder eine gute Menschenstimme höre. Der lebendige Ton hilft aus Allem heraus. Was ist Schreiben? Was ist Lesen?

Ich danke Ihnen von Herzen für den guten Willen, daß Sie zu mir kommen wollten! Ich verstehe das. Wir wissen von einander, daß Jeder das abbrevirte Wort des Anderen grundmäßig auslennt.

Ich mag nur nicht denken, wie mein Leben geworden wäre ohne die entsetzlichen Verzenungen, die aus Schicksal «nd Gemüth stammen; ich glaube ich war zu einem logisch geraden Gange des Daseins berufen und es hätte noch ganz Anderes, ganz

Anderes aus mir kommen müsse»! aber es ist auch so gut, ist vielfach gesegnet, und
ich muß dem Geschicke und der mir innewohnenden Naturtraft danken, baß ich aus
Allem heraus doch noch ein Festes bewahrte und noch zu Gutem, in sich Beruhigtem
kommen kann und blühendes Leben mich umsteht und noch Leben in mir sproßt und
»reibt.
Doch wozu das? Ich wollte ja nicht da hinein gehen, ich wollte nur — ich weiß
nicht was ich wollte, ich will Ihnen nur sagen, daß mich Ihr Nichlschrechen keinen
Augenblick an irgend etwas zweiflerisch machte, nur leid that mir's, daß Sie sich nicht
zu kurzen, wenn nöthig nur sachlichen Briefen entschließen konnten.
Der Bericht, den Sie mir von meinem August geben, thut mir wahrhaft wohl
und nimmt mir einen Theil der inneren Schwere, daß ich meinem Sohne nicht ganz
das bin, was ich ihm sein muß «nd gewiß auch sein werde.
Wir trinken heute auf Ihr Wohl und auf das Ihre, liebe Freundin. Ihr
Gnih aus eingeheimstem Marllkorbe ist mir wie ein schöner Apfel, den man als be-
sonders schmackhaft herausholt.
Ich sehe wohl, ich schreibe unordentlich, aber ich schreibe doch. Ich schreibe heute
auch noch an meinen Bruder nach Amerika. Ich habe Ihnen viel zu erzählen.
Heute nur noch brüderlichen Gruß Ihres
Berthold Auerbach.
Eine wundersam freudige Stimmung wie frische Frühlingsluft zieht mir durch
die Seele und ich wollte nur, daß ich Ihnen, lieber Wilhelm, einen guten Athemzug
davon geben könnte. Das ganze Leben hier in den Kreisen der Minister, der Ab-
geordneten, Gelehrten «nd Künstler ist so mächtig von männlichen Interessen bewegt,
daß man sich stahlkräftig davon cmgemuthct suhlt. Dabei bin ich im Innersten auf-
geregt, denn es sind mir Anerbietnngen gemacht, die meine ganze Tnseinsweise um-
stellen können (das bleibt noch streng unter uns) und so auf der Schwelle eines
neuen Lebens stehend, klopft mir das Herz. Sie wissen am besten, lieber Wilhelm,
wie lang und tief in mir die Sehnsucht nach unmittelbarer Ansässigkeit im Staats-
und Genieindeleben ist, und jetzt soll sich's vielleicht auf wunderbar entgegenkommende
Weise entscheiden.
Ich hoffe, daß Sie in der nächsten Woche, wenn sich das entscheiden soll, hier sein
werden. Ich habe Sie dann bei mir und das wird gut sein. Das habe ich geradezu
erklärt: es gicbt keine Stelle, so hoch sie sei, die ich annehme, wenn ich meinen Beruf
dafür aufgeben muß, worauf mir der Minister Aucrswald erwiderte: Wir würden es
als einen Raub an der deutschen Nation betrachten, Sie Ihrem Berufe zu entziehen,
wir wollen nur eine sichere Art, daß wir Sie hier behalten. Wollen sehen, was daraus
Wird. Heute bin ich bei Böckh zu Tisch geladen, das hängt wahrscheinlich mit der
Sache zusammen.
Ich freue mich sehr, daß ich noch hier mit Ihnen sprechen kann. Zeigen Sie nur
den Tag Ihrer Ankunft an. Sie haben doch Schneider sofort geantwortet? Ls hat
mich sehr frappirt, daß Sie ihm auf das Frühere noch gar nicht geantwortet hatten.
Wenn Sie nicht kommen, schreiben Sie mir auch.
Getreulich Ihr Berthold Auerbach.
Verlin, Kronenstrahe 26, 16. März 1»W.
Sie weiden also wieder wie vor 12 Jahren in diesen Tagen hier sein. Sir
wohnen in Scheible's Hotel am Gensdarmen - Markt. Das ist meiner jetzigen
Wohnung nahe.
Berlin, Kronenstrahe 26, 21. März 1860.
Stündlich seit Sonntag erwartete ich Sie, lieber Wilhelm, und freute mich nicht
nur darauf, daß Sie ein paar frische Tage haben sollen, sondern daß auch ich Sie in

meiner jetzigen, Zo tief innerlichst bewegten Situation zur Seite haben kann. Ich hielt das Warten nicht mehr aus und ging noch gestern Abend spät zu Herm Schneider. Da hörte ich, daß Sie setzt nicht hierherkommen, daß Schneider zu Ihnen wollte, durch die Krankheit seiner Frau abgehalten wurde, und nun in einigen Wochen Sie von Leipzig aus aufsuchen wird. Ich muß nun wesentlich in mir allein (denn auch Lazarus ist fort zum Antritt seiner Professur in Bern und Max Duncker ist schwer zu haben und allzeit beschäftigt) dem kommenden Ereignis, Stand halten, und doch kann ich ein inneres Bangen und Zagen nicht loswerden. Mit der Uebersiedelung nach Berlin wäre ich an sich leicht entschieden, ich thue weiter nichts, als ich greife einigermaßen der Zeit vor, da jeder Deutsche, der auf das große Ganze wirken will, sich nach der deutschen Hauptstadt wird wenden müssen, da müssen prouinziale Anmuthungen rc. zurücktreten. Anders aber ist's mit der Gebundenheit und wenn meine Stellung auch eine n»ch so freie und unabhängige ist. Ich bin stark genug, daß mir leine äußere Abhängigkeit in die Seele dringt, und alt genug, um mich nicht mehr werfen zu lassen, sondern fest und sicher den logischen Weg des Gedankens und meiner persönlichen Prädestination zu gehen i ich weiß, daß wir im Leben unter der über» ußoe33it»» stehen, aber es kommt doch sehr darauf an, wo der Accent liegt, und so werde ich eben, wie gesagt, ein Bangen nicht los. Wenn ich mich schlafen lege und wenn ich aufstehe, kommt mir's vor, als wäre das künftighin anders, wenn ich nicht mehr absolut mein eigener Herr. Ich sage mir, es ist was Großes in der Möglichkeit unmittelbar zu wirken, und doch frage ich mich wieder: Würdest Du Dir ein gemessenes Amt »ufer-legen, wenn D» in Deinen äußeren Verhältnissen ganz gesichert wärest und nicht in Deinem Hause ein Drängen nach Gesicherlheit wäre? Indem ich dies schreibe, fühle ich eine Brustbeklemmung, ich muß pansiren.

Sie sehen, wie ganz anders Sprechen wäre als das unbehülfliche Schreiben.

Ich vertraue der Gravitation der Thatsache, die schon zur Ruhe bringen wird.

Es läßt sich nichts in der Welt voraus fertig programmisiren.

Ich glaube, die Sache wäre längst entschieden, wenn nicht die Malicen und die Doppelzüngigkeiten im Humboldt'schen Briefwechsel die Hoftreise allen Literaten gegenüber geschreckt hätten. Ich erwarte stündlich einen Brief des Ministers Auerswald, der mir mit einer herzerquickenden Innigkeit zugethan ist, und ich sitze nun hier und muß auf Bestimmungen warten, während ich mich bisher selbst und allein bestimmte, und wenn nun gar die Sache zu nichte wäre, die schon in allerlei dunkles Gerede getreten ist, so daß man mir zum Ministerialrath lc. gratulirt. Sei es wie es wolle, schreiben Sie bald Ihrem an sich »nd Ihnen gleichbleibenden

Nerthold Auerbach.

Als Osterei erhielt ich heute früh Ihren Brief, lieber Wilhelm, und jetzt schreibe ich Ihnen sofort wieder. Es ist 10 Uhr. Ich war schon aus, um bei Auersivald Abschied zu nehmen. Ich kam zu spät, er fährt in die Kirche, Auf der Straße geht fast Alles mit Gebetbüchern in der Hand, starke kräftige Männer, Frauen und Kinder, »nd die Glocke» läuten, und der Schutzmann wandelt einsam seinen Trottoir-Weg. Es wird viel in der Stadt gestohlen, sagt er mir, wahrend die Menschen in der Kirche sind, und die Taschendiebe machen auch dort Geschäfte. Seltsamer Welt>Wirrwarr. Was ist das mit dem kirchlichen Zuge in der Welt? Es ist viel Convenicnz, aber auch Trieb nach etwas Idealem, das Staat und Kunst jetzt kaum mehr hat. Wir sind weit herunter gekommen, daß wir uns damit freuen müssen, daß die badische Kammer das Eoncordat todtgeschlagen.

Auch ich fühle mich wahrhaft befreit, daß mit dem Gcbundensein es vorbei ist

Ich war gestern ^ Stunden bei der Negentin Abschied zu nehmen. Ich kann Ihnen

ngen, daß nie in meinem Leben mir eine Frau durch Großheit der Gesichtspunkte und
Lauterkeit der Empfindung mehr imponirte als diese Frau. Ich wollte, Sie wären
dabei gewesen, wie ich über Humboldts Briefwechsel sprach. Ich bin nicht tangirt von
Rücksichtnehmereien, ich weiß, was wir der geschichtlichen Wahrheit schuldig sind und
Mit Fanny Lewald hatte ich gestern einen harten Strauß. Sie läßt hier in der
National-Zeitung Memoiren drucken, die eben so ungeschickt als eingebildet sind und
dazu in einer Zeitung, wo das dem Publikum aufgedrungen wird. Sie laßt sich aber
nicht belehren und die beiden Leute, die an sich vir! Vortreffliches haben, hüllen sich
gegenseitig in Weihrauchswolken, durch die sie nicht mehr klar sehen.
Daß Freytags Fobier nicht durchschlagend wirkten, zeigt wieder, was aus unserem
Theater geworden. Ich habe hier oft an entscheidender Stelle darüber gesprochen, wie
man Geschmack und Eilte durch die gräßlichen Vuden hier corrumpire. Man wird es
traurig erfahre», wenn man nicht den durch Pofsen und Comödianterei vermantschten
Volksgeist ernst anfassen will. Reden hilft da aber nichts.
Ich habe jetzt auch genug geschrieben. Heute ist noch ein aufreibender Vifitentag.
Sie hoben Recht, beim Wiedersehen müssen wir uns ruhig halten. Ich schreibe Ihnen
alles fest und genau.
Sagen Sie meinem August, daß ich ihn in Dresden kommen lasse und womöglich
noch auf einige Tage mit nach Schandau nehme. Erst, wenn wieder fest wohnen,
was zum Herbst gewiß ist, nehme ich ihn heim.
Meine Frau dankt mit mir Ihrem Gruße und grüßt mit mir Sie und die Ihrigen.
Ihr
Berlin, Ostersonntag-Morgen 1860. Nerthold Auerbach.
Verlin. Scheibles Hotel, 14. April 1860.
Wenn Sie wüßten, lieber Wilhelm, und Sie sollen es hiermit wissen, wir wohl-
thuend solch ein ezpedirter Vrief ist, wie ich einen von Ihnen erhielt, Sic würden darin
nicht mehr so zaudernd sein.
Ich bin jetzt allein hier. Meine Frau ist mit den Kindern voraus nach Schandau.
Die Morgenstille des Alleinseins fängt nun an den aufgewühlten Strom meines Denkens
und Seins zu glätten und Arbeitspläne fliegen hin und her wie Schwalben.
Ich muß wohl noch acht Tage hier bleiben, dann halte ich mich bei meiner Durch«
reise ein paar Stunden bei Ihnen auf. Ich war gestern Abend bei der ersten Volks-
versammlung, die seit 1849 wieder hier abgehallen wurde. Es ist doch ein großer
Fortschritt seit 48. Es handelte sich um eine Adresse in der kurhessischen Sache. Ich
finde immer, daß die Gebildeten hier politisch weiter sind als in Süddeutschland, da-
gegen ist die Masse in Süddeutschland politisch geschulter und vor allem ist bei uns
daheim ein keckeres der Sache auf den Leib gehen, während man hier viel gesell-
schaftlichen Formalismus in die politische Verhandlung überträgt. Aber Leben ist jetzt
hier, bewegtes allseitig aufgerütteltes, und das ist vorerst das Veste.
Ich werde Ihnen auch hierüber viel erzählen.
Mit meinen Aeußerungen über den Humboldt'schen Briefwechsel muß ich Ihnen
etwas ganz Unfertiges gesagt haben. Das sehe ich nn Ihren Entgegnungen. So geht's
wenn man über eine Sache so viel gesprochen hat, wie ich über diese hier; man kommt
dann beim Filiren nur noch zu halben Gedanken. Mein Hauptgesichtspuntt ist der:
Es ist von großer Bedeutung, daß Humboldt sich politisch und religiös fest kennzeichnete.
Politisch ist er offenbar Republikaner und religiös (worin er sonst immer hinterm Berg
gehalten und die christliche Mythologie hofmännisch schonte) tritt er nun auf Seite des
absolut freien Gedankens. Das ist alles neben den historischen Daten wichtig und
groß, aber entsetzlich ist sein Grundsatz: „Man ist nur denen Wahrheit schuldig, die man
lief achtel" — das löste alle Hingebung und Geradheit auf und jedes Märlyrerthum,

sei es groß oder klein, wird zur Narrethei oder wenigstens zur Unklugheit. Man speist bei Hof und expecwrirt sich nachher republikanisch «. Der Kern ist: Humboldt schreibt diese Briefe für Varnhagen, weil er von ihm biogrophiit sein wollte, er gab sich eine Positur wie Manche uor dem Portraitmolcr, und das ist schlimm, und daraus kommt all das Schiefe und Verderbliche, das das fönst viele Gute in den Schalten stellt.

Sie sehen also: ich bin nicht befangen, kann aber natürlich nicht Alles ausführlich geschrieben geben. Nur wollte ich Sie nicht im Zweifel über meine Betrachtungsweise lassen und «erspare alles Weitere auf das Mündliche,

Bei Euch in Dresden muß ja jetzt großer Scandal sein, wegen der Erklärung der Baronin Ronen :c. gegen Gutzkow. Erinnern Sie sich, wie Gutzkow im Dienstag') von den Memoiren erzählte? Ich bin froh, daß einem hier ganz andere Geschichten durch den Kopf gehen und solche Dinge gar kleinlich erscheinen. Nun werden die literarischen Schildknappen von Giseke bis Ernst Fischer oder umgekehrt wieder aufsitzen und zu Feld reiten müssen. Schönes lurnei!

Ich sehne mich unsäglich nach der Zeit, wo ich wieder nichts höre als Waldesrauschen und Vogelgesnng. Ich weiß noch nicht, was aus mir dabei neu aufleben wird, aber Sie haben Recht, ich darf vertrauen, daß schon wieder etwas kommen wird, wenn sich eist der Sturm des Vielerlebten gelegt hat.

Schreiben Sie mir auch über meinen August.

Mit herzlichem Gniß an die Ihrigen Ihr
Berthold Auerbach,

Sie nannten meine Briefe Hcimletbriesc, lieber Wilhelm, und da schreibe ich Ihnen nun aus der Stadt, wo Hamlet nach des weisen Dichters Anordnung das Grübeln und verzehrende Ueberlegeu lernte. Ich habe jetzt eine freie Stunde und da muß ich Ihnen sagen, daß mir dies Wittenberg einen gar seltsamen Eindruck macht. Schon als ich von Berlin ausfuhr und am Wege die ergrünenden Saaten fnh und Menschen die Feldwege gehen, war mirs wie eine Traumwelt, denn ich halte seit Monaten nichts gesehen als gerade Straßen, hohe Häuser und wogendes Menschengetriebe. Sie wissen, ich bin hier, um für meinen Blitzschlosfer Lucalftudien zu machen, aber seltsamerweise giebl es hier äußerst wenig Blitzableiter, und das Grotzgeschichtliche packt mich sehr und führ! mich weit hinaus Das ist ein Ort, wo ich mir Toctor Faust hindenken kann, und wie reich ist doch unser Deutschland an folchen Geistesstätten, wo einst großes Leben war, aber nun nichts Neues mehr wächst, ja fast kein neues Haus mehr gebaut wird, sondern nur alte renovirl. Ich denke nn Worms, Nmnberg Augsburg, Weimar pp. Wir haben in der Dichtung noch viel zu erwecken. Neil ich auf meinen Gängen oftmals an Sie dachte, fchreibe ich Ihnen. Die Menschen wohnen hier 'im Erdgeschoß und man sieht überall in Familienleben hinein. Mir kommt Alles unsäglich kleinlich vor, was ich jetzt vorhabe, wenn ich jetzt still «nd allein hier auf die große Geschichte der Vergangenheit nnd das eigene jüngst Erlebte zurückschaue. Ich hoffe, daß mich's zu Größerem, Umfassendere!« trägt. Oft ist mir's, als wäre ich jetzt erst mwersehens auf die sWelt geschleudert und kann den Mberschwnll des Eindringenden nicht fassen, noch ist's in mir wie der unbestimmte Drang eines jungen Menschen, aber ich hoffe, es ringt sich zur Gestaltung durch. Ich möchte jetzt lange verborgen in mir leben und mich ausleben.

In der nächsten Woche ziehe ich heimwärts. Dann sehe ich Sie. Sie sollen nur einstweilen Anhalt haben für Tausenderlei, was es mitzulheilen giebt. Der Volkscharakter hier scheint mir noch spccifisch sächsisch, das Preußenthum, das als Volks-

') Ein literarischer Herrenkasfee, welcher Dienstags abwechselnd bei den Netheiligten: Gutzkow, Wilhelm Wolfsohn, Berthold Auerbach, Otto Bonck. Karl Nanck, Dr. hirschel, von Wasielewsti stattfand.

thum nichts Eroberndes hat, wirkte hier noch wenig. Gestern wurde hier der Grundstein zum Melanchthun-Denkmal sselegt. Um welche Seltsamkeiten stritten sich die Befreier des Menschengeistcs! Es steckt viel Talmudisnms in den christlichen Theologen, besonders auch in den Reformatoren. Ich studire hier Manches dergleichen. Noch genug. Sie bekommen jetzt leinen Brief mehr von mir bis ich Sie fehe.

Mit Gruß an alles Ihnen Zugehörige Ihr

Wittenberg, 20. April 60. Verthold Auerbach.

Schandou, l. August 1860.

Ich bin auch leidend, lieber Wilhelm. Ich habe es zwingen wollen, jeden Tag unausgesetzt in der Elbe zu baden, Sonntags Mittag badete ich unter strömendem Regen (der mit Sturm bis heute nicht aufhört) und nun Hab ich's, ich kann mit dem rechten Fuße gar nicht austreten, die ganze rechte Seite ist rheumatisch nfficirt. Ich ärgere mich sehr, das, ich schon Altersgebrechen haben soll, aber was hilft's? Ich muß aushalten. Heute am !. August sitze ich im geheizten Zimmer und wenn mir irgend etwas fehlt, wenn ich auch nur einen äußeren Schmerz habe, bin ich nicht im Vollbesitze meiner Geisteskraft, ich kann nichts aus mir herausgeben, kaum einen Brief schreiben. Ich lese viel. Vergessen Sie nicht: Die Erhebung Napoleons gegen, Napoleon von Sybel zu lesen. Das ist ein Meisterstück historischer Gruppirung bei, Heller Fnrbengebung und feinster historisch-politischer Durchdringung. Ich lese auch Noz, lese ihn aber mit getheiltem Gefühl, ich bewundere oft seine Charakteristik, einzelne überraschende Effecte, aber, abgesehen von der Neigung zum Bizarren und Karrikirten, finde ich die Eomposilion entsetzlich salopp und daher kommt eS gewiß auch, daß man von seinen Erzählungen keine Erinnerung der Geschichte, sondern nur eine Erinnerung der Persönlichkeiten behält. Ich habe heule die kleine Geschichte „Der Kampf des Lebens" gelesen, das Moliu ist bizarr, hätte sich aber in gerader Linie tief entwickeln lassen, die Erzählungsart ist sprungweise, wie wenn man eine oft erzählte Geschichte jetzt endlich aufschreibe, Unwesentliches ist ausführlich und Wesentliches rnschab kaum andeutend gegeben, aber einzelne Gestalten und Züge sind so voll Leben und das Behagen, das der Autor daran hat, geht auf den Leser über. Ich glaube, Sie kennen Boz noch wenig. Benutzen Sie jetzt Ihr Trappistenthum und lesen Sie von ihm.

Es freut mich sehr, daß Sie mir endlich geschrieben haben, und Sie sehen, ich antworte Ihnen schon nm Tage des Empfangs. Meine Unruhe hat ihre Erklärung in mehrfachen Gründen. Nachdem ich aus der mich vollauf einnehmenden Arbeilsstimmung heraus bin, kommt die Unruhe des Lebens in vielfältiger Weise wieder über mich, die ich inmitten der Arbeit glücklicherweise ganz vergesse. Die Regentage mahnen an die Entscheidung des Umzugs und zu den inncien Bedenken kommen die äußeren der Existenz und ich möchte wenigstens so viel gesichert haben, daß ich Vorarbeit und Ausführung meines Ltraßburg-Planes sorgenlos machen könnte. Kommt von Petersburg aus ein erklecklicher Ertrag, so ist mir viel geholfen. Ich meine, Sie sollten nochmals nach Petersburg schreiben, kommt auch unterließ Antwort, so schadet das keinesfalls. Ich bitte frhr, schreiben Sie doch gleich nochmals, denn die Zeit verrinnt. Wenn Sie es sich auch schon selbst sagen, lassen Sie es sich doch nochmals von mir sagen: Schweig, meid und schreib. Wir haben beide den Fehler und ich glaub? Sie fast noch mehr, aus Rücksicht und Thcilnnhme sür Andere die für uns selbst zu. vergessen. Die müßige Welt hat es gern, wenn wir uns ihr geben, obgleich sie das hinterdrein eitel schilt, um sich durchaus von jeder Verpflichtung freizusprechen. Wenn wir uns ganz zerbröckeln und aufreiben lassen und wenn wir's nichts über's Herz bringen können, gegen den und jenen uns ablehnend zu verhalten, wmn wir glauben, keine schiefe Ansicht wie sie ist stehen zu lassen und eine Art socialer Missionäre sind und sein wollen — wir habe» uns amüsirt und Zeit vertrieben und der nächste beste Geck oder Hochbetitelte ist willkommen.

Wenn Sie mir schreiben können: „Heute habe ich nicht hundert Worte gesprochen"
dann sollen Sie wissen, daß das Ihnen gut lhut und mir die innigste Freude macht.
Die Welt hilft Ihnen nicht, wenn Sie trank sind, und jetzt müssen Sie sich recht stark
und gesund machen, dann kommen Sie zu mir, mit mir dürfen Sic reden so viel Sie
wollen. Sparen Sie also Ihre Worte auf. Besonders lassen Sie sich nicht mit
Sonntag und mit Niemand in ästhetische Ezcurse ein, laufen Sie lieber allein hinaus
in Feld und Wald.
Ihr Dr. Cartillicri ist mir auch schon von anderer Seite gerühmt worden.
Sprechen Sie aber auch mit ihm wenig. Sie werden sehen, wie Ihnen auch geistig die
Eoncentration wohlthut.
Mein Vetter ist abgereist, mein August ist hier und ganz frisch. Bis auf meinen
Fuß ist Alle« wohlauf. Schreiben Sie recht bald wieder Ihrem
Neitholb Auerbach.
Berlin, Potsdamerstraße, 16. December 1860.
Sic müssen in diesen Tagen sich sehr viel mit mir beschäftigt haben, lieber Wilhelm.
Sie haben doch den Joseph bereits erhalten? Eben erhalte ich einen Brief von
Dingelstedt, der sehr wann eingenommen für das Buch ist und mir sagt, ich fei in
<ir»m»tici3 mit Blindheit geschlagen, denn das sei ein volles und wirksames Stück, ja
er entwirft sogar ein ganzes Scennrium davon. Was sagen denn Sie dazu?
Ich wollte mein Spielelstück wieder vomehmen, finde aber die Klinke zur Thüre
nicht. Sei's drum. Ich kann in meinem alten Heimwesen unterkommen. Da ist's
auch gut.
O wie recht hatten Sie, daß Sie mich vor dem C. S. . . warnten und ihn von
sich abstiegen. Ich bin noch immer der Narr, daß ich glaube, man könne innerlich
verkommene Menschen retten. Welche Mühe gab ich mir, den, Menschen aufzuhelfen,
wie viel Opfer brachte ich ihm. Und nun höre ich (denn das wird Einem immer zuge-
tragen), daß er in einem Romane eine Figur, die ich sein soll, mit Hohn und Spott
zu verfolgen sucht. Ich werde natürlich das Ding nicht lesen. Wozu soll's?
Aber entsetzlich ist es doch, daß die Schlechten so verderbend wirken, daß sie
einen fast irre und zaghaft machen, Neuen, denen man helfen soll, getreu und stetig
beizustehen. Ich werde mich natürlich nicht so verderben lassen, aber viel zu denken
giebt mir die Sache doch. Ich habe diesem Menschen nur Gutes gcthan und es kann
nicht anders sein, als daß einen Schlechten die Dankbarkeit belastet, und er sie in's
Gegentheil verkehrt. Vasta! Man muß seinen geraden Weg fortgehen, wenn auch
Hunde bellen.
Habe ich Ihmn schon gesagt, daß ich jetzt auch viel Goethe studire? Ich werde
in diesem Winter neben Anderen zum Besten des Goethe-Denkmals eine Vorlesung
über Goethe und die Erzählungskunst halten. Ein unerreichtes Stimmungsbuch ist
doch der Werther, aber wie ganz anders sind doch unsere politischen und Cultur»
interessen, da wir kaum mehr in den Thcaterlrödel des Meisters hineinkönnen. Nun
noch einen Auftrag, lieber Wilhelm. Der Photograph Krone hat ein Visitenkartenbild
von mir gemacht, das, wie ich sehe, hier im Buchladen verkauft wird. Er hat mir
versprochen, mir noch ein oder mehrere Dutzend zu geben (ich meine das mit offenem
Rock), sorgen Sie dafür, daß er mir jetzt mindrstenK ein Dutzend einstweilen schickt.
Besorgen Sie das sofort.
Grüßen Sie Freund Adelson und sei» Haus von nur.
Mit den herzlichsten Wünschen zum neuen Jahr für Sie und Ihr ganzes Haus
Getreulich Ihr
Grüßen Sie auch Karl Bnnck. Nerthold Auerbach.

Veilin, 25. April 18«l. Potsdamerstraße 134».
Lieb« Wilhelm!
Heute in aller Frühe — ich lag noch im Nette — wurde mir gesagt, Freund
Abels?« ist da. Sie tonnen sich meine Freude leicht denken, denn Sie selber weiden
die gleiche bald empfinden.
Diese Ihre gemeinsame Anwesenheit in Petersburg ist ein großes Glück für Sie.
Ein Anderer und noch dazu solch ein Anderer, mit dem man sich so eins weih, kann
besser für einen wirken als man es selbst kann.
Ich bin jetzt der vollen Zuversicht, daß Ihr Lebensglllck und das der Ihren zu
vollem freudigen Gedeihen gelangt.
Natürlich waren Sie nlsbald Gegenstand unseres Gespräches und da kam mir
in aller Frühe ein Gedanke, der für die Menschheit von großer Vcdcutung weiden
kann, und es ist als ob Ihr ganzes Sein tnospenhaft dazu vorbereitet wiire, um sich
da in voller Kraft auszubreiten.
Sie haben das Recht und die Pflicht, in der großen Geschichtsepoche, die die
Emamipntion der Vauern bezeichnet, thätig bestimmend mit obenan zu stehen.
Was Sie poetisch als Postulat durchführten, das können und müssen Sie nun
praktisch als Thatsache in's Wert setzen helfen. Das ist echte realistische Poesie oder
poetische Realistik.
Mein Gedanke wird Ihnen hoffentlich nach diesen Ansätzen nicht klein erscheinen.
Sie sollen beim Eultusminister eine Denkschrift einreichen zur Errichtung von
Conntngsschulen für die erwachsenen freigewoidenen Vauern, Die schulpflichtigen
Kinder mögen anderer Fürsorge anheimgegeben bleiben. Da aber ist etwas, was heute
nothwendig ist und wobei gerade Sie nrheberisch und maßgebend wirken sollen.
Jeden Sonntag eine Stunde Unterricht für die Erwachsenen, in voller Freiheit,
wer da kommen Willi die Cache wird sich schon selbst durchreißen, wenn nur erst einige
begonnen. Neben dem bürgerlich Nolhwendigen und Nützlichen soll auch das Schöne
als das echteste Vildungsmittel gepflegt werden, und hier besonders der Gesang, den
ja Ihre Heimat in so reichem Wildwuchs hat.
Sie reichen die Denkschrift ein und sorgen, daß Sie im Verein mit anderen Ein-
sichtigen die Sache selbst in der Hand behalten.
Wenn Sie, wie ich zuversichtlich glaube, den Gedanken nothwendig und fruchtbar
finden, und Sie wollen die einschlägige deutsche Literatur über Einrichtung von
Sonntagsschulen haben, schreiben Sie mir sofort und ich schicke Ihnen alles Be-
treffende alsbald.
Schreiben! Sie müssen mir schreiben, auch um Ihrerselbst und um meinetwillen.
Graf Leo Tolstou war zwei Tage hier. Ich freute mich herzlich mit dem so ideell
gehobenen Naturell dieses Mannes, Wir kamen auch auf die Angelegenheit der
russischen Zeitschrift zu sprechen und er versprach mir, allein und gemeinsam mit Ihnen
die Sache zu ordnen und abzuschließen. Ich erwarte nun spätestens bis zum 6. t. M.
eine entscheidende Antwort.
Von mir will ich Ihnen nicht viel schreiben. Unser Freund soll Ihnen erzählen.
Ich bleibe jedenfalls bis Anfang Juli hier. Dann will ich wieder nach der Heimal.
Ich arbeite jetzt „Edelweiß" ganz durch, es wird vielfach erneuert und erweitert und
füll zum Herbst als Vuch erscheinen, hoffentlich früher noch russisch.
Meine Frau grüßt mit mir.
Getreulich Ihr
Verthold Auerbach.
Gut, daß der Prospekt zur Revue heraus ist, aber ich bleibe dabei, sie muß exaet
zu festen Zeiten (monatlich oder vierteljährlich) erscheinen sonst kann Niemand abonniren
und die Sache fällt ins Wasser.

In Lehmanns Magazin für die Literatur des Auslandes wird ein Anzeiger derselben erscheinen. Zeitungeverbindung habe ich gar keine und vor Allem habe ich seit dem italienischen Krieg lein Wort mehr in die Allg. Zeitung geschrieben. Der Redacteur Hartman« oder Stadtrat!) Peschel dort tonnen Ihnen am besten einen Artikel in die Allg. Zeitung besorgen.
Das Schicksal Michailows, den ich auch warnte, hat mich tief erschüttert und oft plötzlich fährt mir's durch den Sinn: wie lebt seht der Arme in Sibirien?
Habe ich Ihnen schon gesagt, das, ich in Vaden-Vaden und hier uiel mit der Großfürstin Helene verkehrte und auch viel von Ihnen sprach? Es ist eine Frau von großartigem Naturell und weitschaueudem Vlick.
Mit dem Herzog von Coburg sollen Sie nur vorerst in Verbindung treten.
Weiteres wird sich dann schon ergeben. Sparen Sie das Geld und die Zeit für diese Reise nicht, und schreiben Sie an Meiieru, das, ich Ihnen im Auftrage des Herzogs gesagt, daß Sie zu einem Besuch kommen mögen, und wann dies nun gelegen sei.
Tempelte>> hat seine Anstellung durch meine Vermittelung erhalten. Ich habe oft in solchen Dingen Glück und ich hoffe es schlägt gut aus.
Wenn Mnillard, den Sie vrn mir grüßen, den Goethe-Aussatz gedruckt hat, soll er mir die Revue schicken lassen. Ich bekomme sie seit geraumer Zeit nicht mehr.
Meine Vorträge über Weltschmerz und das Volkslied werden, wie ich hoffe, auch manches Ersprießliche bringen. Ich muß sie noch besser druckreif machen.
Die Waldtönigin hat, wie es scheint, auf dem Theater ausgespielt. Sei's, ich bin aber doch noch nicht ganz von meiner Theaterlust geheilt.
Ich muß zunächst meinen Kalender nbsoluiren. Mein Strnßburg tritt leider setz! fast ganz in den Hintergrund, aber so oft ich daran denke, erzittert mir das Herz und ich möchte alles hinter mich werfen, um mit voller ungetheilter Seele an die Ausarbeitung zu gehen. Und wer weiß, wann ich dazu komme.
Sie schreiben, daß auch Gutzkow sich freundlich über Edelweiß ausgelprochen. Wo denn? Ich sehe in seinem Blatt nur die alten und verschärften Nergeleien gegen mich, die mich indeß nicht im Geringsten tangiren.
Und nun leben Sie wohl, mein lieber Freund. Halten Sie Ihre Arieflust im Flusse, denn Sie erfreuen damit herzlich
Ihren
Berthold Auerbach.
Berlin, 3l. Icmnar 62.
Besorgen Sie anliegenden Brief an Ludwig,
Die Nachricht vo» dem Felsensturz bei Schandan hat mich tief erschüttert. Sie kennen den Ort auch, lieber Wilhelm, wir waren damals im hellen Frühlingsschein mit Fräulein Kireef just bis zu dem Steinbruch gegangen und in ihrer Freude zog sie damals das grünseidene Tuch vom Halse nnd knüpfte es einem Kinde am Wege um.
Ich kenne die Namen all der Verschütteten nnd so wunderbar Geretteten, viele kenne ich auch von Person.
Und ist es nicht wunderbar! Einen Büchsenschuß von diesem Bergstürze, im steten Anblicke dieser Höhe schrieb ich vor zwei Jahren Edelweiß, worin die Katastrophe eine Verschültung und glückliche Errettung ist und fast auf die Stunde genau so lang waren auch Lenz und Annele lebendig begraben. Wie wunderbar fließt nun Fingirtcs und Geschehenes in einander!
Ich lege hier fünf Thaler bei. Geben Sie sie in die Arnolo'sche Buchhandlung mit der Bemerkung: Dr. Berthold Auerbach in Berlin ü Thlr.
Der Aufruf von Weber ist packend. So kann doch nur die immanente Poesie, tue das Mitleben von Leid und Lust ist, sich aussprechen. Sagen Sie Weber meinen

Dan! für seine herzwarmen Worte, in denen indes, der Hinweis auf das Mirakel nicht
nölhig war. —
Ich athme erst seit heute etwas freier auf. Ich habe gestern meinen zweiten
öffentlichen Vortrag „über das Volkslied" gehalten. Mich nimmt Derartiges so total
in Anspruch und ich habe so Vieles abzudämmen, was da anschießt, l>aß ich es schwer
bereue, mich dazu hergegeben zu haben, und daneben noch die gesellschaftlichen Bean-
spruchungen, ich komme nur schwer zu meiner eigentlichen Berufsarbeit und zu einer
Continuation der Stimmung,
Den 3l. Januar 62.
Ich bin also gestern nicht einmal dazu gekommen, diesen Brief abzuschließen. Ich
nehme nun Ihre beiden Briefe vor, um sie zunächst thatsächlich zu beantworte».
^6 2 so fällt es mir ein, Vergeltung zu üben für Ihre verstockte Dinte. Ich führe
kein Nriefbuch und noch weniger weif, ich etwas von einem Nriefschuldbuch. Der Orden!
Ja, mein lieber Wilhelm, er stünde Ihnen viel besser als mir, zu Ihnen paßt er besser,
aber auch mich genirt er nicht. Ich habe nichts davon gewußt und keinerlei Eoncession
dafür gemacht, mau muß mich nehmen wie ich bin und bleibe und ich höre, daß ich
der erste bin, der in der Ordensliste als Schriftsteller aufgeführt ist, und das hat sein
Gutes. Ich weiß nicht wo, aber ich weiß, daß es Goethe sagt, solche Dinge helfen
wenigstens, daß man sich nicht mit den Ellbogen durch die Vorzimmer Platz zu machen
hat. Ich habe auch, was Sie vielleicht nicht missen, früher den Orden vom Herzog
von Coburg niit einem echt freundschaftlichen Briefe bekommen.
^6 1. Ja, lieber Wilhelm, es wäre viel besser, dieser dreibogige Brief wäre in
drei Portionen erschienen, ich bin kein Feind eines guten Bissens, aber viel auf Ein-
mal macht sich nicht so schmackhaft. Indeß habe ich meine herzliche Freude an Ihrer
reichlichen Brieftafel und schmatze mir's nun durch.
Daß auch Ihnen und Ihrer Frau, die ich herzlich grüße, Edelweiß so zu Sinn
geht, warum haben Sie mir das nicht früher gesagt? Alle meine Freunde schweigen,
um so rascher waren die Neidlinge und Halblinge. Ich ließ mich das nicht anfechten,
da ich doch wußte, daß es ein redlich gearbeitetes Buch ist.
Karl Bcmck, dessen kurze Anwesenheit mir rechte Freude machte, läßt gar nichts
mehr von sich hören.
Lieber Wilhelm!
Mir schwindelt der Kopf von Deiner Nachricht über die Lage und Gefahr
Otto Ludwigs. Und neben solchem Jammer bantettiren und geistreichisiren und theater-
spielen die Menschen!
Ich habe sosort an Dingelstedt, Keil und Frehtag geschrieben und werde
Weiteres thun.
Setze Dich zunächst mit Ferd. Stolle (das ist eine innige Natur) wegen Ludwig
in Verbindung, ich habe ihm auch geschrieben.
Ich möchte sofort nach Dresden und kann doch nicht. Ich muß ein starkes Hin,
haben, um das Tausenderlei auszuhallen, das mir auferlegt ist. Du kannst Dir keine
Vorstellung davon machen. Und ich habe hier Niemand, mit dem ich in Treue da?
Brot des täglichen Lebens breche, mit dem man oft die ungeweinten Thränen hinabschluckt.
Ich arbeite unablässig, aber auf diesen Arbeiten liegt nicht der segnende Thnu de«
Dichterberufes.
Sei es! Wenn nur das Leben frisch zu gestalten ist.
Sei mit den Deinen tausendfach gegrüßt, Du bleibst im neuen wie im alten Jahre
Deinem
Berlin, 31. Januar 62. Berthold Auerbach.

43h Vertbold Auerbach.

Berlin, 21. April 62.

Lieber Wilhelm!

Ihr Drama „Die Osternacht" wurde gestern von einem mäßig gefüllten Hause mit gutem Veifnll aufgenommen, was von einem hiesigen Publikum und nun gar von einem Sonntagspublitum in einem zweiten Theater sehr viel heißen will, denn eigentlich will das ganze von der Nirch-Pfeiffer und Kalisch aufgepäppelte Publikum vom Schauspiel nichts als leicht verdauliche Sentimentalität und Effectmacherei «der auf der andern Seite Posse mit Politik gespickt.

Im Ganzen wurde gut und mit sicheren! Anstand gespielt, Osten als Nlonso hatte ergreifende Herztöne und Weilenbeck als Fernando gab das Vild eines Märtyrers wie von Velasquez gemalt.

Ich sprach auch mit Frenze! und Gumbinner und glaube, daß die Kritik freundlich sein wird.

Geht es Ihnen auch wie mir, das, Sie nach Jahren eine eigene Arbeit betrachtend dieselbe mit freiem Auge fast wie ein Fremdes fassen?

Ich sah das Drama in der neuen Vearbeitung zum ersten Mal. Es hat viel an dramatischer Concision gewonnen, aber ganz klar wurde mir jetzt, daß, wie es vorliegt, die biographische Uebcrraschung vorwiegt und zwar in der vielfältigsten Weise; die leicht erzählbare Fabel des Ganzen fehlt. Ter Kernpunkt, wie das Ganze geworden, ist der Kampf des Sohnes zwischen Liebe, Glaube und Familienanhänglichleit. Hier sind auch die besien Töne, der vierte Act wirkt lief ergreifend, Fernando ist eingesetzt u»d sollte es doch nicht sein, und am Schluß wird ein dramatischer Revolver mit 6 Schüssen losgebrannt. Weil Sie einen großen historischen nnd einzelbiographischen Hintergrund zeigen wollten, häufen sich die Gewallsamkeiien, Isaak mit seinen Kindern, Pasqual mit seinem Nimerhasse, Ton Gomez mit feinem gewaltsamen Mord, das vergangene Schicksal der Claudia und dann noch Salomon de Rosa und zuletzt noch Fernando. Nei diesen» muß ich dabei bleiben, er durste keinen Zusammenhang mit der Familie haben und wir mußten früher wissen, daß es ein Jude war, und auch jetzt können wir uns nicht denke», wie er dennoch unter Scheiterhaufen leble und haben keine Vorstellung, wie er, nachdem das Drama geschlossen, weiter lebt und ebenso die Zukunft des jungen Paares in Rom und das fernere Leben der Juden ist uns problematisch.

Der Ausgang, wie er einmal ist, ist versöhnend aber nicht versöhnt.

Ich bin es dem Freunde schuldig, ohne Umschweife meine Betrachtungsweise kund-zugeben. Sie werden dabei keinen Augenblick verkennen nnd vergessen, welche sum-palhischen Töne mir darin das Innerste bewegen, aber >ch glaube auch, daß Sie von mir am genehmsten hören, daß Sie von diesem Werke nicht die einheitliche und sicher treffende Wirkung erwarten dürfen wie von „Nur eine Seele", wo Alles klar und scharf herausgearbeitet ist.

Ich schreibe Ihnen am frühen Morgen nach der gestrigen Aufführung. Ich könnte Alles, was ich meine, weitläufig moliviren, aber Sie verliehen ja auch von mir das Abbreuirte.

Es freut mich sehr, daß Ihre Revue nunmehr erscheint. Ich bin der Zuversicht, daß Sie »us culturgeschichtlicher Arbeit heraus unversehens wieder einen Stoff erfassen, an den» Sie Ihre große Kraft dramatischer Schaubarmachung auf's Neue bewähren.

Ich schicke Ihnen die hiesigen Blätter morgen. Schreiben Sie bald wieder einmal

Ihrem

Berthold Auerbach.

Berlin, 6. März 1868.

Warum, lieber Wilhelm, lassest Tu so lange auf dich warten? Und ich möchte Tich gar so gern und viel jetzt haben, denn ich bin so vielfach verstört und vereinsamt

in mir, wie noch nie in meinem Leben, täglich erscheint mir das Dasein in frag-
würdiger Gestalt und sich meine, ich habe lange und redlich genug gearbeitet, um fest
und sicher dann heimisch zu sein. Und die Sorge um auskömmlichen Erwerb bedrängt
mich dazu wie noch nie. Mußte ich so alt weiden, um nun so dazustehen? Das war
meine Stimmung an meinem Geburtstage und sie begleitet mich noch stetig. Ich war
am 28. Februar in Leipzig. Ich überlegte mir oft, ob ich nicht Sonntags zu Dir
solle, und wie von fremdem Befehl getrieben reiste ich wieder hierher und arbeite nun
mein Pensum so gut als ich lann, aber bei dieser journalistischen Thätigkeit, so viel
Gutes auch dabei bewirkt werden kann, habe ich doch kein rechtes Genügen und dieses
Abarbeiten für eine Zeit voll Jämmerlichkeiten — ich habe Mühe, meinen Menschen-
glauben aufrecht zu erhalten.

Ich habe in diesen Tagen Jean Paul gelesen. Q wie gestorben ist dieser Geist,
eine verschüttete Welt ist er, zertrümmert, aber leider war er lebendig kein Ganzes
und die Nachwelt wird ihn immer schmerer zusammensetzen und fassen können. Jean
Paul hat in manchen Stücken Ähnlichkeit mit Kaiser Joseph, beide voll höchster In-
tentionen, edlen weichen Herzens, aber sie hatten beide kein Composilionstalcnt und
schufen kein Ganzes, Festes. Neide haben den Begriff „guter Mensch" fast in Ver-
ruf gebracht.

Den 20. März.

Ich habe heute eine Correctur Kleiner Lebensstizze Neinicks zur fünften Ausla ge
gemacht. Wie ist mir doch das Alles wie ein Traum und welch ein schwerer! Da
steht das Datum vom August 57, das war ein Sommer, in dem die Sonne nur Nach ts
schien. Wie habe ich mir jedes klare Wort aus dem Chaos meiner Seele abringen
müssen. Nun ist der gute Kamerad schon so lange todt und ich lebe noch dn herum
und weih nicht was noch aus mir wird und bin doch schon so alt.

Mag kommen was da will, ich habe doch auch helle Tage gehabt und es müssen
lluck wieder helle kommen.

Warum ich Dir nicht schreibe, lieber Wilhelm — Du kannst Dir nicht vorstelle«, wie
stumpf und zerstampft mein ganzes Geistesleben ist. Ich verbringe oft ganze Tage
ohne Gedanken, so daß ich mich oft frage, wer ich denn gewesen uno noch bin. lind
das Politische Leben hier liegt wie eine bleierne Decke auf mir, die Zukunft Deutsch-
lands verschleiert sich mir und ohne Glaube an Menschengüte und Vaterland bringe
ich nicht« aus mir heraus, was wertb ist, den Tag zu sehen.

Ich blättere eben in der Russischen Neune, die sehr stattlich und vielseitig sich
daraicbt. Auf S. 280 hast Au Lenaus Don Juan vergessen. Trage das gelegent-
lich geschickt nach.

Ich schreibe meine deutschen Blätter fort so gut ich kann und muß alle preußische
Politik vermeiden, das Verbot kann jeden Tag kommen.

Bei meiner Nncktehr traf ich die Nachricht vom Tode meines Freundes Dr. Lotmai
von dem ich Dir oft sprach, und Advokat Lewald ist schwer krank.

Ich lebe hier in einer großen Menschemvüste ganz einsam.

Ich wiederhole immer wieder den Versuch, alte poelische Pläne auszuführen. Es
geh» nicht. Ich bringe nichts zu Stande.

Das Mißgeschick Nodenstedts thnt mir sehr >weh, ich fühle feinen Schmerz fast
körperlich nach. Den Brief Otto Nancks schicke ich Dir gelegentlich. Ich werde auch
etwas über sein Buch schreiben.^

Grüße Deine Frau und all die Deinen herzlich.

Dein

Berlin, 23. Juni 63. Aerthold Auerbach.

H26 Verthol« Auerbach.

Lieber Wilhelm!

Du könnlest der großen Sache des freien Geistes und zugleich einem Freund.' einen großen Dienst leisten.

David Strauß hat ein populäres Leben Jesu in 2 Bänden (50 Druckbogen) vollständig fertig.

Eine französische und eine englische Übersetzung wird nach den Aushängebogen gemacht. Ich habe Slrauß davon geschrieben, daß sich gleichzeitig auch eine russische machen liehe. Willst Du das in Gemeinschaft mit einem Freunde in die Hand nehmen oder einem Freunde in die Hand geben? Strauß wird ein Honorar erhalten müssen, aber der Vortheil sür Übersetzer und Verleger lann groß sein.

Antworte mir sofort.

Ich habe leine Zeit zu Weiterem.

Grüße die Deinigen und meinen August.

Dein

Berlin, Wilhelmstraße 86. Nerthold Auerbach.

6. November 63.

Lieber Wilhelm!

Der Kalender geht schon seinen Gang und ist nicht lebensentscheidend für miä. Wohl aber ist dies die Aufnahme der gesammelten Schriften. Geh also in Deinen» weitversendeten Probehefte tapfer darauf los uud haronguire die ganze Welt und noch drei Dörfer, daß Jeglicher, wer schreiben und lesen kann, darauf subscribire, mehr verlange ich nicht. Natürlich wirst Du dem Publitus nicht sagen, daß es mir helfen soll, denn wenn es weiß, daß man's braucht, thut es viel weniger. Du brauchst Dich auch gar nicht zu geniren, in der Leipziger Zeitung Gesagtes zu wiederholen, Publitus hat unsere Sachen nicht so gut im Kopf wie wir. Mich beschäftigt diese gesammelte Ausgabe ganz ausnehmend. Ich möchte gern alle meine Freunde zur thätigen Bewegung anregen und doch fürchte ich, daß ich dabei mißverstanden werden, haß man meint, ich nmbitionire um Lob, Kritik u. dgl.

Ach! Wenn man sich immer nur so auf das Verstehen des Freundcshrrzens verlassen könnte, wie wir miteinander.

Du schreibst nichts von Deiner Reise. Wie ftehts denn damit? Besser wärs freilich, Du hättest sie nicht nüthig.

Die Großfürstin Helene war hier. Ich war Abends eine Stunde bei ihr.

Die hiesigen Zustände sind tief deprimirend.

Ich wollte, ich tonnte mich in 'eine dichterische Production versenken, denn mit all meiner Hingebung nn den Tag, was bringe ich zu Tage?

Die Sache mit der russischen Übersetzung von Strauß lass<ich nun fallen. Ich glaubte Tir oder einem Deiner Freunde damit einen besondeni Gefallen thun zu tonnen.

Die Erzählung „Paul" von Tolstoh ist ganz exquisit, aber leider so zermalmend, was die Kunst nicht thun sollte.

Hast Du Dir von Tolstoy dort meine Denkschrift über Soldatenschulen geben lassen? Laß sie keinesfalls drucken bevor ich sie wieder angesehen.

Mit herzlichem Gruß« von Haus zu Haus

Dein

Berlin, 16. November 63. Berthold Auerbach.

Geschichte der Wünchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert von Friedrich Pecht. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruclmann.

Der lebhafte Fortschritt auf dem Gebiete der bildenden Künste, wie er sich im Gegensatz zu der dichterischen Produktion der Gegenwart in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat, sucht seinen Ursprung in Bayern. Fürsten und Volt dieses Landes haben in gleicher Weise mitgewirkt, um die Fremdherrschaft auf dem Gebiete geistiger Thätigkeit zu überwinden — und während Preußen die Waffen schmiedete, um ein geeinigtes mächtiges Reich zu erringen, bereitete das kleinere Bayern einen anderen Umschwung vor, dessen Ziele eine nationale Kunst war.

Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war die Bevölkerung Bayerns im Besitze einer so hohen Kunstfertigkeit, daß fie die reizendsten Kunst- und kunsthandwerklichen Erzeugnisse in solchen Massen hervorbrachten, daß ihre Reste heute noch alle Museen Europas füllen. Ueberraschend schnell sank diese bayerische Kunst uun ihrer Höhe herab, um erst wieder mit dem Beginn unseres Jahrhunderts die Pfade einzuschlagen, die zu den Erfolgen der Gegenwart geführt haben. Man hat den Verfall der nltbayerischen Kunst „der verdummenden Wirkung des Katholicismus oder den Verwüstungen des 30jährigen Krieges" zugeschrieben. Pecht stimmt dieser Ansicht nicht bei. Er sieht vielmehr die Quelle des Uebels in der unseligen Einwirkung Ludwigs XIV. und des von ihm eingeführten Absolutismus auf die größeren Höfe, wie die dreihundert kleineren Dynastien, welche wie die Würmer den Leichnam des Deutschen Reiches zernagten. Erst mit der politischen Befreiung von dem Joche Napoleons wurde auch die Fremoherrschaft in Kunst und Wissenschaften überwunden. An diesem Kampfe hat ganz Deutschland Theil genommen, die Münchener Schule aber hat unbestritten die Führerschaft in demselben gehabt.

Ihr erstes Aufblühen verdankt fie größtentheils der hergebrachten Kunstliebe der bayerischen Fürsten, ganz besonders der beispiellosen Förderung, die sie durch König Ludwig I. erhielt. Aber es mußten auch anoeie Factoren mitwirken, vor allem der Charakter des bayerischen Volksstammes selber, der schon vor Jahrhunderten München neben Nürnberg und Augsburg zu einem Hauptsitze süddeutscher Kunst gemacht hatte. Auch die katholische Religion war, wenigstens im Anfange der Bewegung, der Erzeugung naturwüchsigen Kunstlebens günstiger als der Protestantismus Norddeutschlands.

Â»
3
Â»3,
KÂ«
i'?
K'l
ZW
,' l^
? ^
^ A F
"z^'^..

Pecht will, indenl ei die Geschichte der München« Kunst schildert, an einem be-
sonders lehrreichen Beispiel die ersten Spuren des Ringens nach Selbständigkeit bis
zn seine,» vollständigen Siege verfilzen. Leitend ist für ihn dabei der Gedanke, dan
Htilutel und dei üenillur. N«n ülowlln V««i. Niuppe in den «lillldcn des H»!gllite»3 zu München,
«u«: Pecht. Ne!chich!e del Münchenei itunft im neunzehnten Iahihundeli. München, Vello<i«»nft«l!
>üi «unft und Mtllenlchlllt.
die Formenbildung etwas, mit dem Volks- und Stammcscharatter aufs genaueste Zu»
sammen hängendes ist und das, daher jede begabte Nation ihre eigene Kunst erzeuge»
muh, wie sie ihre eigene Spinche, ihre eigenen Gölter erzeugt hat. In diesem S»h>'

stellt er gewissermaßen sein Programm auf — denen gegenüber, welche das Gesetz der Individualisirung in der Knnst nicht anerkennen wollen,

Ein anderer Gedanke, dem ei in polemischen Worten Ausdruck leiht, ist der Aberglaube von dem »allein seligmnchenden italienischen Aufenthalt". Pecht ist der Ansicht, daß »dieser „völlig unhistorische Aberglaube" mehr als alles andere die EntWickelung

Selbftp»r!,llit, Von I°h, «««ig Ldling»,

«u»l VIecht, »eschichle der München« Kunft im neun,«l,n!«n Iahihundel!, München,' Vellnllianßalt Illi Ku„ft und Wissen!«»!»,

einer gesunden Kunst in den verschiedensten Landern Europas seit >den ^Niederländern und Spaniern verhindert habe. Nirgends herrsche ein schlechterer Kiinstlergeist, als er in Rom von jeher geherrscht und wie ihn schon Kochs „Rumford'sche Suppe" geschildert habe. Wenn auch einzelne, wie Cornelius, Overbeck oder später Feuerbach, die dort herrschende schmutzige Fremdenjagd nicht mitgemacht, so hätten sie doch unsagbar an der

Vaterlandslosigkeit gelitten, an dem Mangel an festem nationalen Voden unter dm Füßen, da sie doch der deutschen Heimat immer mehr entfremdet wurden.

Dies etwa sind die Gesichtspunkte, von welchen aus Pecht den Gang der Münckener Kunst in unserem Jahrhundert zu beleuchten gedenkt. In den vorliegenden zwei Lieferungen werden gleichsam nur in vorbereitender Weise die zwei Perioden betrachtet

^
'
^MDD^^W^^^^^
W
Ml^M
^^'^O'
"
!
^>>,' ^^-^./'
'^ . <«
'-.
^^.s'^
j
,"^»^»>«^-.
! , ' . '

sin Voigt» in ^aitcnüichen. Von Peter rcn Hch

Auii' Pech!', Getchichte der München« Kunst im neunzehnten Jahrhundert, München, I«l Kunst und Nlsseulchaft,

Nenogsonstol!

welche vor die Vlüthezeit der Miinchener Kunst unter König Ludwig fallen, die Zeit des Kurfürsten Carl Theodor (1777—1799) und Max Josephs (1799—1825), Es wird nachgewiesen, wie bis auf Hetz und seine Zeitgenossen die Miinchener Kunst, wie die deutsche Kunst im Allgemeine,,, in den Fesseln fremden Einflusses lag, Hef; und seine Schule stellen den totalen Bruch mit der zopfigen Vergangenheit dar. Sie sind

trotz ihrem pedantischen, mannhaften Wesen und ihrer Philisterhaftigteit die ersten, welche mit tiefem poetischen Empfinden und inniger Liebe zur Natur begabt, wieder die eigene Persönlichkeit im Kunstwerk auszupiiigen verstanden und die ihren Nachfolgern den Weg zu dem Ziele einer nationalen Kunst gewiesen.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die größere Zahl der tonangebenden Künstler dieser beiden Perioden keine Bayern, sondern bald Italiener oder Franzosen, bald Deutsche aus anderen Provinzen waren, und ebenso merkwürdig ist es, daß sie so schnell mit dem nllbailerischen Stamme verschmolzen.

In diesem starken Assimilationsvermögen der Bevölkerung — meint Pechl — lag die Kraft, welche die Miinchener Schule erst gebildet und zu einer völlig selbständigen Erscheinung im nationalen Leben gemacht hat.

Der vorliegende Anfang des Wertes gestalte! noch lein abschließendes Urlheil. Man darf aber das Neste von dem Vuche erwarten! denn es ist wohl Niemand geeigneter zur Schilderung der Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert als Friedrich Pecht, der, wie er mit Recht von sich sagt, „den weilaus größten und bedeutsamsten Thcil des Zeitraums als Augenzeuge und thiitig Mitwirkender, im beständigen Umgänge mit den Hauptträgern dieser Kunst erst als ihr Müstrebender. dann 3!) Jahre als publicisüicher Vertreter der uollsthümlichen und nalionnlen Schule mitgemacht hat." .^ V.

Robert Schumanns teben.

Aus seine» Briefen geschilder! von Hermann Erlcr. Berlin, Ries und Eiler, 2 Bände.

Ten Freunden des uuvergeßlichrn Eemponisten bielel der Nrnafser dieser Biographie eine äußerst wcrlhvolle Gabe dar, wie sie in dieser Gestalt nur durch unermüdlichen Sommrlfleiß und liebevoll,s Achten auf oft geling erscheinende Hinweise erreicht werden tonnte: das Buch enthält keine kritische oder ästhetische Betrachtung von Schumanns Lebensgang, sundern will eher ei» Urlundenbuch mit den nölhigen Belegen sein. Erlrr hat es sich vorgesetzt, den Künstler durchgehcnds selbst sprechen zu lassen. „Gleichsam beschworen durch kabbalistische Zeichen, tritt aus seinen schriftlichen Ergüssen der ganze Mensch heraus in seinem individuellen Wesen, mit dem unbegrenzten Reich« lhum seines Inner», der gewinnende» Liebenswürdigkeit seines goldtlaren Ehaiattcrs," s>igt er in der Vorrede. Gewiß trifft dies bei Schumann besonder« zu, aber die Aufgabe d>s Heiausgebers war keine leichle, denn es galt mit pietätvolle!» Sinn hie und da z» ergänze» u»d nachzuhelfen, wo die flüchtig hingeworfene Schrist Zweifel ließ. Außerdem Hut Erler zu den bereits früher von Wasielewski, F. Gustav Jansen, Alfred Tülffel und Richard Pohl veröffentlichten Briefen werthvolle neue Slücke hinzugefügt, von einem Wiederabdruck der „Iugmdbriefe" aber, wir meinen mit Recht, ausdrücklich ntwesebr». Ter Zeit »ach umfaßt die Sammlung die Jahre td28—55, also eigenllich die ganze tünstlerisch-bedeulsamc Periode Schumanns' derWerth der einzelnen A'ummei'n ist naliirlich ein sehr verschiedener. Es ka»n nicht auffallen, daß sich eine große Mene.e rein geschäftlicher, an Verleger gerichteter Schreiben darunter befinden: auch sie biet,» manche Aufschlüsse, ncmentlich über die zehn Jahre lang von Schumann geleitete Zeilschris! für Musik. Hochinteressant sind ferner die Briefe der früheren Zeit, in denen die sanguinischen Hoffnungen und die ewige Geldverlegenheit de« jungen Studenten dem Freunde Gisbert Rosen eröffnet werden, das entscheidende Schreiben n» Friedrich Wieck, in welchem er den Einschluß ausspricht, nur der Musik zu leben, die launigen und doch so innigen Bekenntnisse an seine Echwägenn Therese Schumann, das Hangen und Bange» nm den Besitz seiner Elara, die Eindrücke der Petersburger Kunstrrisc vom Frühjahr l844, die Anregungen, die er H. C, Andeisen und Friedrich Hebbel verdankte, all das tritt dem Leser vor Augen, Ne» sür die Musikgeschichte wichtigsten Abschnitt bilden endlich die Briefe an die Kunstgenossen, an Moscheles, Heinrich Tom, Joseph Fischhof, Adolf Henselt, Louis Epohr, Karl Reineckc und unzählige Andere. Neu sind hier vorzüglich die bisher wenig bekannten Beziehungen Schumanns zu E. Klitzsch dargestellt wooden. Eine veidieostliche Beigabe des Heraus-

gebers ist die jedesmalige Mittheilung der wichtigsten biographischen Notizen über die Adressaten i ebenso muß man für die Sammlung der lleineren Besprechungen, die Schumann 1834—44 für seine Zeitschrift schrieb und die in die „Gesammelten Schriften" nicht aufgenommen wurden, im Anhange dankbar sein. Das durch sorgfältige Namenregister sich als praktisch angelegt zeigende Werk ist auch künstlerisch vornehm ausgestattet, zumal der schone Lichtdruck von dem Donndorf'schen Medaillonbilde, bekanntlich dem besten Bildnisse des Componisten, gereicht demselben zum Schmuck.

Bibliographische Notizen

Ueber Wellhandelsttrotzeu in der Geschichte des Abendlandes von vr. I. Iastrow. Berlin. L. Simion (Volkswirthschaftliche Zeitfragen, Vorträge und Abhandlungen, Herausgegeben von der uollswirthschaftlichen Gesellschaft in Berlin. Heft «3/64.)

Der Verfasser, dessen Geschichte des deutschen Einheitstraumes wohl den «leisten Lesern dieser Zeitschrift bekannt ist, gehört »u denjenigen Historikern, welche sich ihre Gegenstände mit Vorliebe aus dem Grenzgebiete ihres Faches nach den Staatswissenschaften hin suchen. In der vorliegenden kleinen Schrift greift er eine einzelne Frage des praktischen Lebens heraus und beantwortet sie historisch nach allen Seiten in einer Weise, welche auch dem Uneingeweihten ohne Weiteres verständlich wird. Iastiow macht darauf aufmerksam, daß in älterer Zeit der Welthandel sich stets in einer festgewicsenen Strasse bewegte, deren Richtung, Ablenkung und Ueoerwindung für die jedesmalige Vultur überaus charakteristisch ist. In der Betonung des Stillheuzwanges zeigt sich die Handelsberrschaft, in der Eröffnung neuer Straften das Mündigwerden beherrschter Völker. Dieses Verhältnis, zeigt der Verfasser im Alteithum an dem phönizischcn Handelsmonopol, wie es ein uolkswirthschastlich geschulter Leser klar und deutlich in den Prophezeiungen Ezechiels geschildert findet, und in der griechischen Eoncurrenz, wie sie sich in der Colonisation des Schwarzen Meeres und den Feldzügen Alexanders des Großen zeigte. Dasselbe Verhältnis, zeigt sich im Mittelalter, wo der Verfasser namentlich das Ringen der italienischen Handclsmächtc gegen Eonstantinopel in den Kreuzzügen, die Stellung der deutschen Hanse in Scandinavien und Rußland, die portugiesischen und spanischen Handelsmächte, sowie endlich den tmnsoceanischen Handel bespricht. Ein Blick auf die Gegenwart (orientalische Frage; Stellung des Kaufmanns im heutigen Leben); beschließt das klar geschriebene, sehr anregende Werlchen. »I.

Alte Steine in neuer Fassung. Bilder und Sagen aus der Provinz Hannover von W. Rißmann. Hannover, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior).

Die vorliegende Sammlung giebt eine geschickte Auswahl der Sagen und Märchen aus der Provinz Hannover. Sie ist nicht für den Forscher bestimmt, sondern für weitere Kreise berechnet; der Verfasser wendet sich in erster Linie an einen weiblichen Leserkreis. Diese Bestimmung uerräth sich deutlich in der Fassung der einzelnen Geschichten, manchmal auch zu deutlich; so hätte man dem Verfasser gewiß gern die Beziehung auf Marlitls Frau mit dem Karfuntelstein erlassen, da durch eine solche Anspielung die Stimmung gröblich verletzt wird. Auf Einzelheiten einzugehen, würde hier zu weit führen; mit einem Worte fei nur darauf hingewiesen, daß die Sage: Der Naltfee S. 118 f. eine hübsche Analogie zu Grimms Märchen: Der Anne und der Reiche bietet. Während bei Grimm der liebe Gott selbst dem Armen und dem Reichen drei Wünsche freistellt, wird hier einem Pilger eine ähnliche Rolle zuertheilt. Das erinnert an die Art und Weise, in welcher uns die Geschichte im 16. Jahrhundert in derSchwauksammlunci: Wendun» muth von Kirchhofs erzählt wird; in der

letztere» sind die Apostel Peter und Paul
diejenigen, welche dem Arme» und Reichen
die drei Wünsche gewähren, p.
3er Vliiuch von Vanet Vernhard.
Eine Dichtung von Otto Franz
Gensichen. Berlin Engen Grosser.
Das qualvolle Ringen einer schuld-
beladenen Menschenseele durch die Stürme

der Verzweiflung und des Zweifels empor zum Lichte reinster Menschlichkeit, ist das Thema der kleinen lvrisch-epischen Dichtung, in der Gensichen wieder die Gluth seiner Sprache wie seiner Phantasie recht deutlich zeigt. Nie Liebe zu der Frau des Freunde«, mit dem er sich einst durch den Knabenschwur: „Treu bis zum Tod!" verbunden, diese allgewaltige Liebe treibt die Schuldigen in die einsamen Eiswüsten der Hochalpen hinauf: dort stirbt die Geliebte, und ihr Mitschuldiger bleibt, ein anderer Ekkehnrd, als Mönch im Kloster zurück. Er wird kein gläubiger Christ, aber die fromme Hilfsbereitschaft, zu der ihn sein Dienst zwingt, führt auch ihn zum Frieden — im Tode. Wehmuthsvoll verklingt der Sang:

,2>«I Pl»d, de» ich mi! 2>ir zuletzt gegangen,
D». meine Trau!«, meine« Leben« Lust,
M» ich im Nuß »n Neinem Mund gehllugen,
Und wo zn sterben wir hall, unbewußt
Vereint eisehnien — möge ei «mplnngen
2>en Scheidegruh au« «ein« milden Vrust!
Ich weih, ,« Ist «ein letzter Weg hienieden
DerWeg durch'« T«dtenthal, der Weg zum Frieden!'

3ur Moral der ltterarifchen «rittl. Eine moralphilofophische Streitschrift von Wilhelm Wundt. Leipzig, Will). Enge! mann.

H. Sommer, ein Jurist von Beruf, der durch mehrere Arbeiten auf dem Felde der Philosophie als Freund der letzteren sich bethntigt hat, hat in» Märzheft der preußischen Jahrbücher von 1v?7 Wilhelm Wundt als Ethiker angegriffen, woraus sich Berichtigung, Replik und schließlich die vorliegende Streitschrift (nahezu fünf Druckbogen!) absetzte. Letztere ist beachtenswerth, weil sie den concreten Fall benützt, um allgemeine Wahrheiten auszusprechen, die Beherzig»»«, verdienen. Wundt fordert von der Kritik mit Recht Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, wogegen Srmmer verstoßen habe. Wundt, der über ein ganzes Arsenal von Waffen gebietet, ist natürlich als einer der bedeutendsten Fallgelehrten auch in ihrer kunstgerechten und schneidigen Führung seinem Gegner überlegen. Unerquicklich aber ist dieser ganze Streit »m Mißverständnisse. Denn solche, genau besehen sind es, um die es sich handelt-, und diese haben ihren letzten Grund in der Divergenz der Weltanschauungen. Wenn aber diese im Spiele sind, und da nach einem von Luther herrührenden geflügelten Worte „die Geister aufeinander platzen", hat der Streit immer einen Zug der Erbitterung und geht leicht bis an die Grenze des Persönlichen, was der Sacke niemals nützt. Wundt bliebe, auch wenn er diese Streitschrift nicht geschrieben hätte, was er ist: ein Führer in der geistigen Bewegung unserer Zeit. mlc.

Vi« buddhistischer ««techismu« nach dem Canon der Kirche des südlichen Indiens, bearbeitet von Henru. S. Olcott, Präsident der theosophischen Gesellschaft. Erste deutsche Ausgabe. 27. Tausend. Leipzig, Tb. Griebens Verlag (L. Fernan).

Wunderliche Zeit, in der wir leben. Ein englischer Oberster, zugleich „Präsident der theosophischen Gesellschaft", schreibt singhalesisch aus verschiedenen englischen Büchern einen buddhistischen Katechismus zusammen. Er bedauert »feine Un> kenntniß des Pali und des Singhalesischcn": Dolmetscher und die Geneigtheit der „hochwürdigeu" (buddhistischen) Priester helfen ihm über diese Klippe hinweg, und so erscheint das or»u8 glücklich in singhalesischer Sprache in 1^<XX) Exemplaren. H. Sumangllln, der „Hohepriester von Sripada und Galle, und Vorstand der Wid>,odnlia Parivena", empfiehlt es zum Gebrauche der Lehrer in buddhistischen Schulen, Ein birmanischer „höherer

Beamter" übersetzt es in's Birmanische — in Birma ezistirt auch eine englische Ausgabe: eine „vorzügliche" französische Ausgabe erschien 1884 in Paris: es ezistiren ferner Nebersetzungen in's Siamesische, Illpanesische und Tamnliscke. Ein „Professor der Anatomie und Biologie, vr, rosa, «t vliil.", Elliot Cues in Washington, veranstaltete eine amerikanische Ausgabe und versah sie mit Anmerkungen, die echt amerikanisch sind — und dieses Werk nun, samml den echt amerikanischen Anmerkungen, haben wir nun auch deutsch (27. Tausend)! Es steht seit Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung nicht so übel um den Buddhismus in Deutschland. Nun mir diesen Katechismus haben, wird es bald noch besser stehen. Hat doch auch Professor Ernst Häckel, wie „ein singhalcsischer Edelmann von hoher Geburt" dem Verfasser mittheilt, „bei seinem letzten Besuche auf Ceylon in einem Gefpräch geäußert, daß, soweit er in die Sache Einsicht er> halten habe, der Buddhismus in der Lehre von dem ewigen Fortbestehen von Kraft und Stoff, sowie in anderen Einzelnheiten ganz mit den letzten Forschungs-Resultnten

dei Wissenschaft übereinstimme". „Ein Katechismus ist für Kinder," sagt der Herausgeber der amerikanischen Ausgabe. Er fügt hinzu, daß „unter ollen Katechismen, welche er bisher gelesen, dieser der einzige ist, in welchem er vernünftigen Sinn finden oder aus dem er wirklich Nutzen ziehen konnte". Eilen wir, daß unfere Kinder recht bald das Wert des „Präsidenten der Theosophifchen Gesellschaft-, welches vom Hohenpriester Snmcmgaln approbirt ist, in die Hände bekommen. m^.

Tienoturwissenichaftlichen Grundlagen der Poesie. Prolegomcnn einer realistischen Aesthetil von Wilhelm Nölsche Leipzig, Earl Reihner.

Die verständig und mit warmer Begeisterung für den erwählten Grundgedanken geschriebene kleine Schrift stellt sich als das wissenschaftliche Programm einer schriftstellerischen Schule dar, derenDaseinsberechtigung heutzutage Niemand mehr ableugnen kann. Weit entfernt, den Hang zum Pathologischen in Ken Nomanen Iolas zu verkennen, bewnt Nölsche doch besonders den Fortschritt, den dieselben der Darstellung des menschlichen Seelenlebens als eines durch physische Gesetze bedingten gebracht haben: die Crkenntniß von der Nichtigkeit dieser Auffassung nimmt dem Realismus das Widerwärtige und Zerstörend« und verleiht ihm etwas Versöhnendes. Nölsche weist dann im Einzelnen nach, wie die höchsten seelischen Empfindungen der Willensfreiheit, des Unsterblichleitsglaubens und der Liebe auf's engste durch „physische, molekulare Vorgänge" in jedem Falle bedingt sind. Jedem Erdenwescn wulmt die Tendenz zum Glück, aber zu einem irdischen inne: das ist die Voraussetzung, auf der dann das „realistische Ideal" aufgebaut wird in folgenden Sätzen: „Nur allein das Metaphysische muß uns fem bleiben. Da» Streben nach harmonischem Ausgleich der Kräfte, nach dauerndem Glück ist in jeder Faser etwas Irdisches, Hier auf Erden ringt der Einzelne nach Seligkeit, hier auf Eiden pflanzen wir in heiterem Bewußtsein Keime zum Segen der kommenden Geschlechter. Die dunkle Welt des Metaphysischen sagt hier nichts, hilft nichtö, hinden nichts: sie tonn einen tröstenden Gedanken abgeben beim Tode; an Glück und Unglück im Leden ändert sie nichts." Es sei noch darauf hingewiesen, daß durch geschickt verwandte Beispiele auch vielfache Anregung in Bezug auf einzelne Probleme von dem Verfasser gegeben wird. — Nölsche schreibt auch zu der im Verlage von Hermann Dürfe len in Leipzig erscheinenden „Gesammtnusgabe von Heinrich Heines Werken" die Einleitungen. Die vorliegenden vier Hefte, im Ganzen follen es zwanzig werden, enthalten von ihm eine kurze Biographie des Dichters und Einleitungen zum „Buch der Lieder" und zu den ,,Neuen Gedichten", die im knappsten Rahmen doch alles Wesentliche berücksichtigen. Unter den zahlreichen neuen Heine-Ausgaben möchten wir daher diese, auch wegen ihrer vorzüglichen Ausstattung bei äußerst niedrigem Preise warm empfehlen. tv.

schlesiens Reformirung undKatholijirunn und seine Rettung durch Friedrich de« Grollen. Nebst einem Anhang: Die Zukunft der katholischen Völker. Von Hcrman, Semmig. Leipzig, Verlag von Eugen Peterson.

Die im Jahre 1885 während der Katholikenversammlung zu Gleiwitz ausgesprochene Klage des Rechtsanwalts Dr. Stephan, daß „seine Heimatsprovinz durch ungerechte Kriege von Preußen erworben worden sei" bot dem Verfasser die Veranlassung, die Grundlosigkeit dieser Aeußerung darzutbun und dcmit den un-

würdigen Ausfall auf Friedrich den Großen zurückzuweisen. Semmig zeigt an der Hand der Geschichte — er schließt sich bierin an Wuttkes Werk „Die EntWickelong der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens vornehmlich unter den Habsburgern", an — wie Schlesien sich entwickelt hat und in welches geistige und wirthschaftliche Elend es unter der katholischen Regierung versunken war, als Friedrich der Große von dem Lande Besitz ergriff und dasselbe vom Untergänge rettete. Dann schildert der Verfasser in Form eines Referats über eine Dissertation von I. Muttern, welche Wohltbalen Friedrich der neuen Provinz erwiesen hat und wie durch ibn auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens Ordnung geschaffen worden ist. Als Nnyong bietet der Verfasser eine Studie „über die Zukunft der katholischen Völker", welche nach E. de Lnveleyes Schrift „v« Iuvenil l!e« rieuriles <?»tlioli<jue8" gearbeitet ist. Sie dehandelt das religiöse Problem wesentlich vom Volkewirthschafluchen Standpunkt aus, und die Beweisführung erscheint um so nachdrucklicher, als sie von aller Dogmatil absieht.

>vb.

ü»i isi Il«u»otii»i V»» ,,ü»s» »nll 5Ii<!" INI 2«»pi»«b!iilßi «iuz«^nn^«!!« Züüll»,
L»un>l>»!>!>, IluHcill, Zolnmsnililn:!!«», 2volst«»
»!»!!»«!>»!! 1l«sU»,un!M»!>t«r»l«t>. Xr.IOI, 8enMsr,
vi» «Hut,«!-, Xi, IN2, IUÜ, >Vi«!»nu, 0K»r°ll,
Xr, 109, II», ^Villtbsr v, a, Vu^I^siä»,
C>»vizn,' «»!!«> », 8,, UNu' Hsnäul,
^>w «ünäol, I^ot, 2—»,
X»»!>»e, Dl, ti,, Ist I), III>««K»I üilwlioüzt?
<H, 8cnon>c»,
l.»n»»n, 8is^ln<!,I üürtin, >I«m iHi« iw I^imis.
!.»»!>!>, V'. 1°,, Ui« <jn»Hi»tui äe« 2ir!^«l3.
I>ul8, U, Ki»m»r,
r!e»>»'V»!'t»»». ü, v,, Xi'lä > H,m»lil>», «sin«
l«!NL üo^ukn«^, H,ul Nrunäloz« insnrMKliz»!
N«i«»n 6u^d Hsn ^»nl»u Continout uni »it
IdooHnr Xil<!l>un<k, 2«ni^' ä« I^motn«, ?»nl
8üa«n, Hib I^«ll-Dnff>»nu-3t»«i«u un<Il?»ll»H».
N»»!«», ?, v,, I^i»>z«ir<!>Lol!»stIi<!!>« cniturkün»
K»S—INÜS, Lumoizt Ho» v««t«ii-«i<:ll. I^sipli^,
^. !l, LsbliüiatH Vor!»,,
«»!«»«<', Nr, 8,, I>t>v5!o!nzi« oH«r äie I^«br» vu»
5ol>ui!t«n, 8tutt<f,>lt, Otto ^Ve!««lt,
Nu»»mll»»!»i', 15. H,,, Di» Qolcliicnt« s«i Lru«,
VN» vr, In. Lnßsl, Nil «i»«r ^«nlussizr!,«!!
llllllllior!' von L»e»>«s«><l, ^llliul, Lrist« «n«
«it 1'nitillt, Nalli», ?i!«<liioll Xuin>«H
L«»!»v, ^, II, 8!«i„, 8?in I^sdsn nnH «^in»
»It«i X»i«>!»>u«, 3 LH, Hu« Henn Nn^>
Huär»»« I>eltn««,
8l»«!l««n, 1'inn>< ll,. Iluiwrusim, UUu»!iel!« Li-
Hm«iI>»n!z<!N« UumoiiLten uuH Xuv«!>i»t«!!.
»»nu I,>
Inümm«!, Ounr»,!, Usi «szonicutü«!!» 2v«Ui»in>>s
7ut>»«!>j««, Iv»n, llsl ünztbok. Nun üriRblu!!^.
Vlron»« - »<>!tl»n<!»s!s, 8»ium!un^ ^»m«iu?l>r>
L«nä!ion«l Vart,r»8». u«n 5, lll, f^I.
<"»!>»!', I'risHrion I^«i<:v, I?r!<laiill. Lin» Tiou?-
l»!>r«r^«»okinut» vom linsiu. I^iniiz, ^i!>
V»>»», ^uü»,!, Hu» ä«n U»»»ir«i> «ins» ^?i<:li°>-
Icinäo«, Vnrtriluücüln Mttn«iwnK«u. I^»i»l>!l.
Hlbsrt Uoüoä,
I»e!»t, !l2l, »5«<Uonw. ^«u», ?r. U»u^s« Ver-
I»z, (H,. 8ou«»!i<,
KlUlf und Verlag oon 2. 2ch«ttlllensei in »leilan,